



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

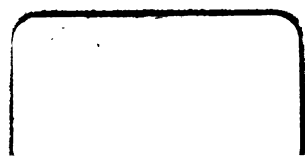
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

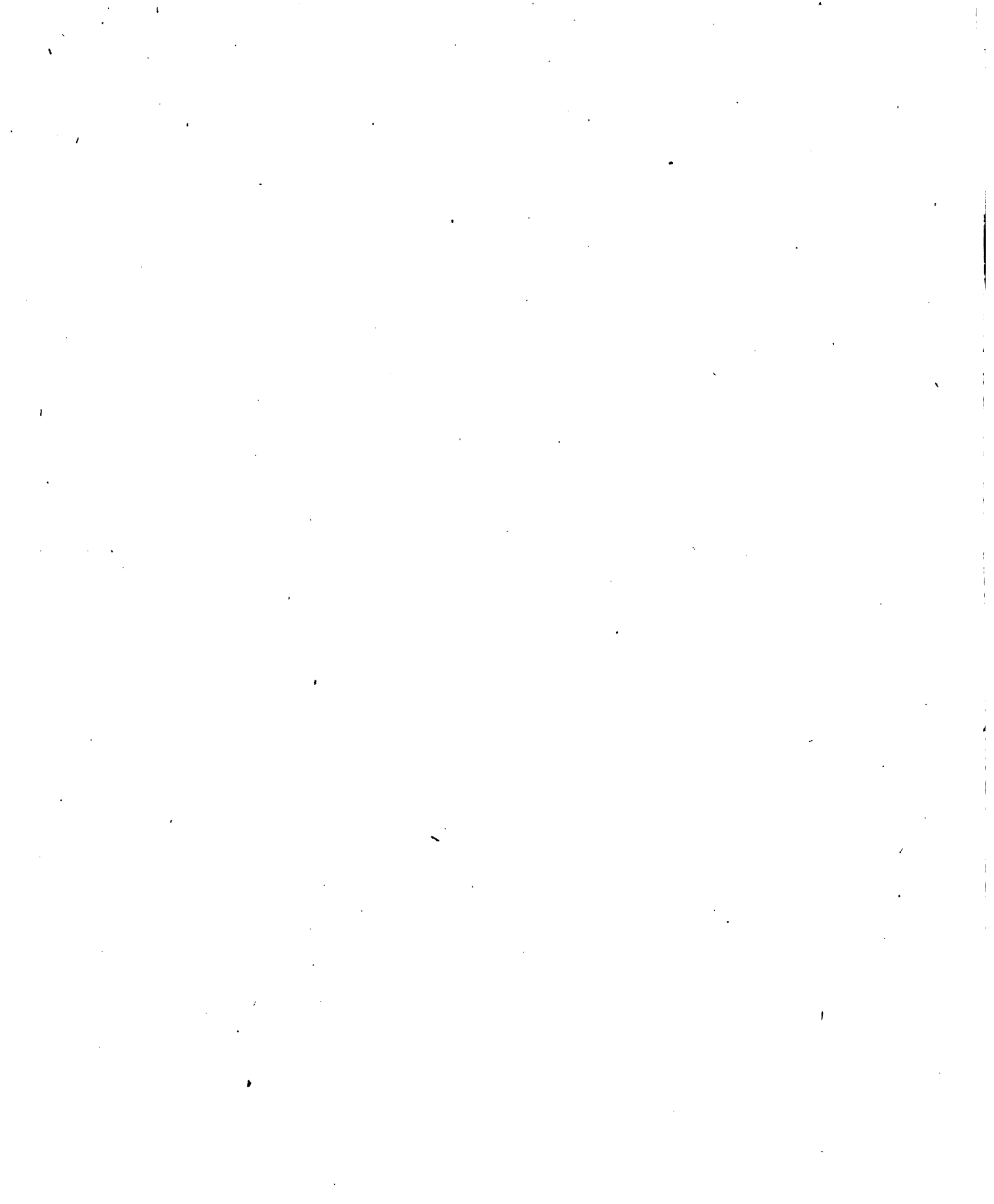
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





Stenciled  
1944









(...cietst)

~~837~~ ✓

NAA





**J a h r b ü c h e r**  
für  
**wissenschaftliche Kritik.**

---

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

**B e r l i n .**

---

***Jahrgang 1835.***

Erster Band.

---

**B e r l i n ,**  
**Verlag von Duncker und Humblot.**

**1 8 3 5.**

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

THE NEW YORK  
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND  
TILDEN FOUNDATIONS



N<sup>o</sup> 1.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

Januar 1835.

I.

*Des Herrn Geheimen Kirchenraths und Professors Dr. C. Daub Darstellung und Beurtheilung der Hypothesen in Betreff der Willensfreiheit. — Mit Zustimmung des Verfassers aus dessen Vorlesungen herausgegeben und mit einigen Zusätzen über die Lehre vom Gewissen, von der Todesstrafe u. s. f. begleitet von Dr. J. C. Kröger, Katecheten am Waisenhaus in Hamburg. Altona 1834. XII und 201 S.*

Es giebt Schriftsteller, welche in der Jugend mit einer raschen Folge von Werken hervortreten, die eine außerordentliche Productivität verheißt. Aber plötzlich bricht diese ab: entweder das Talent hat sich ausgeschöpft oder die äußere Veranlassung, die zum Schreiben nöthigte, ist vorübergegangen. Es giebt Schriftsteller, welche ihre Werke in Pausen hervorbringen, je nachdem dieselben innerlich ausgereift sind. Hier, wo ein wahrhafter Trieb vorhanden ist, scheint die Fruchtbarkeit oft mit den Jahren zu wachsen. Aber es giebt auch Schriftsteller, welche im Reichthum ihres schöpferischen Geistes so selig sind, daß die Darstellung ihres tiefen Lebens für die Welt ihnen zur Nebensache wird. Zugleich sind sie, der Wahrheit oder Schönheit als ihrem Ziel gegenüber, so demüthig, daß sie jahrelang mit dem Durchdenken und Durcharbeiten ihres Werkes auf das Ernsteste sich herumtragen, bevor sie zu einer Mittheilung an das Publicum sich entschließen können. Das sind die rechten Großhändler der Litteratur, die oft erst nach ihrem Tode noch unendliche Schätze heben lassen. In Goethe's, Hegel's, Fichte's, Schlegel's nachgelassenen Werken hat unsere Litteratur Beispiele einer so still gepflegten übergewaltigen Productivität eben gegenwärtig. Zu diesen machtvollen Geistern ge-

hört auch Daub. Was durch den Druck von ihm bis jetzt bekannt ward, ist vielleicht kaum ein Drittel seiner vielfältigen genialen Schöpfungen, die er, als akademischer Lehrer, im Theologischen und Philosophischen ausgestreut hat. Möge die göttliche Vorsehung dem edlen Greise vergönnen, noch selbst seine Dogmatik, Moral, Anthropologie u. s. f. der Litteratur zu unsterblichen Denkmalen zu übergeben! — Vorliegende Schrift ist ein Abschnitt aus Daub's Ethik, für dessen Mittheilung wir zunächst Hrn. Kröger unsern Dank zu sagen haben, da er es war, der Daub dazu auf zufällige Veranlassung aufforderte. Wir sind überzeugt, daß der Wunsch nach umfassenderen Gaben allgemein dadurch angeregt werden wird, weil man aus diesen Vorlesungen die tiefe und doch populäre Weise Daub's recht kennen lernen kann, während bis daher das Vorurtheil der Unverständlichkeit Viele vom Studium seiner Schriften zurückschreckte. Freilich, wer gar nicht denken — und doch philosophiren, wenigstens für philosophisch gebildet gelten will, was heut zu Tage nicht wenige wollen, der findet auch hier seine Rechnung nicht, denn die Spekulation kann sich der Popularität wegen nicht zur unmethodischen Sprache des Salonlebens bequemen, wie es neuerlich sogar ein großer Philosoph wünschenswerth, ja nothwendig zu finden schien, um recht *à la portée des hommes* zu sein.

Sollte das Conversationslexikon unserm Publicum als Norm der Berühmtheit gelten, so wäre Daub nur ein obscurer Theologe, denn man findet darin keine Notiz über ihn, den wir unbedenklich für den größten der neueren Theologen erklären müssen. Er ist ein echter Kirchenvater der protestantischen Theologie. Die lebenswürdige Persönlichkeit des Mannes hat Marheineke, wenn wir nicht irren, in seinem *Ottomar* trefflich geschildert. Daub ist theologisch von gediegener Gelehrsamkeit, aber das reiche Material wird von ihm mit so gründlicher Vernunft beherrscht, daß es nie als eine

Ostentation hervortritt, durch welche so Viele zu imponiren lieben; in den Wellen seines krystallreinen Gedankenstroms spielt es vielmehr nur so beiläufig. Er hat, was Gelehrte oft nicht haben, eine eben so weite als tiefe Welt- und Menschenkenntniß. Die Natur, die Erde, ihre Völker, deren Sitten, Geschicke und hervorragende Individuen, liegen seinem Blick offen. Diese ganze Breite ist bei ihm von dem Sonnenlicht einer glänzenden Phantasie beschienen, welche, im Verein mit solcher Gelehrsamkeit und gigantischen Denkkraft, wohl zu den seltensten Phänomenen gehören dürfte. Auch bei Hegel war diese Verschwisterung, wie es scheint, mit dem Unterschiede, daß bei ihm das Bild sich innerlich aufdrängt, um in ihm einen Gedankenverlauf für die Vorstellung schlagend zu concentriren; bei D. ist die Phantasie mehr in tausend kleinen Wendungen verstreut und tritt in größerem Maße mehr wie durch einen willkürlichen Act hervor. Noch eigenthümlicher möchte die schöne Jugendlichkeit Daub's sein, die Alles, was er thut, spricht und schreibt, mit ihrem Feuer durchdringt. Diese frische, dieser lebendige Hauch entspringt bei D. aus dem spiegelhellen Adel seiner Seele. Eine für sich rigorose, gegen Andere freundlicherhebende, in der Erscheinung huldvolle Moralität giebt seiner Persönlichkeit eine nur Wenigen eigene unmittelbare Macht und Würde. Wie Viele mögen es in Deutschland nicht schon sein, die seiner Berührung eine herbe aber kraftvolle sittliche Wiedergeburt zu danken haben! Bei der höchsten priesterlichen Dignität ist Daub's salbungvolles Wesen von geselliger Anmuth durchzogen. Was auch Schleiermachern als Menschen so werth machte, finden wir auch bei ihm, eine Feindschaft gegen alles Pfäffische, d. h. gegen alle besonderen Ansprüche, welche Theologen als Knechte Gottes so gern zu machen pflegen.

Was Daub der Wissenschaft eigentlich ist, wird sich erst später recht bestimmen lassen. Darin aber glauben wir nicht zu irren, wenn wir ihn als die wahrhafte Mitte des kirchlichen Glaubens und der Wissenschaft, der Theologie und Philosophie charakterisiren. Unerschütterlich hat er an der Wahrheit des christlichen Glaubens festgehalten. Er ist der, welcher das von der Aufklärung verkettete Dogma der Trinität mit kindlichem Gemüth in sich aufgenommen und trotz alles Hohns des gegen seine kahle Verständigkeit selbstgefälligen Rationalismus als den absoluten Inhalt der

absoluten Religion stätig in lebendiger Seele bewahrt hat. Allein er hat den Glauben nicht als starre Voraussetzung belassen. Unablässig hat er auch die Vernünftigkeit desselben zu erkennen sich bemüht. Keinem Zweifel, auch dem kühnsten und freiesten nicht, hat er den Rücken gekehrt, sondern jeden mit männlicher Resignation auf den Ausfall des Resultats durchdacht und durchlebt. Wie kein Theologe orthodoxer als er, so dürfte auch keiner im ächten Sinn des Wortes rationalistischer sein. Diese Seite der scharfsinnig-kritischen, der tief sinnig-penetrirenden Forschung, die ihm gleich stark mit jener der vertrauensvollen Hingebung. Nie hat er die Eigenthümlichkeit des protestantisch-theologischen Wissens, die durch Exegese des Neuen Testaments vermittelte Erkenntniß aus dem Verborgenen verloren, aber zugleich hat er die Gestalt der Philosophie in allen ihren Stadien verfolgt: er hat die *Theologie mit der Philosophie wirklich verflochten*, wie diejenigen, welche nur ein philosophisches System, ohne theologischen Stoff in Contact gesetzt haben; wie die Wegscheider das Kantische, sind dem ferneren Fortschritt der Speculation fremd geblieben und haben deshalb gegen Schelling und Hegel sich nur polemisch-mildeidvoll verächtlich verhalten können. Andere, wie Schleiermacher, haben zwar keinen einseitig philosophischen Standpunkt eingenommen, allein ihr Verhältniß zwischen Theologie und Philosophie ist ein ungelöstes geworden, eine Mischung, in deren zweideutigem Brau die klaren Farben verwischt sind. Es ist unstreitig leichter, bei einem einmal erfaßten System starrsinnig zu verharren, oder eklektisch aus verschiedenen Systemen ein ansprechendes Aggregat „zeitgemäß“ zusammenzustellen, als jede neue Entwicklung mit offenem Verstand zu ergreifen und sich wirklich anzueignen. Die Arbeit, von Kant bis Hegel den Proceß der philosophischen Erkenntniß durchzumachen und für die kirchliche Bildung auszubeuten, war nur einem herkömmlichen Geist möglich, der jeden Kelch bis auf den Boden ausleeren entschlossen war. Diese concrete Vermählung der Systeme, die jeden laxen Waffenstillstand eines oberflächlichen *juste milieu* weigerte, mußte von Andersdenkern, die nicht auf das Princip dieser Metamorphose achteten, einseitig bald nach diesem bald nach jenem der im Proceß hervortretenden Momente beurtheilt werden und so hat Daub das leicht erklärliche Schicksal gehabt, daß man ihn immer nur als einen *Parteimann*

behandelte und ihm mit Ausnahme Weniger, wohin besonders Hegel, Franz v. Baader und Marheineke gehören, seine Verdienste zum Verbrechen machte. Doch ist nicht ungenügend zu lassen, daß er vom preuss. Staat nicht unbeachtet blieb und durch zwei Vocationen (nach Bonn und Berlin) geehrt wurde. Von Unverständigen hingegen wurde sein kirchlich-gläubiger Sinn als Kryptokatholizismus verdächtigt; seine Theologie als mystisch und sein Verhältniß zur Philosophie als eine vollständige Abhängigkeit dargestellt. Sein Fortschritt von der Philosophie zur andern galt als eine Ueberwindung, als Zeichen geistiger Unselbstständigkeit, während hierin Daub's siegerisches Fortstreben zu Tage trat. Freiheit enthalten ist, welche den Widerspruch nicht bequemlichkeitsmäßig ignorirt, ihn nicht in der Ahnung der Berechtigung mit Scheu abweist, sondern den Kampf zu seiner Ueberwindung auf sich zieht. Die so gepriesene Consequenz ist oft weiter als die Härte, welche den Widerspruch bei Seite schiebt. Es gilt Daub wiederum für einen Schüler Hegel, für einen parteiisch in dessen Philosophie Bekehrten, für einen „Zeloten“, und man glaubt genug davon zu haben (denn für ihn sich zu erklären ist ein Verrath an der guten Sache), wenn man auf den Wechsel seiner Bildung hinweist. Die bewiesene Starrheit gilt der Seichtigkeit mehr als die geistige Fortbildung.

Den Theologen dürfte daher das Bild, welches man von ihm vorhanden ist, theils unvollständig, theils dürftiger sein. Fast überall, wo seiner gedacht wird, finden wir nur die flache Bemerkung, er habe die gelungensten Versuche gemacht, die Philosophie auf die Dogmatik anzuwenden. Aber wie wenig die Anwendung von ihm gemacht ist, davon verrathen sie, weil man sie nicht begriffen hat. Daub ging allerdings mit dem Kantischen System in die Dogmatik an, allein schon in den Beilagen zu dem ersten Buch zeigte sich das Streben, über dasselbe hinauszugehen. In den Studien, die er mit Creuzer als Herausgeber der Geistesblüthen herausgab, welche die Zusammenleiden vieler herrlicher Männer zu Anfang des Jahrhunderts ähnlich in Heidelberg herbeiführte, stand er nicht des Jüngeren in Jena, hatte er schon ganz den Schelling'schen Standpunkt inne. In dem Aufsatz über die symbolischen Bücher stellte er das Verhältniß von Staat und Kirche, von Kirche und Kirche, von Con-

fession und Confession meisterhaft dar; man kann diese an geschichtlichem Tiefblick unendlich reichhaltige Abhandlung als Beginn der Studien ansehen, durch welche es Marheineke gelang, die Symbolik überhaupt zu einer neuen Wissenschaft zu gestalten. Ein anderer Aufsatz beschäftigte sich mit dem Verhältniß der *theologischen Encyclopädie zum akademischen Studium*; diese goldenen Worte sollten ein Katechismus für alle junge Theologie Studirenden sein, denn die Requisite, welche die Theologie theoretisch an die Intelligenz und praktisch an den Charakter derer macht, welche sich ihr widmen wollen, sind darin mit eben so großer Umsicht als Inbrunst dargelegt. Den Mittelpunkt dieser Zeit machen die *Theologumena* aus, mit welchen D. die Schelling'sche Philosophie, wenn auch unbewußt, bereits überschritt. Wenn Kant's Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft das vollendetste und in religiöser Hinsicht innigste Werk desjenigen Rationalismus ist, der von der Vernunft als einem nur menschlichen Vermögen ausgeht, so ist Daub's Werk der entschiedene Anfang jener Richtung, welche die menschliche Vernunft in ihrer Einheit mit der göttlichen und die Tradition der Schrift unter diesem Gesichtspunkt erfasset. Die organische Gliederung der Dogmatik erschien hier zum erstenmal als aus Einem Trieb alle Schöpfung treibend. Die Idee selbst setzte sich in ihre Unterschiede auseinander; der Theologe als Bearbeiter der Wissenschaft trat mit rückhaltloser Selbstentäußerung zurück; die Autorität ward hier die der Wahrheit und ihrer Gewissheit von sich selbst. Kirchliches Dogma, biblische Lehre, Gewissheit der Vernunft begrüßten sich hier zum erstenmal im engsten Verein. Die vernachlässigte durch Kant's Kritik um allen Credit gebrachte Lehre von der Existenz Gottes wurde von Daub zuerst vollständig durchgeführt und bis auf Hegel's Abhandlung über diesen Gegenstand ist noch nichts Besseres darüber gesagt worden, wenn auch einzelne Seiten der Beweise seither schärfer entwickelt sind. Wahrhaft bewunderungswürdig ist uns immer die Weise erschienen, mit welcher D. die Schriftstellen in den Text als zusammenhängende Entwicklung einzuweben gewußt hat. So sind sie nicht bloß eine Notiz für die identische Bewährung des Begriffs, vielmehr, nähme man alle diese Stellen für sich heraus, so hätte man eine speculative Dogmatik mit den Worten des Neuen Testaments. Die *Einleitung* zu diesem Werk gab er später ausführlich nach Vorlesungs-



heften heraus; der Anfang derselben ist ausgezeichnet schön; er entwickelte darin den Begriff der Eitelkeit der Welt und der göttlichen Seligkeit mit der lüchelnden Ruhe eines Spinoza und der freudig aufjauchzenden Fülle eines Paulus. Wie sehr D. während dieser Zeit in der Theorie der Erkenntniß fortschritt, zeigte seine Eröffnung der theologischen Partie der *Heidelberger Jahrbücher*, worin er, in Bezug auf die Theologie, mit vielen interessanten historischen Bemerkungen, den Unterschied des mystischen, reflectirenden und contemplativen Erkennens auseinandersetzte. Noch manche kleinere Abhandlung wäre hier zu nennen z. B. das Programm *de homine mortis sibi conscio*, eine geistreiche Anzeige von Göschels Schrift über *Faust* und den ewigen Juden in den Schwarzischen Annalen, im Juntheft von 1824 u. s. f. Der Kampf, in welchen Daub durch die Hegelsche Philosophie mit der Schelling'schen, so wie selbst mit der Orthodoxie gerieth, ist in seinem *Judas* enthalten. So wie der Sieg erfochten war, mußte es D. unmöglich werden, die schon ausgearbeitete Fortsetzung folgen zu lassen. Man muß dies Werk als einen eben so wichtigen Wendepunkt der *theologischen Moral*, wie die Theologumena der *Dogmatik* ansehen. Ein streng systematischer Verband fehlt. Mit synoptischer Exegese fängt es an, mit metaphysischen, gegen die Phänomenologie und Logik von Hegel gerichteten Speculationen über den Raum, über das Widernatürliche, über die universelle Realität der Vernunft und ähnlichen hört es auf. Aber jeder einzelne Abschnitt ist ein in sich geschlossenes Ganze. Wir wüßten kein Buch zu nennen, in welchem die grundlos-willkürliche Negation der Nothwendigkeit und Freiheit als das Wesen des Bösen mit so viel Gründlichkeit und Unschuld, worin die mannigfachen Erscheinungen desselben in allen Gebieten des Lebens, im Gesetz, in der Macht, in der Lüge, im diabolischen Wunder u. s. w. so scharf und vielseitig ergriffen wären. Die Complication und Conspiration aller Mächte des Bösen im Verurtheilungsproceß Christi ist hier bis jetzt unübertroffen dargestellt. Die Erkenntniß erweitert sich und reinigt zugleich das Herz, das vor den Abgründen schaudert, in welche ihm der Blick eröffnet wird. Man weiß nicht, soll man

mehr den wehrlos-erlöschenden theologischen Eifer und den kaltblütigen Muth der Speculation oder die energiegelogische Spürkraft und Wärme der Gährung bewundern. Wie viele nebenbei reichlichst vorkommende Untersuchungen hier vorkommen, versteht man, wenn man anwendlich ist die über Lessing's *Nathan* betrachtet, daß die theologische Bedeutung dieses Dramas hier wohl ein für allemal bezeugt wird.

Seit der Herausgabe dieses Werkes schreibt Daub. Er mußte so viel Mißverständniß, Verleumdung, bösen Willen erfahren, daß ihm nicht zu verdenken war, wenn er die Stellung einer gewissen Selbstsucht annahm. Seit einiger Zeit jedoch scheint er sich von literarischen Mittheilungen in ihm wieder zu sein. Es erschien unlängst in den theologischen Studien von Uhlmann und Umbreit eine Abhandlung über den *Logos* von ihm, worin er den Begriff des Logos, des Geistes, der Vernunft, des ob- und subjectiven, des Sprechens und des Namens in so sorgfältiger Verbindung entfaltet, daß erklärlich wird, wie das historische Element der Idealität der Dogmen der wöhnlichen Theologen hier nur ein Schönmäulchen des luxurirenden Verstandes da zu sein scheint. Die folgende Schrift von der *Selbstsucht in der theologischen Theologie jetziger Zeit* hat Aufsehen gemacht, angefangen, weil sie über so Vieles und so Vieles so Viele den Stab bricht und nur die Frage der eigentlichen Confession hervorgehoben hat, welche, wie im Politischen, so auch im Religions- und Philosophischen, die Entscheidung gern durch die Stimmen geben und Abzählen der Stimmen herbeiführen. Es ist natürlich, daß sie auf individuelle Gladheitsmomente dringt, um aus der Majorität sich eine „wahrscheinliche“ Wahrscheinlichkeit zu erbitteln. Daß sie theilung das Princip der Kritik zu ähneln, ist freilich mehr Mühe, als Recensenten sich zu leisten, denen es bekanntlich immer eilte, oder an der Zeit gebricht. Daß man nichts gesagt wäre, wenn man auch hier das alte schene Lied wieder anstimmte, daß man die Ansichten auf die Theologie angewendet, das ist denn doch gemerkt zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

№ 2.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

Januar 1835.

**Des Herrn Geheimen Kirchenraths und Professors Dr. C. Daub Darstellung und Beurtheilung der Hypothesen in Betreff der Willensfreiheit.**

(Schluß.)

Man könnte das Werk vielleicht als eine *Phänomenologie aller Dogmatik* darstellen, denn die Dogmatik jetziger Zeit ist eben Resultat der Dogmatik früherer Zeit; die Standpunkte, die in jener auftreten, sind durch die Bewegung der früheren vermittelt. Die Dialektik dieser verschiedenen Positionen ist von Daub mit unendlicher Herrschaft über den complicirten Stoff entwickelt. Das Komische der Selbstvernichtung des Gefühls, des gelehrten, des praktischen, skeptischen, kritischen und gemüthlichen Verstandes ist mit einem Humor geschildert, der nur aus vieljähriger Vertrautheit mit diesen Materien in solche Blitze ausschlagen konnte. Von sich als sich selbst Belügenden und Betrügenden zu vernehmen, mußte freilich die Theologen aufbringen und so haben sie denn, ohne Sinnesänderung, geübt, dem Prediger in der Wüste den Vorwurf der eigenen Selbstsucht — für die Hegelsche Philosophie zurückzugeben. Nichtsdestoweniger steht das alte Gebäude der gelehrtsupranaturalistischen, wie der kritischrationalistischen Theologie einmal in Flammen und die Bewohner werden theils Sardanapalisch mit ihren Schätzen, den Büchern und Meinungen, verbrennen oder durch Flucht auf einen andern Standpunkt sich retten müssen. Auch über diese Nothwendigkeit werden Viele noch eine Zeitlang sich selbst belügen und betrügen können, bis die Nothwendigkeit sie als Noth ereilen wird.

Sollte man an Daub etwas tadeln, so wäre es die *Form*. Er hat in der Sprache Vorzüge, wie sie mit einem so gründlichen Denken nothwendig verbunden sein müssen: Bestimmtheit des Einzelnen und strenglogischen Zusammenhang des Ganzen. Er hat Vorzüge, wie sie

aus einer so umfassenden Belesenheit, vielfältigen Lebenserfahrung und kräftigen Phantasie entspringen müssen. Endlich Vorzüge, wie sie allein durch lautere Sittlichkeit gegeben werden können: daß jedes dogmatische Element auch eine ethische Beziehung hat, wird man bei keinem Theologen so, wie bei ihm, durchempfinden, wenn gleich andere Dogmatiker von der Moral zu reden nicht müde werden. Allein er hat eine Eigenschaft, welche ihm den Leserkreis verdirbt, das *Periodische seiner Structur*. Die Denkkraft ist jetzt, wo die ganze Litteratur in Heften und Bildern für das kurzathmige Leben zugerichtet wird, bei Vielen so ungeübt, daß die logische Bündigkeit ihnen zu einem Zwange wird, den sie sich von der Willkür angethan glauben. „Madensprünge“, wie Jean Paul es nennen würde, sind jetzt die Perioden der Eilfertigkeit, welche auch die Philosophie und Theologie zu einem Zeitvertreib degradirt wünscht. Kurze, überschauliche Sätze, keine kunstreich verschlungene Perioden; kurze Anzeigen, keine gründlich auf die Sache eingehenden Kritiken; leichtdurchgelesene Compendien, keine weitläufigere Behandlung eines Gegenstandes. Daub greift in der Energie seines Denkens viele Gedanken auf Einmal in ihrer Verkettung zusammen. Seine Perioden gleichen großen Mänteln, deren Weite sich faltig um die knapper anliegende Kleidung umschlägt. Ihm ist wegen seiner Virtuosität im Periodenbau vom Journalstyl der Vorwurf eines verworrenen, schleppenden Schreibens gemacht. Auch ist nicht zu leugnen, daß der Styl nicht selten breit wird, daß die Masse sich oft schwer wie in Flus gebrachtes Metall fortwälzt. Zur Entschuldigung muß nun bemerkt werden, daß auf Daub's schriftliche Darstellung die *mündliche* unstreitig großen Einfluß gehabt hat. Dem vieljährigen, überaus eifrigen Lehrer haben sich gar manche Eigenheiten der mündlichen Rede, namentlich auch treffende Wortspiele, in die schriftliche hinübergezogen. Für das *Vorlesen* sind daher seine

Schriften vollkommen geeignet. Aus jenem Verhältniß zur Jugend sind auch sowohl die vielen Wiederholungen zu erklären, um die Consequenz des Ganges in Erinnerung zu bringen, als die zwischeneingeflochtenen Erläuterungen, um nichts unverstanden zu lassen. Daub für sich ist natürlich über dies pädagogische Gerüst hinweg; für die Lernenden ist es zweckmäßig und erst dem Reiferen wird es dadurch beschwerlich, daß es die Einfachheit der zu Grunde liegenden organischen Gestalt oft verdeckt, etwa, wie an große Kathedralen Häuser und kleine Buden angelehnt sind und den Anblick der architektonischen Schönheit verbauen. Daub verfährt *dialektisch*; durch jene Manier gewinnt es aber den Anschein, als sei seine Methode nur *dogmatisch*. Wo er in der letzten Zeit als Schriftsteller aufgetreten ist, hat er jedoch den dialektischen Proceß mit sicherem Tact durchgeführt.

Hier, in diesen Vorlesungen, sind nicht dieselben Anforderungen zu machen; aber nirgends wird man die Strenge der Anordnung und die glückliche Angemessenheit des Ausdrucks vermissen. Schleiermacher regte in seinen Vorlesungen auf, weckte den wissenschaftlichen Sinn, stellte eine Menge von Aufgaben — gewiss ein unendliches Verdienst; Daub fügt zur Erregung in seinen Vorträgen die Befriedigung hinzu. Wir freuen uns jedesmal, wenn wir wieder ein Werk erhalten haben, in welchem der redliche Ernst des Erkennens überall sichtbar ist, weil nicht zu leugnen steht, daß unsere Zeit mehr das prahlerische Ankündigen zukünftiger Metamorphosen der Wissenschaft, als den wirklich mit der Sache beschäftigten Sinn begünstigt. Den Inhalt der vorliegenden recht aus dem Vollen geschöpften Schrift kennen zu lernen, müssen wir den Leser an ihr eigenes Studium verweisen. Nur im Allgemeinen wollen wir denselben angeben.

Die Elemente der Persönlichkeit sind, was die Intelligenz anbetrifft, das Gewissen, was den Willen angeht, die Freiheit des Willens. Freiheit also und Gewissen sind aus Einem Princip die beiden alle menschliche Persönlichkeit constituirenden Elemente. Wird das Ich zum wirklich persönlichen Subject, so werden sie Bestimmtheiten desselben; der Mensch ist Person und hat Gewissen. Wenn nun unbegriffen bleibt, wie Freiheit mit der Nothwendigkeit besteht, oder wenn gar das Zusammenbestehen beider für unbegreiflich erklärt wird, so ist ein Zweifel möglich, theils, ob nicht das Gewis-

sen ein nur Gemeintes; theils, ob nicht auch die Freiheit des Willens nur ein leerer Gedanke sei, oder aber ob der Gedanke des Gewissens und der Freiheit einen wahrhaften Gegenstand haben? Schlägt die Dubitation in *Negation* aus, so kann 1) die Erfahrung von der Wirklichkeit des Wissens überhaupt zugegeben werden. Aber, daß wir ein vom Wissen durch Wahrnehmung u. s. w. erworbenes absolut verschiedenes *unerworbenes* Wissen haben, kann nicht erfahren werden und ist darum zu leugnen; 2) das Wollen giebt sich durch eigenes und fremdes Beschließen Jedem kund und kann also erfahren werden; aber, ob das Wollen an sich frei sei, kann bezweifelt und geleugnet werden. So entspringt auf der einen Seite der *Indifferentismus*, auf der andern der *Fatalismus*. Der Gedanke des Gewissens hat ursprünglich eine Beziehung auf Gott; in dieser Beziehung ist daher der Indifferentismus a) der *dogmatische*. Er leugnet das Sein Gottes nicht; wohl aber, daß irgend eine der vielen Religionen, welche die Geschichte wie die eigene Erfahrung kennen lehrt, an und für sich Nothwendigkeit habe; eine jede habe Mängel im Inhalt wie in der Form, weshalb es eben indifferent sei, welcher Religion Jemand angehöre; hier könne man wählen. Wird die Wirklichkeit des Gewissens einfach abgeleugnet, so entsteht b) der *praktische* Indifferentismus, der die absolute Nothwendigkeit des Gesetzes leugnet, weil die Gesetze eben so wohl constituiert als abrogirt werden könnten. Durch die Macht wird er zum *Despotismus*, durch den Reichthum zum *Libertinismus*. — Der Fatalismus ist als praktischer zunächst vom *ästhetischen* zu unterscheiden, der jedoch die Freiheit des Willens nicht als solche leugnet. Als praktischer ist er a) der *empirische*, wenn die Gründe für die Abnegation der Freiheit aus der Erfahrung genommen werden. Dies können sein α) historische, β) natürliche, wodurch der historische und naturalistische Fatalismus entsteht. γ) Werden die Gründe αα) aus der inneren Erfahrung der menschlichen Seele hergenommen, so entsteht der psychische Fatalismus oder Determinismus; wenn ββ) aus dem Verhältniß Gottes zur Welt, so entsteht δ) die Prädestination des Augustinischen, ε) die Verhängnislehre des Mohamedanischen Supranaturalismus. 2) Der *intelligible* Fatalismus ist der von E. Schmid aus der Kantischen Philosophie herausgebildete, daß der Mensch im Wollen des Guten frei, im Wollen des Vernunftlosen unfrei, einem Fatum,

dem Radicalbösen unterworfen ist. Dafs das Böse möglich ist, muß seinen Grund in einem Substrat der Erscheinung, einem unbekannten Ding an sich, einer Intelligenz haben, weil sonst das Wollen vom Gegentheil dessen, was zufolge der praktischen Vernunft sein soll, unbegreiflich wäre.

Jede dieser Hypothesen ist aus sich selbst entwickelt und widerlegt. Eine Menge der interessantesten Bemerkungen über Gesetzgebung, Verfassung, über den Orient, über Napoleon, Cäsar u. s. f. hat sich dabei angesammelt. Für die Krone des Ganzen haben wir die Darstellung und Widerlegung der supranaturalistischen Theorie. Auch thut sie unserer Zeit besonders Noth, weil sich hinter den Formeln vom Willen Gottes, von der Vorsehung u. s. f. oft nichts anders als der purste Fatalismus verbirgt. Die verzagte Schwäche tröstet sich mit dem Fatalismus eben sowohl als der Trotz der Stärke. Was aber den Indifferentismus betrifft, so ist ein ganzes Geschlecht desselben erwachsen. Die *roués*, von denen jetzt unsere großen Städte wimmeln, mögen sie nun mit demagogischer Frechheit, wie in Deutschland, auftreten, oder mit witziger Abgeschliffenheit, wie in Frankreich, oder mit der melancholischen Coquetterie eines „verbrannten“ Herzens, wie in England, sind nichts anders, als Indifferentisten und gelegentlich — Fatalisten, immer aber Gegner der wahrhaften Willensfreiheit.

Karl Rosenkranz.

## II.

*De Leibniti philosophia, dissertatio. Auctore Julio Schaller, phil. Dre. Halae 1833. — 74 S.*

Das Schicksal, citirt und gelobt, aber nicht gelesen zu werden, möchte von allen neuern Philosophen Keinen so sehr getroffen haben, als Leibnitz. Es ist nicht zu leugnen, dafs seine Schriften durch ihre Beschaffenheit einen Theil der Schuld tragen. Es ist nämlich misslich, ein philosophisches System in lauter kleinen Schriften, welche die Gestalt ephemerer Erscheinungen an sich tragen, in Briefen oder im leichten Ton des Gesprächs darzustellen. In den Theilen, welche ihrer ganzen Natur nach mehr der populären Behandlung fähig sind, ist dies noch eher zu dulden, ja kann sogar als zweckmäfsig erscheinen, je mehr aber die speculative Tiefe des Gegenstandes sich geltend macht, um so unbequemer wird es, die Wahrheit in dieser Form verhüllt zu finden, um so eher wird diese Form, anstatt sie zugänglich zu machen, von der Wahrheit entfernen. Denn die Popularität der Form läfst natürlicher

Weise einen leichten, vulgären Inhalt vermüthen, zeigt sich nun der Inhalt, trotz der leichten Form, nicht so, wie alle übrigen Gegenstände der Conversation, so wendet man sich von ihm als einem dunkeln, mystischen, ab. So mochte mit in der Form der Leibnitzschen Werke der Grund liegen, warum seit Wolf's Vorgänge die Theile seiner Philosophie, in welchen die gebildete Reflexion fort kann, in Ehren blieben, z. B. die logischen Bestimmungen, die Lehre von den Erkenntnisprincipien, die popular gehaltne Theodicee u. s. f., dagegen die Monadologie, und was mit der zunächst zusammenhängt, vergessen ward.

Als nun in neuerer Zeit auf dieses Vernachlässigte als auf das Wesentliche aufmerksam gemacht ward, als Fichte auf Leibnitz hinwies, Schelling die Hoffnung aussprach, dafs jetzt endlich Leibnitz müchte verstanden werden können, als Erscheinungen, wie z. B. Herbart, von selbst auf Leibnitz zurückdeuteten, — da fanden sich denn allerdings Viele verpflichtet, der Vergessenheit zu entreißen, was ihr nicht gehört, aber freilich schreckte sie der mühsame Weg, und trotz aller Lobeserhebungen, mit welchen Leibnitz jetzt wieder überschüttet wird, haben wir noch keine einzige ausführliche Darstellung seines Systems erhalten, welche genügte. Es sind nämlich zwei Klippen, an welchen bisher alle mehr detaillirten Darstellungen scheiterten. Entweder ward die oben erwähnte Parthie nur wie ein unvermeidliches Uebel mit behandelt, und man war froh, wenn man erst bei den bekannten Vorstellungen von den angeborenen Ideen, oder beim Optimismus u. s. f. angelangt war, — oder, wenn dies nicht der Fall war, wurde das Schwierige und das Populäre, wie zwei ganz disparate, von einander unabhängige, Bestandtheile behandelt und gar kein organischer Zusammenhang nachgewiesen etwa zwischen der prästabilirten Harmonie und den Erkenntnisprincipien u. s. f. Beide Mängel hat eine Darstellung der Leibnitzschen Philosophie zu vermeiden, und dabei aus der großen Masse den wissenschaftlichen Gehalt rein auszuscheiden und in ihm angemessener Form darzulegen.

Die vorliegende Dissertation zerfällt in drei Capitel, von denen das *erste* als Einleitung an Cartesius und Spinoza anknüpft, das *zweite* die Philosophie des Leibnitz enthält, das *dritte* kurz den Uebergang zu Wolf andeutet. Was nun *Cap. I.* betrifft, so erlaubt sich der Referent nur die Bemerkung, dafs es wenigstens ungenau ist, zu sagen, dafs bei Cartesius Denken und Ausdehnung Substanzen seien, — ferner dafs, wenn gleich das Ende des Cartesianismus der Dualismus ist, dennoch dieses dem Anfang desselben gar nicht widerspricht, da, wie Feuerbach und der Referent gezeigt haben, im *Cogito ergo sum* der Dualismus liegt. *Cap. II.* behandelt in fünf Abschnitten die Leibnitzsche Philosophie. Im *ersten* wird als (materiales) Princip das der Individuation oder Reflexion in sich bestimmt, p. 4, nach welchem bei jeder Substanz, fern von jeder Passivität, alle Bestimmungen nur Manifestationen ihrer selbst seien. Der *zweite* Abschnitt enthält die Monadologie, und zwar wird 1) von der *Monade* p. 6 gezeigt, dafs sie, als

vorstellend, ihr Anderes an ihr selbst habe, Entelechie sei p. 8; — 2) wird die *Vielfalt der Monaden* p. 8 betreffend, richtig getadelt, daß die Vielheit, die sich aus dem Begriff der *Monas* ergibt, empirisch aufgenommen sei, dann wird der Unterschied zwischen Vorstellung, Apperception und Selbstbewußtsein dargestellt, — p. 10. endlich nachgewiesen wie, eben weil keine Passivität in der Monade ist, ihre Beziehung außer ihnen, die Determination, Prädestination, unbegreifliche prästabilierte Harmonie, sei p. 14; — 3) wird, wo die *monas monadum* als Inbegriff aller Realitäten bestimmt wird, gerügt, daß nicht auch in ihr die negative Beziehung auf sich, wodurch Gott Schöpfer sei, anerkannt werde. — *Der dritte Abschnitt*, p. 16, der von der Natur der Dinge handelt, enthält 1) den schwierigen Punkt von der *Materie* in einer sehr lobenswerthen Deutlichkeit, nach den Briefen an des Bosses; — nachdem aufmerksam gemacht ist, daß man bei dem „Haufen von Substanzen“ Kategorien, wie Nähe, Berührung, vergessen müsse p. 18 — zeigt er, daß die Masse nur *Phänomen* ist, das heißt nicht für sich existirt, sondern nur in dem Percipirenden, das alle diese Perceptionen umfaßt, daß sie also existirt durch Aggregat schlafender Monaden und eine, verworren vorstellende, Monade — 21. — Hieran knüpft sich, nachdem 2) von Raum und Zeit gehandelt ist, 3) die Beschränkung an (nach dem letzten Brief an des Bosses), daß bei den organischen Geschöpfen zu der Masse als Phänomen, noch etwas hinzutrete, welches als reelles, substantielles Band, die Einheit der Substanzen zu Wege bringt, welche im Organismus sich findet, und durch die prästabilierte Harmonie allein nicht zu erklären ist. — 26 — 28. — Nachdem dann von der Präformation und Unsterblichkeit die Rede gewesen, wird die Verbindung von Leib und Seele näher bestimmt — 31, — die darin liegt, daß die herrschende *Monas* (Seele) und das Aggregat von Monaden, (Körper) eine Welt vorstellen. — *Der vierte Abschnitt* handelt von der menschlichen Erkenntnis — 35 — bestimmt das Wesen des Geistes als Denken, giebt die Lehre von den angeborenen Ideen und Wahrheiten, von der Zurückführung aller Wahrheiten auf solche primitive — geht dann zu den Principien der Erkenntnis über, zeigt — 41 den Zusammenhang des *princ. contradictionis* mit dem Begriff der logischen Möglichkeit, und deren Verhältniß zur realen, behandelt das *princ. indiscernibilium*, zeigt endlich vom *princ. rationis sufficientis*, daß, da es den Zweckbegriff in sich schliesse, es im innigsten Zusammenhange stehe mit der prästabilierten Harmonie, als dem allgemeinen Zweck. 46. 47. — *Der fünfte Abschnitt*, von Gott und der Welt, ist eine Darlegung der Leibn. Theologie namentlich nach *causa Dei*, — 56 wird die Theodicee sehr treffend eine Auslegung des *princ. rationis sufficientis* genannt. —

Cap. III. wird nachgewiesen, daß es die Anwendung der

von Leibnitz gelobten mathematischen Methode und die ausschließliche Behandlung der Lehre von den Erkenntnisprincipien sei, welche Wolf zu seinem Geschäft gemacht habe; wodurch allmählig Leibnitz in Vergessenheit gerathen sei.

Dieser Auszug wird es rechtfertigen, wenn Referent jetzt seine Freude ausspricht, daß der Verfasser vorliegender Dissertation alle die Gesichtspunkte, die oben als nicht außer Acht zu lassende bestimmt wurden, fest im Auge behalten, und in allen dreien recht Dankenswerthes geliefert hat. Es ist *erstlich* die ganze Darstellung aus einem fleißigen Studium der Leibnitzschen Schriften hervorgegangen, und ist klar und bestimmt; wo es möglich, sind Leibnitz's eigene Worte beibehalten. Die eingestreuten Bemerkungen sind meist treffend, wenn gleich im Einzelnen Manches etwas künstlich hineingetragen scheint, so z. B. daß mit dem Princip der *Einheit* die *vereinigenden* Versuche Leibnitzens hinsichtlich der Religion zusammenhängen, — eben so ist p. 58 Manches, was allerdings wahr ist, so hinzugebracht, daß es den Faden unterbricht, und statt Leibnitzens Lehre Consequenzen derselben erzählt werden. *Zweitens* ist gerade der schwierigere Theil der Leibnitzschen Lehre einem sehr ernsten Nachdenken unterworfen und mit vieler Liebe behandelt, — *endlich* ist der Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen vom Verfasser stets im Auge behalten. Sehr treffend ist dieser Zusammenhang nachgewiesen zwischen dem *princ. rationis sufficientis* und der prästabilierten Harmonie, eben so zwischen dieser und der Theodicee, eben so zwischen der Monadenlehre und dem Zweck der Schöpfung. — Wo der nähere Zusammenhang dem Verfasser nicht sichtbar war, hat er doch nach ihm geforscht, wo er fehlte, den Mangel gerügt. Hier möchte es freilich zu viel gesagt sein, daß das *princ. contradictionis* im Widerspruch stehe mit der Monadologie. —

Indem der Referent dem Verfasser für seine Arbeit dankt und den Wunsch ausspricht, derselbe möge seine historischen Forschungen, zu denen ein speculatives Interesse ihn so wohl befähigt, fortsetzen, muß er hinsichtlich *dieser* Arbeit doch noch eines Punktes Erwähnung thun. Sie ist, nach den angehängten Thesen zu urtheilen, eine Inauguraldissertation, und darin mag wohl die Wahl der lateinischen Sprache ihren Grund haben. Man ist nun allerdings, wegen des inneren Widerspruchs, der darin liegt, philosophische Untersuchungen unserer Tage in einer toten Sprache darzustellen, — gewohnt, es darin nicht genau zu nehmen, indeß hat doch Alles sein Maas, und der Verfasser möge es Keinem verübeln, der bei der vorliegenden Arbeit (z. B. p. 14) manchmal das Gefühl hat, als würden gute Gedanken in der Mundart vorgetragen, die man Rothwätsch zu nennen pflegt. —

Dr. Erdmann.

№ 3.  
J a h r b ü c h e r  
f ü r  
w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Januar 1835.

III.

*Matériaux pour l'histoire du christianisme en Egypte, en Nubie, et en Abyssinie, contenus dans trois mémoires académiques sur des inscriptions grecques des V. et VI. siècles; par Mr. Letronne. Paris, 1832.*

Der Eifer, welcher in den neuesten Zeiten auf die Aufsuchung der alten Inschriften Aegyptens verwendet worden ist, hat sich nicht nur auf die mit ägyptischer Schrift aufgezeichneten, sondern auch auf die in griechischer Sprache abgefaßten, so wie auf die griechischen Papyrustollen erstreckt. Die Erklärung dieser ägyptisch-griechischen Denkmäler, obgleich manche Probleme darbietend, ist doch bei weitem nicht mit solchen Schwierigkeiten umgeben, wie die Erklärung der in ägyptischer Sprache und Schrift aufgezeichneten. Daher hat sich denn der Inhalt jener griechischen Inschriften und Papyrustollen auch schon viel vollständiger ermitteln lassen, und er hat nicht nur über die politischen, religiösen und häuslichen Verhältnisse des ptolemäischen, römischen und byzantinischen Aegyptens, sondern auch über den Inhalt der ägyptischen Texte selbst manches dankenswerthe Licht verbreitet. Niebuhr, Boeckh, Buttmann, Letronne, Peyron, Reuvens, Young, haben sich um die Erläuterung der ägyptisch-griechischen und der nubisch-griechischen Denkmäler die größten Verdienste erworben. Letronne's vieljährige Beschäftigungen mit diesem Gegenstande haben ihn auch zur Ausarbeitung der vorliegenden drei Abhandlungen geführt, welche eigentlich zum neunten, und dem noch nicht erschienenen zehnten Bande der *Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles lettres* gehören, hier aber zusammen abgedruckt worden sind in einer besonderen Ausgabe, von welcher man nur hundert Exemplare gedruckt hat, und die nicht in den Buchhandel gekommen ist. Der Hauptpunkt, welchen diese drei Abhandlungen als In-

schriften erläutern, ist die nähere Ermittlung der Zeit, in welcher der heidnische Cultus in Aegypten wirklich aufhörte, und der Zeit, in welcher das Christenthum in Abyssinien und Nubien gegründet ward. Die Abhandlungen sind daher für die Kirchengeschichte wichtig, und stützen sich auf unbestreitbare und klare Denkmäler.

Die erste Abhandlung beschäftigt sich mit der Inschrift des Silko, Königes der Nubier und aller Aethiopier, *σιλκῷ βασιλεὺς νοβιδῶν καὶ ὅλων τῶν αἰθιοπῶν*, welche in dem Tempel zu Kalapsche, dem alten Talmis, gefunden worden ist. Silko verewiget darin die Siege, welche ihm Gott über die Blemmyer, die Nachbarn der Nubier, verliehen hat. Niebuhr hat diese Inschrift, nach der Abschrift von Gau, in seinen *Inscriptiones Nubienses* erläutert. Er hielt dafür, daß Silko ein Heide gewesen, und gelebt habe zur Zeit der Kaiser Diocletianus und Maximianus, also gegen ao. 300. Die Gausche Abschrift enthielt jedoch einige Lücken, welche Niebuhr dergestalt ergänzte, daß nun zweimal der Gott Ares in der Inschrift erahien; woraus er denn natürlich die Abfassung der Inschrift durch einen Heiden folgerte. Die Gräcität der Inschrift hätte ihn aber in der That bedenklich machen müssen; sie führt in eine viel spätere Zeit, in die der byzantinischen Gräcität. Letronne hat nun durch Cailliaud eine andre Abschrift der Inschrift erhalten, welche jene Lücken auf eine andre Weise ergänzt, und zwar so, daß der Gott Ares, und mit ihm die Spur des Heidenthumes, aus der Inschrift verschwindet.

Die erste lückenhafte Stelle lautete nämlich: „ich lasse den Feinden keine Ruhe:“

*εἰ μὴ κατηξίωσάν με κ. .... ρ. .... λ. ....*

Niebuhr ergänzte: *καὶ ἄρην καλοῦσιν*, und übersetzte: „wofern sie mich nicht anflehen und Ares nennen“. Statt dessen giebt nun Cailliaud's Abschrift deutlich:

*εἰ μὴ κατηξίωσάν με καὶ παρακαλοῦσιν*

„wofern sie mich nicht anflehen und um Vergebung bitten“.

Diese Bedeutung des *παρὰ καὶ* erläutert der Verf. aus den Kirchenschriftstellern. Hiernach wäre der eine Ares beseitiget.

Die zweite, lückenhafte Stelle schließt sich unmittelbar an die vorhergehende; der König fügt hinzu:

*ἐγὼ γὰρ εἰς καὶ τὴν μίση λέων εἰμι καὶ εἰς ἄνω μίση ἀρξ εἰμι*

Statt des unverständlichen ἀρξ restituirte Niebuhr wieder ἀρχ; und übersetzte: „denn ich bin ein Löwe für die niederen Landschaften, und ein Ares für die hohen Landschaften“. Daß in diesem Sinne dem Löwen eher ein andres Thier entgegengesetzt sein würde, und nicht grade der Gott Ares, fühlte er wohl, und schlug daher auch diese Uebersetzung vor: „denn ich bin ein Löwe in Ansehung des Unterleibes, und ein Ares in Ansehung des Oberleibes“. Inzwischen fragte es sich noch immer, was aus dem ἀρξ zu machen sei. Die Abschrift Cailliaud's giebt auch ἀρξ, jedoch mit einem Punkte über dem P, um anzudeuten, daß die Lesung des Buchstabens zweifelhaft sei. Letronne bemerkt nun, daß unstreitig statt des P ein I zu lesen sei, woraus sich das grade passende Wort αἶξ Ziege ergibt. Der Sinn ist also:

*„für das flache Land bin ich ein Löwe, für die Gebirge eine Ziege“*

d. h. ich kann überallhin kommen; keine Gegend wird meine Feinde sichern. Der zweite Ares wäre hiernach auch verschwunden.

Der Vf. geht darauf zu denjenigen Ausdrücken der Inschrift über, welche seines Erachtens den christlichen Abfasser verrathen. Dahin gehört zuvörderst, daß Silko sagt: „ich bekriegte die Blemmyer“

*καὶ ὁ θεὸς ἔδωκεν μοι τὸ νίκημα.*

Der Ausdruck ὁ θεός, in diesem absoluten Sinne gebraucht, konnte nach Letronnes Meinung nur aus einem christlichen Munde kommen. Er giebt zu, daß der philosophische Stryl der Heiden die Wörter ὁ θεός, τὸ θεῖον, zur Bezeichnung der Gottheit im Allgemeinen gebrauchte; aber in öffentlichen Inschriften der Heiden könne ein solches ὁ θεός nicht vorkommen, es wäre denn, daß ein specieller Gott, wie Ammon, Hermes, vorher genannt worden, und dann ein nachfolgendes ὁ θεός sich auf jenen bezöge, mit dem Sinne: „der oben gedachte Gott“. Die übrigen heidnischen Inschriften Aegyptens fügen dem ὁ θεός immer den speciellen Namen bei, und sagen ὁ θεός ἄμμων, ὁ θεός σάραπις. Man könnte nun Hrn. L. einwenden, es sei auffallend, daß ein Christ dem ὁ

θεός nicht noch irgend ein *Epitheton orname* beigelegt habe. Indes müssen wir diesen Einwand sofort fallen lassen, da es in der S. 89 erwähnten, unzweifelhaft christlichen Inschrift zu Philae, welche unter Aufsicht des Bischofes Theodorus gemacht ward, gleichfalls heisst: ὁ θεός αὐτὸν διαφυλάξῃ ἐν μίσηστον χρόνον.

Man könnte ferner einwenden, es sei auffallend, daß ein Christ gegen Ende des sechsten Jahrhunderts, wohin Hr. L. die Inschrift setzt, bei einer solchen Gelegenheit nicht auch der Namen Christi, der Mutter Gottes und der Heiligen, gedacht habe, da letztere damals in der morgenländischen Kirche schon eine so große Verehrung genossen. Inzwischen müssen wir zugeben, daß diese Erwähnungen nicht durchaus nothwendig gewesen, mit Rücksicht auf die weiteren, von Hrn. L. aufgestellten Anzeichen des Christenthumes in der Inschrift.

Der zweite hieher gehörende Ausdruck ist nämlich dieser, daß Silko sagt: „ich schloß Frieden mit den Blemmyern“

*καὶ ὁμοῦν μοι τὰ εἰδωλα αὐτῶν*

*„und sie schwuren mir auf ihre Bilder“.*

Nur die jüdischen Verfasser der Alexandrinischen Version des A. T. und die christlichen Kirchenschriftsteller gebrauchen den Ausdruck εἰδωλα zur Bezeichnung der Götzbilder der Heiden. Den Silko aber für einen jüdischen Fürsten zu halten, dazu möchte wenig Grund sein.

Endlich geht Hr. L. die Sprache der Inschrift durch, und weist darin überall die Worte und Wendungen der byzantinischen Gräcität nach; z. B. καὶ ὅλων τῶν αἰθεράτων statt καὶ τῶν συμπάντων; ferner das bekannte *ἡρόν* statt *ὑδωρ*. Auch Anklänge an die Phrasen der Kirchenväter und der Alexandrinischen Version des A. T. scheinen sich in der Inschrift zu finden.

Ergiebt sich nun Silko als Christ, so ist, um sein Zeitalter zu bestimmen, die zweite Frage: wann ward Nubien christlich? Obgleich als sicher angenommen werden darf, daß unter Constantin durch Frumentius das Christenthum im nordöstlichen Aethiopien verbreitet ward, so folgt daraus doch nicht, daß damals auch schon das zwischen dem christlichen Aegypten und dem christlichen Aethiopien liegende Nubien die neue Religion empfangen habe. Im Gegentheile scheint dieses Zwischenland erst beträchtlich später christliche Kirchen erhalten zu haben, und bemerkenswerth ist es, daß, während in Aegypten und in Aethiopien die christlichen Gemeinden bis auf unsere Zeit fortgedauert haben, sie



dagegen aus Nubien völlig wieder verschwunden sind. Die Blemmyer erscheinen noch in Silko's Inschrift als Heiden, während die Sprache der Inschrift uns in das Zeitalter Justinians führt. Die Blemmyer wohnten, der Inschrift zufolge, damals zwischen Primis und Talmis, also im unteren Thale Nubiens bis an die ägyptische Grenze. Eben so bezeichnet Olympiodor ao. 407—425. ihren Wohnsitz, und beschreibt sie zugleich als Heiden. Auch im Jahre 452. werden sie ausdrücklich als Heiden genannt durch den Geschichtschreiber Priscus, welcher den zwischen ihnen und dem römischen Befehlshaber Maximinus in jenem Jahre abgeschlossenen Vertrag berichtet. Ein Artikel dieses Vertrages bestimmt nämlich, es solle fernerhin den Blemmyern und Nubiern gestattet bleiben, das Bild der Göttin Isis aus dem Tempel zu Philae abzuholen, und es nach einiger Zeit wieder dorthin zurückzubringen. Schon hieraus ergibt sich, daß auch zu Philae der heidnische Cultus damals noch bestand. Daher finden wir denn auch bei Marinus im Leben des Proclus etwas nach ao. 486. die Nachricht, daß zu Philae die Isis noch verehrt würde. Die in der zweiten Abhandlung dieses Werkes erläuterten Inschriften und die Aussage des Procopius zeigen, daß jener Cultus zu Philae fortanerte bis zur Regierung Justinians. Procopius nennt denn auch die Blemmyer noch Verehrer der Isis und des Osiris. Südlich von den Blemmyern bis an die äthiopische Grenze wohnten die Nubier, als deren Fürsten sich Silko in der Inschrift bezeichnet: βασιλεως νουβδδων. Die Zeugnisse von dem heidnischen Cultus dieses Volkes erstrecken sich gleichfalls bis in die Zeit Justinians, und Abulfaragius liefert *Assemani bibl. orient. tom. 2. p. 330.* einen Bericht über die Bekehrung der Nubier durch den Presbyter Julianus, welche unter Justinian's Regierung erfolgte. Assemani will diesen Bericht für eine Fabel halten, weil die Aethiopier ja schon viel früher Christen geworden seien, und der Name Aethiopier auch bisweilen zur Bezeichnung der Nubier gebraucht wird. Allein grade nur aus diesem ungenauen Gebräuche des Ausdruckes Aethiopier entsteht Assemani's Zweifel. Der eben angeführte Bericht des Abulfaragius steht in völliger Uebereinstimmung mit den Nachrichten des Priscus und Procopius.

: Da nun der nubische König Silko schon als Christ erscheint, so kann er nur nach Justinian gelebt haben. Man kann daher die Abfassung seiner Inschrift unge-

fähr in die Jahre 580—600. setzen. Vielleicht trugen seine Siege über die Blemmyer selbst dazu bei, bei diesen das Christenthum einzuführen. In den häufigen Kriegen, welche die Völkerstämme der Blemmyer, Nubier und Aethiopier unter einander führten, läßt sich vielleicht eine Ursache für das späte Eindringen des Christenthumes in diese Gegenden suchen. Der römische Einfluss erstreckte sich nicht mehr bis in diese Länder. Schon Diocletian zog die römischen Besatzungen aus Nubien zurück, und beschränkte das römische Gebiet auf Aegypten, daher die Völker südlich von dem Wasserfällen des Nils seitdem freien Spielraum erhielten. Die drei Inschriften von Adulis, Axum und Talmis, bezeugen die unter diesen Völkern geführten Kriege. Nachdem nun seit Justinian's Zeit dort das Christenthum Ausbreitung gewonnen hatte, blieb es daselbst nicht lange ungestört; denn schon ao. 641. drangen die moslemischen Araber in Nubien ein. Nach dieser Zeit kann Silko's Inschrift wohl nicht füglich mehr abgefaßt worden sein.

Was den Gebrauch der griechischen Sprache in Silko's Inschrift betrifft, so bemerkt der Verf., daß an den äthiopischen Küsten die griechische Sprache durch die dortigen Handelsniederlassungen sich frühe verbreitete, daher wir sie denn auch in den Inschriften von Adulis und Axum antreffen; daß hingegen in Nubien die griechische Sprache erst durch Einführung des Christenthumes Eingang fand. Denn fast alle griechische Inschriften, welche südlich von Meharraka gefunden worden, sind aus christlicher Zeit. Die griechische Sprache erhielt sich darauf bei den Nubiern als Kirchensprache, auch nach dem Eindringen der Araber, noch geraume Zeit. Im Tempel von Esasbua findet sich eine Inschrift vom Jahre 470., welches nach der *Aera martyrum* gerechnet unser Jahr 753. ist; und der noch spätere arabische Schriftsteller Abu seläch, welchen Quatremère in den *Mémoires géographiques tom. 2. p. 37.* anführt, sagt, daß zu seiner Zeit die Nubier ihren Gottesdienst noch in griechischer Sprache hielten. Den Verkehr der Nubier mit dem Constantinopolitanischen und Alexandrinischen Clerus verräth auch die in den nubischen Inschriften vorkommende Rechnung nach Indictionen, wovon der Vf. mehrere Beispiele anführt.

Die zweite Abhandlung beschäftigt sich mit dem Zeitpunkte, bis zu welchem der heidnische Cultus auf der berühmten Insel Philae an der südlichen Grenze

Aegyptens fort dauerte, mit der Rolle, welche diese Insel in der Zeit zwischen den Regierungen Diocletian's und Justinian's spielte, und mit dem Ursprunge und dem Gebrauche der *Aera Diocletiani* oder *Aera Martyrum*. Der Vf. erläutert diese Punkte aus dem Inhalte von vier interessanten, bisher noch nicht bekannt gewesenen, griechischen Inschriften. Drei derselben wurden im Jahr 1829. von Lenormant zu Philae abgeschrieben. Dafs noch über anderthalb Jahrhunderte nach den strengen Edicten des Kaisers Theodosius zu Philae der heidnische Cultus sich behauptete, berichten Marinus, Priscus, Procopius, und dieses Factum wird nun durch jene Inschriften vollkommen bestätigt.

Die eine Inschrift lautet also:

*„Anbetung des Smetchem, des Protostolisten, vom Vater Pachumios, dem Propheten, und der Mutter Tensmet. Ich ward Protostolist im Jahre 165. Diocletians. Ich kam hieher und verrichtete mein Werk, zugleich mit meinem Bruder Smet, dem Nachfolger des Propheten Smetchis, Sohnes des Propheten Pachumios. Gnädig mögen wir sein unsre Herrin Isis und unser Herr Osiris. Zum Heil! Heute am 23. Choiak des Jahres 165. Diocletians.“*

Wir finden hier eine ganze Priesterfamilie erwähnt: zuvörderst den Vater Pachumios, welcher Prophet war; sodann zwei Söhne desselben, Smet und Smetchis, die gleichfalls Propheten wurden; endlich einen dritten Sohn, Smetchem, welcher Protostolist ward. Die Propheten bildeten einen der vornehmeren Priesterklassen bei den Aegyptern; ihre eigentliche Function ist uns aber nicht bekannt. Der Protostolist oder *Oberbekleider* hatte ohne Zweifel die Function, an Festtagen die Götterbilder mit den Festgewändern zu bekleiden; Maternus bezeichnet diese Priester mit dem Ausdrucke *vestitores simulacrorum divinorum*. An den Bildern der Isis bemerkt man gewöhnlich Löcher, welche zur Befestigung der Gewänder gedient zu haben scheinen. In der zweiten Inschrift finden wir auf ähnliche Weise erwähnt den: „Smetchis, den Protostolisten, Sohn des Pachumios, des Propheten, am 15. Choiak im Jahr 169. Diocletians“. Diese Priester scheinen sich also damals bei dem Feste der Isis kurz vor dem Wintersolstitium in den Tempel begeben zu haben, um die Bekleidung der Isis für das Fest zu vollziehen. Die Feste der Isis wurden, wie mehrere alte Schriftsteller berichten, zur Zeit des Wintersolstitiums gefeiert.

Der Monat Choiak des Jahres 169. Diocletians fällt in den December unsres Jahres 453. Obgleich man nach den vielen früheren Edicten der christlichen Kaiser wider den heidnischen Cultus, unter welchen schon das Edict des Constantius von ao. 353. die Todesstrafe auf heidnischen Cultus setzte: *quodsi quis aliquid forte huiusmodi perpetraverit, gladio ultore sternetur; cod. Theod. XVI. 10. 4.* abermals Theodosius ao. 392. jene Edicte eingeschärft, und die Provincialbeamten für die strengste Ausführung verantwortlich gemacht hatte: *si quid autem ii legendum gratia, aut incuria praetermittendum esse crediderint, commonitioni iudiciali subiacent*: so sehen wir also dennoch sechzig Jahre später den Isisdienst zu Philae ganz ungestört ausüben, und die damit beschäftigten Priester furchtlos ihre Inschriften öffentlich im Tempel anbringen. Es ist dies grade die Zeit, in welche die schon vorhin erwähnte Verhandlung des römischen Feldherrn Maximinus mit den Blemmyern und Nubiern fällt. Obgleich Maximinus natürlich Christ war, so bewilligte er doch den Blemmyern die regelmässige Abholung des Isisbildes von Philae, und auch dafs die hiesu gebrauchten Boote von Aegypten geführt würden. Er machte zur Bedingung, dafs der Friedensvertrag im Isistempel *ratificirt* würde, *ἐπιδαθῆναι*, welcher Ausdruck von den bisherigen Uebersetzern des Priscus seltsam übersetzt worden ist durch: *clavis ferreis revinciri*. Ohne Zweifel hielt er dafür, dafs die grosse Autorität des Tempels die Feinde zur gewissenhafteren Erfüllung der Bedingungen bewegen werde. Tillemont ist erstaunt darüber, dafs ein christlicher Befehlshaber solche heidnische Bedingungen bewilligen können. Allein er hat die damalige Lage der römischen Grenze im südlichen Aegypten nicht bedacht. Schon Diocletian wich den Blemmyern, indem er ihnen alles Land bis Elephantine überliefs, und durch Befestigungen bei Philae und Geldzahlungen ihre ferneren Angriffe zu verhüten suchte. Da nun der Tempel zu Philae in grosser Verehrung bei den Blemmyern stand, so konnte schon dies ein Grund sein, jenen Tempel zu schonen. Nach Ablauf des mit den Blemmyern ao. 452. geschlossenen hundertjährigen Friedens, gegen ao. 560. beauftragte dann Kaiser Justinian den Befehlshaber Narses mit der Zerstörung des heidnischen Cultus zu Philae, wie Procopius erzählt.

(Der Beschluss folgt.)

№ 4.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

Januar 1835.

*Matériaux pour l'histoire du christianisme en Égypte, en Nubie, et en Abyssinie, contenus dans trois mémoires académiques sur des inscriptions grecques des V. et VI. siècles; par Mr. Letronne.*

(Schluß.)

Es ist zu erwarten, daß hierauf im Tempel zu Philae eine christliche Kirche eingerichtet worden, von den Blemmyern dagegen neue Angriffe zu besorgen gewesen. Beide Umstände erhellen denn auch aus einigen christlichen Inschriften, welche zu Philae gefunden worden, und mit denen der Verf. sich hierauf beschäftigt. Der Pronaos des Tempels ward, wie noch deutlich zu sehen ist, in eine Kirche verwandelt, und an einem der Thore des Pronaos findet man die Inschrift:

„Dieses Werk ward ausgeführt unter unserem Vater, dem Abt Theodoros, dem Bischofe“.

Eine andre, gegenüberstehende Inschrift lautet:

„Auch dieses gute Werk ward ausgeführt unter unserem heiligsten Vater, dem Bischofe Abt Theodoros. Gott erhalte ihn auf längste Zeit“.

Noch eine dritte Inschrift sagt ausdrücklich, Theodoros habe τὸ ἱερὸν τοῦτο gegründet. Das gedachte Werk des Theodoros bestand also ohne Zweifel darin, daß er die heidnischen Sculpturen im Tempel mit Kalk überziehen ließ, welcher nun zum Theil wieder abgefallen ist, an die Säulen hin und wieder etwas anmauern ließ, und eine Stele von rosafarbenem Granit zum Altar einrichtete. Wann nun aber dieser Theodoros gelebt habe, erfahren wir aus einer vierten Inschrift, welche sich an der Mauer befindet, die als Befestigungswerk die Insel umgiebt. In dieser Inschrift heißt es: „auf Befehl unserer Herren, Flavius Justinus und Aelia Sophia ward diese Mauer wiederhergestellt unter dem Abt Theodoros, dem Bischofe; am 18. Choiak, der ersten Indiction“.

Dies ist die Regierung des Kaisers Justinus II. und das Datum entspricht also dem 14. December unseres  
*Jahrb. f. wissensch. Kritik: J. 1835. I. Bd.*

Jahres 577. Nachdem nun zu Philae das Christenthum gegründet worden, und von der andren Seite her auch der christliche nubische König Silko das Gebiet der Blemmyer unterworfen hatte, wird wahrscheinlich bald darauf das Christenthum auch bei den Blemmyern eingeführt worden sein. Was den Gebrauch der *Aera Diocletiani* betrifft, so zeigt der Vf., daß diese Zeitrechnung zuerst von den Heiden in Aegypten gebraucht ward, vielleicht aus Dankbarkeit für die Sorgfalt, mit welcher Diocletian sich der Angelegenheiten Aegyptens annahm, und für den heidnischen Cultus thätig war. Von den Heiden ging der Gebrauch jener *Aera* zu den Christen über, aber anfangs nur für die astronomische Rechnung und die Osterberechnung; in bürgerlichen Angelegenheiten datirten die Christen nach den Indictionen und den Regierungen der christlichen Kaiser. Die Heiden fuhren fort, auch in bürgerlichen Angelegenheiten nach alter Weise jene *Aera* zu gebrauchen, wie es z. B. die Inschriften der Priester zu Philae zeigen. Als aber das Heidenthum gänzlich aufgehört hatte, und Aegypten unter die Herrschaft der Chalifen gefallen war, konnten die Christen dort nicht füglich mehr nach den Regierungen der griechischen Kaiser datiren. Jetzt nahmen sie also auch für bürgerliche Angelegenheiten die *Aera Diocletiani* an, nannten sie aber, um das Andenken an ihren heidnischen Ursprung zu verwischen, nunmehr *Aera martyrum*, obgleich dieser Name nicht genau für sie paßte. Denn die *Aera* beginnt bekanntlich mit der Regierung Diocletian's, und die durch Diocletian verhängte Christenverfolgung trat erst im neunzehnten Jahre seiner Regierung ein. Daher entstanden nachher auch in der That einige Irrungen in Betreff des Anfangspunktes, von welchem jene *Aera* zu rechnen sei. Der Vf. beweiset diesen Gang in dem Gebrauche der *Aera* aus den verschiedenen Inschriften, in welchen sie vorkommt, ziemlich überzeugend, und hieraus erklärt es sich denn, wie überhaupt die späteren Christen

zu dem Gebrauche jener, an eine heidnische Regierung geknüpften, Zeitrechnung kamen.

Die dritte Abhandlung beantwortet die Frage: ward der Arianer Theophilus Indus vom Kaiser Constantius wirklich nach Indien gesendet, um dort die arianische Lehre zu verbreiten? Diese Sendung hat bekanntlich sehr verschiedene Urtheile der Kirchenhistoriker veranlaßt, da historische und geographische Schwierigkeiten einer solchen Sendung entgegen zu treten schienen. Der Verf. erörtert nun genau den bekannten Umstand, daß die alten Schriftsteller bald die homeritischen und äthiopischen Küsten, bald das eigentliche Indien mit dem Ausdruck *India* bezeichnen. Selbst der genauer specificirende Ausdruck: *ἡ ἐνδοτέρω Ἰνδία* das innere Indien, welcher eigentlich die homeritischen und äthiopischen Küsten bezeichnete, weil sie dem Innern des römischen Reiches näher lagen, wird von manchen alten Schriftstellern falsch angewendet auf das eigentliche Indien, welches im Gegensatze *India exterior*, *India extrema*, sein sollte. Aus den bloßen Ausdrücken: *Indus fuit, in Indiam missus est*, folgt also nichts Bestimmtes. Der Vf. entwickelt nun, daß Theophilus von der äthiopischen Küste stammte, daher er auch von Gregorius Nyssenus *ὁ βλέμμυς θεόφιλος* der *Blemmyer Theophilus* genannt wird; daß Theophilus als Geissel nach Constantinopel gesendet worden, weil die römischen Besatzungen an der äthiopischen Küste häufige Conflictе mit den Eingebornen hatten; daß Constantius deshalb den Theophilus dazu ausersah, in seiner Heimath Aethiopien, wo Frumentius bereits das orthodoxe Christenthum gegründet hatte, nunmehr die arianische Lehre zu verbreiten. Auf diese Weise ist es denn sehr erklärlich, daß, nach dem Berichte des Philostorgius, Theophilus von seiner heimathlichen Insel sogleich zu den Axumiten gelangt, und alle Schwierigkeiten, welche einer Sendung in das eigentliche Indien entgegen stehen, verschwinden. Dieser bisher dunkle Punkt der Kirchengeschichte scheint in der That durch die vorliegende Abhandlung vollständig aufgeklärt zu sein.

J. G. L. Kosegarten.

#### IV.

*Dobrowsky's Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slawischen Sprachen. Zweite verm. u. verb. Ausg. von W. Hanka. Prag,*

1833. *Kronb. u. Weber.* 82 S. in 8. Mit zwei Tabellen.

Diese kleine Schrift, welche wir seit dem J. 1813 besitzen, wo sie zuerst in den Abhandlungen der k. böhm. Ges. d. Wissenschaften erschien, dürfte als eine der gehaltvollsten des verewigten Meisters mit um so größerem Rechte eine neue Ausgabe verdient haben, als der erste Abdruck derselben von den meisten Sprachforschern nicht hinlänglich scheint gekannt oder beachtet worden zu sein. D. hat darin den Plan niedergelegt zur Ausarbeitung von etymologisch, d. i. nach Wurzeln und Stämmen geordneten Wörterbüchern für die sämtlichen slawischen Dialekte; und so ist auch der etwas doppelsinnige Titel zu verstehen, der offenbar auf ein vergleichendes Etymologikon aller Sprachen slawischen Stammes hinweist und bei dieser neuen Ausgabe hätte abgeändert werden sollen. Lange gehörte ein solches Etymologikon zu den Lieblingsideen D's.; schon im J. 1806 (s. Slawin, S. 388 d. ersten Aufl.) that er ausdrücklich Erwähnung davon, nachdem bereits die kais. russ. Akademie in ihrem Wörterbuche (1789 ff. N. A. 1806—22; VI Bde. 4to) die Bahn dazu gebrochen hatte.

In der vorliegenden Schrift liefert nun D. die *Grundzüge der gesamten slawischen Wortbildung*; er steht hier zugleich als Schöpfer und alleiniger Meister da, so daß seine Theorie noch heute von allen slawischen Grammatikern beibehalten wird. D. hatte sich, gleich *Ihre*, schon frühzeitig jenen glücklichen Takt erworben, der das Etymologisiren zu einem wahrhaft fruchtbringenden Studium macht. Ganz auf dem Wege eigener Forschung, ohne Einblick in die Lehren der indischen Grammatiker, schloß sich ihm die Tiefe der slaw. Wortbildung auf; so daß er schon im J. 1796 (vgl. s. Reise nach Schweden, p. 113 mit p. 9 des gegenw. Buches) eben so richtig etymologisirt, als zwanzig Jahre später, wo er auf diesem Gebiete öffentlich als Gesetzgeber auftrat. Der gegenwärtige Entwurf jedoch ist im Grunde nichts weiter als ein *Ideal*; denn wir zweifeln daran, ob D. selbst im Stande gewesen wäre, all' den strengen Anforderungen zu genügen, die er an den Vf. eines slaw. Etymologikons gemacht und in dieser Schrift ausgesprochen hat. Auch ist seither erst ein einziger Versuch der Art, u. zwar für den windischen Dialekt, bekannt geworden, nämlich des Pfarrers U. Jarnik, Versuch eines Ety. d. slowen. Mundart in Inner-Oestreich (Klagenf. 1832,

XXII n. 243 S. in gr. 8.); welches Buch natürlich gar weit hinter jenem Ideale zurückbleiben mußte.

D. schickt seinem Entwurfe acht allgemeine Postulate voraus. Er will vorerst, daß man in einem slaw. Etymologikon die Laute nicht nach dem Alphabet, sondern nach ihrer natürlichen Verwandtschaft auf einander folgen lassen solle, und stellt demnach ein Thema der slaw. Laute in 6 Ordnungen folgendermaßen auf:

a. *Vokale*. 1) *i, e, a, o, u*

(*ji, je, ja, jo, ju* — böhm. *gi, ge* etc.)

β. *Konsonanten*.

2) *w (v, f), b, p, m*

3) *n, l, r,*

4) *d, t,*

5) *z, ž, s, sch (sohtsch),*  
*c, tsch \**

6) *g (böhm. h), ch, k (ks).*

Nach den unter den slaw. Sprachen geltenden Gesetzen der Lautverschiebung, möchte diese Lautentafel bei einem jeden Dialekte anders ausfallen, und es würde z. B. im Windischen das *z* die Stelle des *c*, *zh* die Stelle des *tsch*, *s* jene des *ž* etc. einnehmen. D. verlangt ferner, daß alle fremden Wörter weggelassen oder am Ende geliefert, die zweifelhaften jedoch (wie etwa bei Campe) durch Zeichen kenntlich gemacht werden sollten. Dies ist nun freilich eine ganz ungeheuerere Forderung, die selbst den ehrwürdigen D. in unzählige Verlegenheiten gebracht haben würde; weshalb denn auch weder Linde in seinem polnischen Slowar (Warschau 1807—14, VI Bde. 4to), noch auch die russ. Lexikographen darauf Rücksicht genommen, sondern auch ursprünglich fremde — griech., lat., franz. — Wörter mit aufgeführt haben. Wenn daher D. p. 80 das russ. *wetscher* auf *vesper*, *mjesjac* auf *mensis*, *gospod* auf *hospes*, *goluba* a. *columba*, *lga* auf Lüge, *len* a. *Lein* etc. zurückführt, so ist das ein ganz konsequentes Verfahren; bloßer Purismus aber ist es, z. B. das russ. *glac* (Auge), *otschag* (Heerd), *kniga* (Buch), *kajaz* (Fürst, Priester) aus dem Verzeichnisse der slaw. Stammwörter auszustreichen, wie D. p. 7, 79 thut, obgleich er das

Bedenkliche der Sache selbst zu fühlen scheint. Ferner sollen alle Sprossformen unter ihre Stämme und diese unter ihre Wurzeln, also z. B. d. russ. *prewoshoditelstwo* (Excellenz) unter *hod*, d. altslaw. *zaswjedotelstwowati* (bezeugen) unter *wjed* etc. eingereiht werden. Wer käme aber, ohne selbst D's. Scharfsinn und Wurzelkenntnis zu besitzen, so leicht darauf, um z. B. das Wort *tschlowjek* (Mensch) unter der Wurzel *tschel*, das böhm. *chtiti* unter *chol* etc. aufzusuchen? Doch liefse sich diesem Uebel vielleicht durch Indices steuern. Bei den Zeitwörtern wähle man, nach p. 10, stets die reinere Form; also bald das Präsens (z. B. russ. *mogú*, ich vermag, st. Inf. *moschtschi*), bald den Infinitiv (z. B. *pisati*, schreiben, st. Präs. *pischu*). Auch weise man bei jeder Stammsylbe die sämtlichen Variationen des Wurzelkonsonanten nach; z. B. bei *chod* auch die Formen *choz*, *chož*, bei *lgati* auch die Formen *lza*, *lez* etc. Endlich gebe man jedesmal die primäre Form; z. B. *choditi* unter *idu*, letzteres selbst unter *iti* etc. und unterscheide, nach p. 11, drei Klassen von Wurzeln: I. Wurzeln, die nur aus Einem Konsonanten — nach D. aus einem „Grundlaute“ — bestehen; z. B. *bi, pi, by, bu, my, la, li, ka* etc. II. Wurzeln, welche aus zwei Kons. bestehen, sie mögen den Vokal im In- oder Auslaute haben; z. B. *bra* od. *ber*, *pes*, *mre* od. *mor*, *nre* od. *nor*, *lam*, *lun* etc. III. Wurzeln, die aus drei und mehreren Kons. bestehen; z. B. *glas*, *chmel*, *chlap*, *prst*, *wolchw*, *churast* etc. Ein jedes slaw. Etymologikon müßte also aus drei Abtheilungen bestehen. Man sieht, daß auch im Slawischen, wie im Deutschen (nach Grimm d. Gr. II, 2.), fünf Kons. das höchste sind, was eine Wurzel enthalten kann. Auch kommen hier wie dort keine zweisylbigen Wurzeln vor. Es ist zu vermuthen, daß das slaw. Etymologikon D's. eine zum Theil sehr veränderte Gestalt angenommen haben würde, wenn er, gleich den indischen Grammatikern, zugleich die Wichtigkeit des *Vokalismus*, d. i. die Verhältnisse des Inlautes (sansk. *guna*) erkannt hätte, welche Grimm (d. Gr. II, 68.) zwar gewürdigt, aber erst Schmitthenner (deutsche Etymologie, Darmst. 1833; I, 55.) auf die deutsche Sprache wirklich angewendet hat.

Wurzelsylben zählt D. im Altslawischen allein 1605. Der Bildungsformen giebt es hier eine fast unübersehbare Anzahl; sie von den Flexionslauten zu scheiden, ist sehr schwierig, indem sie bei manchen Wörtern oft in *sechsfacher* Zusammensetzung oder Mischung erschei-

\*) Wir wählen für die slaw. Sibilanten aus Mangel an Typen diese einfachen Bezeichnungen, von denen *z* dem franz. *z*, *ž* dem franz. *j*, *c* dem deutschen *ß* entspricht. Becker's Zeichenwahl (s. Das Wort etc. 1833, S. VII, 25) dürfte wenig Nachahmung verdienen. Erträglicher sind die latein. Schriftzeichen in Schlözer's Nestor (II, 321 ff.).

nen. Auch hierin steht D. unerreicht da, wie Grimm und Bopp. Der Umlaut findet sowohl bei Vokalen (z. B. p. 64 *wedu* — *wod*, *reku* — *roh*, *zriu* — *zor*), als auch bei Konsonanten. Statt, von welchen letzteren auch die ungleichnamigen nach bestimmten Regeln in einander übergehen, aus welchem Uebergange D. p. 19 auf eine „natürliche Verwandtschaft“ schließt zwischen den Lauten *g* und *z*, *ž*; *h* und *s*, *sch*, *kund* *c*, *tsch*. Nach derselben Analogie sucht D. (s. Gesch. d. böhm. Sprache, Prag, 1818, S. 16) sogar fremde Wörter mit slawischen zu vergleichen; z. B. *zima* mit *hiems*, *wezu* m. *veho*, *tschist* m. *castus*, *žrati* m. *ῥάω*, *ležeti* mit liegen, *zlato* m. Gold, *serdce* m. Herz etc., welche interessante Zusammenstellung sich wohl mit allen Sprachen des iranischen Stammes vornehmen ließe. Wie die Wortformen in den verschiedenen Dialecten sich abschwächen, davon bietet p. 53 das böhm. Wurzelwort der III. Kl. *slza* [russ. *sleza*, serb. *suza*], Thräne, ein Beispiel, welches poln. *lza*, wend. *za* lautet. An solchen Belegen für die vergleichende Sprachkunde ist das vorliegende Büchlein überhaupt sehr reich; nur daß die veraltete grammat. Nomenklatur die Auffindung derselben erschwert.

Fragen wir nun, was der neue Herausgeber, Hanka, daran geleistet, so zeigt sich bei näherer Vergleichung mit der 1. Aufl. fast kein Unterschied; wir können uns daher gar nicht erklären, wie dieser Wiederabdruck eine „vermehrte und verbesserte Ausgabe“ genannt werden konnte. *Ver mehrt* ist diese Schrift höchstens mit einigen ganz unbedeutenden Noten, die mit *H.* bezeichnet sind und insgesamt etwa sechs Zeilen betragen. *Verbessert* finden wir nur einige frühere Druckfehler; denn daß Hanka den vorletzten Paragraph umgestellt, daß er ferner statt der von D. gewählten böhmischen Schriftzeichen fremde, wiewohl höchst dürftige Typen gewählt — dies wird wohl Niemand für Verbesserungen ansehen. Da man übrigens dem vorliegenden „Entwurf“ eine oftmalige fleißige Uebersetzung ansieht, so ist klar, daß auch für Hanka nicht viel daran zu thun übrig bleiben mochte. Allerdings aber hätte Hanka einige Artikel als Probe ausarbeiten und hinzufügen können, da D. p. 68 von dem vorgezeichneten synthetischen Verfahren nur zwei, zumal sehr unvollständige Beispiele aufstellt. Wir

wollen eines davon herausheben und zu verdeutlichen suchen.

Unter der Wurzel *slu* nämlich stehen (im Böhmischen):

*slu-ti*, lauten, heißen, genannt werden; und dessen Präs. *slu-ju*, oder (*u* organisch in *ow* aufgelöst)

*slow-u*;

*slow-o* Wort, Sprache, Ruf;

*Slowan*, *Slowian* (Plur. *Slowene*) als Volksname, Sprachgenossenschaft bezeichnend;

*slowensky* slowenisch; — nach der windischen Mundart *slovinsky* von *Slovinec*, *Slovin* (*Slovak*);

*slowiti* nennen, heißen, sagen — und durch die organ. Verwechselung des *a* und *o* nach *l* (vgl. *plavati*, *plovati* schwimmen, von *plovu*, *pluju*):

*slawiti* feiern, rühmen; endlich erst

*slawa*, Ruhm, gloria.

Mit mehr Vorsicht, dünkt uns, entwickelt J. Kollar (in a. gelehrten Werke: *Rozprawy o gmenách slaw. etc.* Ofen 1830, S. 28) die Volksnamen *Slawen*, *Slowenen* aus der Wurzel *slu* folgendermaßen:

*slu-ti* ist das Primitivum; daraus entwickelt sich einerseits das Iterativ

*slow-iti*, mit den Derivaten:

*slowo* (Wort), *slowutny*, *Slowan* (ein Slowene); andererseits das Iterativ

*slaw-iti*, mit den Ableitungen:

*slawa* (Ruhm), *slawny*, *Slawian* (ein Slawe).

Bei dieser Gelegenheit wiederholen wir den lebhaften Wunsch, daß man doch endlich jetzt, wo die Streitfrage, ob die Slawen Genossen gleicher Sprache oder gleichen Ruhmes seien, beantwortet und auch in Deutschland der ganz ähnliche Kampf zwischen Deisten und Teisten ausgekämpft scheint, über die Schreibung dieses slawischen Gesamtnamens sich vereinigen und ein für allemal feststellen möge, wie zwischen Slawen, Slowenen, Slowenzen, Slowaken und zwischen slawischer, slawenischer, slowenischer und slawonischer Sprache unterschieden werden müsse. Was Dobrowsky in dieser Hinsicht nicht zu Ende führte, hat seither auch der vortreffliche Kopitar nicht ernstlich genug auszumachen gestrebt; weshalb sehr zu wünschen wäre, daß gegenwärtig Prof. Schaffarik diesen Gegenstand mit der ihm allgemein zuerkannten Kompetenz erledigen möchte. Eben so dringend ist endlich noch die Angelegenheit, die zum Druck des Slawischen durchaus unzureichenden lateinischen Typen mit einigen eigenthümlich slawischen, d. i. cyrillischen Typen zu vermehren; da bisher alle in Deutschland mit lateinischer Schrift gedruckten slawischen Sprachproben so gut wie gar keine Orthographie haben und durch diese Unkenntlichkeit der Form immer neue Irrthümer erzeugen. Grotefend und Klaproth haben sich auch in Hinsicht der orientalischen Drucke für die Anwendbarkeit mehrerer cyrillischer Buchstaben entschieden.

Glückselig, in Prag.

№ 5.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

Januar 1835.

V.

**Handbuch der Entomologie von Dr. H. Burmeister, Privatdoc. an der Königl. Universität u. s. w. Erster Band. Allgemeine Entomologie. 696 S. mit 16 Steindrücken und erklärendem Text in Quart. Berlin, 1832. bei G. Reimer.**

Dieses Werk nimmt einen der ehrenvollsten Plätze in der ganzen entomologischen Litteratur ein, und selbst im Auslande hat der Werth desselben bereits Anerkennung gefunden. Es sammlet, ordnet und beleuchtet kritisch alle vorhandenen, auch die neuesten, Materialien über Anatomie und Physiologie, wie über Systematik der Kerfe, und bemüht sich, noch vorhandene Lücken auszufüllen. Es tritt an die Stelle des, in vieler Hinsicht veralteten Kirby-Spence'schen Werkes und des unvollendet gebliebenen Latreille'schen *Cours d'entomologie*, und übertrifft diese Werke an Brauchbarkeit sehr.

Der Hr. Verf., welcher die tüchtige Schule, in der er erwuchs, und den anregenden Umgang, dessen er sich erfreute, in der Vorrede dankbar anführt, vereinigt in der That alle Talente, welche zu einem solchen Unternehmen gehören: er ist Systematiker, Anatom, Physiolog, Philolog und — Zeichner. Seine Übung im leichten Auffassen der Gegenstände leuchtet selbst noch aus den unvollkommenen Steindrücken, mit welchen der Verleger das schöne Buch nicht allzu würdig ausgestattet hat, hervor. Besonders anerkennungswerth ist auch die seltene Bekanntschaft des Hrn. Verfs. mit der organischen Natur überhaupt, die es ihm möglich machte, mehr als seine Vorgänger sich mit der Lösung der schwierigen Aufgaben: Welchen Standpunkt nehmen die Insecten in der ganzen Thierreihe ein? und welche tiefere Bildungen wiederholen sich in den verschiedenen Lebensperioden des Insects? zu beschäftigen.

Das Buch zerfällt in 4 Abschnitte: *Terminologie*,  
*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

*Anatomie, Physiologie und Systemkunde.* Der Physiologie ist fast die Hälfte des ganzen Buches, nächst dem der Anatomie der meiste Platz gewidmet.

In der Terminologie schickt der Hr. Verf. der gewöhnlich allein berücksichtigten *speciellen* Terminologie eine *allgemeine* voraus. Dies ist um so mehr zu loben, da hierdurch viel Platz, beim Studium viel Zeit erspart und eine bessere Uebersicht gewonnen wird. In der speciellen Terminologie nimmt unter den verschiedenen Lebensperioden des Insects die Fliege (*imago*) natürlich am Meisten in Anspruch, da bei dieser die größte Mannigfaltigkeit von Formverschiedenheiten vorkommt. Wir dürfen uns hier nur auf einige allgemeine Bemerkungen einlassen. Der Hr. Verf. scheint uns zu sehr gegen unschädliche Fehler in Benennungen zu eifern, die, wenn auch von Hause aus etwas unphysiologisch gebildet, jetzt wenigstens allgemein recipirt sind und jede Zweideutigkeit ausschließen, in welche wir dagegen zu verfallen fürchten müssen, wenn noch nicht allgemein angenommene Gebräuche eingeführt werden. So z. B. wird der Ausdruck *collum* für einen Theil, der Füße trägt, *truncus* als ein dem *abdomen* gegenüberstehender Theil, getadelt. — Bei der Bestimmung (Prägung) der einzelnen Termini hat der Verf. sehr mit Recht die bereits vollkommener ausgebildete botanische Terminologie in der Präcision, wie sie z. B. Hayne vorträgt, sich zum Muster genommen und, zur großen Bequemlichkeit der zugleich Entom. und Bot. Treibenden, Vieles aus ihr in die entomologische übertragen. Nur bei einigen Termini vermiften wir diese so wünschenswerthe Uebereinstimmung. So ist z. B. *scharf* durch *asper* (statt durch *scaber*), *wollig* durch *lanuginosus* (statt durch *lanatus*), *eiförmig* durch *ovale* (statt durch *ovatum*), *glatt* einmal richtig durch *laevis*, ein zweites Mal durch *glaber* (was *kahl* bedeutet) übersetzt, zwischen *hirsutus* (*langborstig*) und *hirtus* (*kurzborstig*) nicht unterschieden u. s. w. Auch fiel es uns auf, daß

der Verf. selbst nicht überall seine Terminologie streng genug gehandhabt: so liest man z. B. S. 645. No. 2. c, den Ausdruck „kolbige Fühler“, welcher bei der Termin. d. Antennen nicht vorkommt. Bei den Farben hätte neben der Abhandlung von Latreille wohl auch Hayne's treffliche *commentatio de coloribus corp. nat.* eine Erwähnung und Benutzung verdient. — Uebrigens hat der Verf. dem term. Abschnitte das ihm sonst eigenthümliche Trockene genommen, dadurch daß er mit der Benennung der Theile zugleich den Zusammenhang derselben schildert, so daß hier schon die Anatomie der äußeren Theile größtentheils mit abgehandelt wird. Durch Vollständigkeit zeichnet sich besonders die Behandlung der Kopf-Organen und der Mittelleib-Theile aus. Für die letzteren hat der Verf. ihre verschiedenen Benennungen auf einer eigenen Tabelle vergleichend zusammengestellt, gewiß eine sehr mühsame Arbeit, welche dazu beitragen wird, endlich eine in dieser Sprachverwirrung wünschenswerthe Verständigung herbeizuführen.

In dem 2ten Abschnitte, *Anatomie*, werden die vegetativen (Ernährungs- und Zeugungs-) Organe und die animalen (Bewegungs- und Empfindungs-) Organe in besonderen Hauptstücken betrachtet. — Der Verf. hat eben so geschickt das Messer zu führen, als die Angaben der andern Autoren zusammenzustellen und versteckte Bedeutungen der Theile herauszufinden verstanden. Er sagt zwar, daß er in diesem Abschnitte nur die Beschreibung der inneren Formen geben, die Bedeutung derselben aber auf den folgenden (3ten) verweisen wolle; aber er ist zu unserer Freude hierbei nicht ganz consequent geblieben und wir lesen gleich im ersten Hauptstücke manche hübsche Analogien. Ob aber das pflanzliche und thierische Zellgewebe, die Spiralfaser und Trachee, wohl mehr als bloß eine äußerliche Aehnlichkeit zeigen? — Ueber den Darmcanal hat der Verf. viele eigene Untersuchungen angestellt und besonders die Gallen- und Speichel-Gefäße fleißig verfolgt und durch Originalzeichnungen erläutert. Die Athmungsorgane sind durch passende Zusammenstellung, und besonders durch eigene Untersuchungen zu einem der umfassendsten Abschnitte geworden. Eigenthümlich ist, unseres Wissens, dem Verf. auch die Darlegung von Harngefäßen (S. 157), den Organen, welche z. B. bei vielen Laufkäfern so eigenthümlich riechende Absonderungen beherbergen. — Die Zeugungstheile, für welche

der Verf. die besten Vorarbeiten gefunden hat, werden von ihm nach der unsterblichen Meckel'schen Parallele zwischen ♂lichen und ♀lichen dargestellt, und bei Gelegenheit der ♀lichen äußeren auch der Apparat des Lege- und Wehrstachels geschildert. So interessant der Legestachel abgehandelt ist, so kurz ist des (auch noch S. 558 bei den Vertheidigungsmitteln erwähnten) Wehrstachels gedacht, indem der Verf. nur im Vorbeigehen von dem Bienenstachel redet, dessen eigenthümliche Bedeutung doch bestimmt genug durch die damit zusammenhängende Giftblase (über die wir gern etwas mehr gelesen hätten) bezeichnet wird. Das Capitel von den Empfindungsorganen enthält zwar nur eine gedrängte Darlegung der Nerven- und der Sinnesorgane der Kerfe, jedoch dürfte diese Kürze in Verbindung mit den sehr instructiven, früher noch nie so vollständig zusammengestellten Abbildungen, der Sache eher nützen als schaden. Es fehlt dem Verf. auch hier nicht an neuen, eigenen Untersuchungen, so z. B. bei der Schilderung der Färbung der Medullar- und Corticalsubstanz, so wie der Lagerung der beiden Gehirnknoten, der Angabe des verschiedenen Baues derselben, ihrer Bedeutung u. s. f. Ob auch die interessanten Beobachtungen am Schlundnervensystem des *Gryllus migratorius* eigen, oder nach Brandt aufgeführte sind, geht aus des Verfs. Darstellung nicht hervor. Es findet sich zwar eine Abweichung in der Abbildung (*Tab. 16. Fig. 6.*); indessen ist diese nur gering und vielleicht nur zufällig, indem der Erklärung (§. 184) „beide Halbkugeln sind fast vollkommen getrennt“ die Zeichnung widerspricht. Auch scheint uns ein kleiner Untersuchungsfehler (den *nervus impar* sah Brandt nämlich später weiter gehen, als es in der Isis-Zeichnung angegeben ist), welcher sich beim Verf. ebenfalls findet, auf die Identität der Abbildungen zu deuten. Brandt hat daher wohl nicht bloß (wie es §. 189. heißt) frühere Beobachtungen ergänzt, sondern eben so wichtige neue hinzugefügt. Er hat zuerst auf die Wichtigkeit aufmerksam gemacht, daß die Eingeweidennerven der Insecten in ein unpaares und paares System zerfallen (Typus der wahren Insecten), und daß diese beiden Systeme nicht immer in gleichem Grade entwickelt seien, indem bei Käfern, Schmetterlingen und Libellen das unpaare, bei den Orthopteren dagegen das paare vorwiegend entwickelt wäre.

In dem 3ten, besonders scharfsinnig und angenehm belehrend durchgeführten, Abschnitte, der *Physiologie*,



werden die Insecten in somatischer und psychischer Hinsicht, auch in ihren Verhältnissen zur Außenwelt betrachtet. In den einzelnen Capiteln der somat. Phys. wird erörtert: wie das Kerf entsteht und sich fortpflanzt, wie es sich erhält, und wie es sich ferner in seinen so merkwürdigen Entwicklungsperioden verhält, woran sich dann die Betrachtung der Bewegung, der Stimme, der Empfindung der Kerfe und der bei ihnen vorkommenden Lichterscheinungen knüpft. Der Verf. spricht zuerst von der Zeugung, und bekennt sich für die Existenz der wieder in neuesten Zeiten sehr angefochtenen *generatio aequivoca*, ja er will diese sogar bis auf die Insectenwelt ausdehnen. Es ist nicht zu leugnen, daß er sehr für seine Ansicht zu gewinnen weiß. — Eine zweite, gewöhnlich nicht genug gewürdigte, Art der Zeugung, die aus Keimen oder Eiern, welche das unbefruchtete ♀ legte, ist ebenfalls sehr hübsch und umsichtig vorgetragen. Eben so originell ist der bei den Insecten vorkommende *Hermaphroditismus* geschildert und mit einer vollständigen Aufzählung der seltensten Fälle desselben begleitet (§. 205.). — Nachdem die bis jetzt genannten Fortpflanzungsarten als *ungewöhnliche* zurückgewiesen worden sind, geht der Verf. zu der gewöhnlichen, durch *wirkliche Vermischung zweier, getrennter Geschlechter* bedingten. Es wird zuerst der Verschiedenheit beider Geschlechter gedacht, welche sich beim ♂ durch das Uebergewicht der *Evolution* (wie sich Verf. ausdrückt), beim ♀ dagegen durch vorwaltende *Involution* ausspricht. Die Menge der angeführten Beispiele zeigt von seltener Bekanntschaft mit der speciellen Entomologie. Die Beispiele sind systematisch aneinandergereiht. Ganz eigenthümlich ist auch die Schilderung der Situationen der Kerfe bei der Begattung selbst (§. 207.). Der ♀ Floh dürfte aber nicht das einzige Kerf sein, von welchem das ♂ bei der Begattung bestiegen wird, denn auch bei den Bienen macht es der Bau der Geschlechtstheile und die Richtung des ♀ Stachels mehr als wahrscheinlich, daß auch hier die träge Drone von der Königin bestiegen wird. — Das ♀ wird in Folge der Begattung *befruchtet*. Wie man sich dies vorzustellen habe, ob in Folge einer einwirkenden *aura seminalis*, oder ob durch unmittelbare Einwirkung des Samens auf die Eier, das ist immer noch der alte, unentschiedene Streit und wird es wohl auch bleiben. Die Secrete der Anhängen der ♀ Geschlechtstheile haben allerdings einen bestimmter erwiesenen Nutzen als die

der ♂. — Mit der jetzt beginnenden Entwicklung der Eikeime (wobei F. Müller's bekannte Untersuchungen: über ein wirkliches Ineinandermünden der Eiterröhrenfortsätze mit dem Rückengefäße kritisch beleuchtet werden), dem Legen der Eier, und der Entwicklung des Embryo wird der Schluß dieses Capitels gemacht. —

Das andere Capitel handelt von der *Ernährung* und geht die Verdauung (§. 217—225.), das Athmen (§. 226—236.) und die Functionen des Rückengefäßes (§. 237—243.) durch. Die Verdauung giebt dem Verf. Anlaß, das Verhältniß der Kau- Organe zum Darmcanal, und später (§. 219.) die Natur der verschiedenen Insecten-nahrung (ob thierische, ob pflanzliche) zu betrachten und danach Eintheilungen unserer Thier-Classe aufzustellen. Die Thätigkeit des Darmcanals und die daraus herzuleitende Deutung seiner verschiedenen Gegenden, so wie auch die Natur der Gallengefäße; die Betrachtung einiger, eigenthümlichen Absonderungs- Organe wie der Spinngefäße, der Giftblasen (Bienen, Ameisen); ferner der absondernden Gelenkhäute (Cantharidien, Crocinellen u. s. w.); so wie die hier angereicherte Wachserzeugung bei den Bienen sind die interessantesten Momente dieser §§., und ihre geschickte Behandlung sichert dem Vf. für immer einen ehrenvollen Platz in der hierher gehörenden Litteratur, obwohl gerade in diesen Dingen noch viel zu thun bleibt. — Das Athmen und die Functionen des Rückengefäßes stehen so nahe mit einander und mit dem Vorigen in Verbindung, daß sie noch ganz gut in dasselbe Kapitel passen. Auch bei der Behandlung dieses schwierigen Gegenstandes hat Vf. Erfahrung und Umsicht gezeigt. Die Beweise für die Verichtung der Tracheen in verschiedenen Medien, der Mechanismus des Athmens bei Land- und Wasser-Insecten und mehrere damit zusammenhängende Erscheinungen [wie die Laute bei den Kerfen (s. unten)], die chemischen Resultate des Athmens durch Tracheen und Kiemen, die Vergleichung des Kerfblutes mit arteriellem Blute, die in Folge jener Prozesse erfolgende Wärmeerzeugung und dann ganz besonders die Erklärung der Aufnahme der Nahrungsflüssigkeit durch das Herz, bilden den lesenswerthen Schluß dieses Capitels.

(Der Beschluß folgt.)

## VI.

*Novellen und Erzählungen von C. F. Hock. Mit einer Titel-Vignette. Wien, 1834.*

Dies sind *katholische* Novellen, wie sie der Vf. auch hätte

betiteln können, wenn er es nicht für überflüssig hielt, einen Standpunkt, den er in seiner Heimath voraussetzen darf, noch besonders zu bezeichnen. Aber ihr Charakter ist ein so eigenthümlicher, von einer fest durchgebildeten Gesinnung getragener, daß wir es am Orte halten, auch hier auf diese Erscheinung, die, wenngleich nicht unsere Sympathie, doch das Interesse unserer Beobachtung in Anspruch nimmt, aufmerksam zu machen. Der Verf., einer der besten Köpfe seines Vaterlandes, bekannt durch seine im Jahre 1832 unter dem Titel: „Cholerodea“ herausgegebenen Zeitgemälde, gehört jener philosophirenden katholischen Schule an, als deren geistvoller Gründer und Repräsentant Anton Günther anzusehen. Sie legt dem den Zusammensturz drohenden Bau ihrer Kirche als letzten Pfeiler und Stützpunkt die *Speculation* unter, und hat nützlich in Günther's höchst bedeutender Schrift: „der letzte Symboliker“ (Wien, bei Wallishauser, 1834) bereits vermittelnde Tendenzen einzuschlagen begonnen, deren Wirkung auf die Glaubensspaltungen der Zeit zu erwarten ist. Mehrere dieser Erzählungen des Hrn. Hock scheinen uns indess einer früheren Zeit seiner Ansicht und Bildung anzugehören, wo er in einer noch keineswegs durchgängig mit spekulativer Tiefe gefüllten und vergeistigten Form an der kirchlichen Tradition festhielt. Dahin gehören namentlich die beiden Novellen: „der Frohnleichnamstag“ und „die Charwoche“, welche aus dem Zweck componirt sind, den Ritus der Kirche an jenen beiden Festtagen, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, als etwas Wesentliches, gegen die Zweifler und Gleichgültigen, zu rechtfertigen, wie es vielleicht bisher noch nie in einer Novelle unternommen worden ist. Es ist die Poesie der überlieferten Formel, welche der Vf., ein reines und reiches Gemüth daran erschließend, mit vieler Eindringlichkeit und eigenen Begeisterung zu entwickeln und zu behaupten sucht. Aber die weltfreie Poesie, die Poesie des Gedankens, fehlt hier noch. Dennoch möchten wir uns mit der erstgenannten Darstellung, welche die Frohnleichnamsfest und die dagegen eingerissene Gleichgültigkeit in der Gemeinde eines schlesischen Gebirgsdorfes behandelt, wohl am meisten befreunden, da sich hier ein ironisches Motiv eingeschlichen hat, das eine anmuthige und hier und dort tiefer greifende Wirkung ausübt. Der Gedanke war sehr glücklich, in dies Frohnleichnamsfest der schlesischen Dorfgemeinde einen Rübezahlschwank hineinzuerlegen. Der junge Priester, ganz in der Seele betrübt, daß das Fest des Herrn, zu dem er seine Gemeinde eingeladen, keinen Anklang mehr bei derselben findet, indem Jeder lieber seinen Werktagsgeschäften nachzieht, als daß er sich zu der Prozession einzufinden verspricht, schleicht darob misanthropisch im Gebirge umher, wo ihm endlich, in Gestalt eines alten Waidmannes, der vielberühmte Rübezahl begegnet. Dieser scheint längst die Lust in sich verspürt zu haben, auch einmal einer Prozession beizuwohnen, und verspricht dem Priester, dafür zu sorgen, daß der Zug und die Kirche sich füllen sollen, obwohl diesem bange wird bei der Beschreibung, welche der fremde Jäger von sich und seiner Natur entwirft. Wir lassen, um zugleich zu zeigen, wie der

Verf. in einer Novelle sprechen läßt, Einiges daraus folgen: „Wahrhaftig, ich habe mich seit Anbeginn mehr um meine Existenz beschäftigt, als um die Begrifflichkeit meiner Existenz, aber seitdem zehn Meilen in der Runde alles widerthut von Weltweisheit und Philosophie, mußte ich auch zur Sache schauen, um nicht hinter der Zeit zurückzubleiben, und, zwar weiß ich nicht, ob ich auch werde deutlich werden können, aber deduciren thue ich mich etwa so: Da tief auf dem untersten Grunde ist Etwas, das strebt und ringt in immer gewaltigeren Wehen zum Geiste auf, der von Gott weiß und von sich und von noch manchem andern. Es gebärt endlich nach tausend vergeblichen Versuchen den Menschenleib mit Sinn und Phantasie, und rund herum Wald und Berg, Thal und Feld, voll von Bildern, Tönen und Gerüchen und Gefühlen, und sagt zum Geiste: Fahr ein, mein Liebster! steig ein, Holdseligster! Glück auf! fasse Muth! ich will Dich so weich betten, als ich nur kann! — Allein früher, ehe das Etwas so demüthig und so gescheut geworden, etwa um die Zeit, als es den Elephanten schuf und den Affen, wollte es auf eigene Faust etwas Geistiges selber machen, und da kam ein gar possirlich, neckisch Volk zu Stande, das läuft und rennt und grübt und schwatzt und plaudert den ganzen Tag, bald grämlich, bald wetterwendig, mit tausend Launen, tausend Grimacen, ohne Ziel und ohne Zweck, ohne Rast und ohne Halt und ohne Ich, um das es bei Euch Menschenkindern, wie ich vernehme, eine ganz eigene Bewandniß haben soll. — Und seht! dieses Volk soll Euer Fest verherrlichen, ich will es, und ich vermag etwas unter ihnen, und so etwas thun sie gern, es liegt in ihrer Natur. Stehen sie doch um vieles tiefer nicht, als die Kinder und die Blöden und die Narren und so viele Andere, die ihr denn auch mitziehen läßt auf euren Wegen“ u. s. w. — Rübezahl erscheint endlich am Frohnleichnamstage in der glänzenden Karosse eines Staatsministers, lockt dadurch die ganze Dorfgemeinde heraus auf die Gasse, und zieht sie, indem er sich selbst mit einer frommen Miene der Prozession anschließt, alle hinter sich her, worauf er mit einer Strafrede nach seiner bekannten Weise wieder scheidet. — In einem ernsten Tone gehalten ist „die Charwoche“, eine genaue Schilderung der Feierlichkeiten, welche die katholische Kirche zur Zeit dieses Festes veranstaltet, worin der Vf. selbst die absichtlichen Einwirkungen auf das bloß sinnliche Gefühl, die Dämmerungsschauer des Kirchengebäudes, den Umtausch der Messgewänder und dergleichen, als bedeutsame Momente herauszuheben weiß. Hier vermögen wir ihm nicht zu folgen, wenn nicht die Toleranz zur Selbstverlängnung werden soll. — Am meisten sympathisiren können wir mit der manche treffliche Schilderung enthaltenden Novelle: „des Mordes Fluch“. Hier greift das Friedensgesetz der Kirche auf eine erhabene Weise in den fast zu einem Pflichtgefühl gewordenen Drang der menschlichen Rache ein, das christliche Bewußtsein ringt sich zu einer Versöhnung hindurch, während der Vollzieher der materiellen Rache, als ein dennoch bewundernswürdiges Bild heidnisch antiker Größe und Kraft der Gesinnung, in einem sehr wirksamen Contrast dagegen aufgestellt ist. — Das Familiengemälde: „Vettern und Basen“ beweist des Verfs. bewegliches Darstellungstalent auch für leichte und bunte Scenen des äußeren Lebens. Auch durch diese heitere Gestaltenwelt, die er hier entwirft, und nicht selten mit einem lebenswürdigen Muthwillen ausmalt, geht im Hintergrunde die ernste Gestalt eines katholischen Priesters mit mannigfach belehrendem Wort und Verheißungen des Segens und Friedens der Kirche hindurch. — Das Erzählungsspiel: „Lord und Dichter“, sehr geschickt auseinandergelegt, erscheint zugleich als eine Probe geselligen Unterhaltungstones aus der Heimath des Verfs., wie denn derselbe überhaupt nie und in keiner Beziehung den lebensvollen und gemüthlichen Wiener verlügnet. Wenig klug sind wir aus der Humoreske: „der Kopf und die Welt der Sage“ geworden, soll es nicht etwa eine Ironie auf das Märchen selbst sein, das in unserer Zeit nie wieder jung werden kann, soviel auch noch manche Dichter Kraft und Phantasie darnach verschwenden, um in diesen verklungenen Tönen zu componiren.

Th. Mundt.

N<sup>o</sup> 6.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

Januar 1835.

*Handbuch der Entomologie von Dr. H. Burmeister. Erster Band.*

(Schluß.)

Das folgende Capitel „von der Verwandlung“ hat sich der Vf. zu einem der schwierigsten und verfanglichsten gemacht, dadurch: daß er nicht allein die Entwicklungsstufen des Kerfes auf, gewöhnlich genügender, physiologischem Wege betrachtet, sondern daß er auch untersucht: *warum* die Kerfe grade diese Gestalt und keine andere zeigen. Wenn die Meinungen über die Grenzen naturphilosophischer Betrachtungen auch noch sehr verschieden sind, so wird doch Niemand leugnen können: daß Verf. hier mit möglichster Vorsicht Extreme vermied; daß er die Entwicklungsstufen, welche das Thierreich überhaupt in den verschiedenen Wesen durchläuft, tüchtig studirte, und auch die Organe gehörig würdigte, welche diese Stufen charakterisiren; daß er endlich das Wesen der Kerfmetamorphose, geschöpft aus einem fleißigen Studium der verschiedensten Gestalten, scharfsinnig erfaßte. Daß er in einzelnen Punkten, wie in der Nachweisung des analogen Verhaltens einzelner Thiere (daß z. B. die Sphinx-Puppen unter der Erde liegen, weil die Myriapoden unter Steinen hausen, daß die Papilionen-Puppen dagegen am Tage hängen, weil die Spinnen dies thun u. s. f.), in der Vergleichung der Lage des Nervenstranges bei niederen und höheren Thieren, in der Parallelisirung der Insectenflügel mit Kiemen u. dergl., vielleicht zu weit geht, übersieht man gern, wenn man bedenkt: wie viele Wege auf diesem, nach fast ganz uncultivirten Felde, sich kreuzen! Sehr beachtenswerth ist der Weg der Untersuchung, welchen er bei der unvollkommenen Metamorphose eingeschlagen hat. So behauptet er von den ungeflügelten Wanzen (S. 458), daß sie gar nicht ihre letzte Verwandlungsstufe erreichen, und daß hier der Mangel der Flügel eine Folge von zu früher Reife der Geschlechtstheile sei!

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

In dem Capitel „von der Muskelbewegung“ ist vorzüglich die Rede von dem Gange, dem Sprunge, dem Schwimmen und dem Fluge der Kerfe. Obgleich für diesen Gegenstand verhältnißmäßig das Meiste durch frühere, treffliche Arbeiten von Strauß, Durkheim, Chabrier, Audouin, Kirby u. A. geleistet worden ist, so hat doch der Verf. Gelegenheit gefunden durch erläuternde Beispiele aus dem Insectenleben, besonders der Schwimmkäfer, noch Interessantes und Belehrendes genug hinzuzuthun. — Er reiht diesem unmittelbar die Hervorbringung der Laute und der Stimme der Kerfe in einem Capitel an, weil auch hier Muskelthätigkeit meist die sichtbare Veranlassung sein dürfte (§. 265—271.). Reibung der verschiedenen Skelettheile an einander; Ausströmen der Luft aus den, am Rande mit erzitternden Blättchen versehenen, Stigmen und eigne Sing-Apparate an der Grenze des Mittel- und Hinterleibes (bei den Cicaden) werden als die verschiedenen Ursachen der Tonbildung bei den Insecten angegeben. Die Ansichten über die Bildung des zuweilen beim Todtenkopf gehörten, klagenden Tones lassen sich immer noch nicht recht vereinigen. — Nun geht der Vf. zu den Functionen des Nervensystems über (§. 272—278.), welche ihm Gelegenheit zur Mittheilung eigener Experimente geben, die er anstellte, um über die G. R. Treviranus'schen und Rengger'schen Versuche zu entscheiden. Mit letzterem im Einklange beweisen sie: daß nach Durchschneidung des Nervenstranges an irgend einer Stelle die willkürliche Beweglichkeit der hinter der Durchschnittsstelle befindlichen Organe verloren gehe, daß dagegen die Irritabilität der Muskeln bis auf den letzten Lebensfunken bleibe. Für Sinnesorgane versucht Verf., außer dem bisher nur allein mit Sicherheit gekannten — dem Auge —, die Palpen (für den Tastsinn), die Zunge (für den Geschmack), die Schleimhaut der Luftröhren (für den Geruch) und die Fühler (für das Gehör) zu erklären; ob mit Recht, ist schwer zu entscheiden. — Die räthselhaften *Lichter-*

scheinungen bei einigen Kerfen konnte Vf. nicht passender unterbringen als im Gefolge der Nerventhätigkeiten, denn sie stehen wahrscheinlich in demselben Verhältniß zu ihnen, wie die Laute zur Muskelthätigkeit. Vf. erwägt die verschiedenen Meinungen früherer Schriftsteller, und erklärt sich am meisten für die Annahme eines Phosphors im Fettkörper, welchen letztern Treviranus und Macaire für den Sitz des Leuchtens halten.

Das zweite Hauptstück, die *psychische Physiologie*, welches selbst dem Laien als angenehme Lecture willkommen sein wird, indem es die Lebensweise der Insecten schildert, beschäftigt sich zuerst damit: den Instinct der Thiere, wenn wir so sagen dürfen, etwas höher zu heben, als es die angesehensten Naturforscher zu thun bisher wagten. Der Instinct wird als ein Analogon der Seele des Menschen dargestellt, d. h. als eine Seele, welche sich von der menschlichen nur dadurch unterscheidet, daß sie Alles *mit Nothwendigkeit* thut. Es giebt hier gefährliche Klippen, und man bemerkt, daß der Vf. sich nicht ohne Besorgniß zwischen denselben bewegt, und den Thieren nach der Menge von Geistesthätigkeiten, die sie bei ihrer Vertheidigung, Ernährung, Begattung und Jungenpflege (§. 287—299.) zeigen und die der Vf. äußerst hübsch darstellt, gern größere Zugeständnisse gemacht hätte, wenn nicht ein gewisser Bann darauf läge.

Das dritte, die Physiologie beschließende Hauptstück betrachtet die Verhältnisse der Kerfe zur Außenwelt, und zwar in besonderen Kapiteln: von dem Verhältniß zu anderen Organismen, von dem Verhältniß zu den Elementen und Jahreszeiten und von den Verhältnissen zur untergegangenen Schöpfung. Auch hier finden wir also, wie in dem vorigen, sehr allgemein interessante Gegenstände. Es sind die Beziehungen der Insecten, welche hauptsächlich in die angewandte Entomologie gehören und deren Erweiterung sich besonders Mediziner, Forstleute, Oeconomen und Gärtner angelegen sein lassen sollten. Der Schaden (durch Beschädigung von Pflanzen) und Nutzen (durch Beförderung der Fruchtbarkeit der Pflanzen), welchen die Kerfe den Gewächsen bringen, der Nachtheil, welchen sie ihres Gleichen zufügen und der ihnen wiederum von anderen (räuberischen) Thieren zugefügt wird, ferner der Einfluß, den sie auf den Menschen direct ausüben, als Plagen (*Pediculus, Pulex, Cimex*), als Arzneistoffe u. s. f., dann ihr verschiedener Aufenthaltsort zu verschiedenen

Jahreszeiten und in verschiedenen Zuständen, das sind die wichtigen Punkte, welchen sich hier ein reiches, von dem Verf. aufmerksam durchforschtes, Feld der Betrachtung darbietet. Zu sehr in's Einzelne konnte der Verf. nicht überall gehen, um nicht die Grenzen einer *allgemeinen* Entomologie zu überschreiten. Daher übergehen wir hier auch die Kerfe der Urwelt, welche hier ganz, nach Art der speciellen Entomologie, systematisch geordnet sind. Leider sind die Materialien zum Studium derselben so sehr zerstreut!

Der vierte und letzte Abschnitt, die Systemkunde oder Taxonomie, beginnt mit der Schilderung der, aus der überaus großen Zahl von Kerfen (die nach verschiedenen Schätzungen angegeben wird und als eine mäßige uns möglichst sichere Anhaltungspunkte zu gewähren scheint) hergeleiteten, Nothwendigkeit einer Eintheilung. Der Vf. erörtert die Unterschiede zwischen System (natürlichem) und Eintheilung (künstlicher) und die Methode, nach welcher beide Wege zum Ziele gelangen: eine leichtere Uebersicht des Ganzen zu erlangen (§. 319.). Das natürliche System, dem hier die meiste Aufmerksamkeit gewidmet ist, hat zum Zweck: Verwandtschaften aufzudecken, die besonders sich in vier Verhältnissen (Entwicklungsgeschichte, Bildung der inneren und dann auch der äußeren Organe, und endlich Functionen der beiden letzteren) zeigen. Die Arten der Verwandtschaft sind nach C. H. Schultz (*natürl. Syst. der Pflanzenreiches nach seiner inneren Organisation* S. 133 u. f.) Stufen-, Reihen- und Typenverwandtschaften. Diese trennen und verbinden die verschiedenen Gruppen, welche die Namen führen: Art, Gattung und höhere Gruppen (Familien, Ordnungen, Classen). Bemerkenswerth sind die interessanten, physiologischen Bemerkungen über Entstehen von Unterarten durch Einfluß der Ernährung u. s. w. (S. 650.). — Dann wird im zweiten Kapitel die Geschichte der vornehmsten entomologischen Klassifikationen und Systeme von Aristoteles an gegeben und dieselbe mit dem schon früher vom Vf. entworfenen Systeme geschlossen, dessen weitere Eintheilung wir im zweiten Bande zu erwarten haben. Wir enthalten uns aller Urtheile über einen so schwierigen und den verschiedensten Ansichten unterliegenden Gegenstand und bemerken nur: daß sich auch hier der Vf. als einen denkenden Naturforscher zeigte. Alle Versuche, welche gemacht werden, die verschiedenen, neueren Resultate der sogenannten natürlichen Klas-

sificationen nach den Gesetzen des philosophischen Denkens, mit Berücksichtigung der ganzen Natur der Wesen, zu prüfen, sind sehr dankenswerth.

Das dritte und letzte Kapitel (S. 687—696) endlich behandelt einen Gegenstand, der allerdings eine grössere Sorgfalt verdient als bisher auf ihn verwandt worden ist. Der Vf. tadelt nämlich nicht mit Unrecht das Verfahren derjenigen Naturforscher, welche die Benennung der Naturkörper mehr von der Willkür als von feststehenden Sprachgesetzen abhängen liessen. Wenn wir nun auch die Richtigkeit der vom Verf. aufgestellten Grundsätze, wonach man bei neuen Wortbildungen verfahren soll, anerkennen, so dürften jene doch nicht hinreichend sein: als Prüfstein für oder gegen die Richtigkeit der vorhandenen Ausdrücke zu gelten und bei neu zu bildenden zu leiten. Die Fügbarkeit, namentlich der griechischen Sprache, ist so groß; die bei Zusammensetzung der Wörter zu beachtende Veränderung der Consonanten und Vokale so mannigfaltig, daß der hierbei zu verarbeitende Stoff zu weitschichtig ist, als daß er auf wenigen Seiten erschöpft werden könnte. Weit entfernt, dem Vf. dies zur Last legen zu wollen, sehen wir das angeregte Kapitel als eine dankenswerthe Zugabe an, und mehr als aufmunternde Hinweisung: wie wünschenswerth es sei, daß dieser Gegenstand bald eine noch tiefere Begründung erfahren möchte. — Eine vollständige Nachweisung, ob der Vf. überall den Anforderungen, die er selbst macht, genügt, würde zu weit führen. Die Ueberschrift dieses Kapitels „Nomenklatur“ ist uns um so mehr aufgefallen, als vom Vf. eine fast gerechte Kritik der *voces hybridae* gehandhabt wird, denn dieses Wort widerstreitet eben so sehr dem §. 355. No. 1. aufgestellten Gesetze, wie das hier verbannte Wort *Terminologie*. Warum wurde nicht auch das barbarisch klingende Wort *Nomenklatur*, wenngleich sich Plinius denselben bedient, mit dem richtiger gebildeten, auch älteren „*Onomatoclesie* (*Onomaclesie*) oder *Onomatologie* vertauscht.“ — Im §. 360: tadelt Vf. den Namen *Myrmelconides* und setzt dafür das mehr als *desquipedale nomen et enunciatio difficillimum* *Myrmecoleontoides*. Da es *μύρμηξ* und *μύρμος* heißt, so würden wir bei Zusammensetzungen die kürzere Form wählen. So könnte z. B. auch, da ja, wie Vf. (p. 689 No. 3.) selbst sagt, Analogien auch etwas gelten und *Onomatoclesie* sowohl wie *Onomaclesie* vorkommt, *Melaeomata* für *Melanosomata* immerhin bleiben.

Auch hätten wir für *Dictyoptera* lieber *Dictyoptera* gesagt.

Die mit einer besonderen (sehr vollständigen) Erklärung versehenen Abbildungen können besonders gebunden oder auch am Ende des Werkes eingeschlagen angehängt werden. Es zeigen: Tab. 1. die Metamorphose; 2. die Fortsetzung und dann die Zergliederung der äußeren Kopforgane; 3. die Fortsetzung der vorigen, besonders der Mundtheile der *Hemipt.* *Lepid.* *Dipt.* und *Hymenopt.*; 4. ebenfalls Fortsetzung (Fühler); 5, 6, 7. die Brustkasten-Zusammensetzung; 8. die Flügel und Füße; 9, 10, 11. die Zergliederung innerer Organe (Speisecanal, Rückengefäß, Tracheen u. dergl.); 12. Stigmata und Stachel; 13. äußere Geschlechtstheile mit ihren Muskeln u. dergl. 14. innere, weibliche Geschlechtstheile, Giftapparate; 15. innere männliche Geschlechtstheile und 16. das Nervensystem.

Ratzeburg.

## VII.

*Geschichte der Deutschen von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Karl Halling. Berlin 1833. 8. Thl. 1. (Geschichte der Skythen in Asien) Heft 1—2. — De flava gente Budinorum dissertatio, auct. Carolo Halling. Berolini, 1834. 8.*

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung der neuern historischen Litteratur bildet das erstere der beiden genannten Werke, über dessen Werth für die deutsche Geschichte sich freilich noch nicht urtheilen läßt, in so fern nur erst zwei Hefte von ungefähr 200 Seiten vorliegen. Indessen wird es doch schon jetzt von Interesse sein, auf den Standpunkt aufmerksam zu machen, von welchem aus der Verf. die Urgeschichte des deutschen Volkes zu behandeln gedenkt, und die Vorrede nebst der Einleitung machen uns damit zur Genüge bekannt. Daß die Völker West-Asiens, vom Alpenlande Turkestan und vom indischen Caucasus an, den Völkern Europas verwandt sind, daß beide eine gemeinschaftliche Abstammung haben, wie dies ihr Bau und ihre Gesichtsbildung, vornehmlich aber ihre Sprachen bezeugen, und daß der große sogenannte indogermanische Volks- und Sprachstamm sich von den westlichen Theilen Europas bis nach dem Herzen von Asien zurück verfolgen

läßt, ist allgemein bekannt, und mit Recht haben die neuern deutschen Geschichtsforscher auf jene Gegenden des abendländischen Orients als auf die Urheimath des germanischen Volksstammes zurückgewiesen, so wie ja der mächtige Rheinstrom auf die unnahbaren Gletscher und Felsklüfte der Hochthäler von Hohenrhaetien zurückweist. Aber Deutsche als Deutsche sind doch nur erst auf westeuropäischem Grund und Boden in der eigenthümlichen Weise ihres politischen und intellektuellen Lebens, wie sie die Grundlage des mittelaltigen und modernen deutschen Lebens bildet, so daß, wenn man von Deutschen als solchen vor der Zeit ihres Auftretens auf jenem Boden sprechen wollte, als von der nothwendigen Grundlage des spätern historischen Lebens dieses Volkes, man eben so handeln würde, als wenn man die zahllosen nach allen Seiten hinabrieselnden Gewässer der Gletscher und Felsklüfte Hohenrhaetiens als mit dem mächtigen Strome identisch nehmen wollte, welcher nachmals die Hauptpulsader des westeuropäischen Bodens und das anregende Princip der Entwicklung aller ihm anwohnenden Völker gewesen ist. Unleugbar müssen die Stammväter des jetzigen deutschen Volkes einstmals in Westasien gewohnt haben, aber jene Volksmassen, die in den ältesten Zeiten dort genannt werden, sind sie alle die unmittelbaren Ahnen der Deutschen, stammen von ihnen nicht auch viele andere Völkerschaften, die ihnen an Sitte und leiblicher Bildung ähnlich oder verwandt, jetzt doch zu ganz andern Stämmen gezählt werden müssen, indem sich dieselben erst im Laufe der Zeit allmählig von einander getrennt haben, so wie, um auf unsere Vergleichung zurückzukommen, jene Gletschermassen nicht bloß die Quellen des Rhein, sondern zugleich des Inn und der Alpenzuflüsse des Po enthalten, welche Gewässer derselben Alpenhöhen doch zu den allerverschiedensten Himmelsrichtungen und zu den verschiedensten Meeren hinabführen? Selbst auf europäischem Boden, wo lassen sich da Germanen und Slawen in den ältesten Zeiten immer vollkommen sondern, und noch mehr Germanen und Kelten, indem letztere anfangs noch so in einander verwachsen erscheinen, daß man bisjetzt noch nicht im Reinen ist, welche Bewandniß es mit den Urbewohnern eines großen Theiles des Alpengebirges habe. Demnach möchte es scheinen, als wenn alle solche Untersuchungen für die Deutschen als solche — und deren Geschichte soll in dem Werke dar-

gestellt werden — nur einen sehr bedingten, vielleicht gar keinen Werth haben, wenn gleich dieselben für die Alterthumskunde und die dazu gehörigen Disciplinen einen entschiedenen Werth und Bedeutung haben können, wie es auch hier der Fall zu sein scheint, gesetzt auch, daß vieles als unhaltbar aufgegeben werden müßte. Von den Scythen aus, deren Namen von den Alten in einem eben nicht viel genauern Sinne gebraucht wurde, als der Name der Kafern bei den Arabern, will der Vf. die Urgeschichte des deutschen Volksstammes darstellen, und sollten die Resultate dieses Unternehmens der darauf verwandten Gelehrsamkeit, so wie dem nicht zu verkennenden Scharfsinn entsprechen, so würde man allerdings Ursache haben, sich zu dieser Erscheinung in der historischen Litteratur Glück zu wünschen. Für die Erreichung seines Zieles hofft sich der Verf. auch schon vorgearbeitet zu haben durch zwei Recensionen über Völkerns mythische Geographie und über Schaffarikis Werk über die Slawen, so wie durch die Abhandlung über das blonde Geschlecht der scythischen Budinen (die zweite der oben genannten beiden Schriften), worin das Verhältniß der Völker Odins am Pontus zu den Germanen und der Scythen zu beiden dargestellt ist. Die Scythen sind der blonde blauäugige Völkersstamm, von dem die Urgeschichte der Völker Europas und der Deutschen ausgeht, so wie die Urgeschichte Asiens; der Römer Pompejus Trogus ist der große Mann, welcher dies bisher allein erkannt hat, und die bisherige mangelhafte Erforschung der Scythica ist daher nach dem Verf. auch der Hauptgrund für die ungenügende Erkenntniß der Urgeschichte aller Völker des Orients und Occidents. Diese Scythica führen aber zurück zu dem baktrischen Sonnenlande, einer durch religiösen Fanatismus begründeten ägyptischen Kolonie (?), und da gelangen wir erst auf den Boden, wo die Urheimath der alten Deutschen war und wo sich der Schlüssel findet für die gesamte alte Geschichte Asiens und Europas. Von dem auf 6 Bände berechneten Werke über die deutsche Geschichte werden demnach zur gehörigen Grundlage des Baues die beiden ersten Bände die Entdeckungen in der Scythen-Welt füllen und zwar so, daß der erste Theil die Scythen-Geschichte im baktrischen Sonnenlande darstellt, der zweite dagegen deren Geschichte in Europa bis zu der Einwanderung der Massageten und deren Verschwinden unter Geten und Ostgothen.

(Der Beschluss folgt.)

N<sup>o</sup> 7.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

Januar 1835.

*Geschichte der Deutschen von der ältesten Zeit  
 bis zur Gegenwart, aus den Quellen bearbei-  
 tet von Dr. Karl Halling.*

(Schluß.)

Eine Hauptschwierigkeit scheint sich nun dem Vf. darin entgegenzustellen, daß, um die älteste Spaltung der sogenannten europäischen Völker auf asiatischem Boden in der Urzeit zu erforschen, bei dem Mangel an historischen Werken darüber, nur auf die Mythologie der Völker des Orients zurückzugehen ist, wobei der Vf. die Ueberzeugung hegt, daß, wenn die orientalischen Völker auch keine eigentliche Geschichtschreibung hatten, sie doch noch immer Geschichte hatten. Dem läßt sich wohl beipflichten, wie allen Sagen von den Kämpfen zwischen Iran und Turan immer etwas Historisches zum Grunde liegt, aber doch hat es mit dieser orientalischen Geschichte immer eine eigene Bewandnis, und man würde wahrlich irren, wenn man sie für eben das nehmen und sie so behandeln wollte als die eigentlich europäische Geschichte, so wie der modernen Völker überhaupt. Geschichte ist die selbstbewußte Entwicklung des freien Geistes, so daß von ihr in dem traumhaften noch ganz in die Natur versenkten Leben der alt-orientalischen Völker, was eben den Mythos und die Mythologie bildet, nicht die Rede sein kann, weshalb es auch immer ein mißliches Unternehmen sein muß, aus dem religiösen Sagenewirr des alten Orients und aus der phantastischen Anschauungsweise seiner Völker, welchen das verständige reflektirende Bewußtsein fehlt, so viel bestimmt ausscheiden zu wollen als dazu dient, die Grundfäden einer wirklichen Geschichte abzugeben. Von den sechs, außer der Einleitung, in beiden vorliegenden Heften behandelten Abschnitten beginnt das erste Kapitel, das sich wie das folgende mit den geographischen Verhältnissen beschäftigt, mit der Darstellung des asiatischen Europa, d. h. mit der asiati-

schen Urheimath der Scythen oder der blonden Völker, und hier wird zunächst nach Angabe des persischen Historikers Mirkhond die Landschaft Chowaresm am untern Oxus oder Gihon, die vor Alters Dschermania geheißten habe, als das älteste Vaterland der Deutschen nachgewiesen. Alle diejenigen also, welche bisher den Namen *Deutsche* (Deut, Diet) als den eigentlichen und einheimischen Namen unserer Vorfahren betrachtet und den Namen Germanen nur als ein Appellativ genommen haben, um eine gegen die Römer am Rhein gebildete Wehrverbindung zu bezeichnen, werden sich nun wohl zurückziehen müssen, da wir den alten Namen der römischen Germanen schon so früh mitten in Asien wiederfinden, und wir werden weiter sehen, an welche andere Namen dieser bei Mirkhond erwähnte sich wieder anschließt, und so ein höchst merkwürdiges Namenssystem veranlaßt. Daß diese Dschermanen im Lande Chowaresm nicht identisch sind mit dem vom Herodot genannten Parsen-Stamm der Germanen, oder mit den Karmanen in der Landschaft Kerman in Beziehung stehen, da die meisten der von Herodot genannten echten Parsen-Stämme doch später in ihren Namen sich nur in den südlichen und südöstlichen Gegenden des kaspischen Meeres wieder auffinden lassen, dies hätte wohl noch näher auseinander gesetzt zu werden verdient, wenn gleich es nach des Vfs. Ansicht nicht zu gehen scheint, in so fern es grade die blonden blauäugigen Völker sein sollen, die als die Völker von Turan mit den iranischen dunkelhaarigen Parsen in ewiger Fehde lebten. Dieses Dschermania bildet nun dem Verf. den Mittelpunkt des sogenannten asiatischen Europa, das sich in der großen Senke Asiens in der Nordwest-Ecke zwischen den beiden Hochländern dieses Erdtheils rings um das kaspische Meer und den Aral-See ausbreitet. In den Namen der dort wohnenden Völkerstämme vom pontischen bis zum indischen Caucasus, der Iberier, Gelen, Meder, Parther, Saken, sollen sich die auf vollkommen gleichartige

Weise rings um die Germanen in Deutschland herumwohnenden Völkerschaften wieder erkennen lassen, wie die Hispanier, Gallier, Sachsen u. s. w., und hier soll der Hauptsitz der blonden Völker sein, obschon man fragen kann, ob denn auch alle andern in dem eigentlichen Europa wohnenden Völkerschaften sich durch eben dieselben leiblichen Eigenschaften auszeichneten, mit welchen uns immer die alten Deutschen bezeichnet werden. Der Vf. zieht aber aus der bemerkten ethnographischen Uebereinstimmung jenes Landes mit Europa folgende Schlüsse, daß die Geschichte dieser asiatischen Europäer der eigentliche Schlüssel der Urgeschichte Asiens und Europas sei, und da diese von den Alten im Allgemeinen mit dem Namen der Scythen bezeichnet worden seien, so geben auch diese asiatischen Scythen den Schlüssel zur Urgeschichte von Asien und Europa, in so fern sich dieselben von hier aus auf den großen Völkerstraßen im Norden und Süden des kaspischen Meeres und des Pontus nach Westen verbreitet haben — Schlüsse, welche natürlich davon abhängig sind, daß man die sehr problematische Einheit dieser asiatischen Völkerstämme mit den spätern europäischen annimmt, und daß, wenn man auch eine Beziehung beider aufeinander zugiebt, man alle wesentliche Veränderung in ihrem ganzen geistigen und leiblichen Dasein in dem Laufe der Jahrhunderte von der Urzeit bis zu ihrem spätern Auftreten in Europa leugnet. Schwerlich wird man auch mit dem Vf. übereinstimmen können, wenn derselbe dieses europäische Asien als ein von der Natur rings ummauertes Paradiesland darstellt, da man diese Ummauerung wohl im Süden und Osten annehmen muß durch die Gebirgsumsäumungen des persischen und mongolischen Hochlandes, welche beide durch den indischen Caucasus (Hindukhu, nicht Hindukusch, weil letzteres nur einen Gebirgspafs daselbst bezeichnet) verknüpft sind, dieselbe aber durchaus nicht im Norden und Westen stattfindet, wo sich nur flache Hügelrücken finden, die weder eine Natur noch Völkergrenze bilden, und dann besteht dieses Gebiet größtentheils aus Wüsten, die jetzt von den räuberischen Stämmen der Usbecken, Kirgisen und einigen Kalmucken-Horden durchzogen werden, zwischen welchen nur sporadisch an den Stellen paradiesische Oasen sich finden, welche eine genügende Bewässerung haben. Als nähere Grundlage des Ganzen folgt dann im vierten Kapitel eine Darstellung der Scythen und die geographische Entwicklung dieses

Namens mit Ableitung desselben aus dem deutschen Sprachstamm als Bezeichnung von *Schützen*. Ein dreifaches Scythenvolk wird hier unterschieden, welche drei als eben so viele Ablagerungen aus Asien in drei großen vorchristlichen Völkerwanderungen bis auf die Masageten-Wanderung Herodots, sich gegen Westen bis zur untern Donau ausgebreitet haben, wo dieser Volkname zuerst vorkomme und auch zuletzt verhalte. Nach Osten führen diese scythischen Völkerstämme zurück bis zu den Saken am Jaxartes im europäischen Asien, und somit ergibt sich dann der Schluß, daß die Scythen zu dem Völkerstamm mit blondem Haar und blauen Augen, also zu dem germanischen Stamme gehören. Aber hier im Mittelpunkte von Asien, wo sich sowohl der Westen vom Osten scheidet, als der Norden vom Süden, wie viele andere Völker haben hier nicht ihre Urheimath gehabt, wie die Urstämme der zahlreichen türkischen Völkerschaften und der weit verbreiteten finnischen oder ugrischen Völkerschaften nach Klaproth, welche sich Jahrhunderte lang hier herumtummelten, bis sie unter verschiedenen Namen der Hunnen, Avaren, Bulgaren, Ugoren u. s. w. auf derselben großen Völkerstraße, auf welcher auch die Stammväter der Deutschen gezogen waren, sich nach Westen ausbreiteten, — alles Völker, welche von den chinesischen und altgriechischen und römischen Berichterstattern im Gegensatz gegen ihre eigene leibliche Beschaffenheit auf jene charakteristische Weise bezeichnet werden konnten, wie die spätern Deutschen in Deutschland, so daß man schwerlich überall da germanische Völker anerkennen kann, wo jene mehr nordischen Stämme als leiblich verschieden von den ostasiatischen und den mehr südlich wohnenden westasiatischen Völkern genannt werden. Der Vf. weiß aber auf eine bewunderungswürdige, zum Theil sehr scharfsinnige Weise aus den heterogensten Namen, die gewöhnlich nur als bloße Anklänge einer gänzlich verschollenen Urzeit betrachtet werden, ihre historische Bedeutung hervorzulocken und in dem dunkeln Sagenwirr des westasiatischen Orientes sich Licht zu verschaffen, wobei es freilich immer darauf ankommt, ob man die Prämissen zugeben kann oder nicht. Die Aramäer, welche sonst für einen Hauptzweig des semitischen Völkerstammes in dem großen vom Euphrat getheilten Lande Vorder-Asiens gelten, werden gleichfalls mit den Scythen in Verbindung gebracht. Vermittelt des Zendavesta erfahren wir, daß Aram, Arum oder das



Land Sur am Südostufer des kaspischen Meeres gelegen habe; dies ist dann identisch mit Irman, Erman und weist so wieder hin auf das Stammland der alten Deutschen, auf Dachermania. Eine Hauptrolle spielt bei diesen Untersuchungen das Wurzelwort *ar, ari, arm, erm, irn*, wovon der Name der Aramäer und Germanen (Ermanen) herkommt, und damit steht in Verbindung die Darstellung der ethnographischen Verhältnisse der scythischen Stämme der Ariaspen oder Arimaspen und Seren im Lande Aria. Das mit Seide handelnde Volk der Seren fällt zusammen mit den Syrern, wie die Aramäer mit den scythischen Arimaspen, und diese sind wiederum dieselben mit den Germanen, deren wichtigsten Stamm unter dem Namen der Arimaspen auch schon Herodot in Osteuropa kannte. Von allen Seiten werden wir in den Zauberkreis des Landes Chouaresm am Oxus immer zurückgeführt, dies ist das alte Aria, das reine, ehrwürdige, das alte Stammland der Germanen, wie es bei den Indern immer genannt wird. Es weist dies jedoch wieder zurück auf ein noch älteres Ari am Himalaya auf Kaschmir, das gemeinsame Stammland aller indogermanischen Völker, von wo auch die Inder und Perser nebst den Medern diesen Namen mit hinwegnahmen, ehe noch die große Spaltung der Völker vor sich ging, nach welcher er sich in der Form Arm, Arim bei den germanischen Völkern, dagegen, in der Form von Ariana (Eriene) bei den persischen Völkern fixirte. Den Beweis nun für die Identität der Arimer oder Aramäer mit den Scythen und somit auch der Scythen mit den Germanen führt der Verf. im siebenten Kapitel. Denn hier sehen wir, daß das biblische Aram keineswegs auf den semitischen Volksstamm der Aramäer an den Ufern des Euphrat gehe, sondern auch das Arman oder Erman am kaspischen Meere, auf die Heimath der blonden Völker, von wo aus Syrien auf seine älteste Bevölkerung erhalten haben soll. Die bisher so schwierig zu erklärenden mit Aram in Verbindung stehenden Namen von Uz, Chul, Gether und Masch (die Söhne Arams nach der Bibel), sind nun nichts mehr und weniger als die uns schon von den Chinesen mit denselben Namen bezeichneten blonden Völker jener Gegenden. Der Name Uz z. B. geht nach dem Vf. nicht auf die syrische Land- und Völkerschaft, die bei den Alten Ausitae genannt wird, sondern auf das von den Chinesen genannte blonde Volk Usun oder Usiun, welche in ihren Annalen nach

den Untersuchungen eines Remusat und Klaproth in dem centralen Asien eine große Rolle spielen, sie sind zugleich identisch mit den bei den Alten genannten Asiern, Ariern, Ariaspen, Arimaspen, Ermanen und Germanen. Die Namen Gether und Masch oder Masch-Gether bezeichnen sodann die Massa-geten als identisch mit den Moeso-Geten und Gothen, wonach auch wieder die thrakischen Völkerschaften mit diesen scythisch aramäisch germanischen Völkern zusammenfallen. Als bekannt darf man dabei voraussetzen, daß auch schon von andern ausgezeichneten Geschichtsforschern die Stämme der Geten, Daken und Saken mit den Gothen, Dänen und Sachsen in Verbindung gebracht worden sind, obschon man dieselben bis dahin immer als ganz verschiedenen Stammes betrachtet hat, die keine Gemeinschaft mit einander haben konnten, selbst wenn auch das Lokale ihrer Geschichte zum Theil zusammenfallen mochte. Durch alle diese ethnographischen Untersuchungen zieht sich zugleich der Grundgedanke hindurch, daß aus der Feindschaft zwischen den Bewohnern von Iran und dem blonden Stamm von Aram am Oxus und kaspischen Meere der letztere Name zur Bezeichnung des bösen Principis in dem göttlichen Wesen bei den erstern gebraucht wurde und so in der parsischen Religion sich fixirt habe als Ariman (von Arman und Aram), dessen Diener die rothhaarigen Menschen bei den Parsen verhaßt waren. Mit diesem Ariman fällt auch der ägyptische Typhon (Dew, woraus Teufel nach dem Vf.) zusammen, und ohne Zweifel werden später auch die Verhältnisse der Aegypter zu diesen typhonischen Scythen oder verteuflten Germanen noch dargestellt werden. Man kann allerdings wünschen, daß der Vf. seine mühsamen Untersuchungen über diese Gegenstände, welche für jeden, der sich für die Urgeschichte der Völker interessirt, anziehend sein müssen, fortsetzen möge, indem die Wissenschaft auf jeden Fall dabei gewinnt, selbst wenn auch, wie schon bemerkt ist, diese Untersuchungen für die eigentliche Geschichte der Deutschen von keiner Bedeutung sein sollten, und Vieles von dem hier Aufgestellten als unbegründet verworfen werden müßte. Genügend wird sich natürlich erst darüber entscheiden lassen, wenn diese Untersuchungen vollständig bis zum Abschlusse des zweiten Bandes vorliegen.

Ferdinand Müller.

## VIII.

*Beobachtungen ursprünglicher Bildungsfehler und gänzlichen Mangels der Augen bei Menschen und Thieren. Von Dr. Burkhard Wilhelm Seiler. Dresden, Walther. 1833.*

Eine vom Verf., im Namen der medicinisch-chirurgischen Academie zu Dresden, seinem Collegen Hedenus am Tage des vollendeten fünfzigsten Jahres treuer und ehrenvoller Amtsführung überreichte Gratulationsschrift. Das Werk beginnt mit der ausführlichen Beschreibung vier sehr merkwürdiger Mißgeburten, deren Abbildung wir auf der dem Werke beigegebenen Kupfertafel finden. Die erste Mißgeburt ist interessant durch das Vorhandensein einer großen Wasserblase statt des Gehirns, und durch die Anwesenheit zweier kleinen, mangelhaft gebildeten Augäpfel bei gänzlichem Mangel jeder Spur des Sehnerven. An der linken Seite ist der Stamm des fünften Nerven durch eine dünne Nervenscheide angedeutet, die bald ganz verschwindet, und doch sind bei mangelndem Ganglion Gasseri Aeste des Oberrollnerven, des Stirnnerven und des Unteraugenhöhlennerven auf die gewöhnliche Weise im Gesichte verbreitet. In Betreff der Anordnung der Augenmuskeln und Augenerven sind die Angaben des Vfs. äußerst genau. — Bei der zweiten Mißgeburt, die eine Menge von Mißbildungen darbietet, und wieder hydrocephalisch ist, finden sich Augenlieder und Augäpfel normal gebildet. Thränendrüsen und Thränenpunkte mangeln. An der rechten Seite findet man nur die leere verdünnte Scheide des Sehnerven, welche auch links von Nervenmark leer ist, indess mit der zur Wasserblase ausgedehnten harten Stirnhaut communicirt. Das dritte Nervenpaar geht wie gewöhnlich zu dem äußern geraden Augenmuskel. Die übrigen Nerven bis zum Vagus sind so dünn zellstoffig und verweben sich mit dem Zellstoffe der harten Hirnhaut so innig, daß man sie nur bis in diesen verfolgen kann. Den *N. glossopharyngeus*, *vagus*, *accessorius* und *hypoglossus* kann man bis zu ihrem Austritte aus der Hirnhöhle verfolgen. Die etwas vergrößerten Augäpfel zeigen normal gebildete Conjunctiva, Sclerotica, Cornea, Iris und Crystallinse. Die Nervenhaut und Glaskörperhaut fehlen ganz und die Stelle des Glaskörpers ersetzt eine ganz wasserhelle Flüssigkeit. — Nieren, Nebennieren, Harnleiter, Harnblase, Harnröhre und Eichel des männlichen Gliedes fehlen, während Hoden, Nebenhoden und schwammige Körper des männlichen Gliedes vorhanden sind. — Die dritte Mißgeburt ist ein Microcephalus mit sehr mangelhaft gebildeten Kopfknochen, dem sämtlichen Hirnnerven bis auf den Sehnerven fehlen. Auch hier wird dem Zustande der Augen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. — Viertens endlich erhalten wir die genaue Beschreibung eines ausgetragenen lebend geborenen Kindes mit gänzlichem Mangel der Augen, aller zu denselben gehörigen Gebilde und mehreren andern Mißbildungen. Merkwürdigerweise war der Sehnerv vorhanden.

Nun erst gelangt der Vf. zu dem eigentlichen Vorwurf der Schrift: den ursprünglichen Bildungsfehlern und dem gänzlichen Mangel der Augen. Zunächst wird von der Zahl der Augen gehandelt, wo der Vf. zu sorgfältiger Unterscheidung der *Cyclopia* s. *Monophthalmia imperfecta*, von der *Monophthalmia perfecta*, wo in dem einen vorhandenen Auge irgend eine Tendenz zur Duplicität wahrzunehmen ist, spricht. Die Cyclopia betrachtet der Vf. mit Huschke als eine Folge der in ihrem normalen Wirken gehemmten organischen Thätigkeit. — Nun gelangt der Vf. zur „Größe des Augapfels“, und geht dann zur Betrachtung des gänzlichen Mangels der Augen über. Gestützt auf den Befund in der letzten oben erwähnten Mißgeburt, erklärt er den Satz: daß die Nerven solcher Organe, die nicht gebildet sind, immer fehlen, für nicht allgemein gültig. Eben so wenig richtig ist aber, wie die oben angeführten Fälle zeigen, die Annahme: daß Augen ohne Sehnerven und Netzhaut nicht vorkommen können. Ist es ferner gleich richtig, daß die zu einem Systeme gehörigen Theile oft gleichzeitig fehlen, so darf man darads doch nicht folgern, daß ein Theil durch den andern gebildet werde, oder daß die verschiedenen Organe aus einem Centrum nach der Peripherie gleichsam herauswachsen müssen. Dagegen spricht Vieles für das von Rudolphi aufgestellte Bildungsgesetz: daß jeder Theil des Centrums und der Peripherie, nach Maßgabe des Zeitpunktes seiner Entwicklung, an seiner Stelle als primitiv, oder durch Zeit und Ort nothwendig bedingt, nach bestimmtem Typus geformt werde, sofern kein Hinderniß in diesem Punkte stattfindet. Die Tendenz der Bildung geht vom Centrum aus; allein es können Zwischenglieder in ihrer Entwicklung gehemmt werden, während die sie umgebenden Theile immer im Wachsthum fortschreiten.

Die Darstellung der ursprünglichen Bildungsfehler der einzelnen Theile des Auges beginnt mit den Augenhöhlen; es folgen Augenbrauen, Augenwimpern, Augenlieder und Thränenorgane, dann Augenmuskeln, Augenerven und die Bindehaut. Hier auf wendet sich der Vf. zu Sclerotica und Cornea. Die Hyperkeratosis betrachtet er als Folge früher vorhanden gewesener, aber zum Stillstand gekommener krankhafter Absonderung zu reichlichen Wassers in dem vorderen Theile des Augapfels, welches zur Wucherung und Verdickung der Cornea Veranlassung gegeben hat. Sehr wichtig erscheint dem Verf. Ammon's Beobachtung von öfterem gleichzeitigen Bestehen eigenthümlich abweichender Schädelformen und der Amaurose bei der angeborenen Hyperkeratosis. — Es ist nun ferner vom Mangel der Gefäßhaut, vom theilweisen Mangel des Strahlenkörpers, vom *Coloboma choroideae*, von der Weißsucht und von den Mißbildungen der Iris die Rede. J. Müller's Behauptung: „die Spalte der Iris an der untern Seite sei bei allen Thieren und an der untern innern Seite auch bei dem menschlichen Embryo eine unleugbare Thatsache, scheint nach Seiler durchaus nicht begründet. Vielmehr erscheint die Iris sowohl bei Embryonen von Vögeln und Säugethieren, als bei denen des Menschen in Form eines geschlossenen schmalen Ringes, wie dies neuerlich wieder Arnold angegeben. So darf das *Coloboma iridis* also auch nicht zu den Hemmungsbildungen in dem von Wather aufgefaßten Sinne gerechnet werden. Vielmehr meint Seiler, man könne annehmen, daß irgend ein zur Bildung eines oder einiger neben einander liegender Gefäßkreise bestimmtes Blutgefäß obliterirte, wodurch die Iris an dieser Stelle in ihrer Entwicklung gehemmt werde, während die übrigen Gefäßkreise gegen den Pupillarrand hin sich entwickeln. Auf diese Weise wird da, wo die Bildung der Iris zurückgeblieben ist, eine Spalte entstehen. — Es folgt die Betrachtung der Bildungsfehler der Nervenhaut, der wässerigen Feuchtigkeit, der Krystallinse und ihrer Kapsel, des Glaskörpers und des Strahlenplättchens. — Reichthum an eigenen Beobachtungen und Schlüssen, verbunden mit großer Gelehrsamkeit, charakterisirt diese schätzbare Schrift, die für pathologische Anatomie, wie für Physiologie des Auges gleich bedeutend und wichtig ist.

Januar 1835.

IX.

*Friderici Ritschelii professoris Vratislaviensis de Oro et Orione commentatio. Specimen historiae criticae grammaticorum graecorum. Accedit de Eudemo epimetrum. Vratislaviae 1834. 84 S. 8.*

Vorliegende Arbeit gehört einem Felde der Philologie an, welches größtentheils unangebaut liegt. Das Chaos der griechischen Grammatiker zu entwirren, ihre Namen und Werke von dem sie bisher bedeckenden Staube zu reinigen, ihre Behandlung der Wissenschaft an das Licht zu ziehen, und nachdem dies mit Gründlichkeit vollendet worden, darauf eine Geschichte der Grammatik aufzubauen, dies ist die Aufgabe, welche Hr. Prof. Ritschl sich gesteckt hat. Dafs die Vollendung dieser Arbeit einen wahren Fortschritt der Philologie begründen werde, ist unverkennbar. Um so freudiger heißen wir ihren Anfang willkommen: zumal da Hr. Ritschl's gründliche Gelehrsamkeit, sein Scharfsinn und sein sorgfältiges Forschen ihn ganz vorzüglich geeignet erscheinen lassen, diese Seite der Alterthumswissenschaft zu ergänzen.

Einen Haupttheil der Sprachforschung der griechischen Grammatiker bilden ihre etymologischen Studien, deren Resultate uns jetzt in großen Massen in alphabetischer Ordnung zusammengehäuft vorliegen; Gutes und Schlechtes unter einander gemischt; ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Grundansicht und von unbekannten Männern vereinigt. Als vornehmstes Hilfsmittel zur Sichtung bot sich hier das älteste etymologische Werk dar, welches wir unter dem Namen des Orion besitzen. Daher ist es mit Recht Mittelpunkt einer Abhandlung geworden, welche zunächst ein Beitrag zur Geschichte der alten Etymologen ist. Aber dem Orion allein seine Aufmerksamkeit zu widmen, und nur sein Leben und seine Schriften zu untersuchen, wurde der Verf. durch

eine ungemein häufige Verwechselung seines Namens mit dem des Oros verhindert: eine Verwechselung, welche durch die gewöhnlichen Abkürzungen der Schrift herbeigeführt, und dadurch vermehrt worden ist, dafs beide Namen wirklich nur Doppelformen desselben Namens sein könnten. Er dehnte daher sogleich beim Anfang seine Studien auf Oros und Orion aus und erlangte schon hierdurch allein, dafs er seine Vorgänger leicht übertreffen konnte, welche dem ungleich bedeutendern Oros die mindere Sorgfalt geschenkt hatten. Denn wenn Orion, welcher dem fünften Jahrhundert nach Christo angehört, in seinen Werken als Sammler auftritt, erscheint Oros dagegen als selbstständiger und die Ansichten der Meister der Wissenschaft prüfender Forscher, mit denen er sich nicht selten in Streit über die Principien befindet. Er wird von Hrn. Ritschl in das zweite Jahrhundert gesetzt. Die Hervorhebung dieses Mannes, die Untersuchung über sein Leben, seine Schriften und seine zerstreuten Fragmente, verbunden mit kritischer Behandlung derselben: kurz die Ermittlung seiner Bedeutsamkeit ist das Hauptresultat vorliegender Abhandlung. Doch ist auch auf Orion, namentlich auf seine Lebensverhältnisse und Schriften ein neues Licht gefallen: wenn gleich schon die früheren Forscher über ihn sorgfältiger gehandelt hatten. Die Frage, ob das vorhandene etymologische Werk im Auszug oder vollständig auf uns gekommen sei, und wie es sich zu den zuweilen sich findenden sogenannten Excerpten daraus verhalte, ist mit Gründlichkeit untersucht worden. In Betreff des Verhältnisses endlich der beiden Grammatiker zu einander ist die Behauptung aufgestellt und mit Scharfsinn vertheidigt worden, dafs Oros eine *Hauptquelle* des Orion gewesen sei: wodurch eine große Reihe von Stellen in den vorhandenen etymologischen Werken vor dem Verdachte des Verderbnisses geschützt wird, indem beide Namen, der des Oros und des Orion, als richtig erscheinen. Der Umstand, dafs Orion die übri-

gen Quellen nennt, nirgend aber des Oros gedenkt, wird durch den Irrthum eines Abschreibers zu erklären versucht, der Oros und Orion verwechselte, und die einmalige Nennung des Verfs. auf dem Titel für genügend ansah.

Man erkennt schon aus dieser Uebersicht, mit welcher Gründlichkeit der Gegenstand behandelt ist. Die Klarheit und Gediogenheit der Untersuchung, das alle Umschweife vermeidende, gerade Ergreifen und Festhalten des Stoffs, die angemessene Sprache, Alles dies fesselt den Leser; was um so wichtiger ist, je weniger sonst dieses Gebiet der Alterthumsforschung reizende Genüsse darbietet. Viele beiläufige Bemerkungen und Verbesserungen sind ausserdem schätzbar; worüber sich nach einem interessanten Schlussworte über Eudemos, eine Hauptquelle des Suidas, ein sehr sorgfältiges Verzeichniss findet, welches die behandelten Gegenstände und die vorgeschlagenen Verbesserungen anzeigt.

Dennoch halten wir die Untersuchungen über Oros und Orion noch nicht für geschlossen, und weisen namentlich auf Einiges hin, was Hr. Ritschl unbeachtet gelassen hat.

Das Buch des Orion ist in alphabetisch lexikalischer Form abgefasst, ohne jedoch bei der Anordnung auf mehr als den ersten Buchstaben Rücksicht zu nehmen. Bei der ersten Betrachtung desselben bieten sich aber zwei Bemerkungen dar, die eine, dass über ein und dasselbe Wort an mehreren Stellen, auf verschiedene Weise geredet ist; die andere, dass die Citate desselben Grammatikers unter jedem Buchstaben, wo einer zwei- oder mehreremal angeführt wird, sich dicht neben einander wiederholen und sonst nicht weiter vorkommen. Für einzelne Ausnahmen von dem Letztern lässt sich immer ein guter Grund angeben. Man kommt daher sehr leicht auf den Gedanken, auf den schon die äussere Form des Buches bringen konnte, dass hier verschiedene frühere Schriftsteller ausgebeutet, aber wenn mehrere der Bemerkungen zu einem Buchstaben gehörten, das jedem Entlehnte unter jedem Buchstaben sich an einer Stelle zusammengeordnet findet. Nähere Untersuchung bestätigt diese Vermuthung. Ein Arzt Soranos hatte ein etymologisches Buch über alle Theile des menschlichen Körpers geschrieben, welches eine reiche Quelle für Orion geworden ist. Nach den eigenen Citaten des Grammatikers und dem Inhalte jenes Buches findet man leicht, dass seine Bemerkungen unter jedem Buchstaben neben

einander vorkommen, z. B. unter α, von αἰδοῖα bis ἀγκών, p. 15, 22 — p. 17, 10 unter β von βουβών bis βραχίονες p. 33, 22—34, 18 und so fort durch das ganze Alphabet. Ein zweites Beispiel sei Helladios, aus dessen Chrestomathie sich z. B. unter μ nacheinander die Worte μακκοῶν, μακάριον, μέγιστα, μέλισσα, μῆλον finden; letzteres, wie schon Larcher bemerkt, fälschlich von μέλισσα getrennt, s. Phot. p. 867, 871 und 875 b. Hesych. Dasselbe gilt von den anderen Quellen. Unter χ findet man, dass χυλός bis χέδροψ aus Soranos, χαίρω bis χέμεθλα aus Philoxenos, der letzte Theil aus Herodianos entlehnt ist. Der Anfang jedes Buchstaben ist Homerischen Wörtern und Wortformen gewidmet.

Diese Bemerkung, welche für Hrn. Ritschl's Hauptzweck von hoher Wichtigkeit ist, indem sie uns einige verloren gegangene Werke älterer Grammatiker genau wiedererkennen, andere aber, wie die vorhandenen Epimerismen des Herodianos sogleich als unächt erscheinen lässt, ist ausserdem wegen der Behauptung, dass Orion die Werke des Oros benutzt habe, nicht ohne Bedeutung. Denn es muß jetzt nachgewiesen werden, in welchem Theile der Werke die Bemerkungen des Oros enthalten sind, wenn überhaupt die vorgetragene Ansicht die richtige ist. Dies bleibt also dem Vf. zu thun übrig.

Aber auch in Betreff der *Lebensverhältnisse* des Oros und Orion haben wir uns nicht aller Zweifel entschlagen können, und möchten uns näher an Suidas anschliessen, als der Vf. gethan hat. Suidas enthält nämlich erstens einen Artikel über Oros, welchen Hr. Ritschl durch die Vermuthung einer Vermischung in zwei Artikel spalten zu müssen glaubt. Dabei aber nimmt er die Worte „Ἀλεξανδρεὺς γραμματικὸς“ für Angabe des Geburtsortes, da es vielmehr die Schule und den Ort der Wirksamkeit bezeichnen möchte. Letzteres zu lehren, erschien gewiss dem Verf. der Nachrichten des Suidas als das Wichtigere. Die etymologischen Wörterbücher dagegen wählten zur Bezeichnung des Mannes die Angabe seines Geburtsortes Milet. Allein noch mehr wurde Hr. Ritschl in seiner Ansicht durch den Zusatz des Suidas bestärkt, Oros habe in Constantinopel gelehrt, was ihm der Zeit und des Ortes wegen für unmöglich gilt. Jedoch der Ort, Constantinopel, möchte wegen der geistigen Dürftigkeit seiner Grammatiker noch so verrufen sein, es ist ja ein Alexandrinischer Gelehrter, von dem die Rede ist, und seit der Erhebung von Byzanz zur Hauptstadt der Monarchie wurden die Ale-

alexandrinischen Grammatiker durch mannigfaltige Unruhen in alle Gegenden Griechenlands und Asiens zerstreut. Die Zeit aber ist sehr ungewiss. Denn wenn Hr. Ritschl dafür, daß er im zweiten Jahrhunderte gelebt habe, den innigen Zusammenhang seiner Studien mit denen des Herodianos und Phrynichos anführt, und überhaupt zur Erforschung der Lebenszeit der Grammatiker es empfiehlt, die jüngsten Schriftsteller, die sie citirt haben, zu berücksichtigen: so ist dies bei Oros samentlich darum höchst bedenklich, weil wir von ihm nur Fragmente besitzen. Mit so vielem Verlorenen können ja auch Citate uns entzogen sein, die auf ein jüngeres Zeitalter hinweisen. Man bedenke nur, daß bei Orion unter allen Citaten das einzige des Helladios auf das fünfte Jahrhundert führt, während alle übrigen sich recht gut damit vertragen, wenn auch er in das zweite Jahrhundert gesetzt würde. Oros und Orion citiren fast ganz dieselben Schriftsteller. Herodianos aber und Phrynichos sind in den Augen der Grammatiker berühmte Männer, deren Bekämpfung auch ein Paar Jahrhunderte später recht wohl denkbar ist. Kurz vielleicht ist Suidas Angabe über Constantinopel vielmehr mit Dank anzunehmen, als zu verwerfen, und Oros, wie Orion, an das Ende des vierten oder in den Anfang des fünften Jahrhunderts zu setzen.

In Betreff des Orion aber würde die vorige Annahme, Alexandrien nenne Suidas als den Ort seiner Wirksamkeit und seiner Schule, auf die Idee zurückführen, daß die sich bei ihm findenden beiden Artikel über Orion auf einen und denselben Mann zu beziehen wären. Der erste Artikel bringt den Geburtsort desselben, und eine seiner Schriften zu unserer Kunde, der zweite die Schule und alle oder doch die meisten seiner Schriften, und unter ihnen gleich zuerst das schon im ersten Artikel genannte Werk. Wenn Hr. Ritschl nach Passow's Vorgange dagegen die Erwähnung einer Lobrede auf Kaiser Hadrian zum Beweise anführt, daß der Alexandriner ein Zeitgenosse des Kaisers gewesen sein oder bald nach ihm gelebt haben müsse: so ließe sich vielleicht dagegen die Vermuthung aufstellen, daß hier am Ende des Artikels, wie so oft bei Suidas, sich ein Irrthum eingeschlichen habe. Doch brauchen wir zu einem solchen Mittel nicht einmal unsre Zuflucht zu nehmen, da eine Lobrede auf Hadrian einige Jahrhunderte nach seinem Tode bei einem Alexandrinischen Gelehrten um so weniger etwas Unmögliches ist, als der

Kaiser die Alexandrinischen Angelegenheiten geordnet, und den Gelehrten dieser Stadt ihre alten Rechte erhalten hatte, und daher in der Zeit, in welcher das Christenthum diesen Gelehrten vielen Abbruch that, um so mehr des Lobes werth zu sein scheinen mußte.

So sind auch diese Zweifel dem Verf. noch zu lösen. Außerdem fällt es in der Beweisführung des Vfs. nicht selten auf, daß er einen großen Werth auf die Zeugnisse der Grammatiker legt, in welchen zugleich neben dem Namen des Oros oder Orion die Angabe des Vaterlandes gefunden wird. Ob dies mit Recht geschehen sei, ob darauf, daß dabeisteht „der Milesier“ „der Thebaner“ wirklich viel gebaut werden könne, ist ebenfalls zu bezweifeln, da ja auch so Irrthümer der Citirenden leicht möglich waren. Ist doch nach des Verfs. eigener Annahme in dem Coislinianischen Verzeichnisse in der That an die Stelle des Thebaners Orion der Milesier Oros, und bei Zonaras einmal das Umgekehrte zu setzen. In solchen Dingen sind Irrthümer von Sammlern gar leicht begangen worden.

Diese Punkte möchte daher Hr. Ritschl bei seinen weitern Forschungen zu beachten haben. Der Grund für die Einsicht in die großen Etymologika ist gelegt: es wird nicht mehr allzuschwer sein, die Theile der verschiedenen Schriftsteller, aus welchen sie entstanden, immer mehr zu scheiden und in diese ungeordneten Massen Licht zu bringen: eine Geschichte der etymologischen Forschungen der Griechen möchte zunächst von des Hrn. Verfs. Hand hervortreten dürfen, und bei dem neuen Leben, in welches in der neuesten Zeit diese Studien getreten sind, höchst zeitgemäß und belohnend sein. Vor Allem aber möchte man ihm die Benutzung der vorhandenen handschriftlichen Quellen, namentlich der höchst wichtigen Pariser Handschriften wünschen. Dann erst würde er ungehemmt auf seiner Bahn fortschreiten, und seine Absicht erreichen können, endlich eine gediegene und gründliche Geschichte der Grammatik zu verfassen.

F. Ranke.

## X.

*Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 18 $\frac{2}{3}$  zu Dresden von Dr. C. G. Carus. Leipzig, 1831. bei Gerh. Fleischer.*

Zwar befindet sich vorliegendes Werk bereits seit einigen Jahren in den Händen des wissenschaftlichen

Publicums; auch erinnert sich Ref., daß das Publicum schon von mehreren Seiten her auf den Werth und Gehalt desselben aufmerksam gemacht worden ist, und er hat also, da überdies der Name des Verfs. ein allgemein bekannter und geschätzter, ja in den näheren Kreisen ein gefeierter ist, keinen Grund zu zweifeln, daß das Buch eine diesem seinem Werthe entsprechende Verbreitung erhalten haben wird. Indefs scheint es ihm zur Zeit noch an einer solchen Beurtheilung desselben zu fehlen, die zugleich mit dem Allgemeinen, was diesem Werke mit manchen anderen gemeinschaftlich ist, auch seinen besonderen und eigenthümlichen Charakter, sowohl den schriftstellerischen, als auch den wissenschaftlichen, genügend darlegt. Je individueller, sowohl nach der Seite der Form und Darstellung, als nach der Seite der philosophischen Grundansicht und des Inhalts, dieser Charakter ausgeprägt ist: um so mehr ist nothwendig auch der Werth des Buches einerseits freilich ein genau begränkter und umschränkter, anderseits aber, innerhalb dieser Begränzung, ein ihm bleibend und eigenthümlich angehörender und durch keine anderen ähnliche oder verwandte Leistungen zu ersetzender. Ref. glaubt daher auch jetzt noch nichts Ueberflüssiges zu unternehmen, wenn er es versucht, diesen individuellén Charakter in so scharfen und vollständigen Zügen, als er es vermag, zu umreißen.

Der nächste Eindruck, welchen der Vortrag und die Sprache dieser Vorlesungen gemacht hat, ist der, daß man es dem Werke ansieht, wie es in einem reichen, umfassenden, gediegenen, die verschiedenartigsten Aufgaben der Wissenschaft und des Lebens mit Leichtigkeit und Gewandtheit, mit Sicherheit und Ueberlegenheit lösenden Geiste beiläufig und gelegentlich entstanden ist. Weder ein Lob noch ein Tadel ist hiermit ausgesprochen, sondern nur ein Factum: es muß Schriften geben, die sich zu dem Geiste und der Lebensthätigkeit ihrer Verfasser in einem untergeordneten Verhältnisse der eben angegebenen Art befinden, und es muß andere geben, in die als letzte und höchste Zwecke ihres Lebens die Verf. das ganze Gewicht ihres Geistes und ihres Talentés hineinlegen, — Werke, die als Blätter oder als Seitenschöfslinge, und Werke, die als Blüthen und als Früchte in dem organischen Lebensgewächse ihrer Verfasser dastehen. In dem vorliegen-

den Fall kann ein bedenklicher Umstand darin zu liegen scheinen, daß das Werk ausdrücklich einem didaktischen Zwecke gewidmet ist, daß es nicht die Wissenschaft durch einzelne Untersuchungen oder Beobachtungen zu bereichern, sondern in ein tiefes und umfassendes Erkenntnißgebiet Lesern, die nicht schon in diesem Gebiete heimisch sind, einen zugleich schnellen und doch gründlichen Einblick zu geben unternimmt. Gerade hier ist eigentliche Beredsamkeit und eine kunstvollere Darstellung solcher Art, wie sie nur aus vollkommenster Concentration der Geisteskräfte auf den Einen Gegenstand hervorgehen kann, recht eigentlich an ihrem Platze; und Ref. bekennt, beim ersten, flüchtigen Ueberlesen des Buches diese Eigenschaften allerdings vermisst zu haben. Aber bei näherer Bekanntschaft mit demselben fand er sich reichlich entschädigt durch das Gewährwerden der anderen, nicht minder vorzüglichen und vielleicht noch seltneren Eigenschaften, die bei dem Verf. jene fehlenden ersetzen; Eigenschaften, die es wohl sein müssen, welche diesen Vorlesungen den Beifall des zahlreichen und hoch gebildeten Kreises, vor dem sie zuerst gehalten wurden, gewährt haben. Wir meinen die wirklich bewundernswürdige Klarheit, Reinheit und Nettigkeit des Ausdrucks, welcher sich dem mit gleicher Deutlichkeit und Präcision gefassten Gedanken mit einer Unmittelbarkeit anschließt, welche die Kluft, die sonst meist bei einem Inhalte dieser Art zwischen beiden zu liegen pflegt, gar nicht bemerken läßt. Es ist nicht eine Leichtigkeit solcher Art, wie man sie oft an den Werken der größten Redekünstler bemerkt hat, welche vielmehr nur der, aus tiefer und gewaltiger Arbeit und aus vollendeter Bezwingung der Schwierigkeiten hervorgegangene Schein der Leichtigkeit ist; sondern es ist die wirkliche, kunstlose Leichtigkeit und Sicherheit eines Gedankenganges, zu dem der Ausdruck eben darum so unmittelbar und ungesucht sich hinzugesellt, weil der Gedanke selbst kein mühevoll erzwungener oder aus dem Chaos der inneren Seelentiefe schmerzlich herausgearbeiteter, sondern ein aus treuer Naturbeobachtung und aus der Gewohnheit einer wachen und selbstbewußten Lebensthätigkeit und Lehenserfahrung von selbst hervorspriessender ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Januar 1835.

*Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 183 $\frac{2}{3}$  zu Dresden von Dr. C. G. Carus.*

(Fortsetzung.)

Wir glauben den Styl solcher Werke, wie das vorliegende ist, nicht unangemessen zu bezeichnen, wenn wir ihn einen *praktischen* nennen; worunter wir freilich denn nicht zunächst, was man sonst wohl auch mit diesem Worte zu bezeichnen pflegt, die Angemessenheit für den jedesmal vorliegenden Zweck, sondern den Charakter des Styls als Ausdruck für eine im ächten und edelsten Sinne praktische, auch im Theoretischen auf praktische Weise sich benehmende und zurechtfindende Natur- und Geistesanlage zu verstehen haben.

Wenn nun ein Werk von solchem Charakter, wie der hier bezeichnete, einer philosophischen Betrachtung, dergleichen die Seelenkunde, gewidmet ist: so wird man schon im Voraus davon erwarten, daß sein Verdienst weniger in einer neuen, tieferen oder erweiterten Gestaltung der eigentlich spekulativen Probleme, als vielmehr in der Art und Weise bestehen wird, wie es die Ergebnisse der spekulativen Forschung, theils die äußerlich überlieferten geistreich aufnehmend und sich eignend, theils selbstthätig auf mehr empirischem Wege sie gewinnend und reproducirend, in die Form und Gestalt einer klaren und tüchtigen, jedem Gebildeten und nicht bloß dem Philosophen von Profession zugänglichen Lebensanschauung umsetzt. — Möge Niemand diesen unsern Ausspruch, daß Ergebnisse der Spekulation auch empirisch gefunden werden können, eines innern Widerspruchs zeihen. Vielmehr, wie man ehemals bemerkt hat, daß eine oberflächliche und halbe Philosophie von dem Glauben an Gott ab-, eine gründliche und vollendete zu ihm zurückführe: so beginnt man jetzt immer deutlicher einzusehen, daß nur eine halbe, d. h. eine theils äußerlich eng umgränzte und einseitige, theils innerlich von unzureichender Reflexion durch-

zogene Empirie von einer philosophischen Weltansicht und Weltdurchschauung entfernt, daß hingegen eine gründliche, allseitige und vorurtheilsfreie Erfahrung unfehlbar in ihren Resultaten mit den Resultaten des philosophischen Denkens zusammentrifft. Unsere Zeit zeigt bereits mehrere Beispiele von Forschern, die ausdrücklich durch die Klarheit und Gründlichkeit ihres empirischen Wissens auf einen Punkt geführt wurden, wo die philosophische Idee ungesucht, in frischer Integrität und reifer Jugendlichkeit, wie Minerva, aus ihrem Haupt hervorsprang; und der Verf. des gegenwärtigen Werkes ist unter diesen Forschern einer der ausgezeichnetsten. Wenn irgend andere, so sind Männer solcher Art geeignet, den Wahrheiten des philosophischen Denkens auch bei Solchen, die den spekulativen Denkern mißtrauen, Ansehen und sogar Eingang zu erwerben; und schon aus diesem Grunde müßte ihr Thun von philosophischer Seite her für Gewinn geachtet werden, selbst wenn man den noch ungleich höher zu schätzenden Vortheil, der sich daraus unfehlbar für die Wissenschaft selbst ergeben muß, nicht in Anschlag bringen wollte. — Unser Verf. steht in Bezug auf seine Grundansicht von dem Natur- und dem Geistesleben auf der Höhe der Philosophie unserer Zeit; er ist in nichts Wesentlichem hinter der Entwicklung dieser Philosophie zurückgeblieben, eben so wenig aber auch, was von einem empirischen Forscher verlangen zu wollen ganz und gar ungerecht wäre, derselben vorangeeilt. Dennoch ist es nicht ein bestimmt abgegränztes System, dessen Lehren und Worte er nur wiederholte; sondern seine wesentlich empirische Forschung kommt dem Geiste der philosophischen Spekulation in der Gestalt und Reife, die dieser Geist gegenwärtig erlangt hat, auf durchaus freie Weise entgegen, und schafft sich selbstständig ein ihren Bedürfnissen und den Bedürfnissen des Kreises, zu dem zu sprechen sie sich berufen findet, angemessenes Gewand der Darstellung und des Ge-

dankenausdrucks. Da es lebendige Anschauung ist, was diese Darstellung beseelt, und nicht eine abstrakte Theorie; da überdies der Verf. von den sittlichen und religiösen Interessen, welche sich an seine Betrachtung knüpfen, so innig als lebendig durchdrungen ist: so wird diese gesammte Darstellung von einem leisen Hauche der Begeisterung durchweht, der jedoch der ruhig besonnenen und klar verständigen Haltung des Ganzen nicht den mindesten Eintrag thut.

Der Plan dieser Vorlesungen ist einfach und leicht zu übersehen; weniger streng wissenschaftlich als anschaulich und sinnreich. Zuerst wird der *Allgemeinbegriff* der Seele aufgestellt, in klarer und scharfer Umrißheit, in deutlich bestimmten und leicht verständlichem Gegensatze zu allen von der Ansicht des Verfs. abweichenden Ansichten. Hierauf folgt in einem *Allgemeinen Theile* zunächst eine *Entwicklungsgeschichte* der menschlichen Seele, in welcher, unter Anwendung der Methode, welche der Verf. die genetische nennt, und ausdrücklich der descriptiven, der analytischen und der teleologischen Methode gegenüberstellt, die allmähliche Entfaltung des Seelenlebens und der Seelenkräfte aus ihrem einfachen Keime Stufe für Stufe verfolgt wird. Es scheint bei der Behandlung dieses Theils dem Verf. vornehmlich Goethe's Metamorphose der Pflanzen vor Augen geschwebt zu haben. Wie dieses Werk die Theile und Glieder des vegetabilischen Organismus, so betrachtet er die Vermögen und Thätigkeiten der Seele als die allmählich in einander übergehenden und aus einander sich erzeugenden Gestaltungsmomente des Einen, untheilbaren und nur in dieser seiner Entwicklung wirklichen und existirenden Grundwesens. Welch eine neue, eben so sinnreiche als fruchtbare Wendung hiermit die in den meisten Psychologien so geistlos und mechanisch abgehandelte Lehre von den sogenannten Seelenkräften und Seelenvermögen erhält, wird jeder sinnige Leser ohne unsere Erinnerung bemerken. — Wenn hierauf der Verfasser als Ergänzung dieses Allgemeinen Theiles noch zwei Abschnitte von der *Gesundheit* und von der *Krankheit* des Seelenlebens folgen läßt: so werden Manche hierin die ärztliche Betrachtungsweise durchscheinen zu sehen glauben. Allein der Vf. benutzt diese Abschnitte gewandt und geistreich dazu, hier, in der äußern Mitte seines Werkes, alle Radian seiner Darstellung auch innerlich in Einen Centralpunkt, welcher ihm eben der Begriff der Seelengesundheit ist,

zu vereinigen. — Der zweite, *besondere Theil* zerfällt ihm wiederum in zwei Hauptabschnitte, in die Lehre von dem *Schlaf* und von dem *Wachen* der Seele, oder, wie man es auch auszudrücken liebt, von der Nachtseite und von der Tagseite des Seelenlebens. Auch diese Gliederung können wir, so wenig wir sie für die einzig mögliche ausgeben möchten, nicht anders, als sinnvoll finden. Die Kategorie der Besonderheit bezeichnet hier die Totalität derjenigen Momente des Seelenlebens, durch welche sich die Seele des Einzelnen ausdrücklich als im Verhältnisse stehend zu einer Welt außer ihr, oder richtiger noch, als ausmachend ein Glied in dem großen Weltorganismus, bekundet. Nun ist aber dieses Verhältnisse, in welchem die Seele zu dem Ganzen steht, wesentlich ein doppeltes, erstens ein physisches oder körperliches, und zweitens ein geistiges und sittliches. Von der physischen Seite bethätigt die Seele ihr Wurzeln in der Allgemeinheit des Naturlebens, ihren nie abzubrechenden Wechselverkehr mit dieser Allgemeinheit, auf die Phänomene des Schlafes und des Traumes, der somnambulen und magnetischen Zustände. Im Wachen dagegen gehört der Mensch weder der Natur, noch unmittelbar sich selber, sondern wesentlich dem sittlichen Organismus der Geisterwelt an. Es ist daher nicht ohne Bedeutung, wenn wir die Erscheinungen, in denen sich die Seele als Glied dieses Organismus bethätigt, in ausdrücklichem Gegensatze nicht bloß gegen die Erscheinungen jener Nachtseite, sondern auch gegen die allgemeineren Momente, auf denen der Begriff des Ich und der Selbstheit des Individuums beruht, hier unter der Kategorie des Wachens zusammengestellt finden.

Spricht sich sonach schon in dem Plane und der Anordnung des Werkes eine eben so originelle, als andererseits das Objective des Gegenstandes in kräftiger und gediegener Anschauung erfassende Eigenthümlichkeit aus: so ist ein Gleiches auch in Bezug auf die Grundansichten der Fall, durch welche die Darstellung des Einzelnen beseelt und geleitet wird. Uns möge es vergönnt sein, hier statt alles Anderen die Definition auszuheben, welche der Verfasser von dem Begriffe der Seele giebt, welche, wie sich schon nach dem Gesamtcharakter seiner Darstellung erwarten läßt, nicht etwa bloß an einer einzelnen Stelle, am Anfange des Buches, ausgesprochen wird, sondern als Grundgedanke des Ganzen sich durch die gesammte Betrachtung einem



Faden gleich hindurchzieht und an verschiedenen Stellen auch ausdrücklich wieder zum Vorschein kommt. Die Seele ist unserm Verf. eine *Idee*; als solche unabhängig von ihrer räumlichen und zeitlichen Erscheinung, von ihrer „Darbildung“ oder ihrem „Darleben“ in Zeit und Raum (— diese etwas ungewöhnlichen Ausdrücke scheint der Verf. von dem verewigten K. C. F. Krause entlehnt zu haben, dessen Philosophie sowohl überhaupt, als insbesondere in Bezug auf die hier behandelte Lehre wohl nicht ohne Einfluss auf die Gestaltung der Ideen unsers Verfs. geblieben sein mag). Er hält es sich angelegen sein, in einer Reihe wahrhaft schöner und trefflich von ihm ausgeführter Bilder das Verhältniß dieser Idee zu ihrer körperlichen Darstellung zu veranschaulichen. Die Elemente des Körpers, diese nach ihren mechanischen, physikalischen und chemischen Eigenschaften betrachtet, verhalten sich zu der Seele nicht anders, als wie die Wassertropfen in dem Regenbogen zu dem Farbenbilde, oder wie die Leinwand und die Farben in einem Gemälde zu der Conception des Künstlers. Vornehmlich aber ist es das Verhältniß der in dem Geiste des Künstlers lebendig entspringenden Idee des Kunstwerks zu dessen Ausführung, durch welche der Hr. Verf. das Vorhandensein der Seele als Idee in dem Geiste der Gottheit jenseit der Zeit und des Raumes, und dann ihr „sich Darleben“ in der Zeit und durch Vermittelung ihres Körpers, zu veranschaulichen sucht. Er führt zu diesem Behufe Aussprüche von Künstlern über die Art und Weise und die Zustände ihrer Schöpferthätigkeit an; wie er es denn überhaupt liebt, seine Beispiele aus der Dichterswelt zu entlehnen und seinen Darstellungen durch Herbeiziehung von Momenten aus dem Kunstleben eine größere Anschaulichkeit zu ertheilen. Wie ihm aber einerseits diese Auffassungsweise dient, die Selbstständigkeit der Seele und ihre Unabhängigkeit von dem Körper darzulegen, so weiß er sie andererseits nicht minder geschickt zu benutzen, um an sie die Lehre von der substantiellen Einheit der organischen körperlichen Natur mit der Seele, und durch Vermittelung dieser Lehre die Erklärung von der Möglichkeit, daß auch die Seele von dem Körper afficirt und nach falschen Richtungen hin abgelenkt werden könne, zu knüpfen. Daß, wie man ehemals zu sagen liebte, die Seele selbst ihren Körper baue, ist ein schiefer und schielender Satz, den der Verf. von diesem seinem Standpunkte

aus mit Erfolg zu bekämpfen weiß. Vielmehr ist die Idee des körperlichen Organismus in der Idee, welche die Seele ist, an und für sich schon enthalten, und die Entfaltung dieser letztern ist wesentlich durch sich selbst die Erzeugung und die Durchbildung jenes Organismus.

(Der Beschluss folgt.)

XI.

*Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils der Tragödie. Von Dr. F. Deycks. Koblenz, 1834. Bei K. Budeker. 148 S. 8.*

Gleich nach dem Erscheinen des zweiten Theils von Goethe's Faust gab Rosenkranz in diesen Jahrbüchern einen kritischen Ueberblick des neuen Werkes. Den ersten Worten, welche über diese Fortsetzung und diesen Abschluß des wunderbaren Gedichtes gesprochen wurden, das neben einer vielbekannten und vertrauten Seite plötzlich eine befremdende und überraschende zeigte, geziemte eine gewisse Zurückhaltung in dem Allgemeinen, welche jedoch nicht hinderte, daß der Inhalt scharfsinnig erfaßt, glücklich gedeutet und die reichen Gestaltungen und Bezüge des Ganzen zu eindringlichem Verständniß eröffnet wurden. Seit zwei Jahren, daß wir den vollendeten Faust besitzen, ist keine andre Stimme laut geworden, welche mit gleicher Tiefe und Gründlichkeit darüber gesprochen hätte, und wir glauben, daß der erwähnte Aufsatz, den doch der Verfasser selbst nur als einen vorläufigen ansehen will, auf weithinaus die Grundlage und Richtung für alle gesunde Kritik des Faust wird bleiben müssen.

Jedoch läßt Rosenkranz, der es selber ausspricht, daß Jahre verschwinden werden, bevor der Sinn des weltumfassenden Gedichtes sich völlig entschleiern, dem kritischen Erforschen noch ein weites Feld, dessen Anbau nur durch Zusammenwirken der mannigfachen Kräfte und der reifenden Zeit erfolgen kann. Wir freuen uns, dieses Feld von einem so trefflichen Führer, wie Hr. Deycks uns in dieser Schrift erscheint, mit so hellem Sinn und rüstiger Kraft, betreten zu sehen! Durchdrungen von Goethe'schem Geiste, mit wissenschaftlicher Kenntniß ausgestattet, und auf dem Standpunkte der Bildung fußend, wo sich Wahrheit und Schönheit in der höchsten Lebensbetrachtung vereinigen, schreitet unser Verfasser, obwohl von ganz andrer Seite herantretend, mit der von Rosenkranz eröffneten Bahn in größter Uebereinstimmung, und wo die Ansichten und Urtheile über das Einzelne von einander abweichen, liegt selbst in dieser Verschiedenheit mehr gemeinsames Bemühen, als trennende Streitigkeit. In der Anerkennung des Gegenstandes, in der Würdigung seines Werthes und seiner Bedeutung, in dem Urtheil über die hohe Vortrefflichkeit auch des zweiten Theils der Tragödie und über den tiefen und nothwendigen Zusammenhang desselben mit dem ersten, sind beide Kritiker durchaus einig.

Das Verhältniß der beiden Theile des Faust, und deren

Gliederung in Akte und Scenen, so wie den Inhalt und die Form jedes dieser Glieder insbesondere, legt Hr. Deycks durch die scharfsinnigsten Aufschlüsse uns klar vor Augen, und der Zusammenhang des ganzen Gedichts, die Einheit und Festigkeit seines Ganges, die Tiefe der Absicht des Dichters und die künstlerische Meisterschaft der späteren wie der früheren Ausführung, treten in ein ganz neues Licht. Er behauptet, mit vollem Rechte, das ganze Werk sei das Erzeugniß derselben schöpferischen Kraft, desselben Dichtergeistes, und in diesem Betreff gleichartiger und zusammenstimmender, als man bisher noch habe gelten lassen. Man wußte ja, daß Goethe zu hohen Jahren gekommen; man fand sich mit dem früheren Fragment eingelebt; die spätere Ergänzung befremdet und beunruhigt; es war die bequemste und scheinbar gültigste Ablehnung, daß man sagte, man spüre Kälte und Trockenheit des Alters, der zweite Theil habe nicht das Leben des ersten, ja kaum einen rechten Zusammenhang mit ihm, man halte sich an das Werk der Jugend. Selbst Rosenkranz läßt dieser, man kann sagen faulen und heuchlerischen Meinung, indem er solche zwar bestreitet, noch zu viel Gewicht; sie wird mit den Jahren immer mehr schwinden, bei jedem wiederholten Lesen nimmt sie ab. Hier aber wird dies Verhältniß durch gründliche Nachweisungen glücklich in's Klare gebracht; zuvörderst durch den Inhalt und die Beziehungen der besondern Scenen oder Gruppen; dann aber auch durch die Aufmerksamkeit, welche der Verfasser der gesammten Geistesentwicklung Goethe's zugewendet hat, und als deren Ertrag ihm alles sogleich zur Hand ist, was in den verschiedenen Schriften Goethe's, oft weit zerstreut, über die Absicht und Richtung, so wie über den Inhalt und Fortgang seines Faust gesagt worden. Wir sehen daraus, daß der Dichter in dem Plane des Ganzen niemals irr geworden, daß dabei die tiefsten Erschaue seines Geistes und die mächtigsten Lebensindrücke ihn geleitet, daß jede Willkür und zwecklose Laune ihm fern geblieben, und daß er zwar im höchsten Alter noch das Werk dichtend ausgeführt, und die neuesten Vorfälle und Anregungen mit darin aufgenommen, allein daß zum Theil grade diejenigen Scenen, die am spätesten bekannt geworden, und die man für das Erzeugniß seiner letzten Jahre, wohl gar als eine nothbehelfliche Auskunft für den doch endlich zu erzielenden Abschluß, gehalten hatte, daß grade diese in der Zeit seines mittleren Lebens und seiner höchsten dichterischen Kraft entstanden sind!

Hr. Deycks folgt dem Goethe'schen Gedichte Schritt für Schritt; indem er immerfort den Zusammenhang im Auge behält, beleuchtet er die einzelnen Gestalten. Sein deutlicher und angenehmer Vortrag, der niemals müßig abschweift oder unnütz verweilt, macht dem Leser diese Wanderung leicht, und gewährt ihm als Ertrag das reinere Verständniß, den unendlich gesteigerten Genuß des unabweislichen Gedichtes. Denn so steht Goethe's Faust in der Litteratur und dem Leben einmal fest, daß kein gebildeter Deutscher ihn lassen und aufgeben kann; ungern, mühsam, mit Widerwillen sogar mag er daran gehen, immer wird er gezwungen sein, ihn durch und durch zu kennen, die Sprüche desselben als nächste Lebensbezeichnungen

anzunehmen, und in diesen wohlgelegten Geleisen die Lasten des Tages und der Zukunft fortzubewegen!

Wir können hier in das Einzelne uns nicht verbreiten. Andre, und an andern Orten, werden das Geleistete dankbar aufnehmen, und ausführlicher besprechen. Nur zwei Punkte seien uns noch zu berühren erlaubt. Der eine ist das seltsame und schauerliche Räthsel, welches der Dichter als „die Mütter“ bezeichnet hat. Der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit unsers Verfassers sind darüber sehr ergiebig, und wir können seine Erklärungen vollkommen gelten lassen; allein am jeder möglichen Erklärung, und wäre sie uns von Goethe selbst noch übrig, müssen wir zuletzt zu der von Rosenkranz gegebenen aufsteigen, als bei welcher allein wir uns wahrhaft beruhigt finden; es ist dies ein glücklicher Strahl kritischer Divination, dem der Dichter, falls auch ihm dadurch ein erhöhter Ausdruck seines Gebildes erst geworden wäre, nur um so freudiger gedankt haben würde. Der zweite Punkt betrifft den aristophanisch kecken Streich, wo der Teufel durch sein auf die Engel gerichtetes Gelüst um seine Beute kommt. Unser Verfasser, der die Meisterhand des Künstlers auch hier anerkennt, gesteht den Wunsch, Goethe möchte diese den zarten Sinn verletzende Scene unterdrückt und die himmlische Reinheit völlig außerhalb des teuflischen Bereichs gelassen haben. Wir pflichten dieser Meinung nicht bei. Diese Teufelei, worin die kühne Erfindungskraft Goethe's durch die noch bewahrte Anmuth und Heiterkeit sich auf dem höchsten Gipfel der Meisterschaft zeigt, ist der nothwendige Gegensatz des erhabenen, innigen und heiligen Elements, in dessen Meer das Ganze verrschwimmen soll. Die Schilderung des Himmels ohne solchen Gegensatz würde nur fade sein können, wie auch Dante's Paradies, ohne seine Hölle und sein Fegefeuer, nur eine schwächliche Dichtung sein würde, ja poetisch gar nicht zu ertragen wäre.

Hr. Deycks stellt einige der gangbaren Anklagen und Vorwürfe gegen Faust und gegen Goethe — besonders die alberne Behauptung, Faust hätte ein Fragment bleiben müssen, und habe als solches sein großartigstes Ende in Gretchen's Verzweiflung gehabt, alles später Hinzugekommene aber sei vom Uebel, — in ihrer ganzen Blöße dar. Er widerlegt jedoch nicht eigentlich polemisch, sondern sucht mehr durch freundliche Erweckung des Verständnisses den Unverstand zu entfernen. Ueberhaupt drückt er sich stets mit Mäß und Billigkeit aus, und läßt sogar allzu nachsichtig die von M. Enk in Wien erschienenen Briefe über Goethe's Faust, in welchen doch nur sehr geringe Ansichten zu Tage kommen, für ein achtbares Buch gelten. — Wir wünschen unserm Verfasser, dessen Beruf, in höherer Geistessphäre zu forschen und zu bilden, durch seine gegenwärtige Schrift außer allem Zweifel steht, zu den trefflichen Eigenschaften, welche er schon besitzt, nur noch strengere Abfertigung derjenigen Widersacher, die nicht als würdige anzuerkennen sind. Freilich bemerkt er am Schlusse des Vorwortes, „daß er denjenigen, welche von vorn herein überzeugt sind, es könne nicht das Werk eines Greises *Dichtergluth*, und der Erguß eines Naturverehrsers *Frömmigkeit* enthalten, nichts zu sagen habe“. Und damit sind wir denn auch zufrieden. — V. v. E.

Januar 1835.

*Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 1833/34 zu Dresden von Dr. C. G. Carus.*

(Schluß.)

So freudig nun Ref. im Allgemeinen sich mit dieser Auffassung einstimmig erklären, und den Werth und das Verdienst ihrer — theilweise freilich, insbesondere gegen das Ende hin, nur skizzirten — Ausführung anerkennen darf: so ist doch Ein Punkt, in Bezug auf welchen er, da er in der That von durchgreifendem Einfluß auf die Gestaltung des Inhalts der gesammten Schrift sich erweist, sein Bedenken nicht zurückhalten mag. Man wird bemerkt haben, welche eine wichtige Rolle in der Darstellung des Hrn. Verfs. das Wort und der Begriff der *Idee* spielt. Da überdies der Verf. mehrmals ausdrücklichen Bezug auf Platon nimmt, so wird vielen Lesern hier sich die Platonische Ideenlehre in Erinnerung bringen, und sie zu dem Versuche, die hier vorgetragene Theorie von der Seele an dieselbe anzuknüpfen oder in dieselbe einzureihen, veranlassen. Nun aber ist es nicht etwa nur ein historischer Einwand, der sich uns hier aufdrängt, daß Platon nirgends die Seele des Individuums selbst eine Idee nennt, sondern sie nur der Ideen theilhaftig, aus dem Verkehr mit der Ideenwelt ihre geistige Substanz entnehmend zeigt. Vielmehr scheint der Gegensatz der Ideenwelt als außerzeitlicher und außerräumlicher, zu der Welt der zeitlichen und räumlichen Existenz, wie er sich auch in der neuern Philosophie entsprechend, wie in der alten, gestaltet hat, wesentlich dieß zu fordern, daß das, was für sich selbst *Idee* genannt werden soll, ausdrücklich in Gestalt jener Allgemeinheit gesetzt sei, die sich innerhalb des Räumlichen und Zeitlichen nur als Gleichheit des Unterschiedenen, als Art- und Gattungsbegriff, zu betheiligen vermag; daß es, mit andern Worten, nicht ein *Dieses*, durch *Hier* und *Jetzt* von

*Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

andern *Diesem* oder *Jenem*, welches *Dort* oder *Dann* ist, Unterschiedenes sei. Ein solches *Dieses* ist denn aber doch die Seele des Individuums, wiefern sie von den Seelen anderer Individuen unterschieden wird und *neben* diesen existirt. — Mit Recht hat unter den Denkern der neuern Zeit zuerst Hegel (*Encyclopädie* §. 378.) auf die Bücher des Aristoteles von der Seele hingewiesen, um dort die ächt wissenschaftliche, speculative Grundlage der Seelenlehre zu finden. Dort aber wird die Seele als die *Entelechie* des lebendigen, organischen Körpers bezeichnet; was sich mit jener Definition, welche die Seele (nicht die Seele überhaupt, oder den *Begriff* der Seele, sondern die einzelne lebendige, individuelle Seele — so nämlich sind wir genöthigt, unsern Verf. zu verstehen) eine außerzeitliche Idee nennt, schwerlich vereinigen lassen möchte. Von dem Körper nämlich wird auch unser Hr. Verf., so wenig gewiß weder er selbst, noch irgend ein anderer philosophischer Naturbetrachter gemeint sein kann, den Körper von der Theilhaftigkeit der Ideen auszuschließen, (— vielmehr bedient er sich der Art, wie die Idee, d. h. der *Begriff*, nachweislich in dem körperlichen Organismus wirkt, ausdrücklich als eines Bildes, um dadurch die ideale Natur der Seele zu erläutern: S. 28 f.) doch unstreitig nicht behaupten wollen, daß auch der besondere und einzelne Körper, — das *Exemplar*, — eine Idee ausmache. Die Idee ist hier offenbar nur der Allgemeinbegriff, und die Seele, wiefern ihr unmittelbares Dasein Eins mit dem Dasein ihres besondern Körpers ist, kann nicht Idee genannt werden. — Wenn freilich der Verfasser von der Idee eines Kunstwerks spricht und diese mit der Idee, welche nach ihm die Seele des Individuums ist, zusammenstellt, so läßt sich nicht leugnen, daß auch jene wesentlich eine individuelle und zu dem Allgemeinbegriffe in einem Verhältnisse der Differenz stehende

ist. Aber die Idee des bestimmten Kunstwerks als solchen wird Jeder Bedenken tragen, eine außerzeitliche und ewige, eine Idee im Sinne Platons zu nennen. Sie ist im Geiste des Künstlers zu bestimmter Zeit schöpferisch entstanden, und sogleich ihrem ersten Begriffe nach in die zeitlichen und räumlichen Verhältnisse, denen ihre Erscheinung angehört, kurz in diese Erscheinung selbst, hineingeboren. So kann man recht wohl zugeben, daß auch die Seele des creatürlichen Individuums zuerst als göttlicher Gedanke in der Einen und allumfassenden Seele des Schöpfers aufsteigt, und daß solchergestalt ihr Begriff als einzelner allerdings schon vor ihrer concreten Existenz inmitten der räumlichen und zeitlichen Aeußerlichkeit vorhanden ist. Aber hierdurch wird die Seele noch nicht zur ewigen oder außerzeitlichen, zur Platonischen Idee. In dem Geiste des Schöpfers selbst ist das frei von ihm entworfene Bild der bestimmten, individuellen und concreten Wirklichkeit in Zeit und Raum zu unterscheiden von der ewigen Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit, in welche, als in ihren Begriff und ihre Wahrheit, diese Wirklichkeit eingeschlossen ist; von dem Urbilde, nach welchem, um mit Platon zu reden, jenes Bild entworfen ist. Nur dieses Urbild, aber nicht das Abbild, nennt Platon die Idee; und auch von der neuern Philosophie glauben wir, um Unklarheiten und Mißverständnisse zu vermeiden, eine ähnliche ausdrückliche Unterscheidung fordern zu dürfen.

Es würde zu weit führen, wenn wir die Modificationen, die sich aus dieser veränderten Wendung der Grundansicht für die Darstellung des vorliegenden Werkes ergeben müßten, alle einzeln durchgehen wollten. Wir halten es keineswegs für unmöglich, ja wir glauben, daß es dem Herrn Verfasser ein Leichtes gewesen sein würde, auch für diejenige Bestimmung des Begriffs der Seele, die uns der seinigen gegenüber als die richtigere erscheint, ohne allen Nachtheil der Klarheit und Präcision seiner Darstellung, den angemessenen Ausdruck zu finden, und für manche Parthien der Ausführung würde dieselbe gewiß sich als die bei weitem fruchtbarere erwiesen haben. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Definition, die unser Verfasser von der Seele giebt, an das Mystische anstreift; und wenn derselbe auch durch die Klarheit und Schärfe seines Verstandes, eben so, wie durch

die Festigkeit des empirischen Bodens, auf welchem er fußt, vor einem sich Verlieren in dem mystischen Gebiete gesichert ist, so hat er dagegen die Befreiung von dieser Gefahr durch die Ablehnung oder Umgehung mancher tieferen Probleme erkaufte; Probleme, vor welchen eine von klarer durchgebildeten Grundbegriffen ausgehende Untersuchung nicht hätte zurückschrecken dürfen. So vor allen das Problem von der Freiheit des Willens, welches er (S. 211 ff.) zwar mit großer Klarheit, und auch, den gewöhnlich gäng und geben rohen Ansichten gegenüber, mit höchlich anzuerkennender Gründlichkeit, aber lange nicht in der Tiefe und Bedeutung faßt, in der es von jeher den Gipfelpunkt aller spekulativ philosophischen Untersuchungen bezeichnet hat. Welche Ansicht der Verfasser hier verfolgt, wird man sogleich sehen, wenn wir bemerken, daß ihm Freiheit des Willens mit Reinheit des Willens für gleichbedeutend gilt. Ein Böses kennt er nicht, als nur das aus den Lockungen der sinnlichen Natur entstehende, aber durch die jeder Seele eingeborene göttliche Anlage zu bezwinguende. Er vergleicht die freie Richtung der Seele nach dem Göttlichen mit dem Streben der Magnetnadel nach dem Nordpol, die leidenschaftliche und sündliche Getrübtheit mit den Abweichungen dieser Nadel. — Alles dies, wie jeder einsichtige Leser mit uns bemerken wird, eben so sinnig und geistreich, als consequent in Bezug auf seine Grundansicht, nach welcher jede Seele von Ewigkeit her als Idee in dem Schooße der Gottheit ruht. Nach dieser Ansicht kann es eigentlich kein Böses geben, wenigstens kein solches Böse, für dessen Bezeichnung unsere Vorfahren die mythischen Gestalten des Teufels und der Hölle ersannen, und welches sie der ewigen Verdammniß bestimmten. Nichtsdestoweniger sehen sich die Denker unserer Zeit immer dringender veranlaßt, zu diesem positiveren Begriffe des Bösen zurückzukehren; nachdem man lange Zeit hindurch gemeint hatte, mit dem Begriffen der einfachen Verneinung oder Beraubung auskommen zu können. Hiermit aber ist nothwendig verbunden, daß man denjenigen Begriff der creatürlichen Freiheit, den wir auch bei unserm Verfasser aufgestellt sehen, nicht minder unzureichend finden muß, wie der Verfasser selbst mit vollem Recht die kahle Vorstellung, welche die Freiheit in die Mög-

lichkeit der Wahl zwischen allem Entgegengesetzten setzt, unzureichend findet; und ihre innern Widersprüche trefflich nachweist. Auf welche Weise man, ohne in diese Widersprüche, und überhaupt, ohne in die Gemeinheit jener Vorstellung zurückzufallen, einen wahrhaften Begriff der Freiheit, einen solchen, in welchem neben dem tieferen und vollständigeren Begriff des Guten auch der Begriff des Bösen in jenem positivern Sinne enthalten ist, — eben mittelst jener veränderten Fassung des Wesens der individuellen Seele, zu bilden in Stand gesetzt werde, ist hier nicht der Ort, weiter auszuführen. — Wohl aber dürfte die Bemerkung hier noch an ihrem Platze sein, daß eben diese Differenz, in der wir uns hier gegen den Verfasser befinden, von entscheidender Wichtigkeit ist für die, neuerdings auch in diesen Blättern so lebhaft verhandelte Frage nach der persönlichen Unsterblichkeit des Seelenwesens. Nach dem Gedankenzusammenhange unsers Verfassers würde der Seele eigentlich nur die zeitlose Ewigkeit der reinen Idee zuzuschreiben sein; die Ewigkeit der Zukunft wäre für sie durchaus dieselbe und in keiner Hinsicht eine andere, wie die Ewigkeit der Vergangenheit; es gäbe ein nachirdisches Leben nur in demselben Sinne, in welchem es auch ein vorirdisches giebt, aber in keinem lebendigen. Freilich ist dies nicht die Ueberzeugung unsers Verfassers: derselbe spricht vielmehr mit ausdrücklichem, selbstbewußtem Gegensatze gegen diese zeitlose Ewigkeit, (S. 422 ff.) die Ueberzeugung von der unendlichen, zeitlichen Fortdauer auch des Selbstbewußtseins aus, nachdem dieses einmal „mittelst des *Schema's* der Organisation“ erwacht ist. Aber dieses Bekenntniß, so achtungswerth es uns in Bezug auf die Subjectivität des Verfassers erscheinen mag, hat denn doch nur den Werth eines persönlichen, und, was statt des Beweises gegeben wird, ist eine bloße Versicherung. Keinem aufmerksamen Leser wird der Widerspruch entgehen, in welchen sich der Verfasser durch dieses Bekenntniß gegen jene seine Grundlehre stellt, wenn er der Seele einerseits eine anfangslose, andererseits eine mit einem bestimmten Zeitmomente beginnende Ewigkeit zuschreibt. Erst dann, wenn man sich frei und unumwunden eingestanden hat, daß die Seele des Individuums in der Zeit beginnt und geschaffen wird, ist es möglich, das

Problem richtig zu stellen, wie dieses in der Zeit Entstandene, dennoch in der Zeit unvergänglich fortdauern könne; und nur die richtige Stellung des Problems vermag zu einer richtigen, d. h. zu einer ächt wissenschaftlichen Lösung desselben hinzuführen.

C. H. Weisse.

## XII.

*An Encyclopaedia of Geography etc. By Hugh Murray. London 1834. 8.*

Das vorliegende Werk gehört zu den bemerkenswertheren Repräsentanten der encyklopädischen Richtung, die sich in der heutigen Literatur geltend macht. Dasselbe kündigt sich an als *a complete description of the earth, physical, statistical, civil and political*, und umfaßt so auf 1567 mit kleinen Lettern und eng gedruckten Seiten die Geographie im ausgedehntesten Sinne des Worts. Den astronomischen und mathematischen Theil hat Prof. Wallace zu Edinburg, den geologischen und geognostischen Professor Jameson ebendasselbst, den botanischen Professor Hooker zu Glasgow und den zoologischen Professor Swainson bearbeitet. Das Werk gehört nicht in die Kategorie der gewöhnlichen Encyklopädieen, mit welchen jetzt unsere Literatur überschwemmt wird; es setzt schon einen Leser von einiger Bildung voraus. Wenn dasselbe in klarer Darstellung und gleichmäßiger Vertheilung des Stoffs für ein größeres Publikum eine nicht alles innerlichen Zusammenhangs entbehrende Uebersicht des Gesamtgebietes der Erdkunde geben will, so kann man im Allgemeinen wohl sagen, daß es hält, was es verspricht. Hinsichtlich des Umfangs und der Art der Bearbeitung ist Referenten für die Geographie eine ähnliche Erscheinung nicht bekannt; zunächst mag an dieselbe Balbi's *Abrégé de Géographie* erinnern, welches Buch, wiewohl nicht so umfangreich, in einzelnen Beziehungen manches vor ihr voraus hat. Zur besseren Veranschaulichung der Beschreibung ist das Werk mit 84 Kärtchen und viel über 1000 Holzschnitten versehen. Die ersteren, in klein Quartformat, sind meist von geringem Belang; Küstensäumung und Flußnetz sind nicht selten verzeichnet, und die wenigen Gebirgszüge, die sich auf ihnen finden, schlecht dargestellt. Ueberdies ist bei der Menge von Zahlen und Buchstaben, welche die Stelle der Namen vertretend, auf so kleinem Raume angebracht sind (auf dem Kärtchen von Deutschland finden sich deren an 830), und zu denen ein jedesmal beigefügtes Verzeichniß den nähern Nachweis giebt, die Uebersicht sehr erschwert. Ungleich ansprechender sind die Holzschnitte, die bei ihrer Kleinheit durch ihre Sauberkeit wahrhaft überraschen. Sie liefern eine bildliche Veranschaulichung zu allen den Theilen der Geographie, die das Werk umfaßt, zur Geschichte der Erdkunde, zum astronomisch-mathematischen Abschnitte, zum Völkerleben, zu Sitten und Gebräuchen, stellen ferner in *nuce* Landschaften und

Städte nach allgemeinem Ueberblick wie nach einzelnen Theilen, selbst die wichtigsten Gebäude derselben und wohl auch deren Inneres dar, und führen endlich vor das Auge die charakteristischsten Thier- und Pflanzengattungen einzelner Länder. Sehr erwünscht würde ein Verzeichniß gewesen sein, welches einen Ueberblick über die vorhandenen Abbildungen gäbe.

Zu den schwächsten Partien des Buchs gehören einige topographische Abschnitte, unter denen besonders die des mittleren und östlichen Europa hervorzuheben sind; befriedigender bearbeitet sind die allgemeinen Uebersichten, die naturhistorischen Abschnitte und die Topographie der aufseuropäischen Länder. Dem *Vorworte* nach sind überall die besten und neuesten Hilfsmittel benutzt worden. Dem ist aber, wie ein näherer Blick in das Werk zeigt, nicht so. Zu den Abschnitten, welche diesen Vorwurf nicht verdienen, scheint vor Allem der naturgeschichtliche zu gehören, wo man meist die allernuesten Hilfsmittel, selbst die kleineren Umfangs, aufgeführt findet. Unter den deutschen Gewährsmännern, die genannt werden, vermisst man ungern den wohlbekannten Begründer der wissenschaftlichen Geographie. Die vorangeschickte *Inhaltsübersicht* ist sehr willkommen bei dem reichhaltigen Stoffe, über dessen Vertheilung eine *kurze Einleitung* sich näher ausspricht. Der *erste Hauptabschnitt* giebt eine *Geschichte der Erdkunde*, bei welcher man sich für manche Theile nach einigen um sie besonders verdienten Männern, wie z. B. für die alte Geographie nach Ukert, vergebens umsieht. Unter den hier in großer Anzahl beigegebenen Kärtchen ist auch die Peutingersche Tafel nicht vergessen. Der *zweite Hauptabschnitt*, *principles of Geography* überschrieben, giebt Umriss der Meteorologie, Hydrologie, Geognosie und der Geographie der organischen Welt (Vertheilung der Pflanzen und Thiere und der Mensch in Bezug auf Staat und Gesellschaft); der *dritte* endlich, der Haupttheil des Buchs, handelt von den *Erdtheilen im Einzelnen*. Jeder derselben wird mit einem allgemeinen Ueberblick (*general survey*) eingeleitet, der die Physiognomie desselben, (*natural features*), die Bevölkerung, die Pflanzen- und Thierwelt wie die Sprachen betrachtet, jedes einzelne Land wieder in sieben Unterabtheilungen (*geographical outline, natural, historical, political geography, productive industry, civil and social state, local geography*) behandelt. Die aufseuropäischen Länder sind zum Theil sehr sorgfältig und nach den besten und neuesten Reiseberichten und Angaben bearbeitet. Dies läßt sich jedoch von einzelnen Theilen Europas, namentlich von Deutschland, nicht sagen, welches die Engländer, merkwürdig genug, bei allen den Reisen, die sie durch dasselbe machen, nicht selten weniger kennen, als die entferntesten Länder, die sie nicht besucht haben. So führt das Buch, um nur einiges beispielsweise hervorzuheben, Sachsen-Gotha noch als selbstständige Herrschaft unter den deutschen

Bundesgliedern auf, während an einer andern Stelle doch die kleinern sächsischen Staaten richtig nach der neuesten Veränderung angegeben werden. So begegnet uns noch Landshut in der Reihe der deutschen Universitäten; die Festungswerke von Frankfurt am Main sind von keiner Bedeutung mehr (sehr natürlich!); die Hauptstädte der Mark Brandenburg sind Berlin, Frankfurt und Stettin; die Spree hat das Ansehn eines breiten Grabens (*broad ditch*). Von Berlin sind drei Abbildungen gegeben, für welche dem Verfertiger Blätter vorgelegen haben müssen, die dasselbe darstellen, wie es sich zur Zeit des letzten Kriegs präsentirte; denn die Hauptansicht, vom Kreuzberge aus, zeigt uns Schanzen und Wälle, und das Brandenburger Thor, an welches übrigens die Beschreibung am einer leicht erklärlichen Verwechslung die Lindenstraße stoßen läßt, keinen Siegeswagen, während doch im Buche selbst davon die Rede ist, daß die Siege der Preußen denselben wieder dorthin gebracht hätten. Das königliche Palais ist der Beschreibung nach auf dem Gendarmmarkt, und es wird die eine der dortigen Kirchen dafür angesehen. Aehnliche wunderliche Nachrichten sind über Potsdam gegeben, das nach Einigen eine niedlich gebaute Stadt, nach Andern *a barrack* sein soll. Namensverunstaltungen, in welchen bekanntlich Engländer und Franzosen stark sind, ließen sich in Menge aufführen, und Anhalt-Bamberg, Wasterhausen gehören noch nicht zu den auffallendsten. Von deutschen Orten sind Wien (in 4 Holzschnitten), Salzburg, Prag, Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Augsburg, Dresden und Mainz in Hauptansichten dargestellt, von einzelnen Gebäuden der Regensburger und Ulmer Dom. Die statistischen Angaben über Deutschland sind nicht immer die neuesten; die über Preußen gegebenen sind nach Hoffmann, der auch genannt wird. Ueber deutsche Sitte, deutschen Charakter, Wissenschaft und Kunst u. s. w. ergeht sich das Buch ziemlich ausführlich. In allen diesen Beziehungen läßt dasselbe unserm Vaterland meist alle Gerechtigkeit widerfahren, nur bezeichnet es unter Andern den Nationaltanz, den Walzer, als fremden Moralisten sehr anstößig, will die neuere deutsche Baukunst nicht rühmen, und andres mehr. Mit großer Lobeserhebung wird des preussischen Heers (*in high discipline and fine condition*) gedacht und das preussische Conscriptionswesen gegen Angriffe vertheidigt, die auf dasselbe gemacht worden sind. Der Abschnitt über deutsche Industrie hebt sonderbar genug Würste, neue Heringe, Sauerkraut und herben Wein als Hauptproductionen hervor, welche man so trefflich zu bereiten verstünde, daß sie auch für fremde Gaumen Leckerbissen würden.

Das Werk beschließen eine Breite- und Längentafel, eine Zusammenstellung der vornehmsten Höhen, eine vergleichende Uebersicht der Flusslängen und ein der Reichhaltigkeit des Stoffs nicht ganz entsprechendes Register.

Reinganum.

N<sup>o</sup> 1.

# J a h r b ü c h e r

f ü r

## w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Januar 1835.

### XIII.

*Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis. Lpz. 1834. 28 S. 4.*

Der berühmte Verf. dieser Abhandlung verkündet, wie die Aufschrift selbst anzeigt, die Wiederherstellung des philologischen Seminars der Universität zu Leipzig, dessen ehemals von Chr. Dap. Beck geführte Leitung nunmehr ihm und Hrn. Prof. Klotz übertragen worden; die Verhältnisse dieser Anstalt und namentlich ihre Beziehungen zu der griechischen Gesellschaft werden kurz auseinandergesetzt. Die letztere soll vorzüglich der Ausübung der Kritik, das Seminar aber der Erklärung der Schriftsteller gewidmet sein (S. 5). Höchst passend hat daher der Verf. zum Gegenstande seiner Abhandlung dieses gemacht: „Quid sit interpretari, et qua id ratione agendum censeamus.“ Bekanntlich legt der Verf. mit Recht ein großes Gewicht auf die Methode, hat seit einer Reihe von Jahren eine fortlaufende Polemik gegen alle diejenigen geführt, deren Methode ihm tadelnswerth erscheint, worunter sich auch Ref. mit seiner ganzen angeblichen Schule befindet; Hr. H. tritt hierbei gewöhnlich mit einem solchen Gefühle des Uebergewichtes und einer so großen Zuversicht auf die Wahrheit seiner Behauptungen und Forschungen auf, daß man beinahe verachtlicht werden könnte. Nichts kann daher denjenigen, welche Belehrung suchen, erwünschter sein, als daß derselbe seine Methode der Auslegung hier theoretisch und praktisch, und wieder recht im Gegensatz gegen die von ihm für unrichtig gehaltenen Methoden darstellt: Ref. namentlich hielt sich überzeugt, daß er mittelst genauer Durchforschung dieser Schrift in den Stand kommen würde zu finden und vielleicht auch Andern darzulegen, wie sich Hrn. H.'s. und seine Methode, welche beide allerdings sehr verschieden sind, zu einander verhalten, oder wenigstens wie begründet die erstere

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

sei, und wie sie in Beispielen sich bewähre. Nachdem ihn diese Durchforschung in seiner Ueberzeugung bestärkt hatte, blieb noch das Bedenken, ob er, weil er in dieser Schrift ziemlich theilhaftig ist, lieber Andern das Urtheil überlassen wolle, so wie er über ähnliche Bekämpfungen geschwiegen hat. Der letzte Band der kleinen Schriften des berühmten Verfs. brachte Manches, wogegen Ref. sich zu vertheidigen Anlaß hatte; er hat es nicht gethan, weil er gerne Polemik vermeidet, und das Erforderliche anderer Orten gesagt werden kann, wo er dieselben Gegenstände wieder zur Sprache bringen muß; einige Plänkler, die sich offener zur Schule bekennen, hat er gleichfalls gewähren lassen. Dennoch hat sich Ref. bei dieser Gelegenheit über jenes Bedenken aus zwei Gründen hinweggesetzt: einmahl, weil es ein Verrath an der Wissenschaft ist, aus Bequemlichkeit, Schläffheit, Friedfertigkeit oder wie man es nennen mag, dem allezeit fertigen und rüstigen, im Kampfe ergrauten Krieger nicht entgegenzutreten zu wollen, wenn man seiner guten Sache sich bewußt ist; sodann, weil der Gegner den Ton gegen uns etwas verändert hat, während er gegen Dissen den alten, gewiß nicht guten beibehält. Denn die Ausdrücke, in welchen der Vf. vom Ref. spricht, sind so anerkennend, daß deshalb der Schein verschwindet, als ob wir irgendwie gereizt die folgende ausführliche Analyse und Kritik der kleinen Schrift unternommen hätten. Auch die in letzterer etliche Mahle erscheinende Wendung, der Vf. verwundere sich, wie Böckh das Wahre nicht gefunden habe, ist wahrhaftig ein verbindlicher Ausdruck; der Hr. Vf. wird es also eben auch nur als einen seinen großen Verdiensten dargebrachte Huldigung ansehen, wenn Ref. bisweilen ebenfalls sich verwundern sollte. Außerdem werden wir dem Vf. überall, wo sich Gelegenheit findet, die gebührende Anerkennung zollen.

Hr. H. geht, um seinen Gegenstand zu erörtern, schulgerecht von einer Definition aus: „Interpretari di-

cimus efficere, ut is, qui audiat legatve, verba mentemque scriptoris sic, uti eum oportet, intelligat; das *sic uti eum oportet* habe er absichtlich zugesetzt, weil es verschiedene Arten auszulegen gebe." Es war gesagt: *sic, uti eum oportet, intelligat*: man erwartete also, das „*sic uti eum oportet*“ sei zugesetzt, weil es verschiedene Arten zu verstehen gebe. Allein vom Verstehen ist im Wesentlichen weiter nicht die Rede. Und doch ist das Verstehen der einzige Begriff, von welchem aus hermeneutisch-methodische Vorschriften entworfen werden können, sie mögen nun zur Bildung einer Theorie oder um jüngern Auslegern den Weg zu zeigen, aufgestellt werden; in keinem von beiden Fällen darf man das Verständniß als fertig voraussetzen, sondern um die Aufgabe bei der Wurzel zu fassen, muß der Methodiker zeigen, wie man es anzufangen habe, *dass man zum Verstehen gelange*: ein ganz untergeordneter Gesichtspunkt ist die Darlegung des gewonnenen Verständnisses, welche nichts anderes ist als die Darlegung der Weise, wie man zum Verständniß gelangt ist, und der in dieser Weise selbst liegenden Momente, durch welche das Verständniß vermittelt wird. Den wahren Gehalt der Aufgabe (also des offici) des Auslegers läßt der Vf. folglich von vorn herein gänzlich bei Seite liegen, und kann deshalb, wie sich finden wird, zu keinem Ergebniss gelangen, welches einen wissenschaftlichen Inhalt hätte, und worin das innere Wesen und der Zusammenhang der hermeneutischen Thätigkeiten ausgesprochen wäre. Zwar könnte man glauben, da im Anfange nicht nachgewiesen ist, worin das *Sic uti oportet intelligere* besteht, so werde dies S. 6 nachgeliefert werden, wo gezeigt wird, was zum Auslegen gehört; man findet aber auch dort davon nichts, und da jenes *Sic uti oportet* der Definition erst ihre Fülle und Bedeutung giebt, so hat man eigentlich gar nichts erfahren. Was gehört nun aber zum Auslegen? „Quoniam variae sunt et multiplices rationes interpretandi“, sagt der Vf. „breviter explicemus, quibus rebus interpretis contineatur officium“; alle Auslegung sei nemlich beschäftigt 1) vel in verbis et sententia cuiusque loci explicandis, 2) vel in enarrandis iis quae ab historia sunt petenda, 3) vel in aperiendo consilio scriptoris operisve compositione, 4) vel in declarandis scripti virtutibus et vitiis. Wie sehr Ref. hiermit im Ganzen genommen übereinstimmt, beweiset seine im J. 1823. erschienene Abhandlung über die Kritik der Pindarischen Gedichte und die Vorrede zum

Corp. Inscr. Gr. §. VIII., worin bereits ungefähr derselbe Entwurf gegeben ist; jedoch enthalten die Ausdrücke des Hrn. Vfs. Einiges, was Ref. nicht gehörig einsieht. Denn die unter (1) enthaltene Aufgabe, den Gedanken jeder Stelle zu erklären, hängt von dem unter (2) und (3) enthaltenen wesentlich ab, weil der Gedanke sehr oft nicht ohne das Geschichtliche, was dabei zum Grunde liegt, und selten ohne Zweck und Plan des Werkes erklärt werden kann, woraus ja der einzelne Gedanke oft erst seine nähere Bedeutung erhält. Die erste Nummer dürfte daher anders zu stellen sein. Das Vierte aber ist zum Theil nicht Gegenstand der Auslegung, sondern der Kritik; Nachweisung der Fehler ist doch gewiß nicht Auslegung: wenn es dennoch eine vierte Art des Verständnisses und also auch der Auslegung giebt, nemlich die gewöhnlich sogenannte ästhetische, so muß diese etwas anderes sein als was der Vf. sagt. In allen diesen vier Dingen, wird ferner gelehrt, sei dreierlei erforderlich: 1) ut eorum, quibus opus sit, nihil desit, 2) ut nihil afferatur, quo non sit opus, 3) ut, quae promuntur, recte exponantur. Dies sind offenbar sehr dürftige Kategorien, wenn ihnen nicht durch eine inhaltvolle Bestimmung des *Quibus opus est* und des *Recte* eine tüchtige Fülle gegeben wird. Für das Erstere erhalten wir nun diesen Aufschluß: Nöthig sei, was der, für welchen man auslege, nach der Kenntniß des Auslegers von ihm nicht wisse, oder wovon der Ausleger glaube, daß jener es nicht von selber, oder daß er es falsch verstehe. In dieser ganz äußerlichen Ansicht liegt kein bestimmter, geschweige denn bedeutender Inhalt, sondern es wird dabei lediglich von der subjectiven Kunde oder Unkunde dieser oder jener ausgegangen; es läßt sich also daraus auch nichts Allgemeingültiges, überhaupt nichts Wissenschaftliches entwickeln: etwas Wissenschaftliches erwarteten wir aber doch von Hrn. H. Das *Quibus opus est* wird also der Methodiker anders abzuleiten haben. Schwerlich jedoch dürfte er, wenn er das hermeneutische Geschäft tiefer auffaßt, erst bei Aufstellung jener drei Kategorien, die den vier Hauptarten der Erklärung untergeordnet werden, auf die Bestimmung des *Quibus opus est* kommen; sondern noch ehe er festgestellt hat, „*Quibus rebus interpretis contineatur officium*“, wird er untersuchen, was für das Verständniß *wesentlich* ist, und darin das *Quibus opus est* finden. Wesentlich aber für das Verständniß und dessen Ausdruck, die Auslegung, ist das *Bewußtsein* dessen, wo-



durch der *Sinn* und die *Bedeutung* jedes Gesagten *bedingt* und *bestimmt* ist: dies ist etwas von subjectiver Kunde oder Unkunde ganz unabhängiges, hat einen in der Sache selbst gegründeten Inhalt und ist einer wissenschaftlichen Analyse fähig; und indem es analysirt wird, gelangt man zu einer Theorie des Verstehens und Auslegens, aus welcher jene vier Arten der Auslegung, die von Hrn. H. vor den drei besagten Kategorien vorge-  
 setzt wurden, erst hervorgehen, wie dies leicht gezeigt werden könnte. Freilich muß in der Ausübung der hermeneutischen Kunst auch das ermessen werden, wie viel dessen, wodurch Sinn und Bedeutung des vorliegenden Gegenstandes der Erklärung bedingt und bestimmt ist, der mündliche oder schriftliche Ausleger in seines Zuhörers oder Lesers Bewußtsein voraussetzen, oder, was einerlei ist, wie viel von der hermeneutischen Aufgabe in dem gegebenen Falle als von denjenigen, für welche man auslegt, bereits gelöst angenommen werden könne; dies ist aber etwas rein zufälliges, und darum ist jene von dem Vf. aufgestellte Bestimmung des Quibus opus est für das Wesen der Auslegung ohne alle Bedeutung. Ueber das Andere, das *Recte* in dem „Ut, quae promuntur, recte exponantur“, erhalten wir den Aufschluß, recte sei „distincte, ordinatè, simpliciter, apte.“ unter dreien dieser Kategorien, deren Vollständigkeit zweifelhaft ist, giebt der Vf. sehr subjectiv gehalten, in ihrer Anwendung auf die ihm widerwärtigen Bestrebungen Anderer keinesweges erwiesene Gemeinplätze; wie das, was er gegen die Archäologen sagt (S. 8.). Die vierte Kategorie, das Apte, bedurfte der meisten Erläuterung, da es scheinen kann, das Apte enthalte schon allein das ganze Recte. Wir erfahren hier nun, das Apte sei, „Ut ille (interpre) eo genere expositionis utatur, quod rei cuique accommodatum est.“ Dann müssen wir aber erst wieder erfahren, was rei cuique accommodatum ist; lernen wir dieses nicht, so wissen wir so wenig über das Apte als über das Sie ut appetet und über das Quibus opus est. Hierüber wird aber im Allgemeinen nichts weiter gesagt, sondern wir sind am Ende der methodischen Vorschriften, auf welche praktische Uebungen an Beispielen folgen. Enthaltene also die Beispiele nicht den Aufschluß, so werden wir gestehen müssen, auch hier wie im Vorigen nichts von einiger Erheblichkeit gelernt zu haben. Der Verf. erklärt S. 8 zu Ende, er habe die Forderung an den Ausleger, „ut ille eo genere expositionis utatur, quod rei

cuique accommodatum est“, vorzüglich wegen derjenigen Erklärungen erwähnt, „quibus genera ac formae dicendi, virtutesve scriptorum ita sunt declarandae, ut recte ac penitus percipiantur“. Warum gerade vorzüglich deswegen, da doch die Forderung dem Ausdrucke nach, selbst wenn wir diesen nicht in seiner Bestimmtheit und Abgrenzung von den übrigen Kategorien verstehen, immer als eine solche wird zugegeben werden müssen, die wir an alle Auslegung gleichmäßig zu machen haben, warum also vorzüglich deswegen, ist nicht deutlich; der Verf. sagt es aber so, und fügt noch hinzu: „Est enim haec res eiusmodi, ut magna eius pars argumentis demonstrari nequeat, sed aut digitum modo intendere ad ea, in quibus positae sunt illae virtutes, possimus, aut ipsi quasi imitari eas debeamus ad eandemque animi affectionem auditorem abripere. Verum id non poterit recte facere nisi is, qui bene versatus in antiquis litteris probeque iis nutritus, ita quasi ipse factus sit antiquus, ut eodem quo veteres illi sensu ductus, eundem etiam reddat et aliis inspiret. Placet ex hoc genere aliquid exemplorum afferre“. Nun bemerkt der Vf. S. 9, die gewöhnliche und die dichterische Rede seien sehr von einander verschieden; es sei folglich nicht sehr schwer diese Geschlechter der Rede zu unterscheiden: dennoch habe man in einer Stelle des Rhetors Aristides etliche Worte für Pindarisch gehalten, die es nicht seien, weil sie nicht dichterisch sind; in Platons Phaedros aber habe man aus Dichtern entlehnte Stellen nicht als solche erkannt. „Similis ratio est“, heisst es ferner S. 12 „quum quaeritur, quid recte apteque vel minus dictum sit“; und dann wird gezeigt, daß und warum das Epigramm des Simonides auf die gefallenen Helden von Thermopylae schön sei. Gewetzt alles Gesagte sei wahr, weiß man jetzo, was ein *genus expositionis rei cuique accommodatum* ist, was also die Forderung sei, ut, quae promuntur, apte (und folglich von dieser Seite recte) exponantur? Ref. kann es nicht ergründen; denn die ganze Forderung des Recte exponere, mit allen ihr untergeordneten Kategorien (distincte, ordinate, simpliciter, apte) ist ja nur eine Anforderung an die Form der Darstellung des Auslegers, für welche man aus diesen Beispielen nichts lernen kann. Sie sind wol nur Proben von jenem „aut digitum modo intendere etc.“ welches der Vf. in solchen Fällen für das *genus expositionis accommodatum* haben muß: letztern unendlichen Begriff selbst aufzuklären scheint nicht die Absicht gewesen zu sein.

Wir wenden uns jetzt zu diesen Beispielen an sich, ohne Beziehung auf die methodischen Vorschriften, an welche dieselben angeknüpft sind, und können sie auch an sich grossentheils, und namentlich die aus Aristides und Platon entlehnten, nicht richtig finden. Es ist zuzugeben, was nach gemeinhin gangbaren Ansichten und nach ziemlich allgemeinem Gefühl gewöhnliche oder dichterische Rede sei, lasse sich leicht unterscheiden; welches durch ein ästhetisches Urtheil geschieht, und zwar zunächst durch ein allgemeines, wobei es jedoch in gewissen Fällen vorbehalten bleiben wird, ob dieses allgemeine Urtheil in Beziehung auf einen bestimmten Fall nicht doch wieder Lügen gestraft werden müsse, wenn sich nehmlich finden sollte, daß ein gewöhnlicher Ausdruck doch in einem bestimmten Falle dem Gedicht, und ein dichterischer, ebenfalls in einem bestimmten Falle, der prosaischen Darstellung nicht unangemessen sei. Diese Ausnahmen richtig zu beurtheilen, dazu gehört schon ein feineres Urtheil. Nicht ganz einerlei mit dieser Beurtheilung, aber doch damit verwandt und zusammenhängend ist eine dritte, ob ein Gegebenes *historisch* Poesie oder nicht sei: denn gesetzt nach unserer allgemeinen Beurtheilung sei ein Ausdruck oder Gedanke nicht dichterisch, es sei sogar in dem bestimmten Fall ein gewöhnlicher Ausdruck der Dichtung unangemessen, so kann ein Dichter, weil sein Gefühl von dem Gemeingefühl in dieser Beziehung abwich, jenen Ausdruck oder Gedanken dennoch gebraucht haben; und ähnlich stellt sich die Sache für die Prosa: dort hätte man in dem vorausgesetzten Falle prosaische Poesie, hier poetische Prosa, welche gewiss zu allen Zeiten häufig gewesen sind. Beide letztere Arten der Beurtheilung des Dichterischen und Prosaischen hängen von der Beschaffenheit der gegebenen Stelle und von der Kenntniss des künstlerischen Charakters des Schriftstellers sowohl im Allgemeinen als in Beziehung auf Zweck und Art des bestimmten Werkes ab; welchen letztern Gesichtspunkt eine wissenschaftliche Hermeneutik und Kritik mit der Zeit mehr, als bisher geschehen ist, verfolgen wird: für die dritte Art der Beurtheilung wird es aber häufig noch einer aus geschichtlicher Ueberlieferung herzunehmenden Unterstützung bedürfen. Der Hr. Verf. hat in der Behandlung jener Beispiele diese verschiedenen Arten der Beurtheilung nicht auseinandergehalten, und ist daher in sehr gewagte Behauptungen verfallen, welche mit viel zu grosser Zuvorsicht hinge-

stellt sind. Aristides führt aus einem Pindarischen Dithyramben (Fragm. 49.) Folgendes an: Σὲ δ' ἐγὼ παρ' αἰνῶν, φησί, αἰνέω μὲν, Γηρύονη· τὸ δὲ μὴ διτ' φάσκειν συγῶμι πάμπαν. οὐ γὰρ εἰκός, φησί, ἀρπαζομένων τῶν ὄντων καθῆσθαι παρ' ἐστία καὶ κακὸν εἶναι. Sehr richtig verbessert Hr. H. aus dem Schol. παρά μιν; wenn er nur nicht den neuern Auslegern zum Vorwurf machte, nicht gesehen zu haben, was er nach längerem Leben und häufiger Beschäftigung mit Pindar und namentlich auch mit dessen Bruchstücken doch auch jetzt erst gesehen hat. Ref. hielt die Worte ἀρπαζομένων τῶν ὄντων καθῆσθαι παρ' ἐστία καὶ κακὸν εἶναι, mit Veränderung des Dialektes für Pindarisch; Hr. H. behauptet, mit Ausnahme des καθῆσθαι παρ' ἐστία vielleicht, dürfte alles von Aristides sein. „Nam haec ἀρπαζομένων τῶν ὄντων prorsus a poesi aliena sunt“; auch würde Pindar wenigstens κακὸν ὄντα geschrieben haben; Aristides habe καὶ κακὸν εἶναι zugesetzt, um zu zeigen, was καθῆσθαι παρ' ἐστία ist, welches in der Stelle das einzige sei, was ein Bild gebe. Dies ist die Hauptsache dessen, was Hr. H. sagt, um das Undichterische der Stelle zu erweisen. Er befindet sich aber hier im Irrthum. Im Allgemeinen genommen ist τὰ ὄντα für κτήματα oder κτεῖνα nicht dichterisch; wie selbst χρήματα für Vermögen oder Geld im Pindar nur zweimahl, und zwar in besonders beschaffenen Stellen vorkommt. Aber in Gedanken, welche aus dem Kreise des gemeinen Lebens hergenommen, aus der Seele und nach der Denkweise des gewöhnlichen Menschen gesprochen sind, ist es auch der Dichtung angemessen, den gewöhnlichen Ausdruck, wenn er nichts Gemeines hat, zu gebrauchen, weil nur diese die Empfindung, die erregt werden soll, hervorzubringen im Stande ist. Wenn Pindar daher sonst χρήματα als *Vermögen* nicht gebraucht, so kommt es dennoch in einigen Stellen vor, worin der Ton des gemeinen Lebens herrscht: Χρήματα, χρημάτων ἄνθρωπος, Geld, Geld ist der Mann; ὦ τάλας ἐγώ μιν, νήπιος βάζεις, χρημάτων μοι διακομίων, O armseeliger Erdensohn, Kindisches schwatzest du, daß du mir das Geld anpreisest! Τὰ ὄντα ist was man hat, wie Nem. I, 32. ὄντων wenn man hat, ὁ ὅλος νόος der Sinn den Einer hat (Theogn.). Τὰ ὄντα ist aber als Substantiv gefaßt prosaisch, und dennoch in jener Pindarischen Stelle ganz gut, weil der Ton des gemeinen Lebens erforderlich ist: „Denn das kann man Einem nicht anmuthen, wenn was er hat geraubt wird, am Heerde zu sitzen und ein Feigling zu sein.“ Auch

*καθῆσθαι παρ' ἐστῆς* ist ein aus dem gemeinen Leben entnommener Ausdruck, wie *ad focum sedere*; und ein freilich gemeinerer in unserer Sprache hat sogar ganz den sittlichen Nebenbegriff des Hellenischen Ausdrucks gewonnen. Dafs *τὰ ὄντα* kein Bild gebe, thut nichts zur Sache; nicht jedes einzelne Wort giebt in der Dichtung ein Bild. Hier würde das von Hrn. H. verlangte *σπουδαίων* gerade den Eindruck schwächen, und eben so *καὶ κατὰ ἑαυτὴν* (*ἐμμεναι*) als in dem Hauptbegriff endet die Rede mit Kraft, und ganz unpassend würde dieser Hauptbegriff im Particip als Nebensache dargestellt worden sein. Gesetzt aber auch, dies wäre Alles nicht so, bliebe ja noch immer die Frage, ob in dieser Stelle Pindars Gefühl mit dem Gemeingefühle, welches Hr. H. vor Augen hat, in Uebereinstimmung oder Widerspruch gewesen sei: Hr. H. selbst nimmt ja S. 17 dieses bei Pyth. I, 35 ff. an, welche Stelle er ausdrücklich wegen der undichterischen Sprache tadelt; und allerdings erlaubt sich Pindar Ausdrücke, die das gemeine Gefühl für undichterisch hält. Hrn. H's. Beweisführung ist also in mehr als einer Hinsicht unrichtig, und beruht auf falschen Voraussetzungen. Jedoch sucht er von Seiten der geschichtlichen Ueberlieferung, das heisst daraus, wie Aristides die Stelle anführt, klar zu machen, dafs sie nicht Pindarisch sei: „Jubendus est auditor ad id attendere, quod Aristides *φησὶν* addidit, quo vel ipso indicat, quae Pindarus dixerit uberius, in pauca ab se esse contracta.“ Im zweiten *φησὶν* liegt so wie im ersten, dafs Pindar dies gesagt habe; ob aber so oder anders, länger oder kürzer, liegt nicht in *φησὶν*: so lange indeß das Gegentheil nicht erwiesen, ist anzunehmen, er habe es ungefähr so gesagt; und dafs er es weitläufiger gesagt habe, ist gar nicht wahrscheinlich. Dafs er es aber so gesagt habe, giebt Hr. H. in Bezug auf *καθῆσθαι παρ' ἐστῆς* gar selber zu, und mit der Behauptung, Aristides habe die Stelle ins Kürzere zusammengezogen, streitet seltsam die andere, Aristides habe das *καὶ κατὰ ἑαυτὴν* zugesetzt, um das *καθῆσθαι παρ' ἐστῆς* zu erklären. Wie sollte dies übrigens in einer Aristidischen Rede einer Erklärung bedurft haben? Aristides schreibt ja nicht Scholien.

Noch befremdlicher ist das über den Platonischen Phaedros gesagte. Dort seien nemlich S. 246 B. C. „manifesta Empedocles placitorum vestigia, etiam usitata quaedam Empedocli verba, ut *παύωναι*, numerique nonnullorum verborum prosae orationi male convenientes“.

Ferner (S. 12) finde man bei Empedokles Va. 343 *ἐν ἥμιον ἄρμα*, und bei Platon S. 247 B. *τὰ μὲν θεῶν ὀχλήματα ἰσορρόπως ἐώηρια*. Davon ausgehend werden S. 247 B. C. in noch nicht eilf Quartzeilen Stücke von neun Versen nebst zwei ganzen als Empedokleische Bruchstücke erschlossen, meist jedoch erst mittelst einiger Umarbeitung herausgebracht; in S. 246 E. f. aber werden in fünf Quartzeilen ein lyrisches oder tragisches Bruchstück, zwei Hexameter und ein Senar gefunden. Der Senar, welcher aus einem Tragiker sei, ist dieser:

*Μὲν γὰρ ἔστιν ὅτι θεῶν οὐκ ἔστι μόνον,*

und steht, das weggeworfene *ε* abgerechnet, wirklich so im Platon; wahrscheinlich aber ist die ganze darin liegende Vorstellung aus dem Philolaischen Weltsystem entlehnt, und nichts weniger als tragisch. Wie die Hexameter erschlossen sind, kann die Vergleichung lehren:

*τῷ δ' ἐπεται στρατιή τε θεῶν καὶ δαίμονες ἄνθρωποι,*

Platon: *τῷ δ' (oder δέ) ἐπεται στρατιὰ θεῶν τε καὶ δαίμωνων.*

*Ἡγούνται κατὰ κόσμον, ὅπως τάχθῃσαν ἕκαστοι,*

Platon: *ἡγούνται κατὰ τάξιν ἢ ἕκαστος ἐτάχθη.* Dafs diese Stellen aber aus Versen entlehnt seien, „semel quis monitus statim intelliget.“ S. 247 A. B. endlich werden in zwei Quartzeilen zwei „nescio an“ Aeschyleische Senare und ein Hexameter auf dieselbe Art eingelegt; und mit einer handgreiflichen *petitio principii* wird hinzugefügt: „Haec igitur legentem si quis moneat modo verba ipsa poesis spirare, modo ubi ordinem verborum servavit Plato, aperte versus esse, ubi autem mutavit, id eum fecisse quo ne versibus loqui videretur, facile efficiet, ut quis quae poetarum sunt a verbis philosophi distinguat.“ Betrachten wir nun die Sache nach den Grundsätzen einer an sich einleuchtenden Methode, wie sie oben angedeutet ist. Die in Rede stehenden Platonischen Stellen sind wenigstens theilweise nach gemeinlich gültigem Urtheil in Worten und Rhythmen dichterisch; die Prosa kann sich indeß auch über ihr gewöhnliches Mafs erheben, und es ist also noch nicht ausgemacht, man dürfe nicht auch solche Prosa schreiben, wenn der Gedanke einen erhabenern Schwung des Ausdrucks verlangt. Das im Allgemeinen ausgesprochene Urtheil, dies sei nicht prosaisch geschrieben, könnte also doch für den gegebenen Fall ein beschränktes sein. In Bezug auf den Rhythmus ist dies am klarsten; obgleich nach gewöhnlicher Vorschrift keine Verse oder bedeutende Versglieder in der Prosa sein sollen, sind den-

noch bei Schriftstellern, die einen kräftigen Rhythmus lieben, und zufällig selbst bei andern, viele Versglieder zu finden, und sogar ganze, wenn auch größtentheils nicht gute Verse: wer wollte sich unterfangen, den größten Wiederhersteller der Metrik, der noch obendrein De differentia prosae et poeticae orationis zwei Disputationen geschrieben hat, an alle diejenigen zu erinnern, welche in den alten Prosaikern, und selbst im neuen Testament, Hexameter und Pentameter, iambische Senare, Skazonten, Anakreontiker und alle möglichen andern Sorten von Versen gesucht und gefunden haben? Und alle diese Verse sind in jenen Prosaikern ganz unanstößig und den Gesetzen des prosaischen Rhythmus keinesweges so entgegen, wie gemeinhin behauptet wird. Endlich aber ist in Betracht zu ziehen, ob der Charakter des Platon, namentlich in besonderer Beziehung auf Zweck und Art des vorliegenden Werkes, des Phaedros, nicht dahin führe, daß er, möge er sich darin auch vergriffen haben, im Phaedros poetische Prosa geliefert habe, keinesweges aber einen Lumpenrock aus zusammengeflückten Dichterbruchstücken, und ob die geschichtliche Ueberlieferung jenes oder dieses Urtheil unterstütze. Hätte Platon so zusammengestückelt, so war er ein geistloser, schülerhafter Compiler; das war er aber, wie seine Schriften zeigen, nicht. Ausgestattet mit der glänzendsten und erhabensten Einbildungskraft, konnte er, der als Jüngling sich in den bedeutendsten Gattungen der Dichtung versucht hatte, selber Dichterisches erfinden und darstellen, ohne Gedanken und Ausdruck von aller Welt Enden zusammenzubetteln. Und welche Eigenthümlichkeit hat denn Platon in Gedanken und Ausdruck den Sokratischen Reden im Phaedros mit Bewußtsein gegeben? Schon S. 238. D. sagt Sokrates: Phädrus sollte sich nicht verwundern, wenn er öfter von den Nymphen werde ergriffen werden; denn seine Rede sei nicht mehr weit von Dithyramben entfernt (vgl. S. 241. E.). Dieser beabsichtigte, der damaligen Bildungsstufe des Platon angemessene, und dem Gegenstande nicht fremde *χαρὰντὴρ δαθυραμβώδης*, wie ihn Olympiodor nennt, führte dichterische Ausdrücke und Rhythmen von selber herbei; und so mochte denn Platon hier, wie anderwärts im Phädrus, ein Wort oder eine Formel aus einem Dichter einmischen: aber mehr kann man nicht behaupten. Was sich als entlehnt *geschichtlich* nachweisen läßt, ist sehr wenig, nemlich nur das von Ast (Comm. S. 291) nachgewiesene, daß *ὀρχήματα εὐήνια* dem

Empedokleischen *εὐήμιον ἔπος* nachgebildet scheint, und ein Anklang an Empedokleische Dämonologie (Ast S. 294) und nach Ref. an Pythagorische Vorstellungen, was jedoch gar nicht auf slavische Nachahmung oder Ausschreiben hinweist. Daß nicht viel mehr entlehnt sein kann, dafür bürgt Dionysios von Halikarnass, der auch seinen Empedokles und Aeschylus gelesen hatte, und nicht erst sich antik zu machen brauchte, wie man nach des Hrn. Vfs. richtiger Forderung thun soll. Dionysios erkannte im Phädrus das Dithyrambisch-dichterische (Brief an Pompej. S. 128 Sylb. und π. τῆς ἀρχαίας. δυνάμ. S. 166 f.); er führt gerade die Stelle S. 246 E. f., welche der Hr. Vf. fast ganz in Verse setzt, wörtlich an (S. 167), aber er geht nicht weiter, als daß er diese Stelle, wenn Melodie und Rhythmus hinzukämen, wie Dithyramben und Hyporcheme sie haben, Pindarischem ähnlich finden würde: ταῦτα καὶ τὰ ὅμοια τούτοις, ἃ πολλὰ ἴσται, εἰ λάβοι μὲν καὶ ῥυθμούς τε καὶ οἱ διθυράμβοι καὶ τὰ ὑπορχήματα, τοῖς Πινδάρου ποιήμασιν δομέναι δόξουσιν ἐν τοῖς εἰς τὸν Ἥλιον ἐρημένους u. s. w. Dies ist ein triftiges auf sicherem Takt beruhendes Urtheil eines ächten Kunstrichters, während ein Treibjagen nach Versen Trugbilder verfolgt.

Von S. 13 an giebt der Hr. Verf. Proben des schwierigeren Geschäftes den Zweck des Schriftstellers und die ganze Zusammensetzung eines Werkes darzulegen, und zwar an den beiden ersten Oden der Pindarischen Pythioniken. Die Einheit des ersten Pythischen Gedichtes hatte Ref. in dem Gedanken gefunden: „Bellicis negotiis peractis poetica, Hiero, studia fore in recens condita urbe carminum illustranda splendore; quibus ubi per artes praeclaras et miti imperio materiam laudum praeberis, germanam consequeris gloriam.“ Der Verf. wendet ein, dies sei nicht richtig, „quia nihil in toto carmine invenitur, quo satis gestum esse bellorum, et fovenda Hieroni studia poetica significatur.“ Allerdings ist dies im Gedicht nicht mit eigenen Worten gesagt; Ref. dachte sich, die in dem Liede enthaltenen Gedanken gingen *darin* auf, und stimmten *nur so* zusammen. Der Dichter wünscht Vs. 46, daß alle Zukunft dem kränkelden Hieron Vergessenheit der Beschwerden im *Andenken an alte Kriegthaten*, in welchen er *Ruhm wie kein anderer der Hellenen* erlangt, geben möge, und knüpft daran die Erwähnung auch des letzten Krieges; er fleht Vs. 71 zu den Göttern, daß Karthager und Tyrrhener, die furchtbaren

Feinde, nicht wiederkehren möchten, und hebt hierbei noch die herrlichen Siege bei Kyme und Himera, den letzteren mit den *größten Siegen der Hellenen* vergleichend, hervor. Obgleich er nicht *ausdrücklich* sagt, es sei des Krieges genug, so stellt er also Hieron's Kriegerthum doch in dem *Gesagten* (implicite) als vollendet, das heißt als den höchsten dar, welcher sich erreichen ließe, und *wünscht den Frieden*. Fernere Siege oder Mehrung der Macht werden dem Hieron nicht im Gerügten gewünscht. Dies genügt völlig zur Rechtfertigung jenes „*Bellicia negotiis peractis*“. Dafs Hieron ermahnt werde, durchaus von Kriegführung abzulassen, ist unsere Meinung nicht: dazu war vielleicht nicht einmal Veranlassung in dem Augenblick vorhanden: sondern nur, nachdem große Kämpfe und eben erst der gegen die Tyrrhener zu mehr als genügendem Ruhme des Hieron beendet waren, und thatsächlich Waffenruhe eingetreten war, werde Hieron von der kriegerischen Thätigkeit, von welcher seine Seele noch gefesselt ist, gleichsam abgerufen und dahin gewiesen, dafs er, jetzt kränklich, im genussreichen Andenken der vollbrachten Kriegsthaten, sich der Pflege der innern Wohlfahrt und friedlicher Künste in der auf Freiheit und Dorisches Gesetz gegründeten neuen Stadt, deren Volk unter des Zeus Beistand und der Fürsten Leitung erwähliger Ruhe geniessen wird (Vs. 61—70), mit Gerechtigkeit und Milde widme. Es fragt sich nur, ob Pindar den Gesichtspunkt des Hieron vorzüglich auch auf die musische Kunst lenken wollte, und ob er es im Gegensatze gegen den Krieg gethan hat: und dies muß Ref. immer noch behaupten. Vorzüglich bedeutsam für die Andeutung des Zweckes (mehr als *Andeutung* darf man in *kunstreicher Lyrik* häufig nicht zu finden hoffen) ist der Anfang des Gedichtes; dieser preist die Kithara und setzt ihre Macht auseinander, und völlig im Gegensatze gegen die streitbaren Mächte in der Natur und im Leben. Und zwar zuerst gegen die edleren Olympischen: die Kithara löscht den Blitzspeer des ewigen Feuers, sie schläfert den Adler des Zeus, sie wiegt den Ares ein, *der die rauhe Lanze verlassen*: also werden jene Mächte in ihrer Gewalt von der Musik gehemmt, abgerufen von der Ausübung ihrer einwohnenden heftigen, theils auch zerstörenden Kraft; wie Hieron unserer Vorstellung zufolge nach herrlich vollendeten Kämpfen zu den musischen und mildern Künsten des Friedens und deren Förderung in

der neuen Stadt hingelenkt wird. Hernach gegen die den Göttern verhassten wilden Naturen der Erde, des Meeres und den im Tartaros hingestreckten Kriegsfeind (*πολέμιος*) der Götter Typhoeus, welche insgesamt abhold sind der Stimme der Pieriden. Nachdem dann der Dichter auf die Stadt Aetna gekommen, hebt er besonders hervor, sie werde, wie sich erwarten lasse, auch ferner durch Siege in den heiligen Spielen berühmt und *ὄν εὐφώνους θαλίας ἐνομαστά* sein. Am Ende finden wir weitgreifende Ermahnungen zu den milden Tugenden der friedlichen innern Verwaltung; auch hier ist die Musik und Poesie nicht vergessen, wenn gleich die Beziehung verändert ist, indem angedeutet wird, dafs nur der gütige milde Fürst in jenen fortlebe. Hieran, sagt der Dichter, möge nichts Edles und Schönes unterlassen, gerecht, wahrhaft und, worauf es auch für die Begünstigung der *εὐφώνων θαλῶν* und der Poesie und Musik vorzüglich ankommt, freigebig sein, wenn er stets *süßen Ruf* hören wolle (den doch vorzüglich die Sänger verbreiten); er wird im Gegensatze gegen die Schmeicheleien der Höflinge auf den Nachruhm hingewiesen im Munde der *λοίων καὶ ἀοιδῶν*: *Krösos milde Tugend stirbt nicht; den Phalaris nehmen die Kitharen im Saale nicht auf in die zarte Gemeinschaft der jugendlichen Gesänge*. Hierin liegt das, was wir in der Angabe des Grundgedankens so ausgedrückt haben: „Quibus (poeticis studiis, fast einerlei mit poetis) ubi per artes praeclaras et miti imperio materiam laudum praeueris, germanam consequeris gloriam.“ Ref. hat zugegeben, es sei der eben angeführte Grundgedanke in dem Gedichte enthalten „praeter eas res, quas ipsa odas scribendae occasio suppeditabat“ (Expl. S. 239.): denn der Anlaß, welcher dem Dichter die Gelegenheit zu schreiben gab, hat, unbeschadet der Einheit, freilich auch seine Rechte; aber es ist ein nur zu gewöhnlicher Irrthum der Ausleger, als ob hierin, in der Darstellung des Anlasses, der wahre Zweck eines solchen Gedichtes liegen müsse, welcher häufig davon ganz verschieden ist, weil der Dichter, bestimmt durch die Verhältnisse, Wichtigeres und Allgemeineres entwickeln will: welches wir, nach Anleitung des in dem Liede Vorhandenen, wie wir dies auffassten, und mit Berücksichtigung einiger, wenn auch nicht völlig zusammenstimmender Ueberlieferungen, wonach Hieron in seiner Liebe der musischen Künste sich nicht immer gleich geblieben, nicht immer milde und freigebig, über-

haupt nicht bloß mit „artibus praeclaris“ ausgestattet war, eben in jenem Grundgedanken fanden. Dissens Ansicht ist von der unsrigen nur durch eine geringe Abweichung getrennt, nicht darum, weil, wie nicht fein gesagt wird, er nur ungern von uns abzuweichen wage, sondern weil seine und unsere hermeneutischen Grundsätze sehr verwandt sind. Hr. H. Grundsätze dagegen sind davon sehr verschieden; er sieht große Parthieen des Pindar, namentlich die Mythen, *nur als Schmuck* an; diese haben ihm also für die Ermittlung des Grundgedankens keine Bedeutung: daß man aber eine so große Masse, als diejenige ist, welche von der Kithara handelt und von Typhoeus, als Schmuck ansehen dürfe, wird theils Verehrern des Pindar nicht einleuchten, weil seine Dichtung hierdurch entwerthet wird, theils ist es nach den Grundsätzen einer tiefen Hermeneutik überhaupt unhaltbar. Die Dichtung wendet freilich Schmuck an, und unstreitig schmückt der Mythos, während er zugleich den Geist aus dem gewöhnlichen Gedankenkreise in das Gebiet des Idealen versetzt: aber dieser Schmuck und dieses Ideale muß sich an den Zweck des Gedichtes und an den vorliegenden Gegenstand anschließen, eben damit dieser im Lichte des Idealen erscheine. So in dieser Ode, wenn Hieron mit Philoktet verglichen wird, erscheint jener verklärt im Bilde des Heros; und wie das Mythische auf das Gegenwärtige bezogen wird, und dadurch eine eigenthümliche Anmuth erhält auch neben seiner Bedeutung für den Grundgedanken, kann man an der Ausführung des den Typhoeus Betreffenden erkennen. Denn obwohl die Erwähnung des Typhoeus einen schon nachgewiesenen Bezug auf den Grundgedanken hat, so gewinnt doch das Einzelne dadurch vorzüglich Reiz, daß vulcanische Ausbrüche des Aetna, die er erzeugt, kürzlich sich ereignet hatten, und daß er unter dem Aetna und Kyme begraben liegt, unter dem Aetna, an welchem die neue Stadt gegründet ist, unter Kymes Bergen, wo Hieron die nachher im Gedicht erwähnte Seeschlacht gewonnen. Um aber wieder auf die Bestimmung des Zweckes zurückzukommen, so können dafür Uebersichten des Inhaltes, wie sie der verehrte Vf. recht schön giebt, wenig helfen, weil vorher schon oder auch erst nachher der angebliche Schmuck vom Inhalte abgezogen wird; auch erhellt aus ihnen selten, worauf der Schriftsteller

das Hauptgewicht lege: sie stellen oft gerade die bedeutsamsten Punkte in den Hintergrund, oder lassen sie ganz aus: wie Jemand schon vor langer Zeit gesagt hat, solche Uebersichten entstünden so, daß der Ausleger alles *übersieht* und nachher *summiere*. Viel wichtiger ist die Vergleichung der verschiedenen Parthien untereinander, wodurch sich die Bedeutsamkeit des Einzelnen erst gehörig hervorhebt. So tritt jenes *ὅν ἐν εὐφώνοις θαλίαις ὀνομαστὸν* noch mehr als vermöge seiner, freilich auch schon ausgezeichneten Stellung und Verbindung mit der Anrufung des Apoll dann hervor, wenn es mit dem Anfange und mit dem Ende der Ode verglichen wird. Daß sogar die trefflichsten philologischen Künstler in jenen Auslassungsfehler fallen können, wenn sie die einzelnen Theile nicht vergleichen lehrt auch Hr. H's. Uebersicht dieser Ode, worin von jenem *εὐφώνοις θαλίαις ὀνομαστὸν* und von der darauf folgenden Anrufung des Apoll nichts vorkommt: eben so wenig findet man darin die Erwähnung des Zeus Vs. 13, welche in Vergleich mit Vs. 29 für die deutlichere Einsicht des Zusammenhanges wesentlich erscheint, sondern statt seiner werden die Götter im Allgemeinen genannt. Ref. hat zwar Expl. S. 239. auch die Götter statt des Zeus gesetzt, dort kam aber darauf nichts an.

Doch hören wir, was der Vf. über den Zweck des Liedes sagt. Während Böckh Dinge angiebt, die Pindar nicht geschrieben hat, Dissens solche, die er nicht einmahl schreiben konnte, ist nichts einfacher als der Zweck und Inhalt des Gedichtes. „Mirum profecto et planissimum huius carminis argumentum latere potuissimum poeta, quid sibi vellet, declaraverit apertissimum. Wodurch denn? „Dadurch, daß er gleich im Anfang die Kithara anruft. Was kann er da anderes wollen, als daß sie singe; was soll sie aber singen? Was sie gehört (quod debet). Was gehört sich aber zu singen? Der Sieg des Aetnäers Hieron. Und da sich Hieron absichtlich als Aetnäer hätte ausrufen lassen, war nichts natürlicher als die Stadt Aetna selbst zu preisen.“ Kurz der Vorwurf des Gedichtes ist: „Cithara, cane urbem Aetnae illustratam victoria Hieronis, optaque ei concordiam, pacem, prosperitatem, iustumque et liberale imperium.“ Das ist freilich sehr einfach, und es wäre unbegreiflich, wenn man das nicht erkannt hätte, wenn obige Folgerungen richtig wären, und das Gesagte da stünde und weiter nicht

(Die Fortsetzung folgt.)

Januar 1835.

*Regū Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.*

(Fortsetzung.)

Aber wo sagt denn Pindar jenes *Cithara, cane?* Vor der Hand ist es nirgends zu finden; Herr H. setzt nur voraus, weil Pindar sage, *o Kithara*, so müsse er meinen, *o Kithara singe*, und dann verstehe sich von selbst, was sie singen müsse. Wie wenn diese Voraussetzungen ganz leise eingeschwärzte Praemissen wären? Der Hr. Vf. weist zwar das *Cane* später nach (S. 16): „Nach dem Lobe der Musik und dem Tadel des unmusischen Typhoeus — iam tandem illud quod exspectamus *cane* sequi *debebat*. Sequitur vero, sed non viderunt interpretes, quia non est hoc ipso verbo dictum, sed significatum his: *Zeū, tiv eīh ándánev, ós touv' éqéneis, épos x. r. l.* denn dies bedeutet nichts anderes als: *Cane Iovem, qui hunc montem tenet.*“ Aber jeder erkennt leicht, daß, was die Ausleger hier haben sehen sollen, ein wesenloses Ding ist; nimmermehr heißt *Eīh, Zeū, tiv eīh ándánev* soviel als: (*Kithara*), *singe den Zeus*. Und wer erwartete überhaupt das *Cane*, und woher wußte man, daß es sequi *debebat*? Aus der Anrufung der *Kithara*? Mit nichten; die *Kithara* wird allerdings angeredet, aber nicht, weil sie etwas thun soll: denn nicht das Mindeste wird ihr vom Dichter auch nur mit einer Silbe aufgegeben zu thun: sondern weil ihre Kraft und Macht gepriesen wird. Die Hellenische und alle Dichtung knüpft die Darstellung der Kraft und Macht an eine einfache Anrufung des Dinges oder der Person, an welche dann wiederholt die Rede gerichtet zu werden pflegt, wie hier in *καὶ τὸν αἰχματὸν κεραυνὸν σβεννύεις, κατέχευας, τεαῖς ῥιπαῖσι*; und die Stelle der zweiten Person vertritt auch gleich Vs. 2 jenes *τᾷς*: kein Hellene erwartete hier einen nachfolgenden Imperativ, und dieser pflegt in solchen Fällen nicht zu folgen. Man lese

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

nur den Aristotelischen Páan *Ἀρετὰ πολυμοχθε*, wenn man ein schlagendes Beispiel von vielen haben will. Da nun kein Imperativ folgt, so sieht man eben, daß die *Kithara* nur gepriesen werden soll; der Dichter hat also, da der Preis der *Kithara* unabhängig von einem ihr Aufgegebenen hingestellt wird, geradezu den Zweck die musische Kunst zu erheben; und darin liegt unmittelbar Empfehlung; er hebt sie aber gerade im Gegensatz gegen zerstörende, kampflustige, kriegerische, wilde Kräfte: er hat also etwas ganz anderes gesagt, als Hr. H. glaubte, obgleich letzterer natürlich ein Lob der *Kithara* auch anerkennt (S. 16), aber nur als Nebensache. In diesem Grundirrthum über die Bedeutung des *Zeū, tiv eīh ándánev* befangen, konnte Hr. H. auch den völlig klaren Zusammenhang der Ode von Vs. 1—40 nicht erkennen, welcher sichtbar darin begründet ist, daß diejenigen, welche *Zeus* hasse, unmusisch seien, und zu ihm gefleht wird, ihm zu gefallen; der Erreichung dieses Zusammenhanges dient das *Zeū, tiv eīh ándánev*, nicht aber ist es eine Aufforderung an die Muse, den *Zeus* zu besingen. „*O Kithara*,“ sagt der Dichter, „du bist *Apolls* und der *Musen* gemeinsamer Besitz; dir gehorcht Tanz und Gesang; du besänftigst auch die mächtigsten kampflustigen Kräfte. Nur die *Zeus* nicht liebt, empfinden Widerwillen gegen die Stimme der *Pieriden*, wie das von *Zeus* gestrafte Ungeheuer *Typhoeus*. Möge es vergünnt sein, nicht wie jene von *Zeus* gehaßt, sondern ihm angenehm zu sein, ihm dem Beherrscher des *Aetna*, dem gleichnamig die neu gegründete Stadt jetzt einen *Pythischen* Sieg erlangt hat; worin die Aussicht gegründet ist, sie werde auch ferner durch Siege und musische Siegesfeste (woran die Kraft und Herrlichkeit der Musik, die vorher gefeiert war, sich gerade entfaltet) ausgezeichnet sein: möge dies *Apoll*, der musische Gott der Spiele, sich angelegen sein lassen.“ Man wird jetzt, denken wir, erkennen, was das Lob der *Kithara* sagen will, und wie damit als mit dem leitenden Gedan-

ken das Folgende aufs genaueste verbunden ist; sowie die Verherrlichung der Tugend in dem angeführten Pāan freilich am Ende auch eine besondere Anwendung auf dem Hermias erhält. Uebrigens bildet bei Hrn. H. die Nachweisung, daß das *Cane* in dem *Zēv, tiv eñ ávδá-  
vuv* enthalten sei, den Anfang einer weitem Untersuchung, nemlich der, wie Pindar den allgemeinen Gedanken, der schon vorausgesetzt wird, dargestellt habe (S. 16): der allgemeine Gedanke beruht aber selbst erst auf der Voraussetzung des *Cane*, welches hier erst nachgewiesen wird. Dies könnte eine *petitio principii* scheinen, wenn der Vf. nicht die Nothwendigkeit des *Cane* von vorn herein vorausgesetzt hätte; so aber erscheint die Erkennung des *Cane* in dem *Zēv, tiv eñ ávδάvuv* nur als ein Schluß aus einer fälschlich vorausgesetzten Nothwendigkeit desselben. Daß man das, was der Dichter habe sagen müssen, vorzüglich in's Auge zu fassen habe, schärft der Hr. Vf. S. 17 von Neuem ein, nachdem er jenes *Wie* durchgeführt hat: „Apparere ex his puto, si id, quod debuerit poeta pro rei quam tractandam recepit natura dicere, recte perceptum sit, facile etiam quomodo id dixerit perspicui posse: sed a principio si aberratum fuerit, impediri et perturbari omnem operis intelligentiam.“ Aber bei einem Stoffe, der nach den Verhältnissen und nach der Eigenthümlichkeit und Ansicht des Dichters auf die mannigfachsten Weisen behandelt werden konnte, läßt sich unmöglich bestimmen, quid debuerit poeta dicere, sondern der Ausleger wird, wenn er dieses dennoch von vorn herein thut, nur seine subjective Vorstellung unterlegen; das Geschäft der Auslegung besteht vielmehr darin, das Gegebene zu analysiren, und daraus den Gedanken zu finden, welcher dem Ganzen zum Grunde liegt. Hat man sich hierbei geirrt, oder ist wegen falscher Voraussetzungen gar vom Anfang an, wie der Hr. Vf. sagt, abgeirrt, so wird freilich das Verständniß des Ganzen gestört. Dem Hrn. Vf. ist hier, wie gezeigt worden, dies begegnet, daß er vom allerersten Anfang an abirrte: wir haben daher nicht nöthig noch zu betrachten, wie der Dichter nach ihm seinen Gegenstand behandelt habe, und heben nur zwei Verbesserungen nebst einer Erklärung aus, welche Hr. H. dieser Auseinandersetzung eingestreut hat. Die erstern sind ganz kurz hingestellt. Die eine Vs. 51 *ὄν δ' ἀναγκαῖα φίλον* statt *ὄν δ' ἀνάγκη μιν φίλον* beruht zunächst auf der Leseart *ἀναγκαῖα* im Lemma des Scholiasten, der jedoch auch das *μιν* gelesen haben dürfte;

Die Aenderung ist untadelich, aber nicht sicher. Die andere Verbesserung setzt statt *τιρόμενον μεταλλήσσοντα*; Vs. 52 *τιρόμενον μέτα λάσσοντας*, wobei man *Δαμνόντι* *ἐκ* *τιρόμενον* zu verbinden habe: der Dichter hätte also hier gesagt, wo Philoktes die Wunde bekommen, nicht aber woher ihn die Heroen nach Troja abholen wollten; und er hätte gesagt, die Achäer hätten ihn geholt als solche, die verborgen bleiben oder nicht erkannt werden würden, „dissimulantes qui essent:“ aber doch nur bis sie ihn hatten? Diese Aenderung ist unstreitig sehr gezwungen. Die Erklärung bezieht sich auf Vs. 58: *Μοῦσα, καὶ παρ Δεινομένει κελαιῶσαι* u. s. w. Zur Bestätigung des obigen *Cane* wird nemlich gesagt, der Dichter gebe hier ungefähr wieder denselben Gedanken wie im Anfange; der Sinn spi: „Cane vero, cithara, victoriam Hieronis etiam apud filium eius Dinomenes etc.“ Denn schwerlich sei zu bezweifeln, daß das Gedicht zuerst in Syrakus, woselbst Hieron durch Krankheit festgehalten worden, nachher aber bei Deinomenes in Aetna gesungen worden sei: der Vf. verwundert sich gewaltig (vehementer), daß Dissen, der sonst alles „proprie“ nehme, dies für metaphorisch gesagt halte. So plan diese Auslegung scheinen mag, die nach dem Ebengesagten das *καὶ παρ Δεινομένει* darauf bezieht, es solle das Gedicht auch in Aetna, in Unterscheidung von Syrakus, gesungen werden; so verwickelt sie dennoch, genauer betrachtet, in einen Widerspruch. Die bezeichnete Stelle bildet unstreitig den Uebergang und die Einleitung zum nächsten Theile des Gedichtes, worin Deinomenes und Aetna besungen werden, und das, was zu leisten der Dichter die Muse bittet, das leistet sie, oder er mit ihrer Hülfe, im Folgenden. Diese Voraussetzung ist nothwendig, weil sonst die Anrufung der Muse keine Begründung in dem Liede hat. Der angenommene unbildliche Sinn der Worte wäre also: „Gieb mir Folge, o Muse, jetzt (in dem nächsten Theile dieses Liedes) auch in Aetna den Sieg zu besingen;“ der nächste Theil des Liedes, welcher eben das ausführt, was in Aetna zu thun die Muse gebeten wird, würde sonach im eigentlichen Wortverstande als in Aetna gesungen gesetzt, das Vorhergehende aber als in Syrakus vorgetragen, welcher Ort übrigens nicht genannt ist. Der Widerspruch liegt hier deutlich vor: Das ganze Lied wird zuerst in Syrakus gesungen, wie die Annahme lautet; nach der Mitte aber wird in Syrakus die Muse angerufen, sie möge gestatten den Sieg im folgenden Theile



das Gedichtes auch in Aetna (wirklich dasselbst) zu pfeifen: das thut sie aber nicht, kann es in diesem Augenblicke auch nicht thun, sondern muß in Syrakus weiter singen, und zwar eben dasjenige, was in Aetna, noch wirklich in Aetna und jetzt dasselbst zu singen die Muse geboten war. Darum behauptete Dissen S. 173: „de vena perfectione cogitari non posse“. Auch für die vorausgesetzte zweite Aufführung des mit diesem Widerspruch behafteten Liedes, die zu Aetna, stellt sich die Sache nicht günstiger. Nachdem nemlich in Aetna bis Vs. 57 gesungen worden, als ob zu Syrakus gesungen würde, wird Vs. 58 die Muse angerufen, auch in Aetna das Lob des Liedes erschallen zu lassen; als ob das Vorhergehende nicht auch schon in Aetna vorgetragen wäre.

S. 17 f. geht der Vf., nachdem er bemerkt hat, daß nach seiner Auseinandersetzung das Gedicht passend zusammengesetzt sei, zur ästhetischen Kritik einer kleinen Parthie desselben über, worin Pindar, um Longins Ausdruck zu gebrauchen, wie öfter auch Sophokles, auf unglücklichste gefallen sei. Longin verdient unsere Hochachtung unstraitig; doch wünschten wir dem Sophokles und andern Dichtern gegen die Kritik auch solcher trefflichen Männer einen so edlen Helfer, wie Sophokles selbst dem Phrynichos gegen den Schullehrer zu Chios war. Folgendes ist die verunglückte Pindarische Stelle:

ὁ δὲ λόγος

ταῖς ἐπὶ συντυχίαις δόξαν φέρει

λεπτὸν ἵσσεσθαι ἀπεφάνοις ὅν ἱππαῖς τε κλυτὰν

καὶ ὅν εὐφρόνις θαλάις ὀνομαστάν

(Ἄλκιμ καὶ Δάλου ἀνάσσειν Φοῖβε, Παρνασσῶ τε κράναν Κασσιανὴν φιλέειν

ἰθαλάμους ταῦτα τόφ τιθήμεν) εὐανδρον τε χώραν.

Ita hi versus scribendi, in quibus et illa, ὁ δὲ λόγος ταῖς ἐπὶ συντυχίαις δόξαν φέρει, magis pedestri orationi quam poeticae conveniunt, et tota parenthesis ista, quum per se parum utilis sit, tum molesta fit epithetis Apollinis, qui si erat omnino invocandus, hic nec Lycius nec Delius appellari debebat. Der Dichter zieht hier einen Schluß aus dem vorhergegangenen Gedanken; hier scheint ein Ausdruck erlaubt, der minder dichterisch ist. Aber die Parenthese ist wirklich sehr verwerflich. Allein sie ist nicht von Pindar, sondern eben erst vom Hrn. Vf. gemacht, und durch nichts als durch das Ita hi versus scribendi erwiesen! Uebrigens ist die Anrufung des Apoll als Pythischen Gottes und Vorstehers der Musik hier vortrefflich; zu tadeln, daß er auch der

Lykische und Delische heisse, ist etwas gewagt, weil der Dichter seine Gründe haben konnte, die wir nicht wissen. Die Fehler sind also gar nicht erwiesen: aber man erstaunt, daß der Vf. sogar weiß, wie sie entstanden sind, und wie es Pindar hätte besser machen sollen. S. 18: „Sed talia unda orta sint, non est obacurum. Perscripserat poeta et quae praecedunt et sequentem stropham: nunc explenda erant intermedia: id vero fecit non apte, rectius inserturus, quae urbis, etai satis laudatae, prosperitatem amplificarent.“ Ganz als ob der Vf. in Pindars Werkstatt zugehen hätte bei dieser Arbeit, die uns etwas schülerhaft vorkommt; obgleich der Vf. sonst, namentlich auch in dieser Abhandlung S. 28 gegen angebliche schülerhafte Ausarbeitungen des Dichters Einspruch thut (Neo Pindaro in mentem venisse qualem in scholis rhetorum pueri solebant chriam elaborare). Hier würde jene vom Hrn. Vf. angenommene Art zu dichten um so schülerhafter erscheinen, je wesentlicher die angeblich später eingeschobene Stelle mit dem Vorhergehenden zusammenhängt, welches darin sein Ziel und Ende erreicht, und je enger die Verbindung der folgenden Strophe mit dem angeblichen Einschubel ist, da sie durch γὰρ sich darauf bezieht und aus ihm hervorgeht. Gerade aus unserer Ansicht ist es aber erklärlich, weshalb Pindar nicht von den Dingen, „quae urbis prosperitatem amplificarent“, weiter sprechen wollte: es kam ihm darauf an, hervorzuheben, er hoffe Aetna werde durch musische Siegesfeste verherrlicht werden; und in dieser Beziehung fleht er zum Apoll: also das Anstößigste im Gedicht ist mit Ausnahme zweier Beiwörter des Apoll, deren Begründung uns noch mangelt, aus unserer Ansicht betrachtet höchst passend. Hierdurch bewährt sich die Auslegung in Bezug auf die Findung des Grundgedankens, und zwar um so mehr, weil auf jene Stelle als Abschluß eines Haupttheiles ein bedeutendes Gewicht fällt, und accentuirte Stellen für die Bestimmung des Grundgedankens vorzüglich wichtig sind. Uebrigens weist Hr. H. auch S. 23 dem Pindar einen Fehler nach; Pyth. II, 89. habe er languidius αὐδῶ ταῦτα gesagt, wofür οὔτι ταῦτα richtiger gewesen wäre.

Das zweite angeblich Pythische Gedicht, welchem der übrige Theil der Abhandlung (S. 18 ff.) gewidmet ist, bot als eine der schwierigsten Aufgaben der Auslegung einen würdigen Gegenstand philologischer Erörterung, welcher Ref. mit Eifer und Theilnahme gefolgt ist. Zuerst wird eine Uebersicht der Hauptgedan-

ken gegeben; aber diese sind selber dunkel (S. 19); doch gehe daraus hervor: „Duae esse partes huius carminis, quarum in priore Hieronis potentia et sapientia laudetur, in altera autem Pindarus se adversus obrectatores defendat“; jeder Theil solle besonders betrachtet werden, dann wie sie verbunden seien, „quidque dici argumentum carminis debeat“. Der erste Theil wird bis Vs. 67 gerechnet (S. 24), der zweite von Vs. 71 an; was dazwischen steht, von *χαῖρε* an bis *ἀντιόχοις*, verbindet nach dem Vf. beide Theile. Ref. trägt, was den Inhalt jener beiden Theile betrifft, von vorn herein einiges Bedenken. Ob der erste *bloß* dem Lobe des Hieron bestimmt sei, müßte ja erst durch die nähere Untersuchung sich zeigen; ob der zweite *bloß* Vertheidigung des Dichters gegen Verläumder ist, dürfte auch noch nicht gewiß sein; Analyse und Vergleichung der Theile muß wenigstens nach des Ref. Methode erst das Nähere lehren. In der Betrachtung des ersten Theils giebt nun der Verf. zuerst die Behauptungen des Ref. zu, daß das Gedicht bei Gelegenheit eines Thebanischen Sieges, und daß es, weil des Anaxilaos vereilter Angriff auf die Lokrer darin erwähnt ist, Olymp. 75, 3—76, 1. geschrieben sei. Es werden aber darin die Lokrer wegen ihrer Dankbarkeit gegen Hieron gerühmt: dabei müsse man sich verwundern, warum Ixions, des schändlich undankbaren, Frevelthaten und Buße so ausführlich dargestellt würden, noch mehr, warum der Dichter hinzufüge, er wolle jedoch nicht schmähen, damit er nicht des Archilochos Schlechtigkeit nachahme. Es wird hierauf eine Meinung von Huschke beseitigt, dann des Ref. Ansicht mit besonderer Anerkennung angeführt; jedoch könne ihr der Verf. nicht beistimmen. Diese Ansicht sei: „Ixionem propterea commemoratum esse, quod utrumque eius crimen etiam in Hieronem caderet.“ Ref. bemerkt hierbei Folgendes. Es handelt sich nicht von vollbrachten Uebelthaten des Hieron, sondern von unvollendeten, ihm beigemessenen Versuchen. Der eine ist der, welcher nach geschichtlichem Zeugniß ihm zur Last gelegt wurde, er habe seinen Bruder Polyzelos gegen die Krotoniaten gesandt, in der Hoffnung, er werde unkommen: dies hatte keinen Erfolg; Polyzelos flüchtete zu seinem Schwäher Theron, dem Vater der Damarete, und Hieron war im Begriff, den Bruder und Theron zu bekriegen. Auf diese unseligen Verwickelungen, in welche Theron und Polyzelos und Hieron damals gegen einander gerathen

waren, bezog Ref. die Ode (Expl. S. 243), und zwar so, daß Pindar zwar kurz angedeutet habe, was man dem Hieron in Bezug auf Polyzelos beimäße, eigentlich aber der Zweck sei, *die Bekriegung des Bruders und seines Schwähers zu widerrathen*. Der andere Versuch ist nicht geschichtlich bezeugt, sondern beruht auf Vermuthung: Hieron habe Damareten, früher Gelons, damals des Polyzelos Weib, zur Ehe haben wollen, damit er durch die Verwandtschaft mit Theron mächtiger werde, und zugleich Gelons Sohn, den gesetzmäßigen Erben der Macht, in seine Gewalt bekomme. Herr H. glaubt, letztere Aufstellung, über Gelons Sohn, laßt sich nicht vertheidigen. Beweisen läßt sie sich nicht, aber was dagegen gesagt ist, läßt sich widerlegen. Angeblich (Herm. S. 20) hätten wir sie auf das Bruchstück des Timaeos b. Schol. Nem. IX, 95. gebaut: *ἐπιτρόπος δὲ τοῦ παιδὸς μετ' ἐκείνον κατέστησεν (ὁ Γέλων) Ἀριστόνουν καὶ Χρόμιον τοὺς κηδεύτας*, wo Ref. *ἐκείνον* auf Polyzelos bezogen hat; aber diese Angabe des Hr. H. über unsere Begründung der Sache ist handgreiflich unrichtig. Wir haben jene Meinung auf etwas Anderes gestützt, nemlich darauf, daß nach der Natur der Verhältnisse Polyzelos die Tutel des Thronerben hatte, und daraus natürlich erst geschlossen, daß jenes an sich völlig unbestimmte *ἐκείνον* auf Polyzelos zu beziehen sei (Expl. S. 118). Hr. H. stellt freilich nach einer auch vom Ref. berücksichtigten Stelle des Aristoteles, woraus erhellt, Thrasybul, der Bruder des Gelon und Hieron und Polyzelos, habe den Sprößling des Gelon in Lüste versenkt, damit er selbst die Herrschaft führe, die Meinung auf, jenes *ἐκείνον* beziehe sich auf Thrasybul, und dieser habe also die Vormundschaft gehabt; aber wir können nicht beistimmen. Thrasybul konnte den Neffen in ein wüstes Leben stürzen, ohne sein Vormund zu sein, zumahl wenn der Stiefvater damals nicht mehr lebte. Gelon hinterließ dem Polyzelos sein Weib durch Testament; der vom Vater eingesetzte testamentarische Stiefvater hatte gewiß nach demselben Testament die Tutel des in seinem Hause befindlichen wahrscheinlich sehr jungen Knaben, welchen er ja schon factisch in seine Gewalt bekommt. Ebenso hat Demosthenes der Vater dem Aphobos seine Frau zur Ehe vermacht nebst dem Nießbrauch des Hauses bis zur Großjährigkeit der Kinder, welche im Hause sind, und Aphobos ist nach demselben Testament Vormund mit zwei andern. Bei Gelons Kinde ist von Mitvormün-

denn nicht die Rede; denn nach dem Wortverstande kann *μὲν ἕκῃον* nur auf Einen bezogen werden, welchem für den Fall seines Todes zwei andere substituirt werden: dieser Eine kann nur der Stiefvater sein, welcher das Kind im Hause hat. Oder soll *μὲν ἕκῃον* auf die Rangfolge gehen? Beinahe scheint es, Hr. H. habe es so verstanden, da er sagt, jener Dritte sei „*cum Aristenoo et Chromio*“ Vormund gewesen; aber dies läßt sich wol nicht vertheidigen. Unsere Vermuthung bleibt also vollkommen sachgemäß, und wird in Bezug auf Damareten, Theron's vortreffliche Tochter, dadurch noch wahrscheinlich, daß Hieron bei der Aussöhnung mit Theron und Polyzelos eine Verwandte des Theron zur Gemahlin erhält; welches wie ein Auskunftsmittel zur theilweisen Befriedigung der Wünsche des Hieron erscheint. Doch Hr. H. legt auf jenen seinen Einwand selbst kein Gewicht; und wir unsererits müssen seinem Haupteinwurfe eine große Bedeutung beilegen. „*Illud vero toti illi interpretationi obstat*“, sagt er, „*quod imprudentissime egisset Pindarus, si Hieronem in eo carmine, in quo laudare eum debebat, eoque tempore, quo lobantem apud illum per obtretractores gratiam suam restituere volebat, turpissimorum scelerum suspectum vitendisset, idque tam rudi atque agresti modo, ut quum nolle se maledicere affirmaret, id ipsum, se maledixisse, confiteretur. Excusare ista quidem studuit Boeckhii antiquorum temporum simplicitate atque ipsius poetae ingenuitate: persuasitque Dissenio. Sed re attente considerata ipse spero, hanc opinionem missam faciet.*“ Der Hr. Vf. geht hier schon einen Schritt weiter, als vorher in der Bestimmung des Inhaltes beider Theile. Schon behauptet er, daß der Dichter in dem Liede den Hieron nicht allein lobt, sondern *loben mußte*; was wenigstens insofern nicht bewiesen ist, als bei einer *besten Ankündigung* eines Sieges, wenn der Dichter dabei einen andern Zweck hatte, *ausschließliches Lob* nicht nothwendig war: es scheint dies aber zur Methode des Vfs. zu gehören, daß er im Voraus bei sich feststellt, was der Schriftsteller *sagen müsse*: denn wir haben ebendasselbe auch bei der ersten Pythischen Ode gefunden. Sodann ist statt des oben angegebenen Zweckes des zweiten Theils, Vertheidigung gegen Verdammer, nun *Gunstbewerbung* gesetzt, was viel mehr sagen will; diese ist aber in diesem zweiten Theile gar nicht vorhanden. Der Gesichtspunkt der Klugheit und Unklugheit fällt daher ganz weg. Daß jedoch die Be-

ziehung des Ixion auf Hieron's Person einem Anstoß unterworfen sei, geben wir zu: wir glauben indess, es ist geringer, als er scheint, und haben auf die Milderungsgründe, außer der Einfachheit der Zeiten und der Offenheit des Dichters, auch schon verschiedentlich hingewiesen (Expl. S. 243. 245). Das Gedicht kündigt sich als ein solches an, welches den Sieg nur meldet, der daher gleich im Anfange kurz abgefertigt und nicht weiter erwähnt wird, ungefähr wie in dem großen Pythischen Liede an Arkesilaos, wo der Pythische Sieg auch nur im Anfang und nachher beiläufig noch einmal kurz erwähnt wird. Es hat daher Wahrscheinlichkeit, daß der Dichter irgendwie veranlaßt war, die Gelegenheit des Hieronischen Sieges zu ergreifen, um etwas Anderes daran zu knüpfen; unter unserer Voraussetzung waren dies zwar Familienverhältnisse, aber solche, welche einen politischen Charakter und große politische Folgen für die beiden ersten Herrscherhäuser Siciliens hatten, ganz wie der vierten Pythischen Ode ein solches politisches Verhältniß des Königs Arkesilaos und des verbannten Damophilos zum Grunde liegt. Wie Simonides anerkannt politisch thätig war, und zwar eben in den Sicilischen Angelegenheiten, wovon wir reden, so konnte auch Pindar, veranlaßt von der Parthei, welche mit Hieron unzufrieden war, von der Polyzelisch-Theronischen, auf welcher er nach unserer Ansicht der zweiten Olympischen Ode stand, als ein einflußreicher Mann, ein Liebling der Götter und Menschen, einen politischen Zweck unterstützen wollen, durch Rath und Warnung: ebendasselbe hat er in der vierten Pythischen Ode gethan. Unter solchen Umständen ist ein kräftiges ernstes Wort, freilich nicht ohne reichliche Spende des Lobes, welches die bittere Frucht versüßte, und welches dem Hieron in vielen Beziehungen mit Recht gegeben werden konnte, ganz an seiner Stelle: die Größe der Verhältnisse erhebt über kleinliche Rücksichten, daß man Anstoß geben könne; und Freimüthigkeit gegen Tyrannen ist ein Grundzug edler Naturen des Alterthums: „der gerade sprechende Mann ist in jeder Verfassung, auch bei der Tyrannis, der beste“, sagt Pindar selbst in dieser Ode. Enthält doch auch der zweite Theil des Gedichtes wahrlich Anstößiges, was sich nicht wegerklären läßt. Aber im ersten ist die Warnung ja nicht einmal unverdeckt ausgesprochen; sie wird nicht auf rohe und grobe Weise, sondern in der Hülle des Mythos, ohne ausdrückliche An-

wendung, welche nur der Tieferblickende machen konnte, gegeben; namentlich beachte bei der erstern Warnung, verwandtes Blut nicht zu vergießen, nicht jeder daran zu denken, daß der beabsichtigte, mißlungene Versuch auf Polyzelos Leben gemeint sei: denn dieser war natürlich ein Geheimniß: leichter erkannte man den von uns vorausgesetzten Zweck, von der Rökriegung des Bruders abzumahnern. Die Warnungen sind ferner durch den Mythos selbst gleichsam geheiligt, wie wenn man heutzutage mit biblischen Sprüchen warnt; sie werden von dem gottbegeisterten heiligen Sänger gegeben, wie wenn sie heutzutage ein ehrwürdiger Priester, ein ernster Beichtvater gäbe. Könnte nicht noch vor Kurzem ein solcher ähnliche Reden an die feindlichen Brüder von Portugall gerichtet, könnte nicht selbst ein Dichter sie öffentlich ähnlich ermahnen haben? Ist etwas Grobes in der Ode, so liegt es mehr im zweiten Theil in jener Stelle, wo nach Hrn. H's. eigener Erklärung dem Hieron der Gedanke zu Gemüthe geführt wird, nur Knaben bewunderten den Affen (ihm ziemte dies nicht).

Nachdem der Hr. Vf. unsere Ansicht auf die angeführte Art beseitigt hat, giebt er, noch vom ersten Theile des Gedichtes handelnd, die seinige: „Longe alia Pindaro mens fuit. Nach der Erzählung von Ixions Freveln und Buße sagt der Dichter (Vs. 49): Der Gott vollendet rasch alles nach Willen, der Gott, welcher den Aar und Delphin überholt; er beugt auch einen Uebermüthigen, andern aber giebt er nie alternden Ruhm. Durch diese Beschreibung der göttlichen Macht zeigt der Dichter, er gehe auf das zurück, weshalb er von Ixion gesprochen, hoc est ad gratiam ab Locris debitam Hieroni. Qui quum grati essent propterea, quod sibi iam non metuendus esset Anaxilaus, vix dubitari potest, quin in hunc dictum sit *θεός καὶ ὑπερβόρων τὴν ἔκαμπε βορῶν*, in Hieronem autem *ἐτίποισι δὲ κῆδος ἀγῆραον παρέδωκε*. Quo verisimile fit, ut etiam Ixionis exemplum propter Anaxilaum sit allatum. Hieron war (was auch Ref. in seiner Darlegung dieser Verhältnisse nicht vergessen hatte) mit einer Tochter des Anaxilaos vermählt gewesen; es könnten demnach Privatsachen obgewaltet haben, wegen welcher Anaxilaos dem Hieron undankbar geschienen habe. Setzt man dieses voraus, so ist alles im schönsten Zusammenhang: Monere poenam Ixionis dicit, ne quis sit ingratus; nam celeriter deum consilia sua exsequi; deprimere superbum, ut

nunc Anaxilaum, alias augens honeste, ut Hieronem. Sed nolle se maledicere Anaxilao, ne similis videatur Archilochi. Optimum esse, potentiam habere coniunctam cum sapientia: atque hoc nomine iam laudet Hieronem, respiciens ad Anaxilaum, potentem quidem, sed non sapienter nova in Locras malitum.“ Dies ist der Kern der Hermannischen Vorstellung, wobei wir nur eine Vermuthung über eine besondere Veranlassung, weshalb der Dichter Vs. 58 — 61 *εἰ δὲ τις κ. τ. λ.* sich so stark ausdrücke, dem Leser selbst nachzusehen überlassen.

Wir haben uns dieses Versuches, die Erklärung des ersten Theiles der Ode von anderer Seite anzufassen, wahrhaft gefreut; denn er ist scharfsinnig und geschmackvoll. Indessen bleibt noch, außer dem Zusammenhange des Ganzen, zu erwägen, ob diese Hypothese alles erkläre oder die unsrige mehr, und welche von beiden im Gedicht und in der Geschichte mehr Begründung habe. Die ganze Darlegung des Zusammenhanges, wie wir ihn jetzo eben aus Hrn. H's. Schrift gegeben haben, empfiehlt sich durch Einfachheit und Klarheit. Nach unserer Hypothese ist aber auch völliger Zusammenhang der Gedanken vorhanden. Die Lokrer werden als dankbar gerühmt; als abschreckendes Beispiel, der Undankbarkeit wird ihnen Ixion entgegengesetzt, dessen Uebermuth im Vollgenusse seines Glücks zugleich hervorgehoben wird nebst den beiden Hauptsünden, deren er sich schuldig gemacht habe, daß er zuerst nicht ohne Arglist verwandtes Blut vergoß, und nach der Hera strebte; nur beziehen wir das von Ixion Gesagte nicht auf Anaxilaos, den Feind der Lokrer, sondern sehen es als Ermahnung und Warnung für Hieron an. Polyzelos war durch Gelons letzten Willen zum Heerführer des Tyrannenhauses bestellt worden; Hieron mochte also gegen ihn als Feldherrn mannigfache Verpflichtungen haben. Bezieht man die Stelle auf die Polyzelisch-Theronischen Verhältnisse, so ist demnach der Zusammenhang dieser: „Die Lokrer sind dir dankbar; folge ihrem Beispiele, nicht jenem abschreckenden des Ixion; enthalte dich der Undankbarkeit, des Uebermuthes, fliehe die von den Göttern hart gestraften Vergehen des Ixion, Vergießung verwandten Blutes und sündhafte Liebe.“ Folgerichtig sehen wir auch den hiernächst eingeflochtenen Gedanken, rasch vollendeten die Götter was sie beschlossen, und beugten die Uebermüthigen, als eine aus Ixions Schicksal hervorgehende Betrachtung für eine dem Hieron

ron gegebene Warnung an. Daß sodann auf dessen Glück und Lob übergegangen wird, kann nach lyrischer Weise nicht befremden, da zumahl der Dichter dazwischen gesagt hat, er wolle sich des Tadels enthalten: Warnung und Ermahnung erschien ihm nicht als Tadel. Allerdings ist die Vermuthung, unter Ixion sei der Gegner der Lokrer Anaxilaos gemeint, einschmeichelnd, weil sich so diese Parthie auch der Person nach, worauf sie sich bezieht, an das Vorhergehende anschließt: unsere Erklärung setzt bei aller Richtigkeit der Gedankenverknüpfung ein schroffes Abspringen von einem Gegenstand auf den andern, einen raschern Wechsel der Vorstellungen in der Seele des Dichters, die jedoch ächt lyrisch sind. Aber unsere Hypothese erklärt mehr, und hat also mehr Grund im Gedicht; zugleich hat sie mehr geschichtlichen Grund. Wir zeigen dies zunächst am ersten Theile. Die ganze Stelle von dem *Ἀφύλων αἶμα* ist müßig nach der Hermannischen Hypothese; durch die unsrige erhält sie eine vollständige Begründung: selbst daß sie kürzer gehalten wird, erklärt sich aus unserer Ansicht, weil sie nemlich allerdings das Anstößigste enthält. Eben so begründet sich aus unserer Voraussetzung die Hervorhebung der *ὑναὶ παράτροποι* (Vs. 35) und die ausführliche Entwicklung dieses Punktes. Wollte der Dichter hier nur Ixions Frevel und Buße darstellen ohne weitere Nebenbeziehung, so ist nicht abzusehen, warum ihm das Vorhergesagte, *ὅτι τε μεγαλονουθέεισιν ἐν ποτε θαλάμοις Ἰδὸς ἀκοῖτιν ἐπαύτο* nicht genügte, sondern hierbei lange verweilt wird, und gerade mit der Bemerkung, daß *ὑναὶ παράτροποι* den Ixion in's Verderben stürzten, und von ihm ohne Charitinnen ein Ungeheuer erzeugt worden: man müßte denn fast die ganze Stelle Vs. 35—48 für leeren phantastischen Schmuck halten. Ueberhaupt aber spricht für unsere Hypothese sehr bedeutend der Umstand, daß der Dichter den Gesichtspunkt des Undankes schwächer hervorhebt und mit Ausnahme einer leisen Zurückbeziehung (Vs. 41) fallen läßt, dagegen aber sich ganz in die Besonderheit der Ixionischen Frevel vertieft, als ob ihm an der Bezeichnung dieser Besonderheit ganz vorzüglich gelegen sei. Geschichtliche Unterlage ist für unsere Erklärung die Gesammtheit der Mißverhältnisse zwischen Hieron einerseits und anderseits Theron und Polyzeos, dem Gemahl der Damarete; ist auch etwas von uns durch Vermuthung erweitert, so ist doch davon vieles gewiß und die Erweiterung den bekannten

Verhältnissen angemessen. Aber von einem auf Undank des Anaxilaos gegen Hieron beruhenden Mißverhältniß beider ist nichts bekannt; Wohlthaten, welche Anaxilaos von Hieron empfangen hätte, sind eben so wenig nachgewiesen: Hieron selbst berief sich Olymp. 78, 2. auf die Verdienste, welche Gelon sich um Anaxilaos erworben hatte, ohne daß von eigenen des Hieron um denselben die Rede wäre (Diod. XI, 66.). Auch hat Anaxilaos dem Hieron in der Lokrischen Sache ohne Krieg nachgegeben, und daß er von den Göttern gebeugt worden, liegt in diesem Nachgeben nicht.

Um dieselbe Erwägung auch am zweiten Theile anstellen zu können, bemerken wir zuvörderst die Hauptansicht des Hrn. Vfs. über denselben und über seine Verbindung mit dem ersten, ohne hier auf die eingestreuten Betrachtungen über einzelne Stellen zu sehen. In diesem Theile soll nemlich Pindar bloß sein persönliches Verhältniß zu Hieron im Auge haben, bei welchem er sich gegen Verläumdung vertheidige, und vorzüglich gegen seinen eigenen persönlichen Feind Bacchylides sprechen; da dieser Theil bei Hrn. H. mit dem ersten keinen innern Zusammenhang hat, so konnte nur ein äußerlich verknüpfendes Band gesucht werden. Dieses Band der Theile (*per quae cohaerent*, S. 24), Vs. 67—71 von *καίτε* an, enthält außer wenigem andern die Erwähnung eines zweiten Gedichtes, durch welche vorzüglich der Uebergang nach Hrn. H's. Vorstellung bewerkstelligt ist. Wie die Verbindung gemacht sein soll, erhellt S. 28. Im ersten Theile wird dem Hieron der erlangte Sieg des Viergespanns berichtet, ihm, welchem die Lokrer dankbar sind: denn Ixions Beispiel lehrt, nicht undankbar zu sein: doch will ich, sagt der Dichter nach dem Vf., den nicht tadeln, der dem Ixion ähnlich ist; du aber, o Hieron, ragest vor diesem an Macht und Weisheit hervor. Jetzt folgt die verbindende Stelle, wie Hr. H. sie versteht: „*Sed vale: hoc tibi carmen ex promisso mittitur: illud, quo ipsam laudabo victoriam, propter ipsum accipe favens*“, und nun der zweite Theil: „*Neque audi obtrectatores meos, quorum ego mores contemnens ingenua liberalitate tibi probari cupio*“. Wir müssen hier wieder auf die Verschiedenheit der Ansichten über künstlerische Composition und auf die daraus fließende Verschiedenheit der Methode in der Auslegung aufmerksam machen. Der Vf. setzt, wie gesagt, zwei in ihrem Zweck und Grundgedanken ganz verschiedene Theile, die nur äußerlich, man kann

sagen mechanisch, durch ein eben so äußerliches von beiden Theilen verschiedenes Bindemittel zusammengehalten werden. Ref. denkt hierüber anders; aber er kann freilich die Richtigkeit seiner Ansichten hier nicht beweisen, da sie eine geschichtlich-theoretische Entwicklung der in den Alten ausgeprägten Grundsätze der Composition voraussetzen, sondern er kann nur dasjenige, was sich ihm bewährt hat, entgegenstellen. Das ächte Kunstwerk entspringt in der Seele des Meisters aus *Einem Keim als Ein Gewächs*, dessen einzelne Zweige organisch verbunden sind. Die Uebergänge können, in der Lyrik zumahl, mit subjectiver Freiheit gehalten werden; aber die Theile selbst müssen in Einer Grundanschauung, wie sie Ref. anderwärts zu bestimmen gesucht hat, wurzeln, aus Einem Zweck hervorgehen, und auf diesen und den darin liegenden Einen Grundgedanken losarbeiten, innerlich auf einander bezogen, innerlich verschmolzen sein. Der Ausleger muß daher eine Einheit suchen, worin die verschiedenen Theile aufgehen; diese Einheit kann er nur dadurch finden, daß er die Theile untereinander vergleicht, und das Gemeinsame in dem Verschiedenen erkennt. So bestimmte man auch früher schon die *πρότεσις* eines Werkes, *οὐχ ὡς δύο τῶν σκοπῶν ὄντων*. (*οὐδὲ γὰρ δυνατόν· δὲ γοῦν, ἐπεὶ περὶ ζῶν προσείκειν ὁ λόγος οὐ τι καὶ ὁφίλος ἐστιν, ἕνα σκοπὸν ἔχειν, ὥς περ πάντων ζῶν πρὸς τὰ μέρη πάντα συντέτακται κατὰ μίαν ὁμολογίαν*.) ἀλλ' ὡς τῶν δύο τούτων ἀλλήλοις τῶν αὐτῶν ὄντων, wie Proklos (z. Plat. Polit. S. 351) in Bezug auf die angeblich verschiedenen Zwecke der Platonischen Republik sagt. Vorausgesetzt, die Auslegung habe ein treffliches Werk vor sich, so ist sie nicht befriedigt, bis sie zu dieser letzten Einheit aufgestiegen ist; und ist eine Hypothese erforderlich, so muß sie so gebildet werden, daß aus ihr die Einheit des Zweckes der Theile ersichtlich wird: nur eine solche erklärt das Ganze, und hat also hinlänglichen Grund in dem Werke selbst. Daß die Hermannische Hypothese in dieser Beziehung nichts leistet, ist klar, weil sie keine Verbindung beider Theile in ihrem Innern nachweist, sondern der zweite vom ersten bei Hrn. H. gänzlich verschieden ist. Daß wir dagegen nach den eben entwickelten Grundsätzen eine Hypothese aufstellen wollten, welche die bezeichnete Aufgabe löse, mag folgende Stelle zeigen (Expl. S. 213): „Finis igitur poetae summus erat, ut bellum cum Therone et Po-

lyzelō, ut nuptias, quas Hiero sibi parare vi et fraude conabatur, dissuaderet, simul ut eos, qui Theronis ac Polyzeli partes et ipsum poetam calumniabantur, Hieroni ipsi redderet suspectos: quod et ipsum ad dissuadendum bellum pertinet, quoniam istorum hominum malis artibus aucta simultas erat". So nemlich stellen sich, wie Dissen (S. 183) sich sehr passend ausdrückt, die beiden Theile *conform*. Um dies deutlicher zu erkennen, muß man jedoch erst den zweiten Theil aus jener Beschränkung herausheben, wonach er nur eine Vertheidigung des Dichters gegen seine Feinde, und fast ausschließlicly gegen Bacchylides, und überhaupt nur Pindars kleinliche persönliche Angelegenheiten enthalten soll. Jene Vertheidigung ist bloß eine Seite des Ganzen, welches weiter greift; die kräftige und herbe Anklage der Ohrenbläser, Verläumer, Schmeichler gehört freilich auch zur Vertheidigung, aber sie enthält zugleich die von Hrn. H. selbst (S. 21 und 23) anerkannte und vorzüglich wichtige Ermahnung und Warnung des Hieron. Der ganze zweite Theil beginnt mit der Mahnung, daß Hieron seinem bessern Wesen getreu bleiben möge (*γένοι', ὅς ἐσσι μαυόν*); und zugleich wird des Dichters Ton sehr scharf: *καλὸς τοι πύθων παρὰ παισίν, αἰεὶ καλός*. Rhadamanthys hat das Richtige erwählt, daß er Schmeichlern und Ohrenbläsern sich verschloß; *der gerade redende Mann ist unter jeder Staatsform der beste, bei der Tyrannis, und wenn das stürmische Volk und wenn die Weisen den Staat wahren*: ein Ausspruch; der unter Voraussetzung einer politischen Beziehung, wie die unsrige ist, erst wahrhaft bedeutsam wird. Alles dieses und mehr hätte nun Pindar nur um seiner persönlichen Verhältnisse willen gesagt, oder gar, um sich wieder in Gunst zu setzen! Es sind dies vielmehr Warnungen, ähnlich denen, die wir im ersten Theile annahmen, und jenen völlig entsprechend, wenn sie gegen schlechte Berather gerichtet sind, welche zu dem anreizten, was Pindar vermeiden will. Gunstbuhlerei ist, wie schon oben bemerkt worden, darin so wenig, daß diese Reden den Hieron vielmehr stark treffen mußten; gerechtfertigt sind sie nur, wenn der Dichter dabei einen großen Zweck vor Augen hatte, wie ihn unsere Hypothese voraussetzt: sie sind um so zweckmäßiger, wenn er auch im ersten Theile schon mit edler Freimüthigkeit dem Hieron gesagt hat, was er von seiner gewöhnlichen Umgebung nicht hörte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Januar 1835.

*Regi Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.*

(Fortsetzung.)

Schließt sich demnach der zweite Theil unserer Hypothese gemäß mit dem ersten innerlich zur Einheit zusammen, so verliert er dagegen alle Beziehung auf diesen, wenn von der andern Voraussetzung ausgegangen wird: denn wenn Anaxilaos der Getadelte ist, stimmt Pindar mit Hieron vollkommen überein, und konnte aus dem Verhältniß der beiden Tyrannen keinen Grund zu diesen Vorhaltungen entnehmen. Betrachten wir nun auch die geschichtliche Begründung des zweiten Theiles nach beiden Hypothesen. Die Hermannische hat ihre Begründung in der Feindschaft des Pindar und Bacchylides; was wir aber dabei vermissen, ist die Nachweisung, wie diese Feindschaft mit dem Inhalte des ersten Theiles zusammenhänge. Hr. H. sagt zwar S. 21 beiläufig, Bacchylides scheine den Pindar beschuldigt zu haben, er hätte Hierons Macht und Ruhm nicht genug erhoben; daraus könnte man vielleicht eine Beziehung des zweiten Theiles auf den ersten, wenn letzterer dem Lobe des Hieron allein gewidmet sein soll, erschließen: aber jene Vermuthung ist sehr schwankend, und wir zweifeln, daß sie viel erklären würde; wozu sie auch nicht aufgestellt worden ist: und auch so bliebe der zweite Theil nur Ausbruch gereizter Personalität ohne irgend eine höhere Berechtigung. Denn ist Anaxilaos im ersten Theile der Getadelte, so ist eine politische Partei, gegen welche Pindar hier spräche, nicht denkbar: diese, in der Umgebung des Hieron, kann doch nicht Vertreterin des Anaxilaos gewesen sein, weil die, welche Pindar angreift, offenbar das Vertrauen des Hieron haben und mit ihm als seine Schmeichler und Ohrenbläser einig sind: auch können wir nicht nachweisen, daß bei Gelegenheit der Verhältnisse des

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. 1. Bd.

Anaxilaos und der Lokrer irgend ein Widerstreit zwischen einer Hieronischen Hofpartei und andern, welchen Pindar beistimmte, stattgefunden habe. So fehlt es also für den zweiten Theil, im Zusammenhange mit dem ersten betrachtet, an geschichtlicher Begründung nach der Hermannischen Hypothese. Eine solche liegt aber in der unsrigen; denn daß in jenen Polyzelisch-Theronischen Händeln auf der Seite des Hieron Simonides, und wahrscheinlich auch Bacchylides stand, auf der andern aber Pindar, welcher die Handlungsweise des Hieron mißbilligte, scheint uns aus der Gesamtheit dessen, was über jene Sache berichtet ist, zusammengehalten mit der zweiten Olympischen Ode und dem darin enthaltenen Ausfall gegen gewisse Dichter, bis unsere Zusammenstellungen widerlegt sein werden, angenommen werden zu müssen: und so haben wir denn die Partei, gegen welche der zweite Theil gerichtet ist, und zwar gerade in Bezug auf die Begebenheiten, auf welche wir den ersten beziehen.

Der Hr. Vf. hat in der Betrachtung des zweiten Theiles, vor der Erörterung seines Zusammenhanges, drei einzelne Stellen behandelt. Die erste ist das schwierige: *γένοι', ὅς τις βασι μάθων καλός τοι πύθων παρὰ παισίν, αἰεὶ καλός*. Man muß nach Hrn. H's. vortrefflicher Erläuterung dieser Stelle sich der vom Ref. gegen die Erklärung des Pierius Valerianus geäußerten Bedenken (Expl. S. 251) entschlagen, und mit Hrn. H. übersetzen: „Sis qualis es et nosce te: pulcer profecto simius apud pueros, semper pulcer“, so hart es einem auch angehen mag, den Knaben gegenüber den Affen als den blandientem scurram zu nehmen, und so stark es in Anwendung auf Hieron ist, daß ihm der Dichter sagt: Scurram admirari stultorum esse. Sehr dankenswerth sind die S. 21 beigebrachten Stellen über das wiederholte *καλός* (Theocr. VIII, 72. Kallimach. Epigr. 30. Epigr. incert. 14. in Jacobs. Anal. Bd. IV. p. 121.), wodurch ein Hauptbedenken gehoben wird. Nur dagegen

müssen wir Einspruch thun, daß vorzüglich nur Ein *obtrectator*, Bacchylides gemeint sei: dies ist nicht durch irgend etwas fest begründet, und alles gewinnt eine edlere Ansicht, wenn eine ganze Hofpartei gemeint ist, unter welcher Simonides und Bacchylides waren. Die Angabe, „Sed spreverat (Böckhius) scholiastae de aemulatione quae inter Pindarum et Bacchylidem fuerit narrationem, quam minime contemnendam esse contra Thierschium ostendit Neuius in Bacchylidis fragmentis p. 3. seqq.“ ist unrichtig. Ref. will den Bacchylides nicht überall hineingezogen wissen (Expl. S. 247. 250); übrigen hat er jenen Wetteifer und jene Entzweiung des Pindar und Bacchylides schon früher als sein Freund und ehemahliger Zuhörer Neue geradezu behauptet (Expl. S. 122. 133. 231), und sogar zugegeben, daß zu den Pyth. II. angegriffenen Gegnern vielleicht auch Bacchylides gehöre (S. 252).

Die zweite Bemerkung betrifft das *διαβολιᾶν ὑποφάτιες*. Aus Theognis wird nachgewiesen, *διᾶβολιᾶν* sei nicht statt *διηβολιᾶν*; auch könne man, wird bemerkt, der Analogie wegen dies nicht annehmen. Was ist aber *ὑποφάτιες*? Ref. (Nott. critt. S. 449) hatte hypothetisch aufgestellt, die *ὠτακουσται* des Hieron (Aristot. Polit.) könnten mit einer weiblichen Form spottweise von Pindar *ὑποφάτιες* genannt sein; man könnte darunter die Syrakusischen *ποταγωγίδες* verstehen, die als Männer ebenso weiblich genannt wären, wenn sie nicht etwa wirklich Weiber waren. Aristoteles Ausdruck *αἱ ποταγωγίδες καλούμεναι* führe auf Weiber, sonst hätte er *οἱ ποταγωγίδες καλούμενοι* sagen müssen; da sie aber nach zwei, auf die Zeit der Dionyse bezüglichen Stellen des Plutarch (Dion. c. 28. de curiosit. S. 247. Hutt.) sicher Männer gewesen, und in beiden die Form *προσαγωγίδας* vorkomme (in der einen *τοὺς καλουμένους προσαγωγίδας*, in der andern *τοὺς δὲ προσαγωγίδας*), und *ποταγωγίδας* in *ποδαγωνίδας* verderbt bei Hesychios durch *συκοφάντας* u. τ. λ. erklärt werde, so habe Schneider im Aristoteles mit Recht *οἱ ποταγωρίδαι καλούμενοι* geschrieben. Es seien also Männer gewesen; Weiber könnten auch nicht als Spione in Männercirkel geschickt worden sein: Männer aber als Weiber zu bezeichnen, sei für Pindar zu possenhaft: demnach könne man *ὑποφάτιες* nicht für *ποταγωγίδες*; und weiblich bezeichnete männliche Spione halten. Ref. muß die Behauptung, daß Weiber nicht in Männercirkel geschickt werden konnten, zurücknehmen; Hetaeren sind zu Spionen sehr geeignet. Indes-

sen spricht alles dafür, daß die *ποταγωγίδες* Männer gewesen; auch Photios, dessen Glosse Hr. H. nachträgt, sagt: *ποταγωγίδες, φάνται ἡ μὲνται*. Diese Stelle gebraucht er mit Recht zur Vertheidigung der Lesart *αἱ ποταγωγίδες καλούμεναι* im Aristoteles, und wir nehmen die Billigung der Schneiderschen Aenderung zurück, da *ποταγωρίδαι* durch keine gehörige Analogie unterstützt werden kann; Aristoteles konnte auch von Männern sagen *αἱ ποταγωγίδες καλούμεναι*, weil ihre Benennung eine weibliche war. Hr. H. ist nun ebenderselben Ansicht, daß die *ποταγωγίδες* Männer gewesen; sie seien aber mit einem weiblichen Spottnahmen *ποταγωγίδες* genannt worden, wie wir es hypothetisch aufgestellt hatten. Auch die Plutarchischen Stellen bringt er damit in Uebereinstimmung: die eine, worin *τοὺς καλουμένους προσαγωγίδας*, führt von selbst dahin, daß es weiblich genannte Männer seien, und darnach kann man den *τοὺς προσαγωγίδας* in der andern beurtheilen. Demnach nimmt er jene von uns ebenfalls hypothetisch aufgestellte aber wieder verworfene Ansicht an, die *ὑποφάτιες* seien weiblich genannte Männer und zwar die *ποταγωγίδες*; da in *ποταγωγίς* (Kupplerin, wie *προαγωγός*), womit man den Anreizer zum unbedächtigen Verrathen seiner politischen Gesinnungen sehr gut bezeichnete, zugleich etwas Gemeines liege, so habe Pindar ein anständigeres Wort gewählt. Ref. kann nicht beistimmen. Die *ποταγωγίδες* führt Plutarch zweimahl für die Zeiten der Dionyse an, in der zweiten Stelle (de curiositate) so, daß er ihre Einführung den Dionysen zuschreibt, was im Zusammenhange liegt, wenn auch die Worte an sich anders genommen werden könnten. Hr. H. meint zwar, dies sei ein Irrthum des Plutarch, „siquidem Pindari illud *ὑποφάτιες* ita cum ista appellatione congruit, eam ut iam Hieronis tempore ortam credere debeamus“. Aber da die Uebereinstimmung noch nicht erwiesen ist, sondern das dunkle *ὑποφάτιες* nur durch ihre Voraussetzung erklärt werden soll, kann man den Plutarch nicht aus dieser angeblichen Uebereinstimmung des Irrthums zeihen, sondern muß vielmehr die angebliche Uebereinstimmung fallen lassen, weil sie dadurch, daß die *ὑποφάτιες* im Pindar vorkommen, die *ποταγωγίδες* aber nach Plutarch nicht vor den Dionysen zu setzen sind, bis zur gänzlichen Verschiedenheit aufgehoben wird. Uebri- gens ist auch die Stelle des Aristoteles (Polit. V, 9, 3. Schn.) der Angabe des Plutarch günstig. Als Beispiele des tyrannischen Spionenwesens führt er an: *ὄλον περί*



Συρακοῦσας αἱ ποταγωγίδες καλοῦνται. καὶ τοὺς ὠτανου-  
σὰς ἐξέμειπεν Ἱέρων, ὅπου τις εἶη συνουσία καὶ σύλλογος.  
Aristoteles unterscheidet deutlich die Kundschafter des  
Hieron von den ποταγωγίαι: also hat man jene nicht  
mit diesem Nahmen bezeichnet. Wer in Syrakus die  
ποταγωγίδες gebraucht habe, sagt Aristoteles nicht, ob-  
gleich er bei den ὠτανουσταῖς den Hieron nennt. Dies  
ist ganz natürlich, sobald man mit Plutarch annimmt,  
daß die ποταγωγίδες in die Dionysischen Zeiten gehö-  
ren; Aristoteles, der ungefähr siebzehn Jahre alt war,  
als Dionysios der jüngere zur Regierung kam, durfte  
voraussetzen, daß seine Zeitgenossen mit der geheimen  
Polizei der Dionyse nicht unbekannt seien.

Drittens erläutert der Hr. Vf. die Stelle στάθμας δὲ  
τοῦ ἐλκόμενοι περισσῶς. Ref. hatte schüchtern und mis-  
trauend hingestellt, er habe dabei einmal an das Spiel  
κλωστήριον gedacht; diesen Einfall nimmt Hr. H. als ein  
crisium an, verwundert sich aber, „quod (Böckhius)  
non exputare dixit, quomodo huic ludo περισσῶς στάθμα  
accommodari, et quae genitivi ratio esse posset. Utrum-  
que planissimum est. Genitivi eadem ratio quae in ἐλ-  
κεσθαι χερὸς, κόμης; περισσῶς autem στάθμα recte dicta,  
ut potentiores funem, hoc est tractum a validioribus,  
ut proprie maiorem partem funis intelligi placet. Nam  
cum ab utraque parte funem traherent pueri, quo alteri  
maiores ad se pertraherent, consequens erat, ut, qui va-  
lidiores essent, amplius atque amplius manus iniicerent,  
maioresque parte funis potirentur“. Daß περισσῶς στάθμα  
richtig gesagt sei, ist nicht zu bezweifeln; aber was es  
heißt, ist keinesweges so plan, da Hr. H. selbst es auf  
verschiedenerlei Art erklärt, und man nun doch nicht weiß,  
welche von beiden Auslegungen die wahre sei. Ref.  
glaubt, keine von beiden. Setzen wir voraus, στάθμα  
περισσῶς sei wirklich *funis potentior* (wiewohl περισσῶς  
nicht schlechthin *potentior* heißt), so müßte das Eine  
Seil, woran in jenem Spiele beide Parteien ziehen, und  
welches an sich gegen beide gleichgültig ist, darum so  
genannt sein, weil an dem andern Ende Stärkere ent-  
gegenziehen; und so erklärt es auch der Hr. Vf. Aber  
sollt „ziehen an einem Seile, an welchem Mächtigere  
entgegenziehen“, kann man doch schwerlich sagen: „an  
dem mächtigeren Seile ziehen“. Denn die Macht liegt  
den Gegnern, nicht im Seile, und kann auch dichte-  
lich nicht hineingelegt werden; das Seil ist nicht etwa  
eine Last, welche wegzuziehen für die, von welchen die  
Rede ist, zu schwer wäre, sondern die Gegner sind zu

stark. Nach der andern Erklärung ziehen die, von wel-  
chen Pindar den Ausdruck gebraucht, *am größern Theile  
des Seiles*; dieselben müssen aber diejenigen sein, wel-  
che den kürzern ziehen. Allein die Verlierenden zie-  
hen nach Hr. H.'s. eigener Erklärung nicht am größern  
Theile des Seiles, welchen die Gegner schon sollen ge-  
wonnen haben, sondern an einem immer kleiner werden-  
den Ende. Also müßte στάθμας ἐλκόμενοι περισσῶς hei-  
ßen, sie zögen an einem Seil, dessen größern Theil  
die Gegner schon gewonnen hätten: dies ist aber nicht  
glaublich, geschweige denn einleuchtend. Würde man  
übrigens, was στάθμα περισσῶς für jenes Spiel bedeuten  
könne, so ließe sich freilich dann leicht erkennen, ob  
der Genitiv die von Hr. H. angenommene Bedeutung  
habe, welche ganz dieselbe ist, die Ref. für seine  
vom Schol. angegebene und im Allgemeinen auch von  
Dissen gebilligte Auslegung geltend gemacht hat.

S. 24—28 sind jenem Uebergange aus dem ersten  
Theil in den zweiten gewidmet: Χαῖρε. τότε μὲν κατὰ  
Φοίνισσαν ἐμπολὴν μέλος ὑπὲρ πολιᾶς ἁλὸς πέμπεται· τὸ  
Καστόρειον δ' ἐν Αἰολίδεσσι χορδαῖς θάλων ἄθρησον χάριν  
ἐπτακτύπου φόρμιγγος ἀντόμενος. Es ist ungewiß, ob  
τὸδε μέλος und τὸ Καστόρειον ein und dasselbe Werk  
des Dichters bezeichnen oder verschiedene. Die Ein-  
mischung eines andern Werkes hat an sich etwas Be-  
fremdendes: Hr. H. selbst wollte sie ehemals vermeiden;  
wie er ehemals erklärt habe, sagt er, könne man auch  
beide Ausdrücke auf das Eine Werk beziehen, nicht aber  
wie Dissen und Böckh; „Böckhii autem interpretatio,  
qui τὸ Καστόρειον meram repetitionem esse putat, senten-  
tiamque his verbis enunciat: πέμπεται μὲν τότε μέλος ὑπὲρ  
ἁλὸς, ἄθρησον δὲ τὸ Καστόρειον, linguae legibus repugnat.  
Diversa distinguere Pindarum luce clarius est“. Aller-  
dings führt der gemeine Sprachgebrauch auf Verschie-  
denheit; aber damit ist die Sache nicht abgethan, und wir  
lassen uns mit jenem, nur auf mangelhafter Sprachbe-  
trachtung beruhenden Kraftspruch „Linguae legibus re-  
pugnat“ nicht so schnell abweisen. Es fragt sich neh-  
mlich, ob nicht eine der höhern Lyrik zustehende freiere  
und kühnere Art zu *denken* Ursache einer Art zu *spre-  
chen* geworden, die zwar nicht den Gesetzen der Spra-  
che zuwider ist, aber vom gemeinen Sprachgebrauche  
abweicht, und denselben Sinn giebt, welchen wir durch  
jene Umstellung, πέμπεται μὲν τότε μέλος, ἄθρησον  
δὲ τὸ Καστόρειον, bezeichnet haben. Folgende Ausein-  
andersetzung, nach welcher vielleicht auch Dissen un-

seiner Erklärung minder abhold sein dürfte, wird geeignet sein, jene Frage zu beantworten. Der gewöhnliche Sprachgebrauch giebt mit *μὲν* und *δὲ* häufig eine Gegenstellung nicht strengs entgegengesetzter, sondern nur verschiedener und in ihrer Verschiedenheit auf einander bezogener Sätze: und wenn auch so gegenübergestellte Sätze, sobald die Worte, auf welchen die Hauptverschiedenheit beruht, vorangestellt werden, einen stärkeren Gegensatz bilden, so wird diesem Gegensatz häufig mit Absicht durch eine andere Wortstellung die Schärfe genommen. Nur Verschiedenheit, nicht Gegensatz ist in solchen Stellen wie: Ζῶει μὲν ἐν Ὀλύμπῳ Σέβη; φιλεῖ δὲ μιν Πάλλας αἰὲ. Man bilde folgendes: Ἀποστέλλεται μὲν σοι Πλάτων, δέξαι δὲ αὐτὸν φιλόσοφον ὄντα εὐνοϊκῶς: so wird jeder die richtige Satzbildung anerkennen, und in derselben auch ein Gegensätzliches, welches durch Voranstellung der Worte, in denen die Verschiedenheit liegt, gehoben wird. Dem so eben Gebildeten wird der Form nach dieses gleich sein: Πέμπεται μὲν τὸδε μέλος, ἄθρησον δὲ αὐτὸ Καστόρειον ὄν. In dem erstern wird man aber sogleich bemerken, daß, obgleich die Verschiedenheit, worauf sich die Gegenstellung durch *μὲν* und *δὲ* gründet, in ἀποστέλλεται und δέξαι liegt, diese Wörter doch nicht das Bedeutendste enthalten; vielmehr hebt sich im zweiten Theile der Begriff φιλόσοφον als der wichtigste hervor, und es ist schicklicher, dieses Wort voranstellend das Ganze so zu fassen: Ἀποστέλλεται μὲν σοι Πλάτων, φιλόσοφον δὲ ὄντα αὐτὸν δέξαι εὐνοϊκῶς: wie im Homer auf Τμῖν μὲν θεοὶ δοῖεν nicht folgt ἐμοὶ δὲ παῖδα λῦσαι, sondern παῖδα δὲ μοι λῦσαι; und eben so bei Pindar: Ἀριστον μὲν ὕδωρ, ὃ δὲ χρυσὸς αἰθόμενον πῦρ ἄτε διαπρέπει, und dergleichen überall. Ferner ist es aus einer großen Anzahl von Beispielen bekannt, daß das *μὲν* keinesweges nothwendig hinter dem Worte stehen muß, worin der Gegensatz oder die Verschiedenheit gegen das Folgende zunächst hervortritt, sondern daß die Worte umgestellt werden können, wodurch die Rede eine größere Leichtigkeit erhält; man kann daher auch sagen: Πλάτῳ μὲν σοι ἀποστέλλεται, φιλόσοφον δὲ ὄντα αὐτὸν δέξαι εὐνοϊκῶς. Sollte sich in dieser Satzbildung Jemand etwa daran stoßen, daß dem vor *μὲν* gesetzten Subject des ersten Satzes das eigene Attribut mit *δὲ* gegenübergestellt werde, so erinnere er

sich solcher Beispiele, wie im ersten Bruchstück des Herodot: "Ὁν δὲ ὅσοι βροτοὶ εἰσιν ἀνδρὶ καὶ θηρίῳ Πάντες μὲν θρηνοῦσιν ἐν ἐλαπίνῃς τε χοροῖς τε (wie jetzt gewöhnlich gelesen wird), Ἀρχόμενοι δὲ Λίον καὶ λήγοντες καλοῦσιν: denn hier ist πάντες μὲν ἀνδρὶ καὶ θηρίῳ Subject, und ihm wird das darauf bezogene attributive ἀρχόμενοι gegenübergestellt mit *δὲ*. Wenden wir nun das Gesagte auf den Gedanken an, welchen wir bei Pindar voraussetzen, so erhellt, daß dieser sagen konnte: Τὸδε μὲν μέλος πέμπεται κατὰ Φοίνισσαν ἐμπολὴν, Καστόρειον δὲ ὃν αὐτὸ δέξαι εὐνοϊκῶς, vorausgesetzt, daß Καστόρειον der hervorstechende Begriff des zweiten Satzes war, auf dessen Heraushebung es ankam. So fassen wir aber die Stelle, und halten Καστόρειον keinesweges für eine bloße Wiederholung des τὸδε μέλος. Nach der ersten Isthmischen Ode ist das Kastoreion eine beliebte und hochgeehrte Liederform; der Dichter giebt also, indem er Pyth. II. das Kastoreion nennt, eine nähere Bestimmung des τὸδε μέλος (accuratio definitio Expl. S. 249), und zwar, setzen wir hinzu, eine ausgezeichnete und besonders bedeutsame, welche ein Motiv für den Inhalt des Satzes, die günstige Aufnahme des Liedes, enthält: wie in jenem φιλόσοφον eine nähere und ausgezeichnete Bestimmung des Πλάτων gegeben wurde, die eben so Motiv des Inhaltes ist. Bis hierher haben wir nichts gesetzt, was nicht im gewöhnlichen Sprachgebrauch seine Rechtfertigung hätte. Aber Καστόρειον δὲ ὃν αὐτὸ ist prosaisch gedacht und gesagt, wie φιλόσοφον δὲ ὄντα αὐτὸν: das Prosaische liegt darin, daß das die Bezeichnung des Substantivs enthaltende Pronomen und sein Attribut Καστόρειον ὄν auseinandergelegt sind: die kühnere Denkweise des Dichters faßt dagegen die dort auseinandergelegten Elemente in Ein Wort zusammen, in welchem das Attribut selbst als Ausdruck der Substanz erscheint. So entsteht die Bezeichnung τὸ Καστόρειον δὲ statt Καστόρειον δὲ ὃν αὐτό: wie man statt Πλάτων μὲν σοι ἀποστέλλεται, φιλόσοφον δὲ ὄντα αὐτὸν δέξαι εὐνοϊκῶς, dichterisch sagen würde: Πλάτων μὲν σοι ἀποστέλλεται, τὸν φιλόσοφον δὲ δέξαι εὐμενῆ νόμῳ. Eine weit härtere Abkürzung des mit *δὲ* eingeleiteten Satzes, wodurch seine Gegenstellung gegen das mit *μὲν* versehene Vorhergehende sehr verdunkelt worden, giebt Sophokles Trach. 524. Herm. (Allgemeine Schulzeitung 1831. Abtheilung II. N. 24. S. 191.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Januar 1835.

*Regi Seminarü philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.*

(Fortsetzung)

Unabhängig von uns hat Thiersch in seiner Uebersetzung die Stelle gleichfalls so gefasst, daß *τὸ Καστόριον* als eine nähere Bezeichnung des *τόδε μέλος* erscheint; und die so eben aus lauter richtigen Elementen zusammengesetzte Erklärung läßt sich nicht allein von Seiten des Grammatischen vertreten, sondern sie bietet auch einen guten Gedanken dar: „Dieses Lied wird Phönikischer Waare gleich ohne der Pompa Gepräng über das Meer gesandt; als Kastoreion aber nimm es gütig auf der siebentönigen Kithara zur Gunst“. Dagegen scheint uns des Vfs. Auslegung (S. 28), „Hoc tibi carmen ex promisso mittitur: illud, quo ipsam laudabo victoriam, propter ipsum accipe favens“, einen unbefriedigenden Sinn zu geben. *Ex promisso*, welches in *κατὰ Φοίνισσαν ἑμπολὴν* enthalten sein soll, heisst hier, wie die ganze Darstellung des Vfs. zeigt „vertragsmässig gegen Bezahlung“; *propter ipsum* ist aus den Worten *πρὶν ἑπακτύπου φέμμιγγος* entnommen, was eigentlich *propter citharam* ist. Pindar würde also sagen: „Dies Gedicht schicke ich *vertragsmässig gegen Lohn*; das Kastoreion aber nimm *der Kithara zu Gunsten* freundlich auf“. Soll diese Zusammenstellung irgend eine Bedeutung erhalten, so wüßten wir dafür keine als diese: „Dies Gedicht, welches ich *vertragsmässig gegen Lohn* sende, wird schon darum, weil es *vertragsmässig* für Bezahlung gesandt ist, günstig aufgenommen werden; das andere ist freilich nicht ein *vertragsmässiges* und wird nicht bezahlt, nimm es indess *um der Kithara willen* (oder nach Hrn. H. *um seiner selbst willen*) gütig auf“. Kann dieser Gedanke wol befriedigen? Daher beharren wir darauf, daß beide Ausdrücke, *τόδε μέλος* und *τὸ Καστόριον*, auf ein und dasselbe Werk gehen;

oder es müßten tüchtigere Gründe für die Annahme zweier verschiedenen Gedichte und eine bessere Vorstellung über diese beiden vorgebracht werden, als bis jetzt geschehen ist. Das bisher Vorgebrachte ist unhaltbar. Man ist nehmlich von dem Scholiasten ausgegangen, welcher sagt, *τόδε μέλος*, das vorliegende Gedicht, habe Pindar dem Hieron für Lohn geschrieben, er habe aber ein anderes gratis geschickt, natürlich mit dem bezahlten zugleich (*ὅπερ ὡς χάριν καὶ προῖκά σοι διεπεμψάμην* Schol. Va. 127, und hernach: *τὸν ἐπὶ κικον ἐπὶ μισθῷ συντάξας ὁ Πίνδαρος ἐκ περικτοῦ συνέγραψεν αὐτῷ προῖκά ὑπόρχημα* κ. τ. λ. vergl. das jüngere Scholion des Pal. C.). Hermann's Gründe, weshalb diese Angabe nicht zu verwerfen sei, lassen sich leicht beseitigen. Der erste, die Dichter hätten sich bezahlen lassen, und zu einem bezahlten Gedichte passe der Ausdruck *κατὰ Φοίνισσαν ἑμπολὴν*, erledigt sich von selbst, da letzteres auch zu einem unbezahlten, von Pindar unaufgefordert vor der Rückkehr der Hieronischen Pompa mit Handelagelegenheit abgesandten Liede paßt; und daß er es so schicke, war eine nicht unanmuthige Bemerkung, weil die Gedichte gewöhnlich bestellt waren, und bestellte in der Regel nicht auf jene Weise gelegentlich werden übersandt worden sein. Zweitens wird allerdings richtig gesagt, daß Pindar ein Gedicht gratis, und zwar ein anderes außer dem vorliegenden senden konnte; aber das hieran weiter Geknüppte, „da er um so mehr Uraache gehabt habe, dies zu thun, weil er sehr verläumdete gewesen, sei nichts annehmlicher, als daß er gleich nach Hierons Sieg, diesen verkündend, sich zuerst gegen seine Feinde vertheidigt, zugleich aber, um seiner auf schwachen Füßen stehenden Gunst bei Hieron noch mehr wieder aufzuhelfen, versprochen habe, er werde das Lob des Sieges selbst in einem besondern Gedichte verkünden“, diese Behauptung ist in mehr als einer Hinsicht unhaltbar. Allerdings sollte man denken, wenn zwei Gedichte in jener Pindarischen Stelle be-

zeichnet seien, müßte sich das zweite, das Kastoreion, auf die Feier desselben Sieges, wie das erste bezogen haben; dies haben wir selber aufgestellt (Expl. S. 249), aber nicht zur Bestätigung, sondern zur Widerlegung der Ansicht des Scholiasten. Hr. H. dagegen will es zur Begründung der letztern anwenden; die hierauf beruhende nähere Bestimmung der Meinung des Scholiasten, wie sie Hr. H. in dem so eben Angeführten gegeben hat, verwickelt jedoch erstlich in einen Zwiespalt mit dem Scholiasten, welcher vertheidigt werden sollte, und trägt zweitens ihre Widerlegung in sich selbst. In ersterer Beziehung ist es zwar ziemlich gleichgültig, daß der Scholiast von einem schon abgesandten Gedichte redet, der Vf. von einem versprochenen: aber in den Worten des Schol. „Τὸν ἐπὶ μισθῷ συντάξας ὁ Πίνδαρος ἐκ περὶ τοῦ συντάρασιν αὐτῷ καὶ ὑπόρχημα“, liegt dieses, daß das Gedicht Pyth. II., nicht aber das Hyporchem oder Kastoreion der eigentliche Siegesgesang war. Bei Hrn. H. stellt sich die Sache umgekehrt. Wollte man auch sagen, der Ausdruck ὁ ἐπὶ μισθῷ beziehe sich bloß darauf, daß dieses Lied unter die Pythioniken geordnet war, so bliebe er dennoch immer verkehrt, wenn das Kastoreion das eigentliche Siegeslied war. Noch bedeutender ist das Andere, daß Hrn. Hs. Bestimmung hinfälligen Grund sie zu verwerfen in sich selbst enthält. Wurde das Gedicht Pyth. II. bezahlt, so war es bestellt: sonst könnte man nicht sagen, Pindar habe es für Lohn gearbeitet: denn er konnte doch das Gedicht nicht wie der Hausirer seine Waare anbieten. Bestellt konnte es aber nur von Hieron's Leuten zu Theben sein; denn es kündigt dem Hieron seinen Sieg erst an; Hierons Leute mußten also im Voraus für den Fall des Sieges beauftragt sein, ein Siegeslied von Pindar machen zu lassen. Dies ist schon bedenklich: denn wenn Pindar bei Hieron so sehr in der Gunst gefallen war, so hat dieser Auftrag keine Wahrscheinlichkeit. Doch es mag ein Siegeslied bestellt gewesen sein. Was thut nun aber Pindar? Er macht ein Gedicht, worin er den Sieg berichtet und den Hieron auch lobt, aber nicht das thut, wofür er bestellt und bezahlt ist, nemlich den Sieg preist, sondern neben dem allgemeinen Lobe, was freilich nicht fehlen konnte, wenn er irgend etwas wirken wollte, seine eigenen Privatangelegenheiten verhandelt, gegen seine Verläumder sich vertheidigt, und dem Hieron Warnungen gegen Schmeichler und Ohrenbläser giebt: dafür streicht er sein Ho-

norar ein, und sagt noch ausdrücklich, dies sei das bezahlte Gedicht; verspricht aber, oder schickt vielmehr als Beilage, gratis ein anderes, worin er den Sieg besingt, also das thut, wofür er Zahlung erhält. Das ist doch so unschicklich und verkehrt, daß man leicht erkennt, nur das vorliegende Gedicht hätte gratis geschickt sein können, nicht aber das andere, welches das Kastoreion sein soll. Die Hypothese, wie sie Hr. H. ausgebildet hat, leidet also an einem innern Widerspruch. Endlich behauptet er mit uns, der Pyth. II. bezeichnete Sieg sei ein Thebanischer, und nimmt an, eben diesen habe das Kastoreion oder Hyporchem Σῦνς δ τοι ἄλω *eigens* gepriesen. Gesetzt nun, in diesem Hyporchem hätte Pindar diesen Thebanischen Sieg besonders besungen, so müßten die Alten aus den Worten desselben haben ersehen können, es werde darin ein Thebanischer Sieg besungen: und wer das Pyth. II. genannte Kastoreion für dies Hyporchem hielt, hätte dann *sogleich* merken müssen, auch Pyth. II. beziehe sich, wie es wirklich der Fall ist, auf einen Thebanischen Sieg. Allein weit entfernt, daß auch nur Einer dies erkannt hätte, erschöpften sich die Grammatiker in ganz andern Vermuthungen über den Sieg, welcher Pyth. II. vorkommt; sie hielten ihn für Pythisch, Olympisch, Nemeisch, Panathenaisch; ja Dionysios der Phaselite ging so weit, Vs. 3 statt ἀπὸ Θηβῶν schreiben zu wollen ἀπ' Ἀθηνῶν (Athenar): das Endurtheil aber war, es sei unklar, auf welchen Kampf sich das Lied beziehe (Schol. Pyth. II. im Anfange). Man sage nicht, wir seien hierüber unvollkommen unterrichtet; liegt doch eine vermuthlich von Didymos herrührende ausführliche Aufzählung der alten Meinungen vor, zugleich mit einer theilweisen Beurtheilung, worin Theben, welches im Gedichte vorkommt, sogar erwähnt wird, aber nicht die geringste Andeutung enthalten ist, es habe irgend wer an einen Thebanischen Sieg gedacht, obgleich dies anzuführen am nächsten gelegen haben würde. Daraus nun, daß Niemand der Alten daran gedacht hat, Pyth. II. beziehe sich auf einen Thebanischen Sieg, ist auf die Falschheit derjenigen Voraussetzung zu schließen, unter welcher nothwendig Einer und der Andere daran hätte denken müssen; das heißt, es folgt daraus, daß jenes Hyporchem nicht einen Thebanischen, also nicht den Pyth. II. erwähnten Sieg gepriesen hat. Geringer wird die Verkehrtheit der Vorstellung über das Verhältniß des Kastoreion zu Pyth. II. freilich dann, wenn man ledig-

lich bei den Worten des Scholiasten stehen bleibt. In diesen liegt nichts von jener Behauptung, das Kastoreion sei der besonderen Verherrlichung des Pyth. II. nur verkündigten Sieges bestimmt gewesen, ja nicht einmal davon, daß das Kastoreion sich auf denselben Sieg wie Pyth. II. bezogen habe. Aber dann geräth man dennoch wieder in ähnliche Schwierigkeiten. Denn war das Kastoreion auf einen andern Gegenstand bezüglich, so paßte seine Erwähnung nicht in das Gedicht; und Pyth. II., welches nach dem Schol. das besungene Lied wäre, sieht nach einem solchen überhaupt nicht aus; es erscheint als ein epistolisches Gedicht, welches Nachricht vom Siege giebt, und welches selbst dann, wenn der erste Theil von uns unrichtig erklärt wäre, im zweiten dem Hieron Warnungen giebt, und in demselben Falle Pindars Privatverhältnisse zu Hieron darlegt, im entgegengesetzten Falle aber noch anstößiger für Hieron war. Nimmt man dagegen das Kastoreion für einerlei mit unserem Gedichte, so verlieren sich alle solche Bedenken. Auch die Bitte, das Kastoreion günstig aufzunehmen, war dann sehr natürlich; denn dies Gedicht bedurfte wahrhaftig sehr der Bitte um gute Aufnahme, und diese wurde um so schicklicher dem zweiten Theile vorausgestellt, weil dieser unumwundene Ermahnungen für Hieron enthält. Der Hr. Vf. führt endlich noch ein Drittes zur Vertheidigung der Ansicht des Schol. an: „Accedit aliud, idque non levissimum argumentum, quod scholiastae narrationem confirmat. Nam si ille nihil nisi coniecturam proferret, non posuisset ipsa verba hyporchematis illius: quod certum videtur indicium esse non fictae rei, sed idonea fide traditae“. Diese Aufstellung ist völlig ungegründet. Es gab ein Hyporchem, welches anfang: *Σύνες ὁ τοι λέγω, ἱερῶν ἱερῶν ὁμῶνυμε πάτερ*. Wenn nun der Schol. aus irgend einem noch so nichtigen Grunde vermuthete, dies sei das gratis geschickte Kastoreion, wie sollte er denn diese Vermuthung anders aussprechen, als indem er das Hyporchem anführte? Wie konnte er es aber bestimmt anführen, wenn nicht so, wie die Griechen sehr gewöhnlich Gedichte anführen, nemlich mit Angabe der ersten Worte, welchen die Formel *ποίημα* oder *ποίημα οὐ ἢ ἀρχή* vorgesetzt wird? So hat der Schol. auch dieses Hyporchem angeführt, und weiter nichts davon als den jetzt eben von uns hingetzten Anfang; und ebenso werden in den Collectaneen zum Pindar öfter Gedichte angeführt, wie Vit. Vrat. S. 9, Schol. Olymp.

II, 16. 39. Niemand wird übrigens erwarten, daß der Schol. statt der *Anfangsworte*, in deren Anführung, wir begreifen nicht warum, ein *indicium non fictae rei* liegen soll, die Nummer des Hyporchems angegeben hätte; außer dem ersten Hymnus wird auch nicht Ein Gedicht der verlorenen Pindarischen so angeführt; bei einem Hyporchem aber wäre eine solche Anführung nicht einmal statthaft gewesen, weil es zwei verschiedene Anordnungen derselben gab. Was sollen wir endlich bei den Worten „*rei idonea fide traditae*“ uns denken? Soll aus Pindars Zeit eine besondere Ueberlieferung vorhanden gewesen sein, das Hyporchem *Σύνες ὁ τοι λέγω* sei mit dem Gedicht Pyth. II. gratis übersandt oder darin versprochen worden? Schwerlich wird dies Jemand glauben; wer es jedoch vermeinen könnte, wird davon zurückkommen, wenn er bedenkt, wie wenig unterrichtet die Alten über das Gedicht Pyth. II. waren. Sie wußten nicht einmal, auf was für einen Sieg es sich bezog, geschweige denn daß ihnen solche Besonderheiten davon überliefert gewesen. Oder soll das Hyporchem *Σύνες ὁ τοι λέγω* innere Kennzeichen enthalten haben, daß es jenes zu Pyth. II. angeblich gehörige Kastoreion war? Dies könnte nur dann wahrscheinlich sein, wenn daraus hätte erkannt werden können, es besänge, wie angegeben wird gratis, denselben Sieg, welcher Pyth. II. erwähnt wird. Aber nach dem Obigen enthält die Voraussetzung, in jenem Hyporchem sei der Pyth. II. angeführte Sieg *eigens* besungen worden, eine innere Unschicklichkeit, und während der in Pyth. II. genannte Sieg ein Thebanischer war, kam in jenem Hyporchem ein solcher nicht vor. Unter diesen Umständen bleibt kaum etwas Anderes übrig als die Annahme, nicht auf bestimmter Ueberlieferung oder deutlichen Kennzeichen, sondern auf oberflächlicher Combination und Vermuthung beruhe es, daß man das Pyth. II. genannte Kastoreion für jenes Hyporchem gehalten habe. Auch ist keine Berechtigung vorhanden zu glauben, diese Meinung sei allgemein gewesen; leicht konnte sie, wie weiterhin gezeigt werden soll, von einem einzigen Manne ausgegangen sein, und zwar demselben, welcher das Gedicht Pyth. II. für ein Pythisches erklärte; und gerade darum dürfte er letzteres gethan haben, weil er das Pyth. II. genannte Kastoreion für jenes Hyporchem hielt. War aber dieses die Ursache, weshalb das Lied Pyth. II. für Pythisch galt, so ist kein Grund vorhanden anzunehmen, diejenigen, welche es nicht für Pythisch hielten,

hätten das darin genannte Kastoreion für jenes Hyporchem gehalten.

Der Hr. Vf. sucht hiernächst dasjenige zu beseitigen, was Ref. gegen die Möglichkeit der im Schol. enthaltenen Angabe, das Kastoreion sei das Hyporchem *Σύνες δ τοι λέγω*, früher bemerkt hat. Wir übergehen hier vorläufig das, was an die Spitze gestellt ist, wie nelmlich nach des Ref. Vorstellung diese Meinung entstanden sei, werden aber darauf zurückkommen. Als gewichtiger sieht Hr. H. selbst die andere, Expl. S. 241 und S. 249 aufgestellte und zu den Bruchstücken S. 598 näher entwickelte Behauptung an, daß das genannte Hyporchem später geschrieben, und darin nicht ein Thebanischer Sieg mit einem Viergespann von Rossen, worauf sich Pyth. II. bezieht, sondern ein Pythischer Maulthiersieg besungen sei. Ref. setzte das Gedicht Pyth. II. in Olymp. 75, 4. (Expl. S. 241); das Hyporchem aber behauptete er sei erst nach der Gründung von Aetna, also nicht vor Olymp. 76, 1. geschrieben (S. 241. vgl. S. 598). Unwahrscheinlich ist es jedenfalls, daß Pyth. II. erst Olymp. 76, 1. verfaßt sei, jedoch läßt es sich nicht als völlig unmöglich erweisen: um also zu zeigen, daß das Hyporchem nicht in der zweiten Pythischen Ode gemeint sei, hat Ref. klar zu machen gesucht, es beziehe sich auf einen ganz andern Sieg als Pyth. II. und zwar auf einen Pythischen Maulthiersieg; woraus zugleich folgte, es sei nicht früher als Olymp. 76, 3. verfaßt (S. 598). Denn wenn das Hyporchem später geschrieben ist als die Gründung von Aetna, und auf einen Pythischen Sieg, so konnte es nicht vor Olymp. 76, 3. in welches Jahr das nächste Pythische penteterische Fest fällt, geschrieben und aufgeführt sein. Doch Hr. H. stellt in Abrede, erstlich daß in dem Hyporchem die Gründung von Aetna erwähnt werde, zweitens daß es auf einen Pythischen Maulthiersieg bezüglich war.

Das Erstere hat Hr. H. (S. 25) so ausgeführt: „Nam primo, ut post Olymp. LXXVI, 1. quo urbs Aetna condita sit, scriptum crederet illud hyporchema, (Böckhius) adductus videtur auctoribus Strabone et scholiasta Aristophanis. Apud Strabonem, ubi is de Catana ab Hierone novis habitatoribus assignata dixit, VI. p. 268. haec leguntur: Ταύτης δὲ καὶ Πίνδαρος κτίστορα λέγει αὐτόν, ὅταν αἴῃ·

ἔσυνες δ τὴν λέγων ἱερῶν ὁμῶνυμε πάτερ, κτίστορα Αἴτνας.

Istane a Strabone scripta sint? Immo, si quid ego video,

scholiastae cuiuspiam haec annotatio est, eiusque valde inepti, qui, quod ἱερῶν scripserat Pindarus, ἱερῶν legens, fecit ut sensu careret oratio. Ac, nisi quid me fallit, accepit hoc ille ab altero teste, scholiasta Aristophanis ad Aves V. 927. qui sic scribit: ἐκ τῶν Πινδαροῦ ὑπορχημάτων ἔσυνες δ τὴν λέγων ἱερῶν ὁμῶνυμε πάτερ, κτίστορα Αἴτνας· ἐπειδὴ δ ἱερῶν ἔκτισεν αὐτήν. Aristophanes ipse in isto Avium loco Pindari verba sic posuit, ut pateat Iovem ista appellatione invocari. Nec profecto verba illa aliter accipi possunt: sed scholiastae, non reputantes κτίστορα Αἴτνας dici Iovem, quod montem Aetnam Typhoeo imposuisset, de urbe cogitarunt. Pindarus Iovem Olympium appellabat, qui est ὁμῶνυμος sacrorum Olympiae. Quod si nihil hic de urbe Aetna dictum, collabatur illud argumentum, quo istud ὑπόρχημα post Olymp. LXXVI, 1. scriptum videbatur. Wir haben hier ein befremdendes Beispiel, wie ein bewunderter Kritiker, selbst in einer Sache, wo das Wahre für den geraden Sinn am Tage liegt, durch scheinbare Kritik dieselbe Häufung von Irrthum auf Irrthum erreicht, zu welcher nach seiner Darstellung (S. 5) der Mangel an Kritik zu führen pflegt. Strabo und der Scholiast des Aristophanes sagen ausdrücklich, Pindar habe in dem Anfange des Hyporchems *Σύνες δ τοι λέγω* den Hieron Gründer der Stadt Aetna genannt. Um diese völlig klare Angabe zu beseitigen, sucht der Hr. Vf. zuerst mit dem gefährlichen Strabo fertig zu werden. Dies geschieht kurz durch eine Frage: „Istane a Strabone scripta sint?“ Wir fragen wieder: Warum denn nicht? Strabo führt ja oft solche Dichterstellen, und gerade Pindarische an, und die Worte desselben haben an sich durchaus nichts Verdächtiges. Wegen einer Behauptung des Schol. Pind. die schon ihrer Natur nach gar wohl bloß Hypothese sein kann, und nach den Gründen, welche wir kurz vorher entwickelt haben, wahrscheinlich auf nichts Weiterem beruht, eine sonst völlig unverdächtige Stelle eines alten Schriftstellers für ein Scholiasteneinschiebsel zu erklären, ist verständigen Grundsätzen der historischen Kritik zuwider. Die falsche Leseart ἱερῶν statt ἱερῶν berechtigt nicht, an ein Einschiebsel von Seiten eines Scholiasten zu denken, welchen man für seine Leseart erst zu einem Pinsel stempeln müßte, wie der Hr. Vf. selbst gesteht: denn sie erklärt sich ganz einfach als ein Schreibfehler, der dadurch veranlaßt wurde, daß Hieron unmittelbar vorher genannt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Januar 1835.

*Regii Seminarii philologici 'instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.*

(Fortsetzung.)

Jene Vermuthung, das angebliche Einschiesel sei aus dem Schol. Aristoph. entlehnt, ist nur ein Kunstgriff, um zwei Zeugnisse, die für unsere Sache vorhanden sind, zunächst in Eines zu verwandeln; nachdem der stärkere Zeuge so entfernt worden, glaubt man den andern schon leichter hinwegräumen zu können. Allein auch den andern, den Schol. Aristoph. zu verwerfen, ist kein Grund vorhanden; es sei denn das alles biegen und brechen müsse, damit nur der Schol. Pind. Recht behalte: jenem laß sich nicht einmahl die Thorheit anhängen, er habe in dem Bruchstück statt *ἱερῶν* gelesen *ἱέρων*: denn bei ihm findet sich ganz richtig *ἱερῶν*. „Aber man sieht ja aus Aristophanes, daß Zeus jener *ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμος πατήρ* ist“. Gerade umgekehrt: man sieht daraus, daß Hieron so von Pindar genannt war. Zu Peisthetäros, dem Hauptgründer der Nephelokokkygia, kommt ein armer Poet, und bietet ihm seine Gesänge an, die er schon lange auf die neue Stadt gemacht habe; er bittet den Gründer um eine Gabe mit den Worten: *Σὺ δ', ὦ πάτερ κτίστωρ Αἴττας, ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμε, δὸς ἐμὴν ὅ τι περ τιγὲ μεγάλη θέλεις πρόφρων δόμεν ἐμὴν, τιῶν*. Hierauf läßt ihm auch Peisthetäros, um ihn los zu werden, eine Gabe reichen. Peisthetäros also, der Gründer der Kukukwolkenstadt, heißt hier im Munde des Poeten der Gründer Aetna's; Hierons Benennung bei Pindar ist auf ihn angewandt, weil er, so wie Hieron die Stadt Aetna, die neue Vogelstadt gegründet hat. Peisthetäros ist freilich nicht *ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμος*: aber der Poet ist um den Namen des Gründers, den er nirgends nennt, unbekümmert; Peisthetäros der Gründer der luftigen Wolkenstadt identificirt sich in der kühnen Phantasie des Poeten ganz mit Hieron dem Gründer der Aetnäischen

Stadt. Wie kann man dagegen glauben, der Poet rede den Peisthetäros mit Worten an, die bei Pindar auf den Zeus bezogen waren? Hier fiele das Treffende der Parodie ganz weg. Dafs auch die Worte an sich (ohne Rücksicht auf die Aristophanische Parodie) nur vom Zeus verstanden werden könnten, ist eben so unwahr; im Gegentheil passen sie vollständig nur auf Hieron. *Κτίστης*, wofür dichterischer *κτίστωρ*, ist ein politisch-technischer Ausdruck vom Stadtgründer; dieser ist auf Hieron anwendbar, vom Zeus als Berggründer gebraucht ist er mindestens bedenklich. *Vater* kann Zeus genannt werden; aber warum nicht auch Hieron? Er konnte so vom Pindar traulich angeredet werden, sei es als Vater des Volkes, zunächst der Aetnäer, oder seiner nächsten Umgebung mit Einschluss auch der Fremden. Eben so heißt er Pyth. III, 71. *ξείνους θαυμαστός πατήρ*. Ferner ist der Ausdruck *ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμος* auf Zeus bezogen gehaltenloser Wortschwall, auf Hieron angewandt dagegen völlig angemessen. Man kann dem Nahmen eines Gottes Beinahmen zufügen, oder den Gott mit diesem oder jenem Beinahmen nennen, wie Zeus den Olympischen, den Dodonäischen u. dgl. theils um seine hochheilige Verehrung zu bezeichnen, theils auch um ein bestimmtes Verhältniß desselben zu Personen oder Dingen anzudeuten; aber hiervon ganz verschieden ist die Bezeichnung der Homonymie (oder Eponymie) in der Anrede. Eine solche hat den Zweck, im Nahmen selbst durch Beziehung auf die Benennung einer geehrten Person oder einer trefflichen Sache etwas nachzuweisen, wodurch einer gehoben wird; wie kann aber Zeus, der Beherrscher des Olymps, dadurch gehoben werden, daß sein Beinahme *Ὀλύμπιος* eine Homonymie mit seinen eigenen Olympischen Heilighümern enthalte? Vielmehr wie Pindar den Alexander von Macedonien dadurch hebt, daß er in seinem Nahmen selbst etwas Ehrwürdiges durch die Homonymie mit einem alten Dardaniden nachweist, indem er ihn anredet: *Ὀλβίαν ὁμώνυμε Δαρδανί*

δᾶν: so hebt er in Hierons Nahmen die dem Dichter natürlich auch in einem Paronymon erscheinende Homonymie mit dem Heiligen hervor, feiert und verklärt dadurch diesen Nahmen selbst, und schon im Nahmen auch den Hieron, für welchen das Gedicht erweislich geschrieben war, während niemand ein Wort davon sagt, daß es eine Beziehung auf Zeus gehabt habe. Nicht zu gedenken, wie unwahrscheinlich es sei, daß Pindar mit der Anrufung des *Olympischen Zeus* und Hervorhebung der Homonymie desselben mit den Olympischen Heiligthümern ein Lied beginne, welches (nach Hrn. H. selbst) keine Beziehung auf Olympia hatte. Der Schol. Nem. VII, 1. widerlegt die Vorstellung, es sei dort Eileithyia wegen des Nahmens des Besungenen (*Σωγένης*) hereingezogen; er fügt hinzu: καὶ τοῦτο δὲ οὐκ εὔ· τότε γὰρ καταφέρεται εἰς τοῦτο ὁ Πίνδαρος, ὅταν ὑπῇ τις ὁμωνυμία· οἶον, Ὀλβίων ὁμώνυμε Λαρδανιδᾶν παῖ Ὀρασύμηδες Ἀμύντα· καὶ, Σύνες δ' τοι λέγω, ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμε πάτερ κτίστορ Αἴτνας. νῦν δὲ οὐδὲν τοιοῦτόν ἐστιν. Etwas gegen Widerrede Sicherer kann freilich hieraus für unsere Meinung nicht entnommen werden; aber wenn man erwägt, daß diese Beispiele angeführt sind, um auf das von Einigen angenommene Verhältniß der Eileithyia zum Nahmen des Sogenes angewandt zu werden, und daß auch in dem ersten Beispiele die Beziehung auf den Gefeierten zurückgeht, so muß man es höchst wahrscheinlich finden, daß der Sinn des Schol. dieser sei: Pindar ist zu solchen Anspielungen auf die *Nahmen der Gefeierten* (Menschen, nicht Götter) geneigt, wenn in diesen Nahmen eine Homonymie mit etwas Anderem zum Grunde liegt. Auch daß Platon Menon. S. 76 D. (ἐκ τούτων δὲ Σύνες δ' τοι λέγω, ἔφη Πίνδαρος) und Phaedr. S. 236 D. diese Formel den einen Sprecher an den andern richten läßt, und zwar in der erstern Stelle mit ausdrücklicher Anführung des Pindar, würde ein unpassender Gebrauch des Pindarischen Ausdruckes sein, wenn Pindar ihn an Zeus gerichtet hätte. Endlich, ist es denn überhaupt glaublich, daß Pindar mit Zeus so rede: *Verstehe was ich dir sage?*

Der Satz, das Hyporchem Σύνες δ' τοι λέγω sei nach der Gründung von Aetna, also nicht vor Olymp. 76, 1. geschrieben, steht demnach *vollkommen fest*; und hiermit ist eigentlich gegen Hrn. H. schon alles gewonnen, da er nicht in Abrede stellt, die Gründung von Aetna falle später als die zweite Pythische Ode: und wirklich ist die entgegengesetzte Annahme höchst unwahrschein-

lich. Ref. wollte nicht sich, wohl aber der Sache Glück wünschen, wenn die andere Behauptung, die ein *non firmus argumentum* heisst, nur *ebenso fest* wäre: aber Sicherheit, wie der erstern, kann letzterer nicht beigelegt werden. Denn daß das genannte Hyporchem auf einen Pythischen Maulthiersieg bezüglich gewesen (wo bei es ziemlich gleichgültig ist, ob der Sieg eben erst erlangt war, oder früher erlangt später durch ein neues Gedicht in Erinnerung gebracht wurde, weil letzteres doch nur zum wiederkehrenden Feste geschehen konnte), beruht auf einer Zusammenordnung von Bruchstücken, die selten vollständig erwiesen werden kann. Betrachten wir indess den Stand der Sache. Nachdem der arme Poet, welcher in die Nephelokokkygia zu Peisthetäros gekommen, den letztern mit den Pindarischen Worten des Hyporchems ὦ πάτερ κτίστορ Αἴτνας κ. τ. λ. angeredet hat und ihn um eine Gabe gebeten (Vs. 926—930), läßt ihm Peisthetäros, damit der überlästige Geselle abziehe, ein Lederkleid geben (931—935). Gerne, sagt der Poet, wird die Muse dies nehmen, τὸ δέ, fährt er fort, τίς φρενὶ μάθε Πινδάρειον ἔπος (936—939), und nachdem Peisthetäros dazwischen gesagt, der Mensch sei ja nicht los zu werden (940), folgt in einer Parodie Pindarischer Worte eine neue Bettelei des Poeten: Νομί-  
δεσσι γὰρ ἐν Σκύθαις ἀλάται Στράτων, ὃς ὑπανοδόντων ἔσθος οὐ πέπαται· ἀκλεὴς δ' ἔβα σπολὰς ἀνεν χιτῶνος. Σύνες δ' τοι λέγω. Ich verstehe (ἐννέμι), sagt Peisthetäros, du willst auch das Unterkleid noch: worauf er ihm auch dieses reichen läßt. Der Schol. bemerkt zu Vs. 941: Καὶ ταῦτα παρὰ τὰ ἐκ Πινδάρου. ἔχι δὲ οὕτως· Νομί-  
δεσσι γὰρ ἐν Σκύθαις ἀλάται Στράτων, ὃς ἀμαξηφόρητον ἔκον οὐ πέπαται· ἀκλεὴς ἔβα τῶνδε, λαβὼν ἡμιόνους παρ' Ἰερωνος, καὶ ἦκε αὐτὸν καὶ ἀρμάδιον. δῆλον δὲ ὅτι χιτῶνος αἰεὶ τῇ σπολάδι. Alles dies betrachtend meinte Ref. zu Hyporchem. Fragm. 2. die hier parodirte Stelle sei *hand dubie* aus dem Hyporchem Σύνες δ' τοι λέγω, mit *hand dubie* nach einer gewöhnlichen Art zu reden eine auf bedeutenden Anzeigen gewonnene starke Ueberzeugung bezeichnend. Die Einwürfe, zwischen beiden von Aristophanes parodirten Stellen ständen zehn Verse, der zweiten sei wie einem Neuen die Einleitung τὸ δέ τίς φρενὶ μάθε Πινδάρειον ἔπος vorgesetzt, und Aristophanes pflücke allerwärts her ab, was er gebrauchen könne, der Schol. endlich sage nicht, daß die zweite Stelle aus demselben Gedicht mit dem ersten sei, sind nicht geeignet, den bedeutenden Anzeigen, denen wir gefolgt sind, das



Gewicht zu nehmen. In den zwischenstehenden Versen mit Einschluss jener Einleitung τὸ δὲ τεῖν φρενὶ κ. τ. λ. liegt eine nur im Zwiegespräch gegründete und deshalb nicht in Betracht kommende Unterbrechung. Wenn der Poet aber das Zurückgehen in Pindarische Worte mit jener Einleitung versieht, es solle Peisthetäros ein ἦνος Πινδαρεὺν hören, so folgt daraus nicht, daß das letztere aus einem andern Gedichte sei; könnte man dies daraus schliessen, so würde ja vernöge derselben Art zu schliessen gefolgert werden können, die erste Stelle sei gar nicht von Pindar, was sie doch sicher ist. Dagegen würde die ganze Parodie erbärmlich sein, wenn sie aus verschiedenen Stücken des Pindar zusammengestoppelt wäre; witzig wird sie nur dadurch, daß bei Pindar die parodirten Stellen in einem Zusammenhange waren. Dieser Zusammenhang wird dadurch noch wahrscheinlicher, daß den Worten Νομάδεσσι bis χιτῶνος die Formel ζύνες δ τοι λέγω beigefügt ist, welche aus demselben Hyporchem, woraus ὃ πάτερ κλισίῳ Αἰτῶνος κ. τ. λ., entnommen sind: so nemlich ist die Stelle Νομάδεσσι κ. τ. λ. umschlossen von Worten des genannten Hyporchems: denn was zwischen der ersten und zweiten Parodie liegt, ist wie gesagt nicht zu rechnen. Gerade endlich deswegen, weil der Schol. das Bruchstück des Pindar Νομάδεσσι κ. τ. λ. nur mit den Worten einleitet, καὶ ταῦτα παρὰ τὰ ἐκ Πινδαρεῖου, muß man annehmen, er wolle damit sagen, es sei aus demselben Gedicht, welches er kurz zuvor angeführt hat; denn nichts berechtigt zu der Voraussetzung, der ursprüngliche Verfasser des Scholions oder ein späterer Sammler oder Schreiber habe die Bezeichnung eines andern Gedichtes bei dem zweiten Bruchstück weggelassen, während er beim ersten eine genauere Bestimmung gab; und ist das Scholion auch schlecht erhalten, so ist doch keine Spur einer Lücke nach τὰ ἐκ Πινδαρεῖου. Ueberdies erhellt aus dem Schol. daß das Bruchstück Νομάδεσσι κ. τ. λ. sich auf eine den Hieron betreffende Sache bezog, so wie das Hyporchem ζύνες δ τοι λέγω dem Hieron geschrieben war. Nur eine Pyrrhonische Skepsis kann sich der Gewalt der Uebereinstimmung alles Vorliegenden zu dem Ergebniss erwehren, daß beide Bruchstücke aus demselben Liede sind, um zuletzt, wie wir sogleich sehen werden, darauf hinauszukommen, es könne wol etwa das zweite Bruchstück aus irgend einem Gedichte für Hieron sein, aber mehr ließe sich nicht sagen. Ref. glaubt, da bei Zusammenordnung von Bruchstücken Vermuthungen erlaubt sind, noch wei-

ter gehen zu dürfen. Es wird schon aus dem ersten Theile der Aristophanischen Parodie überwiegend wahrscheinlich, das Pindarische ζύνες δ τοι λέγω sei auf eine wenn auch nicht unmittelbar, doch in einiger Entfernung nachfolgende Bitte bezüglich gewesen, die indess nur angedeutet sein konnte, weil sonst eine wichtig thuende Aufforderung zum Verstehen, selbst wenn sie nur halb scherzhaft wichtig thäte, thöricht gewesen wäre; und gerade zur Andeutung des Erbetenen scheint die zweite Stelle Νομάδεσσι κ. τ. λ. gehört zu haben, so wie sie in der Aristophanischen Parodie zu einer Bitte benutzt wird: die zur Erklärung hinzugefügten Worte des Scholiasten, die zwar verderbt sind, aber mit Wahrscheinlichkeit so gelesen werden können, λαβὼν δὲ ἡμῶν παρὰ Ἰέρωνος ἦντι αὐτὸν καὶ ἀρμάτιον, führen eben dahin, daß dies Bruchstück sich auf eine Bitte bezog.

Nach allem diesen ist es nicht weiter erforderlich, auch auf die vom Hrn. Vf. gethane Frage zu antworten, ob das Bruchstück Νομάδεσσι κ. τ. λ. selber Kennzeichen enthalte, daß es aus jenem Hyporchem sei: nachdem aus vielen Gründen die höchste Wahrscheinlichkeit dargethan worden, daß es daraus sei, genügt es ermittelt zu haben, welche Beziehung dasselbe auf den Anfang des Hyporchems haben konnte und nach mehreren Anzeigen hatte. Doch mögen wir, was Hr. H. über den Inhalt jenes Bruchstücks in Verbindung mit der dazu gehörigen Erzählung des Schol. sagt, nicht übergehen, weil es unstreitig gehaltvoll ist; daran wird auch die Betrachtung sich anknüpfen lassen, wie wir darauf gekommen sind, dies Bruchstück auf einen Maulthierzieg zu beziehen. In den Worten des Pindar findet nemlich der Vf. weiter nichts, als daß Straton, weil er kein Wagenhaus habe, unter den Skythen umher irre, in der Erzählung des Schol. aber nur dieses, Straton, nachdem er von Hieron Mäuler empfangen, habe von ihm auch einen Wagen (currum) verlangt: aus dieser Angabe folge aber nicht, daß die Pindarischen Worte aus einem Gedichte an Hieron entnommen seien, sondern nur daß sie aus einem für diesen geschriebenen genommen sein können, geschweige denn, daß man daraus schliessen dürfe, es sei aus jenem Hyporchem. Was gegen diese Auseinandersetzung des Hrn. Vfs. zu sagen ist, liegt schon im Obigen klar vor. Aber, fährt er fort, die ganze Erzählung über jenen Straton sei sonderbar und unglaublich. Ob denn der Zufall so gespielt habe, daß der Mensch, von welchem Pindar sprach, denselben Namen

geführt habe, wie jener in der Stelle der Vögel und Acharn. 119. (122.) von Aristophanes verspottete Athener? Und möge er ihn auch geführt haben, was habe derselbe, doch wol ein Syrakuser, unter den Skythen herumzutreiben gehabt? Und wie sollte Pindar einen geringen Menschen, der mit Maulthieren von Hieron beschenkt auch einen Wagen (plaustrum) dazu verlangt habe, der Erwähnung würdig gefunden haben? So weit sich nach der Beschaffenheit des offenbar nicht gut erhaltenen Scholions schließen lasse, könne man nur dieses folgern: „respicientem poetam ad illud factum, quod memorat scholiastes, contemni apud Scythas dixisse, qui plaustrum non habeat“. Der Name des Straton sei also wol bei Pindar nicht vorhanden gewesen, sondern aus dem Aristophanes in das Bruchstück gerathen; es möchte statt dessen *μόνος* gestanden haben. So weit Hr. H. Auch Ref. hat den Namen des Straton in dem Bruchstück für sehr unsicher gehalten, und auch vermuthet, er möchte aus dem Aristophanischen Texte hineingekommen sein; jedoch hat er auch eine andere Möglichkeit offen gelassen. Die Aristophanischen Stellen sind eher dafür als dagegen, daß Straton in den Pindarischen Worten vorkam, obgleich sein Name nicht gerade da zu stehen brauchte, wo wir jetzt in dem Bruchstücke ihn finden. In drei Aristophanischen Stücken, Acharn. 122. Ritter 1371. und in dem Bruchstück der *Ὀλυσσίδης* (361. Dind.), wird ein Straton, aber durchaus nur als ein weiblicher Mensch angezapft; in unserer Stelle aber müßte er, wenn Aristophanes ihn hereingebracht hätte, ein armer Dichter sein: auf keinen Fall ist der in den Vögeln Vorkommende derselbe, den Aristophanes anderwärts zum Stichblatte macht; wohl aber konnte nach des Aristophanes scherzhafter Dichtung der Poet den Namen Straton aus Pindar beibehalten, und sich unter ihm meinen, wie unter Hieron den Peisthetaeros. Es kommt vorzüglich nur darauf an, was denn die Pindarischen Worte mit oder ohne Straton bedeuten können. Hr. H. behauptet selbst, Pindar hinblickend auf die vom Schol. erwähnte Thatsache habe gesagt, wer kein Wagenhaus habe, irre verachtet unter den Skythen; Dissen (S. 633) ist gleichfalls der Meinung, auf jene Thatsache, es sei um einen Wagen zu den gegebenen Maulthieren gebeten worden, beziehe sich die Stelle, die Bitte sei aber versteckt gemacht:

„Scilloët Pindarus tectè rogauit, ut par erat, non aperte, suauiter narrat de Stratone quodam, quem necesse est fama fuerit ad Scythas quondam delatum. errasse ibi contemptum, quum currum non haberet.“ Hiergegen kann man nichts einwenden; es paßt diese Vorstellung auch zu der obigen Bemerkung, wonach das *ἐπεὶ ὁ τὸ λέγω* eine nur angedeutete versteckte Bitte erwarten läßt. Ref. hat die Stelle ebenfalls auf eine solche Bitte bezogen, und zwar dergestalt, daß letztere für den Wagenführer gemacht sei, mag dieser nun Straton geheissen haben oder nicht (s. zu Hyporch. Fragm. 2. 3. wo die Worte *ἴτε αὐτὸν καὶ ἀμαρτίον*, die der Schol. unstreitig auf Straton bezieht, irrig so gefaßt sind, als gingen sie auf Pindar: daher denn auch das folgende „Non sibi tamen etc.“ unrichtig gesprochen und dafür zu setzen ist: „Pindaro igitur interprete usus currum postulat Strato quidam etc.“). Hiermit war zugleich von Anfang an jene Schwierigkeit *vermieden*, welche Hr. H. gefunden hat, daß es unglaublich sei, Pindar habe einen geringen Menschen, der bei Hieron auch empfangenen Maulthieren auch um einen Lastwagen gebettelt habe, der Erwähnung werth gefunden. Wie kommen wir aber auf den Wagenführer? Zuerst wird dabei aus den oben entwickelten Gründen vorausgesetzt, das Bruchstück sei aus dem Hyporchem *Σύρις ὁ τοῦ λέγω*; sodann, das letztere habe sich auf einen Sieg des Hieron in den heiligen Spielen bezogen. Dieses Urtheil über das Hyporchem theilt auch der Hr. Vñ, und sind wir mit seiner nähern Bestimmung dieser Ansicht auch nicht einverstanden, so ist doch schwerlich abzusehen, wie dasselbe vom Schol. für das in Pyth. II. erwähnte und damit angeblich übersandte Kastoreion hätte gehalten werden können, wenn es nicht wenigstens auf eben eine solche Feierlichkeit wie Pyth. II., also auf eine Siegesfeier Bezug hatte. Nach dem Schol. aber hatte Einer den Hieron, nachdem er von ihm Maulthiere erhalten, um einen Wagen (*ἀμαρτίον*, worin doch *ἄρμα* oder *ἀμαρτίον* liegen muß) gebeten; und darauf bezog sich das erhaltene Bruchstück. Unmöglich kann man annehmen, Pindar erzähle hier ein Geschichtchen, welches nicht in Verbindung mit dem Anlaß der Ode war; wir müssen voraussetzen, diese Bitte habe sich an diesen Gegenstand selbst angeschlossen: und *ἡμίονοι* und *ἄρμα* sind eben auch agonistische Dinge.

(Der Beschluss folgt.)

Januar 1835.

*Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.*

(Schluß.)

Wir vermuthen also sachgemäß, Einer, der zum Anlaß der Ode, dem Siege, in Verhältniß war, habe diese Bitte gethan, natürlich im Gedichte selbst, durch des Dichters Mund. Wer könnte aber in einem Verhältniß zu dem Siege gestanden haben, welches eine damit zusammenhängende Bitte begründete, als der siegende Wagenführer? Es entsteht nun die weitere Frage, was gebeten worden sei. Ref., eine würdige Vorstellung suchend, glaubte sonst, die kurze und wie es scheint unvollständig erhaltene Andeutung des Schol. erlaube die Auslegung, der Bittende habe früher, nicht zum Geschenk sondern zur Führung, ein Maulthiergespann erhalten; damit siegreich habe er durch Pindar die Führung eines Wagens (*ἄρμα*) für die nächsten Spiele erbeten, weil Maulthierrennen anerkannt geringeres Ansehen hatten. Es führte ihn dahin gerade das Wort *ἄρμα* oder *ἀρμάτιον* im Schol. und eine Beziehung auf jenes geringere Ansehen des Maulthierrennens schien in dem *ἀκλῆς ἔβα* des Bruchstückes zu liegen. Man könnte zwar diese Beziehung für unanständig halten; aber sie konnte durch einen besondern Umstand bedingt sein, etwa durch eine gerade zu der Zeit erfolgte Aufhebung der Maulthierrennen bei dem in Rede stehenden Feste, da gewiß ist, daß dieselben an mehreren Festen, namentlich an den Pythien, die uns zunächst hierher zu gehören scheinen, nicht lange bestanden haben: ja man kann überhaupt nur aus Fragm. Hyporch. 3., jedoch mit der allerhöchsten Wahrscheinlichkeit, ermitteln, daß sie daselbst damals bestanden (vergl. zu Fragm. Hyporch. 1.). Daß das Lob des Sikelischen Maulthierwagens, welches in dem dritten von uns auf dasselbe Hyporchem zurückgeführten Bruchstücke vorkommt, hiermit nicht in Widerspruch steht, bedarf kaum

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

der Erinnerung. So wäre der Sinn der Pindarischen Stelle: „Wie bei den Skythen derjenige, welcher kein Wagenhaus besitzt, verlassen irrt, so Straton unter den curulischen Kämpfern, wenn er nicht ein Viergespann von Rossen mit einem Wagen (*ἄρμα*) erhält“. Indessen ist das bisher Gesagte allerdings dem Zweifel unterworfen, daß es nur auf dem Festhalten an dem Worte *ἄρμα* oder *ἀρμάτιον* beim Schol. beruht, in dem Bruchstücke aber davon keine Andeutung enthalten ist, und die Vergleichung überhaupt eine sehr allgemeine wäre, da auch das Maulthiergespann einen Wagen (*ἀνήνη*) hat. Hr. H. war daher vollkommen berechtigt zu verneinen, daß „de curru pro rheda mulari postulato“ ersichtlich die Rede sei (S. 27). Unmöglich ist freilich die gegebene Erklärung nicht, aber sie ist nicht wahrscheinlich. Schon Dissen hat daher S. 632 dasjenige, was wir über diese Sache andeutungsweise bemerkt hatten, umgestaltet, und seine Vorstellung liegt beim Folgenden zum Grunde. Es ist nemlich nicht undenkbar, daß in dem Gedichte, welches in einem dem Hyporchem angemessenen sehr leichten Tone, ja sogar wie Manches im Pindar scherzhaft gehalten sein konnte, die Bitte vorkam, dem, welcher schon Maulthiere *geschenkt* erhalten hatte, dazu auch einen Wagen zu *schenken*; aber die Bitte mußte mit dem Gegenstande, dem Siege, zusammenhängen; das Geschenk mußte dem siegenden Wagenführer gemacht sein. Hatte er mit Rossen gesiegt, so wird ihm Hieron, sollten wir denken, nicht Maulthiere geschenkt haben. Zwar kann man einwenden, über solche Dinge lasse sich nichts feststellen: doch wird jeder zugeben, daß ein Ehrengeschenk, welches nicht in Geld besteht, der That, für welche dasselbe gegeben wird, entsprechend gewählt werde, und daß es keine Wahrscheinlichkeit hat, Hieron habe das nicht gethan oder dafür keinen Sinn gehabt. Für einen Sieg mit Rossen ist aber ein Maulthiergespann kein passendes Ehrengeschenk, und für einen Sieg mit Maulthieren wiederum nicht ein Rossgespann.

Folgt man also der Wahrscheinlichkeit, welche auf der Annahme, es sei das Schickliche und Passende geschehen, beruht, so müssen wir zu derselben Voraussetzung wie oben zurückkehren, der Wagenführer, ein statlicher Stadtmeister, habe für Hieron einen *Maulthiersieg* erlangt, den das Hyporchem besang; Hieron hatte dafür dem Wagenführer ein Maulthiergespann, vermuthlich das siegreiche, verehrt, und der Dichter bittet in seinem Nahmen auch um eine Sikelische *ἀπήνη*, die einem *ἀμαξηφόρος οἶκος* um so vergleichbarer war, da wenigstens manche *ἀπήναι* ein Verdeck hatten (Scheffer de re vel. II, 17. vergl. *Ganzrot Wagen und Fahrwerke der Gr. und Röm.* Bd. I, S. 457, welcher jedoch der Berichtigung bedarf). Es ist hierbei aber nicht an eine *ἀπήνη* zum Kampf, die gewiss unbedeckt war (vgl. Scheffer II, 11.), sondern an einen prachtvollen Staatswagen zu denken. Uebrigens leidet das Bruchstück unter dieser Voraussetzung noch eine dreifache Erklärung. Erstlich konnte der darin enthaltene Gedanke, so wie ihn Hr. H. gefaßt hat, als ein allgemeiner hingestellt sein. Zweitens könnte es, wie Dissen annimmt, eine Erzählung von einem Griechen Straton geben, der zu den Skythen gekommen verachtet wurde, weil er keinen *ἀμαξηφόρος οἶκος* hatte: ein Syrakuser brauchte dies nicht zu sein; unter andern steht frei einen allernächsten Nachbar der Skythen, einen Olbiopoliten anzunehmen, wie ein späterer Straton in Olbia vorkommt (Corp. Inscr. Gr. N. 2077.). In beiden Fällen war die Anwendung auf den Wagenführer leicht zu machen. Drittens, da Pindar häufig das Bild unmittelbar statt dessen setzt, was damit verglichen ist, wie besonders kühn Isthm. II, 39 ff., so konnte er, wenn Straton der Bittende war, auch gleich sagen: „Unter den nomadischen Skythen schweift irrend Straton, welcher kein Wagenhaus hat“. In allen drei Fällen bleibt der wesentliche Sinn derselbe.

Das Ergebniss dieser Betrachtung ist: nach Aristophanes und seinem Schol. ist das Bruchstück *Νομάδεσσιν* x. τ. λ. (Fragm. Hyporch. 2.) höchst wahrscheinlich aus dem Hyporchem *Σύνες ὁ τοι λέγω*; jenes aber ist nach einer auf die vorhandenen Andeutungen gebauten, den Verhältnissen angemessenen, das Bruchstück erklärenden Voraussetzung aus einem Gedicht, welches auf einen Maulthiersieg bezüglich war; folglich gilt letzteres auch von jenem Hyporchem, nicht mit Gewissheit, aber mit Wahrscheinlichkeit. Dafs beide Bruchstücke aus Einem Gedichte seien, läfst sich aber noch auf folgende Weise zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit bringen. Bei weitem der grösste Theil der Lieder, welche sich auf Siege in den heiligen Spielen bezogen, mufs in den vorhandenen Epinikien enthalten sein; in den übrigen Theilen der Pindarischen Werke konnten wenig solche vorkommen, und der Natur der Sache nach fast nur in den Hyporchemen, Skolien, Enkomien. Unter so wenigen können nach den Grundsätzen der Probabilität, wie sie etwa für einen mathematischen Calcul gültig sind, noch kleinere gewesen sein, in denen Vieles gleich oder übereinstimmend war: je gröfser die Uebereinstimmung, welche zwischen zwei Bruchstücken stattfindet, desto geringer die Wahrscheinlichkeit, dafs sie aus zwei ver-

schiedenen Gedichten waren unter den wenigen, von welchen die Rede sein kann. Die Uebereinstimmung der beiden in Rede stehenden Bruchstücke ist aber wahrlich grofs. Das erste (*Σύνες ὁ τοι λέγω*) ist sicher, das zweite, da es eine den Hieron betreffende Sache enthielt, und nach untadelicher Combination, mit höchster Wahrscheinlichkeit aus einem für Hieron geschriebenen Gedicht, und zwar sind sie beide nach eben solchen Combinationen auf einen Sieg in den heiligen Spielen bezüglich; in beiden ist nach hoher Wahrscheinlichkeit eine Bitte an Hieron enthalten, und so, dafs sie in dieser Beziehung zusammenstimmen; beide sind, wie auch Hr. H. zugiebt, in Aeolischen Rhythmen geschrieben. Hr. H. bemerkt zwar sehr wahr (S. 26), dafs Pindar viele Gedichte in Aeolischer Rhythmenform geschrieben habe; dies thut jedoch dem eben angestellten Probabilitätscalcul keinen bedeutenden Eintrag.

Es ist noch übrig in ähnlicher Art nachzuweisen, dafs der Maulthiersieg, worauf das Hyporchem sich wahrscheinlich bezieht, ein *Pythischer* war. Diese Behauptung beruhte darauf, dafs es schien klar zu sein (*aus liquere*), ein drittes Bruchstück sei aus demselben Gedicht, aus welchem das zweite; und diese Verbindung beider Bruchstücke findet auch Hr. H. der Beistimmung nicht ganz unwürdig. Doch betrachten wir die Sache genauer. Das dritte Bruchstück, wie es nach den jetzigen Hülfsmitteln bei Athenaeos, Eustathios und Schol. Aristoph. Pac. 73. Bekk. zu lesen scheint,

Ἄνδ' ὑψέτοις μὲν Λάκωναν  
ἐπὶ Θηραὶ νότα τρέφειν περικνώσαντο ἱερταῖον.  
Σκύριαι δ' ἐς ἀμύλῳ γάλακτος  
αἷες ἔβορῶνται.  
ὅπλα δ' ἐπ' Ἀργείοις, ἄρμα Θηβαίων, ἀλλ' ἀπὸ τῶν ἀγλωνάκων  
Σικελίας ὄχημα δαιδάλιον ματιύων,

endet mit einem sichtbar auf die Sikelische Maulthierrheda gelegten Gewicht, und die ganze Aufzählung der übrigen vortrefflichen Dinge ist blofs dazu gemacht, um jene als die beste Maulthierrheda zu heben; das ist es also, wohin der Dichter zielte, und daraus ist zu schließen, dafs von Maulthierrennen gehandelt wurde. Die Ode, worin dies vorkam, ist aber nach Athenaeos ἡ εἰς *Ἱέρωνα Πυθικῇ ᾠδῇ*: folglich bezog sich das Gedicht, woraus das Bruchstück entlehnt ist, höchst wahrscheinlich auf einen *Pythischen Maulthiersieg des Hieron*. Jetzt stelle man wieder den Probabilitätscalcul an, um zu ermassen, ob man berechtigt sei mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, das dritte Bruchstück sei aus demselben Gedicht wie das zweite und erste. In den verlorenen Theilen der Pindarischen Gedichte, und zwar fast allein in den Hyporchemen, Skolien und Enkomien, waren gewiss nur wenige auf Siege in den heiligen Spielen bezügliche Lieder; unter diesen wenigen konnten noch weniger sein, in denen vieles gleich oder übereinstimmend war; je gröfser die Uebereinstimmung zwischen zwei Bruchstücken, zumahl in selten vorkommenden Dingen, desto unglaublicher ist es, dafs sie aus zwei verschiedenen verlorenen Gedichten seien: das hiesse unter wenigen Gedichten gleichsam Doubletten annehmen. Welche Uebereinstimmung finden wir aber zwischen dem dritten

Bruchstück und den beiden vorigen! Das erste ( $\Sigma\upsilon\nu\epsilon\varsigma$  ὁ τοι λέγω) und dritte ist nach sichern Zeugnissen, das zweite nach höchster Wahrscheinlichkeit aus einem für Hieron bestimmten Gedicht, und zwar beziehen sich alle drei nach mehr oder minder einleuchtenden ungezwungenen Combinationen auf einen im Wettkampfe errungenen Sieg; das zweite und dritte beziehen sich nach wahrscheinlichen Combinationen auf einen Maulthiersieg des Hieron: die Wettstreite mit Maulthieren sind aber überhaupt in den heiligen Spielen sehr selten und nur vorübergehend eingeführt gewesen; alle drei Bruchstücke sind in Aeolischen Rhythmen geschrieben, zum Theil in sehr ähnlichen (wie Vs. 1 des zweiten u. Vs. 1 des dritten); das erste ist sicher aus einem Hyporchem, und wer den Inhalt des dritten mit seinen Rhythmen vergleicht, wird zugeben müssen, daß sich diese Verse fast eben so gut zur hyporchematischen Nachahmung eignen, als die gelungensten Parthien aus den Simonideischen Hyporchemen (Plutarch Qu. sympos. IX, 15.), worin namentlich auch, wie hier, der Amykläische oder Spartanische Hund vorkommt. Alle bedeutenden Vergleichungspunkte stimmen demnach zusammen, das zweite und dritte Bruchstück auf das Hyporchem  $\Sigma\upsilon\nu\epsilon\varsigma$  ὁ τοι λέγω zurückzuführen; dies ist aber sicher nicht älter als Olymp. 76, 1.; es ist nach Wahrscheinlichkeit auf einen Pythischen Maulthiersieg bezüglich gewesen, eben weil die beiden andern Bruchstücke nach Wahrscheinlichkeit dazu gehören: folglich ist nach Wahrscheinlichkeit jenes Hyporchem nicht älter als Olymp. 76, 3.

Der Hr. Vf. pflegt bekanntlich Anderer Ausführungen in eine syllogistische Gestalt zu bringen, um ihre Unhaltbarkeit zu zeigen. Er hat S. 27 diesen Maßstab auch an die vorgenommene Vereinigung der drei Bruchstücke gelegt. In der Form des Schlusses ist keine Unrichtigkeit nachgewiesen; der Tadel betrifft nur das, worin auch bei des Hrn. Vfs. Behauptungen das Mangelhafte zu liegen pflegt, die Beschaffenheit der Prämissen: Eine der Prämissen, daß das zweite und dritte Bruchstück aus Einem Gedichte sei, habe nemlich nur Wahrscheinlichkeit, nicht Gewissheit; die andere, das erste und zweite Bruchstück sei aus Einem Gedicht, habe, wie gezeigt worden, gar keine Begründung. Vielmehr verhält es sich aber so: Die Prämisse, welcher Hr. H. jede Begründung abspriecht, hat eine so bedeutende, daß nur der Zweifelsüchtigste dabei noch ein Bedenken haben kann; jene dagegen, welche Hr. H. als wahrscheinlich anerkennt, das zweite und dritte Bruchstück sei aus Einem Gedicht, ist weniger unterstützt als die von ihm bestrittene. Denn die Beziehung des zweiten Bruchstücks auf einen Maulthiersieg, worauf seine Verbindung mit dem dritten unmittelbar beruht, ist am ersten der Anfechtung unterworfen. Sind übrigens beide Prämissen wahrscheinlich, so ist es auch das ganze Ergebnis; mehr will Ref. nicht behaupten, und giebt gerne zu, daß er Expl. S. 249 sich zu stark ausgedrückt hat, wenn er einen auf der Verbindung der drei Bruchstücke beruhenden Grund „argumentum certissimum“ nannte; ganz gewiß ist nur dieses, daß das Hyporchem  $\Sigma\upsilon\nu\epsilon\varsigma$  ὁ τοι λέγω nicht vor der Gründung der Stadt Aetna, und daß es auf einen an-

dern Gegenstand als Pyth. II. geschrieben war: und dies genügt schon.

Wir haben jetzt noch die oben bei Seite gelassene Betrachtung anzustellen, wie die Meinung entstand, das Pyth. II. genannte Kastoreion sei das Hyporchem  $\Sigma\upsilon\nu\epsilon\varsigma$  ὁ τοι λέγω. Ref. hat an verschiedenen Orten Verschiedenes hierüber vermuthet; zuerst Expl. S. 249: „Nempe interpres putabat  $\text{Καστορείον}$  et  $\text{ὑπόρχημα}$  idem esse.“ Der Hr. Vf. sagt dagegen (S. 25): „Interpretatur quidem scholiastes  $\text{Καστορείον}$  isto modo; sed tamen si putabat hoc nomine hyporchema significari, non potuit scire, quod illud esset Pindari hyporchematum.“ Dieser Einwurf ist ohne Belang; der Schol. konnte nur ein an Hieron gerichtetes, auf einen Sieg in den heiligen Spielen bezügliches Hyporchem für das Pyth. II. vorkommende Kastoreion halten; es ist aber nicht nur nicht erwiesen, sondern sogar sehr unwahrscheinlich, daß in der Sammlung der Pindarischen Hyporcheme mehrere solche waren. Der Hr. Vf. fährt fort: „Immo, quoniam carmen illud, cuius initium posuit, hyporchema esse videbat, id significari Castorei appellatione opinabatur.“ Ref. überläßt es Andern, ob sie diese Entstehung der Meinung in dem Scholiasten finden, wenn er sagt, Pindar nenne jenes Hyporchem Kastoreion, weil nach Einigen die Dioskuren die  $\text{ἑνὸς ὄρχητος}$  erfunden hätten; uns ist hieraus nur soviel gewiß, daß nach der Vorstellung des Scholiasten, welche er aus der mythischen Geschichte der Orchestik begründet, ein hyporchematistisches Lied in dem Zeitalter des Pindar Kastoreion heißen könne, und daß ihm folglich Kastoreion und Hyporchem als *lyrische Kunstwerke* für dieses Zeitalter nicht verschieden sind. Eine zweite Vermuthung über die in Rede stehende Sache haben wir zu Fragment. Hyporchem. I. S. 598 geküßert: Pyth. II. galt nemlich nach der herkömmlichen Anordnung der Pindarischen Gedichte für ein Pythisches Lied; ein solches ist das Hyporchem  $\Sigma\upsilon\nu\epsilon\varsigma$  ὁ τοι λέγω nach unserer Darstellung; was lag näher, als dieses Hyporchem für das zu Pyth. II. gehörige Kastoreion zu halten? Hr. H. hat diese Aufstellung nicht berücksichtigt, weil er die eine ihrer Grundlagen in Abrede stellt; ist aber jene Grundlage wahrscheinlich gemacht, so hat auch diese Vermuthung einige Berechtigung. Ref. ist jedoch bei wiederholter Ueberlegung des Gegenstandes noch auf etwas Anderes gekommen, und dieses hält er für das Richtige. Es scheint ihm allerdings nichts Zufälliges, daß das Gedicht Pyth. II. für ein Pythisches gegolten hat, und daß eine davon völlig unabhängige Verbindung von Bruchstücken dahin leitet, auch das Hyporchem  $\Sigma\upsilon\nu\epsilon\varsigma$  ὁ τοι λέγω sei ein Pythisches Lied gewesen. Die erstere falsche Ansicht und letztere wahrscheinlich gemachte Thatsache scheinen in einer Verbindung zu stehen, welche dadurch bedingt war, daß man das Pyth. II. erwähnte Kastoreion für jenes Hyporchem hielt. Es dafür zu halten, dazu genügte die Ueberzeugung von der Einerleiheit eines Pindarischen Kastoreion und eines Hyporchems; es bleibt aber noch zu erklären, wie die falsche Ansicht entstand, das Lied Pyth. II. sei ein Pythisches. Man könnte zwar sagen, es müsse überdies noch erklärt

werden; warum es für ein Olympisches, Nemeisches, Panathenaisches gehalten worden; aber diese Meinungen dürften wenig Schein gehabt haben, da man sie fallen ließ. Dagegen die, es sei ein Pythisches, wurde schon frühzeitig in der Anordnung der Gedichte befolgt; sie muß also irgend einen scheinbaren Grund gehabt haben, der jedoch nicht als entscheidend galt, indem nachher dennoch wieder gesagt wurde, es sei unklar, auf was für einen Kampf sich das Lied beziehe. Der Urheber jener Ansicht, das Gedicht sei ein Pythisches, war Apollonios der Eidograph (Schol. Pyth. II. im Anfang, nach der Göttinger Handschrift). Dieser sortirte die lyrischen Gedichte nach den Tonarten, wobei er natürlich auch auf den Rhythmus aufmerksam sein, und diesen nach den Tonarten unterscheiden mußte. Der Schol. Pyth. II, 127. erklärt nun das Pindarische τὸ Καστόρειον ἐν Αἰολίδεσσιν χορδαῖς durch τὸ Καστόρειον μέλος ὑπορχηματικόν, Αἰολικῶν ὅνθ' ὁ μὲν συντεταγμένον, und Aehnliches kommt wieder in einem andern Scholion vor: τὸ δὲ μέλος Αἰολικῶν ὅνθ' ὁ μὲν συνέταξεν. Es ist hierin ein Bewußtsein von den aus der Aeolischen Tonart entspringenden Rhythmen enthalten, welches nicht jedem Grammatiker nahe lag: dem Apollonios lag es nahe. Von ihm waren auch andere dem Masischen verwandte Bemerkungen zu Pindar, wie man aus Schol. Pyth. I, 3. schliessen kann (vgl. Vorr. zu den Scholien S. 14), und eidographische Bemerkungen auf ihn zurückzuführen, ist gewiß nichts Gewagtes. In den Scholien zu Pyth. II, 127. liegen nun unter anderen diese drei völlig eidographischen Sätze, erstlich das schon Angeführte über den Aeolischen Rhythmus, zweitens daß das Kastoreion hyporchematischer Art sei, drittens das Pyth. II. genannte Kastoreion sei das Hyporchem Σύνες ὁ τοι λέγω. Nichts ist glaublicher, als daß diese aus dem Eidographen entlehnt seien. Gerade seine eigenthümlichen Forschungen mußten ihn dahin leiten, nachzuspüren, was für ein Gedicht denn jenes Aeolische Kastoreion sei, welches Pyth. II. genannt ist: war er aber überzeugt, ein Pindarisches Kastoreion müsse ein Hyporchem sein, so wird er jenes in den Hyporchemen gesucht haben. Unter diesen fand er das Aeolisch rhythmisirte Pythische Hyporchem auf Hieron, und außer ihm kein passendes. Darum hielt er dieses für das Kastoreion in Pyth. II. Er schloß nun, denken wir, weiter: Bezieht sich dieses Hyporchem auf eine Pythische Siegesfeier, so wird auch das gleichzeitige Hauptgedicht, in welchem jenes erwähnt wird, auf einen Pythischen Sieg geschrieben sein, so daß beide für dieselbe Feierlichkeit bestimmt waren; also ist der Pyth. II. vorkommende Sieg des Viergespanns von Rossen ein Pythischer. Daß das Hyporchem von einem Maulthiersieg handelte, brauchte von diesem Schluß nicht abzuhalten: denn das Hyporchem soll ja nicht das eigentliche Siegeslied sein, sondern wird diesem vom Schol. ausdrücklich entgegengesetzt; es wird als ein Nebenwerk angesehen: und ein Gedicht, welches einen dem Hauptgegenstande der Feier so nahe verwandten Stoff betraf, als ein Pythischer Maulthiersieg dem Pythi-

schen Wagensiege verwandt ist, konnte füglich für ein Nebenwerk des Siegesliedes gehalten werden. Bedenkt man, daß das Lied Pyth. II. wegen der Worte κατὰ Φοίνισσαν ἐμπολὸν für ein von Hieron bestelltes galt, das Hyporchem Σύνες ὁ τοι λέγω aber der Bitte eines Dritten diene und von diesem veranlaßt scheinen mochte, so wird noch begreiflicher, daß man dies Hyporchem für ein dem Hieron gratis geschriebenes Nebenwerk der Ode Pyth. II. hielt. So lösen sich aus unserer Ansicht, daß das Hyporchem Σύνες ὁ τοι λέγω ein Pythisches Lied war, alle Aufgaben, welche in dieser schwierigen Untersuchung liegen; und alles ist in schönste Uebereinstimmung gebracht, während die Vorstellung, jenes Hyporchem habe den Pyth. II. vorkommenden Sieg besungen, die größten Verwickelungen erzeugt.

Am Schluß erklärt der Hr. Vf. kurz, was das Kastoreion eigentlich sei: Pindar selbst zeige Isthm. I. „Castoreum vocari carmen, quo victoria curru parva canatur.“ Dies sagt aber Pindar nicht, sondern nur: er wolle den Herodotos als Wagensieger entweder einem Kastoreion oder einem Iolaos-Hymnos einfügen, weil Kastor und Iolaos zu Lakedaemon und Theben die trefflichsten Wagenlenker erzeugt seien. Es paßte also und war wol gebräuchlich, in einem Kastoreion Wagensieger zu besingen; aber darum sind die Ausdrücke „Siegeslied für einen Wagensieger“ und „Kastoreion“ nicht gleichbedeutend. Schon der Gegensatz ἡ Ἰολαίου ἔργα bei Pindar zeigt, daß Kastoreion ein gewisses ἴδιος sei, welches eine besondere Eigenthümlichkeit hatte; wohin auch die bekannten Stellen über dasselbe als ein bestimmtes μέλος führen, welches zu Sparta mit Blaseinstrumenten zum Marsch aufgespielt, und wozu wenigstens zuweilen der embaterische Pöan gesungen wurde. Plutarch nennt es sogar τὸ καλούμενον Καστόρειον μέλος (de mun. 26.). Daß man dies nachher in Tonart und Instrumentirung variierte, ist natürlich; ja es konnte von den Lyrikern in der Blüthezeit des chorischen Stils, in welcher auch die Blüthe der hyporchematischen Weise fällt, dem Charakter des Hyporchems sehr genähert worden sein, und so könnte in Bezug auf die Lyrik dieses Zeitalters die Angabe des Schol. über die hyporchematische Natur des Kastoreion einigen Gehalt haben. Eine solche Annäherung an den hyporchematischen Charakter kann man dem zweiten angeblich Pythischen Gedichte auch gar wohl zuschreiben. Aber in irgend einer Beziehung muß doch in jedem Kastoreion etwas von der ursprünglichen Grundlage übrig geblieben sein. Daß sein Wesen im Inhalte bestand, ist schon nach dem Gesagten nicht glaublich: und überdies müßte nach derselben Folgerung, wonach behauptet wird, ein Lied, worin ein Wagensieg besungen wird, sei ein Kastoreion, auch jedes solche Lied ein Iolaos-Hymnos sein; wollte man dies aber auch glauben, so begriffe man nicht, wie Pindar sagen könne, er wolle Herodots Lob entweder dem einen oder dem andern einfügen.

A. Böckh.

Januar 1835.

XIV.

*Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angrenzenden Länder und Städte. Herausgegeben von Dr. A. L. J. Michelsen, Prof. der Geschichte in Kiel, und J. Asmussen, Subrector an der Gelehrtschule daselbst. Ersten Bandes erstes Heft. Kiel 1833. X. und 266 S. in 8.*

*Archiv u. s. w. Namens der S. H. L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte redigirt von Michelsen u. Asmussen. Erster Band. Altona 1833. XLI und 425 S. in 8.*

Die Neigung zur geschichtlichen Untersuchung eigenthümlicher Verhältnisse, welche sich bei den einzelnen Völkern und Volksstämmen in so verschiedenem Grade zeigt, steht im engsten Zusammenhange mit der Gestaltung der Gegenwart. Denn wenn auch allenthalben, wo sich eine ausgezeichnete wissenschaftliche Richtung kund giebt, das Besondere in den Kreis der Betrachtungen aufgenommen wird, so geschieht dies doch meistens mit Rücksicht auf allgemeinere Beziehungen, welche dann auch mehr oder weniger den Umfang und die Bedeutung der auf das Einzelne gerichteten Forschungen bestimmen. Anders wird es sich aber da verhalten, wo eine gewisse Abgeschlossenheit vorliegt, wo sich viel Eigenthümliches, Particuläres entwickelt oder erhalten hat, und nun ein reger Sinn auf dieses sich richtet, nicht um modisch zu verhöhnen und zu zerstören, sondern um mit Liebe den Gang der Entwicklung zu verfolgen, mit Besonnenheit das Verhältniß zwischen den Zuständen der Gegenwart und dem, was ihr Noth thut, zu erwägen. Hier hat das Einzelne an sich, eben weil es eigenthümlich ist, seinen Werth, und bietet den Stoff zu erfreulichen Untersuchungen.

*Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

Die zuletzt angedeutete Lage findet sich in Schleswig-Holstein. Kräftige Volksstämme stossen hier zusammen, welche mehr als anderswo in Deutschland, sich althergebrachte Einrichtungen erhielten. Die abgeschlossene Lage des Landes, eine große Anhänglichkeit der Bewohner an den Gewohnheiten ihrer Vorfahren und eine milde und nicht sehr kräftige Regierung, die ungerne ändernd eingriff, lassen sich als Ursachen dieses Zustandes anführen. Daher zeigt sich hier ein eifriger Anbau der heimischen Geschichte. Das rüstige Streben vortrefflicher Männer hatte die Theilnahme für sie rege erhalten, wie denn, was Neocorus, Westphalen, der ältere Hegewisch und Andere in verschiedener Weise geleistet haben, nie vergessen werden darf. Und noch in der neueren Zeit erhielt diese Richtung einen besonderen Antrieb dadurch, daß freisinnige Bestrebungen auf die alten Landesrechte begründet wurden, und namentlich Dahlmann und Falik mit Würde und Gelehrsamkeit in dieser Sache die Feder führten.

Die Herren Michelsen und Asmussen konnten daher auf große Theilnahme rechnen, als sie mit der oben angeführten Zeitschrift hervortraten, deren Zweck es war, den Transalbingern Belehrungen über ihre Staats- und Kirchengeschichte und Gelegenheit zur leichteren Mittheilung darüber zu geben. Unterdessen bildete sich in demselben Jahre zu Kiel unter dem Protectorat Sr. Majestät des Königs eine Gesellschaft zur Erweiterung und Verbreitung vaterländischer Geschichtskunde, welche es sich zur Aufgabe gestellt hat: 1) für die Sammlung und Erhaltung von Urkunden, Chroniken und ähnlichen Aufzeichnungen Sorge zu tragen; 2) genaue Regesten über alle gedruckten und eine Sammlung von ungedruckten Urkunden zu veranstalten; 3) Mittheilungen für Staats- und Kirchengeschichte herauszugeben. — Mit der Erfüllung der letzten Aufgabe hat die Gesellschaft den Anfang gemacht, und durch die Herausgeber des zuerst angeführten Buchs unter demselben Titel



den ersten Band ediren lassen. — Wir haben diesen beiden Schriften eine kurze Anzeige bestimmt, nicht so sehr, um den ganzen Inhalt prüfend durchzumustern, als vielmehr, um einiges Interessante heraushebend, auf die ganze Unternehmung aufmerksam zu machen.

Wir fangen mit dem Privatunternehmen der Hrn. Herausgeber an. Hier hat Michelsen zuerst die ältere Geschichte des adeligen Guts Rundhof in Angeln geliefert. Diese Aufgabe erscheint auf den ersten Blick ein wenig sehr particulär, ist aber doch von allgemeinem wissenschaftlichen Interesse. Es ist nämlich die Entstehung der exemten, geschlossenen Gütermassen, welche sich fast längs der ganzen deutschen Ostseeküste hinstrecken, und einen so großen politischen und nationalökonomischen Einfluss auf die Lage dieser Länder haben, noch so wenig erforscht, daß Einer der gründlichsten Kenner dieser Verhältnisse sogar die Hoffnung auf bedeutende Resultate aufgeben konnte. Denn die Unterjochung der wendischen Einwohner mag häufig den Erwerb so großer Gütermassen erklären; dieser Grund reicht gewiß nirgends ganz aus, natürlich nicht in den Gegenden, wo keine Wenden saßen. Aber folgende Züge führen zu neuen Aufschlüssen. In dem Zeitalter der Waldemare kannte man in Dänemark, wozu für diese Periode auch Schleswig gerechnet werden muß, die großen exemten Herrenhöfe noch nicht. Erst vom 14ten Jahrhundert an haben sich die Familien des Ritterstaats solchen ausgedehnten Grundbesitz auf verschiedene Weise allmählig zusammengebracht und arrondirt, indem sie die Immunität und andere Standesvorrechte mit einem dinglichen Charakter darauf übertrugen. Dieses Streben nach großem Grundbesitz ward sehr erleichtert durch die häufigen Veräußerungen, ja Verschleuderungen der landesherrlichen Kammergüter. Den angedeuteten Gang nun hat Hr. Prof. Michelsen durch die Geschichte Rundhofs belegt. Noch im Erdbuche Waldemar 2. (*Scriptores rerum Dan. VII.*) findet es sich als fürstliches Kammergut aufgezeichnet, wohl 6 Hufen groß; später kam es durch Verpfändung in die Hand adeliger Familien, und von dieser Zeit an wird durch zum Theil ungedruckte Urkunden, welche einen schätzbaren Anhang zur Abhandlung bilden, gezeigt, wie durch klugen Verkehr, durch Niederlegung mehrerer Dörfer zu Hoffeld das Gut seinen jetzigen Umfang erhalten habe. — Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Untersuchungen fortgesetzt, und auch in den

Gegenden aufgenommen würden, welche den schleswig-holsteinischen ähnliche Verhältnisse haben. Die Geschichte würde dadurch wichtige Aufschlüsse über die Zustände der Vergangenheit, und so über die Stellung der Gegenwart gewinnen; die allmähliche Umbildung der Volkswirtschaft würde dann in ein viel helleres Licht treten. Es ist schon in dieser Abhandlung angedeutet worden, daß die Niederlegung alter Dörfer zu Hoffeld sich später wiederholte, als die Schweinemast mit den Waldungen abnahm, der Kornbau sich vermehrte, die Milchwirtschaft im Großen getrieben ward, und so eine durchgreifende Veränderung in der Stellung des Gutsherrn und seiner Untergehörigen eintrat, welche sich jetzt fast dem Fabrikwesen nähert. —

Die folgende Abhandlung des Hrn. Doctor Behr in Lübeck handelt von Lübeckischen Luxusgesetzen und Hochzeitsordnungen aus dem Mittelalter. Der Vf. hat diese Art der Gesetzgebung mit Recht als eine wichtige Quelle für die Geschichte des deutschen Bürgenthums bezeichniet, indem wir durch sie in den gewöhnlichen Verkehr, in die ganze Lebensweise der damaligen Zeit eingeführt werden. Nur darf man nicht übersehen, daß sie schon auf den Verfall der alten städtischen Ehrenhaftigkeit hinweisen, und daß eben die Bestrebungen, durch solche äußere Mittel sie fest zu halten oder zurückzubringen, keine erfreuliche Meinung von der legislativen Weisheit jener Zeiten geben können. — Der Verf. theilt die genannten Ordnungen in zwei Klassen, je nachdem der Aufwand bei Lustbarkeiten, häuslichen Einrichtungen u. s. w. nach der Größe des Vermögens oder nach den Ständen bestimmt wird. Die erste Klasse, wovon das erste sichere Beispiel vom Jahre 1410 ist, geht bis auf 1566, wo die zweite beginnt. Außer den Aufzählungen der einzelnen Ordnungen wird Mancherlei aus ihrem Inhalt angegeben, wobei wir jedoch, indem wir gerne den darauf verwandten Fleiß anerkennen, eine schärfere Sonderung des Interessanten vom Unwichtigen und von Jenem ein größeres Detail gewünscht hätten. So scheint uns die Bestimmung sehr merkwürdig, daß die Frau zwar ihre kostbaren Gewänder und Kleinodien zur Deckung der Schulden des entwichenen Ehemanns nicht herzugeben brauche, aber daß sie dieselben doch unter diesen Umständen nicht tragen dürfe; im Uebertretungsfall findet Confiscation zum Besten des Aerars statt. Wir hätten gerne darüber Aufschluß gefunden, wann dies verordnet, ob



auf den Unterschied der beerbten und unbeerbten Ehe Rücksicht genommen, und ob Etwas über das andere Vermögen der Frau festgesetzt sei. —

Zum dritten hat Hr. Asmussen eine kritische Untersuchung über den Umfang der hamburgischen Diöcese und Archidiöcese in älterer Zeit, mit Rücksicht auf benachbarte Bisthümer geliefert. Der Verf. sah die Lücke, welche die Vernachlässigung der äußern, rechtlichen Seite in der Kirchengeschichte fühlbar macht; namentlich berührte ihn störend die Ungewißheit über die ächtlichen Verhältnisse der Kirche im Mittelalter. Er hat sich daher an eine Untersuchung des Umfangs der so wichtigen hamburgischen Diöcese gemacht, wobei er, um sicher zu gehen, die älteren Quellen einer genauen Kritik unterwerfen mußte. Wir bedauern, ihm nicht in die, ihrer Natur nach sehr speciellen Forschungen, folgen zu können. —

Den Schluß dieses Heftes macht eine publicistische Erörterung über das Wahlrecht der schleswig-holsteinischen Stände zur Zeit Christians I. von Michelsen. Als Graf Christian von Oldenburg 1448 zum Könige von Dänemark war erwählt worden, hatte er auf die Lande Schleswig und Holstein, welche sein Mutterbruder, Herzog Adolf 8. beherrschte, verzichten müssen. Dieser starb 1559, ohne Kinder zu hinterlassen, und nun fragte es sich, wer sein Nachfolger sei. Holstein mußte nach Successionsrecht und Erbverbrüderung an die in Schaumburg regierende Linie fallen; Schleswig erschien nach dem Aussterben des Mannsstammes als ein eröffnetes Lehen der dänischen Krone. Aber einer Consolidation stand, abgesehen von andern Gründen, die Waldemarsche Constitution entgegen, als deren Bestätigung die Entsagung Christians von 1448 anzusehen ist. Der Lehnsherr sollte nicht zugleich zugleich Landesherr sein können. Es war also für den dänischen König keine Aussicht vorhanden, der Nachfolger Herzogs Adolf zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

## XV.

*De la richesse, sa définition et sa génération ou notion primordiale de l'économie politique par M. Flury, ancien chef de division au ministère des affaires étrangères etc. Paris, Le Normant 1833, 8. XI u. 272 S.*

Einige Blätter haben auf diese Schrift die Aufmerksamkeit gerichtet, indem sie von derselben als von einer höchst merk-

würdigen Erscheinung sprachen. Ihre Bedeutung ist aber großentheils nur eine literarhistorische. Wenn schon in Deutschland und England eine bedeutende Gährung auf dem Gebiete der politischen Oeconomie sich ankündigt, so muß natürlich der chemische Proceß der Wissenschaft in Frankreich den höchsten Punkt erreichen. Während jedoch in England und Deutschland vorzüglich der dogmatische Theil in neue Durcharbeitung gebracht wurde, hat sich der französische Geist mehr in den praktischen Theil geworfen, wie das selbst an S. Simon's und Fourier's Bestrebungen sichtbar ist. In Flury tritt endlich ein Schriftsteller auf, der sich den theoretischen und scholastischen Bemühungen des Auslandes anschließet. Daß es gerade ein höherer Beamter ist, darf nicht befremden. Man findet öfters, daß gerade Geschäftsmänner auf abstracte Schemata, auf Definitionen, Distinctionen und anderes Schaalwerk der Schule ein größeres Gewicht legen, als Gelehrte von Fach es thun, die zuweilen über dem täglichen Aufbauen und Einreissen von Gedanken-Kartenhäusern oder Systemen eine Geringsachtung des Systematisirens überhaupt sich zu Schulden kommen lassen. Der Verfasser ist durch die kläglichen Widersprüche der staatswirthschaftlichen Schriftsteller in Bezug auf die Grundbegriffe von Werth, Vermögen, Produktion bewogen worden, eine kritische Entwicklung derselben zu versuchen. Er widmet ein Buch von zwei Kapiteln der Frage: was unter *Richesse* zu verstehen sei? Die Antwort fällt dem Franzosen, in dessen Sprache *richesse* so Vieles bezeichnen muß, schwerer als dem Deutschen, dessen Sprache Werth, Vermögen, Reichtum unterscheidet. Herr Flury strengt sich ordentlich an, das Proteische Wort zu fesseln. Zuerst nimmt er *richesse* in der Bedeutung eines ökonomischen Gutes und schreibt das Wort mit einem kleinen *R*. Nachdem er mehrere falsche Definitionen hervorgehoben hat, stellt er eine neue und eigenthümliche auf, der zufolge ein Gut ein *produit immédiatement ou médiatement consommable* wäre (S. 11). *Produit* ist etwas Hervorgebrachtes; das zu einer gewissen Bestimmung dient. *Consumabilité*, Genießbarkeit, ist die Fähigkeit verzehrt zu werden oder doch zur Hervorbringung eines Verzehrungsgegenstandes zu dienen, weswegen etwas entweder *immédiatement* oder *médiatement* konsumabel ist. Güter sind demnach alle Waaren und Werkzeuge, und das Wesen jedes Gutes gründet sich auf das *Erzeugt sein* und *zum Genuß bestimmt sein*. Die Masse von Gütern, die eine physische oder moralische Person besitzt, heißt *Richesse* mit einem großen *R*, Vermögen. Je nach der Beschaffenheit der Person ist das Vermögen *Richesse générale* — wenn keine bestimmte Persönlichkeit unterlegt ist — *Richesse individuelle*, *Richesse nationale* und endlich *richesse publique* d. h. der Regierung. Das zweite Buch beschäftigt sich nun mit der *Génération de la Richesse* in allen Gestaltungen. *Richesse* im Allgemeinen (*générale*) entsteht nur durch ein Zusammenwirken (*concours*) von Produktion und Konsumtion, denn ein Gut ist ja nur ein konsumables Produkt. Die besten Schriftsteller haben aber nur die Produktion beachtet, nur von *Valeur* und *Utilité* der Produkte gesprochen und die Konsumabilität übersehen. Lauderdale (von dem ein ganzes Kapitel S. 227 — 271 mitgetheilt ist) er-

kannte zwar die Unzulänglichkeit der bloßen Produktion, vermochte aber nicht die Konsumtion als ein inhärendes Merkmal des allgemeinen Vermögens anzusehen. *Richesse individuelle* wächst durch bloße Produktion, ja sogar durch Beschränkung der Konsumtion d. h. durch Sparsamkeit. Da eine Nation theils eine mystische Person ist, theils ein Individuum gegen andre Nationen, so ist klar, daß die *Richesse nationale* wie die *Richesse générale* nur durch *Concours* von Produktion und Konsumtion sich vermehrt, theils im Verkehr mit dem Auslande, wie die *Richesse individuelle*, durch vorherrschende Produktion sich vermehrt. Betrachtet man ein Volk an sich, untersucht man, wie es durch *Concours* von Produktion und Konsumtion sich bereichert, so muß man fünf Menschenklassen unterscheiden. Ein Theil verzehrt, was er einnimmt, ein zweiter Theil producirt nur, so viel er braucht, ein dritter Theil will viel verzehren, wenig erzeugen, ein vierter will viel erzeugen und wenig verzehren und nur der fünfte und letzte Theil denkt daran, Vermögen und Genuß zugleich zu erweitern. Durch die vier ersten Klassen vermehrt sich das Nationalvermögen nicht, es vermehrt sich nur durch die fünfte Klasse, indem bei dieser allein ein *Concours* von Produktion und Konsumtion obwaltet, der die Erweiterung der Unternehmungen und die Unterbringung neuer Vorräthe möglich macht (S. 84). Damit aber durch eigne Erzeugung und Verzehrung ein Volk sich bereichere, wird stets ein freundschaftlicher Verkehr mit dem Auslande nothwendig sein; denn nur auf diesem Wege entwickelt sich die Civilisation, die durch immaterielle Bedürfnisse Reize zur Produktion giebt und eine gedeihliche Konsumtion gewährt. Untersucht man, wie ein Volk durch vorherrschende Produktion im Verkehr mit dem Auslande sich bereichert, so findet man, daß es sich nur mittelst eines Gutes bereichern kann, welches nicht verzehrt wird und in dem Grade, als es sich anhäuft, stärker angewendet werden kann. Ein solches Gut sind die edlen Metalle, die man nicht verzehrt und zum Umlaufe in desto größerer Menge braucht, in je geringerem Preise sie ihres Ueberflusses wegen stehen. Die Handelsvölker müssen edle Metalle nothwendig als die Basis ihrer Bereicherung betrachten und A. Smith veranlaßte grobe Irrthümer, weil er dem Geldmetalle keinen Platz unter den Reichthümern einräumen wollte. Die Bereicherung durch vorherrschende Production ist keineswegs die günstigste und setzt immer eine besondere Lage des Landes und eine geringe Bevölkerung voraus. Daher ist es ganz absurd, wenn jedes Volk dem Merkantilsystem nachstrebt. Die *Richesse publique* ist nur ein Ausfluß des Nationalvermögens und wächst nur mit dem Nationalvermögen; daher reducirt sich die ächte Finanzkunst auf die Geschicklichkeit, das Nationalvermögen zu steigern.

Dieses ist der Inhalt der vorliegenden Schrift, und sie würde als eine wohlgeschriebene Dissertation über einige Fundamentalsätze der National-Oeconomie beifällig angesehen werden können, wenn nicht der Verfasser mit so großen wissenschaftlichen Ansprüchen sie einführte. Wenn man ihm glaubt, so hat

er in dieser Abhandlung dem Gebäude der National-Oeconomie Grundstein und Giebel zugleich gewährt. *Pour qu'une science soit créée, il faudra le concours d'un grand nombre d'hommes. Quelques rapports observés entre des faits ou entre des idées forment par leur association ce qu'on appelle un système; il est accueilli d'abord avec enthousiasme puis examiné, critiqué et abandonné. D'autres systèmes se succèdent, qui présentent de nouveaux aperçus et de nouvelles inductions; les notions se multiplient, elles s'épurent et l'on est ainsi conduit à découvrir enfin la notion primordiale, à laquelle se doivent coordonner toutes ces notions éparses et qui constituera la science en lui conférant le caractère de l'évidence. L'économie politique n'est encore que l'assemblage de divers systèmes. Livrée à la fluctuation de doctrines diverses elle attend cette notion primordiale, qui la fixera sur une base solide. L'économie politique recherche, comment peut s'accroître la Richesse . . . la vérité sur ces points est encore inconnue, nous essayons dans cet écrit de la mettre au jour (VI—VIII).* Die Schrift ist so weit davon entfernt, die Nationalöconomie zu fördern, daß sie vielmehr nichts ist als eine plane Variation über einige Themata von Lauderdale und Ganith. Noch dazu ist die eigentliche Aufgabe, den Begriff und die Entstehung des Vermögens ins Klare zu setzen, nicht ganz erreicht. Die wichtigsten Fragen, z. B. ob auch unkörperliche Güter zum Vermögen gehören, ob der Accent mehr auf den Tauschwerth oder auf den Gebrauchswerth der Güter zu setzen sei, bleiben ganz unbeantwortet. Sogar ist der *Concours* der Produktion und Konsumtion nirgend deutlich gemacht worden. Geht man den von VI. aufgeworfenen Fragen nach, so findet man eine ganz andere Auflösung, und zwar folgende. Güter sind alle Mittel zu Menschszwecken; wirtschaftliche Güter sind aber nur Erwerb- und Besitzobjekte. Weder immaterielle Güter, noch freistehende Güter (Luft, Licht) sind also wirtschaftliche Güter. In der isolirten Oeconomie oder bei obwaltender Gütergemeinschaft ruht der Accent auf dem Gebrauchswerth der Güter; in der reingeselligen Oeconomie ruht er auf dem Tauschwerthe. In der bürgerlichen Gesellschaft schätzt der Einzelne auch die Güter nur nach dem Tauschwerth, aber die Gesamtheit muß den Gebrauchswerth beachten. Der Nationalreichthum ist daher eine Summe von Lebensnothwendigkeiten und Bequemlichkeiten und der Wohlstand gründet sich nicht bloß auf die Produktion, sondern eben so sehr auf die Vertheilung und Verzehrung der Güter. Die Gütervertheilung geschieht nach dem Tauschwerthe der Leistungen, Nutzungen u. s. w. Die Einkünfte werden von den Producenten nicht bloß zur Befriedigung physischer, sondern auch geistiger Bedürfnisse angewendet, und so entsteht ein Umsatz körperlicher und unkörperlicher Güter, der von dem wohlthätigsten Einflusse ist, indem er die Producenten zu größerer Hervorbringung treibt und zugleich eine geistigere Population begründet. Dieses Thema, dessen Ausführung hier nicht am Platze wäre, löset die herrschenden Zweifel viel besser und erweist zugleich das Getriebe der Volkswirtschaft als keinen Mechanismus, sondern Organismus. Joh. Schöa.

Januar 1835.

*Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angrenzenden Länder und Städte. Herausgegeben von Dr. A. L. F. Michelsen und J. Asmussen.*

*Archiv u. s. w. Namens der S. H. L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte redigirt von Michelsen und Asmussen.*

(Schluss.)

Aber er wandte sich an die schleswig-holsteinischen Stände, und diese, vor Allem die Einheit des Landes erstrebend, seiner Person günstig und einem Kriege abhold, erhoben ihn durch freie Wahl zu ihrem Landesherrn, nachdem die andern Prätendenten abgefunden verzichtet hatten. Damals wurden zuerst die ständischen Rechte und Landesfreiheiten der Herzogthümer verbrieft, wozu bald nachher noch eine „tapfere Verbesserung“ hinzukam. Unter Anderem wurde rechtsgültig festgesetzt, daß in Zukunft nicht kraft einer besonderen Successionsordnung, sondern durch ständische Wahlbestimmung die jedesmalige Succession deferirt werden sollte, und zwar so, daß die Wahl unter den Kindern des Verstorbenen, und wenn diese fehlten, unter den rechten Erben freigestellt ward. — Die Bestimmung dieser Wahlfreiheit der Stände lag offenbar im Interesse des Königs, indem er so den einzigen Rechtsgrund der erlangten Landeshoheit sanctionirte. Dennoch hat man gegen diese Anordnung Mancherlei eingewandt, und neuerdings noch hat Hr. Director Estrup zu Saron sie deswegen angegriffen, weil der König nach der dänischen Reichsverfassung und seiner Wahlcapitulation zu diesem Schritte nicht befugt gewesen sei: es liege darin eine Veräußerung Schleswigs, wofür die Beistimmung des dänischen Reichsraths fehle. — Hiergegen nun ist des Verfa. Deduction hauptsächlich gerichtet, in-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

dem er einmal zeigt, daß keine Veräußerung vom dänischen Reiche stattgefunden habe; dann aber noch die Geneigtheit und den Beitritt des dänischen Reichsraths zu der erwähnten Bestimmung urkundlich darthut. —

Der erste Band des Archivs, der im Namen der historischen Gesellschaft herausgegeben ist, enthält zuerst einen Vorbericht über die Stiftung und bisherige Wirksamkeit derselben. Die große Zahl der ordentlichen Mitglieder (173) zeigt, welche Theilnahme das Unternehmen gefunden hat; zugleich ergiebt sich aber daraus, daß der Zweck desselben nicht bloß darauf gerichtet ist, Einzelne zu wissenschaftlichen Leistungen heranzuziehen; sondern daß dem Ganzen auch die Absicht unterliegt, die Neigung für die Geschichte der Heimath zu beleben, rege zu halten, und ihre Kunde zu verbreiten. Diese Aufgabe wird sich auch hoffentlich immer mehr in den Mittheilungen der Gesellschaft geltend machen, Stoff zu Abhandlungen, welche einen großen Kreis gebildeter Männer anziehen könnten, fehlt nicht. Die politische Geschichte des Landes, wenn auch im Ganzen kleinlich und betrübend, kann doch einzelne Perioden aufzeigen, in denen sich eine ungewöhnliche Kraft und ein fast romantischer Schwung entwickelt haben, wovon man, zumal im Dithmarschen, noch Anklänge findet. Die Reformation ist weder in ihrer innern, noch in ihrer äußern Bedeutung gehörig erforscht: wir glauben, daß sich hier besonders rücksichtlich der Vertheilung der Kirchengüter manches Eigenthümliche nachweisen ließe. Die agrarischen Verhältnisse und die Gerichtsverfassung einzelner Landestheile sind sehr interessant: hier sieht man noch Volksgerichte, in alterthümlicher Weise gehegt, welche nach den Rechtsbüchern des Mittelalters die Urtheile finden; es giebt große, freie Bauergemeinden mit sehr ausgebildeter Communalverfassung, zu denen nie die Hörigkeit hingedrungen ist, und auf ungetheilten Hufen sitzt ein kräftiger Stand, der sich durch eigenthümliche Successionsordnungen und

durch eigene Tüchtigkeit Würde und Wohlstand bewahrte. Hamburg und Lübeck, welche Städte in den Wirkungskreis dieser Gesellschaft gezogen sind, geben Gelegenheit zu großartigen Forschungen über Handel und Bürgerthum des Mittelalters, und selbst für die Kunstgeschichte läßt sich Manches erwarten, zumal wenn es dem Hrn. von Rumohr, dem Ehrenmitgliede der Gesellschaft, gefallen sollte, bei dieser Veranlassung das Resultat seiner Forschungen auf dem in Norddeutschland fast ganz vernachlässigten Gebiet dem Publicum mitzutheilen. — Aber nicht bloß die schwachen Ueberreste der Kunst des Mittelalters; auch vieles Andere von den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes wird bald verschwinden, der Zeit, dem wahren Bedürfnisse oder der Mode weichend. Darum mögen die, welche zu wissenschaftlichen Leistungen befähigt sind, jetzt noch die vortheilhafte Stellung benutzen, welche die eigene Anschauung bei der Untersuchung alterthümlicher Einrichtungen gewährt. Denn das gesunde Auge sieht mehr im Leben, als auf dem Papier.

Man verzeihe diesen Abweg. Der Inhalt der gesellschaftlichen Mittheilungen ist dieser. Zuerst hat Hr. Prof. Michelsen eine Geschichte der haseldorfer Marsch im Mittelalter geliefert. Dieses am rechten Elbufer gelegene Ländchen hat deswegen seine eigene Geschichte, weil es früher nicht zum Territorium des Herzogthums Holstein gehörte, sondern einen Bestandtheil der Grafschaft Stade ausmachte, mit der es 1062 durch eine Schenkung Kaiser Heinrich 4. an den Erzbischof Adalbert von Bremen kam. Doch den Einwohnern brachte der entfernte Sitz ihres Landesherrn kein Heil. Wie anfangs erzbischöfliche Ministerialen im Lande walten; wie es später als Pfand in die Gewere von Adligen kam; welche Unbill die Einwohner erlitten durch eigene Aufsätzigkeit, Anfeindungen von der Nachbarschaft und rohes Fehdewesen: das hat der Verf. in lebendiger Auffassung aus urkundlichen Belegen mitgetheilt. Eine ruhigere Zeit begann, als die Grafen von Holstein in Folge geschlossener Verträge 1375 und 1378 die Pfandschaft einlösten und an sich brachten. Zwar blieb das erzbischöfliche Relutionsrecht bestehen; dies hielt aber den König Johann von Dänemark, der bei einer Theilung der schleswig-holsteinischen Lande Haseldorf zu seinem Antheile erhielt, nicht ab, es 1394 an einen Holsteiner von Adel zum unwiderruflichen Eigenthum zu verkaufen. Seitdem ist es, in adelige Marsch-

güter zerlegt, in den Besitz verschiedener Familien gekommen. Bremen aber verzichtete im Rothschilder Frieden 1658 auf jeden staatsrechtlichen Anspruch. — Der Hr. Verf. hat sich nicht mit diesem Abriss der äußern Schicksale des Landes begnügt; wie schon früher bei andern Gelegenheiten, hat er auch hier die Ausbildung und Bewahrung freien Gemeindewesens und ehrenhaften Bauernthums hervorgehoben. Denn diese Gegend, in deren Bevölkerung wir Friesische Elemente gefunden zu haben glauben, gehört zu den wenigen, wo sich der Bauernstand frei hielt von jeglicher Hörigkeit, und, mit den Wellen um seinen Besitz kämpfend, ihn selbst unter ungünstigen Verhältnissen vor anderem Andrang bewahrte. —

In der zweiten Abhandlung hat Hr. Doctor Dittmer die Geschichte und die Einrichtung des heil. Geist Hospitals in Lübeck beschrieben. Die ziemlich weitläufige Arbeit zerfällt in vier Abschnitte: zuerst wird vom Ursprung des Hospitals gehandelt und von dessen Gitterbesitz, welcher hauptsächlich aus Grundstücken in Mecklenburg und Holstein und aus einem Antheile an der lüneburger Saline besteht. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der innern Einrichtung und Verwaltung; das genaue Detail wird hier jedem, der sich mit dem Zustande einer solchen Anstalt bekannt machen will, erwünschte Belehrung bieten. Der dritte Abschnitt behandelt das Verhältniß der Hauswirthe auf dem Grundbesitz des Hospitals in ihren verschiedenen Beziehungen zu dem Hospital als Gutsheerrschaft, zu ihren Landstollen und zu dem Gemeindewesen, welches letztere nicht aber wohl nur in Kirchen- und Schulangelegenheiten wirksam zeigt. Zuletzt ist noch Einiges über die Justizverwaltung mitgetheilt, indem namentlich zur früheren Criminaljustiz einige recht interessante Beiträge geliefert sind. Was von dem Verfahren und dem Ausspruch des Dinggerichts im Fall eines unverschuldeten gewaltsamen Todes erzählt wird, erinnert lebhaft an den englischen Coroner, für dessen hohes Alter schon die Art seiner Wahl spricht. —

Das folgende Stück enthält eine Untersuchung des Hrn. Asmussen über die Kriegezüge der Ottone gegen Dänemark. Der Hr. Verf. hat es versucht, die sehr unbestimmten und schwankenden Nachrichten über die Zeit dieser Ereignisse festzustellen. Er hat dazu hauptsächlich die isländischen Sagen, namentlich die Jomsvikingsage und die deutschen Quellen benutzt. Erstere

scheinen aber oben keine große Ausbeute gegeben zu haben; ja, wenn man ihnen großen Werth beilegen will für chronologische Bestimmungen, so könnten sie eher das gefundene Resultat schwächen, als befestigen. Dieses ist nun folgendes. Der Verf. nimmt an, daß während der langen Regierungszeit Harald Blaatands von den drei Ottonen drei verschiedene Kriegszüge gegen Dänemark unternommen sind. Den Zug Ottos des Großen setzt er in das Jahr 958, indem er mit Scharfsinn und Kunde das Zeugniß des Mönchs Eckehard in den *ann. St. Galli* benutzt, und Adams von Bremen Bericht damit vereinigt. Für Otto 2. ist das Jahr 975 angenommen nach den von einander unabhängigen Aufzeichnungen des Dithmar von Merseburg und des dromtheimischen Mönchs Theodorich; bei Otto 3. ist aber der Verf. zu keinem bestimmten Resultat gekommen; er scheint mit Suhm zwischen 986 und 89 zu schwanken. — Obgleich wir gerne die Gründlichkeit dieser Untersuchung anerkennen, so müssen wir doch gestehen, daß wir durch sie selbst die Vorfrage, ob alle drei Ottonen Dänemark bekriegt haben, noch nicht als erledigt ansehen. —

Außer dem Angeführten enthält dieser Band noch historische Nachrichten über die Diakonate in Schleswig-Holstein von dem Hrn. Pastor Jensen, welcher am Schluß des Buchs auch einige Beispiele von niedergelegten Dörfern in Angeln aufgeführt hat; eine Abhandlung über die Ratzeburgische Wappen von dem Hrn. Rector Masch; den Anfang einer von dem Hrn. Prof. und Bibliothekar Ratjen mitgetheilten Autobiographie des Samuel Rachel, welcher als Prof. in Kiel bei der Stiftung der dortigen Universität thätig war, und namentlich über seine Schuljahre Ergötzliches berichtet, was zur Charakteristik der damaligen Zeit dient. Den Schluß machen Miscellen verschiedenen Inhalts. — Wir glauben uns der Anzeige besser zum Theil kürzeren Aufsätze entheben zu können, und schließen mit dem Wunsche, daß die Gesellschaft den Zweck ihrer Stiftung erreichen, und auch über die Landes Grenze hinaus die Theilnahme finden möge, welche sie durch die Wahl correspondirender Mitglieder zu erregen gesucht hat. —

Georg Beseler.

## XVI.

*Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde von*

*Dr. Joh. Nep. Rust, Ritter des königl. preuss. rothen Adlerordens 2ter Classe mit Eichenlaub, desgl. des eisernen Kreuzes und des kaiserl. russ. St. Annen-Ordens 2ter Classe, Leibarzte Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Preussen, etc. etc. etc. Erster Band. Berlin 1834. XII. 475.*

Die innige Vereinigung der Medicin und Chirurgie als ein geschlossenes Ganze zu einem von der Wissenschaft, so wie von den Staaten auf gleiche Weise geheiligten Gesetze zu erheben, ist in der neueren und neuesten Zeit das rastlose Bestreben einer großen Anzahl der ausgezeichnetsten und hochgefeiertsten Aerzte gewesen, und wir sehen die Realisirung desselben täglich durch die glänzendsten Erfolge gekrönt. Ohne nun dem Verdienste jener Männer, deren Namen uns Allen bekannt sind, zu nahe treten zu wollen, müssen wir doch bekennen, daß es keinem von ihnen gelungen ist, die genannte Vereinigung in einer solchen Ausdehnung in's praktische Leben einzuführen, als dem Verf. obigen Werkes. Wenn nun ein so ausgezeichnete Mann uns aus dem reichen Schatze seiner vieljährigen Erfahrung Mittheilungen macht, so sind wir demselben den größten Dank zu zollen schuldig — ein Tribut, den ihm vor allen Andern auch die Kritik darbringen muß. Eine solche aber, die Kapitel für Kapitel einzeln durchgeht, hier zu geben, kann nicht unsere Absicht sein, da das Werk schon gedruckte Aufsätze enthält und über Rust's hier niedergelegte Ideen und Behandlungsweisen die Kritik so wie die Erfahrung schon längst entschieden haben. Wir erlauben uns deshalb nur durch ein Paar Bemerkungen anzudeuten, welche Aufmerksamkeit wir dem Werke geschenkt haben.

Der Verf. hat sich aus doppelten Rücksichten zur Herausgabe desselben entschlossen (laut Vorrede), einmal, damit die Aufsätze nicht späterhin als *opera posthuma* von fremder Hand dem Drucke übergeben würden; zweitens weil der Verf. es der ärztlichen Welt schuldig zu sein glaubt, noch während seines Lebens ihr sein Vermächtniß zu überliefern.

Das Werk beginnt mit des Verfs. *Verfahren am Krankenbette im Wiener allgemeinen Krankenhause*; (bereits im ersten Bande des Magazins abgedruckt). Der Leser soll (laut Vorrede) hier aber mehr darin finden, als in dem bereits bekannt gemachten, welches

sich auch durch eine Vergleichung bestätigt. Eine Menge von geistvollen, interessanten Bemerkungen, so ganz aus dem praktischen Leben genommen, fesseln den Leser, wobei derselbe zugleich in den Berichtigungen früherer Meinungen und Ansichten den geraden Wahrheitsliebenden, von seinem hohen Berufe durchdrungenen Mann erkennt. Aber warum wählte der Vf. eine solche Uebersicht von Beobachtungen, die bereits vor zwanzig Jahren gemacht wurden, und zog es nicht lieber vor, einzelne Kapitel der gesamten Medicin herauszuheben und mitzutheilen? Die Gründe, warum dies nicht geschah, scheinen uns nicht ganz genügend. Wenn wir an ein Paar Beobachtungen, z. B. Entzündung der Beinhaut 3 Fälle; innere Brustabscesse 2 Fälle, Abscesse der Leber 3, Milchversetzung 1, Hasenscharte 3 u. s. w., Behandlungsweisen geknüpft finden, die als Norm dienen sollen, so würden wir doch wahrlich, wenn wir nicht wüßten, wie reich außerdem die Erfahrungen des Verfs. sind, denselben eine sehr geringe Bedeutung zuschreiben. Wir können hier unser Bedauern nicht unterdrücken, daß Rust durch seine vielfältigen Geschäfte abgehalten ist, sein Versprechen, welches er im ersten Bande seiner Chirurgie uns gab, nicht erfüllen konnte.

*Erste Abtheilung. Primär-dynamische Abweichungen von der normalen Organisation. 1. Krankheiten mit vorwaltender Anomalie der vegetativen Thätigkeit.*

*A. Entzündungen.* Der Verf. hebt hier deutlich und klar die Grundsätze hervor, die als Leitstern des therapeutischen Verfahrens bei Entzündungen dienen können, und wenn gleich Physiologie und Pathologie hier durch nichts Wichtiges und Neues bereichert werden, ja sich sogar manches dagegen einwenden liefse, z. B. daß die Entzündung nicht immer im arteriellen Systeme vorwalte, daß eine asthenische Entzündung nicht so ganz ein Unding sei u. s. w. (p. 12), so wie auch das größere ärztliche Publicum nicht genügend genug durch die Ansichten des Verfs. befriedigt sein wird, so bleibt der Aufsatz doch als klinischer Vortrag für angehende Aerzte von entschiedenem Werthe. Der Verf. thut übrigens den Wundärzten Unrecht, (S. 24) wenn er meint, daß dieselben die Mercurialsalbe bei Entzündungen mem-

branöser, tendinöser und knöchiger Gebilde zu wenig anwenden. Wir können versichern, daß dies überall häufig, ja selbst zu häufig geschieht. Die Bestimmungen der Anwendung von warmen Fomenten, Breinschlägen, Pflastern u. s. w. sind vortrefflich. Nach dieser allgemeinen Einleitung, folgen die speciellen Formen der Entzündungen.

*Phlegmonöse Entzündung an verschiedenen Theilen des Körpers.*

*Rothlaufartige Entzündung.* Der Verf. hat dem Verdienste die eigenthümliche Form der rothlaufartigen Entzündung, welche die älteren Aerzte als phlegmonöses Erysipelas (Wiseman, Sydenham), die Engländer (Thomson, Hutcheson, Duncan) als *diffuse inflammation of the cellular tissue*, und die Franzosen (Dupuytren) als *phlegmon diffus* schildern, in einer klareren Darstellung uns mitgetheilt, und es in der Praxis nachgewiesen zu haben, wie nothwendig dort Fomentationen, Einschnitt innerlich nach Umständen *tonica*, u. s. w. (Fordyce, Wells, Gilbert, Blane u. s. w.) sind. Es folgen dann Bemerkungen über *Furunkeln, Verbrennungen* u. s. w.

*Entzündungen der Augen.* Der Verf. ist auch jetzt noch überzeugt, daß die sogenannte ägyptische Augenentzündung eine catarrhalische *blepharoblennorrhoe* und *ophthalmoblennorrhoe* sei, die aber durch das aus Aegypten herübergetragene Contagium einen eigenthümlichen Charakter erhalten habe.

*Entzündung der Leistenröhren, bubones.* Rust widerräth die Bubonen, namentlich die idiopathischen zur Zertheilung zu bringen, da er in der Regel nach der Zertheilung derselben allgemeine *lues* und namentlich Rachengeschwüre habe erfolgen sehen (S. 63). Nach unseren vielfältigen Erfahrungen halten wir es jedoch immer für das Angemessenste und Zweckmäßigste, alle möglichen Mittel anzuwenden, um die Zertheilung der Bubonen, sie seien primär oder sekundär, zu versuchen. Es läßt sich auch kein physiologisch-pathologischer Grund nachweisen, weshalb durch die Zertheilung einer Entzündungsgeschwulst, sie sei entstanden, wodurch abzuwolle, als Folge dieser Zertheilung eine andere Krankheitsform (hier Geschwüre) herbeigeführt werden sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Januar 1835.

*Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete  
der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde  
von Dr. Joh. Nep. Rust.*

(Schluß.)

Ganz etwas anderes wäre es, wenn der Vf. behauptet hätte, daß, wenn Bubonen sich leicht zertheilen lassen, man Verdacht auf eine bereits stattgefundene allgemeine Infektion haben könne, da es unter solchen Umständen wahrscheinlich sei, daß, indem das ganze Lymphsystem mit dem syphilitischen Gifte imprägnirt wäre, ein erhöhtes Leben in den Lymphgefäßen und so auch häufigerer und stärkerer Stoffwechsel in den Lymphdrüsen vorhanden sein könne; doch hat sich auch dies Letztere durch die Erfahrung bei uns keineswegs bestätigt, und wir sehen weit häufiger nach in Eiterung übergegangenen Bubonen sekundäre Syphilis entstehen, als in andern Fällen.

*Entzündung der Hoden.* Der Verf. warnt hier mit Recht vor kalten Umschlägen.

*Entzündung der Venenhäute.* Wir müssen bei diesem Kapitel unser Bedauern abermals wiederholen, daß der Verf. sein Verfahren im Wiener Krankenhause zur Kenntniss seiner Mittheilungen machte. Wie haben sich seit 20 Jahren die Beobachtungen über Phlebitis gehalten und welchen Aufschluß könnte uns Rust über diese Krankheitsform geben, während hier nur ein Fall mitgetheilt wird! Dasselbe gilt von der Unterbindung der Mutterpolypen (S. 262), wo Rust Siebold's Verfahren tadelt, dieselben mit der Scheere wegzunehmen, und es ferneren Beobachtungen anheim stellt, ob dies Verfahren besser, als die Unterbindung sei, während in der neuesten Zeit uns so viele Beobachtungen über das Abschneiden der Mutterpolypen von Dupuytren, Lisfranc u. s. w. vorliegen. Dasselbe gilt von der *amputatio colli uteri* (S. 290). Einige 90 Fälle, die z. B.

Lisfranc hierüber mittheilt, sind doch wahrlich der Beachtung werth.

*Eiterungen, mit den verschiedenen Arten von Abscessen.* Des Verf. Bemerkungen über das Empyem (er rath nach der Operation eine Röhre in der Wunde liegen zu lassen), seine Behandlung der Psoasabscesse, seine Bemerkungen über Geschwüre, über Mastdarmfisteln, über Syphilis u. s. w. enthalten so viele Eigenthümlichkeiten, daß wir sie mit dem größten Interesse und der größten Belehrung gelesen haben.

*Lymphabscesse.* Rust erklärt sich auch jetzt noch für die Existenz von wahren Lymphgeschwülsten, d. h. wirkliche Lymphe enthaltenden Geschwülsten (S. 144). Der Streit darüber ist allgemein bekannt, und wird auch noch so lange fortauern, als selbst noch über die Struktur der Lymphgefäße, wie neulich Mojon nachgewiesen hat, manche Zweifel herrschen.

*Blasensteine* (332). Rust ist der Lithotritie nicht günstig, und setzt ihren Nachtheil durch mehrere Gründe auseinander. Sehr interessant wäre es gewesen, wenn Rust auch die Erfahrungen Souberbielle's über den hohen Steinschnitt, Dupuytren's Bilateralschnitt, wodurch bekanntlich der Blasenhal und die prostata ohne Gefahr weiter geöffnet und die Extraktion voluminöser Steine gestattet wird, einer strengen Kritik unterworfen hätte. Den Vorwurf übrigens, daß durch die Lithotritie der Stein zerbröckelt werde (S. 337), was man beim Steinschnitte als Unglück ansähe, möchten die Anhänger der Lithotritie doch gewiß dadurch beseitigen, daß sie einwenden, daß hier ja von einer unverletzten Blase die Rede sei. Heurteloup glaubt allerdings dem Civiale (S. 339) nachzuweisen, daß von 48 durch die Lithotritie Operirten 8 gestorben seien; Double und Larrey geben das Verhältniß selbst noch ungünstiger an; die Steinzermalmung scheint aber ein günstigeres Resultat zu liefern; von 28 Kranken verlor nach dieser Methode Leroy 3, von 38 Heurteloup nur einen — und so bedarf

auch diese Modifikation der Lithotritie noch einer genaueren Kritik nach dem Mortalitätsverhältnisse. Der Process darüber schwebt noch unentschieden vor dem *Institut de France*; übrigens giebt ja Dupuytren von 356 seit 10 Jahren in Paris und der Umgebung vollzogenen Operationen des *Steinschnittes* ein Sterblichkeits-Verhältniß von 1 zu 5 : 6 an.

**Brand der Gliedmaßen.** Rust rath bei bestehendem Brande nie zu amputiren. Ob nicht in der Militairpraxis hier eine Ausnahme gemacht werden muß? Die ausgezeichnetsten Militairchirurgen Hennen, Guthrie so wie Larrey, Dupuytren sind wenigstens ganz der entgegengesetzten Meinung. Wohl zu berücksichtigen ist der Brand, welcher auf Verletzungen von großen Blutgefäßen folgt, und wo doch wohl die Amputation indicirt wäre. Die übrigen Aufsätze dieses Werkes als: „*Ueber Magnetismus und das magnetische Treiben in Wien*“. „*Ueber den Einfluß der Diät und des diätetischen Regimens auf Kranke*“. „*Ueber den klinischen Unterricht*“ sind an verschiedenen Orten abgedruckt.

Mit großer Sehnsucht sehen wir dem Erscheinen des 2ten Bandes entgegen, womit uns der Verf. recht bald erfreuen möge.

Fricke.

## XVII.

*Giorgio Vasari, Leben der Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum J. 1567, aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der früheren Herausgeber, so wie mit neueren Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben, von Ludwig Schorn. Erster Band, enthaltend der Originalausgabe ersten Theil. Mit 30 lithographirten Bildnissen. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1832. 8.*

Georg Vasari behauptet noch immer die erste Stelle unter den Schriftstellern, welche von den Kunstbestrebungen der neueren Zeiten melden, deren Principien zu entdecken, deren Maximen aufzustellen versucht haben. Mag man immerhin berichtigen, worin er gefehlt hat; allein, was als bewährt und wahrscheinlich zurückbleibt, wird man einräumen müssen, ist so bedeutend und weitumfassend, daß es unerklärlich bleibt, wie dieser arbeit-

same und vielbeschäftigte Künstler die Muse habe gewinnen können, mit den verschiedenartigsten Stufen und Schulen der Kunst, mit den abweichendsten Eigenthümlichkeiten sich wohl bekannt zu machen, in deren allgemeinen Charakter tief einzugehn, eine Uermesslichkeit von Einzelheiten aufzufassen und seinem Gedächtniß tief einzuprägen. Auch erhöhen die wohlangebrachten Reflexionen, die Winke und Maximen des thätigen Künstlers den Werth seines Werkes, dessen poetische Seite, wenn auch minder geschichtlich, immer doch gefällig einschmeichelnd und mindestens voll allgemeiner Wahrheit ist. Ein solches Werk dem deutschen Leser zugänglich zu machen, war vormals ein (längst schon aufgegebener) Wunsch des Referenten, den er nunmehr durch fremden Fleiß in's Leben treten sieht und freudig begrüßt. Durch eigene Versuche mit den Schwierigkeiten bekannt, welche der höchst eigenthümliche Styl des Vasari dem Uebersetzer entgegenstellt, möchte er um so mehr das Verdienst vorliegender Leistung zu würdigen vorbereitet sein.

Die Eigenthümlichkeit der Schreibart des Vasari beruht auf einer sehr ausgedehnten Anwendung von Participialconstructionen, Relationen und Partikeln. Kein anderer toskanischer Schriftsteller hat, meines Erinnerens, von diesen besonderen Vortheilen des italienischen Idioms jemals in gleicher Fälle Gebrauch machen wollen. Nicht allein häuft Vasari die Zwischensätze in's Eeklose, nein auch verbindet und knüpft er, nach Art geschwätziger Berichtgeber und nach alleiniger Maßgabe eben ihm aufsteigender Bilder und Erinnerungen, ohne Aufhören den einen Satz an den anderen. Bei minderer Biegsamkeit unserer Zeitwörter, größerer Armuth an Partikeln und vieler Schwerfälligkeit in den vorhandenen, werden deutsche Uebersetzer in Fällen dieser Art nicht immer so leicht sich zu helfen wissen, als dem Verf. der uns vorliegenden Arbeit. Freilich scheint dem Uebersetzer nicht alsobald durchaus gelungen zu sein. Er beginnt etwas schwerfällig, was indess seinem Original, dessen erste Sätze ebenfalls ungelentig sind, im allgemeinen Eindrücke ihn nur um so näher bringt.

„Durch die endlosen Verheerungen (eröffnet der Uebersetzer die erste Lebensbeschreibung, die des Cimabue), welche im Mittelalter das unglückliche Italien zu Grunde gerichtet hatten, waren nicht nur alle Kunstdenkmäler zerstört, sondern, was noch schlimmer war, es gab auch gar keine Künstler“. — Wenn der Ueber-



setzer einmal sich entschloß, von dem Bilde des Originalen abzuweichen und für *infinito diluvio di mali*, Verheerungen zu setzen, so durfte er auch dem schwerfälligen, zu Grund richten, ausweichen, welches seine Verheerungen schon impliciren. Er hätte dafür sagen können: welche das arme (*miseria* ist ganz unser Beileid bezeugendes *arm*, nie unglücklich, wofür *disgraziato*, *miserabile*, gebraucht wird) Italien betrafen. Auch war kein Grund vorhanden, in den Satz eine gedoppelte Construction einzuführen, um so mehr, da: *es gab auch gar keine Künstler*, das *speuto affatto il numero degli artefici* des Originalen nicht richtig wiedergiebt. Vasari wollte ausdrücken, daß jene Unglücksfälle (*mali*), welche im Mittelalter das arme Italien betrafen, nicht allein die Zerstörung vorhandener Kunstwerke zur Folge hatten, sondern auch eine gänzliche Unterbrechung der Kunstübung; welches letzte seine bekannteste Ansicht ist und aus dem Worte *numero*, für *serie*, ganz unzweideutig erhellt.

Vielleicht hätte der Uebersetzer, nach im Fortgang der Arbeit erlangter größerer Gewandtheit, die ersten Zeilen des Buches noch einmal hindurchnehmen sollen. Indefs ist er auf seinem Wege dem Original im Ganzen nur ähnlicher geworden; denn auch des Vasari erster Satz ist schwankend und sehr unregelmäßig.

Ohne viel umher zu blättern, fast zufällig, fällt dem Ref. (S. 184 f. der Uebersetzung) eine Stelle in die Hand, welche beinahe wörtlich dem Original sich anschließend, doch zugleich im besten Sinne deutsch begreifbar, und ohne irgend einigen Sprachzwang abgefaßt ist. „Während (heißt es dort) die beiden Meister (Agostino und Agnolo von Siena) zu Bologna arbeiteten, trat der Po zu größtem Verderben des Gebietes von Mantua und Ferrara ungestüm aus seinem Bette, wobei mehr als zehntausend Menschen umkamen, und das Land viele Meilen umher verwüstet wurde. In solcher Noth (glücklich für das: *e che perciò* des Or.) fragte man Agostino und Agnolo um Rath und sie fanden Mittel, jenen furchtbaren Strom in seine Grenzen zurückzuführen, indem sie durch Dämme und andere zweckmäßige Schutzwehren ihn einschlossen; dadurch (hier möchte *wo* mehr im Charakter sein) erwarben sie sich vielen Ruhm und Nutzen (Vortheil?); denn sie wurden nicht nur sehr gepriesen, sondern erhielten auch von den Herrn zu Mantua und Este reichliche Belohnungen“. Nichts kann der Schreibart des Vasari ähnlicher sein, als diese Stelle,

welche übrigens nicht etwa sich auszeichnet, und bloß in der Absicht ausgehoben ist, den allgemeinen Ton der Uebersetzung anschaulich zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

## XVIII.

*Samachschari's Goldene Halsbänder. Als Neujahrsge-  
schenke arabisch und deutsch von Joseph v. Ham-  
mer. Wien. Gedruckt bei A. Strauß's sel. Wittwe.  
1835. X S. Zueignung und Vorrede, 54 S. Uebers.  
27 Blätter arab. Text 8.*

So wie der zierlichen Lesewelt als Neujahrsgeschenke Taschenbücher und Kalender von mancherlei Form und Inhalt dargeboten werden: so beschenkt der rastlos thätige Hr. v. Hammer seine orientalischen Zunftgenossen mit einem Almanach (richtiger *Almanak*) d. i. Geschenk im eigentlichen Sinne, erwähnt in einer poetischen Zueignung die Orientalisten als „Glieder der goldenen Kette von Ostens Wiege bis zu Westens Bette“ zur rüstigen Thätigkeit in dem Schachte der Wissenschaften des Orients, woher „das Licht quillt, des wahrer Morgen uns vor dem falschen lügnerischen rette“, und bietet ihnen auf dem zierlichen Umschlage als eine Aufmunterung, solche seltene Auszeichnung gleichfalls zu erstreben, die Abbildung der Decoration des persischen Löwen- und Sonnenordens, so wie des osmanischen Ehrenzeichens, dar. Bekanntlich hat der kürzlich verstorbene Persische Schah durch die Verleihung seines Ordens sich dankbar erwiesen für die ihm von Hrn. v. Hammer gewidmete persische Uebersetzung der Betrachtungen des Marcus Aurelius über sich selbst (gedruckt Wien 1831. 8); und das merkwürdige Diplom über diese Verleihung ist kürzlich in den Wiener Jahrbüchern persisch und deutsch mitgetheilt worden, so wie auch Hr. v. H. das persische Schreiben, mit welchem jene Uebersetzung dem Schah überreicht worden ist, in zierlichen Abdrücken vermittelt der neuen Wiener Nesthalikschrift (7 Seiten 8.) bekannt gemacht hat. Mit eben dieser gefälligen Schrift ist der arabische Text der *اطواق الذهب* des Samachschari gedruckt, und wir haben an dieser sonst sehr schönen Schrift nur auszusetzen, daß sie hin und wieder durch überflüssige Linien das Lesen erschwert. So wird man Bl. 2 recto Z. 10 auf dem ersten Anblick lesen *وفكسكت*, was *وفككت* heißt, indem die krumme Linie zwischen den beiden *ك* ein *م* anzudeuten scheint; und Bl. 26 recto Z. 8 wird man versucht, statt *الخبر* zu lesen *النخب*.

Von den 23 Werken des Samachschari, eines Dichters, welcher zu Samachschar, einer Stadt von Chowarism, im Jahre d. H. 467 (Chr. 1074) geboren wurde und im J. 538 (Chr. 1144) zu Dschurdschanieh oder Kurkandsch am Oxus starb, ist bis jetzt außer einigen Versen, welche Ibn Challikan in der von Hamaker (*Specimen Catalogi codd. mss. orient. Biblioth. Lugd. p. 118 ff*) herausgegebenen Biographie des Dichters mittheilt, nur die von Samachschari mit Scholien versehene Sentenzensammlung gedruckt, welche den Titel führt: *Elkelimu Ennewabigu*, d. i. die

aufquellenden (oder wie es der Scholiast erklärt, beredten) Worte, und von Heinrich Albert Schultens (Lugd. Bat. 1772. 4.) mit lateinischer Uebersetzung und jenen arabischen Scholien ans Licht gestellt worden ist. Um so verdienstlicher ist diese zierliche Ausgabe der goldenen Halsbänder jenes berühmten Dichters, welcher von den Arabern mit dem ehrenvollen Beinamen „der große Imam (*Elimam Elkibir*)“ bezeichnet wird. Früherhin hatte Hr. v. H. in den Fundgruben des Orients einige Bruchstücke dieses kleinen Werks mitgetheilt.

Die Vorrede giebt eine kurze Nachricht über die Werke des Samachschari und die Handschriften und Hülfsmittel, welche dem Herausgeber für diese Ausgabe zu Gebote standen, so wie eine Rechtfertigung der beigefügten deutschen Uebersetzung, in welcher der Reim, die Allitterationen und Wortspiele des arabischen Originals, so weit als es möglich war, nachgeahmt worden sind; ein Unternehmen, welches um so schwieriger ist, als in den arabischen Werken dieser Art der Reim und die Allitteration den Gedanken beherrschen, statt demselben nur sich anzupassen, und den Uebersetzer veranlaßt hat, seinen Text mit einer sehr ausgedehnten Freiheit zu behandeln. Hr. v. H. setzt, indem er S. 9 der von Hamaker herausgegebenen Biographie des Samachschari erwähnt, hinzu: „es sei dieselbe von diesem Herausgeber nicht ohne ein Paar wichtige philologische Irrthümer übersetzt worden.“ In der beigefügten Note wird als Einer dieser Irrthümer das Wort **جاون** (*dachtwin*) angeführt, welches von Hamaker durch Krücke übersetzt und mit dieser Bedeutung von Freytag in sein arabisches Wörterbuch aufgenommen worden ist, weshalb auch dieser eine Zurechtweisung erhält. Hr. v. H. meint, daß dieses Wort nichts bedeute, und will **معاون**

(d. i. Hülfe, was doch wohl richtiger **معانة**, **أعانة** oder **عون** heißen würde) gelesen wissen; wir können aber versichern, daß in den beiden Handschriften des Ibn Chalikhan, welche die hiesige Königliche Bibliothek besitzt, **جاون** ganz deutlich gelesen wird; und eben so stimmen diese beiden Handschriften mit den von Hamaker gebrauchten drei Leidener Manuscripten in der Lesart **مقدمة الآداب** zusammen, welche Hr. v. H. gleichfalls als einen Irrthum rügt und in **مقدمة الآيب** zu verbessern rath.

Die 99 Sprüche (**مقالات**), aus welchen die goldenen Halsbänder bestehen, enthalten Ermahnungen zur Ausbildung des Geistes durch Unterricht, zur Demuth, Sanftmuth, Selbstverleugung u. s. w., so wie überhaupt Lebensregeln, gegründet auf Betrachtungen über die Vergänglichkeit der sichtbaren Welt und Beobachtungen über den Gang des menschlichen Lebens. Wir wählen als Proben Spruch 1 und 36, welche wir in einer wörtlichen Uebersetzung mittheilen und daneben zur Vergleichung die gereimte Uebersetzung unsers Herausgebers stellen.

#### Wörtliche Uebersetzung.

1. Nicht erniedrigt den Mann seine Dürftigkeit und Verwaisung, wenn ihn erhöht seine Frömmigkeit und Weisheit. Nicht erhöht ihn sein Reichthum und Geschlecht, wenn ihn erniedrigt seine Ruchlosigkeit und Unwissenheit. Die Weisheit, sie ist der Vater, ja vielmehr sie ist dem Verwundeten (statt der) Hände. Die Gottesfurcht, sie ist die Mutter, ja vielmehr sie ist bis zur Milch anhänglich. Darum bewahre deine Seele in ihrer beider Bewahrung, und kräftige deine Hände

#### Uebers. des Hrn. v. H.

Der Mann ist nicht erniedrigt, welcher arm und eine Waise, sobald er hoch steht, weil er fromm und weise, und es erhöhen ihn nicht Reichthum und gutes Haus, wenn ihn erniedriget des Lasters und der Unwissenheit Graus. Die Wissenschaft ist der Vater, der die Wunden heilt, die Tugend ist die Mutter, die von der Milch auf Verwandtschaft theilt. Behüte deine Seele, um beide zu behüten, und strecke deine beiden Hände aus, um beide mit der Nadel zu treffen. Gott wird dich

sie beide festzuhalten. Dann wird Gott dich tranken mit reichlicher Gnade und dich beleben mit seligem Leben.

Wir bemerken bei diesem Spruche, daß uns der Satz **وي آلي اللبان**, welchen Hr. v. H. übersetzt: „die von der Milch auf Verwandtschaft theilt“, sehr erheblicher Schwierigkeit zu unterliegen scheint. Der Ausdruck **يغزر** ist mit allzu großer Berücksichtigung der von Golius mitgetheilten Glosse „*parat*“ übersetzt; das Verbum **غزر** bedeutet überhaupt *einstecken*, z. B. ein Schwert, eine Nadel, oder *ein schlagen*, z. B. einen Nagel, und dadurch fest machen.

36. Gott möge niederstürzen auf seine Nase (eigentlich Nasenlöcher) denjenigen, welcher sich groß macht mit seinen rühmlichen Thaten, weil oft es sind Gaukeleien, was die Menschen achten für rühmliche Thaten. Es spricht ein Mann: mein Großvater war ein gewisser (nehmlich großer Herr) und ich bin einer derer, die der Sultan (zum ersten Rang) erhob; und dennoch war sein Vater ein Knecht, einem der Rebellen zu niedrigem Dienste verpflichtet. Und derjenige, welchen der Sultan (zum ersten Rang) erhob, ist (dennoch) der zuletzt gestellte. Der von edlem Geschlechte — wer ausharrt im Staube (d. i. auf dem Kampfplatze) des Gehorsams (gegen Gott) überwindet ihn; und der Erhöhte — wer befestigt die Murg des Guten, kommt ihm zuvor.

Gott stürzt den auf seine Nasenlöcher mit Gewalt, der mit seines rühmlichen Eigenschattten prahlt; vielleicht ist jener, der vor dem Menschen rühmlich gleist, nur einer, welcher Possen reißt. Es sagt ein Mann: N. N. ist mein Ahn, ich gehöre her vor dem Sultan, sein Vater war aber ein Rebellen-Unterthan, und wer der erste geist vor dem Sultan, ist oft der letzte Mann; der wahre Adelige ist dessen Schweifs in den Staub des Gehorsams fließt, und dem gebührt des Vorrangs Würde, welcher statt der Nase hochtrahet des Guten Bürde.

Rec. muß gestehen, daß er den größten Theil der gereimten Uebersetzung dieses letzten Spruchs nicht mit den arabischen Worten in Uebereinstimmung zu bringen vermag. In dem letzten Distichon vergleicht der arabische Text offenbar den Gehorsam gegen Gott und den tugendhaften Wandel mit einem Kampfe und einer Belagerung, in welchen der Gottesfürchtige und Tugendhafte den Sieg gewinnt und den Vorrang erstrebt vor dem, welcher nur durch Adel und Rang hochgestellt ist; in der gereimten Uebersetzung aber ist diese Vergleichung gänzlich verschwunden. Das Schlußwort des ersten Hemistichs, **فتركة**

welches Hr. v. H. übersetzt: „dessen Schweifs“, scheint geschrieben zu sein, und wir schlagen vor, **عركة** zu lesen, was durch, wie unsre Uebersetzung zeigt, ein leichter und natürlicher Sinn und ein vollkommener Parallelismus der beiden Hemistichen bewirkt wird. Die Anfangswörter der beiden Hemistichen **والمتقدم** und **الأصيل** nehmen wir für *nominativi absoluti*. Das im letzten Hemistich vorkommende Wort **صبة** ist das bekannte Kassabeh (gewöhnlich Kassaubah), d. i. Harn. Wir legen diese Erklärung jenes Distichon dem künftigen Uebersetzer zur Prüfung vor.

Auf die Genauigkeit des Drucks ist zwar große Sorgfalt gewandt worden; doch findet sich Blatt 2 des arabischen Textes **recto زحرف** für **زحرف**.

Wilkes.

Januar 1835.

*Giorgio Vasari, Leben der Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum J. 1567, aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der früheren Herausgeber, so wie mit neueren Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben, von Ludwig Schorn.*

(Schluß.)

In seiner Vorrede verbreitet sich der Herausgeber über den Plan, den er befolgt hat. In der, mir scheint es, richtigen Voraussetzung, „dass für deutsche Leser nur der historische Theil des Werkes eigentlichen Werth habe“ schloß er sowohl die allgemeine Einleitung, als die Abhandlungen über das Technische, endlich auch einige theils erst in den späteren Ausgaben hinzugekommenen Monographien von seinem Werke ganz aus. Freilich dürfte man die erste, allgemeinste Einleitung wohl historisch nennen können. Allein in compilatorischen Arbeiten, denen nur das Urtheil Werth giebt, bedarf Vasari bekanntlich seine Stärke nicht; und jene anderen mehr technischen Abhandlungen möchten nur etwa durch eine fortgehende Zusammenstellung mit älteren und neueren Künden derselben Gattung diejenige Brauchbarkeit erhalten haben, welche den Schriften dieser Art allein Werth giebt. Einer solchen Arbeit aber, welche eigene Erfahrungen voraussetzt, dürfte der Herausgeber sich entziehen wollen. Ihr möchten in unserem Zeitalter wenige gewachsen sein. Unter dem Weggelassenen aber schien dem Ref. nichts entbehrlicher, als jener Brief des Adriani an Vasari, welcher nur in sofern einiges Interesse anregt, als er den niedrigen Stand damaliger Kunstarchäologie in gewissem Sinne allein noch uns vor Augen bringt.

Vom Style des Vasari sagt der Herausgeber treffend: „ein gleichförmiger enthusiastischer Schwung geht durch seinen ganzen Vortrag, belebt durch die Wärme  
Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

für die Sache u. s. f.“ Der Verdienste des Uebersetzers erwähnt er mit bescheidener Achtung und Werthschätzung. Seinen eignen kritischen Standpunkt drückt er in folgenden Worten aus.

„Als Vasari an die Besorgung der zweiten Auflage ging, war, wohl durch die vielleicht ihm selbst unerwartete Wirkung, die seine Arbeit hervorgebracht hatte, sein historisches Gewissen erwacht, weshalb er, in seiner Zueignung an Cosmus von Medicis, über seinen früheren Leichtsinn durch die Bemerkung sich zu rechtfertigen sucht, daß er selbst nicht wisse, wie manche Dinge in jene erste Ausgabe sich eingeschlichen haben. Das Werk aber zu einem völlig historischen umzuarbeiten, alle die anmuthig erfundenen Einleitungen und Entwicklungsgeschichten, welche der Künstlernovelle nun einmal nicht fehlen durften, hinwegzulassen, und die Anführung der Werke eines Künstlers genau nach der Zeitfolge zu ordnen, lag weder in seiner Absicht, noch in seinem Vermögen, und so behielten seine Lebensbeschreibungen auch in dieser erweiterten und verbesserten Gestalt den romantischen Charakter und jene Mischung von Dichtung und Wahrheit, welche sie dem Unterhaltung suchenden Leser, ja besonders dem Künstler, der die Phantasie gern über die Geschichte walten sieht, so angenehm, dem Historiker aber zur schwierigsten Aufgabe macht“.

Dieser Aufgabe nun, in wiefern und in wie weit der Herausgeber ihr habe genügen wollen, erklärt er auf den folgenden Seiten (XII. f.), deren Anführung Ref. entsagt, weil darin seiner eigenen Mitwirkung mit Gunst und Nachsicht erwähnt, er demnach in dieser Sache gleichsam Partei ist. Auf seinen Rath hatte der Herausgeber die breiten Anmerkungen der ital. Ausgaben gesichtet, die aufgenommenen abgekürzt, hingegen aus eigner und fremder Erfahrung Manches hinzugefügt, was theils für den Vasari überhaupt den Standpunkt feststellt, theils ihn im Einzelnen ergänzt, bestätigt, oder berichtigt. —

warmer Zuneigung und Ueberzeugung ergriffen hätten; wie es nicht anders sein konnte, da die Lehren, meistens in griechischer oder syrischer Sprache vorgetragen, die Bücher in diesen abgefälscht, dem Volke dunkel blieben. So hing denn Volk und Adel noch an den alten Sagen, und eben das sieht er als Grund der Verderbnis an. §. 33: „Und da sie sich ihrer Sagen- und Märchenlieder zu Besorgung des Unterrichts bedienten, und an eben dies (den Inhalt derselben) Glauben hatten und sich beständig damit beschäftigten, mit Haß und Neid in wechselseitiger Misgunst, grollender Feindschaft, wie man sich einander zerreisst und Jeder seinen Genossen und Bruder betrügt — so gaben Aergernis die Geliebten den Geliebten, die Angehörigen den Angehörigen, Freunde den Freunden, Blutsverwandte den Blutsverwandten, Verschwägte den Verschwägerten“. Aber gerade aus diesen Sagen war das erste Buch entstanden und so enthielt Faustus das, was er den Griechen ohne Gefahr mittheilen konnte, weil es bei ihnen keine Wurzel fand, den Armeniern vor, um sie nicht in Versuchung zu führen.

Nachdem wir so Faustus den Griechen vindiziert, wollen wir hier nur kurz andeuten, welch Gewicht er als Quelle habe, weil wir ihn alsbald übersetzt und erläutert herauszugeben gedenken. In der Geschichte der armenischen Herrscher von Tirdats Tode bis zur Theilung des Reichs zwischen Persern und Griechen (384 n. Chr.) umfaßt er eine der bedeutendsten Perioden der allgemeinen Geschichte Asiens. Interessante Verhältnisse treten in Armenien wie in Persien auf. Dort überwindet das Christenthum die letzten äußern Spuren des frühern Glaubens. Aber innerlich wüthen die heidnischen Leidenschaften fort. Der Lehnadel erneuert seinen alten Kampf gegen das Königthum, darin meistentheils von dem, fast erblich gewordenen, Patriarchenstuhl unterstützt, dem freilich die grauenhaften Laster der Herrscher geeigneten Vorwand zur Opposition geben. Noch ist das Land kräftig genug, den Anfall des großen hunnisch-masgothischen Völkerbundes im Kaukasus abzuschlagen, wodurch vielleicht dem Drange dieser Stämme die westliche Richtung gegeben wird. Doch die Perser werden verletzt, da zu dem alten Grolle der Arsaziden gegen die Sassaniden noch der neue der Christen gegen die Feuerdiener tritt; die Griechen nicht gewonnen; beiden Völkern dienen zu ihren Zwecken die innern Partheiungen. Mehrere Male wird das Land von dem jähren Abgrunde des Verderbens durch gewaltige Helden aus dem Feldherrnstamme der Mamikonier zurückgerissen; mit deren Tod endlich geht es als selbstständiges Reich unter. Diesem greisen Reiche gegenüber wird Persien indess von seinem großen Könige, Sapor II., dem Zeitgenossen acht römischer Kaiser, dessen Regierung unser Schriftsteller ziemlich in ihrer gan-

zen Ausdehnung umfaßt, mit neuem Jugendmuth belebt. Es betritt den verlassnen Eroberungspfad; nach allen Weltgegenden wird Fehde erhoben, gen Ost namentlich gegen die Chuschanen \*) in Balch; das Christenthum, früher wohl gar begünstigt, muß jetzt, als Staatsreligion des Feindes, Verfolgungen erleiden; zwei Hauptzwecke endlich gelingen, die an Diokletian abgetretenen Provinzen werden zurückgewonnen, Armenien unterjocht. Alle diese Verhältnisse berichtet unser Autor, bald kürzer, bald ausführlicher, doch, wie es seine Zeit mit sich bringt, vermischt mit mancherlei Fabeln, oft auch mit Fehlern. So z. B. wenn er den Krieg des Galerius gegen Narseh, in dessen Details er jedoch genau mit den Römern übereinkommt und sie gut erläutert, (vergl. p. 55. mit *Entrop. IX, 15.* und *R. Fest. breviar. C. XVII.*) vierzig Jahre später setzt.

Aber noch in einer andern Rücksicht ist Faustus von der größten Wichtigkeit. Die Chronologie der armenischen Geschichte liegt nämlich gewaltig im Argen; so sehr, daß derselbe König, Arsach II., nach *Mos. Chor.* von 364—394 n. Chr., nach Tschamtschean, dem neuesten Historiker Armeniens, von 363—380, nach St. Martin von 341—370 regiert. Dies rührt vorzüglich daher, daß Moses, dem die späteren Armenier vorzugsweise gefolgt sind, von der Wurzel an dadurch zu einer falschen Chronologie verleitet ist, daß er die Thronbesteigung der Sassaniden um 20 Jahr zu spät setzt. Dieser Meinung paßt er alle Data an, vergleicht sie ihr gemäß mit den Jahren der römischen Kaiser, oft sogar, wo er aus Faustus Fakta entlehnt, schiebt er ihnen ganz falsche Motive unter, um sie mit Ereignissen, die nach seiner Theorie gleichzeitig sind, in Verbindung zu setzen. Schlagend beweist das *Mos. III, 14.* mit *Faust. III, 12.* verglichen. Faustus nun, obgleich an chronologischen Daten arm, giebt uns doch die wichtigsten Aufschlüsse über die Zeit, weil er die Thatfachen unbefangen von einer Theorie niedergeschrieben, so daß die Uebereinstimmung mit den Occidentalen, namentlich Ammianus, klar hervortritt. Von diesen chronologischen Resultaten in einem Excurs zur Uebersetzung des Faustus.

Otto Wilman.

\*) Diese Chuschanen sind gewiß die Euseni (vielleicht Cuseni zu lesen) des Ammianus (XVI, 9. vergl. mit XIV, 3. und XVII, 5.), vielleicht die Usuni der Chinesen. Sie benutzten die Minderjährigkeit Saptors II., um sich Balchs zu bemächtigen (s. auch Mirchond und die andern Perser), blieben fortan furchtbare Gegner der Sassaniden und wurden in der Mitte des 5ten Jahrhunderts von den Zephthaiten überwältigt, deren Fürst daher auch Chuschnowaz heißt, d. i. Chuschenzwinger, nicht, wie Malcolm aus dem Neupersischen erklärt, *the Bountiful Monarch*. Die Chionitae bei Ammianus erklären sich dadurch, daß auch die Chuschanen bei den Armeniern als Hunnen betrachtet werden.

Februar 1835.

XX.

*Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des Neuen Testaments. Ein exegetisch-dogmatischer Versuch von Leonhard Usteri, Rect. u. Prof. am Gymn. zu Bern. Vierte durchaus verbesserte u. grossentheils umgearbeitete Ausgabe. Zürich, 1832. bei Orell Füßli u. Comp. VIII. 444. Fünfte unveränderte Ausgabe 1834. 8.*

Mit dem Inhalte des vorliegenden Buches bekannt zu machen, Einzelheiten lobend oder tadelnd herauszuheben und seinen Werth im exegetischen und dogmatischen Gebiete anzugeben, ist nicht mehr nöthig, da dasselbe durch mehrjährigen Gebrauch sich bereits rühmliche Anerkennung verschafft und eine gute Probe bestanden hat. Nach einer solchen Bewährung bleibt für die Beurtheilung nur noch die Frage übrig, ob das Werk in seiner neuen Ausgabe wirklich eine wesentliche Umgestaltung erfahren, und wenn das der Fall ist, in welchem Principe es gegenwärtig wurzelt, wie vermittelt desselben der Gegenstand sich entwickelt und in wie weit die gewählte Form dem aufgenommenen Inhalte entspricht? Die äusseren Hülfsmittel sind, wenn man von den beachteten Leistungen einiger neuer Exegeten absieht, der Hauptsache nach dieselben geblieben, so daß von dieser Seite her keine bedeutsame Umänderung geschehen sein kann, höchstens eine theilweise Erweiterung und genauere Berücksichtigung des äusseren Materials, welches indess nicht sowohl in qualitativer als in quantitativer Hinsicht bemerkbar ist. Einige exegetische Verbesserungen und gelehrte historische Bemerkungen mehr oder weniger können den inneren Charakter nicht ändern, wie es auch Vorr. p. VI. heisst, daß „die äussere Vergrößerung an sich nur etwas Zufälliges und Unwesentliches“ sei. Vielmehr muß die

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

wesentliche Umbildung des Buches in einem Fortschritte des theologischen Bewusstseins, in einem höheren wissenschaftlichen Standpunkte, von welchem aus der Gegenstand betrachtet und dargestellt wird, sich kund thun, und in der That nach dieser inneren Seite hin unterscheiden sich die früheren Ausgaben und diese letzte unverkennbar von einander. Der verewigte Verf. hat in dieser mit unbefangener Freiheit geschehenen Fortentwicklung bewiesen, daß er, unbekümmert um den Beifall der partiischen Menge, gewissenhafte Bestrebungen hegte und daß es ihm im Dienste der Sache mit wahrhafter Selbstverläugnung nur um Förderung derselben zu thun war, wodurch er dem Geiste der Wissenschaft ein treues objectives Zeugniß abgelegt und sich selbst das schönste unvergängliche Denkmal gesetzt hat. Allein von Seiten des gelehrten Publicums hat es an solchen nicht gefehlt, welche den geschehenen Fortschritt sehr übel aufgenommen und wenn gleich nicht öffentlich doch bei anderen Gelegenheiten das Werk in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit mit blinder Parteilichkeit zu verketzern gesucht haben. Und worin liegt wohl der Grund davon? Jene Stufe der theologischen Einsicht, auf welche sich der Hingeschiedene zuletzt erhoben hatte, ist diesen partiischen Anfeindern ein im Grunde völlig unbekanntes Gebiet, weil es sich auf denselben nicht um Notizenkenntniß, sondern um wissenschaftliche Gotteserkenntniß handelt; sie kennen aber die Theologie nur in begriffloser Zerrissenheit und flacher Aeufserlichkeit, bleiben mehr oder weniger in den Gegensätzen des Rationalismus und Supernaturalismus stecken oder agiren als Parteigänger zwischen beiden, und wo sie über diese Gegensätze hinaus ein ernstes Streben nach dem Begriffe der Sache wittern, da sehen sie mit unglaublicher Selbstverblendung in dem Gegner ihrer Einseitigkeiten einen Feind der Wahrheit, von der sie doch, da dieselbe als unbegreiflicher Schatz im unmitttelbaren Gefühle verschlossen bleiben soll, nichts an-

zugeben vermögen. Im Grunde wollen sie auch weiter nichts als recht ausführliche Sachregister, welche Jeder nach seinem beliebigen Gutdünken so oder so einrichten kann, und wer ihrem lieben Ich diese behagliche Willkür, diesen subjectiven Kitzel zu nehmen sucht, indem er den Gegenstand auf naturgemäße Weise sich frei entwickeln läßt, gegen den ziehen sie augenblicklich mit lieblosem Fanatismus zu Felde. Doch reden sie viel von wissenschaftlicher und systematischer Durchdringung des Gegenstandes, die aber gerade nur bis zu dem Punkte sich erstrecken darf, wo das Wissen mit dem Nichtwissen, die Nothwendigkeit mit der Willkür, das Begreifen mit dem unbegriffenen Wesen noch vollkommen identisch ist und bleibt, ja was über diesen geistigen Null- oder Gefrierpunkt hinausgeht, um wo möglich dem Begriffe der Theologie und Wissenschaft zu genügen, das wird, bei allem sonstigen gelehrten Interesse und trotz der christlichen Liebe, nicht nur mit Gleichgültigkeit ignorirt, sondern sogar mit Ignoranz aus Herzensgrunde gehaßt und mit Gehässigkeit nach Kräften verunglimpft. Wäre es dem seligen Verf. um den Beifall solcher Theologen zu thun gewesen, so müßte er vor allen Dingen nicht auf innere Umbildung, sondern lediglich auf äußere Bereicherung bedacht gewesen sein, von dem einmal betretenen Standpunkte ja nicht abgehen und am allerwenigsten den speculativen Geist als Princip seines theologischen Wissens durchleuchten lassen; denn von einem in der Theologie, wie in der Religion, lebendigen absoluten Principe, welches Object und Subject, Sein und Denken als eigne innere Momente in sich begreift und daher vollkommen ausöhnt, wollen sie überhaupt nichts wissen, weil mit demselben die getrübbten Vorstellungen ihres subjectiven Gefühls und die einseitigen Reflexionen ihres abstracten Verstandes, auf welche die Laune und Willkür ihre begrifflosen Producte stützt, sich nicht vertragen. Wenn nun aber schon in der Exegese zur gerechten Würdigung der biblischen Wahrheiten ein durchgebildetes theologisch-dogmatisches Bewußtsein neben den sprachlichen und geschichtlichen Kenntnissen erfordert wird, um wie viel mehr ist die durch das Wissen vermittelte Gewißheit der offenbar gewordenen Wahrheit da von Nöthen, wo das Ganze eines reichhaltigen Lehrbegriffs in seinem unendlichen Gehalte und innerem Zusammenhange genetisch dargestellt werden soll? Wenn freilich die biblischen Lehren, gleichviel, ob unter rationalisti-

schen oder supernaturalistischen Voraussetzungen, nur wie historische Data betrachtet und höchstens mit kritischen Seitenblicken, aber ohne wahrhafte wissenschaftliche Ergründung, so nach Lust und Belieben neben einander aufgestellt werden, wie kann da von einem in der organischen Selbstbestimmung der Sache sich entfaltenden Principe, von einer nothwendigen Methode noch die Rede sein? Soviel wird indeß dem unbefangenen Menschenverstande schon einleuchtend sein, daß die christlichen Glaubenspunkte und Lehrbestimmungen, wenn es ihnen an dem für die Erkenntniß nothwendigen eben so objectiven als subjectiven Principe, d. h. an dem die Wahrheit seienden und wissenden absoluten Geiste fehlt, auch nicht mehr Bedeutung haben als andere historische Thatfachen oder Meinungen, ja noch viel weniger, wenn sich von diesen letzteren eine für die Gegenwart wie für die Vergangenheit allgemeine Gültigkeit aufzeigen läßt, wenn sie also begreiflich und begriffene Wahrheit enthalten. — Der verewigte Verf. bezweckte von Anfang an nicht nur eine historisch-exgetische Zusammenstellung der einzelnen Paulinischen Lehrbestandtheile, sondern gleich sehr eine dogmatische Entwicklung des inneren Verbandes derselben sowohl unter sich als auch überhaupt mit dem christlichen Gottesbewußtsein, und deshalb hatte sein Buch schon in den früheren Ausgaben einen dogmatischen Grund und Boden, auf welchem die ganze Darstellung beruhte. Aber es blieb da zwischen dem Objecte und Subjecte ein mit selbstloser Wahrheitsliebe tief gefühlter herber Widerspruch, dessen Ueberwindung erst in dieser letzten Ausgabe geschehen ist. Der frühere dogmatische Standpunkt war nämlich empirisch-psychologischer Natur, da gewisse Erfahrungen, welche das Ich im religiösen Abhängigkeitsgefühl von seinen Gemüthszuständen gemacht zu haben vorgiebt, oder Reflexionen über die durch Gott angeregte Frömmigkeit, kurz sogenannte Thatfachen des frommen Selbstbewußtseins das Princip ausmachten und zum normalen Bestimmungsgrunde der biblischen wie der kirchlichen Lehre dienten. Gegen Supernaturalismus und Rationalismus verhält sich dieser Standpunkt zwar negativ, ist aber keineswegs darüber erhaben, sondern bleibt zwischen beiden in steter Schwebel, indem er den ersteren seines objectiven biblischen Inhaltes entledigt und den letzteren durch dialektische Reflexionen überragt, aber andererseits doch nur das unmittelbare Gefühl mit Rücksicht auf Bibel oder Kirche

zum Gegenstande und Inhalte seines reflectirenden Verstandes macht und diesen in verstandesmäßige Reflexionen eingekleideten Inhalt für den allgemein christlichen ausgiebt, wodurch das im göttlichen Geiste wurzelnde absolute christliche Princip in ein durchaus subjectives umgewandelt wird. Die Subjectivität bildet stets den Ausgangs- Mittel- und Endpunkt; von ihr aus wird über die einzelnen Glaubenspunkte reflectirt und das endliche Sein des Menschen auf das in unbegreiflicher Substantialität abgeschlossene unendliche Sein Gottes bezogen, so daß beide Seiten ungeachtet der gegenseitigen Beziehung doch stets von einander geschieden bleiben. Gott und der Mensch schliessen im innersten Grunde ihres Wesens einander aus; beide sind in dem Abhängigkeitsgeföhle des Menschen als verschiedene, jeder für sich gesetzt und während dieser über die Schranken seiner Individualität und Subjectivität nicht hinaus kann, bleibt jener hinter aller Objectivität und Subjectivität ruhig in sich verborgen und kann daher im eigentlichen Sinne eben so wenig sich selbst wie der Menschheit Gegenstand sein, sondern wirkt nur aus seinem fernen dunklen Urgrunde auf diese ein, welches im Abhängigkeitsgeföhle empfunden und in den Reflexionen darüber gewußt wird. Hierbei bleibt aber stets die fixe Voraussetzung, daß wir von Gott in seiner unendlichen Wesenheit oder Substantialität nichts wissen können, weshalb z. B. die göttlichen Eigenschaften nicht als in Gott wirklich seiende unendliche Bestimmtheiten, sondern nur als Beziehungen betrachtet werden, welche wir in unserem subjectiven Abhängigkeitsgeföhle von ihm machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## XXI.

*Stuttgartiae et Tubingae, sumptibus I. G. Cottae: Flora Brasiliensis, seu Enumeratio plantarum in Brasilia tam sua sponte quam accedente cultura provenientium, quas in itinere auspiciis Maximiliani I. Bavariae Regis annis 1817 — 1820 peracto collegit, partim descripsit, alias a Maximiliano, Ser. Principe Wideni, Sellovio aliisque advectas addidit, communibus amicorum propriisque studiis secundum methodum naturalem dispositas et illustratas edidit C. F. Ph. de Martius. Vol. I. Pars prior. Algae, Lichenes, Hepaticae. Exposuerunt*

*Martius, Eschweiler, Nees ab Esenbeck. 1833. IV und 390 S. gr. 8.*

Ein Werk, wie das hier anzuzeigende, dürfte bei seinem Erscheinen auf eine gewisse Theilnahme rechnen. Der berühmte Herausgeber, der selbst Brasilien auf Geheiß und mit Unterstützung seiner Regierung bereist und eine reiche Sammlung von Pflanzen zurückgebracht hat, will in demselben die erste vollständige Aufzählung und Zusammenreihung dessen versuchen, was bisher von der fast überschwänglichen Pflanzenfülle Brasiliens bekannt geworden. Durch die Gnade des Hohen Ministerii der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu Berlin und unter freundlichem Mitwirken der Vorsteher des Königl. Herbarii, durften die höchst bedeutenden Vorräthe brasilischer Pflanzen, welche dieses Herbarium besitzt, und worunter vorzüglich die Selloschen Sendungen von großer Wichtigkeit sind, bei dieser Arbeit benutzt werden; das Herbarium Sr. Durchlaucht des Prinzen Maximilian von Wied, jetzt im Besitze des Herrn von Martius, lieferte viele, bisher nur von diesem Reisenden aufgefundene Pflanzen; von andern Privaten wurden anderweitige Beiträge theils zugesichert, theils freundlichst dargebracht; ja, man durfte sich sogar auf die wichtigsten Mittheilungen aus den Kaiserlichen Sammlungen zu St. Petersburg Hoffnung machen, und von dem K. K. Brasilischen Herbarium zu Wien eine in dem Maasse vorrückende systematische Bekanntmachung erwarten, daß auch dieser Theil in die *Flora Brasiliæ* eingehen könnte, wodurch dann eine ziemliche Uebersicht gewonnen und künftigen Reisenden, wie den inländischen Botanikern selbst, eine Grundlage weiterer Forschungen vorbereitet werden konnte. Gleichgesinnte Freunde hatten sich zur gemeinsamen Bearbeitung des Werks verbunden; und der Unterzeichnete darf sich rühmen; nicht der Trägste unter den Mitarbeitern gewesen zu sein. Während der erste Band, durch Umstände im Fortgange gehemmt, einige Zeit stockte, erschien der, bis auf einen Anhang, ganz von ihm bearbeitete zweite Band, auch unter dem besondern Titel einer *Agrostologia Brasiliensis* (1829, 608 S.); und zwar dieser, die Gräser abhandelnde Theil in größerer Ausführung, als dem Werke überhaupt zugedacht war, weil manche wichtige, an neuen Entdeckungen besonders reiche Gräsergattung nicht ohne vergleichende Beziehung auf andere, noch nicht hinlänglich geprüften, Gräser anderer Länder gehörig verstanden werden konnte.

Vier Jahre verflossen, ehe die Hemmungen, welche dem ersten Theile in den Weg getreten waren, hinweggeräumt werden konnten, und es erschien endlich im Jahr 1833 die erste Abtheilung desselben, welche die Algen, die Flechten und Lebermoose enthält. Die zweite Abtheilung wird die Moose und die Farnkräuter Brasiliens beschreiben.

Was sich aber zwischen diese beiden Abtheilungen in Bezug auf die Art der Herausgabe einschob, will ich kurz berühren, ehe ich der vorliegenden ersten Abtheilung des ersten Ban-

des selbst näher trete. Die Verlagshandlung findet so wenig den erwarteten Ersatz ihrer auf dieses Werk verwendeten Ausgaben, daß sie keine Neigung bezeugte, weiter damit fortzufahren, es sei denn auf gemeinsame Kosten und auf getheilte Gefahr in Verbindung mit dem Herausgeber. Dazu ist denn auch Hr. v. Martius entschlossen, und so dürfte, wenn sich nicht noch andere vortheilhaftere Aussichten darbieten, die *Flora Brasiliæ* künftig durch dieses, der Wissenschaft gebrachte Opfer einen sicheren und ungehemmten Fortgang gewinnen. Der Unterzeichnete hat eine Ehre darin gesucht, sich für die Herausgabe in gleichem Verhältnisse mit seinem Freunde verpflichten zu dürfen. Vielleicht hat auch der Absatz nur durch das langsame und in der Folge der Bände von Anfang an unregelmäßige Erscheinen des Werkes gelitten.

Die erste Ordnung der Zellenpflanzen, *Algae*, von Herrn v. Martius bearbeitet, S. 1 — 50, von Mertens durchgesehen, kann, den Verhältnissen gemäß, keinen besondern Reichthum entfalten; aber ein Botaniker, wie Hr. v. Martius, beachtet auf seinen Wegen Vieles, was Andern entgangen wäre; davon liefern die Land- und Süßwasser-Algen, — wie Flechten und Lebermoose, — den schönsten Beweis. Die geistreiche Einleitung zur Algenfamilie verdient gelesen zu werden. Eine *Observatio geographica* macht den Beschluß. Beschrieben sind 79 Algenarten, nämlich 3 *Gelatinosae*, 17 *Filosae* und 59 *Frondosae*.

Es folgt nun die zweite Ordnung, *Lichenes*, von S. 51 — 203, von dem der Wissenschaft zu frühe entrisenen Dr. Eschweiler beschrieben. Die neuen, zum Theil sehr richtigen Ansichten, nach welchen der Verfasser diese Familie bearbeitete, und welche zunächst durch diese Arbeit in ihm angeregt wurden, sind unsern Lesern schon aus dessen *Systema Lichenum* bekannt. Nach denselben wird der Bau der Flechten in der Einleitung von S. 53 — 64 weiter dargelegt; eine auf S. 292 folgende Tabelle gewährt einen Ueberblick der Gattungen. Manche Gattungen und die meisten Arten sind neu und hier ausführlich beschrieben; auch enthält das erste Heft der *Icones selectae plantarum cryptogamicarum* von Herrn v. Martius schon eine Reihe der interessantesten Flechten Brasiliens in sehr schönen Abbildungen. Die *Observatio geographica*, von S. 281 bis zum Schlusse des Abschnitts, verfolgt die Flechten in allen Rücksichten, von ihrem verschiedenen Standorte an, nach den organischen oder unorganischen Massen, auf denen sie wachsen, bis zur allgemeineren Verbreitung über die Erde nach Höhen und Zonen. Im Ganzen finden wir 166 Arten verzeichnet, nämlich: *Graphideae* 48, *Verrucarinae* 30, *Trypethelinae* 20, *Parmolinae* 42 (worunter 29 *Frondosae*) und *Lecidinae* 26 (worunter 19 *Frondosae*).

Die dritte Ordnung, *Hepaticae* (S. 293 — 390) hat Nees v. Esenbeck bearbeitet, und sich dabei unter anderm gar mancher Beihülfe seines Freundes, Herrn Dr. Lindenbergs, des jetzigen Besitzers des Weberschen Herbarii, zu erfreuen gehabt. Die Arbeit war übrigens schon im Jahr 1826 vollendet und zum Druck abgeliefert; eine spätere nur für kurze Zeit vergönnte Revision konnte nur hie und da nachhelfen, nicht aber vollständig nachtragen, was dem Vf. bis dahin aus dieser Ordnung an brasilischen

Produkten weiter zugekommen war. Als neu darf man in diesem Abschnitte den Versuch betrachten, die Gattung *Jungermannia* in mehrere natürliche, habituell leicht aufzufassende Gruppen einzutheilen, — einen Versuch, der bei Kennern der Familie Beifall gefunden hat, und, wie fortgesetzte Untersuchungen lehren, die typischen Grundlagen zu naturgemäßen Gattungen liefert, in welche diese frühere Gattung, — vielleicht die artenreichste des ganzen Gewächereichs, — künftig aufgelöst werden wird. Unter 79 hier aufgezählten Lebermoos-Arten befinden sich 39, die bis dahin noch unbekannt gewesen, und unter diesen sind viele von ausgezeichnete Größe und Schönheit.

Zu den in dem geographischen Anhang mitgetheilten Betrachtungen will ich hier eine kleine Anmerkung machen. Die Zahl der Lebermoose ist, seitdem die vergleichende Zusammenstellung derselben mit anderen Familien in jenem Anhang von mir versucht worden, durch zahlreiche Entdeckungen, besonders unter den Tropen der alten und neuen Welt, im Ganzen sehr gestiegen, aber das Resultat der wichtigsten Verhältniß-Zahlen ist dennoch sowohl innerhalb der Familie selbst, als in Bezug auf diejenigen Familien, welche eine gewisse Beziehung zu den Lebermoosen verrathen, fast unverändert geblieben, weil überall die Entdeckungen in den entsprechenden Gegenden Schritt gehalten. Dieses leuchtet insbesondere bei den Farenkräutern ein, die bekanntlich in ihrem Keimacte den tieferen laubigen Lebermoosen ähnlich sind, während nicht nur manche größere, höher entwickelte Lebermoose im ganzen Aussehen den zarteren Formen sich nähern, sondern auch überhaupt im Gebiete der Lebermoose eine Tendenz zu spiraliger Aestivation nicht selten ist, z. B. bei der Gattung *Herpetium*, (wohin unsere *Jungermannia trilobata* gehört,) bei manchen *Jungermannia asplenioidea*, bei der Gattung *Mastigophora* u. s. w.

Nun hat sich bei den gedachten Zahlenveränderungen, die Summen, das Verhältniß der Lebermoose zu den Faren, = 1:3, nicht nur im Ganzen erhalten, sondern das Resultat ist auch dasselbe geblieben: daß nämlich unter den Tropen, wo die *Filices* gegen die anderen Zonen vorherrschen, auch die Lebermoose dem erwähnten allgemeinen Verhältnisse zu denselben, wie 1 zu 5 am nächsten kommen oder es ganz erreichen; daß das Verhältniß jener zu den Faren im Fortschreiten durch die gemäßigten Zonen beider Hemisphären, mit dem Sinken derselben, nicht aber in absoluter Menge, wächst, — gleichsam als könne die Erde sich im Produciren des Farenkrauts nicht mehr vollkräftig über die ins Gebiet der Lebermoose versunkenen Elementarkeime derselben erheben — bis sich endlich in der kalten Zone und auf Gebirgshöhen das Verhältniß ganz umkehrt und die *Filices* zu den *Hepaticae* nur noch wie 1:2 oder 1:3 erscheinen. In Brasilien, wo Faren und Lebermoose, wie auf heimatlichem Boden, wohl gedeihen, steht auch das Verhältniß der Lebermoose zu den Faren auf der hohen Stufe wie 1:2,5, welches beinahe einer Umkehrung des Verhältnisses beider Familien in den kälteren Zonen der Erde entspricht.

Nees v. Esenbeck.



Februar 1835.

*Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des Neuen Testaments. Ein exegetisch-dogmatischer Versuch von Leonhard Usteri.*

(Fortsetzung.)

Er ist über alle Bestimmtheiten und Unterscheidungen seines Wesens, wie über alle Gegensätze unendlich erhaben und doch soll er in mannigfacher Weise sich thätig erweisen; denn er ist die letzte Ursächlichkeit von Allem und wie er die Welt erschaffen hat und stets erhält, so erregt er in uns die frommen Gemüthszustände, durch welche wir unser endliches Sein von seinem unendlichen Wesen abhängig fühlen und unsere Bestimmung darin finden, daß das Bewußtsein allem Endlichen und Vergänglichem immer mehr entfremdet und lediglich von dem Abhängigkeitsgeföhle durchdrungen werde, widrigenfalls wir der Sünde ergeben sind. Der Mensch ist nach diesem dogmatischen Systeme Gottes freies Geschöpf, und zu ihm in der ungetheilten Totalität seiner Eigenschaften, Aeußerungen und Bestrebungen bleibt Gott in einer ursächlichen Beziehung stehen, aber ungeachtet seiner vernünftigen und sittlichen Anlagen ist er doch nichts weniger als Gottes Ebenbild, weil ja sonst Gott menschliche beschränkte Eigenschaften oder Kräfte und umgekehrt der Mensch eine göttliche Zuständigkeit besitzen müßte, welches beides unmöglich ist! Auch von Christo kann man nicht sagen, daß er in seinem Wesen und Wirken das vollkommene göttliche Ebenbild gewesen sei; denn er war in seinem Dasein wirklicher Mensch und die sogenannte Vereinigung der beiden Naturen oder gar die Communication der göttlichen und menschlichen Idiome in ihm gilt für eine sich selbst widersprechende Einbildung. Doch unterscheidet sich Christus dadurch von allen übrigen Menschen, daß Gott ihn auf wunderbare Weise mit dem ungetrübtesten Gottesbewußtsein ausgerüstet hat, so daß man mit Bezug

hierauf wohl sagen kann, sein innerstes Selbst sei ein Wohnen Gottes in ihm gewesen. Durch seine darin begründete göttliche Urkräftigkeit und sündlose Vollkommenheit ist er der Mensch, wie er nach dem göttlichen Schöpfungsplane eigentlich sein soll, ein unendliches Vorbild für alle Zeiten und Völker und hat als solcher auf die an ihn Glaubenden den segensreichsten Einfluß. Diese von Liebe beseelten Gläubigen machen in ihrem durch Christum bedingten frommen Zustande die Kirche aus, werden von dem Bande einer höheren geistigen Gemeinschaft, von dem das kirchliche Leben durchdringenden Gemeingeiste oder heiligen Geiste umschlossen, und sind so in einem fortwährenden Streben begriffen, sich nach dem erhabenen Vorbilde Christi von der Welt immer mehr frei zu machen und nur von Gott abhängig zu fühlen, welches jedoch in seiner vollkommenen Realisirung der dereinstigen Verwirklichung einer ersehnten jenseitigen Zukunft anheimgestellt wird. — Wie nun ein aus solchen Grundelementen bestehendes System, demgemäß Gott als die allerhöchste Abstraction trotz aller mannigfaltigen Thätigkeit in sich unterschiedlos verschlossen bleibt, der Sohn Gottes und der heilige Geist ihres absoluten Gott gleichen Wesens und Gehaltes entledigt erscheinen, der Mensch ungeachtet seines höheren Ursprunges und trotz der Versöhnung nicht in Identität, sondern nur in relativer wesensloser Beziehung zu Gott steht, das Ich mit dem subjectivem Inhalte seines Abhängigkeitsgeföhles die Quintessenz des Ganzen ausmacht und was diesem subjectiven Geföhlsinbegriffe nicht entsprechen, den darüber angestellten dogmatischen Reflexionen nicht einleuchten will, ohne Weiteres schwinden muß — wie ein solches System zu dem biblischen Principe und der darin begründeten Lehre sich verhält, darüber mag man vorläufig das Urtheil des seligen Verfs. anhören, der Vorr. p. VI. von dieser letzten Ausgabe im Vergleich mit den früheren sagt: „In der ersten Ausgabe war die Paulinische Theologie, na-

mentlich die Erlösungslehre, zu sehr aus dem Standpunkte der neuern, besonders der Schleiermacherschen Dogmatik beherrscht und daher der nationalen und persönlichen Eigenthümlichkeit des Paulus, überhaupt der damaligen Stufe der Entwicklung der christlichen Idee zu wenig Rechnung getragen. Zur Befreiung von dieser Einseitigkeit nun wurden schon in den folgenden Ausgaben einige Schritte gethan, indem das Besondere der dogmatischen Vorstellungen des Paulus mehr und mehr hervorgehoben wurde. Aber was erst dem Ganzen die rechte wissenschaftliche Haltung giebt, nämlich die Nachweisung des Allgemeinen im Besondern, des bleibenden Inhaltes in der zeitlichen Form, der Ideen, die den Vorstellungen und Bildern zum Grunde liegen, dies war noch immer zu wenig in's Licht gestellt worden. Die Aufgabe war nämlich nicht die, über die dogmatischen Vorstellungen der Apostel aus dem Standpunkt unserer Vorstellungen Reflexionen aufzustellen und jene etwa einer negativen Kritik durch diese zu unterwerfen, sondern an dem Faden der positiven Einheit der Idee festhaltend, jene subjectiven Formen der Auffassung als nothwendige Entwicklungsmomente der Idee zu erkennen. Für die biblische Dogmatik, in welcher Exegese und Dogmatik vereint sind, ist dies der einzige wissenschaftliche Standpunkt. Jedem Theile wird dadurch sein Recht gesichert. In der Exegese nämlich haben wir überwiegend die Richtung, die Subjectivität und Individualität der (ursprünglichen) Form zu erkennen, in der Dogmatik suchen wir die Identität und Wahrheit des Inhaltes; die Einheit beider Richtungen mit stetem Bewusstsein ihres Unterschiedes muß also die leitende Idee in der biblischen Dogmatik sein". Neben der Mangelhaftigkeit des früheren Standpunktes wird in diesen gehaltvollen Worten zugleich das Charakteristische des gegenwärtigen bezeichnet und aus dieser letzteren Charakterisirung erhellt deutlich, daß es dem seligen Verf. bei der vorliegenden Ausgabe vornehmlich darum zu thun war, den Paulinischen Lehrbegriff ohne alle fremdartige subjective Zuthaten oder klügelnde Reflexionen objectiv darzulegen, aber zugleich vom wissenschaftlichen Standpunkte des christlichen Geistes aus den darin begriffenen absoluten Gehalt herauszuheben, und so zwar die der bestimmten Zeit eigenthümliche Form schwinden, aber das aller Zeit angehörende Wesen in dem Begriffe oder der Idee unverletzt zur Erkenntniß kommen zu lassen. Auf dem Grunde

des früheren Principes wurde dagegen der biblische Lehrbegriff unter Kategorien des reflectirenden Verstandes kritisiert, nicht selten durch dialectische Winkelzüge in wesentlichen Bestandtheilen verflüchtigt, durch mikroskopische exegetische Spitzfindigkeiten, angestellte Vergleiche, aufgedeckte anscheinende Widersprüche beeinträchtigt und mit vorausgesetzten dogmatischen Bestimmungen durchwebt; aber die aus solchen Vorkehrungen gewonnenen Resultate waren dann doch im Durchschnitt, je tiefer den eigenthümlichen Thatfachen des subjectiven Bewusstseins einverleibt, desto mehr dem objectiven biblischen Inhalte und absoluten geistigen Gehalte entfremdet, was jedoch der letzten Ausgabe nicht zum Vorwurfe gemacht werden kann, wie sich bei einer genaueren Beachtung der wichtigsten Lehrpunkte ganz augenscheinlich darthun wird.

Die Einleitung ist p. 9—12. durch einen Zusatz erweitert worden, der die Rechtfertigung des gewonnenen Ganges der Darstellung enthält, und schon hieraus ersieht man, daß sich dem seligen Verf. die Nothwendigkeit einer nicht durch das Subject, sondern lediglich durch die Sache bestimmten Entwicklung aufgedrängt hatte, wenn gleich die äußere Eintheilung noch der früheren gleich geblieben ist. Eine solche vorausgesetzte Eintheilung kann überdies ihre volle Rechtfertigung erst in der ausführlichen Sachentwicklung finden und nach derselben läßt sich auch erst ein gesichertes Urtheil über den willkürlichen oder nothwendigen Entwicklungsgang fällen. In dem zweiten Abschnitte des ersten Theils p. 24—35. wird nach der Schilderung des vorchristlichen in allgemeine Sündigkeit ausgearteten Zustandes das Verhältniß der Adamitischen Sünde zur Sündhaftigkeit aller Menschen dargestellt, wobei zuerst das dogmatische Bewusstsein zum Vorschein kommt. In den früheren Ausgaben kam es über jenen Punkt unter exegetischen Erörterungen zu den Hauptbestimmungen, daß die *παράβασις* oder das *παράπτωμα* des Adams eine Folge seiner Sündhaftigkeit war, daß ferner seine göttliche Ebenbildlichkeit in der durch Verstand und Willen bedingten *κρίσις* bestand, sodann daß der Tod, obwohl als Strafe für Adam, doch zugleich als natürliches Ereigniß betrachtet werden müsse, und daß endlich die sogenannte Erbsünde in der Identität der menschlichen sündhaften Natur mit der des Adams wurzele. Hierin ist unverkennbar die besonders Röm. V, 12—19. ausgesprochene Vorstellung des Apostels nach der eig-

nen vergesetzten Ansicht zu sehr modificirt, wogegen durch die in der letzten Ausgabe geschehenen Aenderungen die Lehre des Apostels reiner hervortritt und in ihrer individuellen Besonderheit dem Begriffe gegenüber schärfer bezeichnet wird. Der Sündenfall setzt als wirkliche Sünde oder Uebertretung nothwendig die Möglichkeit zum Sündigen voraus, welche in der Bestimmung des Menschen, frei zu werden oder sich selbst in Gott zum Wissen des Wahren und Wollen und Thun des Guten zu bestimmen, mit eingeschlossen ist; aber andererseits weist auch die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur stets auf die wirkliche Sünde zurück, da jene ohne diese eine bloße Abstraction wäre und eben darin erweist sich die Vorstellung, daß die in der Menschheit nistende Sündhaftigkeit oder Erbsünde von dem Sündenfalle oder der Uebertretung des göttlichen Willens abhängig sei, als wahr. Was übrigens in dem Begriffe der Menschheit ein qualitatives Moment ausmacht, das wird in Adam, der die Menschheit bis auf Christum repräsentirt, als geschichtliche Thatsache vorausgesetzt. Die Sünde begreift nun als äußerste Spitze der dem Unendlichen sich entgegensetzenden Endlichkeit überhaupt die Seite der Beschränktheit, Nichtigkeit, Hinfälligkeit oder Sterblichkeit in sich, steht daher mit Rücksicht hierauf in innerer Beziehung zum Tode und spricht als gewulster und gewollter Gegensatz gegen das allein Ewige und Absolute gleichsam selbst das Todesurtheil über das abgefallene Endliche oder die sündige Egoität an, welches in der typischen Person des Adams auf eine den Formen oder Anschauungsweisen der Vorstellung entsprechende Art ausgedrückt ist. Das Wesen des Menschen beruht indess keineswegs nur auf dieser negativen Seite der Endlichkeit und Sündigkeit, sondern im Gegentheil auf der positiven der göttlichen Ebenbildlichkeit, welches allerdings wohl in der *εἰκὼν* zusammengefaßt werden kann, wenn anders diese in der Identität mit dem sie bedingenden Principe der Wahrheit und Heiligkeit, also in der Einheit mit dem göttlichen Geiste begriffen wird, welches in der letzten Ausgabe p. 32. geschehen, während in den früheren Ausgaben, gemäß den damaligen dogmatischen Voraussetzungen, der Mensch selbst in seinem ursprünglichen Wesen oder an sich, von Gott nicht bloß unterschieden, sondern gleich geschieden erscheint. Eben so wird dort das Böse, die wirkliche Sündenthat, nur durch die äußerlichen Reflexionskategorien der Lust und Unlust er-

klärt p. 32., wovon hier der tiefere Grund in der selbstischen Richtung des Willens, in der durch die Freiheit möglichen Eigenwilligkeit der Ichheit erkannt ist p. 48. Die frühere Darstellung des Verhältnisses zwischen dem *νόμος* und der *δικαιοσύνη* p. 34—42. wurde der Hauptsache nach darauf beschränkt, daß der *νόμος* in seinen auf bestimmte Handlungen ab Zweckenden Geboten durch den Reiz der sündhaften Sinnlichkeit die Sünde vermittele und keine sittliche Gesinnung, keine freie Lust und Liebe zum Guten bewirken könne, sondern nur zur Erkenntniß der Sünde führe und den Menschen stets unter dem Fluche lasse, weil er nämlich das Gesetz nie vollständig zu erfüllen vermöge. Die wissenschaftliche gründliche Erfassung dieser und anderer damit zusammenhängender Punkte sieht man in der neuen Umarbeitung p. 51—65., wo zunächst überhaupt der Standpunkt des Mosaismus dargethan, der Begriff des *νόμος* entwickelt und als erfüllt in dem *πνεῦμα* nachgewiesen wird, welches nämlich die wahre *δικαιοσύνη* in der Liebe realisirt. Das Innwerden des Widerspruches zwischen dem Gesetze oder Willen Gottes und dem selbstischen Willen oder Gott entgegengesetzten Treiben des Menschen hat reuige Zerknirschung und Erlösungsbedürftigkeit zur Folge, worin von Seiten des Menschen die Möglichkeit und Nothwendigkeit der wirklichen Erlösung begründet ist. Der hierauf folgende Abschnitt über die Erlösung durch Christum enthält das beste Zeugniß von dem bedeutenden inneren Fortschritte des theologischen Bewusstseins im Verhältnisse zur Paulinischen wie überhaupt zur biblischen Lehre. In den drei ersten Ausgaben wurde durchweg nur eine negative Kritik an der Versöhnungslehre ausgeübt, um sie wo möglich nach Annullirung inhaltschwerer Glaubenspunkte dem Verstande recht plausibel zu machen; als geschichtliche Thatsache trat die Erlösung wie die Menschwerdung gar sehr in den Hintergrund; zwar wollte Gott durch Christum die Menschheit sich versöhnen; aber das Thun und Leiden, Leben und Sterben hat doch nur eine relative, keine absolute Bedeutsamkeit, da er trotz seines liebevollen Wesens und Wirkens in fixirter subjectiver Einzelheit weder die Menschheit noch die Gottheit in ihrer unbedingten Allgemeinheit repräsentirt. Die Begriffe der Stellvertretung und Genugthuung sind „unbiblische Ausdrücke und beruhen auf Vorstellungen, die sich von den Meinungen der Juden von einem leidenden Messias her schreiben“ (p. 68.); in gleicher Weise wird auch der

Veröhnungstod unter mancherlei Reflexionen dem christlichen Grunde entrückt. Denn von einem Opfertode soll nirgends die Rede sein, sondern die Bedeutung des Todes Christi ausschliesslich darin bestehen, daß in Folge desselben, als der höchsten That der göttlichen Liebe, die Gläubigen zur Gegenliebe bewogen und durch ein ernstes Insichgehen in der Umwandlung ihres Herzens der Vergebung der Sünden versichert werden (p. 71—114.). Demnach wird alles Gewicht auf die subjective Seite der Gläubigen gelegt; Christus ist nicht das vermittelnde Versicherungsprincip, sondern gleich anderen welthistorischen Individuen lediglich ein Vorbild für seine Anhänger, und wenn gleich die besonders urgirte Liebe und Gegenliebe wesentliche Momente der Versicherung ausmachen, so fehlt es ihnen doch nach jener Darstellung an dem wahren inneren Einigungsbande, da ja Christus mit seinem außerordentlichen Gottesbewusstsein, durch welches er sich als Sohn Gottes soll kräftiglich erwiesen haben, eine isolirte Stellung zur Menschheit hat und behält. Daß hingegen der Gottmensch die Veröhnung in der That und Wahrheit objectiv vollbracht habe, und daß dieselbe subjectiv gleichfalls nur durch ihn ihre ewige Verwirklichung in der Menschheit finde, diese christliche Centrallehre kommt zur vollen Anerkennung erst in der letzten Ausgabe. Denn hier wird auf biblischem Grunde wissenschaftlich dargethan, wie die Erlösung oder Aufhebung des bisher bestandenen sündigen Gegensatzes nur durch das Einwerden Gottes und des Menschen in dem Gottmenschen Jesu Christo zu Stande kommen konnte, und wie die erlösende Thätigkeit dieses Gottmenschen ihren Culminationspunkt in dem blutigen Kreuzestode erlange, wogegen Lehre und Beispiel, auf welche dort ausschliesslich das Augenmerk gerichtet wurde, zurücktreten müssen (p. 84 u. 85.). Der Paulinischen Lehre gemäß ist von Gott der Tod Christi zu einem Sühnmittel gemacht, weil in demselben die göttliche Gnade und Liebe ihr Theuerstes dahingab, und eben darin die heilsbedürftige, reuige und gläubige Menschheit das sicherste Pfand der Vergebung der Sünden und der Aufhebung der Schuld und Strafe empfängt (p. 97—109.). Denn im Sinne des Apostels ist jener Tod Strafe der Sünde; da nun der Sohn Gottes, der Sündlose und Gerechte, am Kreuze gestorben ist, so kann er nicht für seine Sünden, sondern muß für unsere Sünde gestorben sein, weshalb

(Der Beschluß folgt.)

durch diesen die überschwänglichste Liebe Gottes beweisenden stellvertretenden und genüththuenden Tod Christi die Schuld und Strafe unserer Sünden aufgehoben ist, und die für Alle geschehene Genüththuung auch in der That den Einzelnen angerechnet wird, wenn sie in ihrem Denken, Wollen und Thun mit dem Erlöser eins, durch den Geist des Glaubens und der Liebe ihm eingepflanzt werden oder, vermittelt seiner, dem alten sündigen Menschen durch den Tod in der Sünde absterben und in dem neuen Leben der Heiligkeit und Gerechtigkeit an der Auferstehung des verherrlichten Sohnes Gottes wahrhaften Antheil erlangen (p. 110—131.). Somit ist die Veröhnung als objective Genüththuung für die gesammte Menschheit in dem, durch den Tod vollendeten, leidenden Thun und thätigen Leiden des Sohnes Gottes, in seinem unendlichen Gebornnis bis zum Tode vollbracht, und subjectiv wird sie in den einzelnen Menschen dadurch verwirklicht, daß diese im Glauben und in der Liebe von Christo, dem veröhnenden Lebensprincipe sich durchdringen lassen und eben dadurch die geschichtliche Thatsache der Veröhnung ihrem innersten Wesen zu eigen machen (p. 133—135; vgl. p. 145. 215. und über den concreten Begriff der Veröhnung im Abendmahle p. 299 u. 300.). Nach diesem Begriffe der Erlösung und Veröhnung mußte natürlich die in den ersten Ausgaben der Paulinischen Lehre untergeschobene verstandesmäßige Vorstellung von Christi Wesen und Würde bedeutende Modificationen erfahren. Es bedurfte früher aller kritischen und dialectischen Kunstgriffe, um wenigstens scheinbar den Leser glauben zu machen, daß nach der Lehre des Apostels Christus ein mit höherem Gottesbewusstsein ausgerüsteter zur Stützung des göttlichen Reiches bestimmter Mensch sei, daß ihm ferner eine schöpferische Vermittlung zugeschrieben werde, da er und sein Reich die leitende Idee Gottes schon bei der Schöpfung gewesen sei, und daß, wenn man von einigen aus Philonischen Ansichten erklärbaren Stellen absehe (Col. I, 13. f. Eph. III, 9.), sonst nirgends der Sohn Gottes mit dem Vater identificirt werde, da bei den Ausdrücken *ἐκ τῶν τοῦ θεοῦ, ἐκ ποσῆς θεοῦ ὑπάρχων, εἶναι ἰσὰ θεῷ, ἐν αὐτῷ κατοικεῖν τὸ πλῆρωμα τῆς θεότητος* u. ähnl. die Idee der Menschwerdung und Gottgleichheit unlösbar Schwierigkeiten erzeugen würde (p. 182—191.).

Februar 1835.

*Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des Neuen Testaments. Ein exegetisch-dogmatischer Versuch von Leonhard Usteri.*

(Schluß.)

Der Grund hiervon lag indess nur in dem damaligen Gesichtspunkte, mit dessen Aenderung auch die Paulinische Lehre in einem ganz anderen Lichte und natürlichen Zusammenhange sich dem unbefangenen Blicke darstellte. Es sind allerdings in der Paulinischen wie in der Johanneischen Lehre vom Sohne Gottes deutliche Anspielungen auf Philonische Logosansichten enthalten; aber im christlichen Lichte erhalten diese statt des abstracten Gewandes eine concrete Geistesform, der gemäß alle frühere numerische Subordination schwindet und an deren Statt in verschiedenen Ausdrücken Christo eine „substantiell göttliche Natur“ beigelegt wird, weil in ihm das verborgene Wesen Gottes als offenes sich angetrübte abspiegelt und sein Geist mit dem Geiste Gottes sich vollkommen identisch erweist (p. 307—310.). An sich ist Gott ein der Menschheit verborgenes ungreifliches Geheimniß, welches jedoch in Christo für Alle enthüllt oder offenbar geworden; und demgemäß wird nun der Kern der Paulinischen Lehre vom Sohne Gottes eben darin begriffen, daß in demselben sich Gott erniedrigt hat, daß seine Person mit dem Begriffe des ewigen λόγος identisch ist und daß daher zwischen der göttlichen und menschlichen Natur in ihm eine wahrhafte Einheit besteht, wenn gleich er κατὰ σάρκα (aber nicht κατὰ πνεῦμα) auch von Gott unterschieden wird und werden muß (p. 310—335.). In dem ewigen göttlichen Sein greift das Leben des Sohnes Gottes über den bestimmten Anfang und das Ende seines individuellen Daseins hinaus und was er in diesem für Alle möglich gemacht, das kommt vermittelt jenes zu seiner ewigen Verwirklichung oder subjectiven Aneignung in der

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

Gemeinde, deren Haupt er ist und die er als solcher in allen, ihm wirklich angehörnden, Gliedern mit dem heiligen Geiste erleuchtend und beseligend durchdringt. Der Begriff des Geistes macht zwischen den früheren Aufgaben und der letzten noch einen vorzüglich bemerkenswerthen Differenzpunkt aus. Dort wurde das πνεῦμα mit beliebiger Abwechslung in den vagen Reflexionskategorien der geistigen Willenskraft (p. 30 u. 39.), des christlichen Gemeingeistes (p. 117.), einer abstracten Spontanität (p. 140.) oder der wahren Richtung des menschlichen Lebens (p. 178.) u. a. gleichsam zersetzt, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sollte als Gemeingeist derer, welche in die Gemeinde Christi aufgenommen sind, die Identität der praktischen Gesinnung in dem durch Christum gestifteten und auf dem Glauben und der Liebe zu ihm beruhenden Gesamtleben sein (p. 177.), so daß also in der formellen menschlichen Seite des πνεῦμα die absolut göttliche gänzlich darauf gehen muß. Man behält da nur noch eine abstracte leere Form vom πνεῦμα übrig, wogegen hier in der letzten Ausgabe der christliche Inhalt und göttliche Gehalt in dem Begriffe desselben zur Erkenntnis kommt; denn es ist der von dem göttlichen Geiste gestärkte menschliche Geist (p. 45.), das positive in dem Glauben und der Liebe wirksame Princip der Erneuerung und Beseligung, der die Gläubigen durchdringende Geist Gottes und Christi (p. 193. 194. 254 u. 255.) und die κοινωνία τοῦ ἀγίου πνεύματος ist die Identität des heiligen Geistes in dem durch Christum gestifteten und auf dem Glauben und der Liebe zu ihm beruhenden Gesamtleben (p. 295.). Demnach ist das πνεῦμα wahrhaft und wirklich der in der Gemeinde des Herrn wohnende, sie zur Wahrheit führende Geist Gottes, und hierbei ist noch besonders die p. 335. u. 336. folgende Beweisführung zu beachten, daß nämlich der heilige Geist, ungeachtet seiner relativen Verschiedenheit vom Vater und Sohne, doch gleich sehr als identisch mit ihnen dargestellt werde, worauf als

dann die dogmatische Rechtfertigung der christlichen Trinitätslehre gegen die deistische Reflexions- oder abstracte Verstandesansicht von Gott gestützt wird (336—341). Früher wurde so beiläufig bemerkt, daß „in der Liebe, Erlösung und Heiligung das Eigenthümliche des Christenthums und das Wesen der richtig verstandenen Lehre von der Dreieinigkeit“ liege (p. 138.), welches „für die populäre Darstellung“ in der neuen Ausgabe zwar gebilligt wird (p. 228.), aber davon ganz abgesehen in seinen drei absoluten Grundformen wahrhaft theologisch an dem bezeichneten Orte entwickelt wird. Mag der Verstand immerhin all seinen kritischen und dialektischen Scharfsinn gegen die Trinitätslehre aufbieten, soviel lehrt schon der oberflächlichste Blick in die biblischen Schriften, daß dabelst Gott der Vater, der Sohn Gottes und der heilige Geist die drei mächtigen Träger des christlichen Glaubens und Lebens, der evangelischen Lehre und Liebe ausmachen, und daß ihnen bei aller unlegbaren Unterscheidung doch eine gleich absolute Wesenheit und Wirksamkeit zugeschrieben wird. — Hätte der selbige Verf. in den ersten Ausgaben seines schätzbaren Werkes mit eben so unbefangenen, freiem Blicke, wie in der letzten die Lehre des Paulus im Auge gefaßt, so würde sicher durch jenes dreieinige christliche Princip auch die äußere Eintheilung oder Methode mehr bestimmt sein, welches nun aus Rücksicht gegen die frühere Form nicht geschehen ist. In der Anschauung und Darstellung des Apostels fallen als steter Refrain drei umfassende Beziehungen in die Augen, nämlich Gott in der vorchristlichen Zeit den Heiden und Juden gegenüber, Jesus Christus als Veröhneter der Gottheit und Menschheit, und drittens er in seinem verherrlichten Sein und die Gemeinde oder der Geist Christi und die Kirche, wonach also gleichsam von selbst aus dem Gegenstande heraus die vorchristliche Zeit, sodann das Christenthum in der Persönlichkeit des Erlösers, endlich dasselbe in seinem kirchlichen von dem göttlichen Geiste beseelten Dasein sich als besondere Theile der Entwicklung darbieten. Wie aber diese Theile für das Ganze der Darstellung den einen Alles umfassenden Rahmen bilden, so finden in ihnen auch die einzelnen Abschnitte ihre naturgemäße Stellung, indem in dem ersten Theile das Verhältniß des Menschen vorerst zu Gott und seiner ursprünglichen Bestimmung, sodann zum *χρῆς* und der *ἐκκλῆση*, darauf zur Erfüllung der Zeit und zur Erlö-

zung, ferner in dem zweiten Theile der Erlöser in seiner untheilichen Wesenheit, versöhnenden Wirksamkeit und ewig lebendigen verkärten Persönlichkeit, endlich im dritten Theile die Gemeinde in ihrem göttlich-geistigen Urstande und Principe, in ihrem von Glauben und Liebe erfüllten Dasein, in ihren Verheißungen und Erwartungen — den Gegenstand der Entwicklung ausmachen. Doch diese äußere Seite nebst einigen exegetischen Controverspunkten oder sonstigen in Frage stehenden Einzelheiten kann füglich dahingestellt bleiben; das Werk zeugt augenscheinlich von einem wahrhaft biblisch-christlichen Gottesbewußtsein, umfassender Gelehrsamkeit und gründlicher theologischer Wissenschaftlichkeit. Um so mehr ist der schmerzliche Verlust seines Verfa. tief zu betrauern!

Steph. Matthies

## XXII.

*Taschenbuch für die vaterländische Geschichte.*  
Herausgegeben von Joseph Freiherrn v. Hormayr. Neue Folge. Vierter Jahrgang. München, 1833. Druck u. Verlag von Georg Franz LIX u. 340 S. 12. Desselben fünfter Jahrgang. Ebendas. 1834. 392 S. 12.

So wie das von Hrn. von Raumer herausgegebene „historische Taschenbuch“ das Band für Darstellung und Abhandlungen bietet, welche, anziehende Stoffe zu verarbeitend, hinter gefälligeren Formen die wissenschaftliche Strenge verdecken; wie das „Taschenbuch für die neueste Geschichte“ von Wolfgang Menzel den Uebergang bildet zu umfassender Schilderung der Zeitgeschichte, so vergleichen uns in der fortgesetzten Bredow-Venturini'schen Chronik des XIX. Jahrh. gegeben wird; habe die unter wechselnden Schicksalen des Herausgebers in einer Reihe von Jahren erschienenen „Taschenbücher für die vaterländische Geschichte“ des Hrn. von Hormayr ein nahes Verhältniß zu den poetischen Leistungen des Tages, während sie doch zugleich für die allgemeine Geschichte des älteren Deutschlands und der früh in dessen Verband eingetretenen Länder ein Magazin eröffnen, dessen Reichthum kaum durch das mustergültige „Archiv für Geschichte, Statistik“ u. s. w. desselben Gelehrten übertroffen wird. Diese Doppelttheit der Interessen, „die Vaterlandsgeschichte durch die redende und

„bildende Kunst mehr und mehr zu popularisiren und in nationalisiren, aus dem Gedächtniß in die Herzen zu verpflanzen, auf den Toiletten nicht minder als auf den Studierpulten einheimisch zu machen, durch die Frauen auch der Jugend einzufliessen, und vorzugsweise vaterländische Begegnisse, Großthaten und hervorragende Männer durch die Ballade, Legende und Romanze, in epischer und dramatischer Form, in der Historienmalerei und im Basrelief zu verewigen,“ und andernorts „das Quellenstudium durch Herausgabe neuer entdeckter Urkunden, Archivalien, diplomatischer Correspondenzen, Memorialbücher und Chroniken zu erweitern“, erschwerte die Beurtheilung des so heterogen Zusammengesetzten, und war wohl die Ursache, daß die überraschende Fülle darin zu Tage geförderter historischer Züge dem wissenschaftlichen Leser in Norddeutschland weniger sich kund that. Ref. fühlt sich nicht berufen, über die dichterischen Bestandtheile des Taschenbuchs eine Stimme abzugeben; obwohl kein Feind der Muse, wünscht er doch seinerseits, daß aus dem „vaterländischen Geschichte“ gewidmeten, Werke die poetische Beimischung um so mehr ausgeschieden und eigenen Sammlungen zugewiesen werde, da er das Zeitbedürfnis für erledigt erachtet, welches vor einigen und zwanzig Jahren die Vermittlung der Dichtkunst für die vaterländische Geschichte forderte. Die zweite Folge des Taschenbuchs begann nämlich im J. 1810, als die jüngsten Trauerereignisse nicht allein in jedem Oesterreicher, sondern in jedem Deutschen überhaupt einen Bitterkeit des Nationalbewusstseins herbeizuführen droheten, und Kleinmüthige bereits sogar am Werthe vergangener That zu zweifeln anfangen. Nur damals konnte die Frage sich aufdrängen, ob denn Oesterreichs Geschichte so arm an wahrhaft poetischem Stoffe sei? was an und für sich kein Gebrechen wäre, wenn nicht in dem einen Zweifel ein anderer an dem würdigen Inhalte der Geschichte des Kaiserstaats überhaupt involvirt würde. Damals gereichte es den beiden Freiherrn von Hormayr und von Mednyanszky und ihren vornehmen dichtenden Mitarbeitern zu hohen Ehren, durch eine schöne Saat volkstümlicher Poesien diesen niederdrückenden Wahn widerlegt und zur Wiedererweckung eines österreichischen Nationalgefühls geholfen zu haben. Dieser Erziehungszweck ist jetzt vollkommen erreicht: Oesterreich hat sich selbst wieder, und darf in ruhiger Beschaulichung vergangener Thaten und Lei-

den sich erinnern, ohne geffissentlich durch poetischen Farbenschimmer die geschichtliche Wahrheit zu trüben. Ja, Ref. ist der Meinung, daß gegenwärtig die Geschichte Oesterreichs und mancher süddeutschen Länder aus dem Herzen und der Phantasie recht *prosaisch* in den Gedanken aufgenommen werden müßte, weil jene beliebte romantische Verklärung, jene nibelungenartige Auffassung der Babenberger, Habsburger, Wittelsbacher, Zähringer u. s. w. einen kräftigen geschichtlichen Sinn, wie er noth thut, verhätscheln und an Genußsucht gewöhnen, welcher der Ernst des Lebens und der Wissenschaft nicht behagt. Das wahrhaft Große und Erhebende in der Geschichte wirkt in nackter Einfachheit, und bedarf nur für Verzärtelte und Flache eines erborgten Schmucks; gewaltige Schicksale, wie das Kaiserhaus sie erfahren hat, sind Poesie in sich selber, und wir verhehlen nicht das Mißbehagen, welches uns Verse, in Werke ungebundener Rede eingestreut, erregen, selbst wenn, wie in Hrn. v. H. „neuester Geschichte“, die Begeisterung den Verfasser fast unbewußt in Rhythmus fortreißt.

Wünschen wir nun die Poesie, ihren Werth ungekränkt, aus dem Taschenbuche f. v. G. verwiesen, so wollen wir das doch nur von den *modernen Barden* verstanden wissen, indem wir es als eins der schönsten Verdienste des Hrn. von H. preisen, so manches *alte, historische Lied* mit treuer Liebe bewahrt zu haben.

Den Jahrgang 1833 eröffnet uns eine „fortgesetzte Kriegsgallerie der Baiern“, welche uns die Deutung giebt, den Begriff vaterländische Geschichte zunächst auf die bairischen Staaten zu beziehen. Vier tüchtige, ehrenhafte Militärs werden uns mit kurzer Erzählung ihrer Thaten vorgeführt; aber die Zeit ihres Kriegeruhms und ihrer Siege fällt in eine Epoche, von welcher der größere Theil der Deutschen mit Trauer sich abwendet. Es sind die Heldenthaten der Heere des Rheinbundes gegen Oesterreich, so ehrwürdig und groß im Kampfe gegen Frankreichs Alleinherrschaft; es sind Siege ohne Freude, deren Erzählung auch Hrn. von H. keine Erhebung gewährt haben wird. Schneidende Ironie eines politischen Geschicks oder übermenschliche Selbstverleugnung, wenn Hr. v. H. im Jahre 1833 mit Erwärmung die Thaten des Grafen Deroy und seiner Baiern im Tiroler Volksaufstande des J. 1809 berichtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

## XXIII.

'Τπομνημα περι της νησους 'Υδρας. 'Απο τον καιρον καθ' ον εκατοικηθη έως περι τα 1821. 'Τπο 'Αντωνίου Μιαούλη. 'Εν Μοναχω της Βαβαριας και ἐν Ναυπλίω της 'Ελλάδος. Παρα τῷ Ι. Ιακίτῳ. 1834.

*Denkschrift über die Insel Hydra. Von der Zeit der ersten Bewohnung bis zum Jahre 1821. Von Anton Miauli. München und Nauplia. 1834. 4. V. Dem Hrn. Hofrathe v. Thiersch gewidmet.*

Die literarischen Erzeugnisse des wiederauflebenden Griechenlands wolle Deutschland schonend beurtheilen, und bei den irren Schritten des Wiedergenesenden, wo es nöthig, liebevoll die leitende Hand ihm bieten. — Mit solcher Gesinnung mügen wir an die Betrachtung eines Werkes schreiten, welches als Versuch der Bearbeitung heimischer Ortsgeschichte der Aufmunterung um so mehr bedarf, als Griechenland bis jetzt in diesem Felde seine Kräfte fast noch unversucht liefs. — Ueberdies ist uns außer den auf Selbstanschauung gegründeten Bemerkungen des Dr. Koray (in seinem *Mémoire sur l'état actuel de la civilisation de la Grèce. Paris 1803. p. 23.*) und dem vorliegenden Werke bis jetzt kein anderes, von einem Eingebornen mit Sachkenntnis und Liebe geschriebenes über die Insel Hydra bekannt; — für sich allein schon hinreichender Grund, das vorliegende nicht unberücksichtigt vorübergehen zu lassen. —

Der geschichtliche Theil des Werkes, und namentlich jener über die früheren Jahrhunderte, gründet sich nach des Vfs. eigener Aeußerung in der Vorrede grösstentheils auf die Forschungen bereits anerkannt gediegener Geschichtschreiber, die in Werken grösseren Umfangs auch der Insel Hydra gedenken; — die Nachrichten über das 18te und 19te Jahrhundert aber verdankt derselbe der mündlichen Ueberlieferung seiner Landsleute, und theilt sie, zwar nur bis zum Ausbruche der griechischen Revolution im J. 1821 mit, sie bilden aber dennoch den anziehendsten Theil des ganzen Heftes. —

Nach einer kurzen Untersuchung über den Namen der Insel, den die Alten Hydrea schrieben, berichtet der Verf. (S. 2), das nach der allgemeinen Ueberlieferung Hydra erst seit dem Jahre 1470 bewohnt sei, was uns jedoch, wenn man an die so nahe und so besuchte Küste der grossen, fast übervölkerten Halbinsel denkt, kaum glaublich scheinen dürfte. — Alterthümliche Ueberreste von Tempeln, Säulen u. s. w., welcher Zeit angehörend, wird nicht erwähnt, finden sich noch zwei Stunden westwärts der Hauptstadt. —

Die Erzählung der einzelnen Ereignisse ist einfach, chronikartig, nach der Zeitfolge geordnet, in prunkloser Sprache mit beschreibender Genauigkeit manches angenehme Bild unseren Augen vorführend, manche alte Sage redselig mittheilend. — So z. B. S. 3 von jenem Greise, den sein Sohn nach alter Landessitte in einem Korb an den Rand des Ufers trug, um ihn, der nimmer arbeiten, nimmer wirken könne, als unnütze Last

in's Meer zu stürzen, wo dann der Alte dem Sohne den bittern Rath ertheilte, den Korb sorgfältig zu bewahren, damit sein Kind einst Gleiches ihm erweise, worauf jener kühn der unmenschlichen Sitte trotzend, den Grund zu ihrer Abstellung legte; — und S. 4 jene vom Marienbilde am Meeresstrande, das Seeräuber als Beute mitnahmen, bei einem bald darauf ausgebrochenen Sturme aber, als vermeinten Grund des Unwetters in Stücke hieben und den Fluthen preisgaben, das jedoch Tag darauf an der alten Uferstelle, von den Wellen geschaukelt, anlangte, weshalb jene Kapelle heute noch zur „Wiederauflerenden“ heisst, u. d. m. — In den ersten Jahrhunderten sehen wir die Bewohner Hydras von algerischen Seeräubern, wie z. B. 1656 viel erdulden, sich gegen türkische Raubsucht durch jährliche Gaben schützen, nach und nach aber ihren Handel zunehmen, der sich freilich anfänglich nur auf den Peloponnes beschränkt, und gleichsam in ihm lebend, jede seiner Wunden mitfühlt, bis endlich der Friede von Kainartschi 1774 den Drangsalen ein Ende setzt. — Grössere Schiffe werden nun gebaut, die weitere Bahnen zurücklegen, einzelne Stämme beginnen zu blühen in Handel und Schifffahrt, wie jener der Lasareer und in diesem namentlich Lasar Kokini, so wie Johannes Surmas, ein Mann von bedeutenden geistigen Anlagen, und „zu jener Zeit der Aufgeklärteste unter den Hydrioten“. — Das Verhältniß zur Pforte gestaltet sich jetzt immer freundschaftlicher, es werden jährlich 50 Matrosen gleichsam als eine Huldigungsgabe derselben dargebracht. —

Im Jahre 1779 konnte Hydra schon 32 lateinische Schiffe als Hülfsmacht der Pforte senden. — In den Kriegen der letzten gegen Rußland ward eine ähnliche periodische Absendung von Streitkräften zur Regel, die lange Jahre hindurch sich fort erhielt. — Um das Jahr 1787 segeln Hydrioten bereits nach Livorno, Genua, Sicilien, ja Demeter Christophilos der Erste nach Amerika. — Aber auch manches Unglück hemmte diese Fortschritte, der Seeräuber Maggior-Lambro Katsoy und Wilhelm der Maltheser, so wie 1792 eine verheerende Seuche brachten die Einwohner Hydras endlich fast zur Verzweiflung, so daß sie sich, wie man noch erzählt, damals entschlossen, ihre unglückliche Heimath ganz zu verlassen, um sich zu Athen anzusiedeln, was jedoch von den Einwohnern dieser Stadt ihnen nicht gewährt wurde. —

Die Abgaben an die Pforte waren auch nicht unbedeutend, 3000 Grossaia jährlich, doch die unermüdlischen Handelsleute wußten sich auferwärts wieder schadlos zu halten, der Verkehr mit Spanien nämlich in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts brachte bedeutende Summen ein, man liebte die gewandten Seeleute mit ihren kleinen, pfeilschnellen Schiffen.

Anziehend ist die Weise, nach welcher der Gewinn einer glücklich beendigten Seefahrt vertheilt zu werden pflegte. — Nach Abzug von fünf Procent desselben, welche für die Gemeindeauslagen und den Tribut an die Pforte bestimmt waren, fiel die eine Hälfte des Restes dem Eigenthümer des Schiffes zu, die andere ward in durchgehends gleichen Beträgen vertheilt, dabei jedoch selbst kleine Kinder nicht ausgenommen, die halblige Jungfrau, Beschützerin Hydras, erhielt ebenso ihren Antheil. — Daß auch Kinder bedacht wurden, geschah aus dem Grunde, damit sie, wenn ihre Väter plötzlich starben, eine Summe vorrätig fänden, um ihr Haus noch ferner aufrecht zu erhalten, so wie auch, um ihnen die Mittel zu einer frühen Verheirathung zu bieten, die bei Jünglingen gewöhnlich vom 18–20, bei Mädchen im 12. oder 13. Jahre vollzogen ward. — Fröhlich schon wurden sie in der Schifffahrt unterrichtet, Inseln, Sandbänke und Untiefen ihnen einmal nur gezeigt und benannt, kamen sie dann ein zweites Mal an die Stellen und wußten deren Namen nicht wieder zu nennen, half körperliche Züchtigung ihr Gedächtniß schärfen. —

Solche und ähnliche Züge finden sich fleißig in dem besprochenen Werke aufgezeichnet, die jedoch der Raum alle hier anzuführen nicht erlaubt. — Die Ausstattung des Heftes ist überdies gefällig, wenn auch nicht ohne häufige Druckfehler.

Th. G. v. Karajan.



Februar 1835.

*Taschenbuch für die vaterländische Geschichte.*

*Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr.*

(Fortsetzung)

• Haben wir diese politische — Palinodie möchten wir fast sagen, wenn wir anders nicht von hoher Achtung gegen Hrn. v. H. erfüllt wären — so wie einige Romanzen des verstorbenen J. J. Sendtner hinter uns, so thun die reichsten Fundgruben deutscher Vorzeit sich auf; die Fahrten alter Baiern in ferne Lande, Ulrich Schmiedels aus Straubing, welcher 1535 Buenos Ayres erbauen half; des Grafen von Löwenstein Pilgerzug nach Palästina, 64 Jahr nach des starken Bogislav X. Odyssee, zwar nicht so streitbar und abentheuerlich, aber doch gleich ergötzlich wie des Pommernherzogs. Wiewohl Alles hier Gegebene die deutsche Special- und besonders die Cultur-Geschichte bereichert, haben wir aus der Mannigfaltigkeit historischer Dokumente nur Einzelnes hervor. Heinrich III. Reise nach Polen, schimpfliche Flucht, sein Aufenthalt in Wien und in Heidelberg, wo Kurfürst Friedrich III. ehrlichen Sinnes den Valois, den Beschöniger der Bluthochzeit, beschämte und ängstigte, ist, fast gleichzeitig mit der Bekanntmachung durch das T., schon in Raumers neuere Geschichte übergegangen; die Hussitenschlacht auf der Bhanie i. J. 1426 noch unbenutzt in den charakteristischen Details; dagegen der „Schiffbruch Peter Ernsts von Mansfeld“ schon anderweitig aus einer Handschrift der Königl. Regierung zu Merseburg bekannt und in Niemanns Geschichte der Grafen von Mansfeld angezogen. Ein stehender Artikel im Taschenbuche ist der Beschreibung alter Burgen gewidmet, und zwar vorzüglich des lange noch nicht ausgebeuteten, in Werken der Natur und der Menschenhand so anziehenden Böhmens; Bürglitz (Burglein, slawisch Krziwoklat), zwischen Rakonitz und Beraun, wird uns in Form eines Reisebe-

richts an F. H. von der Hagen anmuthig und lehrreich geschildert, und die Schaudergeschichte eines ehrwürdigen Geistlichen, des Bischofs der böhmischen Brüder, Johannes Augusta, welcher 16 Jahr auf Befehl des römischen Königs und Kaisers Ferdinand I. im dortigen Staatskerker schmachtete, erzählt. Es soll dem neusten Biographen des Kaisers, Hrn. von Bucholtz, schwer werden, dieser nächtlichen Partie der Geschichte seines Helden, welche an das berühmte Torturmandat Giovan Galeazzos erinnert, einiges versöhnende Licht zuzuwenden. — So ergeht sich das Buch in unermüdlichem Wechsel über die verschiedensten Zeiten und Länder Süd-Deutschlands; bald in alterthümlich sprechenden Berichten, Briefen, Actenstücken, in Schilderung besonderer kirchlicher Zustände, wie der Deisten in Böhmen, welche, (auch von Dohm erzählt es) auf Josepha II. Befehl, mit Stockschlägen bekehrt wurden; bald in Aufdeckung mönchischer Bosheit (Verschwinden eines Franciskaners im J. 1770), bald in einer bunten Reihe historischer Anekdoten, welche, als stehender Artikel, Sitten, Gebräuche, Luxus des bürgerlichen und ritterlichen Lebens der Vorzeit charakterisiren. Erfreut der Leser sich an dem fröhlichen öffentlichen Leben unserer Vorfahren, so wird ihm wieder unheimlich, sieht er unter der Aufschrift: „Untreue schlägt den eigenen Herrn“ die unerbittliche Strenge der Bürger Nürnbergs gegen ungewissenhafte, diebische Rathsglieder mit drei Beispielen belegt. — Der Abschnitt: „Sagen, Legenden, Zeichen und Wunder“, deutet hie und da durch romanhafte Einkleidung auf einen Nebenzweck des Buches „Unterhaltung der lieben Frauen“ hin; die letzte Erzählung St. Helena ist dagegen ein fast urkundlicher Beitrag zur Geschichte des beschämenden Verhältnisses Josepha I. zu Karl XII. im J. 1707, und paßt nicht unter die Rubrik. — Aber auch an wissenschaftlichen, gelehrten Arbeiten geht dieser Jahrgang nicht leer aus: dahin gehören „Stibor Vajda und seine Macht“, ferner gediegene

Leistungen des Archivar-Rath Oesterreicher, „älteste Verhältnisse zwischen Böhmen und Baireuth“, „Gustav Adolfs Güterschenkung von dem Fürstbisthum Würzburg“, „die Burg Schaumburg“, und „actenmäßige Darstellung der Juden in Igau“; gelehrte Monographien, wie wir sie in Ledeburs Archiv für die Geschichtskunde des preussischen Staates, welches sich Hrn. von H. Sammlungen zum Muster genommen zu haben scheint, immer zu finden wünschen.

Zu dem besondersten Danke sind dem geehrten Hrn. Herausgeber die Freunde alter deutscher Geschichte für die Sorgfalt verpflichtet, welche derselbe zeither auf Entdeckung und Mittheilung alter historischer Lieder gerichtet hat. Rege Theilnahme unserer Vorfahren am öffentlichen Leben wird durch nichts überraschender bezeugt als durch die Fülle der Lieder, welche jedes öffentliche Ereigniß im Reiche hervorrief, und welche gewissermaßen die Stelle der Zeitungen vertraten, da sie von Mund zu Mund schnell verbreitet oder als Flugblätter gedruckt wurden. Dichterischen Werth besitzen nur wenige, aber desto mehr Wahrheit und unmittelbare Anschauung; in kernhaft-verständiger Weise sprechen sie die öffentliche Meinung, die *vox populi* aus, enthüllen verdeckte Triebfedern der Handlungen, bringen in der Menge mitwirkende Personen an's Licht und sind um so glaubhafter, da die „Spruchmacher“ in der Regel Augenzeugen des Geschehenen waren. O. L. B. Wolfs Versuch, die historischen Volkslieder der Deutschen zu sammeln, ist sehr ungenügend ausgefallen, wie denn die Poeten diesem Unternehmen fern bleiben mußten. Das südliche Deutschland begünstigt Sammlerfleiß mehr als der Norden und darum hat auch diesmal Hr. v. H. sieben Lieder mittheilen können. Das erste gehört mit Hans Rosenplützs des Schnepferers „vom Kriege zu Nürnberg“ zusammen; zwei betreffen böhmisch-deutsche Händel; zwei die bairische Geschichte; das sechste besingt den Sieg Max I. bei Terouanne, die Sporenschlacht v. J. 1513; das letzte die Schlacht bei Pavia, welches Ref. für verloren gab, und es daher mit um so größerer Freude in seine Geschichte G. von Frundsberg aufnahm. —

Im fünften Jahrgange übergehen wir, als unseres Berufs nicht, die modernen Dichtungen (König Emmerich, im Versmaße der Nibelungen, einen „Sang vom Pappenheimer“, Fuggers Feuerwerk, zwei Balladen „Franciscus von Sickingen“ von Duller und ein Bruchstück

des historischen Trauerspiels von Gerle, Udalrich, und wenden uns, Verwandtes an einander reihend, zum geschichtlichen Inhalte. Eine projectirte Ehestiftung zwischen dem Erbprinzen von Baireuth und der Tochter Peters I. und Katharina ist unseres Wissens ein noch unberührter Punkt in der russischen Geschichte, wenigstens wird desselben nicht im „veränderten Rußland“ (von Weber) erwähnt. Katharina hatte testamentlich die Verbindung Elisabeth Petrowna's mit dem Herzoge von Holstein, Bischof von Lübeck, anbefohlen, mit einem Brautschatze von 300000 Rubel und einer nach und nach zu zahlenden Million; der verlobte Bräutigam war am 1. Juni 1727 v. st. an den Blattern gestorben und mithin war die Hand der reichen Czarewna frei geworden. Im Januar 1729 bemühte sich der Wiener Hof, dieselbe dem gedachten Erbprinzen zuzuwenden; bedächtig wurden diplomatische Unterhandlungen angeknüpft; da aber der junge Kaiser, in den Händen des Dolgorukkoi, die Herausgabe jener Million, um welche es dem verschuldeten Markgrafenhause besonders zu thun war, verweigerte, zerschlug sich die Sache (auch andere Gründe mögen gewaltet haben) und Elisabeth blieb nach dem Tode Peters II. und bei der Thronbesteigung Anna Joanownas unvermählt. Friedrichs II. Schwester ward im November 1731 die Gemahlin des Markgrafen; Elisabeth dagegen die erbitterte Feindin des Königs, nachdem sie die Joansche Linie verdrängt. — Im Gleichen zur Geschichte des XVIII. Jahrhunderts gehört: „Abwendung der Sturzes der ungarischen Verfassung durch zwei adle Frauen“, und eine Reihe von Actenstücken und Notizen, die ungarischen Unruhen während des spanischen Erbfolgekriegs betreffend. Der erste, etwas apokryphische Beitrag zur Politik des Hauses Habsburg lehrt, wie es zweien hochherzigen „geliebten“ Frauen, der Gräfin Althann-Pignatelli, Freundin Karls VI., und Eleonore Bathfanyi-Stratimann, Vertrauten Eugens von Savoyen, gelang, durch Thränen und feurige Beredamkeit den Herrscher zu bewegen, abzulassen von dem zu Zeit des Passarowitzer Friedens entworfenen Plane, Ungarn durch Gewaltmittel „auf böhmischen Fuß zu setzen.“

(Der Beschluß folgt.)

#### XXIV.

*Experiments and Observations of the Gastric Juice and the Physiology of Digestion. By William Beaumont, M. D. Surgeon in the U. S. Army. Platts-*

burgh, Allen 1833. 290 S. 8. Auch ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: *Neue Versuche und Beobachtungen über den Magensaft und die Physiologie der Verdauung von Dr. W. Beaumont. Aus dem Englischen von Dr. Bernhard Luden, prakt. Arzt in New-York. Leipzig 1834.*

Der Vf. hatte Gelegenheit bei einem starken und gesunden jungen Mann von 18 Jahren, der durch zufälliges Losgehen einer mit Hühnerschrot und Pulver geladenen Flinte eine Magenwunde erhielt, nach welcher eine große Fistelöffnung des Magens zurückblieb, Beobachtungen über den Zustand des Magens in verschiedenen Digestionsperioden, über krankhafte Affectionen und die Bewegungen desselben, besonders über über die Digestion von Speisen, welche entweder verschluckt oder durch die Fistelöffnung, welche durch eine Hautverlängerung in Form einer Klappe verschlossen werden konnte, eingebracht waren, anzustellen, indem er diesen Menschen zu sich in Dienst nahm, und ihn mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen vom Jahr 1825 bis 1833 zu seinen Versuchen benutzte.

Wie schon der Titel der Schrift besagt und der Verf. an mehreren Orten nachdrücklich wiederholt, liegt diesen Versuchen die Spallanzanische Verdauungstheorie, nach welcher die Speisen im Magen durch einen Magensaft chemisch aufgelöst werden, zum Grunde, und der Vf. gelangt im Wesentlichen zu denselben Folgerungen wie Spallanzani oder hat seine Versuche vielmehr ganz nach dem Vorbilde von Spallanzani angestellt, nur mit der Abweichung, daß er die Wirkung des Speichels auf die Digestion, welche Spallanzani als notwendig erkannte, gänzlich leugnet und dem Speichel bloß eine mechanische Wirkung beim Kauen und Schlingen zuschreibt. Indessen erlaubt die seltene Eigenthümlichkeit der Magenwunde (man kennt nur wenig ähnliche Fälle, von denen einer vor mehreren Jahren zu Paris nach einer Wunde durch das Horn eines Ochsen von Dupuytren beobachtet und zu Versuchen benutzt wurde) dem Vf. auch nebenher andere Beobachtungen zu machen, die wir wegen ihres Interesses zuerst anführen wollen. Es gehört dahin 1) daß die innere Fläche des Magens bei krankhafter Digestion auch ein krankhaftes Aussehen bekam, sich röthete und trocken, manchmal blafs und feucht wurde, sich mit Exanthenen oder dunkelrothen Pocken bedeckte, die sich häufig mit Eiter füllten. Auch kleine schwammige Krusten in Verbindung mit unregelmäßigen rothen Flecken entstanden zuweilen, und Abschälen der inneren Haut war keine ungewöhnliche Erscheinung. 2) Daß der pylorische Theil des Magens bei seiner Bewegung sich durch eine ringförmige Einschnürung absondert, um den gebildeten Speisebrei aufzunehmen, eine Beobachtung, welche das, was man bei fleischfressenden Thieren sieht und schon längst auch beim Menschen nach Analogie annahm, entschieden beim Menschen bestätigt. 3) Daß unverdaute, besonders Fleischspeisen im Magen leicht alle Erscheinungen von Fieberkrankheiten erzeugen, indem sie stinkend und scharf werden. 4) Daß die Auflösung der ganzen Speise-

masse nicht vom Umfang nach der Mitte schichtenweis geht, wie es zuerst Wilson Philipp bei Kaninchen bemerkte, sondern daß in der Mitte des Magens die Auflösung gleich wie an den Wänden stattfindet; was sich auch bei carnivoren Thieren findet.

Von den einzelnen Verhältnissen, auf welche der Vf. seine Aufmerksamkeit bei den Versuchen richtete, erwähnen wir zuerst die Verdaulichkeit der Speisen und die Zeit der Digestion verschiedener Mahlzeiten. Die meisten Versuche beziehen sich hierauf, und die Zeit, binnen welcher die Speisen verdaut wurden, ist überall genau angeführt. Leider aber geben diese Versuche kein bestimmtes neues Resultat. Der Vf. beobachtete in verschiedenen Mahlzeiten die Zeit der Digestion von Fleisch sehr verschiedener Thiere (Rind, Hirsch, Schwein, Hahn etc.) und zwar gebraten und gekocht; aber da er nicht die Menge der Nahrung, die in einer bestimmten Zeit digerirt wurde, bestimmte, so liefs sich, wenn einmal eine Mahlzeit gebratenes Rindfleisch in  $2\frac{1}{2}$ , das anderemal in 3, das drittemal in  $3\frac{1}{2}$  Stunde und so ähnlich bei den übrigen Fleischsorten verdaut wurden; daraus nichts Sicheres entnehmen, als daß die gewöhnliche Zeit, binnen welcher eine Mahlzeit verdaut werde, 3 bis  $3\frac{1}{2}$  Stunde sei. Sicherer wäre der Weg gewesen, verschiedene Nahrungsmittel, die zugleich genommen waren, in der Folge ihrer Chymifikation zu beobachten, worauf der Vf. aber nur, wie es scheint zufällig, in einem Versuch (dem ersten) kam, den der Vf. nicht als einen sichern Maßstab der Kräfte des Magens ansieht.

Die meiste Aufmerksamkeit hat der Vf. auf die Beschaffenheit und die Wirkungen des sogenannten Magensaftes verwandt. Wie alle andern Beobachter hat auch der Vf. gefunden, daß der nüchterne Magen durchaus leer ist und daß sich keine Flüssigkeit darin angesammelt findet. Doch hat er die Reactionen der Magenwände nicht genau untersucht und überhaupt nur mittelst Geruch und Geschmack die Eigenschaften untersucht. Er sagt nur, daß sich durch Geruch und Geschmack keine Säure darin erkennen lasse, während doch in der That die Reaction bei allen Carnivoren nicht nur nicht sauer ist, sondern sogar positiv alkalisch wird. Nun entstand aber, sobald Speisen oder ein fester unverdaulicher Körper in den Magen kam, Ansammlung einer sauren Flüssigkeit, die um so saurer erschien, je mehr die Speisen verdaut wurden (p. 76). Von dieser Flüssigkeit konnte der Vf. durch Einbringen einer elastischen Röhre, wodurch die Flüssigkeit abfloß, Portionen von  $\frac{3}{4}$  bis höchstens 2 Unzen sammeln. Er macht aber gar keinen Unterschied zwischen dem so durch Speisen im Magen erzeugten und dem aus dem leeren Magen gesammelten Saft; indem er aus dem leeren Magen oft durch den bloßen Reiz der elastischen Röhre nichts erhalten konnte und dann Brodkrumen einbrachte (p. 93. 94.), um sich Saft zu verschaffen. Nun ist aber die nach dem Genuß von Nahrung sich bildende Flüssigkeit wahrer Chymus, dessen Eigenschaften mit dem Inhalt des nüchternen Magens nicht zu verwechseln sind. Auch sammelte der Verf. zuweilen sogleich nach der beendeten Digestion der festen Speisen von größeren Mahlzeiten gastrische Flüssigkeit, die ebenfalls wahrscheinlich nichts als Ueberreste von Chymus

war, in Verbindung mit nachgeflossenen Speichel. Denn der Vf. erzählt in vielen Versuchen (p. 163 u. a.), daß sein Magensaft trübe war, Schleimflocken und sogar kleine Theilchen von den Tags zuvor genossenen Austern, Brot u. dergl. enthalten habe! Alles dieses hielt der Vf. für denselben Magensaft. Der Vf. ist gar nicht aufmerksam darauf gewesen, daß beständig Speichel secretirt wird und allmählig in den Magen fließt, von welchem in nüchternem Zustande die wässrigen Theile eingesaugt werden, während die festen zurückbleiben. Bei einigen Personen ist der Speichel immer sauer, und in diesem Falle wird es auch der in den Magen geflossene sein, und es ist natürlich, daß durch eine in den Magen gelegte Röhre, so lange deren Reiz im Magen vertragen wird, die langsam einfließende Flüssigkeit abfließt, die dann (auch von Spallanzani) für Magensaft gehalten worden ist. Auch sagt der Vf. selbst, daß sein Magensaft häufig mit Speichel vermischt war. (S. 156. 158.) Nach den Untersuchungen der Prof. Dunglison und Silliman zeigte salzsaures Silber in der sauren Flüssigkeit auch nach der Destillation starke Niederschläge, woraus sie auf freie Salzsäure schlossen. Da aber in den Sekreten der Digestionswerkzeuge und besonders im Speichel sehr viel salzsaures Ammonium enthalten ist, welches sich auch überdestilliren läßt, so folgt die Gegenwart freier Salzsäure aus diesen Versuchen keinesweges, sondern offenbar rührten die Niederschläge durch Hüllenstein von Salmiak her. Hieraus ist klar, daß die Meinung: der Magen sende einen eigenen sauren Saft ab, welcher die Speisen auflöst, keinesweges durch jene Beobachtungen zu beweisen ist, in welcher saurer Speisebrei und in den Magen fließender Speichel für identische Dinge gehalten wurden, bloß wegen der vorgefaßten Theorie von saurem Magensaft, während doch dasjenige, was man mit diesem Namen belegt hat, einen ganz verschiedenen Ursprung hat. Ueberhaupt zeigen sich in den Versuchen viele Widersprüche, welche selbst die Beobachtungen zum Theil unzuverlässig machen. An vielen Orten behauptet der Vf., daß Nahrungsmittel ungekaut und ohne Speichel im Magen verdaut würden, bloß durch den Magensaft, während er an andern Stellen übereinstimmend mit Spallanzani und allen späteren guten Beobachtern erzählt, daß ungekauertes Fleisch nicht im Magen verdaut wird (p. 103 u. a.). S. 142 wird erzählt, der mit Alkohol vermischte Magensaft bilde ein milchweißes trübes Fluidum, während der zu anderer Zeit gesammelte Magensaft (S. 94) mit Wein und Weingeist vermischt ganz klar blieb. Wie konnte beides einerlei Flüssigkeit sein? S. 156 wird erzählt, daß eine künstliche Digestion von Speisen mit Speichel (der durch Auspeien erhalten war, also wohl viel Mundschleim enthielt) bald faule, während die mit Magensaft digerirten Speisen aufgelöst würden und süßlich riechen; aber p. 89. 208 u. f. wird angeführt, daß mit Magensaft digerirtes Ochsenfleisch auch in Fäulniß übergegangen sei, und hinwiederum p. 176, daß mit etwas Essig gesäuertem Speichel (der also mit dem sauren Speichel vieler Menschen übereinstimmen mußte) eine künstliche Digestion bewirken konnte. An vielen Orten er-

zählt der Vf., daß der Magensaft lange, selbst jahrelang, aufbewahrt werden könne, ohne zu faulen, sogar die Fäulniß verhindern, dagegen wieder an andern Orten (S. 202), daß derselbe kurz nach dem Herausnehmen schon verdorben und nach 40 Stunden beinahe stinkend war, und dennoch soll er eine künstliche Verdauung bewirkt haben! Ein andermal soll der verdorbene Magensaft wieder nichts aufgelöst haben. Hieraus geht nur hervor, daß die künstlichen Digestionen mit Magensaft und Speichel überhaupt keine Verdauung, sondern Prozeß von Gährung und chemischer Zersetzung, selbst von wahrer Fäulniß sind, die durch Schütteln und Wärme begünstigt werden. Daß der Speichel im natürlichen, ganz verdünnten Zustande eine verschiedene Wirkung von dem durch Einsaugung im Magen concentrirten haben muß, ist natürlich, und daß eine im Magen begonnene Digestion durch Bildung von Speisebrei eine Zeit lang außer dem Körper in der Blutwärme sich fortsetzt, widerspricht den sonstigen physiologischen Gesetzen nicht, ist aber kein Beweis für die chemische Auflösung der Speisen in einer chemischen Flüssigkeit. Am leichtesten hätte der Vf. die Irrthümer in seinen Folgerungen einsehen können, wenn er einen Blick auf die von ihm selbst angegebenen quantitativen Verhältnisse seines Magensaftes zu den aufzulösenden Speisen geworfen hätte. An sehr vielen Orten erklärt er, durch die stärkste künstliche Reizung nie mehr als zwischen zwei Drachmen bis höchstens zwei Unzen Saft in einer oder zwei Stunden haben erhalten zu können. Nun führt er aber eben so oft an, daß er einen Theil Fleisch oder andere Nahrung im Magensaft auflösen, wenigstens 4 bis 6 Theile Magensaft gehören; denn weniger Magensaft sei, trete eine Sättigung ein, und die Digestion höre sogleich auf. Es würde also eine Mahlzeit von 4 bis 6 Unzen Fleisch, die man in Zeit von einigen Stunden im Magen verdaut, zur Auflösung wenigstens 24 bis 36 Unzen Magensaft, also im Mittel 48 Mal mehr als nach des Vf. Theorie vom Magen abgesondert werden könnte, erfordern. Da fast alle Versuche des Vfs. darauf hinaus laufen mit Vernachlässigung aller lebendigen Verhältnisse dennoch solche chemische Auflösung zu zeigen, so muß man bekennen, daß diese Seite der Versuche den Anforderungen, welche die Wissenschaft in ihrem jetzigen Zustande an sie zu machen berechtigt ist, keinesweges genügt, wenn gleich nicht zu übersehen ist, daß sehr dankenswerthe Einzelheiten, die oben angeführt sind, mit unterlaufen. Selbst die chemischen Verhältnisse sind nicht mit der Genauigkeit und Kenntniß dargestellt, daß sie rein als solche im Mindesten befriedigen könnten, und man wird durch die geringen, den bekannten nicht wesentlich Neues hinzufügenden Resultate so weitläufiger Bemühungen auch hier sehen, wie nothwendig es ist, den lebenden Organismus auch mit lebendigen Augen anzusehen, wenn unsere Kenntniß von ihm seine wahren Natur entsprechen sollen. Die Uebersetzung ist flüchtig und die Ausstattung derselben ansprechend. Warum überall *coagulae* statt *coagula* gesetzt ist, wissen wir nicht.

Februar 1835.

*Taschenbuch für die vaterländische Geschichte.*  
*Herausgegeben von Joseph Freiherrn von*  
*Hormayr.*

(Schluß.)

Durch allegorische Bildwerke soll die That im ehemaligen Albani'schen Schloß zu Csáktornya verewigt und noch sonst durch Familienpapiere und mündliche Ueberlieferung verbürgt sein. — Es folgt eine begeisterte Proklamation des Fürsten Franz Rakoczy vom J. 1703, welcher das auf seinem Vaterlande lastende Joch Oesterreichs zu brechen versuchte, und jenen mehrjährigen unglücklichen Bürgerkrieg anfauchte. Der Stil erinnert hier und da an die berühmten Mahdbriefe Dantes an Arrigo und die Römer, so der Anfang: „*recrudescunt inclytæ gentis Hungaræ vulnera*“, zählt aber auch in Dedicationenform die Unbilden auf, welche die kraftvolle Nation unter Habsburgs Scepter erduldet. Die übrigen sieben Stücke, mit zum Theil gräßlichem Lichte jene Periode beleuchtend, gewähren jedenfalls dankenswerthe Beiträge für die Geschichte des neuen Ungarns, dessen Schicksale, aus dem Gedächtnisse des Volkes verdrängt, wohl nicht leicht genügend zur Kenntniß gelangen werden. — Die Monographie Leopolds von Egloffstein, Bischofs von Bamberg, voll brauchbarer Notizen über Frankreichs Special-Geschichte, stützt sich auf unkundlichen Reichthum. Möchte doch von rheinischen Gelehrten gleicher Fleiß auf das Wirken Balduins von Trier, des Zeitgenossen Leopolds, gewandt werden. — Von Burgen erhalten wir eine malerische Beschreibung von Konstantin, in der Neutraer Gespanschaft; die „Schilarsien“ der böhmischen Königsburg Karlstein, für deutsche Kunstgeschichte im Mittelalter von hohem Interesse; Baugstein unweit Böhmisch-Leipa; den Tollenstein, wo nach Balbin eine *alba Domus* aus den Fenstern der Wanderer sich zu zeigen pflegte; Balisko bei Niemes. Ueberall finden wir die geschichtlichen

Momente gefällig zusammengestellt. Am anziehendsten ist Ref. die Rubrik „deutsche Städte im Mittelalter, Sitten“ u. s. w., in diesem Jahrgange wiederum sehr reich bedacht. Wir erhalten eine Chronik des inneren Lebens Augsburgs vom Jahre 1290 bis in's XVI. Jahrh. hinein, voll köstlicher Züge des reichsstädtischen Treibens. Wir heben aus der großen Mannigfaltigkeit „das Schießen zu Augsburg i. J. 1470“ hervor, ein Volksfest in wahrer Bedeutung, welches die Bürger von nahe und fern mit Fürsten und Herrn in der löblichen Kunst des Stahlschiessens vereinigte und in seinen humoristischen Beimischungen und Zwischenspielen den lebensfrohen Sinn jener glücklichen Gemeinde aussprach. Wie 420 Schützen, auf Kosten der Stadt wohl verpflegt, 13 Tage hindurch in der mit Zelten geschmückten Rosenau nach guten Kleinodien geschossen, und auch der aus Ungarn gekommene Gesell, weil er *überhaupt gekommen*, mit einem Ringe bedacht war, warf man noch allerlei Preise für Leibesübungen und lustige Spiele auf: Herzog Christoph von München gewann im Laufen, so wie im Weitspringen auf einem Fusse; ein Ritter im Steinstossen; Herzog Wolfgang im Wettrennen zu Pferde; ein Bauer dagegen war Meister im Kegeln. Wer das Beste im Gesichtserschneiden gewonnen (denn auch über Leistungen der Grimaçiers pflegten bei solchem Volksjubiläum in schwäbischen Städten erwählte Rathsherren ernsthaft zu richten), ist hier nicht erzählt; dagegen trug, nach dem Rennen der jungen Burschen, im Laufe der „gemeinen Frauen“ eine Hure von München den Preis davon. Solche obrigkeitliche Ermunterung dieser unehrlichen Zünftlerinnen auf ihrer Laufbahn ist lombardischen Ursprungs: zu Pavia liefen am Tage des h. Syrus die H. nach „gesalzenem Fleische“ (*Laudes Papiæ bei Muratori cod 28.*); auch des Wettlaufs der Männer wird am frühesten in Italien erwähnt (*Dante Infern. c. XV. v. 121.*). — Aehnliche Züge einer originellen Volkslust bietet auch Abschnitt XIX, weist aus Nürnberg Vor-

zeit. Da finden wir im „Schempartbuch“ nebst zwei getreuen Abbildungen den Ursprung des Schönbardlaufs im J. 1349, eine fröhliche Sitte, welche im Ernst des Kirchenstreits i. J. 1539 erstarb. Das ergötzlichste Geschichtlein, „wie die tanzlustigen Frauen Nürnbergs i. J. 1489 den röm. König Max. zwangen, noch ein Tänzchen zu machen, indem sie dem eilfertigen Reichsoberhaupt Stiefel und Spornen versteckten“, ist auch an andern Orts bezeugt. *Non capit hoc aevum gaudia prisca patrum!* Wie das damalige Leben an gleich grell heraustretende Aeußerungen der Lust und des Grauns gewöhnt war, lehren 361 Hinrichtungen, welche der Freimann zu Nürnberg während seines Amtes vollzog, seine Gewerkegenossen in Stralsund und Lübeck mochten mit derselben Thätigkeit prunken können. — Geselliges Zusammenleben der Fürsten mit den Bürgern vermittelte im XV. u. XVI. Jahrh. die Armuth, in welche die ersten nach gebräuchlicher Zersplitterung des schon getheilten Vatererbes gerathen waren. Viele, oft widerwärtige, Beispiele fürstlichen Elends bietet die Hausgeschichte, besonders der jüngeren pfälzischen Linie, und der schlesischen Herzoge, eine fast bettelhafte Dürftigkeit, welche der Einmischung französischer Könige in deutsche Reichsangelegenheiten Thür und Angel aufthat. Damit nicht schlechte Wirthschaft auch den Hessen-Casselschen Stamm in so unwürdige Abhängigkeit stürzte, unterwies der sparsame Landgraf Wilhelm V. seinen Stiefbruder Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels mit der Autorität des Seniores in der Haushaltungskunst durch einen Brief, den wir mit Vergnügen hier aufgenommen finden. Wie weit in acht protestantischen Ländern der lächerlichste Aberglauben selbst noch in's Jahrhundert der *Philosophie* hineinreichte, lehrt der Befehl Herzog Ernst August von Weimar v. J. 1743, „in allen Gemeinden einen hölzernen Teller, mit mystischen Zeichen versehen, als Löschmittel bei Feuersbrünsten bereit zu halten“!

Wir übergehen die „Sagen, Legenden u. s. w.“, welche mindestens unterhaltend sind, so wie den Bericht über eine Rede: „Baiern und Griechenland“, am Stiftungsfeste der Akademie zu München 1832 vorgelesen, und schliessen mit der Angabe historischer Lieder, deren dieser Jahrgang sich erfreut. Drei betreffen des „bösen Fritz“ (Kurfürsten von der Pfalz) Kriege und Siege; Hans Glaser von Auren singt die Thaten Ulrichs von Württemberg im Erbfolgestreite nach dem Tode Ge-

orgs, des Reichen von Baiern-Landshut, im fünften prei uns Peter Weiglein, „ein Beckerknecht“ von Rothenburg, wie die Bürger i. J. 1439 das Schloß Ingolstadt stürmten und verbrannten.

So sehen wir das Feld der älteren süd-deutschen Geschichte nach allen Richtungen auf das erfreulichste erweitert und können nur wünschen, daß gleich verständiger Fleiß und gleiche Liebe die nord-deutschen Archive ausbeuten möge, die zwar spärlichere, aber immer dankwerthe, Funde versprechen.

F. W. Barthold.

## XXV.

1. *Dobrowsky's Slawin. Bothschaft aus Böhmen an alle slaw. Völker, oder Beiträge zu ihrer Charakteristik, zur Kenntniß ihrer Mythologie, ihrer Geschichte und Alterthümer, ihrer Literatur und ihrer Sprachkunde nach allen Mundarten. Zweite verb. berichtigte u. verm. Aufl. von W. Hanka. Prag 1834, C. v. Mayregg. 496 S. in 8. Mit sechs zum Theil kolorirten Kupfertafeln, drei Facsimils und vier Tabellen.*
2. *Dobrowsky's Glagolitica. Ueber die glagolitische Literatur u. s. w. Ein Anhang zum Slawin. Zweite verb. u. viel vermehrte Aufl. von W. Hanka. Prag 1832, v. Mayregg. 86 S. in 8. Mit drei Schrifttafeln.*

Diese beiden neu aufgelegten Schriften Dobrowsky's bildeten früherhin ein einziges Werk, indem die Abhandlung über die glagolitische Litteratur der ersten Ausgabe des Slawin (Prag 1806, 479 S. 8.) als Beilage diente. Wir können daher beide Werke schon deshalb, und noch mehr ihres korrespondirenden Inhalts wegen, hier gemeinschaftlich zur Anzeige bringen.

1. Die vielseitigen slawistischen Forschungen des verewigten D., von ihm immer mit der geistigen Ueberelegenheit eines Entdeckers betrieben, ließen ihn schon frühzeitig das Bedürfnis eines Magazins für die slawische Litteratur fühlen. D. gründete ein solches zuerst 1779, mit der Einschränkung auf Böhmen allein; hierauf 1780 und abermals 1786, mit gleichzeitiger Berücksichtigung Mährens; endlich in größter Ausdehnung auf

die slaw. Gesamtlitteratur 1806, wo das eben anzuzeigende Werk entstand, das anfangs als Zeitschrift, unter Buchstaben geordnet, bogenweise ausgegeben wurde. Auch später noch führte D. dieses Unternehmen unter dem Titel „Slawanka“ fort, so daß abermals zwei Bände (Prag 1814—1815, 8.) herauskamen, deren erneuerte Auflage wegen des theilweisen Zusammenhanges mit dem „Slawin“ ebenfalls sehr wünschenswerth wäre.

Der Name Slawin auf dem Titel des vorliegenden Werkes soll, nach S. 118, das Andenken eines frühe verstorbenen Schülers von D., A. Pischeli, verewigen; worauf zugleich die litterarischen Gespräche zwischen Slawin und dem Meister, im Anfange des Buches, zu beziehen sind. Die Tendenz des Buches überhaupt ist auf dem Titel weitläufig genug angegeben. Etwa die Hälfte des Ganzen ist Original-Arbeit. Den übrigen Raum füllen Auszüge aus älteren und neueren Werken und ein altböhm. Spruchgedicht, welches letztere, nebst ungefähr einem Fünftheil des gesamten Materials, Zugabe des neuen Herausgebers ist.

Die Anordnung des „Slawin“ kann übrigens nur daraus begriffen werden, daß derselbe, wie gesagt, zuerst als Zeitschrift erschien. Bei dieser neuen Ausgabe hätte daher von dieser etwas unbequemen Form füglich abgewichen werden können. D. stellt hier nämlich zwei gleiche Abtheilungen oder Rubriken auf. Die erste Abtheilung enthält D's. eigene, meist polemische, Untersuchungen und wurde mit den fortlaufenden slaw. Buchstaben: 1. az, 2. buki. 3. wjedi. 4. glagol u. s. f. bezeichnet; mit Einschluss der neuen Zugaben erschöpfen diese Artikel gegenwärtig das ganze slaw. Alphabet von 37 Buchstaben. Die andere Abtheilung umfasst hingegen alle jene Aufsätze, welche von D. aus fremden Werken entlehnt und zum Theil mit Bemerkungen versehen worden sind; sie sind mit römischen Zahlen überschrieben und in dieser vermehrten Ausgabe bis auf 20 angewachsen. Die Artikel beider Abtheilungen laufen nun freilich ganz planlos durcheinander, wie sie gelegentlich unter dem beständigen Fortschreiten der damaligen slaw. Litteratur entstanden sind. Dafür aber hat der Herausgeber einen Blattweiser beigegeben, der das Gleichartige zweckmäßig und genau zusammenstellt und uns natürlich willkommen sein muß, als ein bloßer Index.

Wir wollen nun diese „Beiträge“, so wie sie auf dem Titel nach einander aufgeführt sind, kritisch durch-

gehen. I. Zur Charakteristik der slaw. Völker dienen hier wörtliche Auszüge aus historischen und ethnographischen Werken. An Herders schöne Schilderung der Slawen (Ideen, IV. Th.) und an Prokopios klassische Stelle (B. G. III, 14.), welche letztere mit lehrreichen Noten versehen und auch S. 102 in serbischer Uebersetzung mitgetheilt ist, schließt sich die Charakterschilderungen der Südslawen: Kroaten, Illyrier, Morlaken, Kärnthner und Krainet, wozu zwei, die Tracht einer „Cunalese“ und einer „Morlacca“ darstellende, gut ausgefaltete Kupfer gehören. Diese Mittheilungen sind nebst denen über die Russen und ukrainischen Kosaken (S. 172. 183 ff.), insgesamt aus älteren bekannten Werken, Hacquet, Taube, Engel u. s. w. geschöpft; dahingegen sind die Artikel XVII—XX. „Volksthümliches der Russen“ (nach E. Dupré *Observations etc. à Paris* 1829, III. V.) von neuerem Interesse. S. 353 ff. ist abgedruckt, was Schaffarik in s. Gesch. der slaw. Litteratur (Ofen 1826) über Charakter und Cultur der Slawen im Allgemeinen ausgesprochen hat. An mehreren Orten finden sich zwar Censurlücken, einigemal aber auch wieder Anmerkungen des Censors — beides ohne großen Eintrag für das Buch. Man sieht, daß die ethnographische Abtheilung sehr berücksichtigt worden ist. Noch weniger aber gebricht es den übrigen Theilen an reichem und mannigfaltigem Interesse. II. Zur Kenntniss der slaw. Mythologie; wobei eine Beurtheilung der sogenannten slawischen Mythologie von A. Kayssarow (Gött. 1804) benutzt wird. „Nichts — sagt D. hier S. 264 — bedarf einer kritischen Revision und Musterung im Gebiete der slaw. Alterthumskunde so sehr, als die Mythologie“. Seit dem J. 1806 sind nun freilich auch in dieses dunkle Gebiet einzelne erhellende Strahlen gedrungen.

(Der Beschluss folgt.)

## XXVI.

Johann Wolfgang Goethe. Vortrag, gehalten in der feierlichen Versammlung der Kaiserlichen Universität Dorpat, den 20. November 1832, von Dr. Karl Morgenstern, Russ. Kais. Staatsrathe und Ritter, ordentl. Prof. und Bibliothek-Director zu Dorpat etc. etc. St. Petersburg, 1833. Gedruckt in der Buchdruckerei der Kais. Akademie der Wissenschaften. 52 S. gr. 8.

Die deutsche Kritik über Goethe ist noch nicht für geschlossen zu erachten. Dies gilt nicht bloß in Bezug auf einzelne Werke, wie der zweite Theil des Faust noch ungelöste Räthsel bietet, sondern auch in Bezug auf den ganzen Goethe, wie denn in letzter Zeit durch Göschel ein noch ganz neuer

Standpunkt gewonnen ist, von wo aus die Tendenzen des Dichters in verwandtschaftlicher, ungesuchter Beziehung zum wissenschaftlichen Leben der Gegenwart übersichtlich geworden sind. Eine vollständige Geschichte der deutschen Kritik über Goethe müßte einen höchst wichtigen Beitrag geben zur Geschichte der deutschen Civilisation und Geisteskultur überhaupt. Seit 1773 läuft ein rother Faden durch die Bildungsepochen der deutschen Nationalität, der Goethisch ist. Wie vielfach auch anderes Geäder dazwischen kreuzte, das sich selbstständig erwies, und wie oft Goethe's Wirksamkeit in ihrer Stetigkeit durch andere Erscheinungen ausgenoben und unterbrochen wurde, jener rothe Goethische Faden blieb immer eine Hauptblutader des deutschen Lebens. In der ersten Nicolaischen Opposition hatte sich die deutsche Bessirtheit ein notwendiges Tummelfeld eröffnet. Zum Gegensatz gegen die damalige hürgerlich-hannaische Spiegelsinnung bemächtigte sich ein eben so großartiger wie feinsinniger Fürst der Person des Dichters. Daß Goethe's Licht zuerst am Hofe leuchten mußte, charakterisirt schlagend die Zustände der Zeit und bedingt auch des Dichters weitere innere Geschichte. Der Großherzog Carl August gehört unter die Reihe der Kritiker Goethe's. Bewunderung und Liebe für den Genius gingen von Weimar aus langsam auf Deutschland über; die dorische Härte des spröden deutschen Korns wurde allmählig jonisch weicher. Barbarisirt wurde dabei immer noch weidlich in Deutschland, der alte Nicolai kann eigentlich in Deutschland nie aussterben, und in Pastuchen machte er auf seiner Seelenwanderung ein neues Stadium, in Menzel ward er später abermals *redivivus*. In Kotzebue's Exeimüthigen war der alte Nicolai gelegentlich Franzose geworden; es war nur gelegentlich, daß die Opposition gegen die romantische Schule auch gegen Goethe sich richtete. Die kritische Schule der damaligen deutschen Romantik stellte des Dichters Eigenthümlichkeit zum ersten Male in heilglänzendes Licht; im Grunde suchte sie ihn aber sich zu assimiliren, für sich zu gewinnen, und später dehnte sich Goethe's Genius doch über die christlich mittelalterlichen Schranken mit freier Brust hinaus. Allgemein ward damals jedoch zuerst sein Ruhm; er wurde jetzt Mittelpunkt der Kritik, und das Verständniß seines vielverzweigten Wesens wurde nach und nach auch intensiver. Man fing an, eine neue Offenbarung in ihm zu finden, man construirte aus den Ideen, die ihn trugen und leiteten, eine vollendete Philosophie des Lebens. Das Excentrische dieser kritischen Richtung trat in Schubarth hervor, der aus dem Dichter das System eines Weltweisen deducirte. Er fand die Bedingung und die Nothwendigkeit der Opposition, welche der Poesie gegen die Philosophie eignet, aber er sah die Poesie selbst als in Goethe's Wesen geschlossen, Goethe's Person wurde ihm der Complex für gesamntes Denken und Dichten. Mit diesem Verfaßten in Goethe's Individualität begann die starre Bewunderung des Dichters, in der sich der deutsche Sinn eine Zeit lang gefiel; Müllner war eine Weile der einzige bismige Klaffen. Dieser Periode einer lähmenden Starrsucht mußte sich die Kritik jedoch wieder entwinden. Jemand wie mußte die Bewunderung wieder flüchtig werden. Dies geschah durch Menzel. Daß es geschah, schien nothwendig, wie

es geschah, nämlich auf brutale Weise, gehörte zu Menzel's Persönlichkeit, die denn auch bald bei Seite geschoben wurde. Was von Schiller, Fichte, Wolf, Wilhelm v. Humboldt und Varnhagen v. Ense über den Dichter gesagt ist, stellt sich in der Geschichte der Kritik über Goethe als einzeln und als äusserlich für das Bewußtsein heraus, weil es keiner Mächtigkeits der abgedachten Richtungen angehört.

Seit Menzel schien der alte Nicolai sich in Paris niederlassen zu wollen, er setzte sich in Börne's Gehirn, fühlte es aber nicht recht geheuer in diesem brennenden Schädelkasten, fuhr alsbald von hinnen und man weiß nicht, treibt er sich im deutschen Kleinstädterleben, in Provinzial-Newsourcen herum, oder ist er vor der Hand zu seinen Vätern gegangen. Bei Menzel's Anhang konnte er keinen Anhang finden; Wienbarg (in seine „ästhetischen Feldzüge“) und Laube, die ein vorzugswürdiges „junges“ Deutschland etabliren wollten, haben sich absichtlich von ihm losgesagt. Wir lassen es dahingestellt sein, ob nicht das Gefühl einer inneren Haftungslosigkeit dies absichtlich „junges“ Deutschland zur Anerkennung Goethe's nöthigte, da die Skepsis, die sich sonst von hier aus über die Erscheinungen des Lebens verbreiten möchte, sonst keiner positiven Richtung sich zu erfreuen hat. Wienbarg hat sogar überschwänglich in Goethe den absoluten geistigen Befreier Deutschlands feiern wollen, Laube schrieb (im zweiten Theile seiner „Reisenovellen“) eine interessante Lebens-Skizze des Dichters. In Heinrich Laube herrscht meistens die Absichtlichkeit vor, die Gegenstände, die er unter die Hände bekommt, zur Bede zu machen, und zu der Absicht gesellt sich auch ein glückliches Talent zum Burlesken. Bei alle dem ist das Lebensbild, das er von Goethe entwirft, rühmlich hervorzuheben. Freilich konnte es jetzt einer gewandten Feder auch nicht mehr schwer sein, ohne Ermattung und ohne Ueberhitzung das zusammenzustellen, was sich in Goethe's Natur als das Treibende, Nützigende und Bedrohende erwies. Die tiefere Bestige einer Verwandtschaftlichkeit in des Dichters Bestrebungen mit dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart hat, wie gesagt, schließlichs Gschel aufgezeigt, wovon in den Jahrbüchern (s. December-Heft 1834. No. 120.) bereits Erwähnung geschah.

Sollen wir nun sagen, in welches Verhältniß die obgenannte Abhandlung des um die Alterthumswissenschaften wohl verdienten Staatsrathes Morgenstern zu diesen kurz-entworfenen Geschichte der deutschen Kritik über Goethe tritt, so haben wir sie als eine in jeder Hinsicht vorurtheilsfreie, geschmackvolle Auffassung der ganzen Erscheinung des Dichters zu bezeichnen. In Form einer akademischen Rede, die zur Tagesfeier der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus in der Aula der Universität zu Dorpat gehalten wurde, konnte ein erschöpfendes Lebensbild weder gegeben noch angedeutet werden. Dennoch ist alles angedeutet, was hauptsächlich wirksam in Goethe und für Goethe war, und besonders ist auf die einzelnen Personen mit Geschick hingewiesen, welchen der Dichter im Leben begegnete und deren Eigenthümlichkeit sich als beziehungsreich für ihn selbst ergab. Die akademische Rede ist eine würdige Hülfe des ganzen persönlichen Erscheinung des Dichters.



# J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Februar 1835.

1. *Dobrowsky's Slawin. Bothschaft aus Böhmen an alle slaw. Völker, oder Beiträge zu ihrer Charakteristik, zur Kenntniss ihrer Mythologie, ihrer Geschichte u. Alterthümer, ihrer Literatur und ihrer Sprachkunde nach allen Mundarten. Zweite verb. berichtigte u. verm. Aufl. von W. Hanka.*

2. *Dobrowsky's Glagolitica. Ueber die glagolitische Literatur u. s. w. Ein Anhang zum Slawin. Zweite verb. u. viel vermehrte Ausgabe von W. Hanka.*

(Schluss.)

D. selbst hat an mehreren Orten (z. B. Wiener Jahrb. XXVII, 88 f. XXXVII, 4.) nachträgliche Meinungen hierüber geäußert; Mone, Legis, Karamzin und nach ihm Rakowiecki (*Prawda ruska, w Warez.* 1820, I. 21—45), Lelewel (Ossolinsky's Kadlubek, Warschau 1822, S. 561—65), Kollar (*Rozprawy etc. w Bud.* 1830, a. n. O.), wie auch einige Andere, haben mitunter ausführlich hierüber gehandelt, und erst neuerlich lieferte Schaffarik (*Časopis česk. Mus.* 1833, III. 257 ff.) eine meisterhafte Monographie über die Russalky, die slaw. Nymphen. Billigerweise hätten wir daher von dem künftigen Herausgeber einige litterar. Nachweisungen erwartet, und dazu um so lieber die zerstreuten Noten mitgenommen, welche hier S. 266, 269 gegeben werden. Die slaw. Volkslieder und Sprüchwörter, zumal die russischen und slowakischen, sind voll von heidnischen Anklängen; eben so kommen in dem ältesten böhm. Glossar vom J. 1102 „*Mater verborum*“ (s. *Vetust. vocabularia bohemiae* Hanka, Pragae 1833, p. 3—24.) mehrere slawische Götternamen vor, z. B. *Suantouyt ares, Belboh baal idolum, Siva ceres, Lada cytherea, Bessi demones, Morana ecate, Perun jupiter, Radikost der Enkel, Kirts mercurius, Velefs pan* etc. Was D. hier beibringt, ist zum

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

Theil mit großer Unsicherheit ausgesprochen. Am wichtigsten ist seine Meinung über die oberste Gottheit der Slawen, welche *Wit* geheissen hat; wovon *witez* der Sieger, und die zusammengesetzten Formen: *Swatowit*, der heilige Wit (nicht Veit, nach Helmold *Chron. Sl. I, 6.*), *Rugewit* der Wit von Rügen u. s. w. Hieraus wird auch der Ausdruck „*uieschy uitzowe*“, Geheimlehren des Wit, in dem muthmaßlich ältesten böhm. Gedichte, Libussa's Urtheil (v. 50), verständlich. Noch macht D. bei den slaw. Gottheiten *Siva* und *Morana* auf indische Analogien aufmerksam; es lassen sich aber auch *Perun*, slowak. *Barom* mit *Brama*, *Triglau* mit *Trimurti*, ja selbst der Volksname *Wend*, *Winde* mit *Hindu* vergleichen. III. *Zur Geschichte der Slawen.* Wir vermöchten nur einen einzigen dahergehörigen Artikel aufzufinden, nämlich S. 370—76 den Wiederabdruck einer Stelle über die Wohnsitze der Slawen aus Tzschoppe's und Stenzels Urkundensammlung zur Gesch. der Städte (Hamb. 1832, 4.), welcher ganz Hanka's besonnene und glückliche Wahl beurkundet und wobei man allenfalls nur wünschen muß, daß es dem Herausgeber gefallen hätte, die offenbar überladene ethnographische Abtheilung gegen die historische mehr auszugleichen. Da übrigens aus dem gesammten Inhalte des Slawin viele historische Wahrheiten und Berichtigungen sich ergeben, so ist gegen das, was auch in dieser Hinsicht der Titel verkündigt, nichts einzuwenden. IV. *Zur Kenntniss slaw. Alterthümer* liefert der neue Herausgeber S. 418 ein kleines Erzbild in Kupfer, das (nach *Calmet Diarium helvet. Eins.* 1756, p. 141.) in zwei Exemplaren in der Schweiz ausgegraben wurde, und das einer in Böhmen gefundenen, schon in der ersten Ausg. des Slawin abgebildeten, Bronzefigur bis zur Verwechselung ähnlich ist. D. war geneigt, aus der nicht slawischen Tracht des Bildes auf einen slaw. Götzen zu schließen; Hanka bringt zur Vergleichung ein ähnliches Denkmal bei, ohne sich über beider Bestimmung zu entscheiden. Es fehlt

auch wirklich an allen Abzeichen. Die Figur steht auf einem dreibeinigen Schemel und hält beide Arme ausgebreitet; gerade als ob diese bestimmt gewesen wären, Schmuck, Ringe oder sonst etwas daran aufzuhängen. Von den wendischen Bildern zu Rhetra und allen jenen Idolen, welche Mone und Büsching für Tyr- und Thorbilder erklärten, Dorow aber für „spanische Kriegsknechte, italienische Bajazzo's und Nachahmungen des Herkules" ausgab, sind die vorliegenden Bronzefiguren durchaus verschieden. Sie sind unstreitig alt; ob aber heidnisch, und dann ob deutsch oder slawisch, dürfte kaum je entschieden werden. S. 154 ff. wird das slaw. Evangelienbuch besprochen, über welchem die ehemaligen Könige von Frankreich den Krönungseid abzulegen pflegten. Wahrscheinlich ist dasselbe zwischen den Jahren 1250—1270 unter Ludwig d. H. nach Frankreich gekommen, etwa als Geschenk der serbischen Königin *Helena* (Jelena), die eine französische Prinzessin war. Dieses Evangelium war auf zwei Columnen, u. zwar wie D. S. 156 beweist, *cyrillisch* und *glagolitisch*, sehr schön geschrieben; die Deckel waren mit Goldblech überzogen und mit ungeschliffenen Edelsteinen besetzt. Man hat es in der Kathedrale zu Rheims immer wie eine Reliquie bewahrt und *text du sacre* genannt; in der Revolutionszeit wurde es sammt der Kathedrale ein Raub der Flammen. Merkwürdig ist nur, daß die Franzosen, bei der hohen Bestimmung dieses Evangelienbuchs, nach wenigen Jahrhunderten nicht mehr wußten, in welcher Sprache und Schrift dasselbe abgefaßt war. Erst als Zar Peter I. im J. 1717 das Msc. besah, erklärte er ihnen, es sei — slawonisch. V. *Zur slaw. Litteratur und Sprachkunde nach allen Mundarten*. Hierher gehören zuvörderst die Fragmente zur slaw. Litterargeschichte, nämlich S. 188—211 die mit Porträts versehenen Biographien der beiden kroatischen Uebersetzer aus dem XVI. Jahrhundert: Stephan Consul und Anton Dalmata; des Beförderers glagolitischer und cyrillischer Drucke, Freih. Joh. Ungnad († 1564); endlich des Stators der slaw. Litteratur, Primus Truber aus Krain (geb. 1508, † 28. Junius 1586 bei Tübingen). Alle diese Nachrichten sind, so wie jene über slawischen Buchdruck in Tübingen, S. 75—91, mit wenigen Veränderungen aus dem schätzbaren Werke: „Slawischer Buchdruck des XVI. Jahrhdts. in Württemberg" von Chr. Fr. Schnurrer (Tüb. 1799, 8.) entlehnt. Die seit 1550 beginnenden Tübinger Drucke gehören sämmtlich der dal-

matisch-kroatischen (gemeinen) Mundart an, sind theologischen Inhalts und haben theils cyrillische, theils glagolitische, theils lateinische Lettern. Doch ist das erste slawische Druckwerk, nämlich das böhmische neue Testament, bereits vom J. 1475; hierauf erst folgte 1483 ein *glagolitisch* Missal in altslaw. Kirchensprache (ohne Angabe des Orts), und acht Jahre später der erste Kyrrillische Psalter (Krakau 1491). Die Denkmäler der *altslawischen Sprache*, welche D. S. 145 u. a. die „slawonische", Schaffarik (Gesch. d. slaw. Litt. p. 61) lieber den „Kyrrillischen Kirchendialekt" nennt, gehen nicht über das XI. Jahrh. hinaus. Das älteste bekannte Denkmal ist das sogen. Ostromirische Evangelium vom J. 1056, woraus Hanka hier S. 376 eine Sprachprobe mittheilt. Ostromir's Evangelium soll etwa die dritte oder vierte Abschrift der im IX. Jahrh. von Cyrill übersetzten Evangelien sein. Als die Sprache Cyrills giebt aber D. (s. Cyrill u. Method, Prag, 1823, S. 133) „den alten noch unvermischten serbisch-bulgarisch-macedonischen Dialekt" an, dessen Verhältniß zu der Kirchensprache in Rußland also hiernach bemessen werden müßte. Neuere Forscher weichen nun von D.'s Ansicht: die Kirchensprache der Slawen griech. Ritus sei noch im IX. Jahrh. allgemeine Redensprache der meisten Slawenstämme gewesen, darin ab, daß sie annehmen, die Sprache aller Slawen müsse sich schon im *fünften* Jahrh. in mehrere bestimmte Mundarten aufgelöst haben (vgl. Schaffarik serb. Lesekörner, Pesth 1833, S. 3—7). Dann aber bleibt neuerdings auszumachen, in welcher Sprache oder Mundart Cyrills liturgische Bücher geschrieben waren, daß sie von Serviern, Bulgaren, Russen, Mähren und pannonischen Slawen zugleich verstanden werden konnten! — S. 295, 300 spricht sich D. über die slawisch-griechische Liturgie in Böhmen wie gewöhnlich dahin aus, daß dieselbe ausschließlich in dem von dem h. Prokop († 1059) errichteten Sazawer Kloster von Priestern, die aus Ungarn kamen, gepflegt worden sei. Die Priester des von Karl IV. gestifteten slaw. Klosters Emaus zu Prag hatten dagegen den slawisch-römischen Ritus aus Kroatien mitgebracht und bis zur Hussitenzeit fortgesetzt. — Zu den kritischen Bemerkungen über slaw. Handschriften, S. 146 ff., liefert H. S. 376—405 interessante Sprachproben nebst mehreren theilweise illuminirten Facsimile's; für beides verdient der thätige Herausgeber den Dank der Gelehrten. S. 391 bemerkt H., daß die Sarszpataker poln. Bibel, angeblich vom J. 1455, nicht

nach der Vulgata, sondern unmittelbar aus der böhmischen Leskowitzischen Bibel des XIV. Jahrhunderts., welche zugleich die älteste slawische ganze Bibel ist, übersetzt worden sei. S. 283 wird das glagolitische Alphabet erklärt, das zugleich auf einer Beilage in Kupfer gestochen ist. Für die altslaw. Grammatik giebt es hier ebenfalls Beiträge, und zu S. 145 zwei Tabellen der altslaw. Deklination und Konjugation; S. 275 ff. Exkurse über einige altslaw. Wörter. Von Sprachproben finden sich außerdem folgende: S. 306—317 hundert russische Sprüche mit der deutschen Uebersetzung; S. 300 ein serbisches Vaterunser; S. 68, 124 ff. Bruchstücke im winnischen Dialekte mit reichen Noten. An der Spitze des Buches steht der Kyrillische, den historisch ältesten Sprachstand aufweisende Wahlspruch:

Slava v vysnhih Bogu,  
i na zemli mir,  
v tachlovicieh blagovolenije!  
(Luk. II, 14).

Schätzbar sind auch die Anzeigen älterer slawischer Bücher, wie z. B. S. 13—22 *Adami Bohorizh Articae horules (Wilebergae 1634)*, welches die erste Krainische Grammatik ist, zugleich ein ehrwürdiger Vorläufer der bis jetzt unübertroffenen vergleichenden Grammatik von Kopitar (Laibach 1808, 8.); S. 73 die Anzeige von J. L. Frischens sehr seltenen Programmen über die slaw. Mundarten (*Berol. 1727—1736, VI. PP. 4.*, mit Schrifttafeln). Die übrigen vier an mehreren Orten zerstreuten Recensionen D's. hat Hanka, S. 405—417, mit sieben ohne Zweifel selbstverfaßten Bücheranzeigen vermehrt, worin mehrere neue Leistungen gelehrter Russen und Polen nach Verdienst, wenn auch nur kurz, gewürdigt werden.

Einen besondern Anhang bildet S. 419—469 ein Spruchgedicht „der böhm. Cato“, aus einer Hs. des XV. Jahrh., wieder abgedruckt nach der früheren Ausgabe Hanka's (in *Starobyta Skladanie, w Praze 1818, III. 174—250.*). D. hatte früher im Slawin nur Bruchstücke von diesem Gedicht gegeben, welche in dieser neuen Ausgabe wohl auch genügt haben würden. Denn es scheint uns sehr unpassend, dieses 50 Seiten starke, weder durch sprachlichen noch poetischen Werth sich auszeichnende und längst edirte Spruchgedicht gerade hier einzuschalten, wo der kostbare Raum, und schon der Titel des Buches, eine ganz andere Wahl erheischt hätten.

Nachdem wir uns so durch die gesammte Inhalts-

masse des „Slawin“ durchgearbeitet haben, freilich nicht ohne Einzelnes nur kurz zu berühren oder ganz vorbeizulassen; wollen wir einen prüfenden Blick auf den Verdienst des neuen Herausgebers werfen. Nebst den wesentlichen Vermehrungen, welche wir schon oben namhaft zu machen suchten, hat Hanka diese neue Ausgabe auch noch mit zahlreich angebrachten Bemerkungen ausgestattet, die das Verständniß des Buches erleichtern sollen, aber auch an sich schätzbar sind. Weggeblieben sind aus der alten Auflage einige literar. Correspondenzen und andere Nebendinge, die zusammen nicht über zwei Druckbogen ausmachen. Ingleichen ist das Register vervollständigt und brauchbarer gemacht worden. Dafs Hanka die Anlage des Ganzen, so wie die Darstellungsweise, nicht mit erneuerte, hat seinen Grund vielleicht in der frommen Anhänglichkeit an den Urheber des Buches, Hanka's „unvergeflichen“ Lehrer und Meister; welcher Umstand zugleich dem Herausgeber einzelne Mängel der Sprache, wie auch mehrere Druckfehler (z. B. S. 146 Alters Misz. st. Beiträge; S. 59 *Ἰστοριῶν*?) übersehen liefs, welche mit in die neue Ausgabe übergingen. Gleichermäfsen hätte man erwarten dürfen, dafs der Herausgeber aus D's. späteren Schriften die dahergehörigen, mitunter abweichenden Meinungen anführen und bei so häufigen Anlässen der Nachweisung der wichtigsten neueren Literatur nicht widerstehen werde. Ueberhaupt hätte H. aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse verhältnismäfsig mehr mittheilen, die ergänzenden, oft in eine unverständliche Kürze gefafsten Notizen weiter ausführen, und so in höherem Mafse die Erwartungen, zu denen die Nennung seines Namens auf dem Titel berechtigt, erfüllen können. Anstatt daher auf solche Weise den Ruhm mit D. selbst zu theilen, theilt ihn diesmal der würdige H. mit dem Verleger; indem der Letztere wahrlich Alles geleistet hat, was dem Werthe des Buches, so wie der neuen Uebersetzung förderlich sein konnte. Nicht nur, dafs der Druck viel anständiger und korrekter ist, als vorher, so sind auch für die slaw. Sibilanten: *sch*, *tsch* und *ž*, ingleichen für das *jer*, eigene Typen gegossen, und es ist durch schönes Papier, saubere Kupfer und Schrifttafeln eine Ausstattung erzielt worden, wie sie Werken von gelehrtem Interesse in Böhmen selten zu Theil wird.

2. Die vorliegende kleine Schrift über glagolitische Literatur erschien im J. 1807, so wie jetzt, als ein polemischer „Anhang zum Slawin“ (96 S. 8., und 2 Schrift-

tafeln); ohne jedoch in viele Hände zu kommen. Hanka, nachdem er bereits mehrere grammatische Schriften D's. böhmisch bearbeitet hatte, eröffnete mit der gegenwärtigen Ausgabe der „Glagolitica“, nach S. IV. d. Vorr., die Reihe derjenigen Werke von D., welche einer Wiederauflage bedürfen. Gewiss ein sehr dankenswerthes Unternehmen, das wohl würdig wäre, sich auch in Deutschland einer immer grösseren Theilnahme zu erfreuen.

Eines von den einflussreichsten literarischen Verdiensten D's. ist unstreitig die *Begründung der slawischen Paläographie*, welcher D. vieljährige und fruchtbare Bemühungen widmete. Die betreffenden Ergebnisse liegen zunächst vor: in dem eben anzuzeigenden Buche, ferner in D's. Gesch. d. böhm. Sprache (S. 38 ff. d. zweiten A.) und in Cyrill u. Method (Prag 1823, S. 38—54) — welche Untersuchungen nachmals durch Köppen, Kalaidowitsch, Strojew u. A. nur weiter ausgedehnt und dem Abschlusse näher gebracht worden sind. Es fehlt nicht an Männern, die (wie z. B. Schaffarik a. a. O. 18, 116.) den Slawen eine aus Indien mitgebrachte Buchstabenschrift, oder (wie Rakowiecki *Pr. ruska*, I. 57 ff.) eine schon in früher Heidenzeit gebrauchte Runenschrift beilegen, aus welchen Uralphabeten vielleicht sogar etwas auf das Cyrillische übergang. D. selbst begnügte sich bloß, den Ursprung der slawischen Schriftzüge in's achte Jahrhundert hinauf zu führen; indem er ihre Erfindung mit unwiderlegbaren Gründen dem Philosophen Constantin, oder wie er gewöhnlich hieß, Cyrill, zugeschrieben hat. Den ältesten Beweis für diese Thatsache schöpft D. aus einem Briefe des Papstes Johann VIII. an den mährischen Fürsten Swatopluk vom J. 880, wo es heisst: *Literas denique slawonicas a Constantino Philosopho repertas — jure laudamus etc.* Ueber die muthwillig in Zweifel gezogene Echtheit der Briefe Johannis, der jene Nachricht aus dem Munde Methods selbst haben mochte, s. D's. mähr. Legende von Cyrill u. s. w. Prag, 1826) S. 115 ff. Das cyrillische Alphabet ist dem griechischen nachgebildet und mit einigen koptischen und armenischen Buchstaben vermehrt; es wurde seit 860 von allen Slawen *graeci ritus* angenommen. Eine unkenntliche Abart davon ist das *glagolitische* Alphabet, welches erst im XIII. Jahrh. für die dalmatischen Slawen, die ihre Liturgie nach dem römischen Ritus verrichteten, erfanden, dem Kirchenleh-

rer St. Hieronymus untergeschoben, und nach ihm anfänglich das *hieronymische* genannt wurde. Die Böhmen und Polen als Katholiken *latini ritus* haben jedoch keines von den beiden slawischen Alphabeten angenommen, sondern nach eigener Combination die lateinischen Schriftzüge ihren slaw. Lauten angepaßt. Der älteste glagolitische Codex ist ein Psalter vom J. 1222, der offensichtlich aus einem mit cyrillischen Buchstaben geschriebenen geflossen ist (Glagolitica S. 19 ff.). In Dalmatien nannte man dieses Alphabet auch *Bukwica* (von bukva, Buchstab), um es von der *Cyrulica*, d. i. von der cyrillischen älteren Schrift zu unterscheiden. In neueren Zeiten ist dieses Alphabet auch das *ruthenische* oder *bulgarische*, jenes (vom dalmat. *glagoli*: Wörter, Wortzeichen, Lettern; vgl. *Kopitar* in den Wiener Jahrb. XVII. 68.) das *glagolitische* geheissen worden. Auch pflegt man diejenigen Priester in Dalmatien und Istrien, welche aus glagolitischen Missalen nach dem römischen Ritus die Messe lesen, *Glagoliten* zu nennen. Die glagol. Schrift ist im XIV. Jahrh. bis nach Böhmen gedungen; indem Kaiser Karl, wie oben bemerkt, einigen geflüchteten Mönchen aus Kroatien das Kloster Emaus (seit Ferdinand II. ein Benediktinerstift, genannt Montserrat) einräumte, woselbst der Gottesdienst *slawonisch* gesungen wurde. Da bei dem allmählichen Absterben der kroatischen Priester eingeborene Böhmen in den Orden traten, so verlor sich hier zwar zu Anfange des XV. Jahrh. die slawonische, d. i. altslawische Sprache; die glagolitische Schrift jedoch wurde in den nunmehrigen böhmischen Kirchenbüchern noch eine geraume Zeit fortgebraucht. Auch beweist ein von Hanka entdecktes glagolitisches Fragment, welches die allg. Weltgeschichte in böhm. Sprache enthält (a. S. 24, 80), daß man die glagol. Schrift auch zu weltlichem Gebrauch zu verwenden versacht hatte. Es hat aber die slaw. Liturgie, die auch bereits seit dem J. 1029 in dem böhm. Kloster Sazawa, obwohl nicht ohne Unterbrechung, bestand, auf die Cultur der böhm. Sprache durchaus keinen Einfluß geübt; nach wie vor blieb die latein. Schrift die herrschende und kaum hat je ein Böhme die Anwesenheit der slawonischen Mönche einer literarischen Berücksichtigung werth gehalten.

Noch sei hier bemerkt, daß die drei, den Glagolitica beiliegenden Kupfertafeln zwar das vollständige glagol. Alphabet nebst Majuskeln und zwei zusammenhängenden Schriftproben darstellen; daß aber eine Probe der alten cyrillischen Schrift, worauf sich der größte Theil jener Untersuchungen gründet, ungern vermisst wird. Da die II. Tafel auch im „Slawin“ und die III. Tafel bereits schon in D's. Gesch. d. böhm. Sprache von 1818 vorkommt, so wäre nichts nothwendiger gewesen, als eine derselben z. B. gegen die cyrillische Schrifttafel auszuwechseln, welche D. seiner Abhandlung „Cyrill und Method, der Slawen Apostel“ (Prag, 1823) beigelegt hat. —

Glückselig, in Prag.

Februar 1835.

XXVII.

1. *Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichts-Gebrauch und Particular-Gesetzbücher und in genauer Vergleichung mit dem englischen und französischen Straf-Prozesse, von Dr. C. J. A. Mittermaier, Geheimenrath und Professor. Zweite durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Heidelberg in der akadem. Buchhandlung von J. C. B. Mohr. Erste Abtheilung 1832. VIII u. 440 S. 8. Zweite Abtheilung 1833. IV u. 482 S. 8.*

2. *Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprozesse nach der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und deutsche Gesetzbücher in Vergleichung mit den Ansichten des englischen u. französischen Strafverfahrens von Dr. C. J. A. Mittermaier, Geheimenrath u. Professor in Heidelberg. Darmstadt 1834. In Johann Wilhelm Heyer's Verlagshandlung. VIII. u. 504 S. 8.*

In den beiden Werken verwandten zum Theil gleichen Inhalts, der aber in jedem wieder eigenthümlich bearbeitet ist, begegnen wir den Ergebnissen eines ununterbrochen fortgesetzten Studiums des um die Wissenschaft verdienten Verfs., durch welche er den erfreulichsten Beweis seines Strebens, den fortschreitenden Anforderungen der Zeit zu genügen, abgelegt hat. Beide Werke nämlich, das eine schon in einer frühern Auflage, sind an die Stelle von zwei andern vor langer Zeit herausgegebenen Büchern desselben Verfs. getreten, die, für ihre Zeit nicht ohne Werth, doch nicht vor dem Urtheile des thätigen Herausgebers länger bestehen konnten und die er daher nicht in neuen, nur etwa umgear-

beiteten Auflagen, mit Verbesserungen wieder erscheinen liefs, sondern durch ganz neue, denselben Gegenstand behandelnde Schriften ersetzte. Für diesen Entschluß und dessen gelungene Ausführung sind alle Freunde unserer Wissenschaft ihm dankbar. Waren auch jene frühern Arbeiten von der Art, daß sie, und zwar die ersten, fast Jugendversuche des nachher so berühmt gewordenen Verfs., ihm eine ehrenvolle Stelle in der Reihe der Criminalisten sicherten und als Verheissungen dessen gelten konnten, was seitdem in Erfüllung gegangen ist, so durfte doch ihre Unzulänglichkeit am wenigsten ihm entgehen, der durch eine große Zahl bedeutender Abhandlungen die einzelnen Lehren so sehr gefördert hatte, daß deren Zusammenfassung und organische Darstellung in einem vollständigen System ihm selbst Bedürfnis und Pflicht werden mußte. So trat denn das erste der jetzt anzuzeigenden Werke an die Stelle des 1810 erschienenen *Handbuchs des peinlichen Verfahrens*, das zweite an die Stelle der im Jahre 1821 herausgegebenen, aber schon 1809 gedruckten *Theorie des Beweises vom peinlichen Prozesse. Habent sua fata libelli*. Der erste Verleger war, so heisst es in der Vorrede, durch unverschuldete Unglücksfälle verhindert, die Schrift in den literarischen Verkehr kommen zu lassen, „die als die erste Schrift eines zwanzigjährigen Schriftstellers vielleicht auf eine wohlwollende Aufnahme rechnen durfte“. So erschien sie denn 12 Jahre später, wo denn freilich eine neue Bearbeitung des Gegenstandes eine genügende Leistung zu Tage gefördert haben würde. Der Verf. macht zwar nicht unbillig Anspruch, daß man das Werk nach dem „Standpunkte seines Geburtsjahres 1809“ betrachte, aber es bleibt dann immer die Frage, warum nach so langer Zeit, nach so bedeutenden Fortschritten der Wissenschaft und Gesetzgebung, ein Werk des ältern Standpunkts eingeführt wurde, dessen Mifsverhältnis zu dem neuern Bedürfnis niemand weniger, als dem Verf. ent-

gehen konnte. Sagen wir es, um durch Wahrheit die Verehrung zu bekunden, die wir unserm Mittermaier so aufrichtig widmen, es war längst zu wünschen, und es ist gut, daß eine neue gediegene Arbeit jene andere überflüssig mache; und wir freuen uns, in mehr als einer Hinsicht, daß es gerade die des Verfs. selbst ist, welche jenen Erfolg gehabt, und durch die er das in jener Vorrede gegebene Versprechen erfüllt hat.

Dies schicken wir als Einleitung über die Geschichte der Werke voraus, deren Betrachtung wir uns jetzt zuwenden. Einer, dem Berichterstatter begegnenden Schwierigkeit ist zuvor noch zu erwähnen, um darauf die Bitte um Nachsicht zu gründen und den Vorwurf abzulehnen, als sei den vorliegenden Schriften nicht die, in der Ausführlichkeit der Anzeige sich kundgebende Aufmerksamkeit gewidmet, welche denselben gebührt. Wir sind nicht berechtigt, in alle Einzelheiten so reichhaltiger Werke einzugehen, jegliche durch ihre Eigenthümlichkeit hervorragende Bemerkung, billigend oder zweifelnd, mit Darlegung wissenschaftlicher Gründe hervorzuheben und dem Zwecke dieser Jahrbücher entgegen, vorzugsweise das zum Gegenstand der Kritik zu machen, was nur für eine Klasse von Lesern, für die eigentlichen Juristen, ein besonderes Interesse zu gewähren vermag. Und doch scheint es eine gerechte Forderung zu sein, daß die Werke eines Verfs. gerade nach ihrer eigenthümlichen Seite und ihrem Zweck beurtheilt werden. In dieser Hinsicht wird es erlaubt sein zu bemerken, daß der Ref. in einer ausschließlich der Rechtswissenschaft gewidmeten kritischen Zeitschrift eine ausführliche Anzeige der ersten Ausgabe des Strafverfahrens geliefert habe, auf die hier um so mehr verwiesen werden darf \*), als sie im Ganzen auch in Beziehung auf die neue Ausgabe ihre Bestimmung noch immer erfüllt und wohl einiges Interesse in Anspruch nehmen darf. Denn da die neue Ausgabe in der Anlage, in der Anordnung der Abtheilungen, der Zahl und den Ueberschriften der §§ unverändert geblieben ist (nur nach § 5. ist ein neuer § 5<sup>a</sup> eingeschaltet), so ist die allgemeine Charakterisirung desselben, die Betrachtung über System und Methode und was bei Gelegenheit einzelner Lehren und Sätze bemerkt ist, aus jener Anzeige auch hier noch anzuwenden. In der Vorrede zur zweiten Ausgabe heisst

es: „Der Verf. hat sich bemüht, in der Darstellung der einzelnen Lehren mehr die historische Einleitung von der praktischen Entwicklung abzusondern, und bei der letzten mehr als es in der ersten Auflage geschehen ist, das wirklich Geltende von den Forderungen der Criminal-Politik und der Kritik des Bestehenden zu trennen, und das gemeinrechtliche System von demjenigen abzusondern, was in einzelnen Particulargesetzgebungen vorkommt. Auf vielfache Bemerkungen von Freunden ist geeignete Rücksicht genommen.“ Eben das, was nunmehr geändert und gesondert erscheint, hatte der Ref. in der frühern Ausgabe vermisst und seine Bedenken offen darlegen zu müssen geglaubt. So darf er denn jetzt und hier über Manches hinweggehen, ohne seine Pflicht zu verletzen und sich nach der Art, wie seine Kritik von dem Verf. aufgenommen und beachtet ist, so wie seiner Gesinnung nach unter die hier verstandenen Freunde rechnen.

Allein damit sind noch nicht alle Bedenken erledigt. Soll an die Stelle einer speciell juristischen Kritik eine andere mehr allgemeine treten, wie sie der Gegenstand, der für jeden Gebildeten Interesse hat, und die vorzügliche Art der Bearbeitung von Seiten des Verfs. gewiss zuläßt, so wird es fast unvermeidlich Manches zu wiederholen, was der Ref. schon in diesen Jahrbüchern bei andern Gelegenheiten gesagt, und bei Ausführung abweichender Ansichten in wesentlichen Punkten auf den Bezug zu nehmen, was er in eigenen, diesen Gegenständen gewidmeten Schriften — namentlich in seinem mit dieser zweiten Ausgabe erschienenen und darum in ihr nicht, sondern erst in dem zweiten Werke des Verfs. und auch da mehr nur in dessen letzten Bogen benutzten „Lehrbuche des Criminalprozesses“ und den „historisch praktischen Erörterungen aus dem Gebiet des strafrechtlichen Verfahrens“ vorgelegt hat. Es soll nun, mit Hinweglassung aller Bemerkungen, die der Rechtsgelahrte vom Fache aus der Vergleichung der Werke neuerer Zeit mit einander, und so auch der hier genannten entnehmen kann, der Versuch gemacht werden, in größern Umrissen das allgemein Wissenschaftliche aus jenen Schriften anzudeuten. Wir gedenken uns hierauf in Ansehung des No. 1. genannten Werkes zu beschränken, und aus diesem nur, um doch eine Lehre besonders zu betrachten, gerade die hervorzuheben, welche den Inhalt des No. 2. gedachten Werkes ausmacht — die Theorie des Beweises, bei der es gestattet sein

\*) Jahrbücher der gesammten deutschen juristischen Literatur Bd. VIII. Heft 2. S. 120—158.

möge, etwas länger zu verweilen, ohne jedoch eine erschöpfende Kritik zu liefern.

(Der Beschluss folgt.)

## XXVIII.

*Ueber das Wesen und die Form der christlichen Predigt. Für gebildete Nichttheologen. — Vernunft und Schrift sind im Grunde Einerlei: Sprache Gottes. Dieses Thema in eine Nuss zu bringen, ist mein Wunsch und das Punctum saliens meiner kleinen Autorschaft (Hamann). — Bremen 1834. Druck und Verlag von Johann Georg Heyse. 202 S. 8.*

Es wäre ein Irrthum, wenn man glaubte, daß populäre Schriften in dieser für wissenschaftliche Kritik ausschliesslich bestimmten Zeitschrift nicht mit Recht zur Beurtheilung gewacht werden könnten, da es gerade für solche vorzugsweise Noth thut, den allgemeinen wissenschaftlichen Forderungen gemäß geprüft zu werden, indem sie den Maßstab ihrer Beurtheilung in der Regel nicht in sich selbst, sondern in einem Andern, nämlich ihrem Zwecke, haben. Diese Schrift verdient aber, ihres wahrhaft wissenschaftlichen Gehaltes und des ernstesten Geistes wegen, mit welchem wichtige, vielfach übersehene oder verkannte Wahrheiten zur Sprache gebracht werden, um so mehr Berücksichtigung, als über die Gegenstände, welche sie behandelt, gewöhnlich entweder bloß im Interesse der christlichen Frömmigkeit, oder nach hergebrachten rhetorischen und praktischen Satzungen ohne tiefere Einsicht ins Wesen der christlichen Wahrheit gesprochen wird. Diese nun findet sich bei dem umsichtigen und gelehrten und dabei von tiefem christlichen Streben geleiteten Verf. in ausgezeichnetem Grade, und Ref. kann sich gleich im Eingange den Wunsch nicht versagen, daß diese Schrift in die Hände und Herzen recht vieler junger Theologen kommen möge, so wie er glaubt, daß auch manche Ältere, die sich mit der neueren Philosophie nicht beschäftigt oder doch nicht befreundet haben, daraus mannichfache Belehrung und eine richtigere Einsicht in das Verhältniß derselben zum thätigen Christenthum und zur Kirche schöpfen können.

Der Vf. ist nämlich ein entschiedener Anhänger der neueren Philosophie, wie sie, von Hegel ausgegangen, jetzt schon in vielen Schülern mannichfach modificirt erscheint. Er spricht dies zwar nirgends aus, enthält sich auch jeder Terminologie, welche nur den mit jener Schule näher Vertrauten verständlich ist; geht aber von dem Standpunkte derselben aus, wie sich jedem Kundigen bei Lesung des Buches leicht offenbart. Zuerst „zur Einleitung“ (S. 1—19) wird gezeigt, wie in dem nothwendigen Parteilampf unter den Menschen die Vernunft als der unsterbliche Genius der Menschheit versöhnend eintrete und wenn nicht endlichen Frieden, so doch den ewigen Fortschritt derselben vermittele und verbürge. Nicht die Ideen als solche, sondern nur die falschen Vorstellungen habe man zu fürchten, die aber nicht aus Nachdenken, sondern aus geistiger Trägheit hervorgingen, die Oberflächlichkeit und Einseitigkeit erzeuge. „Das Heilmittel für alle diese Kranken, das Lösungsmittel für alle diese Befangenen ist aber kein anderes, als die Wahrheit“, ohne die

keine Gesundheit des Geistes, keine Freiheit. Nun giebt es zwar einen ganz sichern Weg zur Wahrheit; und somit auch zur Genesung von Sünde und Elend, zum Frieden mit sich selbst: *Christus, den Sohn Gottes*; der Einzelne muß ihn aber auch als die Wahrheit in sich aufnehmen, daß Natur, Weltgeschichte, Kunst ihm nicht verschlossen, sondern vielmehr aufgeschlossen werden. Dies ist besonders zu bemerken, weil das Christenthum, wie es gegenwärtig von so Vielen gehofft wird, in einem ganz verschrobenen Verhältnisse zur Welt steht; nicht nur in dem ihm eigenen Gegensatz zur Sünde, sondern auch zu Natur und Geist in ihrem organischen Zusammenhange. Der Verf. erklärt sich damit gegen die pietistische Beschränktheit, welcher die Welt nur in den Banden des Teufels liegt, von der sie nicht auch in ihrem Verhältnisse zu Gott erkannt wird, welcher das Christenthum nicht als die Religion des Geistes und der Wahrheit aufgegangen ist. — Die so gegen die Fortschritte des Menschengenies gleichgültig sind, mögen *Christum* wohl haben, aber nicht den von ihm verheißenen Geist, der in alle Wahrheit leitet. Die Forderung das Glauben mit dem Denken auszugleichen, ist vorzugsweise Aufgabe unsrer Zeit; in diesem Interesse, mit diesen Grundsätzen hat der Vf. sich, wie er selbst bezeugt, frei und mit Eifer, aber nie ohne Liebe, über das Wesen und die Form der christlichen Predigt ausgesprochen: er wendet sich dabei vorzugsweise an die, welche eine Umgestaltung, eine Wiedergeburt der christlichen Predigt verlangen; und er thut es, „mit dem zuversichtlichen Glauben, daß die Wahrheit, wenn ihre Zeit da ist, auch die Kraft in sich habe, sich Bahn zu brechen und sich trotz aller Anfeindungen ihrer Widersacher, nicht bloß Geltung zu verschaffen wisse, sondern auch das Vermögen in sich trage, in That und Leben überzugehen.“ Dieser Geist, in welchem diese Schrift verfaßt ist, tritt durch eine edle, klare, oft beredte Sprache, nur um so erfreulicher hervor.

Der Vf. handelt nun in einem ersten Abschnitt „über das Verhältniß der Predigt zur Religion und zur Theologie im Allgemeinen.“ (S. 21—48.) Das Wort, die Predigt, ist Hauptbestandtheil des christlich protestantischen Gottesdienstes: mit Recht, da es selbst das Denken, im höchsten idealen Sinne der sich producirende und manifestirende Gedanke (Joh. I, 1.), das Christenthum aber eben die Religion des Geistes und der Wahrheit ist. Allerdings heißt das religiöse Denken in der heiligen Schrift Glaube: ist dieser aber „die gewisse Zuversicht, die lebendige Ueberzeugung des Geistes von seinem in Gott ruhenden Wesen, und ist der Geist ein denkendes Wesen: so muß diese Zuversicht; diese Ueberzeugung selber ein Denken sein.“ Dadurch beabsichtigt der Verf. nicht auszuschließen, daß der Inhalt des Glaubens zuerst im Gefühl zum Bewußtsein kommt, dann weiter in der Richtung des gesammten Lebens, also namentlich im Handeln sich bethätigt. Denken ist nicht eine bloße Thätigkeit des Erkenntniß- oder irgend eines einzelnen Vermögens des Menschen für sich genommen, sondern vielmehr der Mittelpunkt, die Grundthätigkeit des Menschen als solchen, die als Vermögen Vernunft heißt. Diese nun drückt sich allerdings am lebendigsten und unmittelbarsten im Worte aus. Dasselbe soll denn auch vorzugsweise Träger des christlichen Geistes



stes in der Kirche sein; dieß ist es zunächst im Evangelium und überhaupt im neuen Testamente. Der Inhalt desselben muß aber verstanden und begriffen werden. Darin liegt die Nothwendigkeit der christlichen Dogmatik, „welche nichts anders ist, als der Versuch, das Wesentliche und Eigenthümliche des Christenthums in wissenschaftlicher Form darzustellen.“ Nachdem der Vf. bemerkt, wie das wissenschaftliche Denken sich überhaupt von dem gewöhnlichen Denken dadurch unterscheidet, daß jenes der Versuch ist, vermittelt des Verstandes sich selbst zu begreifen, stellt er ein dreifaches Verhältniß des Verstandes zur Vernunft als möglich auf: 1) beide sind in unmittelbarer Einheit, oder 2) im Gegensatz, oder 3) der Verstand unterscheidet sich von der Vernunft, ordnet sich ihr aber unter; dann giebt er eine kurze, recht gelungene Geschichte der Dogmatik, die sich in jener dreifachen Stellung entwickelt hat. Nach einem näheren Blick auf die jetzt noch so allgemein herrschenden Gegensätze der rationalistischen und supernaturalistischen Dogmatik, fragt der Vf.: „Welches nun aber ist das Verhältniß der Theologie zur praktischen Wirksamkeit des Predigers, des Seelsorgers?“ Er antwortet: „Die Theologie ist und soll ihrem Begriffe nach sein die wissenschaftliche Erörterung und Begründung der Vorstellungen und Begriffe, welche im Evangelium, und in traditioneller Weise in der christlichen Kirche als die Elemente unsrer Religion aufbewahrt sind. Der christliche Seelsorger soll diese Durchbildung des gegebenen Stoffes zur Klarheit des Begriffs in sich vollzogen haben, er soll eine lebendige Anschauung von dem Wesen und Gehalte der christlichen Religion, er soll dieselbe als die Religion des Geistes und der Wahrheit, als die vollkommene Religion auch in wissenschaftlicher Weise begriffen haben.“ Mit Recht bemerkt er zum Schlusse dieses Abschnitts, die sogenannten Kanzelgaben wären sicher nicht so selten, als die Bildung und tiefere Wissenschaft, welche jenen erst die Richtung geben müssen.

Der zweite Abschnitt betrachtet die *christliche Predigt in ihrem Gegensatz als supernaturalistische und rationalistische* (S. 49—110). Auf anziehende Weise wird gezeigt, wie beide entgegengesetzte Arten, jetzt da der Gegensatz einmal erkannt und im Geiste gelöst sei, nicht mehr zeitgemäß, wie auch in sich einseitig seien, indem die erste immer bloß in die Vergangenheit schaut und auf den historischen Zusammenhang des neuen Testaments mit dem alten das Hauptgewicht legt, das Christenthum nur zu einem vollendeten Judenthum macht, letztere von der Vergangenheit, kurz von der historischen Entwicklung des Christenthums gar nichts wissen will. Der Inhalt dieses Abschnitts ist durch mancherlei Beispiele belegt, namentlich Menkens, für den der Vf. im Vorbeigehen ein schönes Zeugniß ablegt, obwohl er seine Hinneigung zur alttestamentlichen Richtung mißbilligt. Auch die Stunden der Andacht werden eben so besonnen und milde, als treffend gewürdigt. Doch darf Ref. in den reichen Inhalt dieses Abschnitts nicht näher eingehen, ohne für diese Blätter zu weitläufig zu werden.

Der dritte, der Hauptabschnitt, behandelt die *Predigt vom Standpunkt der wissenschaftlichen Theologie*, wozu der vorige Abschnitt die negative Vorbereitung war. „Wie der Cultus durch die Liturgie auf das Gefühl wirkt, so macht sich die Katechese die Erleuchtung des Verstandes zum Augenmerk“; die Predigt dagegen vereinigt beides, ihr Zweck ist *Erbauung*: „sie will durch die Anschauung der ewigen Wahrheit, durch die Erkenntniß des an und für sich Nothwendigen den Menschen zugleich über sich selbst und die Schranken des Irdischen erheben.“ Soll die Predigt den Gedanken des Ewigen und Göttlichen zur Empfindung, diese zur Gesinnung und Ueberzeugung erheben, also den *Glauben* wecken: so steht sie damit zur Wissenschaft nur in einem *mittelbaren* Verhältniß. Der Prediger hat „für sich selbst allerdings die Verpflichtung, den Inhalt des christlichen

Glaubens nach seiner Nothwendigkeit in wissenschaftlicher Weise sich zur Anschauung zu bringen; aber alle Schulphilosophie und die Sprache der Schule bleibe der Kanzel fern.“ Eben so sollen aber auch alle geistreichen Einfälle, die nicht zur Sache gehören, fern bleiben, die Predigt soll dagegen voll des heiligen Geistes sein. Bei dieser Selbsterleuchtung und Entäußerung seiner selbst, die nicht sich reden hören will, sondern die *Sache* reden läßt (worauf auch vorzugsweise das Geheimniß der Popularität ruht), giebt der Prediger seine Eigenthümlichkeit nicht auf, sondern bewahrt sie eben am sichersten. Nun beleuchtet der Vf. näher *A.* die Predigt als rhetorisch-homiletisches Kunstgebilde (S. 117—128), *B.* in ihrer geschichtlichen Entwicklung und Gestaltung (bis S. 139), *C.* nach ihren drei nothwendigen Elementen (bis S. 190): *a)* dem exegetischen, *b)* dem dogmatischen, *c)* dem parännetischen oder praktischen. Die Grundsätze, die oben entwickelt wurden, finden in diesem Abschnitt ihre Anwendung im Einzelnen; auch ist hier das Gesagte öfters durch zweckmäßige Beispiele näher ins Licht gesetzt. Beachtenswerth ist hinsichtlich des Ersteren, was der Vf. für die Theorie der Beredsamkeit, über das Maas und das Freireden sagt; hinsichtlich des Zweiten, was gegen den stollen Schematismus der üblichen Eintheilungsweise beigebracht ist; auch werden hier Einfachheit, kernige Gediegenheit und Popularität (Reden mit Zungen nach Harnis, lebendige Sprache des Volks, nicht Büchersprache) kräftig empfohlen. Am meisten liegt aber mit Recht das Dritte dem Vf. am Herzen, welcher seine Forderungen darin concentrirt: die Predigt soll ihrem Gehalt nach ein *organisches Ganze* sein. Was er über die einzelnen Elemente sagt, ist in Folgendem zusammengefaßt: „Das exegetische erfordert eine sprachlich-geschichtliche, das dogmatische eine logisch-dialektische, das parännetische Element vorzugsweise eine psychologische Entwicklung.“ Hier ist der Vf. am eigenthümlichsten und namentlich in seiner Kritik oft recht glücklich. — Schließlich wird noch vom *Gebet* und vom *Eingang der Predigt* gehandelt. Treffend sagt er hier (S. 192): „Da die christliche Predigt nicht bloß zu Christen im Geist und in der Wahrheit, sondern auch zu Unbekehrten, zu bloßen Namenchristen redet; da ferner auch der wiedergeborene gläubige Christ noch immerfort das weltliche Element in sich zu bekämpfen hat, da ihm, obwohl erlöst und entsündigt, der Zustand vollendeter Freiheit und Kindschaft dennoch zugleich als ein noch nicht erreichtes Unendliches vor Augen steht: so muß auch das christliche Gebet jenen doppelten Charakter, den allgemein-menschlichen und den eigenthümlich-christlichen, den der Abhängigkeit und den der Freiheit, an sich tragen.“ Hinsichtlich des Eingangs wird mancherlei guter Rath gegeben, nachdem bemerkt worden, wie die Homilie dessen gar nicht bedürfe.

Wenn der Verf. zuletzt sagt, daß nach seiner Ansicht die Hoffnung der Wiedergeburt des kirchlichen Lebens einzig und allein darauf beruht, daß die engherzige alttestamentliche Glaubensansicht unsrer neu-evangelischen Pietisten, eben so wie die bloß verständige Betrachtung der Religion endlich in ihrer Einseitigkeit und Beschränktheit erkannt werde: so ist dieß Ref. zu negativ gestellt. Die beiden angegebenen Gegensätze müssen geistig in einander gelebt und dadurch in ihrem Innersten vermittelt werden; das bloße *Erkennen* der Einseitigkeit genügt nicht; es muß die Einsicht derselben das innerste Wesen des Menschen durchdringen, was nur dadurch geschehen kann, daß der göttliche Geist in ihm herrschend wird. Wir erwarten, daß aufs Neue die Fülle desselben sich auf die Gemeinen der Gläubigen ergieße und sie alle zur Freiheit der Kinder Gottes führe. So meint der Verf. es aber auch eigentlich; denn das rechte Denken Gottes ist zugleich Wirken Gottes in dem Menschen.

L. Pelt.



Februar 1835.

1. *Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particular-Gesetzbücher und in genauer Vergleichung mit dem engl. und franz. Straf-Prozesse von Dr. C. J. A. Mittermaier.*

2. *Die Lehre vom Beweise im deutschen Straf-Prozesse nach der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und deutsche Gesetzbücher in Vergleichung mit den Ansichten des engl. u. franz. Strafverfahrens von Dr. C. J. A. Mittermaier.*

(Schluß.)

Es giebt eine Seite, nach welcher das Recht noch im andern Sinn, als sonst ein allgemeines Interesse Aller in Anspruch nimmt, und diese äußert sich fast nirgends mehr als im Strafrecht und Strafverfahren; es ist die *politische*. Nicht bloß wo die Richter der That, die Geschworenen aus der Mitte des Volks gewählt werden, auch noch in andern Rechtsverfassungen wird der nahe Zusammenhang erkannt, der zwischen dem strafrechtlichen Verfahren mit dem ihm eigenthümlichen Princip und den übrigen organischen Einrichtungen des Staats besteht. Eine Betrachtung von diesem Gesichtspunkt aus, die sich über den bloß dogmatisch-praktischen Inhalt erhebt, ist von besonderer Wichtigkeit für die geschichtliche Auffassung, die erst dadurch für die Würdigung der rechtlichen und sittlichen Bildung der Völker einen sichern Leitfaden erhält, wie für die Gesetzgebungs politik und die Kritik des Bestehenden. Diesen Gesichtspunkt durchgängig festgehalten und besonders im Wege eines umfassenden comparativen Gesetzesstudiums nachgewiesen und auf diese Weise eine Menge wichtiger Resultate für die Wissenschaft gewonnen zu haben, ist eines der mehrern Verdienste, die wir dem Verf. zuschreiben: und wir dürfen dieses um so zuverlässiger.

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

sichtlicher thun, als dessen Vertrautheit mit dem positiven Rechte und praktischer Sinn ihn vor den Mißgriffen bewahren muß, die sonst zu leicht im Gefolge jener glänzenden Methode sich zeigen. Es ist darauf bei der Anzeige der ersten Auflage aufmerksam gemacht, und es sind wie gesagt, jetzt durch gehörige Absonderung der verschiedenen Gesichtspunkte diese vermieden worden. Eine andere Aufgabe ist die eines Lehrbuches des Strafverfahrens in Ländern des gemeinen Rechts und mit Beziehung auf Particularrechte, eine andere die eines praktischen Handbuches, wo der Geschäftsmann für jeden schwierigen Fall in der Anwendung eine besondre Auskunft findet, eine andre endlich, ~~ja~~ beiden zum Theil umfassende, zum Theil voraussetzende, oder auch in den letzten Einzelheiten mit Recht nicht überall beachtende, ist die, welche sich hier der Verf. gesetzt hat, nämlich die Wissenschaft des Strafverfahrens *überhaupt*, nach ihren verschiedenen Seiten und nach dem Standpunkte und den Forderungen der Zeit darzustellen. Zwar ist auf dem Titel nur *deutsches* Strafverfahren angekündigt, das englische und französische nur als das verglichene bezeichnet, zwar ist neben der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particularrechte, die *Wissenschaft*, der die größten Fortschritte verdankt werden, besonders wenn man eben den hier bezeichneten Gesichtspunkt verfolgt, gar nicht genannt, aber in *jener Hinsicht* ist ein tieferes gemeinsames Princip vorhanden und danach eine Methode denkbar, die ein Erheben über jene Beschränkung nothwendig machte, und in *dieser* Hinsicht würde der Mangel an Bestimmtheit auf dem Titel nicht berechtigen, gegen den Inhalt des Werkes, und den Gesamteindruck, den es bei dem Leser hinterläßt, anzunehmen, daß dem Verf. diese Seite minder wichtig erschienen sei, deren Berücksichtigung vielmehr das ist, was sein Werk nach Anlage und Ausführung vor andern ähnlichen auszeichnet. Die Kritik hat vielmehr gerade davon auszugehen, um den Werth des-

selben anzuerkennen, und um danach Manches zu erklären, was von einem der andern Standpunkte oder Zwecke aus, zum Tadel Anlaß geben könnte. Um erst den gemeinen oder Landes-Criminalprozeß kennen zu lernen, um für jeden Fall, wie nach den Grundsätzen der Casuistik, eine in Bereitschaft gehaltene Belehrung und praktischen Rath zu finden, dazu ist ein Werk nicht bestimmt, welches, die Theorie und Dogmatik des praktischen Rechts voraussetzend, mehr *über* die Sache von der wissenschaftlichen Seite zu den mit ihr vertrauten Lesern spricht, als daß es den ersten Unterricht in derselben zu ertheilen beabsichtige. Eben so wenig sind hier die Regeln der Führung der Untersuchung, der sogen. Inquirirkunst zum Mittelpunkt gemacht, wie es nicht selten besonders in älteren Werken geschehen ist in Verbindung mit einer Ansicht, welche die Schuld und das Unrecht präsumirt, und als die höchste Aufgabe des Untersuchungs-Richters betrachtet, in allen Fällen das Ergebniss einer Verurtheilung möglich zu machen, welches, da der Zweck der Untersuchung lediglich auf unparteiische Herstellung der Wahrheit, des materiellen Rechtes gerichtet ist, als abstracte Regel durchaus nicht, als solche für den concreten Fall aber nur unter der Voraussetzung gelten darf, daß überhaupt nicht ohne genügenden Grund zur Untersuchung geschritten, daß insbesondere ein bestimmtes Individuum nicht eher in den Anklagestand versetzt worden sei, als nachdem mindestens so viel dasselbe beschwerende Wahrscheinlichkeit und Verdacht vorhanden ist, daß es nothwendig wird, ihm die Gelegenheit zu geben, aber auch die Pflicht aufzuerlegen, sich zu rechtfertigen oder dasselbe seiner Schuld zu überführen, wenn es nicht freiwillig diese in ihrer Wahrheit auf sich nehmen, sich gewissermaßen sein eignes Urtheil sprechen will.

Vermißt man nämlich gleich in dem Werke keinen der Punkte, die ein wissenschaftlicher Geschäftsmann hier suchen wird, ist insbesondere die praktische Rücksicht nirgends bei Seite gesetzt, so besteht doch weder hierin, noch in der geschichtlichen Betrachtung die eigenthümliche Auszeichnung desselben, die wir vielmehr in die Fülle geistreicher Bemerkungen setzen, mit welchen jede Lehre besonders nach dem Standpunkte der Gesetzgebungspolitik und der vergleichenden Prozeß-Rechtswissenschaft ausgestattet ist, und vor Allem in die edelste Freimüthigkeit und die Aeußerung einer gerechten Gesinnung, welche sich ohne Scheu jeglichem Miß-

brauche, der in diesem Gebiete leicht möglich wäre, jeder verwerflichen oder auch nur nicht ganz lauteren Maaßregel widersetzt, und die mögliche Unschuld, so wie die nicht auf rechte Weise verfolgte oder behandelte wirkliche Schuld, jene materiell und formell zugleich, diese nach der formellen Seite allein, die bekanntlich aber im strafrechtlichen Verfahren selbst auch eine wesentliche ist, in dem Geiste der Gerechtigkeit in Schutz nimmt, der sich in des Verfa. trefflicher, in mehreren stets verbesserten Auflagen dem Publicum vorliegender, Anleitung zur Vertheidigungskunst so erfreulich kund giebt. Vielleicht ist hier zuweilen zu weit gegangen, dem von mehreren Gegnern des deutschen strafrechtlichen Verfahrens gehegten Vorurtheil zu viel Nahrung gegeben, das Fremde auf Kosten des Einheimischen zu sehr gepriesen, mancher nicht zu leugnende Mangel zu bedeutend geschädert, um so mehr als der Grund nicht selten keineswegs in unserm regelmäßigen Verfahren, sondern in Abweichungen liegt, die, sie mögen in nicht zu billigen verfügten Ausnahmen oder in der Willkür von Individuen beruhen, eben so gut — dieses lehrt die Geschichte auch der neuesten Zeit, besonders in Frankreich — an andern Orten vorkommen können, wie denn überhaupt einem Uebelstande dadurch noch nicht abgeholfen ist, daß man neue Gesetze und Vorschriften erläßt, indem es um so mehr auf die Individuen ankommt, die mit der Ausführung und Anwendung beauftragt sind, als ja das Gesetz dem freien Ermessen derer, durch welche erst dem Worte das Leben verliehen werden soll, statt eine zweckmäßige nicht in zu enge Grenzen gebannte freie Bewegung gestatten muß, ohne welche vielleicht noch größere Uebel entstehen würden, als die sind, welche möglicherweise durch eine Ueberschreitung herbeigeführt werden können; es wird dabei auf die gute und doch wohl auch geprüfte und bewährte Gesinnung der Beamten gerechnet, die ihre Ehre und subjective Befriedigung in ihrer Pflichterfüllung haben und gegen die im Allgemeinen unwürdiges Mißtrauen in geradem Widerspruch mit dem Vertrauen steht, welches sie zu dem wichtigen Amte beruft und welches in sie nothwendig gesetzt wird. Immer wird es eine der schwierigsten Aufgaben bleiben, hier von Seiten der Gesetzgebung und der Justizoberaufsicht die rechte Mitte zu treffen, den Schutz individueller Freiheit mit dem Interesse des Ganzen und dessen Sicherheit, die Autorität des Richteramts mit der erforderlichen Beschränkung und der möglich-

stra Entfernung, auch selbst der Gelegenheit und Veranlassung des Mißbrauchs, ins rechte Gleichgewicht und in Uebereinstimmung zu setzen. Aber wer sollte es mißbilligen, wenn der Vf. gerade hierauf sein besonderes Augenmerk richtet, wenn er, gerade da wo auf das Individuum gerechnet, wo ihm so viel Verantwortung Herbeiführendes auferlegt wird, sich mit eindringlicher Rede vorzugsweise an dasselbe wendet und auf dessen Gemüth und Willen einzuwirken sucht? Wenn er bei den meisten Lehren, wie gleich in der *ersten* Abtheilung, welche der Einleitung folgt „von dem obersten Grundsatz des Strafprozesses und den Hauptfolgerungen daraus“ (d. h. aus denselben) bei der Angabe des Verhältnisses des Untersuchungs- zum Anklage-Verfahren, bei der Schilderung der Bedeutung der Mündlichkeit und Öffentlichkeit, in der *zweiten*, „von der Gerichtsorganisation und dem Gerichtsstande“, in der *dritten*, „von der peinlichen Untersuchung überhaupt und den Mitteln des Richters zur Führung derselben“ — hier, wo am meisten, freilich bestimmt durch das Gesetz, welches durch das Organ des Richters in Thätigkeit tritt, ein oft die Person drückendes oder beschwerendes Benehmen, eine Maßregel der Gewalt und Strenge eintritt — wenn er bei diesen Lehren, sagen wir, vorzugsweise von jenem Gesichtspunkte ausgeht, und diesen gewissermaßen den durch die ganze Abhandlung sich überall mehr oder minder sichtbar hindurchziehenden Faden, der das Ganze verbindet, sein läßt? In der That wird dadurch auch die *fünfte* Abtheilung „von dem Gange des Strafprozesses“ (mit Unterscheidung der Vor- und Hauptuntersuchung), die *sechste*, „von der Urtheilsstellung und der hiezu nothwendigen Prüfung der Beweise“ bestimmt, nebst dem, was sich sonst nach des Verf. nicht streng logisch geordnetem System daran knüpft, wovon wir aber nur, mit Uebergang des sonstigen Inhalts, die *vierte* Abtheilung „von der Erforschung der Gewissheit der Thaten im peinlichen Prozesse“ und die *erste Unterabtheilung* der sechsten Abtheilung „von dem Beweise in Strafsachen“ hervorheben, um dem früher angegebenen Plane gemäß, hievon in Verbindung mit dem andern „der Theorie des Beweises“ ausschließend gewidmeten Werke zu handeln. Dieses letzte folgt im Wesentlichen der Anordnung der eben erwähnten Unterabtheilungen aus dem ersten Werke, und kann als eine weitere Ausführung, als ein Commentar derselben betrachtet werden, jedoch enthält wieder jede der beiden Ab-

handlungen manches wenigstens durch die Art der Ausführung Eigenthümliche, so daß beide einander zur gegenseitigen Ergänzung dienen. Erwägt man, wie schwierig es ist, denselben Inhalt in zwei rasch auf einander gefolgten, und neben einander bestehenden Werken darzustellen, ohne mehr Wiederholungen zu machen, als die unvermeidlichen, und daß auch die erste Schrift den Gegenstand nicht in compendiarischer Kürze, sondern in der Ausführlichkeit eines Handbuches vorträgt, so kann man nicht umhin den sich hier zeigenden Reichthum der Kenntnisse des gelehrten Verf. anzuerkennen.

Das Beweisverfahren ist nicht nur einer der wichtigsten Theile des Strafprozesses, sondern es umfaßt und bestimmt denselben beinahe ausschließend, und zieht sich von Anfang an, bis zum Schlusse der Untersuchung und zur Beurtheilung fast durch das ganze System, während es im bürgerlichen Verfahren nur an einer bestimmten Stelle hervortritt, auch wohl in manchen Fällen, wo das Factische unbestritten ist, und nur eine Rechtsfrage vorliegt, entbehrt werden kann, was bei der Grundverschiedenheit der Principien beider Arten des Verfahrens, bei dem strafrechtlichen niemals der Fall sein kann. Wenn so von Seiten der mit der Rechtspflege beauftragten Beamten die größte Sorgfalt auf Herstellung des Beweises zu wenden ist, so bleibt auf gleiche Weise diese Lehre die würdigste Aufgabe für die Gesetzgebung und Wissenschaft — aber in allen drei Beziehungen auch eine sehr schwierige. Man kann sie füglich zum Mittelpunkt und zur Grundlage des Verfahrens machen und eine Menge praktischer Folgen knüpfen sich daran, wie man diese Grundlage auffaßt. Die bedeutendsten Streitfragen für die Gesetzgebungspolitik, die wichtigsten historischen Betrachtungen über das ältere und neuere Verfahren beider Völker im Zustande beginnender Rechtsbildung, die interessantesten Kritiken über das bestehende Recht knüpfen sich an die Beweislehre. Von der Geschichte derselben ist auszugehen, um die Grundbegriffe, besonders des alten germanischen Verfahrens, und so mittelbar des Strafrechts selbst, in ihrer allmäligen Ausbildung und Eigenthümlichkeit darzustellen, wie der Unterzeichnete dieses neulich in besonderer Rücksicht auf den Reinigungseid nachzuweisen und dessen Zusammenhang mit dem ganzen Rechtssystem aus den Quellen darzuthun gesucht hat. Die Fragen über Gewissheit, Wahrscheinlichkeit, Beweise im eigentlichen Sinn und Indicien, über die Vortheile oder Nachtheile einer ge-

wetzlichen Beweistheorie, oder des Gegentheils, über die Entscheidung der factischen Punkte durch rechtsgelehrte Richter, oder durch Geschworne in der technischen Bedeutung, und so mittelbar oder unmittelbar fast Alles, was in unsern Zeiten so vielfach zur Sprache gebracht, worüber neben den Stimmen so vieler Sachkundiger, auch so manche sich haben vernehmen lassen, die von der naiven Ansicht ausgehn, man könne über diese wichtigen Gegenstände mitsprechen und vielleicht um so besser, je weniger man mit eigentlichen Kenntnissen ausgerüstet sei — dieses Alles knüpft sich an jenes große Thema. Bekanntlich zeigt sich wieder hier ein großer Kampf der Vertheidiger des Hergebrachten, der strengsten gesetzlichen Beweistheorie und der Neuerer, die denn oft ungründlich genug unserm Verfahren Unrecht thun, und das Fremde unbedingt auch da loben, wo die Kenner, selbst in den Ländern, wo dasselbe einheimisch ist, dessen Mangelhaftigkeit, ja Gefährlichkeit anerkennen. Den Verf., obschon er sich nicht selten mehr als billig auf die Seite der Ausländer und der einheimischen Partei für dieselben neigt und zu viel Gewicht, namentlich auf die bei weitem mehr glänzenden als gründlichen Werke der Engländer und Franzosen u. s. w. legt, besonders Bentham's und Meyers, mußte doch auch hier sein unbefangener Sinn, unterstützt durch seine tiefe Kenntniß und eine reiche Erfahrung, im Ganzen auf dem richtigen Wege erhalten, und so finden wir denn die erheblichsten Streitfragen der Zeit meist unparteiisch erörtert, den Werth des Vaterländischen erkannt, aber vom Standpunkt der Kritik, der sich gegen den geschichtlichen und dogmatischen bei weitem überwiegend zeigt, auch hier mit Freimüthigkeit und in der schon oben bezeichneten Gesinnung jegliches gerügt, was in der Art, wie es zuweilen angenommen wird, dem Recht selbst auch nur die entfernteste Gefahr zu drohen scheint. Geht aber hier der Vf. unleugbar nicht selten zu weit, spricht er von gewissen Mißbräuchen, die hie und da gewiß nicht in Abrede gestellt werden können, als gewöhnlichen und häufig vorkommenden Erscheinungen, wobei wir denn doch mindestens das Princip der Gerechtigkeit, von dem derselbe ausgeht, mit Beistimmung anerkennen, so verhehlen wir nicht, daß wir eine dieser bis zur Aengstlichkeit getriebenen Sorgfalt einigermaßen widersprechende Richtung mißbilligen, der zufolge derselbe einen vollen Beweis da zuläßt und annimmt, wo es nimmermehr geschehen darf, daß er dabei die entgegengesetzt strengeren Ausführungen Anderer für deren individuelle Meinung ausgiebt, während sie auf bestimmten gesetzlichen Quellen beruht, und man kann ihm und allen Neuern, die z. B. auf Indicien allein einen vollen Beweis gründen, und die Behauptung der gänzlichen Unwandelbarkeit des Art. 22. der P. G. O. aufstellen, mit Recht entgegen, daß das Verbot der Bestrafung ohne vollständigen Beweis auf eine gedie-

gene Erfahrung einer langen Zeit sich stützt, welche auch neuere Gesetzgebungen nicht zu verlassen wagen, indem sie — wie sie auch der Form nach abweichen, sie mögen eine nur außerordentliche gelinde Strafe auf Wahrscheinlichkeit gründen oder durch Indicien vollen Beweis entstehen und ordentliche Strafe eintreten lassen, dann aber wieder das höchste Maß ausschließen — stets davon ausgehen, daß hier nicht die Voraussetzungen da sind, unter welchen die erforderliche rechtliche Gewissheit angenommen und die ordentliche volle Strafe zuerkannt werden könne. Es würde nicht schwer fallen, mehrere Stellen anzuführen, wo dieser Widerspruch sich zeigt, wenn es unsre Aufgabe hier wäre in das Einzelne einzugehen, und einige Gelegenheit zu suchen, da dem im Ganzen so trefflichen Werke etwas zu tadeln. Nicht einmal das Recht der Vertheidigung will der Ref. hier geltend machen, der seine in dieser Hinsicht abweichende Ansichten, mit vielen Criminalisten übereinstimmend, genügend begründet zu haben glaubt, übrigens aber stets so freundliche Berücksichtigung derselben in diesen Schriften erfahren hat, daß er sich über des Verfassers stets würdige Polemik um so weniger beschwert, je lieber er, wie früher, so auch jetzt stets von demselben lernt.

Nur um der Wahrheit die Ehre zu geben, müge zu einer unbefangenen Prüfung um so mehr aufgefordert werden, als die nicht selten in lebhaftere Beredsamkeit von der ruhigen Betrachtung übergehende Darstellung für Manche etwas Bestechendes haben könnte. Die Lebendigkeit derselben ist angenehm ansprechend, und läßt manche Ungenauigkeiten des Styls und kleine Inconsequenzen übersehen, für deren Wahrnehmung der Ref. möglicherweise zu empfindlich ist. Vielleicht hätte auch hier eine in sich zusammenhängende geschichtliche Darstellung, durchgeführt durch die Dogmengeschichte, die hier nicht als solche, sondern meist gelegentlich bei einzelnen Behauptungen, als Bestätigung oder Abweichung im Wege des Beispiels benutzt wird, ferner eine mehr auf Exegese und Praxis gegründete Ausführung der positiven Theorie, schärfer getrennt von der Vergleichung neuerer fremder Rechte, Gesetzgebungen und Entwürfe — und endlich von der Kritik und der politischen Seite der Betrachtung manche Verwechslungen vermeiden lassen, auf jeden Fall die Uebersicht für den theoretischen und praktischen Gebrauch erleichtert. Doch, da wir schon bemerkten, daß der Vf. nicht zu Anfängern spricht, sondern zu denen, die mit der Sache bekannt sind, so mögen wir vertrauen, daß er nicht ohne bestimmte Gründe diesen Plan grade bei einem Werke befolgt, welches die Wissenschaft auf der Höhe der Zeit in der würdigsten Weise repräsentirt und dessen Studium nicht dringend genug empfohlen werden kann.

J. F. H. Abegg.

Februar 1835.

XXIX.

1. *Grundriss der Physiologie. Ein organisirter Entwurf zu Vorlesungen mit Ausführung der allgemeinen Physiologie von C. H. Schultz, Prof. d. Med. an d. K. F. W. Univ. Berlin, 1833. Hirschwald. 137 S. 8.*

2. *De alimentorum concoctione experimenta nova, instituit, exposuit, cum aduersa digestionis organorum valetudine comparavit atque locum in facultate medica universitatis litterariae Fridericiae Guilelm. rite auspicatus edidit C. H. Schultz, med. D. etc. cum tabul. aeri incisa. Accedit oratio de Physiologia veterum et recentiorum comparatis deque methodo physiologiae ipsius organismi substantiae congrua. Berol. 1834. Hirschwald. 109 S. 4.*

Die kleine Schrift No. 1. möchten wir lieber eine Methodologie der Physiologie als einen Grundriss dieser Wissenschaft selbst nennen. Von dem Grundrisse einer Wissenschaft erwartet man blofs eine scharfe und klare Zeichnung der wesentlichen Wahrheiten hierhin gehöriger Lehren, und nur mit wenigen Zügen soll bestimmt angedeutet sein, in welcher Richtung die weitere Ausführung dieser Lehren fernerhin gegeben werden könne, dahingegen die Bezeichnung des Fachwerks und wie Abtheilungen und Unterabtheilungen dieser Lehren zu ziehen seien, weniger für einen Gegenstand des Grundrisses als den einer Methodologie zu halten ist. — Ueberhaupt räumen wir aber in wissenschaftlichen Vorträgen der Spaltung und Sonderung in Abtheilungen und Unterabtheilungen wohl grolentheils noch zu viel Feld ein; wir zerpfücken den Gegenstand gern in eine Menge Abschnitte, und der Lernende hat dann nicht selten Nöth. genug, sich aus diesen Stücken das Ganze

wieder herauszufinden, und wohl ihm, wenn er eben nur noch dazu gelangt! — Die schöne freie Art der Mittheilung, wo der Lehrer sich betrachtend ergeht, wo er, reich an eigener Erfahrung, klar und gern sich aussprechend in einem Flusse der Rede oder der Schrift alle Seiten seines Gegenstandes allmählig heranbringt und dabei nie das Bewußtsein der Totalität desselben verliert, — sie wird immer seltner und, wie wir überzeugt sind, zu wahrem Nachtheil ächter Wissenschaftlichkeit. — So ist uns ein sonst in vieler Hinsicht lobenswerthes größeres Werk über Physiologie bekannt, wo eine solche Menge von scharfsinnigst ausgedachten Abtheilungen und Unterabtheilungen, nach I, A, α, αα, α u. s. w. vorkommen und eine solche Menge verschiedenartiger Ansichten und Erfahrungen neben einander gehäuft sind, dals es oft wirklich recht schwer wird beim Nachschlagen gerade das zu finden, worüber man eben Auskunft zu haben gewünscht hatte. Die Art wie dieser „organisirte“ Entwurf einer Physiologie sich gliedert, ist kürzlich folgender: Nach einleitenden Betrachtungen über Interesse und Umfang, Verhältnifs und Quellen der Physiologie, wird die Methode der Untersuchung nach ihren verschiedenen Formen aufgeführt. Rec. gesteht, dals ihm auch bei diesem letztern für den Lernenden so wichtigen Kapitel eine zu weit getriebene Sonderung obzuwalten scheint, ja, dals es für gefährlich halte, dem Angehenden die Empirie so untergeordnet, und die positiv vernünftige oder speculative Betrachtung so hoch vorzustellen, denn die Verachtung wird zu grofs, die mit mancher Unbequemlichkeit und Mühseligkeit verbundene Erforschung des Sinnlichen bald zu überspringen und in das *scheinbar* freiere und leichtere Feld der Speculation sich zu retten, dahingegen es doch gewifs erwünschter ist, zunächst die recht innige Liebe zu immer erneuter Erforschung und Betrachtung der Natur zu erwecken, dabei aber die Seele des Schölers in sich selbst in ihrer Entwicklung und Fortbildung

zu fördern, damit er allmählig lerne im Alltäglichen und im scheinbar Gemeinen das höhere Geheimniß der darin waltenden Idee erst zu ahnen und dann nach und nach deutlicher zu vernehmen. Was die Eintheilung der Physiologie betrifft, so sondert der Verf. allgemeine und besondere Physiologie. Die erstere soll mit der „Entwicklungsgeschichte des Begriffs vom Organismus“ beginnen, dann die Betrachtung der Gebilde des thierischen und menschlichen Organismus, der Formen des Pflanzen- und Thierreichs, des Menschen und seiner Varietäten folgen lassen, und mit der Betrachtung des menschlichen Organismus im Verhältniß zum Makrokosmos schließen. Was die besondere Physiologie betrifft, so ist sie nach dem Verf. bestimmt, die Analyse des Lebensprocesses der organischen Systeme des Individuums und der Gattung zu geben. — Zuerst wird hier der Lebensproceß des Individuums in vegetatives, animales und humanes Leben unterschieden (letzteres soll die Seele und das Bewußtsein umfassen; die Seele kommt indess doch auch andern Geschöpfen als dem Menschen zu) und eine Menge Unterabtheilungen jedes Abschnittes werden gleichsam als Verzeichniß dessen, was hier die Physiologie im Besondern zu lehren habe, mitgetheilt. Den Beschluß machen die verschiedenen Momente, welche unter den Lebensproceß der Gattung gehören, d. i. die Zeugung und die Entwicklung des Keimes, wobei unerwarteter Weise auch auf die abnormen Entwicklungen (welche doch Gegenstand der Pathologie sind) Rücksicht genommen ist. — Jedem Hauptabschnitte ist eine Auswahl dahingehörriger Literatur beigegeben und der Entwicklungsgeschichte des Begriffs vom Leben und vom Organismus eine etwas ausführlichere Angabe der vorzüglichern Lehrmeinungen älterer und neuerer Zeit beigelegt. — Warum wir nun gerade mit manchen der hier aufgestellten Abtheilungen nicht übereinstimmen können, und warum wir in einzelnen Abschnitten eine andere Ordnung befolgt wünschen möchten, dieses auseinander zu setzen würde den Raum überschreiten, welcher der Anzeige einer Schrift dieses Umfanges in diesen Blättern bestimmt werden kann; es sei daher nur noch hinzugefügt, daß das Büchlein in sofern vollkommen seinen Zweck erfüllt, als es den Schülern, welche sich der Lehrweise des Verfs. nun überhaupt angeschlossen haben, unleugbar einen nützlichen und präzisen Leitfaden zum Verfolgen der Vorträge desselben gewähren kann.

Die Schrift No. 2. beginnt mit einer Rede über den Unterschied älterer und neuerer Physiologie, welche im Ganzen ohngefähr dieselben Gedanken ausspricht, wie sie sich in der historischen Entwicklung des Begriffs vom Leben des vorher erwähnten Grundrisses aufgeführt finden. Wenn jedoch der Verf. sagt: „*Veteres vero medici ad veram physiologiam pervenire non potuerunt, quippe qui essentialem inter organismum et mundum differentiam non cognoscent, sed vitae corporis humani elementorum et qualitatum universalium principia inesse crederent, neque id in sanitate tantum sed etiam in morbis*“: so können wir ihm freilich hierin keinesweges beistimmen, wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß die wahre Physiologie dadurch möglich werde, daß man das All-Leben der gesamten Natur als Grundwesentliches in der Idee erfasse und nun jede der einzelnen Lebensformen in ihren mannigfaltigen Zuständen und Aeußerungen mit treulichster und ausdauernder Beharrlichkeit durch geschärfte sinnliche Wahrnehmung und zwar möglichst auf dem genetischen Wege verfolge. Gerade also, daß die Alten die urwesentliche Gleichheit von höchstem organischen Einzelleben und allgemeinem Weltleben erkannten, beweist, wie o vieles andere, ihren einfachen gesunden Sinn, und wir zweifeln gar sehr, ob ihre Aerzte die schöne Einsicht in den Organismus der Krankheit, und seine Entwicklung nach bestimmten Lebensstadien so deutlich gewonnen hätten, wären sie nicht gerade von der Idee jener urwesentlichen Gleichheit ausgegangen. — Auf diese übrigens sehr wohl geschriebene Rede folgt sodann, als Einleitung zu den später zu erwähnenden Versuchen, die eigne Krankheitsgeschichte des Verfs. mit Angabe der an sich selbst gemachten besondern Wahrnehmungen hauptsächlich in Beziehung auf den Verdauungsproceß. Ueber dergleichen Wahrnehmungen, welche Jemand an sich macht oder zu machen glaubt, läßt sich nun eigentlich von einem Andern gar wenig sagen und Rec. erlaubt sich nur zweierlei zu bemerken: erstens, daß er als Arzt es nicht gut heißen kann, ein Wechselfieber in einem Körper, welcher durch häufige vorausgegangene Erkältungen und Durchfälle prädisponirt war, zuerst mit einer Lösung von Quassien-Extrakt, dann durch eine Abführung von Calomel und Sapo jalappinus, und hierauf sogleich mit schwefelsaurem Chinin zu behandeln (das Fieber dauerte denn auch mit oft erneuerten Anfällen gegen drei Mo-

mate); zweitens, daß es ihm doch problematisch erscheint, ob außer einem wahrhaften Hellssehen (wo dergleichen vorgekommen sein soll) es möglich sei, daß Jemand theils die Bewegungen von Magen, Dünndarm, *Coecum* und *Colon*, einzeln zu unterscheiden, theils das Hinabfließen der Galle in das *Duodenum* und dann weiter hinunter bis zum *Coecum*, durch bestimmte subjective Gefühle verfolgen könne. Mindestens ist es gewiß, daß in solchen Dingen unendlich leicht Täuschungen Statt finden. — Ohne auf alle die Bemerkungen des Verf. einzugehen, indem dieses größern Raum erfordern würde als auf die Anzeige einer Schrift dieses Umfanges zu wandeln, dürfte, fassen wir lieber die Experimente etwas näher in's Auge, welche von dem Verf. angegeben würden, besonders um den Gegensatz zwischen Magen- und *Colon*- oder *Coecum*-Verdauung in ein helleres Licht zu stellen. In der Einleitung zur Aufzählung der einzelnen Experimente ist eine Bemerkung enthalten, welche nicht uninteressant ist und die wir hier ausheben. — Nachdem nämlich erwähnt worden ist, wie im zarten kindlichen Alter der Darmkanal mit dem fleischfressenden Thiere, besonders durch geringe Entwicklung des *Colon* und *Coecum* mehr übereinstimme, wenn er hingegen im vorgerückten Alter durch starke Ausbildung dieser Gegenden mehr dem der Pflanzenfresser ähnlich werde, bemerkt der Verf., daß diese Entwicklung auch wohl durch Krankheit beschleunigt werden könne, indem er bei zwei scrophulos verstorbenen Kindern eine weit beträchtlichere Entwicklung von *Coecum* und *Colon* gefunden habe, als sie sonst diesem Alter eigen zu sein pflege. — Es folgt dann zuvörderst die Angabe der in Katzen und Hunden angestellten Versuche, welche die Leicht- oder Schwerverdaulichkeit gewisser Speisen auszumitteln bestimmt sind. Es kann hier auffallend scheinen, daß der gewöhnlichen Annahme entgegen, gekochtes Fleisch sich leichter und schneller verdaut zeigte, als gebratenes, allein man muß hierbei freilich fragen, auf welche Weise das Fleisch gebraten worden war? — Gut gebratenes Fleisch nämlich ist sicher leichtverdaulicher, als gekochtes, aber hierüber muß man sich aus des Hrn. v. Rumohr Geist der Kochkunst des weitern unterrichten lassen. — Den Gourmands zu Liebe wollen wir übrigens erwähnen, daß Austern mit Brod und Käse genossen, bedeutend schneller verdaut wurden als Austern und Brod allein. — Es werden hierauf die

mikroskopisch wahrnehmbaren Veränderungen an verschiedenen Fleischarten während der Verdauung beschrieben und durch Abbildungen erläutert, und dann die bei Pflanzen- und Fleisch-fressenden Thieren angestellten Versuche, welche die zweite Verdauung im *Coecum* erläutern sollen, mitgetheilt. Es finden sich hier aber besonders die saure oder alkalische Natur der *Contenta* des Blinddarms beachtet und es wird die Wahrnehmung gemacht, daß die zuerst dort wieder erzeugte saure Beschaffenheit des Speisebreies in alkalische Natur umgewandelt zu werden pflegt, wenn, bei längerem Fasten, nach aufgenommener Nahrung, die Galle, anstatt zur ersten Verdauung verwendet zu werden, durch den Dünndarm dem Blinddarm zufließen könne; auch wird durch besondere Experimente der Grad anfänglicher Säuerung im *Coecum* bei mehreren Pflanzenfressern erörtert. Es folgen nun noch eine Menge anderer Versuche und Reflexionen über die Verdauung der Wiederkäuer, über die Natur der Galle, des Speichels u. s. w., worüber wir jedoch den Leser bitten müssen in der Abhandlung selbst nachzusehen, als welche, wenn wir auch ihren Resultaten nicht überall beistimmen können, die genauere Beachtung aller Physiologen und Aerzte immerhin in vollem Mafse verdient.

Carus.

### XXX.

Fr. Holl's Wörterbuch deutscher Pflanzen - Namen, oder Verzeichniß sämmtlicher in der Pharmazie, Oekonomie, Gärtnerei, Forstkultur und Technik vorkommenden Pflanzen- und Pflanzentheile nach ihren Provinzial- und systematischen Namen, nebst Angabe der lateinischen, wie auch der Stellung im künstlichen und natürlichen System. Erfurt 1833. gr. 8. 434 Seiten.

Das vorliegende Werk, dessen leicht verständliche Tendenz und Einrichtung schon vollständig auf dem Titel angegeben ist, füllt eine Lücke aus, auf die man erst aufmerksam wird, wenn ein solches Buch vorhanden ist. Ref. weiß sehr wohl, daß es an Werken der Art nicht gänzlich fehlte, aber der Umfang derselben und die Schwierigkeit, sie zu erlangen, machte sie so selten, daß sie für Viele als gar nicht vorhanden betrachtet werden mußten. Es gehört dahin z. B. Nennich's treffliches *Polyglottenlexicon*. Es umfaßt aber drei starke Quartbände (die vielleicht gar nicht einmal mehr auf dem Wege des Buchhandels zu

haben sind), indem es sich auf *alle* Naturkörper der Erde erstreckt und auch in mehreren Sprachen als der deutschen und lateinischen redet, dürfte also wohl kaum mit dem *unseres* Verfassers concurriren, welcher noch dazu, da er sein Hauptaugenmerk allein auf die *deutschen* Namen der *Gewächse* richtete, diese in einer Vollständigkeit geben konnte, wie wir sie bisher noch nicht kannten. Ueberdies findet sich in letzterem noch eine sehr dankenswerthe Zugabe, die für Anfänger in der Botanik wenigstens einen grossen Vortheil haben kann. Diese besteht darin, wie auch aus dem Titel schon zu ersehen ist, daß den Namen der Pflanzen auch ihr Stand im Systeme beigelegt ist, so daß man die in Rede stehende Pflanze sogleich in allen übrigen Büchern ihren Eigenschaften nach aufsuchen kann, was um so nöthiger ist, als derselbe Provinzialname öfters ganz verschiedenen Pflanzen beigelegt wird und es nun darauf ankommt, welche derselben am besten in dem vorliegenden Falle paßt. Der Vf. hatte daher selbst schon daran gedacht — wie er in der Vorrede sagt —, Beschreibung und Vaterland jedesmal hinzuzufügen, er wurde aber durch die Unzugänglichkeit davon abgehalten, welche das Werk dadurch erlangt haben würde, daß es nun voluminöser und theurer wurde.

Zwei Dinge sind es besonders, welche wir bei der Prüfung des Buches, dessen Erscheinen wir eben genugsam gerechtfertigt haben, zu berücksichtigen finden: *die vorkommenden Gegenstände und ihre Benennungen*.

Was die vorkommenden *Gegenstände* betrifft, so ist der grosse Reichthum an aufgeführten *Pflanzen* nicht zu verkennen. Der Vf. hat, wie sich Ref. aus vielen einzelnen Beispielen überzeugte, mit größtem Fleisse Alles gesammelt, was der vorgesteckte Zweck erfordert. Man findet in dem Buche alle pharmakologisch wichtigen Pflanzen, die gewöhnlichsten in den Gärten vorkommenden, die den Forstmann und Oeconomen angehenden, letztere besonders mit einer Umsicht zusammengetragen, die man bewundern muß, wenn man das nur allein durch Erfahrungen festzustellende Heer der Unkräuter kennt. Hier hat sich der Vf. wahrscheinlich durch das „Lieber zu viel als zu wenig“ gelehrt, denn es kommen auch Sachen vor, die keines der berührten Fächer angehen. Der letzteren deutsche Namen kennen zu lernen, wird wenigstens den Botaniker interessieren, der einmal beim Durchsuchen einer Gegend beim Volke Belehrung suchen sollte.

Wie der Titel ferner lehrt, hat der Vf. auch die *Pflanzentheile* zum Gegenstande seiner Onomatologie gemacht, aber — wie der Inhalt zeigt — in einer viel geringeren Ausdehnung, als es der Titel zu versprechen scheint; denn wir finden nur bei den *officinellen Gewächsen* die gebräuchlichen Theile benannt. Wir wollen ihm dies jedoch keineswegs zum Vorwurf machen, denn es ist einleuchtend, welche neue Schwierigkeiten es herbeigeführt haben würde, wenn die *Pflanzentheile*, welche dem

Forstmann, Gärtner und Oeconomen wichtig sind, nach ihren Volksbenennungen hätten erörtert werden sollen, denn es hätte hier nicht bloß von den äusseren Theilen, sondern auch von den anatomischen Systemen — Rinde, Bast, Holz, Spiegelfasern (wie viele Benennungen giebt es für diese!), Mark —, ja selbst von den Behufs der Fortpflanzung vom Gewächse getrennten Theilen u. s. f. die Rede sein müssen.

Gehen wir nun zur Betrachtung der *Namen*, so erblicken wir hier den rühmlichen Fleiß wie bei der Aufführung der Pflanzen. Die meisten Artikel sind reicher in dieser Hinsicht ausgestattet, als irgend ein anderes Buch. Im Speciellen darüber etwas zu sagen, würde natürlich schwer sein. Wer nicht darauf gesammelt hat, kennt höchstens nur die in seiner Gegend üblichen Ausdrücke. Gerühmt muß hier nur noch die sorgsame alphabetische Vertheilung aller Namen werden, denn man findet sie nicht allein bei dem bekanntesten Namen beisammen, sondern auch unter die gehörigen Buchstaben vertheilt.

Allerdings fehlt eine gewisse Zahl von deutschen Benennungen, welche in neueren Zeiten in Bücher übergangen. Diese sind die von *Oken* gebrauchten. Allein der Verf. verwahrt sich selbst gegen diesen Mangel in der Vorrede, und es ist ihm dies daher auch wohl nicht zur Last zu legen, weil diese Ausdrücke mehr der wissenschaftlichen Welt als dem Volksleben angehörig, auf dem *foro*, auf welchem das Buch gebraucht wird, nicht zur Sprache kommen.

Ein lateinisches Register, welches der Verf. in der Vorrede selbst wünscht, ist zwar vorläufig entbehrlich, würde aber der einst als 2ter Theil dankbar anzunehmen sein. Denn, wenn man *alle* deutsche Namen einer Pflanze beisammen haben will, so muß man entweder den gebräuchlichsten kennen, bei welchem man dann die übrigen findet, oder, wenn man nicht so glücklich ist, muß man sie sich mühsam zusammen lesen. Indessen steht dies, wie gesagt, zurück, und der Hauptzweck des Buches ist erfüllt: Jede deutsche Benennung einer Pflanze, die im gemeinen Leben etwa vorkommen möchte, sogleich auf hieographischem Wege deuten zu können. Dadurch ist schon ein größerer Nutzen gestiftet, als auf den ersten Blick erkannt werden möchte. Nicht allein in vielen Fällen wird die Verständigung mit dem Volke (wie oft müssen z. B. Leute in Apotheken abgewiesen werden, weil man sie nicht versteht!) dadurch befördert werden, sondern hier und da wird sogar der Nichtbotaniker im Stande sein, sich einen kleinen Vorrath der nöthigsten Kenntnisse zu sammeln, indem ein Oeconom z. B. nur die deutschen Benennungen der Leute hier nachzuschlagen braucht, um sich in den Besitz des lateinischen zu setzen und mittelst derselben Eigenschaften auf die Spur zu kommen, die ihm noch nicht bekannt waren.

Ratzburg.



Februar 1835.

XXXI.

*Bhartriharis Sententiae et carmen quod Chauri nomine circumfertur eroticum. Ad Codicum Mss. fidem edidit, latine vertit et commentariis instruxit Petrus a Bohlen. Berolini, impensis Ferdinandi Duemmleri. MDCCCXXXIII. Typis academicis. (XXIX. 247.).*

Von den beiden Werken, welche v. Bohlen in dem vorliegenden Bande vereinigt hat, erscheint das eine, das Gedicht des Chaura, hier zum ersten Male; das andere, die Gedichtsammlung des Bhartrihari, wurde schon vor 30 Jahren in Serampore mit dem Hitopadesa zusammen gedruckt, ist aber bis jetzt fast ganz unbeachtet geblieben. Wir berichten zunächst über das letztere, als das in jeder Rücksicht wichtigere. — Ueber den als Verf. genannten Bhartrihari wissen wir aus Sanskrit-Quellen wenig Näheres. Der Tradition zufolge war er Bruder des Königs Vikramāditya, verbrachte seine Jugend in Ausschweifungen, entschloß sich aber am Sterbebette seines Vaters, als er dessen Betrübniß über seinen Lebenswandel sah, den Freuden der Welt zu entsagen. Nicht weit von der Stadt Ujjayinī, am Ufer des Flusses Siprā, zeigt man noch heutiges Tages eine Höhle, welche ihm in seinen letzten Jahren zum Aufenthalt gedient haben soll. Diese Nachrichten stimmen vollkommen zu dem Inhalte der ihm zugeschriebenen Gedichte, wie aus einer näheren Darlegung desselben hervorgehen wird. — Die Benennung Sententiae scheint uns dem Inhalte nicht zu entsprechen. Es sind vielmehr lyrische Ergießungen eines vielfach bewegten Gemüthes, Ausdrücke verschiedener Stimmungen und Lebensperioden; jede Strophe bildet ein abgeschlossenes lyrisches Gedicht, und die ganze Sammlung ist in eine sachgemäße Ordnung gebracht. Sie zerfällt zunächst in drei Centurien; die erste derselben handelt von der Liebe (s'ringāra), die letzte von der Freiheit

von Leidenschaften (vairāgya). Zwischen beide, als die Ausdrücke einer im Sinnengenusse schwelgenden Jugend, und eines aus Unbefriedigung gegen jeden Genuss verweilungsvoll sich abstumpfenden Alters, tritt eine Centurie von Gedichten, welche die Nīti, das kluge Betragen im Verkehr mit anderen Menschen zum Gegenstande haben. Daß Bhartrihari von der Tradition nur der Sammler dieser Gedichte genannt werde, wie v. B. aus der französischen Uebersetzung von Abraham Roger's \*) „Offener Thür zu dem verborgenen Heidenthume“ anführt, scheint auf einem Irrthume des französischen Uebersetzers zu beruhen. In der deutschen Uebersetzung dieses Buches heißt es: „dieweil der Bücher unzählige viel waren, hab' er das Mark, oder den Kern, daraus gezogen, und in kurzen Lehrsprüchen vorgestellt.“ Nach v. Bohlen's Ansicht hat das zweite Buch den höchsten Werth, „cuius sententiae et argumenti elegantia et dictionis suavitatem reliquis longe praestant, et quem multis de causis antiquissimum puto, cui postea saepe adiunxerint libri Sringāra et Vairāgya.“ Aber von diesen vielen Gründen für das höhere Alter der zweiten Centurie, führt v. B. keinen an, sondern äußert auf derselben Seite (p. VIII), worin wir ihm beistimmen, daß die sämtlichen Gedichte sehr gut von Einem Vf. herrühren können; und so sehen wir keinen Grund, der allgemeinen Tradition der Inder zu widersprechen. Fassen wir das Ganze als von Einem Verf. herrührend auf, so tritt der darin herrschende psychologische Zusammenhang klarer hervor, und das Einzelne gewinnt eine

\*) Abr. Roger ging 1630 als Missionär von Holland nach Indien, hielt sich über 10 J. in Paliacatta, und 5 J. in Batavia auf, kam 1647 nach Holland zurück, und starb 1649. Nach seinem Tode erschien das angeführte Werk in holländischer Sprache; später deutsch von Christoph Arnold, Nürnberg 1663, und französisch von Thom. de la Grue, Amst. 1670. Wir haben nur die deutsche Uebersetzung benutzen können.

tiefere Bedeutung für die Auffassung des indischen Lebens, als ihm v. B. giebt, wenn er z. B. sagt, daß in der dritten Centurie „repetita semper, imaginibus frequentius putidis et pingue quiddam sonantibus, sordida illa Yoginum devotio describitur.“ — Ein Theil dieser Gedichte wurde vor beinahe 200 Jahren in Europa bekannt, durch Abr. Roger's Uebersetzung in dem oben genannten Werke. Ein Brahmanè, Namens Padmanâbha, hatte ihm in portugiesischer Sprache die beiden letzten Centurien erklärt, „ausgenommen die Liebessprüche, die er um einer oder der andern Ursachen willen, wie es das Ansehen hatte, mir nicht verteutschen wollte.“ (Roger a. a. O. p. 462). Das Original erschien im J. 1804 zu Serampure, die letzte Centurie mit einem Commentare versehen; aber das Ganze unkritisch bearbeitet und nachlässig gedruckt. Doch können wir nicht immer in den Tadel einstimmen, welchen v. B. so vielfach über diese Ausgabe ausspricht. Einige Lesarten derselben halten wir für besser, als die von ihm aufgenommenen; andere, welche ihm unverständlich blieben, bezeichnet er mit Unrecht als corrupt. Mit diesem Abdrucke verglich v. B. während eines kurzen Aufenthaltes in London, im Sommer 1831, mehrere Handschriften, schrieb einen Commentar zu der ganzen Sammlung ab, und giebt uns nun nach diesen Hilfsmitteln nicht nur einen an manchen Stellen berichtigten Text, sondern theilt auch noch werthvolle Varianten mit. Ueber seine Anmerkungen, welche allein über 100 Seiten füllen, sagt er: „Animadversiones nostras ad archaeologiam magis spectare et eo tendere ut sensum eruant, locisque similibus, vel aliunde ex aliarum gentium poetis petitis confirmant, quaestionibus grammaticis intricatioribus, quae minus arriserunt, omissis, libere profiteri.“ Auch uns scheint ein ausführlicher Commentar, in welchem das Einzelne aus dem inneren und äusseren Leben der Inder heraus erklärt wird, hier um so mehr an seiner Stelle zu sein, je mehr dieses Werk vermöge seines Inhaltes auf eine allgemeinere Theilnahme Anspruch machen darf. Was aber die Citationen von Parallelstellen aus griechischen, römischen, persischen, hebräischen, arabischen und andern Dichtern betrifft, so müssen wir gestehen, es kommt uns vor, als seien sie nicht genug auf das Bedürfnis der Leser berechnet. Gerade diejenigen Vorstellungsweisen, welche sich bei Dichtern aller Nationen und Zeiten wiederholen, werden auch uns am wenigsten fremd sein; und wir glau-

ben nicht, daß Ausdrücke wie: „das Feuer der Liebe“, oder „der Nektar des Kusses“ und ähnliche, für einen Leser des Bhartrihari noch der Bestätigung durch Stellen aus Theokrit, Ovid u. a. bedürfen. Die erste Pflicht des Herausgebers eines Dichters bleibt immer die Erklärung desselben aus der Sprache und Denkweise des Volkes, welchem er angehört; und erst wenn er diese erfüllt hat, mag er durch Vergleichung anderer Dichter die Eigenthümlichkeiten verschiedener Nationen schärfer hervortreten lassen. Bei v. B. aber scheint uns die gründliche Erklärung des Dichters aus ihm selbst zu sehr zurückzutreten gegen ein bloßes Aneinanderreihen von Parallelstellen; wodurch wirkliche Schwierigkeiten nirgend gehoben, und gewiß sehr wenige Ausdrücke klarer gemacht werden, als sie den Lesern schon von selbst sind. — Bei der Untersuchung hatte v. B. mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem er sich größtentheils mit dem Amarakosha und Carey's kleinerem bengalischen Lexicon behelfen mußte, und von Wilson's Sanscrit Dict. erst gegen das Ende seiner Arbeit Gebrauch machen konnte. Diesem Mangel an Hilfsmitteln sind manche der Ungenauigkeiten zuzuschreiben, welche sich in der Uebersetzung finden; nicht wenige derselben aber hätte der Herausg. schon vermeiden können durch eine strengere Berücksichtigung der Grammatik. — Wir versuchen jetzt, den Inhalt der Sammlung in dem Zusammenhange darzulegen, welchen wir darin wahrgenommen haben, und zeigen durch Vergleichung weniger Stellen aus v. B.'s Uebersetzung, welcher Art die Mängel derselben sind.

Der Dichter beginnt sein Buch der Liebe mit einer an den Liebesgott gerichteten Strophe: „Preis sei dem Gotte mit dem Blumenbogen, durch welchen Siva, Brahma und Vischnu zu Hausdienern reihüßiger Frauen gemacht wurden, ihm, dessen wunderbares Treiben keine Worte beschreiben können.“ Der letzte Satz heisst wörtlich: „welcher wunderbar ist durch ein von Worten nicht zu erreichendes Treiben,“ und nicht: qui in sermonum varietate imperceptibili mirandus est. — In den Strophen 2—21 wird die Schönheit der Frauen gepriesen, und die Gewalt geschildert, welche sie über die Männer ausüben. Wir heben einige der eigenthümlichsten Strophen hervor, in welchen der Dichter mit doppelsinnigen Wörtern spielt. v. B. hat keines dieser Wortspiele bemerkt, und seine Uebersetzung dieser Strophen ist daher sehr matt. Wir fügen bei den ein-

selben Wörtern die andere Bedeutung, auf welche der Dichter anspielt, in Klammern hinzu. Str. 12 spricht er zu einem Mädchen: „Deine Haare sind aufgebunden (sind Leute die sich kasteien), deine Augen reichen bis zum äußersten Ende der Ohren (der Vedas); dein Mund ist angefüllt mit Reihen von Zähnen (von Brahmanen), die von Natur rein sind; deine beiden Brüste glänzen durch die beständige Nähe von Perlen (von Seligen): obwohl dein Körper, o Schlanke! so ruhig ist, erregt er uns doch Bewegung.“ — In der folgenden Str. spielt der Dichter mit dem Worte *gunā*, welches „schöne Eigenschaft“ und „Bogensehne“ bedeutet. „Was für eine beispiellose Bogenträgerin, o Liebliche! wird hier erblickt? Du tödest wirklich die Herzen durch Bogensehnen (deine schönen Eigenschaften), nicht durch Pfeile.“ Die Seramp. Ausg. hat ganz richtig *yathāvad dhanṣi* (aus *yathāvat* und *hanṣi*); v. B. trennt unrichtig hinter *yathā*, und schlägt dann vor, statt *vad-dhanṣi* zu lesen *bandhanṣi*, eine Form, die sich wohl nicht im Sanskrit nachweisen läßt. — Str. 16. heisst es von einem Mädchen: „Durch die schwere Last des Busens, durch den glänzenden Mond des Antlitzes, durch die langsam wandelnden Füße, strahlen sie wie aus Planeten gebildet.“ v. B. übersetzt: enitet illa *ḥoli* instar, und beruft sich auf Chand. 12, 15. wo aber das Wort *graha* unrichtig durch *simulacrum* erklärt wird. Auch hat v. B. das Suffix *maya* ganz übersehen. Die Strophe ist deutlich, sobald man weiß, daß *guru*, *gravis*, auch den Planeten Jupiter, und *śanaśchāra*, *lente incedens*, auch den Planeten Saturn bezeichnet. — Aehnlich ist Str. 20. „Durch das mondliebliche Antlitz, durch die sehr dunkeln Haare, durch die lotusfarbigen Hände, strahlte sie wie aus Edelsteinen geformt.“ In v. B's. Uebers. „splenduit tanquam gemma“, ist wieder das Suffix *maya* nicht ausgedrückt, und übersehen, daß die adj. „mondlieblich, sehr dunkel, „lotusfarbig“ zugleich Benennungen verschiedener Edelsteine sind. — Die letzte Strophe dieses Abschnittes übersetzen wir: „Sie bethören, sie berauschen, sie verstellen sich, sie schelten; sie entzücken, sie setzen in Schrecken: sachte in's Herz der Männer sich schleichend, was beginnen nicht die Schönäugigen?“ Für *nībhartsayanti* verlangen Metrum und Sprachgebrauch *nirbhartsayanti*; *sadayam* nehmen wir als adv. „mit Zartheit, leise, sachte.“ — Im zweiten Abschnitte der ersten Centurie (Str. 22 — 32.) schweigen die Klagen

über die Gewalt der Frauen, und den Hauptinhalt bilden Schilderungen der Liebesfreuden. In Str. 23. lesen wir mit Cod. A. *drisṭvā* und setzen ein Visarga hinter *lōḥa*, so daß das in *śśamahe* liegende *vayam* das Subject des ganzen Satzes wird. „Wenn wir sie nicht sehen, wünschen wir nur, sie zu sehen; erblicken wir sie, so sehnen wir uns nur nach einer Umarmung; halten wir aber die Langäugige umfängen, so wünschen wir ewige Vereinigung der beiden Körper.“ Einen Tadel der Frauen können wir weder in den Worten finden, noch scheint er uns zu dem Inhalte dieser Abtheilung zu passen; wir wagen es auch, uns in der Erklärung des Wortes *vigraha* vom Scholiasten zu entfernen, welcher es, nach v. B's. Note, durch *kalaha* „Zank“ wiedergiebt. — Str. 24. „Auf dem Haupte Jasmin, der eben die Knospen öffnen will, auf dem Körper Sandelholz, mit Safran vermischt; an der Brust eine herzentzückende Geliebte: da ist der ganze Himmel genahet.“ v. B's. Uebersetzung ist gänzlich verfehlt; *unmukha* „aufblickend nach etwas“ heisst sehr häufig „im Begriff etwas zu thun.“ (Haughton's Beng. and Sanscr. Dict. about to do a thing). — In Str. 26. ist *sveda* wohl nur Druckfehler der Seramp. Ausg., da es das Metrum stört. Es sollte uns wundern, wenn keine Handschrift das so nahe liegende *kheda* darböte. — Str. 31. ist bekannt durch Schlegels meisterhafte Uebersetzung:

„Wohn an der Ganga Stromfuthen, Sündentrückenden, quellenden,

„Oder an zarter Brust Hügeln, Sinnentrückenden, schwellenden.“

v. B.: Domicilium paretur ad Gangem, aquam illam etc. Warum nicht genau: ad aquam Gangeticam, da doch *gāṅge* Adj. zu *vārinī* ist? — Str. 33—50 folgen Schilderungen der Jahreszeiten, anmuthige, lebendige Bilder aus der reichen indischen Natur, durch welche das Hauptthema, die Liebe, sich hindurchzieht. Bald erfüllen die duftigen Südwinde und der Gesang des Kokila den Dichter mit Sehnsucht nach der Geliebten; bald sucht er mit ihr durch frische Kränze oder kühlende Salbe gegen die Hitze sich zu schützen; bald verhindert ihn auf der Reise der Regen, zu ihr zu eilen, oder er hält ihn bei ihr im Hause zurück; bald erfreut er sich mit ihr auf dem Dache des Hauses der mondhellen Nächte; bald sucht er in ihren Armen Schutz gegen die Kälte. Der ganze Abschnitt ist für den Alterthumsforscher wichtig durch mannigfache Beziehungen auf einzelne Sitten und

Gebräuche. — Str. 33. liefse sich das Metrum herstellen, wenn man *udgrā* statt *udgamā* schriebe. — Str. 41. ist wahrscheinlich zu lesen: *taruṇīveshoddī-pitāhāmā*, und *jātipushpa* mit der Serāmp. Ausgabe, so daß *prāvrīṣ* das Subj. des ganzen Satzes ist, und die vorhergehenden Composita Adj. sind: *Pluviae tempus, puellarum vestitu amorem accendens, expansis Jasmini floribus fragrans, turgidarum pinguiumque mammarum onere praeditum, cui non excitat gaudium?* — Mit der Schilderung der Jahreszeiten endet auch des Dichters Begeisterung für die Frauen: in der zweiten Hälfte dieser Centurie erscheinen sie nur als die Ursache alles Unglücks, welches die Männer trifft, er überhäuft sie mit Tadel, und preißt zuletzt nur die Männer glücklich, welche ihr Herz den weiblichen Reizen völlig verschließen. Es bereitet sich also schon hier jene Stimmung vor, welche wir in der dritten Centurie so gesteigert finden, daß der Dichter endlich jede Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke verdammt, und nur durch eine völlige Gleichgültigkeit gegen die äußere Welt zur inneren Zufriedenheit und zur Vereinigung mit der Gottheit gelangen zu können glaubt. — Str. 55. „Nur so lange scheint selbst bei Weib, die klare Verstandes-Lampe, als sie nicht durch den flatternden Augen-Schleierzipfel der Reihängigen geschlagen wird.“ Weiter ausgeführt heißt dies: Wie die Lampe durch den flatternden Zipfel eines Schleiers verlöscht wird, so der Verstand durch die beweglichen Augen der Frauen. Daß zwei dergestalt mit einander verglichene Gegenstände, wie hier der Verstand mit der Lampe und die Augen mit dem Schleierzipfel, zu einem Compositum vereinigt werden, ist im Sanskrit sehr gewöhnlich, und v. B. hat mit um so mehr Unrecht die Lesart der Serāmp. Ausg. *anchalāṣik* in *āchalāṣik* verwandelt, als es ihm schwer werden möchte, die Existenz des Wortes *āchalāṣik* in der Bedeutung *admotis nutibus* nachzuweisen. In der Bestimmung des Metrum dieser Strophe hat der Herausg. einen Irrthum begangen. Er scheint übersehen zu haben, daß im ersten Hemistich die zweite Silbe von *apsi* durch Position lang ist, führt deshalb in der Vorr. ein neues Schema auf, in welchem der dritte Fuß des ersten und dritten Hemistiches ein Dactylus sein soll, und hält nun in der Note das Metrum für ge-

stört, weil er im dritten Hemistich statt des Dactylus einen Amphimacer findet. Das Metrum ist aber ein ganz richtiges Rathoddhata, und v. B.'s. neues Schema (Vorr. p. XXI) ist gänzlich zu streichen. — Ähnlich ist Str. 61: „So lange dauert Größe, Gelehrsamkeit, Adel, Verstand, als nicht das Feuer des Gottes mit fünf Pfeilen von selbst in den Gliedern auflodert.“ *pān'dītyam* ist wohl nur Druckf. statt *pān'dītyam*; *pancheśu*, der Gott mit fünf Pfeilen (*śāṣu*), ist mit *pāvakah* zu verbinden; der Locativ von *panchan* würde *panchāsu* heißen. — In der letzten Strophe dieser Centurie schlagen wir vor, statt v. B.'s. Emendation zu lesen: *yad yasya nāsti ruḥīram na tatra tasya spṛihā manojne 'pi*. In der zweiten Zeile muß wohl *manaklāmāḥ* als Compositum genommen, und das Ganze übersetzt werden: „Was einem nicht gefällt, das begehrt er nicht, auch wenn es schön ist. Nach dem Monde, so reizend er ist, trägt die Nymphaea kein Verlangen.“

Die zweite Centurie zeigt uns den Dichter in einem reiferen Alter. Die Leidenschaft, welche ihn im vorigen Abschnitte bewegte, schweigt hier, er selbst tritt mehr aus sich heraus, und gefällt sich in ruhigen, unbefangenen Betrachtungen über den „Wandel der Menschen“, wie Roger das Wort *nīti* passend übersetzt. Der Charakter und das Betragen der Thoren und der Weisen, der Werth des Reichthums, die Standhaftigkeit, das Schicksal und ähnliche Gegenstände bilden die Themen dieser Strophen, welche sich durch ihren Inhalt mehr als die beiden anderen Centurien der sententiösen Poesie nähern, aber sich durch die Breite der Ausführung von denselben unterscheiden, und jedenfalls die Benennung *Sententiae* für die ganze Sammlung nicht rechtfertigen. Mehrere der hier vorkommenden Strophen, so wie eine große Anzahl ähnlicher, dieselben Gegenstände berührender, sind schon aus dem Hitopadesa bekannt und wir begnügen uns daher, einzelne Ungenauigkeiten in v. B.'s. Text und Uebersetzung zu berichtigen. Str. 4 schreibt v. B. *chapalat* für *chapalam*, und hält erstere für ein Particip. Eine solche Participial-Bildung auf *a* von einem Adj. auf *a* ist wohl etwas sehr Ungewöhnliches, und wir würden nicht dem Cod. B. hierin gefolgt sein. —

(Der Beschluß folgt.)

Februar 1835.

*Bhartriharis Sententiae et carmen quod Chauri nomine circumfertur eroticum. Ad Codicum Matt. fidem edidit, latine vertit et commentariis instruxit Petrus a Bohlen.*

(Schluß.)

Str. 20. Von dem wohlthätigen Einflusse des Umgangs mit guten Leuten sagt der Dichter: *sinchati vâchi satyam* wörtl. „er träufelt Wahrheit auf die Rede,“ d. h. wahrscheinlich: er gewöhnt den Menschen, die Wahrheit zu reden. Dafür hat v. B. (bonorum consortium) in oratione verum profert, was uns nicht deutlich ist. — Str. 37. hätte die Lesart der Seramp. Ausg. *anekântâ* (auf *avasthâ* zu beziehen) aufgenommen werden sollen; *anekântiyâ* ist wohl Druckf. und *anekântiyâ* (in der Note) ist eine unmögliche Form, da das Fem. nicht *anekânti* heisst. — Str. 52. ist *yatra* s. v. a. *yeshu* scil. *nareshu*, den Männern, in welchen diese reinen Tugenden wohnen, sei Preis;“ und nicht: tales ubi commorantur candidis virtutibus ornati. — In der Note zu Str. 62. nimmt v. B. Gelegenheit, sich über Chézy's Sakuntala sehr hart zu äussern, wozu wenigstens hier kein Grund war; denn in Chézy's Ausg. steht nicht *dûrivilambino*, wie v. B. anführt, sondern *dûravilambino*, was gewiss der von v. B. gebilligten Lesart *bhûrivilambino* vorzuziehen ist, und durch eine ganz besonders correcte Londoner Handschr. der Sakuntala unterstützt wird. — Str. 64. der wahre Freund „hält zurück vom Bösen und treibt „an zum Guten,“ und nicht: *viciosos abalienat, salutis incumbit* etc. — Str. 89. *lalâ'a* heisst nicht: *ludendo instituit*, sondern „die Stirne,“ und ist mit *likhitam* zu verbinden. — Str. 90. hat v. B. eine falsche Lesart *yady asti* aufgenommen, und die richtige Lesart der Seramp. Ausgabe *yad yasya* nicht einmal in der Note erwähnt. — Str. 98. *tilakhalin* (vergl. die Note) heisst: „Derjenige „kocht Oelkuchen in einem Kessel aus Edelsteinen, mit „angezündetem Sandelholz“ u. s. w. Das Wort in Carey's

Beng. Dict., welches v. B. falsch *khalika* gelesen hat, ist das Arabische *khalipha* „Nachfolger“, welches im Bengal. noch verschiedene andere Bedeutungen hat.

In der dritten Centurie endlich begegnet uns der Dichter als Greis, im höchsten Zwiespalte mit der Welt, in welcher er vergebens nach Befriedigung gestrebt hat. Das Gefühl der Unbefriedigtheit erwacht in ihm auf's neue, der durch Alter geschwächte Körper erlaubt ihm nicht mehr, dem Drange nach aufsen zu folgen, und nach einer Uebergangsperiode, in welcher er mit erschütternder Verzweiflung gegen diesen Drang ankämpft, sehen wir ihn allmählig hinabsinken zur völligen Gleichgültigkeit gegen alle Dinge; er wird ein Sannyâsin. — Wir erinnern uns nicht, in irgend einem anderen Werke eine so lebendige, innerliche Erklärung dieser noch jetzt in Indien so häufigen Erscheinung gefunden zu haben, und gerade dies ist es, was dem vorliegenden Werke einen besonderen Werth für den Forscher des indischen Alterthums verleiht. Bhartrihari legt uns aber auch die allmähliche Entwicklung seines inneren Lebens mit einer solchen Wahrheit dar, dass, wer ihm durch seine verschiedenen Stimmungen aufmerksam folgt, beinahe ein persönliches Interesse für ihn gewinnen kann, und gewiss auch die letzte Centurie mit Theilnahme lesen wird. Es hat uns daher befremdet, und ist uns fast hart vorgekommen, dass v. B. bei Gelegenheit einer Strophe voll ganz guter moralischer Vorschriften, wie man sie bei allen Völkern antrifft (2, 70: „Vertilge die Begierde, „übe Geduld, laß den Stolz fahren, habe keine Lust am „Bösen; rede die Wahrheit,“ u. dgl. m.), in der Note sagt: *versus aureus, integro Vairâgyo libro, nugis bullatis referto, facile antependendus*. — Die erste Strophe ist an Siva gerichtet. Der Dichter nennt den Gott eine Erkenntniß-Lampe; der Mond, welchen Siva auf dem Haupte trägt, ist die Flamme derselben; der Gott Kâmas ist die Mücke, welche sich an der Flamme verbrennt; die Frommen sind der Docht (*dar'â*); die Bethörung ist die

Finsterniß, welche durch den Schein der Lampe vertrieben wird, und der Geist der Andächtigen ist das Haus, in welchem die Lampe brennt. Der Herausg. hat diesen durchgehenden Vergleich nicht bemerkt, und seine Uebers. ist meistens unrichtig. Der Abschnitt Str. 2—11. zeigt uns den ergrauten Dichter in der schrecklichsten innern Zerrissenheit. Die Hoffnung auf endliche Befriedigung seiner Begierde, nicht aber die Begierde selbst, ist mit der Jugendkraft geschwunden, und er müht sich ab, alle ferneren Wünsche zu unterdrücken. Er sagt Str. 5.: „Aufgegraben habe ich, Schätze suchend, den Boden der Erde, geschmolzen des Berges Metalle, überschiffte den Gebieter der Ströme, Herrschern mühsam gedient; den Sinn auf Beschwörungen gerichtet, habe ich Nächte auf dem Begräbnisplatze zugebracht, aber nicht eine durchlöchernte Muschel habe ich gefunden. O Begierde! jetzt laß mich los!“ v. B. übersetzt zu frei: neque minimum quidem hilum assecutus sum. Ueber *kāṇ'a* „durchbohrt“ vergl. den Schol. und Carey's und Haughton's Beng. Dict. — Str. 9. „Mit Falten ist das Gesicht bedeckt, mit weißem Haar das Haupt bezeichnet, die Glieder sind kraftlos, die Begierde allein ist jugendlich!“ — Und diese Klagen eines trostlosen Greises nennt v. B. *nugae bullatae*! — Es folgt noch ein leidenschaftlicher Abschnitt (Str. 12—21), in welchem der Dichter mit schneidendem Hohne die Menschen verlacht, welche die vergänglichen Dinge mit hohen Worten benennen, und, um daran ihre Freude haben zu können, in Unwissenheit und Täuschung über die wahre Beschaffenheit derselben dahinleben. Der Verständige aber, so schließt der Dichter, sieht ihre Nichtigkeit ein, und wirft sie von sich. Und in diesem Vonsichwerfen der Gegenstände (*sannyāsa*) findet er endlich die traurige Befriedigung und Ruhe, welche er in den letzten Abschnitten dieser Centurie ausspricht. — St. 22—31. schildert er, wie drückend es sei, sein Wort von hochmüthigen Leuten zu erbetteln, und ermahnt die Armen, lieber von den Früchten des Waldes sich zu nähren. — Str. 32—41. Ueber die Vergänglichkeit der Freuden. Bei jedem Genusse muß man fürchten, ihn zu verlieren; nur das *Vairāgya*, die völlige Indifferenz, ist frei von aller Furcht. — Str. 42—51. Ueber die Gewalt der Zeit. Str. 43. „In einem Hause, wo Viele waren, bleibt später nur Einer; und wo nur Einer war, und darauf Viele, da ist am Ende auch nicht Einer. So, den Tag und die Nacht wie zwei Würfel werfend, spielt Kālas mit

„der Kālī auf dem Schachbrette der Erde mit Menschenfiguren.“ Str. 51. „Der Mensch ist einen Augenblick ein Kind, einen Augenblick ein liebeslustiger Jüngling; bald von Reichthum verlassen, bald wieder mit Schätzen überhäuft. Die Glieder von Alter entkräftet, den Körper mit Falten geschmückt, tritt er am Ende des Lebens wie ein Schauspieler hinter die Couliissen der Wohnung Yama's.“ — Str. 52—61. Reden eines Sannyāsīn an einen König, in welchen ersterer sehr selbstgefällig das Glück seiner Genügsamkeit dem Ueberflusse des Königs entgegenstellt. Str. 61. sagt er, der Stand der Sannyāsīs (oder Avadhūtas) sei durch Siva selbst geheiligt, und die Reichen haben deshalb keine Ursache, jene zu verachten. Roger bezieht die Strophe in eine Note, welcher v. B. folgt, auf eine Sage, nach welcher Siva dem Brahma ein Haupt abgeschlagen, und sich daselbe aufgesetzt haben soll. Die Worte des Textes aber, welche der Scholiast noch zum Ueberflusse deutlich erklärt, heißen: „Es war Jemand geboren (Schol. *avadhūta*), welchem Siva oben auf das Haupt einen weißen Schädel zum Schmucke setzte:“ *ko 'pi* heißt „Jemand“; v. B. übersetzt es falsch: quis tandem in natus fuit? und fügt sogar hinzu, durch die Frage, welche negativ zu nehmen sei, werde ausgedrückt, daß Brahma unsterblich sei. — Str. 62—71. ermahnt der Dichter sein Gemüth zur Ruhe. Str. 64. „Laß ab von dem ermüdenden Tauchen in die Dinge, wende dich auf den Weg der Besseren, welcher alle Schmerzen augenblicklich zu lindern vermag“ u. s. w. v. B.'s Emendation *ā'sraya* ist gewiß richtig; aber *āyāsaka* von *āyā* „Eisen“ abzuleiten, erlaubt die Grammatik nicht; es ist von *āyāsa* „Anstrengung, Ermüdung.“ — In Str. 72 hätte die Erklärung des Commentators, welche v. B. selbst anführt, ihn warnen können vor der Verwechslung des Pronom. Interrog. und Relat., welche er auch an anderen Stellen begangen, z. B. 1, 76. 2, 71. 3, 99. — Str. 72—81. Betrachtungen über das Beständige und Unbeständige. — Str. 82—91. Ueber die Verehrung Siva's. — Im letzten Abschnitte endlich (Str. 92—100., das Leben der Avadhūtas) preist der Dichter die Genügsamkeit dieser Klasse von Menschen, welche von Almosen lebend, ohne Obdach, dem leidenschaftlichen Treiben der Welt entsagt haben, und in einer stets ruhigen Stimmung des Gemüthes ihrer Vereinigung mit der Gottheit entgegen sehen. Str. 99. „Ihr theilt Schmähreden aus; thut es! denn ihr seid reich daran. Wir aber können

„keine austheilen, da sie uns fehlen. Es ist weltbekannt, daß man nur geben kann, was existirt: niemand kann ja einem anderen ein Haasenhorn geben.“ v. B. findet in dieser Strophe den Sinn: *mundus vult decipi, ergo decipiatur*. Er übersetzt: *Verba danti talia reddant qui nugis adsueti sunt! nos vero a fuco immunes verba dare non possumus: insignis potius in mundo scientia distribatur, neque leporis cornu: quis enim alteri hoc praebet? Aber gâli heisst „Schmähung, Grobheit“ (das engl. *scurrility* ist nicht durch *scurritas* zu übersetzen), und die Bedeutung *verba obscura et confusa* scheint der Herausg. dem Worte nur unterzulegen, um das Sanskr. *gâmatvam* mit dem Worte *Galimathias* vergleichen zu können. Durch den Ausdruck „Haasenhorn“ bezeichnen die Inder eine Sache, an deren Existenz kein Mensch von gesundem Verstande denken kann. So heisst es *Manu*, 2, 5. „man könnte eher ein Haasenhorn antreffen, als den Zorn eines Thoren besänftigen.“ Vergl. auch *Kullika* zu *Manu* 8, 56. — Der Herausg. hat noch 25 Strophen, welche bei den einzelnen Centurien überzählig waren, in einem Anhang zusammengestellt, so daß in seiner Ausg. alle Gedichte vereinigt sind, welche in der Seramp. Ausgabe und in den Londner Handschriften dem Bhartrihari zugeschrieben werden. Gegen die willkürliche Umstellung einzelner Strophen ließen sich manche Einwendungen machen; im Ganzen aber scheint der Herausgeber dem Cod. A. und der sehr passenden Anordnung in Rogers Uebersetzung gefolgt zu sein.*

Wir wenden uns jetzt zu der Panchâsikâ (Gedicht in 50 Strophen) des Chaura, welche v. B. den Centurien des Bhartrihari vorangestellt. Die Veranlassung dieses Gedichtes war, dem Scholiasten zufolge, diese. Ein angesehener Mann, Namens Chaura, hatte mit der schönen Tochter eines Râjâ längere Zeit hindurch ein Liebesverständnis gepflogen, welches endlich entdeckt, und dem Râjâ verrathen wurde. Er sprach das Todesurtheil über Chaura aus, und während dieser von den Henkern zum Richtplatze geführt wurde, dichtete er die vorliegende Elegie in 50 Strophen, deren jede anhebt mit den Worten *adyâpi* „Noch heute.“ Der Gedanke, welcher sich durch das ganze Gedicht zieht, ist die, den Dichter bis zum letzten Augenblicke seines Lebens erfüllende Erinnerung an das genossene Glück, und am Schlusse fordert er den Henker auf, durch die Erfüllung seiner

Pflicht dem Schmerze der Trennung von der Geliebten ein Ende zu machen. Wir haben nicht Raum, den Inhalt näher anzugeben, und beschränken uns auf einige Bemerkungen. Str. 11. ist der Herausg. nicht im Stande gewesen, aus dem corruptirten Texte einen Sinn herauszubringen. Wir verbessern *kshutavati* (Schol. *chhik-kâm kurvatî*) und *parihritya* statt *paridûtya*, und im Comm. lesen wir statt *kasamandapâniya* (das Mscr. hat nicht *pâniya*, wie v. B. schreibt) *karnâd apâniya*. Dann ist der Vorfall, welchen der Dichter erwähnt, folgender: Er hatte sich mit seiner Geliebten erzürnt (der Zank darf bekanntlich bei den Indiern zwischen Verliebten nicht fehlen); sie warf im Zorne ein Goldblatt, womit er sie geschmückt, zur Erde. Später nieste er, was, wie aus dieser Stelle hervorgeht, auch bei den Indiern für eine üble Vorbedeutung galt; sie erschrak darüber, ihr Zorn erlaubte ihr noch nicht, das Unheil durch das Segenswort *jîva* (*vîvas*, zur Gesundheit) abzuwenden, sondern um ihre Versöhnung anzuzeigen, schmückte sie nur ihr Ohr wieder mit dem hingeworfenen Goldblatte. — Str. 2. u. 40. finden sich zwei Composita mit *âdya*, welche v. B. auf dieselbe Weise erklärt, wie Bopp das Wort *uttamagandhâdya*, *Nal.* 5, 39. Diese Erklärung ist von Schlegel bestritten. Wir können hier nur kurz erwähnen, daß wir, nach Vergleichung der einzigen Handschrift des Chaura und einer Handschrift des Mahabharata, überzeugt sind, daß an allen drei Stellen statt *âdya* gelesen werden muß *âdhyâ* „reich“, welches der Comm. zu Chaura durch *yukta* „begabt“ erklärt. In dem Comm. zu Chaura 2. schreibt v. B. falsch *tasya âdyâ*; die richtige Lesart der Londner Hdschr. *tena*, welche auch in Lassens Abschrift steht, hätte wenigstens in der Note erwähnt werden müssen. — Str. 22. emendiren wir die dritte Zeile: *he 'ja tvayâ kusumagâtiriviyogavahnî*, und Str. 28, 6. *vâcham madiyam uditâm gamanam prattî*. Die Worte des Schol. scheinen uns beide Emendationen nothwendig zu machen. Im Schol. zu Str. 28. steht nämlich *uditâ janaih kathitâm*, was v. B. in *janair uditâm kathitâm* verwandelt hat.

In der Vorr. giebt der Herausg. nach Anleitung des kleinen, dem Kalidasa zugeschriebenen Gedichtes *Srutabodha*, eine Uebersicht aller, im Bhartrihari u. Chaura vorkommenden Metra. Ueber die Worttrennung sagt er kurz, er sei Schlegels Grundsätzen gefolgt. Dagegen spricht aber der Text, in welchem sehr häufig von den-

selben abgewichen ist, ohne daß sich in diesen Abweichungen eine Consequenz nachweisen ließe.

Stenzler, in Breslau.

### XXXII.

*Der Messianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie in Frankreich; nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien. Von Fr. Wilh. Carové, Dr. Philos. und Licenc. en droit. Leipzig 1834. gr. 8. XVI und 368 S.*

Es ist wohl anzuerkennen, daß Hr. C. für diejenigen, welche mit den Erscheinungen unbekannt sind, deren Beschreibung er in vorliegender Schrift liefert, die Mühe dieser Sammlung unternommen hat, auch ist es selbst für diejenigen, welche die Kenntniß der Hauptsachen aus den öffentlichen Blättern noch im Gedächtniß haben, erwünscht, nähere Details zu vernehmen, auch die Ansichten der berührten Männer aus den Quellen zu erhalten; gleichwohl hätte er sich die Dankbarkeit in weit höherem Grade erwerben können, wenn er nicht rein collectivisch verfahrend, die einzelnen Erscheinungen nur einander aggregirt hätte, sondern vielmehr ihre Gesamtheit in einem Einheitspunkte erfassend, auf ein Prinzip zurückgeleitet, und die unförmliche Masse von fast 400 Seiten also ermäßigt und dadurch genießbarer gemacht hätte. Denn wenn auch hier und da der Gegenstand selbst Interesse genug weckt, so können doch für die Dauer so viele Einzelheiten nicht im Stande sein zu fesseln, und es werden viele Stücke angelesen bleiben. Nun ist das Werk nur eine Fortsetzung von den Schriften: „Relig. u. Philos. in Frankreich. Göttingen 1827. 2 B. 8.“ und „der St. Simonismus und die neuere franzüs. Philos. Leipzig 1831. 8.“ auch ist mit diesen Mittheilungen das Ganze noch nicht geschlossen, die Vorrede macht noch eine Anzahl von Erscheinungen namhaft, welche in einer nächsten Schrift hierüber nachzuholen sein würden. Dies Alles legt hinreichend an den Tag, daß selbst wenn die Sammlung einmal sollte geschlossen sein, nichts mehr geschehen ist, als Materialien aufgehäuft, welche einer vernünftigen Bearbeitung harren. Was ist leichter, als eine Anzahl von Schriften, die im Ganzen einen Charakter haben, aus einer fremden Sprache zu übersetzen und hin und wieder *Raisonnements* über sie nach Belieben hinzuzufügen? Das Wesentliche derselben richtig erfassen und ihnen den Standpunkt anweisen, der ihnen in der Geschichte des Geistes zukommt, ist eine höhere Aufgabe, welcher sich der Hr. Vf. freilich lieber überheben mochte. Denn was im Vorworte zur Bezeichnung des Gesichtspunktes gesagt ist, von welchem die Auswahl vorliegender Mittheilungen soll getroffen worden sein, paßt doch auf die wenigsten hier aufgeführten Auszüge, und viele derselben schweben doch nur in der Luft. Die oberste Benennung

des Buches, „der Messianismus“, welche man wohl als eine Gesamtbezeichnung aller einzelnen Erscheinungen zu nehmen geneigt ist, ist auch nirgends näher erläutert, und man muß sich am Ende wundern, wie das Buch zu diesem Namen gekommen sein könne, da er sich nur auf die eine Richtung No. X. zu beziehen scheint. Die „neuen Templer“ nehmen auch nur eine Nummer ein, alles Uebrige fällt also unter die Rubrik „der merkwürdigen (merkwürdigeren oder merkwürdigsten, denn aller dieser Grade bedient sich der Vf. an verschiedenen Orten) Erscheinungen“, welche in regelloser Anordnung auf einander folgen, und theils nur Uebersetzungen, theils Auszüge, theils kritische Aufsätze sind. Die Nimmern enthalten Folgendes: I. *Faust d'Olivet. Histoire philosophique du genre humain.* 1824 enthält eine Inhaltsanzeige dieser Schrift. II. Das System der politischen Politik von Auguste Comte, ehem. Zögling der polytechn. Schule, Schüler von Heinrich St. Simon, B. I. Abth. I. Paris 1824. ebenfalls ein Auszug dieser Schrift. III. *Essai sur la rapports primitifs qui lient ensemble la philosophie et la morale; par le Chevalier Bozelli.* Paris 1825. Ist auch ein Auszug. IV. Brief des Satans und Antwort auf denselben. Gibt einen Inhalt beider Schriftchen und eine Aufdeckung der Inconsequenz beider Schriftsteller. Hierauf folgt ohne Nummer „Auftrag Cateaubriand's an die Christen“, genommen aus demselben Vorwort zur Schrift *Note sur la Grèce*, 3te Aufl. V. Damiron über Offenbarung und Philosophie aus dessen *Essai sur l'hist. de la philos. en France au 18e siècle* Paris 1828. Ist ein Auszug. VI. Eine Probe französischer Schrifterklärung „Der Geist und das Fleisch“, übersetzt aus Vincents Zeitschrift: *Religion et Christianisme, Recueil périodique, publié sous la direction de MM. Fontanes et Vincent, pasteurs à Nîmes.* VII. Ueber die St. Simonistische Secte und das in ihr ausgebrochene Schisma (1831). Nachschrift 1834. Ist größtentheils basirt auf einem Sendschreiben des Jules Lechevalier vom 24. Dec. 1831, welches dem Ref. vom Vf. mitgetheilt worden. Die Nachschrift berichtet die wahrscheinliche Auflösung der ganzen Secte. VIII. De la Mennais und seine Schule 1832. Nachschrift 1834. 1) *de la religion, considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil.* Paris 1825. 2) *Des progrès de la révolution et de la guerre contre l'église.* Paris 1826. 3) *Mélanges catholiques extraits de l'Avenir, publiés par l'Agence générale pour la défense de la liberté religieuse* P. 1832. 2 vol. 8. Avec l'épigraphie: „Dieu et la liberté.“ Die *Paroles d'un Croyant* sind noch nicht berührt, wir verweisen auf die Controverschriften, welche in der Berliner literar. Zeitung 1834. No. 40. unter 3836 angegeben sind. IX. Die neuen Templer in Frankreich. 1832. Betrifft 2 Hirtenbriefe von Templerbischöfen: 1) Die ursprüngliche Kirche Christi, Hirtenbrief des Hrn. Bischofs von Nanzig, Primas-Coadjutor Lothringens. Nanzig und Straßburg ohne Angabe des Jahrs (1832). 2) Hirtenbrief des Bischofs Jac. Brand von Limburg bei dem Anfange der heiligen Fastenzeit 1832. Frankfurt a. M. und enthält die Geschichte der neuen Tempel nebst Nachrichten von ihren Dogmen, ihrem Johannes-Evangelium und ihrem Leviticon oder ihrer Verfassungsurkunde. X. Hobné Wronski und der Messianismus (1832) enthält 1) eine Einleitung, 2) Nachrichten von den Lebensverhältnissen, Schriften und dem merkwürdigen Prozesse Wronski's mit Arson, 3) die Grundzüge seines Systems, des Sehelianismus oder Messianismus, 4) eine Kritik desselben. XI. Von der menschlichen Wiedergeburt und von der Wiederauferstehung von Karl Nodier (1832) und Sendschreiben an H. K. Nodier über jene Abhandlung von de Balzac (1832). Beides in Uebersetzungen. XII. Zeitschriften aus und über Frankreich; sind Auszüge aus verschiedenen Schriften von Ballanche, de Stendhal; Ponce, de Balzac, Jules Janin, de M. Mennais, Lerminier, F. de Champagney, P. Leroux, Louis Gozlan, Victor Hugo. Ein Anhang endlich fesselt eine Abhandlung „über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Italien von Maniani della Rovere in 3 Artikeln“, welche für die Zeitschrift *Europe littéraire* geschrieben und ins Französische übersetzt, nun hier ins Deutsche übertragen mitgetheilt werden und eine kurze Uebersicht der Philosophie seit ihrem Entstehen in Italien bis auf die neueste Zeit liefern.



Februar 1835.

XXXIII.

*Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Von Jg. Fr. Edlen v. Mosel, k. k. wirkl. Hofr. u. erstem Custos d. Hofbibl. Wien, 1835. Fr. Beck'sche Univ. Buchhandl. Vorr. VIII S. 397 S. 8. (Mit zwei Lithographien, welche die zur ersten Säcularfeier des k. k. Hofbibliothek-Gebäudes im J. 1826 auf Kosten des jetzigen Praefecten Hrn. Gr. v. Dieterichstein geprägte schöne Medaille und den Grundriß des großen Saales der Hofbibliothek und seiner Nebengemächer darstellen).*

In den beiden letzten Jahrzehenden haben mehrere der größern deutschen Bibliotheken in ihren Vorstehern auch ihre Geschichtschreiber gefunden, welche nicht, wie die Verfasser früherer Werke über die Geschichte der Büchersammlungen, auf die Darstellung der äußern Geschichte sich beschränkt, sondern auch die Verwaltung, die Benutzung, überhaupt die Wirksamkeit solcher Anstalten seit ihrer Entstehung bis auf die neueste Zeit darzustellen sich bemüht haben. So wie solche Mittheilungen höchst belehrend sind für den Bibliothekar vom Fache: so verdienen sie auch als wichtige Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Bildung überhaupt und der preiswürdigen eifrigen Bemühungen, durch welche seit der Erfindung der Buchdruckerkunst vermittelt der Begründung und Vermehrung bedeutender Büchersammlungen die Regierungen wissenschaftliche Bestrebungen förderten, gerechte Anerkennung.

Für die Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien waren bisher außer den zerstreuten Materialien, welche die literarischen Werke ihrer ehemaligen Beamten Lam-

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

becius, Kollar und Denis darbieten, keine andre Quellen vorhanden als die zum Theil nach Mittheilungen des ehemaligen Bibliothekpräfecten zu Wien Gentilotti bearbeitete kurze Geschichte derselben von dem Bibliothekar Reichard zu Jena (*Historiā Bibliothecae Caesaræ Vindobon. Jen. 1712. 8.*) und des ehemaligen Custos Gottfr. von Leon kurzgefaßte Beschreibung der k. k. Hofbibliothek in Wien (Wien 1820. 8.). Die erstere enthält nur eine sehr mangelhafte mit vielen zum Theil überflüssigen Anmerkungen überladene äußere Geschichte der Anstalt, und die letztere ist nur für das Bedürfnis wißbegieriger Fremden berechnet. Um so verdienstlicher war es, daß Hr. v. M., dem als ersten Custos und eigentlichen Geschäftsführer dieser Anstalt, die in dem Archive derselben befindlichen handschriftlichen Materialien nicht minder als gedruckte Quellen zu Gebote stehen, es übernahm, vollständigere Nachrichten mitzuthemen. Wir glauben zwar nicht, daß die Mittheilungen des Hrn. v. M. aus den seit dem J. 1575 vollständigen Acten der k. k. Hofbibliothek ganz erschöpfend sind; und die Vergleichung der Nachrichten, welche über die Verhältnisse von Johannes Müller, der bekanntlich in den Jahren 1800 bis 1804 erster Custos der Hofbibliothek war, in dem vorliegenden Werke (S. 215. 216) mitgetheilt werden, mit den eignen Aeußerungen des berühmten Geschichtschreibers in den damaligen Briefen an seinen Bruder (J. v. Müller's Werke, besonders Th. 6. S. 422. 462. 463) läßt nicht daran zweifeln, daß manches nicht unwichtige Verhältniß übergangen worden ist, wozu Hr. v. M. seine guten Gründe gehabt haben mag. Auch möchte die Auswahl der Erwerbungen, welche namhaft gemacht werden, nicht tadellos sein, und der Bibliograph die unterlassene Mittheilung der Preise, für welche wichtige und seltene Werke von der k. k. Hofbibliothek erworben wurden, ungern vermissen; indem Hr. v. M. in dieser Bezie-

lung seine Mittheilungen nur auf einige Handschriften und ganze auf einmal erworbene Sammlungen beschränkt. Gleichwohl enthält das vorliegende Werk sehr viele höchst dankenswerthe Nachrichten.

Der Verf. hat sein Werk in sechzehn Zeiträume abgetheilt, indem er in der vorangehenden Einleitung der Verdienste des Kaisers Friedrich III. um die Beförderung des wissenschaftlichen Studiums erwähnt und in den ersten zwölf Zeiträumen die Schicksale der k. k. Hofbibliothek unter den Kaisern von Maximilian I. an bis zum Tode Leopold's II. berichtet, die Regierungen der Kaiser Matthias und Ferdinand II. in Einen Zeitraum zusammenfaßt, jede der übrigen Regierungen aber als einen besondern Zeitraum annimmt, und der Regierung des jetzt regierenden hochverehrten Kaisers die letzten vier Zeiträume widmet. In jedem Zeitraume werden die wichtigsten Erwerbungen aufgezählt, die dafür ausgesetzten Geldmittel angegeben, Nachrichten über die Beamte der Bibliothek und deren Leistungen mitgetheilt und mit den Nachrichten von ihrem Tode oder Abgange kurze Berichte über ihr Leben und ihre wissenschaftliche Thätigkeit verbunden. Für die Geschichte einer Hofbibliothek, deren größeres oder geringeres Gedeihen ganz und gar von den besondern Neigungen und Ansichten eines jeden Regenten abhängt, ist ohne Zweifel die von unserm Verf. gewählte Anordnung die zweckmäßigste.

Keine andre Bibliothek kann sich in solchem Maße als die Hofbibliothek zu Wien der fortwährenden höchst freigebigen Begünstigung einer langen Reihe von Fürsten rühmen, welche selbst durch gründliche gelehrte Bildung jeder nach dem Mafsstabe seiner Zeit sich auszeichneten und eben deswegen wissenschaftliche Sammlungen nach ihrem Werthe und ihrer Wichtigkeit zu schätzen wußten. Daher wurden die Anschaffungen selbst in den bedrängtesten Zeiten und während der vielen und kostbaren Kriege, welche in den letzten drei Jahrhunderten alle Hülfsmittel der österreichischen Monarchie in Anspruch nahmen, nur selten und immer nur auf sehr kurze Zeit unterbrochen; selbst in dem unglücklichen Jahre 1809 fanden, als schon die Franzosen der Hauptstadt sich näherten, noch Bücheranschaffungen Statt, und kaum waren die Feinde abgezogen, als die Erwerbungen von Neuem begannen.

Schon der Kaiser Friedrich III. besaß eine Samm-

lung von Handschriften, welche er im J. 1440 durch den berühmten Aeneas Sylvius und den Astronomen Georg v. Purbach oder Peurbach ordnen liefs; als der Begründer der kais. Hofbibliothek ist aber Kaiser Maximilian I. anzusehen, welcher im J. 1497 den unstaten Conrad Pickel, bekannter unter dem gelehrten Namen Celtes, den ersten gekrönten kaiserlichen Dichter, am Ingolstadt an die Universität zu Wien als Professor der Beredsamkeit, Dichtkunst und Philosophie berief und mit dem Auftrage, Handschriften für die deutsche Geschichte aufzusuchen in Deutschland umher reisen ließ, auch die übrigen Gelehrten, mit welchen er sich umgeben hatte, aufmunterte, „Handschriften zu suchen, welche vor fünfhundert Jahren geschrieben wären.“ Seit dieser Zeit bietet die Regierung fast jedes Kaisers wichtige Erwerbungen, zum Theil von zahlreichen Büchersammlungen im Ganzen und für sehr bedeutende Preisen dar; wir erwähnen davon nur der Erwerbung vieler Handschriften und gedruckten Bücher aus der Bibliothek des Bischofs zu Wien Johannes Faber (im J. 1541), der ganzen zahlreichen Bibliothek, welche Johann Dornschwamm von Hraditzin auf seinen weitläufigen Reisen mit Unterstützung von Anton Fugger gesammelt hatte (um dieselbe Zeit), der Fuggerischen Bibliothek zu Augsburg von 15000 Bänden für eben so viele Gulden (im J. 1655) und der von Tycho de Brahe hinterlassenen Bücher (zu derselben Zeit), der Kinskischen Bibliothek von 8000 Bänden (im J. 1704), der Büchersammlung des Generaladjutanten des Prinzen Eugen, Freiherrn von Hohendorf, von 6800 gedruckten Werken und 252 Handschriften für 60000 Gulden (im J. 1720), der fast 4000 Bände starken Sammlung des Erzbischofs von Valencia aus dem Hause Cordona für 8000 Ducaten (im J. 1724), und der Bibliothek des Prinzen Eugen, welche außer einer sehr beträchtlichen Kupferstichsammlung 15000 prachtvoll gebundene Werke und 200 Manuscripte enthielt für eine jährliche Rente von 10000 Fl. an die Erbin des berühmten Feldherrn, Prinzessin Victoria von Savoyen geborne Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen (im J. 1738). Außerdem wurden die von den Bibliothekaren Hugo Blotz, Tengenagel und Petrus Lambecius hinterlassenen beträchtlichen Büchersammlungen unmittelbar nach dem Tode der Besitzer für die Hofbibliothek angekauft. Außer diesen großen Ankäufen erhielt dieselbe beträchtliche Bereicherungen

aus der Bibliothek des Schlosses Ambras, indem Petrus Lambecius, welcher den Kaiser Leopold auf dessen nach dem Anfall von Tirol dahin unternommenen Reise (im J. 1665) begleitete, aus jener Bibliothek 1489 Bände gedruckter Werke und 560 Handschriften (darunter die eignen Werke des Kaisers Maximilian I.) für die k. Hofbibliothek auswählte, so wie durch mehrere Manuscripte aus dem zu Ofen befindlichen Reste der berühmten Bibliothek des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, welche der aus der Türkei zurückkehrende Oestreichische Gesandte, Graf Walter von Leslie, im J. 1666 nicht ohne große Schwierigkeiten von dem zu Ofen damals gebietenden Türkischen Pascha als Geschenk erlangte (vgl. J. v. Hammer Osman. Gesch. Th. 6. S. 173. 174); worauf im J. 1686, nachdem Ofen durch den Herzog Carl von Lothringen wieder erobert war, auch der Rest jener Bibliothek mit der kais. Hofbibliothek vereinigt wurde. Aus aufgehobenen Klöstern vornehmlich des Jesuitenordens erhielt dieselbe ebenfalls wichtige Bereicherungen; und als durch den Utrechter Frieden Oestreich den Besitz von Neapel erhalten hatte, so bewiesen die dortigen Klöster für die ihnen von dem damaligen Präidenten des neapolitanischen Senats, Fürsten Gaetano Argenti, erwirkten Begünstigungen ihre Dankbarkeit durch die Schenkung von 97 werthvollen Handschriften an die Hofbibliothek, unter welchen der berühmte sogenannte neapolitanische Codex des Dioscorides, bis dahin Besitztum des Augustiner Convents della Carboraria zu Neapel, sich befand. Auch die Vereinigung der kaiserlichen Bibliothek zu Wien von 5037 Bänden gedruckter Bücher (darunter 351 Incunabeln), und 76 Manuscripten mit der kaiserlichen im J. 1780 war eine wichtige Bereicherung der letztern. Wenn man neben diesen ansehnlichen Erwerbungen und manchen einzelnen hier übergangenen Schenkungen noch erwägt, daß schon seit dem Jahre 1575 die oftmals, zuletzt im J. 1811 bestätigte Verbindlichkeit aller österreichischen Buchhändler zur Ablieferung von Pflichtexemplaren ihrer Verlagswerke an die Hofbibliothek angeordnet war und so lange das deutsche Reich bestand, auch von den Büchern, welche durch kaiserliche Privilegien begünstigt wurden, Freixemplare durch den Reichshofrath eingesandt werden mußten, daß endlich die k. Hofbibliothek von ihrem Ursprunge an einer bedeutenden jährlichen bloß zu Bücheranschaffungen und zur Vermehrung der mit der Bi-

bliothek vereinigten sehr beträchtlichen Kupferstichsammlung bestimmten Dotation sich erfreute, welche nach verschiedenen von Hrn. v. Mosel angegebenen allmählichen Erhöhungen endlich im J. 1820 zu 19000 Gulden Conv. M. festgesetzt wurde: so wird man es sehr begreiflich finden, daß diese Bibliothek des herrlichen Schatzes von fast 300,000 gedruckten Bänden und 13,946 Handschriften gegenwärtig sich rühmen kann. Wenn auch manche der eben angeführten Erwerbungen sehr kostbar waren: so wurden dagegen andre unter glücklichen Umständen mit geringen Mitteln bewirkt; und der berühmte sogenannte byzantinische uralte Codex des Dioscorides wurde unter der Regierung des Kaisers Ferdinand I. von Andreas Busbecke, damaligem österreichischen Gesandten bei der Pforte, für die Hofbibliothek um den Preis von 100 Ducaten zu Constantinopel gekauft, wo ihn der Sohn des jüdischen Arztes Hamon Suleiman besaß.

Die k. Hofbibliothek war anfänglich eine Privatbibliothek der Kaiser, und erst Maximilian II., als er im J. 1575 den Holländer Hugo Blotius (Blotz) als Bibliothekar anstellte, den ersten welcher zu Wien diesen Titel führte, öffnete sie zum Gebrauche des gelehrten Publicums, indem er dem neuen Bibliothekar in der ersten Audienz auf dessen Anfrage erklärte, daß es sowohl erlaubt sei die Bibliothek besehen zu lassen, als Bücher aus derselben zu gelehrter Benutzung jedoch mit Anwendung gehöriger Vorsicht zu verleihen. „Denn“, fügte der Kaiser hinzu, „eine auch noch so wohl versene Bibliothek, die nicht zum Gebrauche offen steht, gleicht einer brennenden Kerze unter einem darüber gestürzten Scheffel.“ Die Hofbibliothek befand sich damals in dem Minoritenkloster, dem jetzigen Locale der niederösterreichischen Landesregierung, wurde aus demselben bald nach dem Regierungsantritte des Kaisers Ferdinand II. in die k. Hofburg gebracht, und erhielt unter Carl VI., mit dessen Regierung die glänzende Periode der k. Hofbibliothek beginnt, ihr gegenwärtiges prachtvolles Local, über dessen Unzulänglichkeit jedoch schon seit dem J. 1811 Klagen erhoben wurden, welche noch jetzt nicht vollständig beseitigt sind.

Die k. Hofbibliothek zu Wien wurde von ihrer Entstehung an bis auf die neueste Zeit von einer glänzenden Reihe hochberühmter und tief gründlicher Gelehrten verwaltet, unter welchen wir nur aus der frühern

Zeit Sebastian Tenggagel (den Mezzofanti seiner Zeit, welcher in 15 Sprachen sich ausdrücken konnte), Petrus Lambecius, den trefflichen und arbeitsamen Gentilotti von Engelsbronn, Adam Kollar, die beiden van Swieten, Vater und Sohn, hier nennen wollen. An der Aufmunterung der Bibliothekare fehlte es niemals; der gelehrte Kaiser Leopold I. gewährte bekanntlich dem Petrus Lambecius selbst seine Freundschaft, und mehrere von Hrn. v. M. mitgetheilte merkwürdige Briefe jenes Kaisers an diesen Gelehrten sind in einem höchst vertraulichen Tone geschrieben. Besonders seit der Zeit Carl VI. wurden die Bibliothekare oftmals durch ansehnliche Geschenke oder durch Auszeichnungen geehrt und genossen eines hohen Gehaltes; Kollar bezog seit dem J. 1774, in welchem er zum Director der Hofbibliothek ernannt wurde, ein Gehalt von 4000 Gulden, und wurde für eine gelungene historisch-diplomatische Arbeit mit dem Gute Kereztén in Ungarn beschenkt; und Gottfried van Swieten war außer 1000 Gulden Quartiergeld mit 7000 Gulden besoldet. Auch gebrach es niemals an einem zahlreichen Amtspersonal, indem im J. 1781, in welchem die größte Zahl von Beamten vorhanden war, außer dem Präfecten 1 Director, 2 Custoden, 5 Scriptoren, 1 Scriptoradjunct, 3 Bibliothekdiener (d. i. solche, welche ausschließlich mit der Bedienung und Beaufsichtigung der Leser beauftragt waren, S. 212 *amanuenses* genannt) und 2 Hausknechte (bei uns Bibliothekdiener) angestellt waren, und noch jetzt außer dem Präfecten 4 Custoden, 4 Scriptoren und 1 Beamter an der k. Hofbibliothek arbeiten, auch für die Bearbeitung der Cataloge Gehülfen angenommen wurden. Gleichwohl klagte seit Lambecius jeder neu angestellte Bibliothekar über Unordnung und Verwirrung; und wenn gleich Hr. v. M. die Klagen jenes sehr verdienten Bibliothekars mit der Bemerkung abweist, daß demselben nur die Absicht zum Grunde gelegen habe, die eignen Verdienste durch Herabwürdigung der Vorgänger in ein helleres Licht zu stellen; so werden diese Klagen doch durch die gleichlautenden Aeußerungen der nachfolgenden Bibliothekare bestätigt; Lambecius und seine Nachfolger beschäftigten sich lieber mit aus-

föhrlichen Recensionen der Handschriften, als mit der beschwerlichen Anordnung und Catalogisirung der Bibliothek; und Hr. v. M. selbst bemerkt, daß erst seit dem J. 1816 an eine zweckmäßigere Anordnung gedacht und ein neuer vollständiger alphabetischer Catalog ausgearbeitet wurde, zu dessen Förderung die Regierung 6204 Gulden bewilligte, daß erst der jetzige verehrte Präfect die völlig verwahrloste Registratur ordnen ließ und die regelmäßige Führung eines Journals (oder wie Hr. v. M. es nennt Protokoll) verfügte, und daß es noch jetzt an einem Realcataloge fehle, auf dessen Nothwendigkeit schon J. v. Müller drang, ohne jedoch dafür etwas erhebliches zu leisten, und ohne, wie Hr. v. M. bemerkt, irgend ein Denkmal seiner von ihm selbst (in den Briefen an seinen Bruder) hochgeehrten bibliothekarischen Thätigkeit in der k. Hofbibliothek bei seinem Abgange zu hinterlassen. Dem gegenwärtigen höchst achtbaren Amtspersonale der k. Hofbibliothek, an dessen Spitze jetzt der Hr. Graf Moriz von Dieterichstein steht (indem seit dem Tode des als Orientalisten bekannten Freiherrn v. Jenisch im J. 1807 die Stelle des Bibliothekpräfecten zu Wien von einem vornehmen Hofbeamten verwaltet wird), ist daher ein weites Feld verdienstlicher Thätigkeit geöffnet.

Obwohl diese Anzeige bereits einen größern Raum einnimmt, als ihr billiger Weise zugestanden werden kann: so können wir uns doch nicht die Mittheilung der nachfolgenden Stelle aus einem unter den Beilagen des vorliegenden Werks abgedruckten Briefe des Bibliothekars Blotz an den Kaiser Maximilian II. verweigern: *Laudantur horti varii flosculis aspectu odoratoque jucundis referti. Sed horum cultura gravis et sumptuosa est. Stipendium herbarum profecto magnam merces operarum et hominum conductitiorum multiplicat. Et cum labor omnis est adhibitus, supervenientes imbres, gelu, pruina et tempestates uno saepe die totius anni laborem frustrantur . . . . Hic vero quem cultus horti bibliothecarius semper amoenus, semper viridus semper utilis et jucundus est etc.*

Wilken.

Februar 1835.

XXXIV.

*Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers, Professor der Philosophie am Königl. Lyceum zu Dillingen. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimraths von Schelling. Stuttgart u. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1834. Vorr. XXVIII S. Text 62 S.*

Endlich ist die lange gehegte Erwartung, und der seither von Vielen still genährte Wunsch in Erfüllung gegangen. Schelling hat über Hegel, seinen alten Freund und Geistesverwandten öffentlich geurtheilt. Die Erwartung war um so mehr gespannt, als man schon im Voraus wußte, daß Schelling sich gegen Hegel erklären werde. Denn selbst als Hegel noch lebte, verlautete es hin und wieder im Publicum, daß Schelling mit dem Wege, welchen Hegel eingeschlagen, sich nicht befreunden möge. Wie dem auch sei, dachte Ref., einen gewichtign Gegenstand kann die Hegelsche Philosophie nicht begrüßen. Hat doch Hegel selbst immer große Verehrung für Schelling gehabt; ein Kampf mit dem Stifter der Naturphilosophie kann der Philosophie des Geistes nur willkommen sein.

Ref. muß gestehen, mit Herzklopfen nahm er vorliegende kleine Schrift in die Hand, und verschlang gleichsam die Schellingsche Vorrede. Denn das glaubte er sicherlich, Schelling werde seinem alten Freunde wenigstens Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er werde mit Liebe der schönen Jugendzeit gedenken, wo Beide vereint, als ein glänzendes Doppelgestirn am Horizont der Wissenschaft aufstiegen, und mit jugendlicher Lust und Kraft das in dem Zauberkreis des subjectiven Idealismus gebannte Zeitalter zur wahren Heimath des Geistes zurückführten. Er werde dem nun dahin geschiede-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I, Bd.

nen Freunde einige Worte liebevollen Andenkens weihen. Aber die Zeit ist vorüber, wo Schelling seinen Freund Hegel einen *kategorischen* Menschen nannte, und auch die Erinnerung an den ehemaligen Freundschaftsbund scheint in Schellings Seele erloschen zu sein. Denn nicht mehr giebt ihm die schöne Neigung der Freundschaft Worte in den Mund, sondern die Abneigung, welche es nicht einmal zuläßt, daß er seinen Namen nenne. Kalt und gemessen nennt er Hegel „einen später Gekommenen.“

Für die Wissenschaft selbst ist es zwar gleichgültig, ob Schelling des alten Freundes liebevoll gedenke, oder nicht. Auch ist Schelling dafür bekannt, daß er im Dienst der Wahrheit Niemanden schont, weder Freund noch Feind. Wenn indess die Wahrheitsliebe auch höher ist, als jede andre Liebe und Neigung, so schließt sie doch darum diese nicht aus. Sie hat, thut sie dieses wirklich, sich nicht ganz rein erhalten, die Neigung der Selbstliebe hat sich ihr beigemischt, welche, wenn sie verletzt wird, die Abneigung herbeiführt.

Nicht als wenn Hegel darauf ausgegangen wäre, Schelling zu verletzen, sondern die Umstände haben es so mit sich gebracht, daß Schelling selbst Veranlassung genommen hat, sich verletzt zu finden. Denn vor Hegels Streben und Wirken in der Wissenschaft war Schellings Feiern und Schweigen gar sehr in den Hintergrund getreten. Dem hätte er am sichersten dadurch begegnen können, wenn er zugleich neben Hegel, und sollte es doch so sein, demselben gegenüber Werke von gleicher Wichtigkeit würde zu Tage gefördert haben. Dies ist aber wenigstens bis jetzt nicht geschehen.

Fürs erste kann daher nur vorliegendes Urtheil Schellings über Hegel in Betracht gezogen, und ermittelt werden, ob dasselbe wirklich begründet ist, oder nicht. Indem Ref. dies versuchen will, sieht er sich genöthigt, sich ganz genau an Schellings Urtheil zu halten, wie es motivirt ist, buchstäblich an die Worte,

damit es nicht den Schein haben möge, als fehlte ihm der Muth, Rede zu stehn, und sich durchaus in Allem auf die Sache einzulassen, worum es sich handelt.

Uns Jüngeren würde es gar nicht geziemen, Schellings hohe Verdienste um die Wissenschaft je verkennen zu wollen. Wie viele Andre, hat auch Ref. sich nicht weniger an Schellings als an Hegels Werken groß gezogen. Er hat von Beiden gelernt, daß die Wahrheit über Alles gehen muß, und die Kritik nur im Zeugniß der Wahrheit berechtigt ist. Darum kann er auch nur der Wahrheit die Ehre geben, er glaubt sowohl in Schellings als Hegels Sinn zu handeln, indem er dies zu thun unternimmt.

Schelling gesteht nun durch diese seine Erklärung gegen Hegel öffentlich ein, daß die Hegelsche Philosophie ein andres System ist, als das seinige. Dies kann insofern nur erwünscht sein, als Manche wirklich nun erst glauben werden, daß zwischen der Schellingschen und Hegelschen Philosophie selbst dem Princip nach ein Unterschied obwalte. Freilich war schon die Zeit zum Bewußtsein darüber gekommen, daß die Hegelsche Philosophie über die Schellingsche hinaus ein *neues* System sei, doch hatte Schelling selbst, wenigstens öffentlich sich noch immer nicht darüber erklärt. Dies ist nun geschehen, und es fragt sich, wie, auf welche Weise? Doch gewiß in einer wissenschaftlichen Beurtheilung der Hegelschen Werke, sowohl dem Inhalt als der Form nach. Aber nein, er geht auf sie gar nicht ein, es hat ihm nur gefallen, im Allgemeinen seine Meinung über Hegel auszusprechen. Wenigstens hat Ref. die Empfindung nicht unterdrücken können, daß Schelling diese Uebersetzung der Cousinschen Vorrede zu den Fragmenten, weil sie weiter von keinem wissenschaftlichen Belang ist, nur deswegen habe fabriziren lassen, damit er eine Veranlassung habe und nehmen könne, der Welt etwas über Hegel zu sagen, und sich gegen ihn zu erklären.

Schelling beurtheilt die Cousinschen Fragmente, aber diese Beurtheilung scheint bloß um Hegels willen vom Zaun gebrochen; er lobt Cousins Person, da er dessen Fragmente nicht loben kann; was um sein selbst willen nicht wohl angeht. Nur Cousins Ansicht über die Geschichte der Philosophie streicht er gewaltig heraus, womit er aber wider Willen Hegel lobt, da es allgemein bekannt ist, daß Cousin mit dieser Ansicht erst durch Hegel in Berlin befreundet worden ist. Wir glauben

fest, daß wenn ein Deutscher diese Cousinschen Fragmente würde geschrieben haben, Schelling sie weiter keines Blicks gewürdigt hätte. Er will sich nur von *einer* Seite, von Seiten des *Empirismus*, der französischen Philosophie zuneigen und anschließen, indem er auf ein Mittel künftiger Verständigung hofft (S. XIX).

Die speculativen Keime der der Schellingschen Lehre vorhergehenden kritischen Philosophie waren durch den öden Verstandesformalismus derselben fast ganz verdeckt, und den Geistesblicken entzogen worden. Fichte zog den Kernpunkt an's Licht, und suchte die speculative Idee von solchem Formalismus zu entkleiden. Er vermochte aber der Idee nicht die subjective Form zu benehmen, und den Gegensatz gegen das Object zu tilgen, erst in Schellings Seele ging sie in ihrer Absolutheit auf, wie die Morgensonne, und fing an, mit ihren Strahlen die Welt zu beleuchten und kenntlich zu machen.

Doch bloß nach und nach wurde es Licht in Schellings Geist, denn wir finden ihn noch zunächst auf Kantischem und Fichteschem Boden, aber in rasch aufeinander folgenden Schriften entwindet er sich der subjectiven Form, die im Bruno in tiefe Nacht zu versinken schien, um die lange genährte Sehnsucht nach Erkenntniß absoluter Wahrheit zu befriedigen. Während Schelling die Reflexion nur allmählig überwindet, aber nie ganz abstreift, und von Grund aus tilgt, sehen wir Hegel gleich fertig zum speculativen Anfang sich über alle Reflexion erheben, und sie besiegen. Während Hegel stark und fertig war, *anzufangen*, nämlich in der Erkenntniß von nichts auszugehen, konnte Schelling es nie dahin bringen, einen reinen Anfang zu gewinnen, er konnte sich zum Anfang nicht entschließen. Darum gefällt es ihm auch, in den anfänglichen Gedanken der Hegelschen Logik, im Sein und Werden (und bloß von diesen ersten dürftigen Bestimmungen redet er) nur „Schaal- und Leerheiten“ zu sehen. Kant und Fichte möchten zu stolz gewesen sein, von nichts anzufangen, nämlich sich nichts und der Wahrheit alles zuzutrauen. Und Schelling ist, und war von jeher zu ungeduldig, er kann nicht erst von Allem abstrahiren, weil er gewohnt ist, sich unmittelbar in den Besitz des Absoluten zu setzen. Er wird zu sehr von der Phantasie und Vorstellung beherrscht, als daß er alle Bestimmungen des Gedankens mit Ruhe durchgehen, und sich ihrer strengen Zucht unterwerfen möchte. Er verschmäht es, wie so Viele, Alles zuvor aufzugeben, er kann sich nicht los

machen von der Unmittelbarkeit der Wahrheit, und erkennt nicht, daß der aufgenommene Stoff eben deswegen nicht von der Idee vollkommen durchdrungen, und nicht durchaus verstanden wird. Er will sich nicht dem seinen, ersten Gedanken hingeben, um diesen sich selbst in seinem Denken entfalten zu lassen, damit er erkenne, daß derselbe zwar im Anfang noch nichts ist, aber sich selbst bestimmt und bildet, überhaupt in unaufhaltsamer Selbstentwicklung begriffen ist, nicht bloß um zu *sein*, sondern die *Fülle des Seins*, die Vollendung in sich selbst auszumachen. Kurz, er will nicht erkennen lernen, wie das Begreifen genetisch vor sich geht. Darum erklärt er S. XVIII gerade heraus: „Ich will nicht das *Weser* Seiende (das reine Sein); ich *will* das Seiende, das *ist* oder *existirt*, womit er gegen Hegel das Allerwichtigste gesagt zu haben meint. Hegel will aber das reine Sein, eben so wenig, *es ist ihm Nichts*, er will ebenfalls nur das Seiende, aber nicht, wie Schelling, dasselbe als fertig und gegeben aufnehmen, sondern er will vielmehr wissen, wie es sich macht, indem er es nach Anfang, Mitte und Ende, im Entstehen sowohl als in der Vollendung zu begreifen sucht.

Wir lesen S. IV: „Es liegt tief in der Eigenthümlichkeit der Philosophie, daß die Wahrheit selbst nicht eher mit Hoffnung auf Erfolg hervortreten kann, als sie ihr vorausgehenden Möglichkeiten erschöpft, zur Sprache gebracht und beseitigt sind.“ Dies ist ein wahres Wort, und in Betreff der Lehre Schellings sind diese Möglichkeiten theils die Entwicklung und Ausbildung der *Substanz* bei Cartesius und Spinoza gewesen, theils die des *Subjects* bei Kant und Fichte. Solche Möglichkeit ist aber die Schellingsche Philosophie selbst für die Hegelsche, in Betreff des Anfangs und der Methode. Wir sehen Schelling deshalb die Spinozistische Substanz wieder aufnehmen, aber sie erfüllend und bereichernd mit dem Subjectiven der Kantischen und Fichteschen Lehre, indem er das *Object* und *Subject* in unendlicher Einheit erkennt, und diese Einheit als die absolute Vernunft ausspricht. So tief und wahr dieser Gedanke ist, nämlich dem Inhalt nach, so unwahr ist die Form, der Unmittelbarkeit wegen. Was absolute Einheit unterschiedener Bestimmungen ist, wie hier des *Objecta* und *Subjects*, kann nicht unmittelbar als eine Anschauung (intellektuelle Anschauung) gebildet sein. Solche Anschauung und Form der Erkenntniß ist, weil sie der Vermittelung ermangelt, dem absoluten Inhalt und Ge-

genstand nicht gleich. Davon war die Folge, insbesondere bei den Anhängern Schellings, daß wie Hegel sich darüber ausspricht „die jugendliche Lust die Morgenröthe des verjüngten Geistes mit Taumel begrüßte, daß man ohne tiefere Arbeit gleich an den Genuß der Idee ging, und in den Hoffnungen und Aussichten, welche sie darbot, eine Zeit lang schwelgte.“ Schelling und seine Schule construirte jene Anschauung, anstatt sie innerlich mit dem Inhalt vereint sich selbst fortbilden zu lassen, damit sie als Form der Erkenntniß der Wahrheit auch dieser gemäß sei. Deshalb setzte er die Form als gegeben voraus, erfaßte sie nicht in ihrer wirklichen Form und Gestalt, wodurch sie sich selbst bewies und rechtfertigte. Die Construction wurde bei vielen Anhängern Schellings zuletzt so willkürlich und lose, daß Hegel wieder ausdrücklich glaubte, die Wissenschaft dagegen verwahren zu müssen, wenn er sie von einer in philosophischen Gegenständen gewöhnlichen Manier unterschieden haben will, „welche ein Schema voraussetzt, und damit die Materien eben so äußerlich als willkürlich parallelisirt, und durch den sonderbarsten Mißverstand, der Nothwendigkeit des Begriffs mit Zufälligkeit und Willkür der Verknüpfung Genüge geleistet haben will.“ Doch ist nicht zu leugnen, daß trotz des Taumels und aller Ausschweifungen auch mitunter Geistreiches und Lehrreiches zu Tage gefördert worden ist.

Schelling spricht zu Cousin, man müsse die Tiefe in den Gedanken suchen. Da er seinen französischen Freund in dieser Hinsicht eben nicht empfehlen kann, hebt er dessen Darstellungsweise hervor, um uns zu sagen, daß wir Deutsche lange Zeit unter uns philosophirt, und uns allmählig in Gedanken und Worten immer mehr vom allgemein Verständlichen entfernt hätten, und der Grad dieser Entfernung zuletzt beinahe zum Maßstab philosophischer Meisterschaft geworden wäre. Schelling will doch wenigstens den Franzosen ein Compliment machen.

Wenn aber das allgemein Verständliche Maßstab philosophischer Meisterschaft sein soll, dürften die größten Philosophen am wenigsten auf diese Meisterschaft Anspruch machen. Schelling hofft auf eine gar zu günstige Rückwirkung französischer Darstellungsweise auf die deutsche. Denn wenn er mit Recht verlangt, daß die Tiefe in den Gedanken gesucht werden solle, nicht im Gefühl, wozu nur die Gedankenlosigkeit heruntersinken konnte, so fragt es sich aber, ob auch wirklich die Gedanken des Auslandes die Tiefe sind, die Natur

der Sache, wie sie die deutsche Philosophie erfordert? Sonst würde die gehoffte Rückwirkung am Ende auf bloßes Raisonement hinauslaufen, auf gut stylisirte Redensarten, wie bei Hrn. Cousin, die auf der Oberfläche treiben. Um wirklich zu erkennen, thut es Noth, daß der Inhalt als die Form selbst erfasst werde, daß der Gedanke die Tiefe, die Natur der Sache sei, eine Weise, der es genug ist, wenn sie schmucklos hervortritt. Wer freilich nicht in die Tiefe zu steigen vermag, dem können die tiefsten Gedanken nackt und wunderlich erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### XXXV.

*Zbýrka neydvůdných Slovníků latinsko-českých. Vetustissima Vocabularia latino-boëmica etc. vydána od W. Hanka. v Praze 1833. XVI u. 439 SS. in 8. Mit zwei Facsimile's.*

Die Sprachdenkmäler der böhmischen Vorzeit übertreffen an Worth und Anzahl leicht jene aller übrigen Slawen. Wenn sich auch bis zum XI. Jahrhundert nicht viel mehr aufweisen läßt, als einzelne Eigennamen, die in der Chronik des Cosmas, in mehreren kirchlichen Stiftungsurkunden und in den fränkischen Annalen enthalten sind; so nehmen gleich vom XII. Jahrhundert die Sprachdenkmäler so sehr zu, daß wir den Wortvorrath und den grammatischen Bau des Altböhmischen ziemlich vollständig übersehen und daraus zugleich auf den früheren, vorhistorischen Sprachstand zurückschließen können. Zu der Entdeckung der fünfshundert Jahr alten Königinhofer Handschrift (1818), zu dem Funde eines noch älteren Bruchstücks vom Evangelium Johannis (hier abgedruckt S. 186 — 208) und mehreren Andern, kam in neuerer Zeit noch die glückliche Erwerbung eines mit mehr denn 1600 böhmischen Glossen versehenen Codex der bekannten „*Mater verborum*“ des Constanter Abt-Bischofs Salomon, welcher (nach Hldefons v. Arx Gesch. d. Kl. St. Gallen, I. 83 ff) als ein Zeitgenosß Notkers im Jahr 920 gestorben ist. Der erwähnte Codex, der zugleich gegen 500 noch unedirte althochdeutsche Glossen enthält, wurde nun von Hanka auf das sorgfältigste excerptirt und nebst den übrigen vorhandenen böhmischen Glossenbüchern und Vocabularien des XIII. bis XV. Jahrhunderts unter obigem Titel herausgegeben; so daß uns hiemit ein Schatz von mehreren tausend altböhmischen Wörtern und Sprachformen übergeben wird, woraus alle künftigen böhmischen Wörterbücher Gewinn ziehen können. Die wichtigste Mittheilung bleiben natürlich jene böhmischen Glossen der *Mater verborum*, worin sehr viele Sprachüberreste aus der böhmischen Heldenzeit, Götternamen u. s. w. vorkommen; wie denn auch schon auf der ersten Seite dieses Mapt. die

slawische Göttin *Siwa* abgebildet erscheint, die hier als „*ESTAS SIVA*“ erscheint, im Texte selbst (S. 409, 683) hingegen als *Ceres dea frumentis* bezeichnet wird. Die 457. Seite des Codex giebt uns auch die Namen des Schreibers und Illuminators, nebst der Jahrzahl 1102 an. In einem großen Initialbuchstab sieht man nämlich Maria mit dem Kinde; darunter kölet Wacerad der Schreiber mit dem Spruchbände: *ORA P. SCRE. VACEDU* (d. i. *ora pro scriptore Wacerado*); neben an steht der Maler *Miroslaw*, mit dem Spruchbände: *ORA. P. LLRE MIROZLAW. A. MCII* (d. i. *ora pro illuminatore Miroslaw. Anno MCII*). Es ist also diese Bilderhandschrift kaum fünfzig Jahre jünger als das älteste Schriftdenkmal der Slawen, nämlich Ostromir's Evangeliarium vom Jahr 1056. Hanka giebt hier S. VII f. auch eine Beschreibung der darin enthaltenen Malereien nach Schottky (s. dessen Karolin. Zeit, Prag 1830, S. 312 — 316), und vermuthet S. IX, wiewohl mit geringer Wahrscheinlichkeit, daß die Handschrift in dem böhmischen Sazawer Kloster, wo es slawische Mönche und mehrere kunstsinnige Aebte gab, verfertigt worden sei. Diesen Waceradischen Glossen folgen nun noch zwölf andere Vocabularien, Glossen, Dialogen etc., denen der Herausgeber S. 325 — 336 eine kleine Sammlung altböhmischer Rechtsausdrücke beifügte, welche er aus lateinischen Urkunden des XI. bis XV. Jahrhunderts gesammelt hat. Um dieses sehr ansehnliche altböhmische Glossar desto brauchbarer zu machen, übernahm Hanka die beschwerliche Mühe, einen böhmischen alphabetischen Index dazu zu liefern, welcher 76 Seiten einnimmt und das Denkmal verherrlicht, das der verdienstvolle Herausgeber sich durch die Bekanntmachung dieser slawischen Glossen gestiftet hat. Die böhmisch geschriebene Vorrede hätte wohl auch zugleich lateinisch gegeben werden können; doch ist das Buch, der durchgehends lateinischen Ueberschriften wegen, auch für Nichtslawen zugänglich genug. Die beiden Facsimile sind gut gerathen und noch besser gewählt, indem sie sich auf die drei interessantesten Stücke dieser Sammlung beziehen.

Hanka beschäftigt sich gegenwärtig mit den Vorbereitungen zu einer polnischen Grammatik nach Dobrowsky's System; welche Arbeit auch schon den zu früh verstorbenen Puchnauer, den Verfasser der besten russischen Sprachlehre (Prag 1820, 1.) beschäftigt hat. In Gemeinschaft mit J. Jungmann, dem Herausgeber eines bald erscheinenden großen und gediegenen böhmischen Nationallexikons, so wie mit Schaffarik, der seit 1830 sich ebenfalls in Prag befindet, wo er u. a. eine böhmische Zeitschrift „*Swietozor*“ herausgibt — in Gemeinschaft mit diesen beiden Gelehrten fördert Hanka unermüdet die alte und neue böhmische Literatur, die einer Vereinigung tüchtiger Kräfte auch wirklich bedarf, um zuerst auf die gesammte Slawenwelt, und demnächst — gleich der polnischen und russischen Literatur — auf Deutschland und Europa überhaupt wirken zu können.

Glückselig, in Prag.



Februar 1835.

*Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers.*

(Fortsetzung)

Aber wir müssen diesen Vorwurf gänzlich zurückweisen. Nach Hegel braucht man am allerwenigsten ein Sonntagskind zu sein, um zur Philosophie befähigt zu werden. Keiner dringt mehr darauf, als Hegel, daß man erkenne, daß die Philosophie allgemeines Eigenthum sein und werden könne. Vielmehr trifft der Vorwurf Schelling selbst, indem er den Menschen zumuthet, die intellectuelle Anschauung, oder eine Anschauung zu haben, die gar nicht allgemein verständlich ist. Es bedarf nach Hegel keines besondern Talents, nicht eines eigenenthümlichen Zustandes des Bewußtseins, wie die Schellingsche intellectuelle Anschauung ein solcher Zustand ist. Die Erkenntniß geht aus der innerlich zwingenden Nothwendigkeit und der Vernünftigkeit der Sache selbst hervor, ist nicht, wie bei Schelling, dem Zufall des Talents Preis gegeben. Die Tiefe in den Gedanken suchen, ist ohne Zweifel Hegel viel mehr eigen, als Schelling, der sie nur zu häufig in Bildern und Symbolen gesucht hat. Wenn gleich solche Darstellungsweise glänzend ist, so ist sie darum noch nicht die Natur der Sache selbst, welche die wahre Tiefe ist. Die Phantasie und Vorstellung hat wohl den Gedanken und die Idee im Bilde, aber drückt noch keineswegs dieselbe nach Inhalt und Form zugleich aus. Während Hegel sich frei im Gedanken bewegt, und der innerlichsten Natur der Sache nachgeht, um diese von sich selbst den Beweis führen zu lassen, schweift Schelling gar nicht selten, wenn auch wohl in großen und kühnen Bildern, ganz von der Sache ab, womit der Flug seiner Phantasie häufig unsicher, und der sonst geniale Blick von den Nebeln der Vorstellung und Einbildung getrübt und schwach zu werden anfängt.

Hegel verschmäh die Schellingsche intellectuelle Anschauung ganz und gar, denn sie ist ihm mit Recht eine Form, welche dem Inhalt nicht gemäß ist. Daraus darf aber nicht gefolgert werden, wie es wohl geschehen ist, daß Hegel aller Unmittelbarkeit überhaupt in der Philosophie abhold sei. Nach Hegel besteht die Philosophie wesentlich in der Vermittlung, indem sie bestimmt ist, die Unmittelbarkeit aufzuheben, die also sein muß, um aufgehoben, oder vermittelt werden zu können. Damit der Mensch erkenne, muß er das vorher unmittelbar haben, wozu er die Vermittlung sucht, indem seine Bestimmung ist, eben das zu wissen, was er unmittelbar hat, und anschaut. Dies hat seit Aristoteles keiner so organisch in sein System aufgenommen, als Hegel, aber dieser hat auch eben so bestimmt erkannt, daß dabei nicht stehen zu bleiben ist. Zu diesem wirklichen Wissen der Unmittelbarkeit hat es Schelling nie bringen können.

Betrachten wir nun das Urtheil Schellings über Hegel etwas näher. Schelling ruft nämlich Cousin zu: „in Ihrer Methode ist das wahre Wesen der deutschen Philosophie (S. XXV).“ Diese mache den Begriff des Processes aus, welcher der eigentliche Fortschritt (seit Spinoza durch Schelling) in der neuern Philosophie sei. Er (Schelling) meine aber nicht „den Begriff des Processes in der uneigentlichen und mißbräuchlichen Anwendung aus dem logischen Begriff (womit er die Hegelsche Logik meint), sondern den *realen* Process jener Philosophie (Schellings), die den Begriff des Processes überhaupt zuerst einführte.“ Ferner gehört hieher, was er S. XIII. bemerkt: „diejenige Philosophie, welcher man in neuerer Zeit am bestimmtesten ihre Uebereinstimmung mit dem Spinozismus vorgeworfen (die Schellingsche), hatte in ihrem *unendlichen* Subject-Object, d. h. in dem absoluten Subject, das seiner Natur nach sich objectivirt (zum Object wird), aber aus jeder Objectivität (Endlichkeit) siegreich wieder hervor- und nur in eine

höhere Potenz der Subjectivität zurücktritt, bis sie nach Erschöpfung ihrer ganzen Möglichkeit (objectiv zu werden) *als* über Alles siegreiches Subject stehen bleibt; an diesem also hatte jene Philosophie (die Schellingsche) allerdings ein Princip nothwendigen Fortschreitens. Wenn aber das *rein* Rationale, nur nicht nicht zu Denkende (wie die Spinozistische Substanz), *reines* Subject ist, so ist jenes Subject (das Schellingsche), *welches* auf die angenommene Weise sich steigernd von jeder Objectivität nur zur höheren Subjectivität fortschreitet, das Subject *mit dieser Bestimmung* ist nicht mehr das bloße nicht nicht zu Denkende, rein Rationale, sondern eben *diese Bestimmung* war eine durch lebendige Auffassung der Wirklichkeit, oder durch die Nothwendigkeit, sich das Mittel eines Fortschreitens zu versichern, dieser Philosophie (der Schellingschen) aufgedrungene *empirische Bestimmung*. Dieses Empirische hat ein später Gekommener (womit Schelling Hegel meint), den die Natur zu einem *neuen* Wolfianismus, für unsre Zeit, prädestinirt zu haben schien, gleichsam instinctmäÙig dadurch hinweggeschafft, daß er an die Stelle des Lebendigen, Wirklichen, dem die frühere Philosophie (die Schellingsche) die Eigenschaft beigelegt hatte, in das Gegentheil (das Object) über- und aus diesem in sich selbst zurück- zu gehen, den logischen Begriff setzte, dem er durch die seltsamste Fiction oder Hypostasirung eine ähnliche nothwendige Selbstbewegung zuschrieb."

Ref. kann und will es nicht verhehlen, daß lange nichts so sehr sein Innerstes aufregt, und sein ganzes Gemüth empört hat, als diese Worte Schellings. Es ist zwar nichts Neues und etwas Menschliches, daß ein Vorgänger in der Philosophie sich gegen seinen Nachfolger erklärt hat. Plato übergab Aristoteles die Academie nicht, und Kant sprach gegen Fichte. Aber ungerechter, unwürdiger ist wohl nie ein großer Mann behandelt worden, als Hegel in diesen Schellingschen Phrasen. In denselben ist so zu sagen, die Hegelsche Philosophie auf den Kopf gestellt. Wir dürfen wohl fragen, wie Schelling jetzt mit einem Mal dazu kommt, sich das über Alles siegreiche Subject zuzuschreiben, und dasselbe seiner absoluten Einheit zu vindiciren? Denn dazu gehört, daß er, wie Hegel, den Geist als die Wahrheit der Natur wirklich erkannt habe. Sonst bleibt auch dies Subject wieder eine ungerechtfertigte Annahme, und bloße Versicherung, wie wir dergleichen von Schelling schon gewohnt sind. Die Welt soll sich nun erst von

Schelling versichern lassen, was ihr von Hegel zum Erkennen längst dargelegt worden. Was bei Hegel sich als Resultat ergibt, was der Kernpunkt seiner ganzen Lehre ist, macht Schelling nun zur Voraussetzung, und scheut sich nicht, gerade dies der Hegelschen Philosophie abzusprechen und, bloß empirisch aufgenommen, *sich* zuzuschreiben, was in ihr allein sich als die Wahrheit selbst *beweist*. Schelling eignet sich das über Alles siegreiche Subject von Hegel an, während er schäuder Weise Hegel beschuldigt, die absolute Subjectivität von ihm entlehnt zu haben. Aber in der ganzen Schellingschen Philosophie findet sich keine Spur von einer Deduction derselben, welche von ihr unzertrennlich ist. Was daher Schelling in dieser Beziehung vorbringt, ist lediglich aus Hegel entnommen; ohne daß er das wahre Princip der Subjectivität verstanden hätte, weil diese bei ihm nicht als übergreifende Subjectivität vermittelt ist, sondern unmittelbar gelten soll. Wenn er sie wahrhaft begreifen würde, könnte er sie nicht als gegeben annehmen.

Hiemit hängt die eben so häßliche als grundfalsche Bemerkung zusammen, daß Hegel einen *neuen* Wolfianismus begründet habe, worin unmittelbar liegt, daß Schelling sich selbst für den *neuen* Leibnitz hält. Es ist gar nicht schön, und sogar verdächtig, wenn man Andre erst herabsetzen muß, um sich dadurch selbst zu heben. Der alte Wolf ist zum Sprichwort alles verkommenen und verknöcherten Philosophirens geworden. Und dies Hegel so herabwürdigende Urtheil von Schelling eben so ungerecht als unwahr zu finden, müssen wir kurz das Verhältniß Wolfs zu Leibnitz mit dem Verhältniß, was Hegel zu Schelling hat, vergleichen, woraus sich das gerade Gegentheil von Schellings Behauptung ergeben wird.

Nach Leibnitz ist der menschliche Geist der Erkenntniß ewiger Wahrheiten fähig, durch die Sätze des Widerspruchs und des Grundes, insofern diese sowohl die eigne Natur des Geistes constituiren, als auch die wesentliche Bestimmung der Dinge sind. Indem Alles kraft ihrer in lebendiger Einheit ist, fallen sie selbst aber als Gesetze der Erkenntniß *auseinander*, der Geist stimmt daher in der Erkenntniß der Dinge mit sich selbst nur durch Gott überein, Gott ist diese Einheit und Harmonie vorherbestimmt, prästabiliert. Hierin liegt schon, daß, weil Leibnitz die Einheit und Vermittlung jener beiden Sätze nicht verstand, der Wolf kommen mußte,

welcher, was bei Leibnitz eine lebendige Einheit war, aus einander zerrte, und in die demonstrative Form umgoss. Indem Wolf die lebendige Verknüpfung Gottes, der Natur und des Geistes disciplinär auseinander fallen ließe, und das Vernünftige und Ewige durch die endlichen Verstandesprädicate zu erkennen wähnte, beschränkte er die Welt noch dazu mit dem leeren Gedanken eines Inbegriffs aller Realitäten.

Von diesem leeren Gedanken hat uns erst Hegel und zur Hegel wieder befreit, der *neue* Wolf, wie Schelling ihn zu nennen und zu schmähen beliebt. Und derselbe Hegel hat erst die wirkliche Einheit und Vermittlung erkannt, die Leibnitz nicht faßte, und deshalb sein großes Princip der Individuation dem Wolf zur Beute überlassen mußte. Was übrig blieb, war wenigstens noch der Glaube, daß der Gedanke das Princip der Erkenntnis sei; und zur Erkenntnis der Dinge, wie sie an sich sind, führen könne. Aber nur der Glaube, denn Inhalt und Form waren in der Wolfischen Disciplin in Widerspruch mit einander. Diesen Glauben hat gleichfalls erst wieder Hegel zur Gewissheit erhoben, und hat dem Gedanken die endliche Form genommen, welche er in der Wolfischen Metaphysik hatte. Er hat ihn in seiner Unendlichkeit gefaßt, als mit dem Inhalt identische Form, die speculative, unendliche Form. Auch Jacobi bestritt die endliche Form der Wolfischen Lehre, aber vermochte nicht, wie Hegel, dem unendlichen Inhalt die angemessene Form zu geben, er sah den Gedanken nur als die Macht zu verendlichen an, womit das Unendliche und Ewige dem Gefühl und dem unmittelbaren Glauben anheimfiel. Kant warf sogar den Inhalt weg, indem er die Ansicht geltend zu machen versuchte, daß das Ewige und Wahre nicht erkannt werden könne. Jacobi und Kant kommen im Grunde so wenig über jene alte Metaphysik hinaus, daß sie vielmehr ihre Bestimmungen bloß ins Gefühl und Bewusstsein übersetzen und verandern. Auch Fichte hat sich von dem Gedanken eines Inbegriffs aller Realitäten noch nicht frei zu machen gewagt, da er doch sonst Ernst macht mit dem Discursiven und Endlichen, denn sein Ich-Ich ist nichts anderes als dieser Inbegriff. Und selbst Schelling huldigt dem Inbegriff des alten Wolf, Schelling, der wohl am allerwenigsten glaubt, auch nur im entfernten die geringste Ähnlichkeit mit dem alten Wolf zu haben.

Dieser Wolfische Inbegriff ist nämlich bei Schelling die absolute Indifferenz und Einheit des Objectiven und

Subjectiven, ein trotz seiner Absolutheit abstracter Gedanke. In der absoluten Einheit ist beides zufällig bald in diesen bald in andern Formen des Gegensatzes. Wie sie aber zu diesen Gegensätzen oder Bestimmungen kommt, ist bei Schelling nirgends zu sehen. Sie wird bloß durch äußere Reflexion damit erfüllt, weshalb sie ihr nicht wirklich zu eigen gehören, ein ihr fremder Schmuck und Reichthum sind, welchen sie nicht innerlich in sich begreift. Von dieser Schellingschen Einheit und Indifferenz zeigt Hegel, daß sie Nichts als ein leerer Gedanke, daß sie jener Inbegriff aller Realitäten ist. Hegel fängt von dieser leeren Einheit an, als dem Sein gleich Nichts, um sie sich durch sich selbst an der wirklich absoluten Einheit als Nichts aufheben zu lassen. Hegel geht, damit alle Abstraction aufhöre, auf die äußerste Abstraction zurück, um nicht, wie Schelling *selbst im Absoluten der Abstraction und Unmittelbarkeit zu verfallen*. Nur bei Schelling hat die absolute Einheit und Vernunft als Indifferenz das Lebendige und Wirkliche außer sich, ihn trifft der Vorwurf, welchen er Hegel macht. Denn dieser erkennt nicht, wie Schelling, die Bestimmungen und Gegensätze in der absoluten Einheit nur als *an sich* eins, sondern zeigt die lebendige Entwicklung und Entfaltung der Gegensätze als die eigne Energie und Selbstbewegung der Einheit auf. Hegel zeigt, wie die Bestimmungen durch ihren Unterschied und Gegensatz nothwendig eins werden, wie sie aus sich selbst diese Einheit hervorbringen, und die Einheit sich in sie auflöst, damit sie wirkliches Leben und Bewegung habe. Hegel mußte kommen, dieser neue verneinte Wolf, um die Schellingsche Einheit und Vernunft von ihrer Abstraction, von dem leeren Wolfischen Gedanken des Inbegriffs aller Realitäten zu befreien.

Es hat seine Richtigkeit, wenn Schelling sagt, daß seine Lehre ein nothwendiger Fortschritt der Philosophie des Spinoza sei. Denn die Spinozistische Substanz ist ohne alle Fülle des Lebens, sie ist unbewegt und todt, ist nicht, wie die Schellingsche, lebendige selbstbewusste Substanz, welche letztere nur den Mangel hat, daß sie durch äußere Reflexion erfüllt wird. Darum nennt Schelling die Substanz Spinozas das „rein Rationale, reines Subject“, um sie von dem Subject seiner Lehre, dem Subject mit *empirischer* Bestimmung, als dem realen Subject zu unterscheiden. Auch ist es wahr, wenn Schelling sagt, daß der Begriff des Processes der eigentliche Fortschritt in der neuern Philosophie sei

(S. XXV). Nun soll Hegel das Empirische (Schellings Subject mit empirischer Bestimmung, das reale Subject) dadurch hinweg geschafft haben, daß er an die Stelle des Lebendigen und Wirklichen den „logischen Begriff“ gesetzt, und zum rein Rationalen, als dem alles Empirische ausschließenden Begriff zurückgekehrt sein.

Hier kommt Alles auf den Begriff des Processes an. Fürs erste ist zu bemerken, daß Schelling der Hegelschen Logik das Princip der Selbstbewegung nicht abspricht (S. XIV), und doch den logischen Begriff Hegels, wie die Spinozistische Substanz, als rein rational oder reines Subject bezeichnet, da doch jene Substanz aller Selbstbewegung, des Processes ermangelt, und darum gerade reines Subject sein soll. Alsdann ist schon erörtert worden, daß die Schellingsche absolute Einheit alles Wirkliche und Lebendige aufser sich hat, weil sie davon nicht durch sich selbst erfüllt ist. Daraus folgt, daß sie auch den realen Process aller Wirklichkeit aufser sich hat. Es hilft nichts, mit Schelling zu sagen, daß das unendliche Subject-Object, das absolute Subject oder die absolute Einheit das über Alles siegreiche Subject sei. Denn der Process ist nicht die Bewegung des absoluten Subjectes selbst, welches vielmehr als jene Einheit indifferent dagegen ist, trotz aller Bewegung, die in ihm vorgehen soll. Zwar sollen die Unterschiede und Gegensätze in der Einheit aufgehoben sein, aber man sieht sie sich nicht aufheben, nirgends wird erwiesen, wie sie die bewegenden und lebendigen Momente der Einheit sind. Deshalb ist die absolute Einheit, das absolute Subject wirklich nicht das, wofür Schelling es ausgiebt, ein realer Process, es ist gar nicht reales Subject; sondern reines, von welchem er sagt, daß nur Hegel sich damit zu thun mache. Schelling kennt nicht bloß das empirische, reale Subject, das Lebendige und Wirkliche, oder den realen Process, sondern auch das reine Subject. Und sein empirisches Subject ist das siegreiche Subject nur in so fern, als dasselbe mit der Objectivität und Endlichkeit im perennirenden Kampf ist. Weder Schellings empirisches, noch reines Subject ist wahrhaft unendlich. Kurz, ihm fehlt die Erkenntniß dessen, was Hegel als absolute Negativität bezeichnet, der wahrhaft unendliche Puls der Bewegung, wodurch

das Subject allein das über Alles siegreiche Subject ist, indem es sich selbst als solches auch beweist.

Dagegen ist bei Hegel das reine Subject (der logische Begriff) und das empirische, reale Subject, das er weggeschafft haben soll, in lebendiger Einheit; Beides fällt bei ihm nicht, wie bei Schelling, aus einander. Im Gegentheil schafft Schelling das Lebendige und Wirkliche, das reale Subject aus der Hegelschen Philosophie hinweg, um ihr Princip als reines Subject, als rational und unwirklich bezeichnen zu können. Darum sieht er die ganze Hegelsche Philosophie als bloß logische Philosophie an, welche er noch dazu als abstracten Gedanken versteht, da sie doch der erfüllte Gedanke ist. Nach Hegel ist die logische Idee, wenn gleich das innerste Wesen des Empirischen und Realen, doch nicht schon das Ganze selbst, wie Schelling irrig meint. Hegel abstrahirt vom Empirischen so wenig, daß er in der Erkenntniß mit dem Empirischen in der Phänomenologie des Geistes als der *Erfahrung* des Bewußtseins in der Erkenntniß anfängt. In der Encyclopädie redet er vom Empirischen gleichfalls das Wort, wenn er sagt: „wie der *Empirismus*, erkennt auch die Philosophie nur das, was ist; sie weiß nicht solches, was nur sein soll, und somit nicht *da ist*.“ Der Vorwurf, als ob Hegel die Erfahrung verschmähe, und sich einbilde, eine begründete Erkenntniß der natürlichen und geistigen Welt könne ohne vorangegangene Empirie zu Stande kommen, ist wirklich ungereimt, und ganz aus der Luft gegriffen. Damit aber das Empirische nicht bloß der Endlichkeit und Aeufserlichkeit ver falle, glaubt Hegel auch das Wesen desselben erforschen, oder die Tiefe in den Gedanken suchen zu müssen, welche Tiefe die speculative Logik ist. Schelling macht sich's gar zu leicht damit, indem er die absolute Einheit als reales, empirisches Subject voraussetzt, und sein innerstes Wesen Hegel zu erkennen überläßt. Dies Wesen, das reine Subject tritt bei Hegel in der Natur- und Geistesphilosophie als reales oder empirisches Subject hervor, aber nach seiner wesentlichen Natur verstanden, und nicht bloß, wie von Schelling, nur ausgesprochen, und versichert.

(Der Beschluß folgt.)

Februar 1835.

Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers.

(Schluß.)

Wenn Schelling die Hegelsche Logik ein wenig näher angesehen hätte, als bloß die ersten und ärmsten Bestimmungen des Seins und Werdens, so würde er gefunden haben, daß seine Erkenntniß der absoluten Vernunft und Idee in der Weise bloß reflectirenden Verstandes und sonstiger Darstellung nicht hinreicht für die speculative Methode, daß die Bilder und Vorstellungen, auch Gedanken Schellings ganz unzulässige Kategorien sind, welche jener Vernunft und Idee nicht entsprechen. Ferner, daß die Unterschiede und Gegenätze, welche an der absoluten Einheit hervortreten, im Fortschreiten keine abstracten Unterschiede bleiben dürfen, und die Natur des Unterschiedes nicht ist, äußerlich und gleichgültig zu sein, sondern daß die Vernunft und Idee die Bewegung des Uebergangs der entgegengesetzten Bestimmungen in sich selbst haben muß, und diese dadurch nothwendig erkannt wird.

Es beliebt Schelling S. XIV noch Folgendes zu bemerken: „das Letzte (nämlich daß Hegel an die Stelle des Lebendigen und Wirklichen den logischen Begriff gesetzt) war ganz seine (Hegels) von dürftigen Köpfen, wie billig bewunderte Erfindung, wie auch, daß eben dieser Begriff in seinem Anfang als das reine Sein bestimmt wurde. Das Princip der Bewegung mußte er beibehalten, denn ohne ein solches war nicht von der Stelle zu kommen, aber er veränderte das Subject derselben. Dieses Subject war, wie gesagt, der logische Begriff. Weil also dieser es war, der sich angeblich bewegte, nannte er die Bewegung eine dialektische, und weil im früheren System (Schellings) die Fortschreitung allerdings in diesem Sinne keine dialektische war, so

hatte dieses System, dem er das Princip der Methode d. h. die Möglichkeit, ein System auf seine Weise zu machen, ganz allein verdankte, nach ihm gar keine Methode; die einfachste Art, die eigenthümlichste Erfindung desselben sich anzumafsen.“

Oben ist schon bemerkt worden, daß die Hegelsche Philosophie sich nicht nur auf die logische Idee beschränkt, auf das bloße Wesen der Natur und des Geistes, als auf das reine Subject, wie Schelling versichert. Und ferner hat sich ergeben, daß die Selbstbewegung in der Hegelschen Logik eine ganz andre ist, als Schellings Proceß, weil sie den Beweis der Sache durch sich selbst enthält. Hegel behält das Schellingsche Princip der Bewegung gar nicht bei, wie Schelling wähnt, er verändert in der Logik nicht bloß das Subject der Schellingschen Lehre, so daß er aus dem realen Subject ein reines machte, sondern er verändert das Schellingsche reale Subject von Grund aus, und die ganze Schellingsche Methode. Aber Hegel sagt nirgends, daß Schellings Methode keine dialektische sei, sondern giebt nur zu verstehen, daß sie nicht für die speculative Erkenntniß ausreiche, weil sie sich bloß in disjunctiver Form bewegt. Es konnte Hegel gar nicht einfallen, sich die Schellingsche Methode und Erfindung anmaßen zu wollen, denn er deckt alle ihre Blößen und Schwächen auf, und verschmäht sie durchweg. Hegel verdankt Schelling die Methode so wenig, daß er vielmehr die Methode erst hat schaffen und erfinden müssen, welche nach Inhalt und Form die Natur der Sache selbst ist. Es ist nicht allein anmaßend von Schelling, so etwas zu behaupten und zu sagen, sondern diese Meinung und Versicherung ist auch der factische Beweis, daß er die Hegelsche Methode gar nicht zu fassen vermocht hat. Bei Schelling ist die Methode seine Reflexion, denn sie ist dem Princip seiner Lehre äußerlich, er macht sie, bei Hegel aber macht die Methode sich selbst, indem sie die

immanente und lebendige Natur der Sache ist. Nach Schelling fällt das Ganze der Philosophie in die absolute Einheit (weil indifferent und unmittelbar) und den Proceß dualistisch auseinander, trotz der vorausgesetzten und geforderten Einheit, wogegen sie nach Hegel unmittelbar durch unendliche Vermittlung mit sich ist. Die Schellingsche Methode ist noch nicht die Methode in der Vollendung, sie ist nicht wahrhaft unendlich, wie die Hegelsche, sondern geht nur ins schlechte Unendliche, oder Endlose, fort. Daraus erhellt wohl zur Genüge, was von diesem Schellingschen Gerede zu halten ist, nämlich daß Hegel das Empirische hinweggeschafft habe, und anstatt des Wirklichen, den logischen Begriff gesetzt, dem er durch die seltsamste Fiction oder Hypostasirung eine ähnliche nothwendige Selbstbewegung zugeschrieben haben soll. Nichts gar nichts.

„Die erste Voraussetzung, fährt Schelling S. XV weiter fort, der angeblich nichts voraussetzenden Philosophie (Hegels) war, daß der reine logische Begriff als solcher die Eigenschaft, oder Natur hat, *von selbst* in sein Gegentheil umzuschlagen, und dann wieder in sich selbst zurückzuschlagen, was man von einen Lebendigen, Wirklichen denken, von dem bloßen Begriff aber weder denken, noch imaginiren, sondern nur eben *sagen* kann. Das Abbrechen der Idee d. h. des vollendeten Begriffs von sich selbst war eine *zweite* Fiction, denn dieser Uebergang (zur Natur) ist nicht mehr ein dialektischer, sondern ein anderer, für den es schwer sein möchte, einen Namen zu finden, für den es in einem *rein rationalen System* keine Kategorien giebt, und für den auch der Erfinder selbst in seinem System keine Kategorie hat. Dieser Versuch, mit Begriffen einer schon weit entwickelten Realphilosophie (an einer solchen war seit Cartesius gearbeitet worden) auf den Standpunkt der Scholastik zurückzugehen, und die Metaphysik mit einem *rein* rationalen, alles Empirische ausschließenden Begriff anzufangen; wiewohl selbst dieser nicht gefunden oder richtig erkannt war, und das vorne abgewiesene Empirische durch die Hinterthür des Anders- oder sich-un-treu-Werdens der Idee wieder eingeführt wurde; diese Episode in der Geschichte der neuern Philosophie also, wenn sie nicht gedient hat, dieselbe weiter zu entwickeln, hat wenigstens dazu gedient, auf's Neue zu zeigen, daß es unmöglich ist, mit dem *rein* Rationalen an die Wirklichkeit zu kommen.“

Schelling nennt es eine Voraussetzung, daß nach Hegel, wie er sich ausdrückt, der logische Begriff die Eigenschaft habe, von selbst in sein Gegentheil um- und wieder in sich selbst zurückzuschlagen. Aber Hegel kann diese Voraussetzung nicht machen, weil er zeigt, und nicht bloß, wie Schelling, versichert, wie der Begriff dazu kommt, die lebendige Einheit seiner unterschiedenen Bestimmungen zu sein. Sonst müßte Hegel, wie Schelling, mit der absoluten Einheit und Idee *unmittelbar selbst* dem *Inhalt nach* anfangen. Aber Hegel fängt nicht, wie Schelling, mit dem Absoluten an, sondern von Nichts, um das Absolute nicht vorauszusetzen, und was es nicht ist, als ein Unmittelbares zu bestimmen. Der Uebergang der logischen Idee zur Natur soll kein dialektischer, sondern eine bloße Fiction sein, und Hegel in seinem System dafür keine Kategorie haben. Seltsam, was negative Beziehung bei Hegel ist, scheint Schelling ganz übersehen zu haben. Nach Schelling macht Gott sich zum Grund zur Natur, um den Anfang seiner selbst als Intelligenz zu sein. Nach Hegel aber ist es nicht die Natur (das Aeußerliche), sondern das innerliche Wesen der Idee, woraus Gott die Welt erschafft, und der Geist von *Endlichkeit* her ist. Nach Schelling *wird* Gott nur der Geist Intelligenz, nach Hegel *ist* Gott der Geist, Intelligenz, und durch sich selbst. Die logische Idee, das reine Subject, wie Schelling sagen würde, ist bei Hegel nur der Grund, das Wesen Gottes, nicht der wirkliche Gott, oder das reale Subject im Schellingschen Sinne. Nach Hegel ist Gott erst der wirkliche Gott, indem er der Geist, das reale Subject ist. Gott ist nach Hegel als Geist die Wahrheit der Natur, der Geist ewig an und für sich selbst, nicht wie nach Schelling bloß von der Natur auf dem Weg zu sich oder zur Intelligenz sich reinigend und erhebend. Nach Hegel schreitet das absolute Subject nicht, wie bei Schelling, bloß von jeder Objectivität oder Endlichkeit zur höheren Subjectivität fort, sondern ist die höchste Subjectivität von Anfang an, indem es alle Objectivität frei entläßt, die aber zugleich durch sich selbst über sich zu Gott hinausgeht.

Schelling faßt das Verhältniß der logischen Idee zur Natur so auf, als wenn nach Hegel jene Idee wirklich in die Natur als in ein Andres und Fremdes überginge, als wenn die Natur nicht *ihr* Andres wäre, und der logische Gedanke als das Wesen der Natur nicht schon das Sein an sich hätte. Die Idee ist nicht erst

sich, und läßt sich dann erst in ihre Momente auseinander fallen, damit die Natur entstehe, wie Schelling meint. Sondern die Natur entsteht gleich von Anfang mit der Idee, die Natur oder das Empirische und die Erfahrung hat die Idee zu ihrem Wesen, wodurch in der Empirie Gedanke, Vernunft ist. Schelling setzt die logische Idee und die Natur oder das Empirische einander nur entgegen, da sie doch nach Hegel das innerste Wesen der Natur ist. Dadurch macht er sie zu etwas Formellem, und das ganze Hegelsche System zu einem bloß Rationalen, was es gar nicht ist. Nach Hegel haben wir in der logischen Idee die Tiefe in den Gedanken, in der Vernunft, oder innerlich, welche wir in der Natur und im Geist äußerlich haben, zum Beweis, daß der Gedanke nicht bloß Gedanke, sondern auch empirisch ist.

Darum ist die Folgerung, welche Schelling daraus für die Hegelsche Philosophie zieht, daß nämlich mit dem rein Rationalen nicht an die Wirklichkeit zu kommen sei, nicht weniger unbegründet, als seine Versicherung, daß der Uebergang der logischen Idee zur Natur eine bloße Fiction ausmache. Hegel will gar nicht mit dem rein Rationalen an die Wirklichkeit kommen, er will kein Rationales, das die Wirklichkeit außer sich hat, sondern er kennt nur das *Rationale im Wirklichen* oder den *Gedanken im Empirischen*, nicht den bloßen Gedanken, welcher nur an die Erfahrung heran kommt, sondern von Haus darin ist. Aber er kennt auch eben wenig das nur Empirische, wie Schelling, dessen Wesen nicht vom Gedanken aufgeschlossen wird, und welches sich nicht durch sich selbst beweist.

Schelling wagt es, und was hat er nicht schon gesagt, die Hegelsche Philosophie eine Episode zu nennen, welches das Aergste ist, was man von einer Wissenschaft nur behaupten und sagen kann. Da er dies besonders in Betreff der Logik sagt, so müssen wir ihm eröffnen, daß in ihr zuerst das Speculative nach seinem wahren Gehalt erkannt, das Objective und Absolute nach seinem wahren Wesen gefaßt worden ist. Die Hegelsche speculative Logik enthält nichts weniger als die Sache in ihrer immanenten Vernunft und Wesenheit vom Denken durchdrungen. Nirgends, von keinem Philosophen in der Welt, und von Schelling am allerwenigsten ist vor Hegel der Gedanke und die Idee, oder sind die Gedankenbestimmungen selbst gedacht und begriffen worden. Erst Hegel hat sie durch das Den-

ken vermittelt und aufgeschlossen, hat ihr inneres Verhältniß zu einander aufgezeigt, und sie auseinander entwickelt, insofern sie in ihrer dialektischen und speculativen Bewegung ihr inneres Leben, Haltung, Maß und Gestalt haben. Diesen Gedankenbau, worin der Gegenstand nach seiner Wesenheit erkannt wird, von seiner ewigen Vernunft durchdrungen, in welchem derselbe erst wahrhaft begriffen, eingesehen und verstanden wird, eine Episode zu nennen, heißt am Ende so viel, als alle Erkenntniß und Wissenschaft überhaupt als Episode betrachten, um nicht mehr die Tiefe in den Gedanken zu suchen, aber dafür sich der Unmittelbarkeit und dem absoluten Nichtwissen in die Arme zu werfen. Gegen solche Werke der Erkenntniß und des Geistes sind alle Schellingschen Werke Stückwerk geblieben, und Flickwerk, Versuche, Skizzen ohne Ausführung. Nie hat Schelling einen durchaus fertigen Bau geliefert, und nach solchen Expectorationen wird es auch schwerlich je dazu kommen.

Zuletzt, meint Schelling (S. XVIII) mit jener Episode im Kopf, soll der Philosophie „noch eine große, aber in der Hauptsache letzte Umänderung bevorstehen, welche einerseits die positive *Wirklichkeit* gewähren werde, ohne daß andererseits der *Vernunft* das große Recht entzogen würde, im Besitz des absoluten Prius, *selbst des der Gottheit* zu sein; ein Besitz, in den sie nur spät sich setzte, der allein sie von jedem realen und persönlichen Verhältniß emancipirte, und ihr die *Freiheit* gab, die erforderlich ist, um selbst die *positive* Wissenschaft als *Wissenschaft* zu besitzen. Hierbei werde auch der Gegensatz des Rationalismus und Empirismus in einem viel höheren Sinn als bisher zur Sprache kommen. Empirismus werde dabei in dem höheren Sinne genommen werden, in welchem man sagen könne, daß der wahre *Gott* nicht bloß das allgemeine Wesen, sondern selbst zugleich ein besonderes und empirisches ist. Eben so werde dann auch die *Vereinigung* beider, in einem Sinne, wie sie bisher nicht zu denken war, zu Stande kommen, in einem und demselben Begriff, von welchem als gemeinschaftlicher Quelle, das höchste Gesetz des Denkens, alle secundären Gesetze und die Principien aller negativen oder sogenannten reinen Vernunftwissenschaften eben sowohl, als von der andern Seite der *positive* Inhalt der höchsten, allein eigentlich (*sensu proprio*) so zu nennenden Wissenschaft sich herleitet.

Es wundert uns gar nicht, wenn Schelling es in der Leere seines Absoluten von früherhin nicht mehr aus- halten kann, wenn er den Drang hat, sich dem absoluten Formalismus zu entwinden. Aber Alles, was er will, die Einheit des Rationalismus und Empirismus, und daß die *positive* Wissenschaft zur *Wissenschaft* verklärt werde, ferner, daß der wahre Gott nicht bloß das allgemeine Wesen sei, und das höchste Gesetz des Denkens mit dem positiven Inhalt von einem und demselben Geiste hergeleitet werden soll, — Alles das hat die Hegelsche Philosophie zu vollbringen angefangen, und schon zum großen Theil vollbracht. Wenn man aber nicht mit ihr die Vernunft und Wirklichkeit in speculativer, oder dem Inhalt gemäßer Form erkennen will, wie Schelling, sondern sich dem Empirismus absoluter Thatsache auf Gnade ergibt, so ist man auf der Flucht vor dem, was man sucht. So geht es Schelling, er ist auf der Flucht vor dem ewigen, göttlichen Gedanken, den er zugleich empirisch als absolute Thatsache anspricht. Er ist auf der Flucht vor der Hegelschen Philosophie, welche die von ihm geforderte Einheit des Rationalismus und Empirismus zu ihrem speculativen Inhalt hat, indem jeder in ihr sich durch sich selbst in Einheit mit dem Andern, und diese Einheit als seine innerste Natur hervorbringt. Sie ist und enthält, was nach Schelling sein und erst kommen soll; weil er sie verschmäh't, wird er nimmer erreichen, was er als sein Ziel vor Augen hat. Schelling möchte den Inhalt ohne die Form, Philosophie ohne ihre Form, die der Gedanke ist, wodurch sie erst zur Philosophie wird. Darum können wir nur mit Wehmuth niederschreiben, daß Schelling nicht bloß gegen Hegel ein *Zurückgebliebener*, sondern in seinem Streben gegen ehemals selbst ein *Zurückgekommener* ist. Denn sein Empirismus, wenn er auch nicht der gemeine, sondern hohe Empirismus, der Empirismus absoluter Thatsache und Offenbarung sein soll, bleibt doch immer Empirismus, absoluter Empirismus, der die unendliche Selbstvermittlung, welche das Princip wahrer Absolutheit ist, gänzlich abschneidet. In Schellings jugendlicher Philosophie war doch ein Streben, absoluter Empirismus leidet aber kein Streben mehr,

weil die Wurzel des Strebens, der Gedanke, das *fermentum cognitionis* verschmäh't, am Ende wohl gar verachtet wird.

Nach allen dem kann es wohl nicht zweifelhaft sein, ob Hegel die Philosophie auf eine höhere Stufe erhoben hat, als Schelling, oder nicht. Wenigstens ist es ein Factum, daß Schelling zwar die Naturphilosophie angefangen, aber nicht vollendet, und die Geistesphilosophie so gut wie unberührt gelassen hat, deren Durchführung Hegels großes Werk ist, indem er die wahrhaft unendliche Methode erfand. Hegel hat erst den Geist erkannt, wie die Wahrheit der Natur, und als diese Wahrheit der lebendige Gott, der absolute Geist ist. Während Gottes Wesen nach Hegel die logische Idee, und seine Schöpfung die Natur ist, und der menschliche Geist, aber Gott selbst der Geist von Ewigkeit her ist, bleibt der Geist bei Schelling in den Schlacken der Natürlichkeit und irdischer Geschichte behaftet, mit der Zeitlichkeit und Creatürlichkeit, um ins Uuendliche Intelligenz bloß zu werden. Diese große Lücke in der Erkenntniß des Geistes hat Hegel ausgefüllt, um den christlichen Anforderungen zu genügen, gegen welche die Schellingsche Philosophie, aber noch mehr die Kantische zurückgeblieben ist. Das christliche Princip, für welches das Subjective und Objective nur durch ihre Vermittlung, und wahre Einigkeit des Geistes und der Natur in Gott einen Werth haben, detected den starren Gegensatz beider in der Kantischen und Fichteschen Philosophie eben so wenig, als die bloße wechselseitige Aufheben derselben in die Schellingsche *leere* Indifferenz als in einen endlosen Schein und fortgehende Täuschung; vielmehr will es, daß das Subject in Harmonie mit dem Object sei, und daß der Geist durch den Begriff und die Beherrschung der Natur, und die Natur durch den Gehorsam gegen den Geist sich bewähre in der Idee, damit der göttliche Gedanke, welcher Alles in Allem ist, der Alles in Bewegung setzt, belebt und ordnet, in der Natur den Geiste *vernehmlich*, im Geiste dem Geiste *offenbar* sei, und so die Wahrheit in Allem verherrlicht werde.

Hierichs.



Februar 1835.

XXXVI.

Ideen zu einer Theorie der Musik. Von A. Kretzschmer. Stralsund 1833.

Der Inbegriff der Ansichten, welche der Verf. des obengenannten Werkes in dessen 4 Büchern vorträgt, in denen er handelt: von dem Princip der Tonlehre und dessen allgemeiner Entwicklung; von der Musiktheorie der alten Griechen; von der Musik der Aegypter, Chinesen und Gaelen; von der neuern Musik; — fasset in folgenden, gedrängten Auszug sich zusammenfassen.

Unsere Tonlehre ist ein bloßes, zusammengewürfeltes Aggregat von Regeln und Ausnahmen; sie soll aber eine festgegründete, fortdauernder Verbesserung fähige Wissenschaft werden. Dazu wird sie nimmer gelangen, sofern nicht Alles, was sie vorschreibt und verwirft, aus einer allgemeinen Grundlage sich entwickelt. Diese Grundlage, deren sie bis jetzt entbehrte, ist eine ganz einfache: die fortgesetzte Theilung einer Saitenlänge nach Hälften und Vierteln: die aus ihr sich entwickelnde, *naturgemäße* Tonleiter.

Die Hälfte einer Saite giebt uns die Oberoctave ihres Grundklanges, welche mit demselben zu völliger Einheit verschmilzt; ein gleiches Tonverhältniß gewährt die, in eben der Art fortgesetzte Theilung jener Hälften, wenn wir die übrigen mit ihnen vergleichen. Stellen wir aber von 4 Theilen einer ganzen Saitenlänge deren 3 ihr gegenüber; so bilden diese ein neues Tonverhältniß, die *Quarte* ihres Grundklanges, welche nicht mehr unbedingt in ihn aufgeht; die Vergleichung dieser 3 Theile aber mit der Hälfte jener Saitenlänge, welche die Oberoctave ihres Grundklanges darstellt, gewährt uns die *Oberquinte* jener neugewonnenen *Quarte*.

So, durch eine fortgesetzte Theilung und Gegeneinanderstellung dieser Art, entwickelt sich eine Reihe Octa-

ven zunächst, dann aber auch aneinanderhängender *Quarten*; weil aber jeder von den Klängen, auf denen diese Tonverhältnisse ruhen, bei solcher Theilung auch seine *Oberoctave* findet, nicht minder die *Oberquinte* einer jeden *Quarte*.

Das gesammte Tonreich erschließt sich uns allgemach auf diesem Wege, wenn wir die Klänge, aus denen jene *Quartenreihe* besteht, in den Raum einer *Octave* zusammenstellen. Als Grundklang dieser Reihe nehmen wir *H* an. Erschien bei der ersten jener Theilungen die *Octave* ( $H - h = 2 : 1$ ), bei der zweiten *Quarte* und *Quinte* ( $H . e . h ; 4 : 3 ; 3 : 2$ ): so geht bei der 3ten das Verhältniß des *Ganztons* hervor ( $a - h = 9 : 8$ ), bei der 5ten der harte *Dreiklang* ( $g - h - d$ ), die Theilung der *Quinte* in die große *Terz* ( $81 : 64$ ) und die kleine ( $32 : 27$ ); bei der 6ten der kleine Halbton, *Lima* ( $H . c = 256 : 243$ ); bei der 7ten die diatonische *Leitere*. Nach der Anzahl der Theilungen, durch welche diese Verhältnisse hervorgehen, benennen wir die *Tonreihen*, denen sie angehören; so die *Drei*-, die *Fünf*-, die *Sieben*-*Tonreihe* u. s. w. Nun zeigt sich bei der 8ten Theilung auch der große Halbton, *Apotome* ( $b : h = 2187 : 2048$ ), und mit ihm die Theilung des *Ganztons* in 2 ungleiche Hälften; bei der 12ten die, durch die eingeschalteten Klänge *des*, *es*, *ges*, *as*, *b*, zur *chromatischen* umgestaltete *Tonleiter*; bei der 13ten der Klang *ces*, der gegen die *Octave* des Grundklanges, *H*, das *enharmonische Comma* bildet ( $531441 : 524288$ ). Ein gleichmäßiges, nur umgekehrt angewandtes Verfahren führt uns durch eine abwärts gehende *Quartenreihe* eben so zu dem doppelt geschärften *a*, das nicht minder um das *enharmonische Comma* von dem Grundklange *H* abweicht; wie denn (die durch die fortgesetzte Theilung immer nebenher mit entstehenden *Octaven* jedes neuen Klanges ausgenommen) die stetig entwickelte *Quartenreihe* nicht wieder einen Klang erzeugt, der ihrem Grundklange abermals verschmilze, sondern, aller Annäherung

ungeachtet, an ihren beiden Enden in das Unendliche hinausstrebt.

Auf dieser Grundlage der  $\frac{3}{2}$  Theilung beruhte zweifellos das gesammte Tonsystem der Griechen: durch die That zeigt es sich darauf gegründet, wenn allerdings auch kein griechischer Tonlehrer einer solchen Construction desselben gedenkt. In Bruchstücken wohl nur empfangen die Griechen ihre Tonwissenschaft aus ägyptischer Geheimlehre; und diese selbst mag nur in Ueberbleibseln einer Kunde bestanden haben, welche, auf die Aegypter übertragen, früher in dem Besitze eines vorhistorischen, sehr aufgeklärten Volkes sich befand. Die stehenden Saiten des grössten und unabänderlichen Tonsystems der Griechen zeigen uns die Klänge *H, e, a, h, e*. Fünf *Tetrachorde*, Reihen von 4 Klängen, fügt jenes System aneinander; die eben genannten Saiten bilden deren Anfangspunkte. Es sind diejenigen, die wir gewinnen, wenn wir eine Saitenlänge zum 3ten Male nach Hälften theilen, und 4 Theile ihrer ganzen Länge und ihrer Hälfte mit deren 3 vergleichen. Jede dieser Reihen oder *Tetrachorde*, ist durch das Verhältniss eines kleinen Halbtons und zweier Ganztöne gegliedert; die Klänge, durch die jene Verhältnisse sich bilden, entwickeln sich nach dem beschriebenen Gesetze der Quartensfolge aus den 5 nächsten, aus dem Grundklänge des Systems entstandenen Klängen *e, a, d, g, c*, indem jeder derselben neben seiner Oberoctave auch seine Oberquarte aus sich hervorbringt. Unter ihnen aber bildet der Klang *a* den Mittelpunkt des gesammten Systems, die *Mesé*; an ihn knüpfen sich auf doppelte Weise die *Tetrachorde*. Bei den ersten beiden ist der Endpunkt des tiefsten (*e*) auch der Anfangspunkt des zweiten; an dem Endpunkt dieses letzten nun, *a*, wird entweder auf gleiche Art die Verbindung weiter geknüpft (*a, b, c, d*), oder es beginnt eine neue, die beiden tieferen *Tetrachorde* in der Oberoctave nur wiederholende Reihe. Das Verhältniss der 3ten Reihe zu dem Klang *a* also entscheidet über die Eigenthümlichkeit der Verknüpfung; deshalb wurde derselbe mit Recht als der Mittelpunkt des Systems angesehen. Dieses System schliesst, wie der Augenschein lehrt, 2 diatonische Leitern in sich, eine jede aus 7 Klängen bestehend, die durch geschärfte Wiederholung ihres Grundklanges eine vollständig gegliederte Doppeloctave bilden. Siebenmal lässt sich der Anfangspunkt des Systems verändern, und mit ihm das Verhältniss der *Mesé* (*a*) wie des ihr folgenden dia-

zeutischen Tones (*a—h*) zu dem neuen Anfangspunkte des Systems. Dadurch entstehen 7, charakteristisch verschiedene *Octavengattungen* oder Tonsysteme. Die 12<sup>te</sup> Theilung der Saitenlänge aber bildet, wie wir gesehen, 12 (grosse und kleine) Halbtöne, innerhalb des Raumes einer Octave. Jeder der 12 Klänge, aus denen diese bestehen, kann nun wiederum Anfangspunkt eines, in gleicher Art, wie zuvor beschrieben, geordneten grössten, unabänderlichen Tonsystems werden. Ja, die Griechen beschränkten sich nicht auf die Klänge allein, als Anfangspunkte solcher Tonsysteme; der 3 tiefsten Klänge der so gegliederten Octave bedienten sie sich (wenig gleich selten, und meist nur für hohe Flöten) auch in der oberen Octave in gleichem Sinne. So entstanden, neben 7 *Octavengattungen*, ihnen noch 15 (wesentlich allerdings nur 12) *Tonarten*; jene, charakteristisch, durch die Stellung ihrer Tonverhältnisse zu dem Grundklänge, diese, nur nach *Höhe* und *Tiefe* verschieden, deshalb aber nicht mit einander zu verwechseln, leicht auch eine solche Verwechslung dadurch möglich wird, dass in beiden die Benennungen des Lydischen, Phrygischen, Dorischen, so wie des Hypolydischen u. s. w. (wenn auch in verschiedenem Sinne) vorkommen. Konnte nun eine jede *Octavengattung* in jeder *Tonart* dargestellt werden: so standen den Griechen im Ganzen 84 Tonleitern zu Gebote, wie die Chinesen sie noch haben. In jeder *Octavengattung* blieb der Mittelpunkt des Systems, die *Mesé*, nothwendig unverändert, deren eben ihr Verhältniss zu dem wechselnden Anfangspunkte des Systems bildete die Eigenthümlichkeit der Gattung. Der Wechsel der *Tonart* aber zog erklärlicher Weise auch den Wechsel der *Mesé* unmittelbar nach sich, weil der sie darstellende Klang mit der veränderten Tonhöhe des Systems ein anderer werden musste. Eine 3fache Art der Veränderung war also den Griechen bei ihren Tonweisen vergönnt: der *Wechsel* der *Gattung* bei bleibender *Mesé*; der *Wechsel* der *Tonart* bei veränderter *Mesé*; beides endlich, so weit der Umfang der Weise es als angemessen darstellte.

Auf solche Weise gestaltete sich in ihnen die *Modalik* innerhalb der Grenzen des diatonischen Klangge- schlechts. Was aber die, ihre Tonweisen begleitende *Harmonie* betrifft; so war diese auf Einklänge, Octaven, Quarten und Quinten beschränkt. Denn andere Verhältnisse entstehen nicht bei der 2ten Theilung der Saite und der durch sie dargestellten Tonentwicklung:

auf diese aber gründete sich das gesammte griechische Tonsystem, das 6 solcher, durch Quarte und Quinte getheilten Octaven, deren Grundklänge in ihrer Folge jederzeit zu denen der vorangegangenen in dem Verhältnisse der Oberquarte standen, aneinanderfügt; das auf solche Weise die diatonische Leiter fand, und durch deren Tonverhältnisse die Tetrachorde wiederum gliederte, aus denen es dieselben von neuem aufbaute. Die Anfangs- und Schlußtöne ihrer Tetrachorde dienten daher in den wohlstimmenden Verhältnissen des Einklanges, die Octave, die Quarte und Quinte den Tonweisen der Griechen zu harmonischer Begleitung. Ihr *chromatisches* und *enharmonisches* Klanggeschlecht endlich knüpfte an den stehenden Saiten ihres Systems, und der *Verknüpfung* der Tetrachorde nichts, wohl aber an der *Gliederung* dieser letzten. Das *chromatische* beruht bei ihnen auf der, bei fortgesetzter Saitentheilung nach den ausgesprochenen Grundsätzen, hervortretenden Theilung des Tones in einen kleinen und großen Halbton: ihr *chromatisches* Tetrachord wurde demnach durch die Folge eines kleinen, eines großen Halbtons, und einer kleinen Terz gegliedert: das *enharmonische* gründete sich auf der Theilung des Halbtons in 2 enharmonische Dieses, wofolger zufolge es 2 Tonverhältnisse dieser Art und eine große Terz innerhalb seines Tetrachordes darstellte. Eine melodische Biegsamkeit war den griechischen Tonweisen hiernach gewährt, die für uns längst verloren gegangen, für die unser Ohr gänzlich abgestumpft ist.

Wir übergehen die verschiedenen Abschattungen bei diesen Klanggeschlechtern, wie der Hr. Vf. nach Plutarch, Aristoxenos und Euklides sie darstellt, und sie auf seine Grundsätze zurückzuführen sucht; eben so wenig, was er auf 5 Blattseiten flüchtig über die Tonkunst der Aegypter, Chinesen und Gaelen berichtet, und eben hier auch eine Bewährung seiner Grundansichten findet. Wichtiger ist uns der Inhalt seines 4ten Buches: über *Neuere Musik*.

Wir sind *zurückgeschritten* gegen die Griechen (sagt er dort) in der praktischen Auffassung des kleinen Comma, und der übrigen, ihrem enharmonischen System zu Grunde liegenden Tonverhältnisse: *ungeheuer vorgeschritten* aber, indem wir, statt, wie jene, bei der 2ten Tonentwicklung stehen zu bleiben, die 5te, bei welcher der (harte) Dreiklang entsteht, zur harmonischen Grundlage unserer Tonkunst gemacht haben. Bei der 5ten Tonentwicklung zuerst tritt der harte Dreiklang mit dem Tone

g hervor, und dieser bildet dessen Grundklang. In 3 Formen erscheint uns derselbe: in dem Raume einer kleinen Sechste, die in der Tiefe durch die kleine Terz, in der Höhe durch die Quarte gegliedert wird (*H.d.g.*); einer großen Sechste, die in der Tiefe die Quarte, in der Höhe die große Terz in sich schließt (*d.g.h.*); endlich als die, durch die große und kleine Terz ungleich getheilte Quinte (*g.h.d.*). Bei jeder dieser Formen, die 3te ausgenommen, ist die Verdoppelung des Grundklanges in der Tiefe vorausgesetzt. Die 7te Tonreihe, mit welcher die *diatonische* Leiter entsteht, können wir nur denken als eine Zusammenstellung dreier *Fünfstonreihen*, so, daß der aus dem Grundklange (als dessen Oberquarte) zunächst entwickelte Klang zum Grundklange der nächstfolgenden Reihe wird. In diesem Sinne werden uns die 3 Klänge g, c, f, als Grundklänge der 3, in der Siebentonreihe beschlossenen harten Dreiklänge erscheinen müssen; da jeder derselben in 3 Formen in ihr enthalten ist, so begreift sie neun Dreiklangsformen in sich. Stellen wir nun die Siebentonreihe, sie mit dem Grundklange H beginnend, als diatonische Leiter zusammen; so können wir die 3 Grundtöne ihrer Dreiklänge ihr unterlegend, und mit deren Formen allezeit wechselnd, sie durch eine Reihe von Dreiklängen be-

gleiten: 
$$\begin{bmatrix} H.c.d.e.f.g.a \\ G.c.g.c.f.c.f \end{bmatrix}$$
 Bei dieser Begleitung erscheint allein der Dreiklang von C in allen seinen 3 Formen: in zweien dagegen nur die Dreiklänge von G und F. Sein Grundbass liegt in der Mitte der beiden andern, sie verbindend: mit Recht nimmt der Klang C daher in unserer Tonkunst die Stelle ein, welche die *Mesé* in der griechischen behauptete. G und F dagegen stellen sich neben ihn, [die *Tonica*] als Dominante und Subdominante. Dieser Hauptstelle ungeachtet, welche C in der diatonischen Leiter einnimmt, müssen wir dennoch naturgemäße sie mit dem vorangehenden H beginnen, und mit a schließen. Nur in dieser Stellung zeigt sie 2 Tetrachorde, deren jedes mit einem Limma beginnt, dem 2 gleiche Ganztöne folgen, und deren zweites an den Schlufspunkt des ersten wiederum anknüpft: nur so wird es möglich, sie mit allezeit wechselnden Formen der 3 in ihr beschlossenen Dreiklänge zu begleiten; wogegen bei dem Fortschritte von a nach h, der Oberoctave des Grundklanges, zwei gleiche Dreiklangsformen und mit ihnen 2 Quinten, Octaven und große Terzen nebeneinandergestellt werden müßten.

Hierin erkennen wir auch den Grund des Verbotes solcher Fortschreitungen in gleicher Bewegung; denn sie widerstreben dem Grundverlangen der Natur nach Wechsel, als Bedingung alles Lebens, und sind daher überall widerwärtig und anstößig. Bei diesem naturgemässen Wechsel der Fortschreitung der einzelnen Glieder der, die Tonleiter in ihrer rechten Folge begleitenden Dreiklänge nehmen wir nun die Regel wahr: daß Tonverhältnisse, die *kleiner* sind als die *Halbte* der Octave, zu anderen, ebenfalls kleineren fortschreiten; *größere* als jene Hälfte wiederum zu *größeren*; ein Gesetz der Fortschreitung und Auflösung, das wir als *allgemeines* anzuerkennen haben, da es sich überall bewähret.

(Die Fortsetzung folgt.)

### XXXVII.

*Hymenopterorum Ichneumonibus affinium monographiae, genera europaea et spec. illustrantes, scrips. Ch. G. Nees ab Esenbeck, Dr. acad. C. L. C. nat. cur. praes. prof. bonn. Vol. I. Stuttg. et Tubing. sumpt. I. G. Cotta. 1834. 8. XII et 312 p.*

Wenn in der vorliegenden Arbeit der Vf. zwar nicht überhaupt zuerst, doch zuerst in dieser Ausführlichkeit und Ausdehnung, einen neuen Gegenstand seiner geschickten Behandlung unterwirft, so können seine älteren gediegenen botanischen Werke nur ein günstiges Vorurtheil erwecken für die Beseitigung von Schwierigkeiten und Umständen, wie sie die Auseinandersetzung der den *Ichneumon* verwandten Hymenoptern-Familien mit sich bringen muß. Erfreulich wird es daher allen Entomologen im besondern sein, wenn sie dieselbe geübte Hand des verdienten Botanikers auch in dieser Arbeit wieder erkennen, und im Vergleich mit Hrn. Gravenhorst's *Ichneumonologie europaea* zugeben müssen, eine ungleich mehr gelungene, also werthvollere Arbeit als Fortsetzung jenes, den schwierigen Gegenstand keineswegs erschöpfenden Werkes in dieser Schrift geliefert zu sehen. Schon die Art und Weise der Behandlung zeichnet Hrn. Nees Arbeit vor der des Hrn. Gravenhorst aus, denn während in der *Ichneumonologie* Alles in die Breite gezogen und am Ende mit Verschwendung unsägliches Fleißes der fragliche Gegenstand nur noch ungewisser gelassen ist, eine Behauptung, deren wiederholter Beweis keinem mit der *Ichneumonologie* Vertrauten schwer fallen kann; so erscheint uns bei Hrn. Nees Alles bestimmt und bündig, kein unnöthiger Ballast, keine endlose Synonymenreihe, die mehr erwogen doch nicht einer kritischen Genauigkeit Stand hält. So hat auch Hr. Nees die Gattungscharaktere auf wenige Zeilen beschränkt, während

sie im Werke seines Vorgängers Seiten anfüllen, wohl bedenkend, daß nach Hervorhebung des Unterscheidungsmerkmal kein Zweifel mehr bleiben könne, wenn nur die Charaktere abschließend und unabänderlich sind; während im andern Theil der Charakter in der Summe von Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen sich verliert und dem Suchenden keinen Halt mehr darbietet.

Was nun den Inhalt betrifft, so sollen die fünf Familien *Braconidea*, *Alysiidea*, *Evaniidae*, *Pteromalina* und *Proctopina* hier behandelt werden, von welchen der vorliegende Band die ersten drei umfaßt. Eine synoptische Tabelle der Unterschiede zwischen allen fünf ist nicht gegeben, indess liefern jeder Familie vorgesetzten bündigen Charaktere ihre Unterschiede hinreichend. Nach einer ausführlicheren Beschreibung des gemeinsamen Baues in jeder Familie folgt dann die Tabelle der Gattungen, deren bestimmende Merkmale größtentheils von den Fresswerkzeugen hergenommen sind. Dies hat aber für das Aufsuchen der Gattung große Unbequemlichkeit, da es meistens nicht angeht, das einzige vorliegende Exemplar für bloße Bestimmung einer Analyse zu unterwerfen, und es halb wäre eine zweite Uebersicht nach mehr äußeren Charakteren wünschenswerth gewesen. Von den vierzehn Gattungen *Braconidea* waren nur fünf bisher bekannt, die übrigen acht hat Hr. Nees aufgestellt, doch ist die längst bekannte Gattung *Bracon* noch immer die zahlreichste, indem sie achtzig Arten enthält. Nichts desto weniger fehlen auch hier noch, und besonders bei *Aphidius* Nees, mehrere Arten, die Ref. vorliegt wie es denn bei der großen Anzahl der Insecten und den jetzt noch immer nur dürftigen Hilfsmitteln nicht anders sein kann. Dasselbe gilt von *Microgaster* Latr., obwohl Hr. Nees Arten beschrieben hat. In der zweiten Familie, *Alysiiden*, welche durch sechsgliedrige Kiefertaster von den mit fünfgliedrigen Kiefertastern versehenen *Braconoiden* abweicht, führt der Hr. 7 Gattungen auf, wovon nur 2 bei Jurine und Latreille vorkommen. Besonders reich an Arten ist unter diesen die Gattung *Alysia* selbst mit 41. — Die dritte Familie *Evaniidae*, von den anderen beiden durch die nicht über sechzehn Glieder haltenden Fühler verschieden, begreift nur die drei bekannten europäischen Gattungen *Aulacus* Jur., *Foenus* Fabr. und *Evania* Fab. in welchen keine neuen Arten aufgeführt werden. Jede Gattung, eine jede Art, hat ihre bestimmende ausschließende Diagnose, ihre Synonymie, so weit sie nöthig oder vorhanden; und eine ausführliche, kunstgemäße Beschreibung. Kurze, oft sehr schätzbare und neue Bemerkungen über die Lebensweise und Aufenthaltsorte sind vielen Artbeschreibungen hinzugefügt, ebenso bei bekannteren Arten die zum Theil zahlreichen Abänderungen. Auch die äußere Ausstattung empfiehlt die Schrift, besonders die kleinere, compresse, doch hinlänglich deutliche Darstellung dem Leser, im Vergleich mit der *Ichneumonologie*, angebracht zu sein.

Burmeister.

Februar 1835.

Ideen zu einer Theorie der Musik. Von A. Kretschmer.

(Fortsetzung.)

In jeder Siebentonreihe, sofern wir sie in der angegebenen Art aus 3 Fünftenreihen zusammengesetzt denken, müssen wir den Grundklang der ersten dieser Reihen (mit dessen Veränderung die Tonreihe ihr ganzes Wesen einbüßen würde) und die Schlusstöne der 3 sie bildenden Reihen, die Grundbässe der in ihnen beschlossenen Dreiklänge, als *unveränderliche, stehende* Saiten annehmen: *H. g. c. f* also. Die Anfangstöne der 2ten und 3ten Fünftenreihe aber hat die 9te und 10te Tonentwicklung, welche die Klänge *es* und *as* entstehen läßt, uns *beugen*, um einen großen Halbton erniedrigen gelehrt. Durch sie entsteht der *weiche* Dreiklang, die *Molltonleiter*, das *chromatische* Geschlecht unserer modernen Dreiklangsmusik, die wir eben wie die harte Tonleiter, und aus gleichen Gründen, zu begleiten haben; wie uns denn auch ein leichter Uebergang freisteht von der einen zur andern.

Allein die Siebentonreihe gewährt uns nicht allein die diatonische Leiter, und die 3, in ihr beschlossenen Dreiklänge der Tonica, Dominante und Unterdominante; mit ihr tritt auch der, in unserer Topkunst so wichtige *Septimenaccord* hervor, der jedoch auf einer ganz andern Grundlage beruht als die Dreiklangsharmonie. Grundet sich diese auf der Fünftenreihe, so erscheint jener als Ergebnis der Siebentonreihe. Der letzte Ton derselben, *f*, theilt nunmehr die Octave *H—h* in die kleine Quinte, und die übermäßige Quarte (Tritonus), aber bezeichnender, in die kleine und große Halboctave; jene strebt, dem zuvor angedeuteten Gesetze zufolge, in die große Terz zurück, diese in die kleine Sechste hinaus, und bedingt dadurch die regelmäßige Auflösung des Septimenaccordes, wie er auf der ersten Dreiklangsharmonie der Siebentonleiter mit dem Grundbasse *G*

als *Vierklang* sich aufbaut, wenn auch seine wesentlichsten Bestandtheile schon in der, durch den 7ten Ton getheilten Octave auf gleichem Grundbasse enthalten sind. Durch diesen Accord wird es nur möglich, ohne Verletzung des Ohres, von dem 7ten Tone der mit *H* beginnenden diatonischen Leiter, *a*, zu der Oberoctave ihres Grundklanges in harmonischer Begleitung fortzugehen. Dann an die Stelle der Oberoctave des, den Ton *h* sonst begleitenden Grundbasses, *G*, tritt nun dessen Oberseptime, *f*, eine wesentliche Harmonieverschiedenheit einfüührend, und die Stöckung in dem, von der Natur gebieterisch erheischten Wechsel beseitigend. —

Wir begnügen uns mit diesem gedrängten Auszuge des vorliegenden Werkes; die Grundansicht des Hrn. Verfs., seine daraus hergeleiteten Folgerungen zu Begründung einer wissenschaftlichen Tonlehre, scheinen genügend durch ihn dargelegt. Dafs aus der hier versuchten Construction der Tonleiter Manches, den bisherigen Annahmen Widersprechende folge, ist nicht zu leugnen: so der gröfsere Umfang der übermäßigen Quarte gegen die kleine Quinte, die Unrichtigkeit der bisherigen Benennungen des großen und kleinen Halbtone, da vielmehr dieselbe zu wechseln, und z. B. *c—f* als *kleiner*, *f—fis* als *großer* zu bezeichnen sei; so endlich eben deshalb die Thatsache, dafs *dis* höher als *es*, *fis* als *es*, *ais* als *b* sei. Alles dieses geht folgerrecht aus den angenommenen Grundsätzen hervor, und wenn wir diesen beipflichten, können wir uns den Folgen dieses Beitrittes nicht entziehen.

Allein eben diese Grundansichten kann der Berichterstatter nicht theilen.

Unseres Verfs. Lehrgebäude, es ist wahr, empfiehlt sich durch eine (wie es scheint) die Tonleiter auf allen Stufen in *gleichen* Verhältnissen und *gleich brauchbar* darstellende Construction, durch innere Folgerichtigkeit, durch sinnreiche Zusammenstellungen. Allein der Vf. irrt, wenn er es auf die *Natur* unmittelbar ge-

gründet hält, nicht minder, als wenn er von demselben einen neuen Aufschwung für die Tonkunst erwartet, oder vielmehr erst eine wahre Blüthe derselben, da wir, ihm zufolge, in Harmonie und Melodie erst am Eingange des Musiktempels stehen.

Die bisherige Ansicht des Tonreiches ruht wesentlich auf dem *Dreiklange*, als einer, überall wo die Bedingungen der Erzeugung eines Klanges gegeben sind — eine geschnellte Saite, eine schwingende Luftsäule — in der Natur hervortretenden Thatsache. Mit dem Grundklange der schwingenden Saite ertönen dessen Oberoctave, deren Oberquinte, die Oberquarte dieser letzten, und über dieser wiederum deren, durch große und kleine Terz getheilte Oberquinte. Als nächstes, selbständiges *Erzeugniß* eines jeden Klanges — da seine Oberoctave zu völliger Einheit mit ihm verschmilzt — erscheint die Quinte: jeder Klang aber ist wiederum nur als *Erzeuger* seiner Oberquinte, so in gleichem Sinne als *Erzeugniß* seiner Unterquinte zu denken. Entwickelt nun Tonica, Ober- und Unter-Dominante, die uns hiernach entstehen, eine jede ihren Dreiklang, und ordnen wir die einzelnen, diese 3 Dreiklänge bildenden Töne, in eine Reihelfolge zusammen: so entsteht uns die diatonische Leiter: in unveränderter Gestalt freilich auf allen Stufen nicht brauchbar, wegen des in ihr vorherrschenden Wechsels der Verhältnisse des großen und kleinen Ganztones. Wir haben indess gelernt, durch eine *Temperatur* — Tonausgleichung — diesen Uebelstand zu beseitigen, und unsere, durch Einschaltung von 5 Hülftönen, die in verschiedenen Beziehungen uns wechselnde Namen führen, und immer andere Verhältnisse darstellen, erweiterte Tonleiter zu einem *geschlossenen Tonkreise* zu gestalten. Hierin findet unser Verf. Unnatur und Willkür: seine Theilung der Saite soll beides beseitigen. Seine Tonleiter indess ist keinesweges *unmittelbar*, sondern nur *mittelbar* auf eine Thatsache in der Natur gegründet. Sie beruht nicht auf einer, von der Natur mit einem Grundklange zugleich erzeugten, zu ihm einstimmenden, Folge von Klängen, und daraus hervorgehenden Tonverhältnissen: seine Theilung der Saite vielmehr schreibt durch ein, allerdings einfaches, doch willkürliches Verfahren, dem klingenden Körper die zu erzeugende Tonreihe vor, beruht daher nicht sowohl auf einer Thatsache in der Natur, als auf einer *mathematischen Construction*. Diese gewährt freilich Quarte, Quinte und Octave, den mittönenden, gleichnamigen Ver-

hältnissen übereinstimmend; *nicht* so aber die große und kleine Terz: jene (die große) ist um das Verhältniß 81:80 zu *scharf*, die kleine um ein gleiches *matt*, beide sind für die Ausübung unbrauchbar. Um möglich fällt es also, das gesammte Gebäude unserer Tonkunst, die ja wesentlich auf der Dreiklangsharmonie beruht, auf eine solche Tonleiter und ihre Verhältnisse zu gründen. Unser Vf. könnte einwenden, er wolle auf eine solche Begründung durch seine Lehre nicht verzichten. Eine künftige, tiefere, glänzendere Ausübung der Tonkunst sei vor der Thür, welche beides in sich vereinigen werde: die Vorzüge der *griechischen* Musik einmal, eine feinere, zartere melodische Gliederung, die auch das enharmonische Comma wieder unmittelbar darstellen werde, nachdem unser Ohr für dessen Auffassung und Anwendung aufs Neue geschärft worden; das Preiswürdige unserer *neuen* Tonkunst sodann, die so mannigfach ausgebildete, harmonische Vielstimmigkeit. Die könne und müsse auf *seiner* Grundlage ruhen. Allein mit dieser Grundlage wären doch immer, dem zuvor Gesagten zufolge, nur die Vorzüge der *griechischen* Tonkunst vereinbar, nicht die unserer *neuern*, weil sie uns keine brauchbare Dreiklangsharmonie gewährt. Zwar sollen die Griechen, die bei ihrer harmonischen Begleitung mit dem Wechsel von Einklängen, Octaven, Quarten und Quinten sich begnügten, unserm Vf. zufolge, dieser Einschränkung nur deshalb unterworfen geblieben, und nicht im Stande gewesen sein, den Dreiklang zu finden, weil die Construction ihrer diatonischen Leiter aus 6, um das Verhältniß einer Quarte in ihren Grundklängen auseinanderliegenden, in ihren gleichnamigen Tönen aneinander geknüpften Zweitonenreihen, ihn in deren Elementen nirgends dargestellt habe. Allein, entstand ihnen auf ihrem Wege doch einmal die diatonische Leiter, ja, waren ihre *Tonarten* auf 12 chromatische Töne gegründet, um welche ihr größtes System hinauf- und hinabrückte; so ist nicht wohl abzusehen, warum — wenn doch in jeder ihrer Tonleitern auf jenen, verschiedenen Stufen eine dreifache Form des Dreiklangs beschlossen war — sie ihn nicht sollten gefunden und angewendet haben; zumal bei ihren Tonlehrern (nach dem Zustande unsers Verfs.) die Construction der Tonleiter nach der 4. und 3. Vierteltheilung, wenn auch ihrer Tonkunst zu Grunde liegend, doch nirgend mit Worten bestimmt ausgesprochen war, die *Lehre* also dem Fortschritte der Kunstübung, war er bei den gegebenen Mitteln mög-

Nicht, um so weniger hemmende Fesseln anzulegen vermochte. Allein die Griechen fanden den Dreiklang deshalb nicht, weil sie ihn nicht finden konnten, weil ihre Tonleiter in ihren zu scharfen großen, zu matten kleinen Terzen — die eben darum als Mißklänge gelten mußten — dessen Bestandtheile ihnen nicht bot; unsere Tonkunst ist nicht deshalb vorgeschritten, weil sie die *Fünftenreihe* zu ihrer Grundlage gemacht hat, denn diese bot ihr eben so wenig die Elemente ihrer Vollkommenung, sondern weil sie zu der *Naturanschauung* des Dreiklangs zurückgekehrt, oder diese ihr zuerst aufgegangen ist.

Angenommen aber auch, jener Mißstand wäre nicht vorhanden, oder durch Gewöhnung an jene zu scharfen oder matten Tonverhältnisse — wie denn das Ohr so manchem Mangel und Uebermaße sich endlich bequemt — noch zu beseitigen: so würde die zu hoffende neue Tonkunst, wollte sie auf unsers Verfs. Grundlage sich aufbauen, wenn nicht das gesammte bisherige Modulations-system, doch ohne Zweifel alle Clavierinstrumente, unter ihnen die Orgel, aufgeben müssen, deren handgerechter Bau bei einer solchen Grundlage durchhin unmöglich wird. Denn dieser beruht nothwendig auf einem, in sich geschlossenen Tonkreise, wie unsere Tonausgleichung ihn darstellt. Sollte unsers Verfs. Quartenreihe, und deren Ergebnisse diesen Instrumenten zu Grunde gelegt werden, wie er doch folgerecht fordern müßte: so würde, als eine solche Reihe, nach Höhe und Tiefe hin, aufwärts und abwärts, nimmer sich zu schließen vermag, und nach beiden Richtungen in das Unendliche hinausstrebt, dadurch eine unendliche, die räumliche Darstellung solcher Instrumente durchhin unmöglich machende Einschaltung von Tönen bedingt werden: eine Einschaltung, die nur willkürlich, und niemals ohne Tonausgleichung, eine Grenze gesteckt werden könnte, also durch ein Verfahren, das unser Vf. nach seinen Grundsätzen für *widernatürliches* erklären müßte.

Wären wir aber bereit, jene Instrumente der Hoffnung einer neuen Blüthe der Tonkunst aufzuopfern, die ohne sie nicht bestehen könnte; was wäre der Preis eines solchen Opfers? Die unmittelbar-sinnliche Darstellung des enharmonischen Comma für die Melodik! Sollte der That dieser Preis ein solches Opfer lohnen? Wissen wir doch seit lange um dieses Tonverhältniß, vermissen wir durch ein leichtes Theilungsverfahren es doch dem Ohre darzustellen; und dennoch hat seit dem Un-

tergange der altgriechischen, und dem Emporblühen unserer Tonkunst, deren frühere Förderer es wahrlich nicht haben fehlen lassen an Rückblicken auf jene, ja, an vergötterndem Hochhalten derselben — dennoch hat seit jener Zeit, trotz allen Versuchen, jenes Tonverhältniß wieder einzuführen in unsere Musik, es nicht gelingen wollen, demselben in ihr das Bürgerrecht zu verschaffen. Ausgeschlossen freilich ist damit nicht die Möglichkeit, daß einem Späteren gelingen könne, was Früheren versagt blieb; soll aber jener Preis, den zu erringen wir aufgefordert werden, um den wir früher Gewonnenes dahingeben müssen, uns des Erringens werth erscheinen, so begnüge man sich nicht damit, uns nur zu *sagen*, daß wir mit ihm *Mehr* besitzen werden, als zuvor; man *zeige* uns, daß wir damit auch ein Preiswürdiges, ein wahrhaft *Mehres* erlangen werden! Und endlich: besitzen wir nicht schon in höherem Sinn wirklich dasjenige, zu dessen Erringen wir erst aufgefordert werden? Wir könnten glauben, mit unserer Tonausgleichung es aufgegeben zu haben; allein auch in unserem geschlossenen Tonkreise ist es uns geblieben. Vereint nicht unser, aus 3 kleinen Terzen aufgebauter, verminderter Septimenaccord (*cis, e, g, b*) in seinen äußersten Grenzen, Klänge, die in verschiedenen Reihen der Tonentwicklung liegen, Erzeugnisse einer auf- und absteigenden, auf demselben Grundklange beruhenden Quarten- oder Quintenfolge: und können wir nicht nach Willkür dieselben durch die Art ihrer Auflösung als der einen, oder der andern dieser Reihen angehörig bezeichnen, oder beide Reihen in ihr verschmelzen? wird nicht eben durch die diesen Grenzklangen verliehene, verschiedene Bedeutung jenes enharmonischen Comma, um das beide Reihen auseinandergehen von dem Grundklange, und das wir, eines geschlossenen Tonkreises wegen, in seiner unmittelbaren, sinnlichen Erscheinung aufgeben mußten, als dennoch *nicht* eingebüßt bewahrt? Empfinden wir es nicht *harmonisch* auf das lebhafteste, darum aber auch *melodisch*, weil die verschiedene *Auflösung*, durch die jene Empfindung in uns erzeugt wird, nur durch einen *melodischen* Fortschritt erfolgen kann? Sollten wir es aber minder besitzen, wenn ein geistiges, als wenn das leibliche Ohr es vernimmt? Oder sollte das Preiswürdige allein nach seiner *Messbarkeit* zu bestimmen sein?

Nicht auf die Natur, wir sahen es, sondern auf eine *mathematische* Construction hat unser Verf. sein Lehr-

gebäude gegründet: es ist unzureichend, weil eine solche überall da aufhört zu genügen, wo das *organische* Leben beginnt, und dort in unendlicher Annäherung nur eine bedingte Gültigkeit bewahrt. Die bestehende Tonlehre wie Kunstübung ist zwar ursprünglich auf eine Thatsache in der Natur gegründet, hat jedoch die natürlichen Tonverhältnisse in ihrer mathematischen Reinheit nicht bewahrt, weil sie eines geschlossenen Tonkreises bedurfte, der mit derselben nicht bestehen kann. Sie ist damit aber nicht *unnatürlich* noch *naturwidrig* geworden. Denn sie hat an die Thatsache sich gehalten, daß nur *ein* Tonverhältnis, das nächste Erzeugniß der Klangentwicklung, die *Octave*, *unveränderlich* feststehe, weil es seinem Grundklange zu völliger Einheit verschmelze: daß mit dem Fortgange der Entwicklung, mit wachsender Selbständigkeit der allgemach erzeugten ferneren Tonverhältnisse aber auch ihre Geschmeidigkeit wachse, die Zulässigkeit ihrer Veränderung innerhalb bestimmter Grenzen, ohne daß ihrer Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit Eintrag geschehe: eben, wie bei fortgehender organischer Entwicklung zwar nicht das *Gesetz* der Formbildung, doch deren *engere Schranke* aufhört, und bei anscheinender Willkür ein Reich geordneter Freiheit beginnt. Bei den Tönen hat ein solches Reich in deren geschlossenem Kreise sich offenbart: in ihm, durch ihn, haben alle Wunder unsrer Tonkunst sich entfaltet.

Diese Ueberzeugung haben in dem Berichterstatte die Bruchstücke unsers Verfa. aufs neue belebt. *Reinstimmen* also kann er demselben nicht, weder in seinen Grundsätzen, noch seinen Hoffnungen für die Zukunft. Allein, möge entschieden werden zwischen diesen widerstrebenden Ueberzeugungen, wie da wolle; niemals doch wird unser Verf. vergebens gearbeitet haben. Jenes Reich wunderbarer Ordnung, unerschöpflichen Wechsels und Fortschreitens, ein Werk des allmächtigen Schöpfers aller Dinge, das er in den Tönen erblickt, von dem er mit edler, gewinnender Wärme redet, wird ihm nicht verloren gehen, auch wenn seine Ansicht als eine irrige dahinfällt; unzweifelhaft aber wird ihm das Verdienst bleiben, wichtige Aufschlüsse über die Fortschritte und Ausbildung der Kunst zum ersten Male gegeben, sie veranlaßt zu haben.

Dahin gehören zunächst seine Andeutungen über

Topflehre und Kunstübung der Griechen. Die ganz Beschaffenheit der Systeme und Klanggeschlechter, der *Tonarten* und *Tongattungen* dieses merkwürdigen Volks, wie sie uns hier dargestellt sind, macht es allerdings wahrscheinlich — wenn auch dessen Tonlehrer *stillschweigen* — daß seine Tonleiter auf einer mathematischen Construction, wie die unsrer Verfa. beruht habe. Ist aber dieses der Fall: so findet auch die oft wiederholte Frage genügende Antwort; ob die Griechen die *Harmonie* in unserem Sinne kundig gewesen: denn sie konnten bei dem Mangel brauchbarer Terzen diese Kunde nicht besitzen, und mußten sich auf die von unserm VI. beschriebene, rohe harmonische Begleitung nothwendig beschränken. Mochte nun auch zum Theil die Abhängigkeit ihrer Tonkunst von ihrer Poesie der selbständigen Entwicklung derselben hinderlich sein; so stand ihr doch mehr noch ihre streng mathematische Begrenzung entgegen, und diese hat Jahrhunderte noch die Entfaltung der späteren, auf ihre Tonlehre gegründeten Tonkunst beschränkt, bis die Anschauung der Dreiklangsharmonie gewonnen wurde. Auch da noch vermied man am Anfange und Schlusse der Tonstücke die Anwendung der Terz mit offenkundiger Aengstlichkeit, wie man denn auch lange noch fortfuhr die Tonleiter aus Tetrachorden zu construiren. Schwer dürfte es wohl immer bleiben, den Zusammenhang der christlich-kirchlichen und der griechischen Tonkunst genauer darzulegen, wenn nicht eine spätere Zeit vielleicht bedeutendere Ueberreste jener hochgefeierten alten Kunst entdecken läßt, als diejenigen sind, daran wir bis jetzt uns zu erfreuen hatten. Eine Ahnung dieses Zusammenhanges indeß gewährt uns die unleugbare Beziehung der griechischen *Octavengattungen* zu den christlichen *Kirchentonarten*; in jenen — so abweichend von ihnen dasjenige sein möge, was in diesen unter gleichen Namen sich später gestaltet hat — erkennen wir Lebenskeime, welche erst die Folgezeit (die letzte Hälfte des 16ten Jahrhunderts) zu höherer Bedeutung zeitigte. Es geschahe in ihrer *harmonischen* Entfaltung; diese aber leitete wiederum zu dem Streben hinüber, neben den *Tongattungen* der Griechen auch deren *Tonarten* wieder zu gewinnen, der Möglichkeit theilhaft zu werden, die charakteristische Verschiedenheit jener ersten auf jeder beliebigen Tonstufe darzustellen.

(Der Beschluß folgt.)



Februar 1835.

*Ideen zu einer Theorie der Musik. Von A. Kretzschmer.*

(Schluß.)

Am bedeutsamsten spricht diese Richtung in den Werken des großen venedischen Tonmeisters, J. Gabrieli, sich aus, indem dieser, um seine Werke völlig umzugestalten, eigenthümliche Züge kirchlicher Tonarten oft auf Stufen einzuführen bemüht ist, auf denen, bei der bis dahin fortgeschrittenen Ausbildung des Tonsystems, der darauf gegründeten Uebung der Tonkunst, man sie nicht erwarten dürfte. Dabei sollte also keinesweges die *Tongattung* (die in der Folge ihrer Tonverhältnisse versetzte Leiter) in die *Tonart* (die nach Höhe und Tiefe versetzte) untergehen, sondern ein neues Leben vielseitiger entfalten. Neben dieser Richtung war man aber auch eifrig bemüht, das *chromatische* und *enharmonische* Klanggeschlecht der Griechen wieder in das Leben zu rufen. So vereinzelt, so wenig eingreifend aber auch die damaligen Darstellungen beider auf Clavierinstrumenten sein mochten, die wir, wenn auch als vollkommenste Erfindungen gepriesen, doch bald wiederum vergessen sehen; so waren doch eben Clavierinstrumente die Mittel, durch welche die Ordnung und Gestaltung des gesamten Tonsystems allgemach herbeigeführt wurde. An ihnen überzeugte man sich von der Nothwendigkeit einer Tonausgleichung, sobald eine jede der Klangstufen, auf denen die Kirchentöne beruhten, in welchen sie ihre Anfangspunkte fanden, den ihr zukommenden Dreiklang in der diatonischen Leiter finden sollte, sofern die, durch die veränderten Tonstufen jedes Kirchentones bedingten, der Modulation und harmonischen Entfaltung dienenden, wahren gemeinschaftlichen Hülfsstöne, zu allen wohl einstimmen, ihrem Zwecke genügen solten. Doch blieb damals diese Tonausgleichung nur eine *bedingte*, die, in dem eng geschlossenen Kreise des Kirchensystems mög-

licherweise vorkommenden Verhältnisse *allein* berücksichtigende. Ja, auch das Streben, die Eigenthümlichkeit der Kirchentöne auf beliebigen Stufen darzulegen, ohne an die bis dahin üblichen unwiderruflich gebunden zu sein, führte nicht sofort zu *Erweiterung* der Temperatur, sondern zu *Einschaltung* einiger neuen Hülfsstöne, wie man ihrer eben bedurfte. Waren doch die vorhandenen nur in *einer* Beziehung brauchbar: *gis* nur als große Oberterz von *e*, eben so *cis* von *a*, nicht als große Unterzen von *c* und *f*: wo man dann *as* und *des*, in diesen Verhältnissen einstimmend, durch Theilung der oberen Tasten der Orgeln und Claviere hier und da einschaltete. Damit war denn die *enharmonische Diensis* unmittelbar sinnlich zur Anschauung gebracht, doch ohne, daß man sie weiter beachtete: sie blieb ein nur zufälliges Ergebnis eines Verfahrens, das einen ganz andern Zweck hatte als eben *sie* darzustellen. Ja, man verschmähte ihre Anwendung, man suchte die Darstellung des enharmonischen Klanggeschlechtes in der Kunstübung auf einem ganz andern Wege: eben in den theilweise *falschen* Beziehungen jener, durch die Entfaltung des diatonischen Geschlechtes in den Kirchentönen herbeigeführten Hülfsstöne, sobald man sie zu anderen, als den auf sie ursprünglich bezogenen Klängen in ähnliche Verhältnisse bringe, wo denn in Mangel und Uebermaß die enharmonische Diensis auf das Lebhafteste empfunden, und wenn auch nicht *unmittelbar*, doch *mittelbar* vor das Gehör gebracht werde, und der Erreichung leidenschaftlichen Ausdruckes diene. Diese endlich mit Uebermacht hervortretende Richtung der Tonkunst auf das Leidenschaftliche, Bewegte, welche das Entfernteste in dem Reiche der Töne zu verknüpfen trachtete, führte endlich die *allgemeine* Tonausgleichung herbei: allerdings, bei dem immer mehr verschwindenden Sinne für kirchliche Tonkunst, zunächst unter Beseitigung der bisherigen, auf den Octavengattungen beruhenden Kirchentonarten, ohne jedoch deren Darstellung für immer

auszuschließen. Die neu erwachende Kenntniß der kirchlichen Tonkunst des 16ten Jahrhunderts und ihrer Muster wird es bewähren, ob auch ihnen eine Blüthe vergönnt sein könne. Zu großem Vortheile der Tonkunst aber wurden damals, sowohl jene, die Behandlung der Instrumente so sehr erschwerenden Einschaltungen beseitigt, als jene falschen, mehr dem Ohre widrigen, als irgend einem wahren Kunstzwecke dienenden Verhältnisse. In jener dreifachen, harmonischen Bedeutung des verminderten Septimenaccords aber, stellte das nunmehr vollständig geordnete Tonsystem, die, in ihrer sinnlichen Erscheinung aufgeopferte, enharmonische Dissonanz dennoch dar, ahnungs- und geheimnißvoll; die auf- und absteigende, auf einen gemeinsamen Grundton bezogene Quinten- und Quartenreihe als einen geschlossenen Kreis offenbarend, aber auch als eine selbständige, sich entgegensiehende, und dennoch nimmer erreichende Doppelbahn.

So haben wir denn in unserer Darstellung der Tonleiter, und der auf sie gegründeten Kunstübung, eben durch die Temperatur, welche deren organische Entwicklung vorbereitete und in das Leben rief, nicht allein Alles, in dessen Besitze die griechische Tonkunst sich befand, sondern Alles dieses in höherer, reicherer Entfaltung, bei der kein wahrhafter Lebenskeim verloren gegangen ist. Warum also sollten wir einen neuen Weg einschlagen, um dessentwillen wir den ganzen Gewinn späterer Jahrhunderte aufopfern müßten, um endlich doch nur zu unvollkommenen Anfängen zurückzukehren, statt vorwärts zu dringen? Hüthen wir uns, Gesetze unseres Bildens zu ersinnen und zu erfinden: das Sinnreichste, das scheinbar Treffendste was wir auf diesem Wege erringen, wird allezeit zu nichte werden vor dem geheimen Gesetze, das Alles regelt, was wir bilden und schaffen, und das wir *erkennen* sollen, nimmer aber ein Genügenderes *erfinden* werden. Wollen wir diese Erkenntniß erlangen, so mögen wir die Gesamt-Entfaltung unserer Kunst zu Rathe ziehen, denn ohnfehlbar hat diese solchem Gesetze gehorcht, das sich in ihren Bildungen verkörperte. Was sich auf ihrem Wege als Grundlage dieser Bildungen entwickelte, das ist sicherlich nicht Unnatur noch Widerspruch, und so ist es auch nicht der geschlossene Tonkreis unserer heutigen Musik. Sie beruht vielmehr auf einer sicheren, naturgemäßen Grundlage, und der Tonlehre, wenn sie dieser getreu bleibt, wird es nicht schwer fallen, was sie

gebietet und verwirft als im Einklange mit ihr stehend, immer mehr zu bewähren, wenn sie es auch bisher noch nicht erreicht haben sollte.

v. Winterfeld.

### XXXVIII.

*Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, in welchem nicht nur zur Aufstellung der ursprünglichen Form und Bedeutung der heutigen hochdeutschen Wörter und zur Erklärung der althochdeutschen Schriften alle aus den Zeiten vor dem 12ten Jahrhundert uns aufbewahrten hochdeutschen Wörter unmittelbar aus den handschriftlichen Quellen vollständig gesammelt, sondern auch durch Vergleichung des Althochdeutschen mit dem Indischen, Griechischen, Römischen, Litauischen, Altpreußischen, Gothischen, Angelsächsischen, Altniederdeutschen, Altnordischen die schwesterliche Verwandtschaft dieser Sprachen, so wie die dem Hoch- und Niederdeutschen, dem Englischen, Holländischen, Dänischen, Schwedischen gemeinschaftlichen Wurzelwörter nachgewiesen sind, etymologisch und grammatisch bearbeitet von Dr. E. G. Graff. Erste und zweite Lieferung. Berlin, 1834.*

Es gewährt uns großes Vergnügen die ersten Lieferungen eines Werkes anzeigen zu können, welches von allen Freunden der deutschen und vergleichenden Philologie lange mit Sehnsucht erwartet worden ist, und welches, wenn es vollendet sein wird, eine der störendsten Lücken in unserer sprachwissenschaftlichen Literatur rühmlichst ausfüllen wird. Schon vor zehn Jahren hat Hr. Graff diesem Werke durch seine althochdeutschen Präpositionen einen Vorläufer vorangeschickt, der bei allen Einsichtigen gerechten Beifall gefunden und seinem Vf. einen ehrenvollen Platz unter den denkenden Sprachgelehrten angewiesen hat. Auch hat diese, von J. Grimm in den Wiener Jahrbüchern als Muster lexicalischer Behandlung begrüßte und durch sinnreiche sprachvergleichende Bemerkungen unterstützte Schrift seitdem zu

ähnlichen Untersuchungen vielfach und erfolgreich angeregt, wie dies die treffliche, aber jetzt bei der rastlosen Thätigkeit in diesem Gebiete in mancher Beziehung schon veraltete Schrift von Lisch (Beiträge zur allgemeinen vergleichenden Sprachkunde, 1stes Heft, die Präpositionen) und C. G. Schmidt's gediegene Forschungen „*de praepositionibus graecis*“ genügend bekräftigen. Hr. Graff selbst hat sich in gedachtem Werke hauptsächlich auf das Althochdeutsche beschränkt, und bei einem so fruchtbaren Gegenstande wie die Präpositionen, wo jede Sprache, wo nicht sich selber genügt, aber doch dem Denker des Stoffes zum Nachdenken die Fülle darbietet, konnte eine solche Beschränkung in vielfacher Beziehung auch dem jetzigen Standpunkte der Sprachwissenschaft Genüge leisten. Bei der gewöhnlichen Schaar der Wörter aber, zumal in einer Sprache oder Sprachperiode, die weniger durch ihre Litteratur als durch den in ihr noch sehr vollkommen erhaltenen Organismus der grammatischen und lexicalischen Bildungen unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, läßt sich ein wissenschaftlicher Boden vorzüglich nur dadurch gewinnen, daß man, so weit es möglich ist, einem jeden Worte die Gesetzmäßigkeit seiner Bildung nachweist, ihm gleichsam seinen Lebenslauf zur Seite stellt, sein Aussehen in früheren Perioden d. h. in älteren stammverwandten Sprachen beschreibt, und durch die Zusammenstellung der sich wechselseitig aufklärenden Formen die echteste, ursprünglichste von allen ermittelt und hierdurch häufig den Benennungsgrund eines Gegenstandes aufdeckt, und so einerseits die der Sprache inwohnende Philosophie, die Sinnigkeit ihrer Uranschauungen, und andererseits die Regelmäßigkeit und Natürlichkeit ihrer physischen Einrichtung, so wie die einfachsten Elemente ihres Ganzen an das Licht zieht. Eine Sprache, welche wie die Deutsche vor dem 12ten Jahrhundert hauptsächlich als Mittel zum wissenschaftlichen Begreifen unseres gegenwärtigen Sprachzustandes von Wichtigkeit ist, ist hierdurch auch vor allen dazu berufen, sich erst selber durch Zuziehung des noch Älteren aufzuklären, und wie sie Licht nach unten auf jüngere Sprachperioden wirft, so auch die Lichtstrahlen zu sammeln, die ihr von oben aus älteren Schwestersprachen zuströmen. Wir müssen es daher dem Verf. sehr zum Ruhme anrechnen, daß er sich, obwohl auch dies schon dankenswerth gewesen wäre, nicht darauf beschränkt hat, den Schatz althochdeutscher Sprachformen so genau und

vollständig in diesem Buche niedersulegen als es ihm durch die mühevollste und sorgfältigste Benützung aller Bibliotheken des In- und Auslandes, wo altdenkmäler zu erwarten waren, möglich geworden ist; sondern daß er mit dem Verdienste eines gewissenhaften und gelehrten Sammlers das eines besonnenen und umsichtigen Forschers zu vereinigen gewußt hat.

Gleich die ersten Artikel des vorliegenden Werkes geben demselben als Lexicon ein eben so originelles als wahrhaft wissenschaftliches Gepräge, und zeigen, wie tief der Verf. seine Aufgabe als Lexicograph aufzufassen und Grammatik und Wörterbuch zu identificiren gewußt hat, dadurch, daß er die Endungen der Wörter von ihren Stellen ablöst und als für sich selbst etwas Geltendes nach ihrer alphabetischen Ordnung abhandelt. Auch was im Innern des Wortes vorgeht, findet seinen Platz und seine über das gewöhnliche empirische Sprachverständniß sich erhebende Aufklärung, indem Hr. Graff bei jedem in den vorliegenden Heften abgehandelten Buchstaben nicht nur seine Verhältnisse zu den zunächst verwandten germanischen, wie zu den älteren Schwestersprachen auseinandersetzt, sondern auch seine grammatischen Funktionen erklärt und die Stellen angibt, an welchen er in dem Sprach-Organismus seinen Sitz hat. Wenn es der Grammatik nachtheilig werden kann, wenn sie zuviel des Lexicalischen in sich aufnimmt, weil ihr, hauptsächlich die Bestimmung der den Sprachschöpfungen zum Grunde liegenden Gesetze zum Ziel habender Gang durch Einflechtung zu vieler Einzelheiten mehr gehemmt als gefördert, und was dem Lexicon im Voraus gegeben, leicht der tieferen Begründung und lichtvolleren Ausführung der Grammatik entzogen wird: so kann das Lexicon, dessen Bestimmung es ist, die Gesamtheit des Sprach-Materials aufzuführen, nur gewinnen, wenn auch die einfachsten Urstoffe des Sprachkörpers in demselben ihren Platz und ihre Erklärung finden, und das Bedürfnis nach einem wissenschaftlichen Begreifen der Sprach-Operationen immer rege gehalten und nach Kräften vom Verf. befriedigt wird. Dies thut Hr. Graff in hohem Grade in seinen Erörterungen über die verschiedenen Vocale, indem er von einem jeden zuerst als Laut in seinen grammatischen und sprachgeschichtlichen Verhältnissen, dann als Suffix, und endlich, insofern der Fall vorkommt, als Wurzel handelt. Bei dem *a* als Laut durfte natürlich nicht unterlassen werden zu bemerken, daß es häufig,

auf ähnliche Weise wie im Sanskrit, den Wuxelvocalen i und u zur Verstärkung vorgeschoben wird, und an welchen Stellen der Grammatik dies geschieht. Wir sind durchgehends in dieser Beziehung mit dem Verf. einverstanden, nur möchten wir nicht S. 4 mit demselben den Dativ scatawe, Gothisch scadau (*umbrav*) und den adjectiven Nominativ garawer (*paratus*) durch Guna aus SCATU, GARU als Thema ableiten, obwohl wir glauben, daß der entsprechende Gothische flexionslose Dativ skadau, der von seinem Thema sich bloß durch das vorgeschobene a unterscheidet, ursprünglich skadav-a muß gelautet haben. Dem vorausgesetzten skadav-a würde nun zwar das althochd. scatawe analog sein: wir rechnen aber diese Form zu des Verfs. Wortklasse „mit schließendem w“, die derselbe hier ausdrücklich ausschließt. Wir setzen SCATAWA als Thema — wie alle Stämme von Grimms erster starker Declination Masc. und Neutr. auf a enden, — und aus diesem SCATAWA ist durch Unterdrückung der das w umgebenden Vocale, und durch Vocalisirang des w (erst zu u und dann zu o) die flexionslose Form des Nom. skato entstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

### XXXIX.

*Corani Textus arabicus ad fidem librorum mstorum et impressorum et ad praecipuorum interpretum lectiones et auctoritatem recensuit indicesque triginta sectionum et suratarum addidit Gustavus Flügel. (Auch mit dem arabischen in orientalischem Geschmacke nach der Vorschrift des Hrn. Anton v. Hammer, Züglings der orientalischen Akademie zu Wien, schön verzierten Titel: القرآن وهو الهدى والفرقان) Lipsiae typis et sumtib. C. Tauchnitzii 1834. VIII S. Dedic. und Vorr. 341 S. 4.*

Da gedruckte Exemplare des Koran bekanntlich sehr selten geworden sind, indem die Ausgaben von Maraccius und Hinckelmann nur noch von Bücherantiquaren für hohe Preise feil geboten werden, von den in Indien und zu Schiras besorgten Ausgaben, wovon die letztere lithographirt ist, nur sehr wenige Exemplare nach Europa gekommen sind, und die in Rußland erschienenen Ausgaben bei uns zu den literarischen Seltenheiten gehören und selbst in sehr wenigen großen deutschen Bibliotheken sich finden: so beschloß der treffliche und berühmte Typograph und Schriftgießer Hr. Tauchnitz in Leipzig, auf den Rath

des auch die morgenländischen Musen seiner Gunst und Förderung würdigenden Böttiger, eine neu geschnittene und gegossene schöne arabische Schrift durch eine zweckmäßige und wohlfeile Ausgabe des Koran einzuweihen und die Besorgung dieser Ausgabe dem Hrn. Prof. Flügel zu Meissen (einem Schüler der Hrn. Silv. de Sacy und Jos. v. Hammer, denen auch diese Ausgabe gewidmet ist) zu übertragen.

Um zuerst von der neuen arabischen Schrift, von welcher diese Ausgabe die erste öffentliche Probe ist, zu reden, so ist sie sicherlich eine der schönsten arabischen Schriften, welche wir kennen; sie ist sehr vollständig in den Ligaturen, welche ganz frei sind von den falschen Linien, die in den bisherigen arabischen Typen vorkommen (nur die Ligaturen von م, س und ح, so wie ف, بن and ح und das س in andern ähnlichen Verbindungen ist ungeschicklich); sie ist eben so zierlich durch zweckmäßige Vertheilung von Licht und Schatten, als durch ihre angemessene Fettigkeit wohlthätig für das Auge; und einen besondern Vorzug hat diese neue Schrift durch die sehr verständig angeordnete Stellung der Vocale und übrigen grammatischen Zeichen, so wie durch die sehr deutliche und kräftige Ausprägung der diakritischen Punkte. Bei der übrigen Zierlichkeit und Regelmäßigkeit, durch welche der Druck dieser Ausgabe sich auszeichnet, wie es von der berühmten Officin des Hrn. Tauchnitz nicht anders erwartet werden konnte, ist der Uebelstand, daß S. VI der Vorrede zwischen der fünften und sechsten Zeile der Durchschuß fehlt, sehr auffallend.

Was den Text betrifft, so bemerkt der Herausgeber in der kurzen Vorrede, daß er sich zu bedeutenden Abweichungen von den bisherigen Ausgaben veranlaßt gesehen, und zur Constitution des Textes, indem er die von den Hanefiten als gültig angenommene Recension desselben zum Grunde legte, außer sämtlichen bisher gedruckten Ausgaben, die schönen Handschriften des Koran, welche in der Königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrt werden, so wie die arabischen Commentare von Beidhawi und Imádi, benutzt habe. Ueber den letztern Commentar wird S. VII aus Hadschi Chalfa's berühmtem Hauptwerke der arabischen Literaturgeschichte, wovon gegenwärtig Hr. Flügel auf Kosten des englischen *Oriental Translation Fund* eine Ausgabe mit lateinischer Uebersetzung besorgt, eine kurze Nachricht mitgetheilt. Da der Herausgeber den von ihm angenommenen Text in *Prolegomenis*, welche abgesondert erscheinen sollen, zu rechtfertigen verspricht: so müssen wir unser Urtheil über den Text bis zu deren Erscheinung aussetzen. So weit derselbe von uns verglichen worden ist, haben wir ihn sehr correct gefunden. Wir wünschen, daß dieses verdienstliche Unternehmen gerechte Anerkennung und die wohlverdiente Theilnahme finden, und das Studium der arabischen Sprache, für welche nicht minder als für die moslemische Glaubenslehre und Moral der Koran als Richtschnur gilt, befördern möge.

Wilken.

N<sup>o</sup> 39.

# J a h r b ü c h e r

f ü r

## w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Februar 1835.

*Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, u. s. w., etymologisch und grammatisch bearbeitet von Dr. E. G. Graff.*

(Fortsetzung.)

Dafs es im Gothischen nur ein SKADU giebt, hindert nicht, dafs später dieser Wortstamm durch einen vocalischen Zusatz, neben Gunierung des Endvocals, von Grimm's dritter in die beliebtere erste Declination einwandern konnte. Wünschenswerth und der strengen, tiefdurchdachten Methode dieses Buches angemessen wäre es gewesen, dafs der Verf., wenn auch nicht, wie es in Sanskrit-Wörterbüchern üblich ist, das Thema statt des Nominativs als Ausgangspunkt oder als die wahre Wortgestalt angesetzt hätte, doch wenigstens dem Nom. das Thema zur Seite gestellt hätte, weil man dadurch am schnellsten, und zwar mit einem Blick in die wahre Naturlehre des Wortes eingeführt wird; denn wenn z. B. dem obenerwähnten scato sein Thema SCATAWA zur Seite gestellt wäre, so erführe man dadurch mehr über das Wesen dieses Wortes, als durch die Hersetzung aller Casus, die sich davon in den erhaltenen Quellen finden mögen, indem man von einem Genit. scatawes (wenn dieser vorkommt) und dem Dat. scatawe auf ein Thema scataw schliessen könnte, zumal da der Verf. selbst von einer Wortklasse auf w spricht, und man glauben könnte, es sei hiermit das Thema gemeint, weil in dem wirklichen Sprachleben, d. h. unter allen bestehenden Casus, keine Form auf aw sich zeigt. Es hat uns Mühe gekostet, zu der Einsicht zu gelangen, dafs gothische Wörter, wie dags, balgs, Gen. dagis, balgis, nicht so aufzufassen sind, wie etwa im Lateinischen lex, legis, und dafs ihr Thema nicht, wie man glauben sollte, mit g, sondern von ersterem mit a, von letzterem mit i endet (DAGA, BALGJ, weshalb wir im Genit. nicht mit Grimm dag-is, balg-is

theilen, sondern dagi-s, balgi-s, indem wir bei ersterem eine, zumal vor schliessendem s, so überaus häufig eingetretene Schwächung des ursprünglichen a zu i annehmen, in welcher Beziehung wir uns der Beistimmung des Verfs. zu erfreuen haben. Derselbe stellt aber in der Vorrede (S. XXVI) unserer Analyse der germanischen Declination Einwendungen entgegen, die zum Theil auch die Möglichkeit oder Zweckmässigkeit der Aufstellung des wahren Wortstammes betreffen, und die von Seiten eines so erfahrenen Meisters seines Faches nur gewichtvoll sein können. Wir glauben aber demungeachtet behaupten zu müssen, dafs jedem Worte, welches mit Recht und mit Sicherheit zu irgend einer von Grimm's vier *starken* Declinationen gezogen werden kann, auch nothwendig ein vocalischer Ausgang seines Thema's zugestanden werden mufs. Wenn aber das Germanische schon in seiner ältesten, gothischen Gestalt nach dieser Theorie fast ganz ohne consonantisch ausgehende Wortstämme — die zahlreiche Klasse auf n, d. h. Grimm's schwache Decl. abgerechnet — gelassen wird, und hierin in einem merkwürdigen Contrast gegen das Griechische und Lateinische steht, so müssen wir darauf aufmerksam machen, dafs in der indisch-europäischen Sprachfamilie die Fähigkeit, oder die Neigung einen consonantischen Stamm mit Casus-Endungen zu verbinden, überall zuerst verschwunden ist. Das Gothische steht hierin noch im Vorthail gegen das sonst dem Sanskrit so nahe stehende Pali, welches jedoch keinen consonantischen Stamm mehr durch alle Casus durchzudecliniren versteht, sondern den Stamm meistens, vorzüglich im Plural, durch ein unorganisches a bereichert, und so unter andern seine N-Stämme gleichsam von Grimm's schwacher in dessen 1ste starke Declination eingeführt hat. Im Part. Präs. begegnet das Althochdeutsche dem Pali in so weit als z. B. die Form kepanantêr gebender ein gothisches Thema GIBANDA voraussetzt, wie im Pali der Nom. c'arantô

(neben dem echten *c'aran*) und der Gen. *c'arantassa* (neben dem echten *c'aratô*) auf ein Thema *c'aranta* für *c'arant* sich stützt. Das Pali könnte uns in seiner Uebereinstimmung mit germanischen Sprach-Entartungen noch manche andere interessante Vergleichungspunkte liefern, die wir hier unterdrücken müssen, wie auch die Beleuchtung durch das Altslawische, von welchem man glauben könnte, daß es für das Masc. vorzüglich nur consonantisch endigende Stämme besitze, während in der That das Umgekehrte der Fall ist.

Der Verf. bemerkt S. XXVII, daß, wenn uns zu dem gothischen Accus. *thaursjana*, in Marc. XI. 20, nicht durch eine einzige andere Stelle (Luc. VI. 6) der, wenn gleich dort weibliche Nom. *thaurus* überliefert wäre, so würde man durch erstere Form versucht worden sein, ein Thema *THAURSJA* aufzustellen. Dies wäre aber auch, wie uns scheint, kein Fehler gewesen, denn in der That entsprang der Acc. *thaursjana* aus keinem anderen Stamme als aus *THAURSJA*, und wir wollen hier beiläufig daran erinnern, daß auch im Sanskrit manche Wortklassen, zwei, einige auch drei Themata haben, wenn gleich die indischen Grammatiker immer nur eins und zwar dasjenige anführen, welches am Anfange von Compositen erscheint, also beim Part. Präs. — at und nicht — ant, welches das ursprüngliche ist. Die männlichen Accusative auf *ja-na* im Gothischen, und die Neutralformen auf *ja-ta*, bei Adjectiven, die im Nom. Masc. Fem. auf *us* ausgehen, sind uns darum von besonderer Wichtigkeit, weil wir durch das Slawische und Litthauische zur Ueberzeugung gelangt sind, daß die sogenannte starke Declination der Adjective, eben so wie die definite oder emphatische, demonstrative, in den genannten Sprachen, wirklich ein mit dem Adjectivstamme verwachsenenes Pronomen enthält, und zwar dasselbe, welches im Litthauischen die emphatische Declination bildet und im Nominativ *jis* (*er*) lautet, euphonisch für *jas* (Dativ *ja-m*, Locativ *ja-mè*). Zu diesem JA (im Sanskrit das Relativum) stimmt nun das Gothische *ja* in *thaursjana*, *thaursjata*, so daß also das *u* von *THAURSU* vor dem pronominalen Zusatz unterdrückt worden, ungefähr wie im Sak. von *lag'u* leicht der Compar. *lag'iyas* kommt, für *lag'viyas*. Wir erwarten also im Dat. Accus. von *hardus* die Formen *hard'-jamma*, *hard'-jana*, nicht *hardvamma*, *hardvana*, wie Grimm vermuthet. Bei

Grimm's erster Decl. mag man annehmen, daß den Formen wie *blindamma*, *blindana* von dem angetretenen Pronomen nur die Casus-Endung übrig geblieben, also *blinda-mma*, *blinda-na* (vgl. *i-mma i-na iñ*) zu theilen sei, oder daß von dem Pronominalstamme JA nur das *j* verschwunden, der Adjectivstamm aber seinen Endvocal eingebüßt habe, wie in *thaursjana* für *thaursu-jana*. In ersterem Falle würde *blindamma*, dadurch, daß das angetretene Pronom. nur die Flexion übrig behalten hat, mit unsäuren Zusammenziehungen wie *im*, *am*, *beim* auf gleichem Fusse stehen, indem hier der angetretene Artikel nur durch seine Endung vertreten ist, das Haupt-Element aber, nämlich das Pronominal-Thema, nur geistig, vom Geiste hinzugeacht, nicht körperlich darin enthalten ist. Wir ziehen aber jetzt vor das *a* dem Pronom. einzuräumen, damit *blind'-(j)ana*, *blind'-(j)ata* mit *thaursjana*, *manv'-jata* parallel laufen. Wir wären also auf einem früher nicht geahnten und erst durch die Behandlung der slawischen Declin. aufgefundenen Wege zu Grimm's Abtheilung *blind-amma*, *blind-ana* zurückgekehrt, nur daß wir dann *amma* und *ana* noch einmal theilen und somit *tha-mma*, *tha-na*, *i-mma*, *i-na* in Analogie bringen. Welche Abtheilung aber auch die richtige sein möge, so haben uns das Litthauische und Slawische, die dem Germanischen näher als andere Schwestersprachen stehen, die wichtige und wie uns scheint untrügliche Lehre gegeben, daß unsere sogenannten starken Adjective aus keinem anderen Grunde in ihrer ältesten Gestalt in nicht weniger als neun Formen von der substantiven Declin. sich ab und der durch das Sanskrit aufgeklärten pronominalen sich zuwenden, als weil sie wirklich ein mehr oder weniger vollständig erhaltenes, vielleicht aber niemals in alle Casus eingedrungenes Pronom. zu ihrem letzten Bestandtheil haben, welches natürlich seiner eigenen uralten Flexionsweise folgt. Es ist wichtig, hier daran zu erinnern, daß im Sanskrit auch der unserem Artikel entsprechende Pronominalstamm *ta* sich mit dem Relat. *ya* verbinden kann, wodurch meiner Meinung nach das Pronom. *tya* entsteht, Nom. m. f. *sya*, *syâ*, Acc. *tyam*, *tyâm*. Wir gewinnen hierdurch Aufschluß über das *i* in analogen althochdeutschen Formen, welches wie Grimm (I, 791) richtig bemerkt, auch als *j* genommen werden könnte. Man vergleiche nun:

## Sanskrit.

## Althochdeutsch.

syā (= sjā *haec*)

sju, dju

tyām *hanc*

dja \*)

tyé *hi*

djé

tyās *hae, ha*

djô

tyāni *haeo*

dju

Wir werden anderwärts auf diesen Gegenstand zurückkommen und wenden uns nun von den Grundformen der Nomina zu den allgemeinen Wurzeln, wobei wir uns freuen, in den meisten Beziehungen, vorzüglich was den wahren Wurzelvocal anbelangt, mit dem Verf. im Einverständniß zu sein, und Vieles was wir zuerst in der Rec. über Grimm's Grammatik in diesen Blättern niedergelegt und später in einigen Punkten modificirt haben, durch die Ergebnisse des vorliegenden Buches unterstützt zu sehen. Will man einwenden, für das Germanische sei die von Grimm gelehrte dynamische Bedeutung des Ablauts eine wesentliche Eigenthümlichkeit, und wenn auch z. B. das a von *band* durch die Sprachgeschichte sich als älter ausweise, denn das i von *binde* (Goth. *binda*), so sei doch nichts desto weniger dem Germanischen schon in seiner ältesten, gothischen Gestalt das a von *band* ein Ablaut des i von *binda* oder *binde*, und für uns Träger oder Merkmal der Vergangenheit: so muß man auch im Neudeutschen dem Umlaut dynamische Bedeutung geben, der uns das „waren“ zu „wären“ gemacht hat und den Apfel zu Aepfel, und so einmal das conjunctive und dann das plurale Verhältniß hervorzurufen fähig scheint; denn wir merken nicht, daß hinter dem l von Aepfel früher ein i gestanden, was assimilirend auf das vorhergehende a eingewirkt hat, und daß das e von *wären* in älterer Zeit ein i gewesen, und zwar der wahre mit dem Sanskrit und Griechischen in Einklang stehende Repräsentant des Modusverhältnisses, dem sich das vorhergehende a nur phonetisch, ohne an grammatische Bedeutsamkeit zu denken, hat anbequemen wollen. In jedem Falle hat bei uns der Umlaut viel mehr Scheinbedeutung in der Grammatik, ist uns hülfreicher für die Nominal- und Verbalverhältnisse als im Gothischen der

Ablaut, in dem Sinne wie Grimm diesen Ausdruck faßt, eben weil sich im Gothischen, wie auch im Althochdeutschen, ein viel mannigfaltigerer Vocalwechsel zeigt, der das Gefühl, als sei dieser oder jener Vocal für dieses oder jenes grammatische Verhältniß berufen, noch nicht hat recht aufkommen lassen. Wir sagen *ich band* und *wir banden* und behalten so Zeit, uns an das a als mit der Vergangenheit vertraut zu gewöhnen; im Althochdeutschen aber sind die Vocale viel unsteter, und treiben ihr Spiel mit dem Grammatiker, wenn er ihnen nicht ihre Gesetze und ihren wahren Werth abzugewinnen weiß. Das althochdeutsche *pant* wird in der zweiten Person zu *punti*, und der ganze Plural, und im Gothischen noch der Dual, zeigt ein u für das a der einsylbigen Form *band*, *pant*, so daß dieses a durchaus als unschuldig an der Vergangenheit, und als seine Existenz oder seine Erhaltung nur der Einsylbigkeit des Wortes verdankend erklärt werden muß. Erkennen kann man auch das Präter. in seinem äußerlichen Gegensatz zum Präsens an seiner Abwesenheit aller Personal-Endung in der ersten und dritten Person Sing. und in der gothischen zweiten durch das t in *bans-t*, gegenüber dem is von *bindis*; im Plural aber unterscheidet sich *bundUM* auch durch das u der Endung von dem Präsens *bindAM*; und somit zeigt sich der Vocalwechsel im Inneren der Wurzel auch für die äußerliche Unterscheidung der Tempora eben so wenig wesentlich, als im Griechischen der Wechsel zwischen ε, α, ο, z. B. in *τένω, ἔτραπον, τέτροπα*. So wie hier das ε und ο nur Entartungen sind von dem im Aor. erhaltenen ursprünglichen α, so verhält es sich mit dem i und u des Goth. *binda*, *bundum*, gegenüber dem a von *band* (Sanskrit. *baband'a* *ich* oder *er band*). Bloß zum Colorit aber nicht zur Zeichnung, zum Wesen der griechischen und germanischen Grammatik trägt es wesentlich bei, daß das alte kurze a im Griech. sich in die Formen ᾶ, ε, ο gespalten und im Gothischen häufig zu i, an anderen Stellen zu u geworden ist; im Althochdeutschen gesellt sich hierzu noch ein kurzes e und o, und dadurch gewinnt es ein ihm eigenthümliches, bantes Farbenspiel, das einen Theil seiner Individualität ausmacht, aber nicht von langer Dauer war, indem wir z. B. für *wirfu*, *werfamés*, *warf*, *wurfumés* sagen: *ich werfe*, *wir werfen*, *ich warf*, *wir warfen*. Zu diesen Bemerkungen hat mir vorzüglich Hr. Dr. Lepsius Anlaß gegeben in seiner interessanten Schrift „Pa-

\*) Das a im Gegensatze zu dem u des Nom. mag von dem ursprünglich dagewesenen Nasal geschützt worden sein; so hat das Gr. oft hinter einem verlorenen Nasal ein altes α bewahrt, welches vor anderen Consonanten zu ε geworden ist, denn z. B. *ἔνυπα* steht für *ἐνυπαμ(ν)* und *ἔνυπε* für *ἐνυπατ*.

liographie als Mittel zur Sprachforschung" S. 29; Hr. L. erklärt übrigens S. 69 ff. den germanischen Ablaut ganz nach der von mir aufgestellten Theorie, indem er z. B. das *i* von Grimm's Conj. X. XI. XII. als eine Abschwächung des im Prät. Sing. erhaltenen wurzelhaften *a* ansieht, bei VII. VIII. IX. aber im Sing. Prät. eine Gunierung des im Plur. rein gebliebenen oder wieder in seine Reinheit hergestellten Wurzelvocals annimmt. Nur ist es unrecht hier die Gunierung als einen Ersatz der Reduplication anzusehen, da sie nur ein Ueberrest der im Sanskrit die Reduplication mit der Gunierung vereinigenden, durch erstere aber die Vergangenheit ausdrückenden, und die letztere bei dem Wachsthum der Endungen im Dual und Plural wieder aufhebenden Form ist.

(Der Beschluss folgt.)

### XL.

*Excursions in the holy land, Egypt, Nubia, Syria etc., including a visit to the unfrequented district of Haouran by I. Madox. 2 Vll. 8. London 1834.*

Der Verf. dieses Werkes bereisete in den Jahren 1821 bis 1826 die Länder der Erde, die wir gewöhnlich mit dem Gesamtnamen der *Levante* bezeichnen. Er beginnt seine Erzählung mit dem Berichte seiner Abreise von Neapel im April 1821 nach Malta, giebt dann die Schilderung mehrerer einzelnen von dieser Insel aus unternommenen Reisen nach Griechenland, Constantinopel, Smyrna, Unterägypten und dem östlichen Sicilien, und geht (in der Mitte des ersten Theiles) auf seine große Reise nach Aegypten über, das er im September 1823 besuchte. Hier befuhr er den Nil bis zu den Fällen von Wadyhalfa in Nubien, den folgenden Winter über verlebte er in den Ruinen des alten Theben. Im zweiten Theile schildert er seine Reisen in Syrien, wohin er von Alexandria aus im Juli 1824 kam; von Beirut aus unternahm er mehrere theils kleinere Reisen in die umliegenden Gebirge, theils grössere, über Baalbek nach Aleppo und Antiochia, über Damascus nach dem Hauran und nach Jerusalem; auch eine Reise nach Cypern wird uns geschildert. Das Buch bricht plötzlich ab mit des Vfs. Aufenthalt im alten Sidon (Juni 1826); er hat noch andere Reisen in Syrien unternommen, die er dem Publikum nicht vorenthalten will, wenn dasselbe die vorliegenden Bände gütig aufnehmen sollte.

Das wäre ziemlich alles, was sich von seinem Buche sagen läßt. Was der Zweck oder die Veranlassung dieser Unternehmungen gewesen sei, verräth Madox im ganzen Werke mit keiner Sylbe. Zwar will er manchmal Inschriften copirt, Ruinen

aufgenommen und ausgemessen haben, allein alles hat er für sich behalten, und das Publikum wird darüber einem Manne nicht sehr zürnen, der den einer Schilderung der Ruinen von Mycenae gewidmeten Raum zu großem Theile mit der Beschreibung eines schlechten Mittagmahles in einem neugriechischen Dorfe ausfüllt. Kurz wir müßten sehr irren, wenn der Vf. einen andern Zweck gehabt, als sich die Langeweile zu vertreiben; das Bedürfnis nach Veränderung treibt ihn, wie so viele seiner Landsleute, aus Altengland in die Ferne, und zwar, seitdem sie lange genug die Schweiz und Italien durchzogen sind, jetzt in den fernen Orient, bloß weil es seit Byron Mode geworden ist. Madox ist das, was die Engländer mit dem Worte *Tourist* bezeichnen.

Was Reisende der Art, wenn sie, wie unser Vf., als Schriftsteller auftreten, der Wissenschaft leisten, denn darauf kommt es hier allein an, pflegt bekanntlich sehr dürftig und mangelhaft zu sein. Sie sollten über viel besuchte und durchforschte Länder gar nichts schreiben, da sie doch nur Längstbekanntes oder ganz Unnützes sagen können; daß Madox daher über Griechenland, die Türkei, selbst über Aegypten nichts zu sagen weiß, als höchst überflüssige Dinge, das fiel uns gar nicht auf. Treibt aber Zufall oder Laune solch einen Reisenden in Gegenden, die wenig bereiset, und von besser unterrichteten Männern nicht untersucht sind, so können ihre Schilderungen Werth erhalten, als vorläufige Berichte, vorausgesetzt, daß sie treu das Gesehene schildern. Und so versprachen wir uns wenigstens einigen Gewinn aus den Nachrichten über Nordnubien, manche Theile Syriens; besonders des Gebirgslandes des Libanon, vor allem aus dem Bericht der Reise nach Hauran. Aber diese Erwartungen wurden sehr getäuscht.

Denn es ist uns selten ein Mann vorgekommen, der so durchaus unfähig ist, etwas anderes zu schildern, als seine eigene Subjectivität. Allenthalben sieht er nur sich, die Objecte der Außenwelt kümmern ihn nicht, außer wo sie seine Neigungen berühren; dann faßt er sie auf nach den Ansichten eines Engländer's, manchmal selbst nach denen eines Bewohners von Westend. Daher die behagliche Breite, mit der er nie verfehlt, ausführlich seine Mittagmahlzeiten, seine Nachtlager zu beschreiben; das Werk ist voll von Dingen, die für den Vf. selbst, vielleicht noch für seine vertrautesten Freunde anziehend sein mögen, sonst aber für niemand. Höchstens lernt man durch die Vergleichung erst recht kennen, wenn man das noch nicht wissen sollte; wie schätzenswerth Seetzen, Belzoni, vor allen andern aber der treffliche Burkhart ist. Der Verf. würde sich, käme ihm dies anders zu Gesicht, nicht wenig wundern, wenn wir als das Wichtigste in seinem ganzen Werke die Erzählung von dem Aufstande der Araber in Oberägypten gegen die Regierung des Pascha erklären müssen, welcher Vorfall in vieler Beziehung sehr lehrreich ist.

Meinicke.



# J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Februar 1835.

*Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, u. s. w., etymologisch und grammatisch bearbeitet von Dr. E. G. Graff.*

(Schluß.)

In Ansehung des Ausgangs der Stammsylben sind wir der Meinung, daß Wurzeln mit doppelter Consonanz im Germanischen wie im Sanskrit müssen zugelassen werden, wenn gleich der erste oder zweite einem älteren Zustande der Sprache mag fremd gewesen sein; denn wie die Nominalstämme im Laufe der Zeit anschwellen und wir z. B. oben das Sanskr. c'arant im Pali zu c'aranta angewachsen gesehen haben, und wie das Indische s'un (schwaches Thema), Gr. KTN, *κν-ός*, im Gothischen zu HUNDA geworden ist, so haben auch die allgemeinen Wurzeln oft einen Zuwachs erhalten, den man dann als Wurzel-Eigenthum anerkennen muß. Es mag sein, daß die althochdeutsche Wurzel AND zelare dieselbe sei, welche im Sankr. an lautet und hier *wehen* bedeutet, wovon das Goth. uz-an *expirare* und das Gr. *ἄνεμος* Lat. animus; wir möchten aber demungeachtet nicht mit dem Verf. für das Althd. eine Wurzel AN annehmen (S. 267) und dieser die Substantive ando Masc. und anda Fem. *Zorn, Eifer* und das Verbum and-ôn oder ant-ôn unterordnen. Sollte das Substantiv ando (auch anto) von einer Wurzel AN abgeleitet werden, so müßte man im Germanischen an Wörtern von einleuchtendem Ursprung ein Wortbildungssuffix nachweisen können, dessen Thema mit einem T-Laut anfienge und mit n schlosse. Nun giebt es zwar im Germanischen viele Wörter, deren Ableitungssuffix dem Sanskr. an z. B. in snéhan *Freund* (Nom. snéhá von snih *lieben*) entspricht, z. B. im Goth. STAUAN, Nom. staua *Richter* von STAU, wovon stauja *ich richte* (vgl. Sskr. stu *preisen*, stáumi *ich preise*), im Althd. TRINCHUN Nom. trincho *Trinker*, VÂHUN

Nom. váho *Finger* \*); aber bei keinem etymologisch erklärbaren Worte finden wir ein Suffix, dessen Thema im Gothischen TAN, THAN oder DAN wäre. Grimm zerlegt zwar, um zu unserem ando oder anto zurückzukehren, dieses Wort in an-to (II. S. 228); wir können aber in Grimm's vortrefflicher Grammatik gerade die Wortbildungs- und Wurzellehre am wenigsten billigen, indem hier unendlich viel Unerklärbares dennoch äußerlich erklärt und überall ein Theil des Wortes der Wurzel, der übrige der Ableitung zugetheilt wird. Bei dunkelen Wörtern giebt es aber weder Wurzel noch Suffix, weil man nicht wissen kann, wo die eine aufhört und das andere anfängt, und darum besser das Ganze als unzerlegbar hinnimmt. Was hilft uns z. B. die Zerlegung des Goth. hunds *Hund* in hun-ds (I. c. S. 226), und von blinds *blind* in blin-ds? Wir haben im Germ. weder eine Wurzel hun, noch blin, und wenn wir wüßten woher das bl sich erklären liesse, so würden wir blinds (Th. BLINDA) in bl-inda zerlegen und inda mit dem Sskr. and'a *blind* vergleichen, wofür die Grammatiker eine Wurzel and' *blind sein* aufstellen; das Verb. ist aber ein Denominativum. Das erste Wort ist bekanntlich mit dem Sskr. s'van (in den schwachen Casus s'un) und dem Gr. *κῑων, κν-ός* verwandt, allein auch dem Griech. und Sanskrit fehlt es an einer Wurzel, d. h. an einem Wort-Häuptling, an dem Mittelpunkt einer Wortfamilie, wodurch uns der Benennungsgrund des Hundes aufgeschlossen würde. Wir wollen uns daher einer vielleicht zu kühnen aber doch nicht ganz unhaltbaren Vermuthung hingeben und annehmen, im Indischen s'van sei van das Wortbildungssuffix, und die Wurzel sei der Sylbe da verlustig

\*) Da das Althd. für das a des gothisch-sanskritischen Suffixes entweder u setzt, oder auch, und zwar im Nom. allgemein, o; so kann man zweifelhaft sein, ob man im Th. UN oder ON ansetzen soll; zu einem aber muß man sich entscheiden, oder auch zwei Themata aufstellen.

gegangen, ungefähr wie das Sskr. *yakan Leber* (Neben-Thema zu *yakrt*) im Lettischen, wo es Pott scharfsinnig wieder erkannt hat, durch den Verlust der ersten Sylbe zu *kenis* geworden ist. Auch erklären wir *s'ati* in *vins'ati* 20, *trins'ati* 30 (Littauisch: *dvideszinti*, *trideszinti*) etc. für eine Verstümmelung von *das'ati* aus *das'an io*, und *s'ata-m* hundert für entartet aus *das'ata-m*. Es kann darum gar nicht befremden, wenn wir *s'van* zu *das'van* herstellen und den Hund vom Beissen benannt wissen wollen. Da es nun, um zu unserem *ando* zurückzukehren, im Althd. kein Suffix DUN oder DON giebt, so müssen wir ANDUN in AND-UN zerlegen und AND (auch ANT) als Wurzel anerkennen, die zuweilen noch, wahrscheinlich zur Bequemlichkeit der Aussprache, ein *a* zwischen den Nasal- und T-Laut einschiebt, in welcher Beziehung man aber auch eine ähnliche, wenn gleich auf einem anderen Princip beruhende Einschiebung im Sanskrit vergleichen mag in Formen wie *banag'mi ich breche* von *bang'*.

Der Vf. stellt auch *unnan favere* unter die Wurzel AN; wir leugnen nicht, daß es damit verwandt sein könnte, glauben aber, daß, wie die Sachen vor uns liegen, man dem Germanischen eine Wurzel ANN zugestehen darf, die auslautend und vor Consonanten einen ihrer beiden Nasale aufgiebt; sie stimmt darin mit der Wurzel CHANN, Goth. KANN *wissen* überein, über deren doppeltes *n* ich anderwärts Auskunft zu geben versucht habe (Vergl. Gr. S. 123).

Da im Althochdeutschen nach Verschiedenheit der Quellen sowohl die sämtlichen Vocale als auch die Consonanten eines und desselben Organs (Tenues, Mediae, Aspiratae) gar vielfach mit einander wechseln, so daß z. B. S. 76 die Formen *nibu*, *nibi*, *nipi*, *nipa*, *nipo*, *noba*, *nobe*, *nuba*, *nupa*, *nupi*, *nupe*, *nube*, *nib*, *nub* nur verschiedene Schreibarten eines und desselben Wortes sind (wenn nicht, sondern, aus *n + ibu*), so konnte, wenn das zusammen Gehörige auch zusammen abgehandelt werden sollte, unsere gewöhnliche alphabetische Ordnung unmöglich beibehalten werden. Die vom Verf. gewählte Anordnung scheint beim ersten Anblick in mancher Beziehung verwickelt, beruht aber in der That auf sehr reiflicher Erwägung, nur muß jeder der das Buch gebrauchen will, um nicht beim Nachschlagen zu oft Zeit und Geduld zu verlieren, sich recht genau mit dem bekannt machen, was darüber in der Vorrede

S. XXIX ff. gesagt wird. Ueber die Erhaltung oder Verschiebung der germanischen Consonanten im Verhältniß zu denen der stammverwandten Sprachen giebt Hr. Gr. S. VIII ff. höchst schätzbare Beiträge, die ihm zu vielen sinnreichen Wortvergleichen Anlaß geben. Ganz am Tage liegende Verwandtschaften bedürfen hier keiner Erwähnung, wohl aber Vergleichen wie *urfur* (ur-fur) mit Sanskr. *apuns* (a-puns) *Unmann*, *en-nuchus*; die Vergleichung gilt bloß zwischen *fur* und *puns* (S. XVIII), oder wie *lebar Leber* mit Sanskr. *yakrt*. Diese letztere Vergleichung könnte manchem ganz aus der Luft gegriffen scheinen, wenn nicht das Gr. *ἥπαρ* und Lat. *jecur* als vermittelnd zur Seite stünden. Nun hat man es nur noch mit der Vertauschung zwischen den zwei indischen Halbvocalen *i* und *y* (= *j*) zu thun, wobei wir uns jetzt nicht aufhalten wollen. Mehrere von den S. XVII ff. als fraglich aufgestellten Laut-Uebergängen würden wir jedoch lieber ganz unterdrückt haben, weil die zusammengestellten Wörter, die zu der Frage Anlaß gegeben haben, für uns zum Theil aller Beweiskraft entbehren. Dagegen würden wir die Verwandtschaft des *f* mit *m* nicht als *muthmaßlich*, sondern als *zuverlässig* hinstellen, denn da die Nasale leicht mit Mutis ihres Organs wechseln, oder umgekehrt, und so z. B. das Gr. *βροτός* mit *mrtā-s* und *mortuus*, das neutrale Suffix *ματ* mit *man* z. B. *ONOMAT* mit *nāman*, und das Littauische *dewyni neun* mit *navan*, *novem*, *neun* verwandt ist: so zweifeln wir nicht an der ursprünglichen Identität des althd. *fūst* (Th. FUSTI) mit dem Sskr. *mus'ti Faust*, ebenfalls weiblich.

Im Buche selbst giebt der Verf. bei jedem aufgeführten Worte zuerst die Ableitung, wenn sie nicht durch die Stellung des Wortes unter einer Wurzel von selbst einleuchtet, dann die entsprechende Form im Gothischen oder anderen germanischen Dialekten, die zuverlässigen oder mehr oder weniger wahrscheinlichen Schwesterformen der älteren stammverwandten Sprachen, die verschiedenen Schreibarten nach Verschiedenheit der Quellen; bei Substantiven, Adjectiven und Pronomina die sämtlichen Casus, und bei Verbis die Tempus- und Modusformen, die sich in den erhaltenen Denkmälern nachweisen lassen, mit zahlreichen Belegstellen zur Aufklärung von Bedeutung und Gebrauch vorzüglich der Verba. Die Grammatik ist somit in diesem Werke ganz vollständig enthalten, und in Bezug auf Dialekt-Unterschiede übersichtlicher, als dies bei der in Gram-

matiken üblichen Methode der Fall ist. Wir wählen als Probe absichtlich ein im Althochdeutschen nur sparsam erhaltenes Wort, welches zwar aus diesem Grunde von dem bei vielen anderen Wörtern sich zeigenden Reichthum an Formen und Belegen keinen Begriff geben kann, aber doch die Methode des Verfs. anschaulich machen wird. Wir erlauben uns einige Einschaltungen eingeklammert beizufügen, und unterdrücken daher die Klammern des Verfs. „ohso (S. 140, Thema OHUN oder OHSON) — Sskr. uks'an (Nom. uks'ā) von vah, Lat. veh-o Gr. ὄχ-έω, also ohso und wagan zu einer Wurzel, Goth. auhsn (Th. AUHSAN Nom. auhsa \*), Nord. oxi, Angels. oxa, Litt. jautis (ich rechne das Litt. nicht hierher, sondern mit Pott zur Wurzel ju binden, vgl. jumentum). In l. sal. III. 11 steht schon si quis bovem furaverit. *malb. ocxino* — eod. paris. 252 — läßt auch in l. sal. III. 2. die Glosse *öchsaïora*, in cod. paris. 252. *ocsteorci* sich aus ohso und stior erklären? — M. Ochse, bos. Nom. ohso. Ib. Rd. Rb. T. 110. Sg. 242. Mcp. oxso. Is. 9, 4. — ochse Wn. 460. — Ac. ohson. T. 103. ohsen. Mcp. — N. Pl. ohsun. C. Rb. ohsen. Fr. G. ohsono. (Sskr. uks'an-ām) Rb. T. 125. Ac. ohsun N. II."

S. 176 wird das indische Feuer agni, Lat. ignis, Litt. ugnis mit unserem deutschen *Ofen*, Althd. ofan (Th. OFANA), Gr. ἵππος zusammengestellt, wie denn Feuer und Ofen gewiß zusammengehören; ihre wahrscheinliche sprachliche Verwandtschaft aber könnte ohne das Goth. auhsn (Th. AUHNA wo nicht AUHNI, welchem der erhaltene Acc. auhn ebenfalls angehören könnte) kaum geahnet werden, nun aber beruht sie auf dem bekannten Wechsel zwischen Gutturalen und Labialen (ὄχος, ὄππος, βαρύς = Sskr. guru-s für garu-s Compar. gariyas). Die goth. Aspir. für die indische Media ist zwar nicht ganz in der Ordnung, aber doch nicht unerhört, da der Verf. wie mir scheint mit Recht anderwärts hōrs (Th. HÓRA) *Ehebrecher* mit dem gleichbedeutenden Sskr. g'āra zusammenstellt.

S. 177 wird von der Conjunction afar (unser aber)

unter andern gesagt, daß sie wie das Lat. at wahrscheinlich zum Ortsadverbium a \*) gehöre. Wir würden uns hier lieber an das Sanskrit. *apara der andere* gewendet haben; denn in Sätzen wie „er ist nicht groß aber stark“ wird eben durch das *aber* dem was er nicht ist, als *anderes* das was er ist entgegengestellt. Zudem bedeutet afar auch *wieder* und verhält sich so zu dem Sanskr. Schwesterwort wie das Lat. iterum zum Sanskr. itara (Acc. itaram) *der andere*. Wir hätten über einzelne Wörter noch manche Bemerkungen beizufügen, sowohl zur Unterstützung als hier und da auch in Abweichung von den Ansichten des Verfs., müssen dies aber aus Mangel an Raum zu einer andern Gelegenheit versparen, und schließen mit dem Wunsche, daß der Druck dieses, der altdeutschen Philologie wahrhaft zum Ruhme gereichenden Werkes nun ungestört und ununterbrochen seiner Vollendung entgegen gehen möge. Uebrigens ist ein Wörterbuch wie das vorliegende, welches nicht bloß zu gelegentlichem Nachschlagen, sondern zum Lesen und Studium bestimmt ist, für diejenigen, die für Analyse und Geschichte der Sprachen Interesse haben, auch in jedem seiner Theile schon ein Ganzes.

Bopp.

## XLI.

*Lehrbuch der vergleichenden Zootomie. Mit stäter Hinsicht auf Physiologie ausgearbeitet und durch 20 Kupfertafeln erläutert von Carl Gustav Carus. Der zweiten durchgängig verbesserten, umgearbeiteten, vermehrten und mit durchaus neuen Tafeln versehenen Auflage erster und zweiter Theil. Leipzig, bei Ernst Fleischer, 1834.*

Sicherlich hat in Deutschland kein Buch so viel gewirkt zur Weckung der Lust am Studium der vergleichenden Anatomie, als die erste Auflage der Carus'schen Zootomie, in welcher

\*) Ich erkläre den belegbaren Gen. Pl. auhsné, der auch einem Th. AUHSNA oder AUHSNI angehören könnte, aus AUHSAN mit Unterdrückung des a, wie im Sskr. rāg'nām regum von rāg'an und wie im Goth. abné maritorum von ABAN. Die regelmäßige Form wäre auhsan-4, aban-4 (vgl. Mafsmann's Glossar unter aba und auhsa).

\*) Wer mit früheren in dieses Gebiet einschlagenden Untersuchungen nicht bekannt ist, wird schwerlich wissen, wo ein Ortsadverbium a existire; ich würde auch lieber sagen „Pronominalstamm“; einen solchen giebt es im Sanskrit, und es entspringt daraus unter andern a-smai *diesem*, a-smīn in *diesem*, a-tas *von da*, a-d'as *unten*, und ich erkläre aus solchen Pronominal-Wurzeln die ältesten und echtsten Präpositionen und Conjunctionen (vergl. C. Gottl. Schmidt's treffliche Schrift „de praep. graecis“ und meine Abhandl. über diesen Gegenstand).

der Vf. einerseits das Wichtigste des damals vorhandenen Materials den Leser kennen lehrte, und andererseits den Versuch machte, das Einzelne zu einem wohlconstruirten Ganzen zu verarbeiten. Auf einer Reihe von Kupfertafeln wurden die Hauptformen thierischer Organisation dem Auge vorgeführt. — Dieses Werk nun, das, wie in Deutschland, so auch im Auslande, einer ehrenvollen Aufnahme und Anerkennung sich zu erfreuen hatte, erscheint gegenwärtig, wo bei tieferem Eindringen in die Morphologie des Thierreichs mit sehr erweiterter Kenntniß von den Formen auch die Einsicht in deren Bedeutung eine andere geworden ist, etwas veraltet und mehr historisch wichtig, als für das Studium brauchbar. Daher denn die Nothwendigkeit einer neuen Bearbeitung, „die aber die frühere Form und den früheren Umfang nicht wesentlich überschreiten mußte, wenn sie den dem Buche vom Anfang bestimmten Standpunkt nicht verlieren sollte; also nur das Bedeutungsvolle, das Wichtigste neuester Untersuchungen hinzuzufügen, nur die Fehler, wesentlichsten Auslassungen und Irrthümer der früheren Arbeit zu verbessern, war die immer sehr verwickelte Aufgabe.“

Diese neue Auflage beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht der Literatur für vergleichende Zootomie, welche in Bezug auf Anordnung und Aufzählung vielleicht die weniger bedachte Partie des Werkes ausmacht. Es folgen in einem allgemeinen Theile Andeutungen über Ziel und Zweck aller Naturwissenschaft, dann der Anatomie und der vergleichenden Zootomie. Aufgabe dieser letztern ist es: „nachzuweisen die Geschichte der stufenweise sich vervollkommnenden thierischen Organisation in der Beschreibung und Vergleichung des verschiedenartigen inneren Baues der bedeutungsvollsten einzelnen thierischen Geschöpfe.“ Sie muß belebt werden von der wichtigen Erkenntniß, „daß das Thierreich nur die in Raum und Zeit auseinander gelegte Idee der Thierheit sei, so daß in jeder einzelnen Gattung, ja Art des Thierreiches eine gewisse Seite, eine gewisse Eigenthümlichkeit der Thierheit mit besonderer Entschiedenheit hervortritt und gleichsam als einzelnes Organ im großen Ganzen seine Bedeutung erhält.“ Den Unterschied zwischen Pflanzen- und Thierwelt will der Vf. nicht zu schroff und unbedingt aufgefaßt wissen, denn eben so wenig, als diese Organismen etwas total Verschiedenes sind von dem Organismus der Erde und der Gestirne, eben so wenig ist auch der Organismus der Pflanze etwas absolut Verschiedenes von dem des Thieres; beide unterscheiden sich nur durch ein mehr und weniger, durch ein so oder so potenziert-sein gleicher Elemente; ja es giebt eine ganze Reihe organischer Phänomene; in welchen Pflanzen- und Thiernatur noch so wenig geschieden sind, daß der am Ende doch nur conventionelle Name von Thier oder Pflanze ihnen noch keinesweges unbedingt beigelegt werden kann, sondern daß man am besten thut, dieselben unter dem Namen der ursprünglich lebendigen oder Protorganismen in einem Mittelreiche zwischen Pflanzen- und Thierreich zusammenzufas-

sen. — In Betreff der Anordnung und Eintheilung des Thierreiches ist der Vf., die genetische Methode befolgend, seinen frühern Ansichten treu geblieben. Eithiere, Rumpfthiere und Kopfthiere sind die drei größten Kreise des Thierreiches. Verwandtschaft zu dem und Anklang von dem, was aufwärts oder abwärts liegt, begründen die Ordnungen und Sippen.

Der erste Theil der vergleichenden Zootomie umfaßt die Geschichte der zur animalen Sphäre gehörigen Organe und zwar 1) die Geschichte des Nervensystems, 2) die des Skelets, 3) der Bewegungsorgane und 4) der Sinnesorgane. Etwas kurz ist in Verhältniß zu den übrigen Theilen die Geschichte des Nervensystems abgehandelt. Auffallend war es uns zu finden, daß der Vf. (S. 41) annimmt, die Bauch-Ganglienkette der Würmer habe „für diese Thiere dieselbe Bedeutung, wie für den menschlichen Körper Rückenmark und sympathischer Nerv zugleich.“ Der auch vom Vf. als solcher anerkannte sympathische Nerv der Eingeweide bei den Insekten (s. S. 47) ist bei mehreren Würmern: Hirudo, Amphinome, Aphrodite und bei Crustaceen ebenfalls nachgewiesen. — Am ausführlichsten und trefflich in aller Rücksicht ist die Geschichte der Entwicklung des Skelets in der Thierreihe abgehandelt. Eben so läßt die Geschichte der die Bewegung vermittelnden Gebilde nichts zu wünschen übrig. Unter der Aufschrift: „Organe, welche den Uebergang von den Bewegungsorganen zu den Sinneswerkzeugen bilden“, wird hierauf von den elektrischen Organen und den Leuchtorganen gehandelt. Bei Darstellung der Geschichte der Sinnesorgane sind die neuesten Untersuchungen berücksichtigt.

Der zweite Theil des Werkes behandelt die Geschichte der zur vegetativen Sphäre gehörigen Organe. Sein erster Abschnitt umfaßt die Organe, welche der Vermittelung individueller Reproduction bestimmt sind. Hier werden zunächst die Verdauungswerkzeuge trefflich dargestellt. Alsdann gelangen wir zu den Athmungs- und Absonderungswerkzeugen: Hautorgan, Athmungs- und Stimmorgane, Absonderungswerkzeuge. Die dritte Abtheilung begreift das Gefäßsystem, das vielleicht etwas specieller hätte behandelt werden können. Namentlich vermissen wir die Beachtung der von Davy, Martin St. Ange und Weber gemachten wichtigen Beobachtungen über das Herz der Amphibien. Der zweite Abschnitt des zweiten Theiles umfaßt die Geschichte der die Reproduction der Gattung vermittelnden Gebilde, so wie der Entwicklung einzelner thierischen Organismen selbst. — In einem kleinen Anhang ist vom Zergliedern und Präpariren der Thierkörper die Rede. — Die ganz neu gearbeiteten Kupfertafeln zeichnen sich durch Treue und Sauberkeit aus; in der Auswahl darzustellender Gegenstände hat der verehrte Vf. die größte Umsicht bewiesen. So ist denn diese neue in jeder Rücksicht verbesserte Auflage der Carus'schen Zootomie zum Studium Jedem zu empfehlen, der sich eine Uebersicht der bisherigen Leistungen auf dem Gebiete dieser Wissenschaft verschaffen will.

№ 41.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

März 1835.

XLII.

**Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum. Conspectus astronomiae Aegyptiorum mathematicae et apotelesmaticae. Pantheon Aegyptiacum sive Symbolice Aegyptiorum astronomica. Observationes Aegyptiorum astronomicae hieroglyphice descriptae in zodiaco Tentyritico, tabula Isiaca sive Bemina, Monolitho Amosis Parisino, Sarcophago Sethi Londinensi, Sarcophago Ramessis Parisino, papyrisque funeralibus, annis 1832, 1693, 1631, 1104 a. Chr.; 37, 54, 137 p. Chr. cum corollaris chronologicis, historicis, mythologicis, philologicis, exegeticis, astronomicis et palaeographicis. Lexicon Astronomico-Hieroglyphicum cum permultis figuris hieroglyphicis impressis. Accedunt index universalis atque tabulae X lithographicae cum colorata tituli. Lips. 1833. Barth. 445 S. 4. Auch unter dem Titel: Beiträge zur Kenntniß der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft; und: Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten ☿ ♀ ☼ ♂ ♃ ♄ am 7. September des Jahres 3446 vor Christus, angeblich zu Ende der Sündfluth, wahrscheinlich nach eigenen Beobachtungen Noah's. Erste Grundlage zu einer wahren Chronologie und Culturgeschichte aller Völker. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig 1834. Barth. Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.**

48 S. 4. Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft \**).

Als Rec. im April 1833 die Erscheinung des ersten Bandes des Rosellinischen Werkes über die Denkmä-

\*) Der augenblickliche Mangel an koptischen Lettern, welchem jedoch durch die Liberalität der hiesigen Akademie der Wissenschaften binnen kurzem abgeholfen sein wird, zwingt den Rec., sich des lateinischen Alphabetes zur Darstellung koptischer Worte zu bedienen, wie dieß auch schon früher Wilh. v. Humboldt in seiner Abhandlung über vier löwenköpfige Bildsäulen des hiesigen Antikenkabinetts (*Abhandl. der Berl. Akad. hist. phil. Cl.* 1825) aus gleichem Grunde, und Bopp, bei dem Beginne seiner Forschungen über das Sanskrit, in Ermangelung erforderlicher Lettern, zu thun genöthigt waren. Da jedoch Rec. in Bezug auf die Bezeichnung der koptischen Buchstaben von der Darstellung des zuvor erwähnten großen Sprachforschers in einzelnen Punkten abweichen dürfte, so möge es ihm erlaubt sein, hier einige Worte über das koptische Alphabet beizufügen. Es ist im Wesentlichen das griechische, dessen 24 Lautzeichen von den Aegyptern angenommen wurden, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie das  $\gamma$  und das  $\varsigma$  (so bei ihnen genannt) nur als Zahlzeichen gebrauchten, indem beide Laute bei ihnen fehlten (vergl. Zoëga *de usu et origine obeliscor.* p. 436. *La Croze Gramm.* p. 5). Zu welcher Zeit dieß geschehen sei, ist ungewiß. Nach *La Croze* (*Thes. epist.* 1742, *Tom. III. ep. 13. p. 23*), *Georgi* (*Fragm. Evangel. S. Johannis etc.* p. XLIII folgd.) u. a. geschah es schon unter Psammetichus, was durch die Inschrift von Rosette und die demotischen Papyrusrollen widerlegt wird, eben so wie die Ansicht von *Montfaucon* (*Palaeogr. gr.* p. 313), *Jablonski* (*Pantheon Aegypt. II.* p. 50), *Valperga Caluso* (*Litterat. Copi. rudiment.* p. 14), daß es unter den Ptolemäern geschehen. Nach *Zoëga* (a. a. O. p. 437), der sich auf die bekannte Stelle des *Aristides* stützt (*Aegypt. Tom. II. p. 360 Jebb*; vergl. *Champollion L'Égypte sous les Pharaons, Tom. I. p. 33* folgd.), daß den Griechen die Eigenthümlichkeit und geringe Ausdehnung ihres Alphabetes Schwierigkeiten bei der Darstellung ägyptischer Worte in den Weg legte, und *Quatrenière* (*Recherches crit et hist. sur la langue et la lit-*

ler Aegyptens und Nubiens in diesen Jahrbüchern anzeigte, versuchte er übersichtlich den Gang anzudeuten, welchen die Entzifferung der Hieroglyphen seit der Entdeckung der phonetischen Charaktere durch *Champollion* genommen hatte, ohne daß ihm der Raum damals gestattet, näher auf dasjenige System einzugehen, welches sich mit dem *Champollions* im schneidendsten Widerspruche befand — ich meine das von *Seyffarth* aufgestellte *kalligraphische*. Zwar hat es der Urheber in seinem neuesten Werke, welches uns zur Beurtheilung vorliegt, gänzlich verworfen, und ein anderes an dessen Stelle zu setzen versucht, das sich näher an die unabweisbaren Entdeckungen<sup>\*)</sup>, welche die neueste Zeit auf diesem Gebiete hervorgebracht hat, anschliesst: da er

*térature de l'Égypte* p. 20), welcher sich auf eine Stelle des *Capitolinus* bezieht (*Gordian. p. 165. Salm.*), geschah es vor dem Anfange des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, eine Annahme, die sich gewiss nicht weit von der Wahrheit entfernen wird. Genug, das griechische Alphabet ging nach Aegypten über, und zwar mit der Aussprache des *Itacismus*, weshalb wir den koptischen, dem  $\eta$  entsprechenden Buchstaben, stets durch  $\epsilon$ , zum Unterschiede von dem  $e$ , bezeichnen wollen. Das  $\beta$  ist aus demselben Grunde durch  $v$  wiedergegeben, und zum Unterschiede des  $\omega$  und  $o$  sind die Bezeichnungen  $\bar{o}$  und  $\circ$  eingeführt worden. Die Buchstaben, welche hinzugefügt worden sind, um die fehlenden Laute zu bezeichnen, sind das *fei*, das hebräische  $\text{פ}$ , welches durch *f*, das *chei*, das hebräische  $\text{ח}$ , welches durch *chh*, zum Unterschiede von dem  $\chi$  (*ch*), das *schei*, das hebräische  $\text{ש}$ , welches durch *sch*, das *dfenga*, welches durch *df*, das *skimma*, dem dänischen *sk* entsprechend, welches durch *sk*, das *tei*, welches durch *ts* (ohne Punkt über dem *i*), und endlich das *kori*, dem hebräischen  $\text{ק}$  entsprechend (der *spiritus asper* der Griechen), welches durch *k* dargestellt werden soll. Das Zeichen  $\tilde{a}$  bedeutet den dem hebräischen *Schwa* in der koptischen Sprache entsprechenden Accent. Wie wenig diese Bezeichnungsweise das koptische Alphabet vollständig wiederzugeben im Stande ist, kann niemand besser als Rec. fühlen.

\*) Für die Zweifler, deren es noch immer eine große Anzahl giebt, verweise ich auf Auctoritäten, wie *Wilk. v. Humboldt* (*Abhandl. der Berl. Acad. 1825. histor. philol. Kl. S. 146*) und *Niebuhr*, welcher die Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen, ihren Werth und Einfluß erkennend, als die schönste unseres Jahrhunderts bezeichnete. Vergl. *Bunsen, Sur l'état actuel de quelques-uns des travaux entrepris par l'institut archéologique de Rome. Paris 1834, 8. p. 93.* Beachtungswerth sind die Bemerkungen, welche *Bunsen* p. 83 — 95 über die Forschungen *Rosellini's* mitgetheilt hat.

aber behauptet (p. 367), daß sein jetziges System sich von seinem früheren nur in unwesentlichen Nebendingen unterscheide, eine Behauptung, die, wie wir darzuthun hoffen, sich weit von der Wahrheit entfernt, so wird es nothwendig sein, einen Blick auf seine früheren Forschungen zu werfen und so zugleich jene oben erwähnte frühere Darstellung zu ergänzen. Ref. wird sich vorzugsweise auf denjenigen Theil der vorliegenden Arbeit beschränken, welcher die Entzifferung der Hieroglyphen betrifft oder mit ihr in näherer Verbindung steht; da er die Ueberzeugung hegt, daß nur von einer richtigen Deutung der einzigen von der einheimischen Litteratur Aegyptens auf den Denkmälern übriggebliebenen Fragmente jede fernere Untersuchung über die Alterthumskunde des Nillandes abhängig ist; ohne daß er jedoch die Grundlage, auf welcher *Seyffarth* sein wunderliches Gebäude aufgeführt hat, und die abstrusen Resultate gänzlich mit Stillschweigen übergehen wird, zu denen er gelangt zu sein glaubt. Die Wunderlichkeit der letzteren möchte allein schon genügen, jeden besonnenen Kritiker vor diesem Prokrustesbette zu warnen, und es möchten überhaupt manche sich finden, die eine Widerlegung solcher Behauptungen, wie die von *Seyffarth* aufgestellten sind, für überflüssig erachten dürften: aber Leichtsin und Anmaßung bedürfen ernster Zurückweisung auf einem so wenig angebauten Felde, als das der ägyptischen Alterthumskunde noch immer ist, damit die ersten Anpflanzungen nicht von der Hand jedes Eindringlings zertrümmert werden können. Und als einen solchen müssen wir *Seyffarth* bezeichnen, welchen *Spohn's* Tod in einer unglücklichen Stunde zum Hieroglyphiker und ägyptischen Alterthumsforscher machte, da es ihm durchaus an aller und jeder Art von gründlichen Kenntnissen fehlt, die ihn hierzu auch nur einigermaßen befähigen könnten. Eine Behauptung, wie die vorstehende, bedarf vollgewichtiger Beweise, und Rec. glaubt sie in nachfolgender Beurtheilung der neuesten Leistungen *Seyffarth's* zu liefern. Vielleicht wird endlich der Nimbus zerstreut, welchen der Leipziger Gelehrte durch eine Fülle von Citaten und anderweitigen Kunstgriffen um sich her zu verbreiten gewußt hat, vielleicht endlich die Nichtigkeit in ihren ganzen Blößen nach Abziehung der erborgten Prunktiteln dastehen.

*Fr. Aug. W. Spohn*, leider zu früh am 27. Januar 1823 den Wissenschaften entrißen, hat bei seinen Leb-

zeiten nur die kleine Schrift: *Ueber Hieroglyphen, ihre Deutung und die Sprache der alten Aegypter*, Erstes Fragment, Leipz. 1820 \*) erscheinen lassen, aus welcher über seine Ansichten von der Schrift und Sprache des alten Aegypten Belehrung geschöpft werden könnte. Sein Freund, *Gustav Seyffarth*, übernahm nach seinem Dahinscheiden die Herausgabe der von ihm hinterlassenen, die Ägyptische Alterthumskunde, besonders die demotischen Schriftdenkmäler betreffenden Papiere und die weitere Fortführung des von ihm begründeten Systemes. Im Jahre 1825 erschien zu Leipzig der erste Theil des Werkes: *De lingua et literis veterum Aegyptiorum cum permixtis tabulis lithographicis literas Aegyptiorum tum vulgari tum sacerdotali ratione scriptas explicantibus atque interpretationem Rosettanae aliarumque inscriptionum et aliquot voluminum papyraceorum in sepulcris repperitur exhibentibus. Accedunt grammaticae atque glossarium aegyptiacum. Edidit et absolvit G. Seyffarth.* 4. Erst der zweite, 1831 erschienene Theil brachte eine Darstellung der Grundsätze, nach denen *Spohn* zur Entzifferung der demotischen Schrift gelangt war, nebst den unentbehrlichen Tafeln, welche — zwölf an der Zahl — höchst genaue Nachbildungen der Originale der von *Spohn* erklärten Schriftdenkmäler darstellen. Wenn auch der Herausgeber selbst zugesteht, daß *Spohn* mannigfache Irrthümer in Deutung der Charaktere, Erklärung der Worte u. s. w. begangen habe \*\*), so müssen wir doch mit ihm dem Ur-

heber dieses Systemes die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, unabhängig von *Young*, *Champollion* und *Kasegarten* und gleichzeitig mit ihnen, das Wahre viel gefunden hat, und deshalb verdient, neben den ersten Begründern der Kenntnisse von ägyptischer Sprache und Schrift genannt zu werden \*).

Die bisher erwähnten, von *Seyffarth* herausgegebenen Papiere *Spohn's* beschäftigten sich fast ausschließlich mit der demotischen Schrift. Wenig war von ihm für die hieratische, fast nichts für die Hieroglyphen gethan worden. In demselben Kreise bewegen sich noch *Seyffarth's Beiträge zur Kenntniß der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten* Heft I. mit IV lithographirten Taf. Leipz. 1826, 4., welche sich vorzugsweise mit den Papyrusrollen der Berliner Bibliothek beschäftigen. Aber als entschiedener *Gegner Champollion's* und Begründer eines neuen Systemes der ägyptischen Hieroglyphenkunde trat er in dem mit großer Pracht ausgestatteten Werke auf: *Rudimenta Hieroglyphica. Accedunt explicationes speciminum hieroglyphicorum, glossarium atque alphabetum. Cum XXXVI. tab. lithogr.* Lips. 1826, 4. \*\*). Er unterschied vier von einander abweichende Systeme oder Methoden, nach denen bis dahin die Entzifferung der Hieroglyphen unternommen worden war: die *Symbolik*, nach der den einzelnen Zeichen einzelne symbolische Bedeutungen untergelegt werden können (*Kircher*); die *Ideologie*, welche zwar den einzelnen Bildern ebenfalls symbolische Bedeutungen unterlegt, aber erst durch die Verbindung dieser Zeichen und ihre gegenseitige Beziehung die Entstehung von Begriffen erklärt (*Palin* \*\*\*));

\*) Vergl. *Böttiger's Amalthea* Th. I, S. 77—91.

\*\*) Ueber den Vorwurf, welchen man *Spohn* gemacht hatte (s. *Champollion Lettre à M. le duc de Blacas d'Aulps, sur le nouveau système hiéroglyphique de MM. Spohn et Seyffarth.* Florence 1826, 8. p. 6), daß eine von ihm angeblich entzifferte und eine Hymne an den Osiris enthaltende Urkunde nichts anders als ein Kaufcontract sei, vergl. *Seyffarth Brevia Def. Hierogl.* Lips. 1827. p. 6 sqq. *Spohn's* Erklärungsversuch findet sich *De ling. et liter. vet. Aegypt. I. p. 37—43*: die Abbildung des betreffenden Pariser demotischen Papyrus ebend. II. Tab. III. Wie weit übrigens *Champollion's* und *Seyffarth's* Systeme, trotz mancher gemeinschaftlichen Sätze, von einander abweichen, erkennt man, wenn man des ersteren Erklärung sieben nahe mit einander übereinstimmender hieroglyphischer Legenden (*Précis du syst. hiérogl.* Ausg. I. p. 138. pl. VIII. Ausg. II. p. 190. pl. XII. In letzterer ist die Bedeutung einiger Zeichen anders angegeben) mit der von *Seyffarth* aufgestellten (*Rudim. Hierogl.* p. 63 sq.) vergleicht.

\*) Vergl. *Spohn de ling. et litt. veter. Aegypt. I. p. XV. II. p. 31* folg. *Seyffarth Rudim. Hieroglyph.* p. 3. not. 5.

\*\*) Vergl. auch die früher erschienene kleinere Schrift: *de hieroglyphica Aegyptiorum scriptura dissertatio, cum IV tabulis.* Lips. 1825, 4.

\*\*\*) *Analyse de l'inscription en hiéroglyphes de Rosette. Dresde 1804. Lettres sur les Hiéroglyphes. Cassel 1802, 8. Essai sur les Hiéroglyphes. Weimar 1804, 4. Fragmens de l'étude des Hiéroglyphes. Paris 1811, 5 Bd. 12. Nouvelles Recherches sur l'inscription en lettres sacrées du monument de Rosette. Florence 1830, 8.* (Letztere Schrift soll nach anderen, mir minder glaublichen Angaben, von *Graberg de Hemsö* herrühren.) Auch *Palin* fand, gleich dem anonymen Verfasser (*P. Lacour*) des Werkes *Essai sur les Hiéroglyphes égyptiennes* (Bordeaux 1821), auf den hieroglyphischen Denkmälern die davidischen Psalme wieder; nur mit dem Unter-

die *Paronomasie*, nach der die Bedeutung jedes hieroglyphischen Zeichens aus der semitischen Bedeutung desselben erhellt (Sickler \*)); und die *Ikonoprotophonie*, denen er sein eigenes System anreihete, als deren Princip er die *Kalligraphik* betrachtete, indem er annahm, daß die Hieroglyphen, gleich den armenischen Majuskeln, aus Verzierung der schon früher vorhandenen demotischen Schriftzüge entstanden seien \*\*). Als Argumente, auf die er sich hierbei stützte, führte er an, daß dieselben Buchstaben durch verschiedene Bilder ausgedrückt und diese durch verschiedene Zierrathen ausgeschmückt wurden; daß die einzelnen Theile der Hieroglyphen veränderlich seien; daß die verschiedenen hieratischen Buchstaben dieselben, oder wenigstens ganz ähnliche Formen annähmen, als die hieroglyphischen Zeichen \*\*\*). Zur Begründung seiner Ansicht bezog er sich zuvörderst auf die Worte des Herodot (II, 36): *Αλύπτιοι χρώονται γραμμασι διαφόροις καὶ τὰ μὲν αὐτῶν*

schiede, daß er die hebräischen Schriften als Uebersetzungen des ägyptischen Originals ansah, während jener auf den hieroglyphischen Denkmälern nur Uebersetzungen aus der Bibel fand. Merkwürdig ist es übrigens, daß Palin sich als Urheber des Champollion'schen Systemes ansieht, von dem er glaubt, daß es nur aus mißverstandenen Bemerkungen, die er über den tonischen und grammatischen Gebrauch einiger Zeichen gemacht habe, hervorgegangen sei. *S. Nouv. Recherch. p. 17.*

\*) Thoth. Hildburgh. 1819, 8. *Auflösungs- und Erklärungsversuch der zehn hieroglyphischen Gemälde auf einem ägyptischen Mumienkasten u. s. w.* in Oken's Isis 1821. Heft I. Die heilige Priestersprache der alten Aegypter als ein dem Semitischen Sprachstamme nahe verwandter Dialekt aus historischen Quellen erwiesen. Th. I. Hildburgh. 1822. II. ebend. 1824. Vergl. besonders Paulus Anzeige von Sickler's Schrift: *Hermes Hymnus an die Demeter* in den Heidelberg. Jahrb. 1821. No. 35. folgd.

\*\*) Vergl. besonders Rudim. hierogl. Cap. I. §. 8. p. 15 folgd.

\*\*\*) Eine ähnliche Ansicht über das Verhältniß der hieratischen zur demotischen Schrift hatte Zoëga ausgesprochen. *De orig. et usu obeliscor. p. 435* folgd. Grognet hielt die Hieroglyphen für kalligraphisch verzierte Majuskeln des hebräischen Alphabetes (*Bibl. analitic. Napolit. 1810. Tom. IV. p. 346* folgd.) und war also von Seyffarth's kalligraphischem Systeme nicht weit entfernt.

*ἱερὰ, τὰ δὲ δημοτικὰ καλεῖται*, woraus er schloß, daß damals zwar schon die Hieroglyphenschrift bestanden habe, ohne jedoch schon so ausgebildet gewesen zu sein, daß sie eine von der hieratischen vollkommen verschiedene Schreibart gebildet habe. Aber dem Herodot sind die *ἱερὰ γραμματα* unzweifelhaft nichts anderes, als die Hieroglyphen \*), und die hieratische Schrift war ihm entweder unbekannt geblieben, oder er hatte sie aus ihrem wahren Gesichtspunkte als reine Tachygraphie der Hieroglyphik betrachtet und deshalb mit Stillachweigen übergegangen \*\*). Ferner bezog er sich auf die Worte des *Cosmas Indopleustes Cosmogr. p. 161, ap. Montfaucon Collect. nov. Patr. Tom. II.*), in denen es heißt, Moses habe gelernt *γράμματα ἱερογλυφικά, μᾶλλον δὲ συμβόλα γραμμάτων*, womit er eine Stelle des Cassiodorus \*\*\*), verband, in welcher gesagt wird: *Obeliscorum in Circo prolixitates ad caeli altitudinem sublevantur: sed potior Soli, inferior Lunae dicatus est. Ubi sacra praeorum Chaldaicis signis, quasi literis indicantur.* Aus beiden Stellen erhellt nichts anderes, als daß die Verfasser, was von ihnen auch niemand weder erwarten noch verlangen wird, von den Hieroglyphen nichts verstanden haben \*\*\*\*). Auch beruft sich Seyffarth auf Inschriften mit roheren, minder ausgebildeten Charakteren, wie die auf dem Florentinischen Obeliken †), und auf einem von Cailliaud entdeckten und abgebildeten Steine ††), in denen er den Uebergang von der hieratischen zur hieroglyphischen Schrift zu erkennen glaubt.

\*) Vergl. Zoëga a. a. O. p. 431.

\*\*) S. Letronne in *Champ. Précis. Zw. Ausg. p. 384.*

\*\*\*) *Variar. ad Theodoric. reg. III, 51 p. 109 (ed. Paris. 1583).* Vergl. Zoëga a. a. O. p. 30. Bei S. ist die Stelle wahrhaft korrumpirt und nur ganz unbestimmt angegeben. Er citirt Cassiodor. *Chronic. ad Theodor. reg.*

\*\*\*\*) Was hier Stellen, wie *Plato de legg. VII p. 819, h. Diodor. Sic. I, 55. III, 3. u. a. m.* sollen, ist nicht wohl einzusehen.

†) Bei Kircher *Oedip. Tom. III. p. 348.* Vergl. Zoëga a. a. O. p. 84 sqq. p. 599.

††) *Voyage à l'oasis de Thèbes. Tom. III. Tab. III.* Vergl. auch die Abbildung bei Spohn *de ling. et liter. Tab. XI. nr. 2.* mit dem Erklärungsversuche desselben I, p. 48.

(Die Fortsetzung folgt.)



N<sup>o</sup> 42.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

M ä r z 1835.

*Systema Astronomiae, Aegyptiacae Quadripartitum etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntniss der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft*; und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung.)

Dafs aber die Hieroglyphen aus der hieratischen Schrift hervorgegangen seien, nicht umgekehrt, sucht er daraus herzuleiten, dafs verschiedene Hieroglyphen aus Einem Buchstaben entstanden wären; dafs hieratische Buchstaben, die aus mehreren getrennten Theilen bestehen, durch zwei und mehrere verschiedene Hieroglyphen dargestellt, und zwei getrennte hieratische Buchstaben oft durch *Ein* hieroglyphisches Bild wiedergegeben würden. Abgesehen davon, dafs diese Gründe eine richtige Erklärung der Hieroglyphen schon voraussetzen, beruhen sie überdem auf rein subjectiver Anschauung \*). Nach diesem kalligraphischen Systeme unterschied nun S. an den Hieroglyphen drei verschiedene Bestandtheile, aus denen jede einzelne zusammengesetzt ist: die ursprünglichen Züge des hieratischen Buchstabens, welchen die Hieroglyphe ihre Entstehung verdanken soll, die sekundären Linien, welche das Bild abgränzen und bestimmen, und die Verzierungen; obgleich er sich zu der Annahme gezwungen sieht, dafs

häufig der eine oder der andere dieser Bestandtheile weggelassen worden sei. Dieser Umstand, über welchen S. leicht hinwegging, war aber von nicht geringer Bedeutsamkeit. Denn wenn Kalligraphik das Grundprincip der Hieroglyphik, und jeder der drei angegebenen Bestandtheile wesentlich war, so konnte auch keiner derselben beliebig übergangen werden.

Die Unbestimmtheit und Schwierigkeit, welche das *Seyffarth'sche* System darbot, erhellt besonders aus folgenden Sätzen: Es konnten nicht allein Vokale, sondern auch Konsonanten ausgelassen, hinzugefügt, mit andern vertauscht werden; die Auswahl, gegenseitige Stellung, Verbindung, Trennung, Verzierung, Abänderung der hieroglyphischen Bilder war steten Veränderungen unterworfen: kein hieroglyphisches Zeichen hatte nur *Eine* Bedeutung; im Gegentheile gab es nicht wenige, die sechs und mehreren Buchstaben entsprechen konnten. Zu ihrer Unterscheidung sollten sich nach S. die alten Aegypter gewisser diakritischer Zeichen bedienen haben, die seiner Meinung nach von denen, welche die ägyptischen Denkmäler abgezeichnet haben, aus Unkunde übersehen worden. So sollte eine Schlange mit einer Schuppe dem *p*, ohne dieselbe dem *th*, mit der Krone dem *f* entsprechen. Ferner nahm S. eine Metathesis der sogenannten emphonischen, d. h. einem Laute entsprechenden Hieroglyphen an, die sich zuweilen auf eines und dasselbe Wort beschränken, zuweilen aber auch durch zwei auf einander folgende, ja selbst durch entfernter stehende hindurchgehen sollte, und sowohl durch Raumerparniss, als durch Streben nach Eleganz hervorgerufen worden sei. Nicht mindere Unbestimmtheit bedingte die von ihm angenommene Apokope der hieroglyphischen Zeichen, nach der oft so viel Buchstaben ausgelassen werden, dafs ganze Worte mit zwei oder gar nur Einem Zeichen dargestellt wurden \*).

\*) Dies hob auch Champollion mit Recht hervor (*Lettre à M. le duc de Blacas* p. 5): *M. Seyffarth a conçu, pour l'interprétation des textes égyptiens, un système tout-à fait arbitraire et qui, comme celui de Kircher, ne repose sur aucune série de faits positifs et n'est fondé que sur des assertions ou des manières de voir purement personnelles.*

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

\*) Wollte man eine solche Apokope wirklich statuiren, so wür-

Endlich gestattete er der Willkürlichkeit der Schreiber oder Maler und ihrer Phantasie einen bedeutenden Spielraum \*).

Neben den *emphonischen* Zeichen nahm S. noch *symphonische* und *aphonische* an. Erstere sollten solche sein, welche nur in Verbindung mit einem oder mehreren anderen hieroglyphischen Zeichen Buchstaben bezeichneten, und waren nach ihm entstanden, theils aus denjenigen hieratischen Buchstaben, deren einzelne Theile in keinem gehörigen Zusammenhange mit einander standen, oder durch kalligraphische Veränderungen, welche sie erlitten, in mehrere Theile zerfallen waren, theils aus den Hieroglyphen selbst durch Zersplitterung der einzelnen Bestandtheile. Auch hier sollten Vertauschungen, Veränderungen in Bezug auf Lage, Trennung, Verbindung, Auslassung u. s. w. Statt gefunden haben. Die *aphonischen* Zeichen unterschied S. in *imitetische*, wahre Abbildungen des zu bezeichnenden Gegenstandes, *tropische*, wo durch das Bild eines anderen Gegenstandes verwandte Begriffe ausgedrückt wurden, und in *allegorische*, in denen Begriffe durch fremdartige Gegenstände angedeutet, verschiedene Erklärungen zulassen mußten \*\*).

de sie zur Bestätigung der von Goulianoff aufgestellten, von Klaproth vertheidigten akrologischen Hieroglyphen dienen, indem letztere auf diesem Wege aus dem von Champollion vertheidigten akrophonischen Principe hervorgegangen sein könnten. Rec. kann, ohne zu befürchten weitläufig zu werden, hierauf nicht näher eingehen, und muß daher die Entwicklung seiner Ansichten über die sogenannte Akrologie, welche Letronne bei Champoll. *Précis*. Zw. Ausg. p. 393 un *système absurde d'écriture* nennt, auf eine andere Gelegenheit versparen.

\*) Gewiß mit Unrecht. Vergl. Plato *de legg.* VI. p. 66 Bip. οὐκ ἔστιν ὑπεράφους . . . . . κατωτατέιν. P. v. Bohlen, *Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten* (Königsberg 1830. 8.) Th. II. S. 200. Die Stabilität der Formen erhellt schon daraus, daß die Aegypter, um die Hieroglyphen in Ziegelsteine einzudrücken, sich hölzerner Formen bedienten (Mahn, *Lexikograph*, S. 411. Kopp, *Bilder und Schriften der Vorzeit*, II S. 153), gleichwie die Babylonier in Ansehung ihrer Keilschrift (Münter, *Antiquar. Aufsätze* S. 124). Um die Hieroglyphen auf Leder einzupressen, gebrauchten sie metallene Typen. S. Pettigrew *History of Egyptian Mummies* (London 1834. 4.) p. 97.

\*\*) Daß allegorische Hieroglyphen bestehen konnten, selbst bei der Annahme, daß das Grundelement der ganzen Hieroglyphik ein phonetisches war, erhellt aus ähnlichen Bezeichnungsweisen auf Denkmälern und Münzen der Griechen und Römer, denen sie ein Hilfsmittel für die Kunst, zu den

Dies ist eine kurze Darstellung des *kalligraphischen* Systemes \*), wie es der Urheber in seinen Rudimentis Hieroglyphices niedergelegt hat \*\*). Nur im Vorbei-

schönsten und geistreichsten Schöpfungen wurden. Man vergl. Lange's Ideen über die poetische Ansicht der Natur in seinen *Vermischten Reden und Schriften* (Leipzig 1832. 8.) S. 220.

\*) Man vergleiche über dasselbe noch den lobenden Artikel von Jahn in den *Jahrb. f. Philol. u. Pädag.* 1826. Bd. I. Heft I. S. 158 folgd. und die entgegengesetzten Urtheile von Silvestre de Sacy im *Journal des Savans* Octbr. 1827. p. 589 — 604; Pfaff, *Die Weisheit der Aegypter, die Gelehrsamkeit der Franzosen und der Verstand der Deutschen. Zweite Beilage zur Hieroglyphik, worin Bericht gegeben wird, wie Seyffarth den Champollion auf den Kopf stellt*, Nürnberg 1827. 8. (eine Schrift, die S. in seiner Uebersicht der Aegyptischen Literatur seit Entdeckung der Inschrift von Rosette 1799 bis zum Jahre 1834 in den *N. Jahrb. f. Phil. und Pädag.* von Seebode, Jahn und Klotz Bd. III. S. 186 mit Stillschweigen übergangen hat) und dem Verf. des Artikels im *Edinburgh Review* 1827, March, p. 528 — 539. Am entschiedensten spricht sich über das kalligraphische System Jannelli aus (*Fundamenta hermeneutica hierogr. cryptic. veter. gent.* Neap. 1830. 8. p. XVIII): *Systema huiusmodi est evidenter non solum tantum, sed prorsus impossibile. Nam si datae inscriptionis alphabeticæ ignotum est alphabetum, et ignota est lingua, neque a potestate ulla humana intelligi illa potest et explicari. Atque S. de nihilo condidit linguam suam hieroglyphicam, non Copticam, non Hebraicam, non Abyssinicam, non Arabicam, non Chaldaicam, de nihilo eruit mille litteras demoticas et similitudine nihili cum mille schematibus hieroglyphicis confert. Iterum impossibile, quia etsi tum lingua, tum potestus schematum hieroglyphicorum esset data, quum singulis schematibus tribuat S. quatuor, quinque, octo, novem potestates diversas, syngammata fiant omnino indeterminata et indefinita, neque est aliqua potestas humana, quæ ea valeat definire et determinare. Ita si tu vis, ut vocem hanc AMO recepto more intelligam, scio quid dicas: sed si vis, ut in A esset etiam potestas B, C, D, E, in M potestas F, G, H, I, L, in O potestas N, P, Q, R, S, neque ego, neque alius quisvis hominatus inveniri potest, qui vim vocis definiat et certo capiat.* — Auf die Chamische Sprache, welche nach S. den Hieroglyphen zum Grunde liegen sollte, braucht sich Rec. hier um so weniger einzulassen, als S. jetzt die koptische als identisch mit der altägyptischen anerkennt. — Auffallend ist es, daß keiner von denen, die sich in neuerer Zeit durch Forschungen in Bezug auf die ägyptische Alterthumskunde hervorgethan haben, S. System angenommen hat, und daß es nur von solchen gelobt worden ist, denen im Grunde kein Urtheil über dasselbe zustand.

\*\*) S. will durchaus Spohn als den wahren Urheber dieses Systems betrachtet wissen. Vergl. *Rudim. Hieroglyph.* § 2. p. 2 folgd.: *Quod sibi videtur hic libellus rationem tradere, qua hierogly-*

gehen erwähnen wir der Angriffe *Champollion's* gegen dasselbe \*), die eine Vertheidigung von Seiten *Seyffarth's* hervorgerufen haben, in der nur eine kurze Wiederholung und Anpreisung der von ihm befolgten Grundsätze, nicht aber eine wahrhaft gründliche Nachweisung der Richtigkeit seines Systemes zu finden ist \*\*).

Bevor wir zu den Modifikationen übergehen, welche S. mit seinem Systeme in dem vorliegenden Werke vorgenommen hat, müssen wir einen Blick auf das apotelesmatische Prinzip werfen, welches er in dem ganzen Gebiete der ägyptischen Alterthumskunde zu verfolgen gesucht hat. Die astronomischen Kenntnisse der Aegyptier sind unstreitig nicht von der Art gewesen, daß man den Ursprung der Himmelskunde bei ihnen zu suchen hat: ein Satz, welchen schon *Heilbronner* aufstellte \*\*\* und mit überzeugender Klarheit v. *Bohlen* dargethan hat \*\*\*\*). Indem Rec. die genauere Erörterung auch dieses Gegenstandes einer anderen Gelegenheit vorbehält, genüge vorläufig hier die Bemerkung, daß die Bewohner des Nillandes schon deshalb keine großen Helden in der Astronomie gewesen sein können, weil der Horizont Aegyptens dunstig und den astronomischen

Beobachtungen keinesweges günstig ist, wie *Novæ*, der als Astronom der französischen Expedition beigewohnt hat, ausdrücklich versichert \*). Gleich viel, ob die Babylonier \*\*) oder irgend ein anderes Volk Schöpfer der rechnenden Astronomie gewesen, so viel ist sicher, daß selbst dasjenige, was *Herodot* (II, 82) von dem ersten Ursprunge gewisser astrologischer Ideen in Aegypten sagt, nicht einmal die Berücksichtigung verdient, welche auch *Ritter* (*Erdkunde* Th. I. S. 880) dieser Stelle hat widerfahren lassen, am wenigsten aber die Begründung eines Systemes von solcher Ausdehnung begünstigt, als S. dem seinigen gegeben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

### XLIII.

*History of the british Colonies by R. Montgomery Martin. Vol. II. Possessions in the Westindies. London 1834. 8.*

Die Geschichte Westindiens, wie die einer jeden Colonie, läßt sich von zwei Gesichtspunkten aus behandeln, indem man theils die Colonie nur als solche betrachtet, als Trabant des Mutterlandes in ihren Verhältnissen zu diesem, eine Behandlungsweise, die wesentlich statistisch werden wird, theils in ihr den Keim eines sich bildenden freien Staates, eines werdenden Volkes erblickt. Die letzte Art der Betrachtung ist die wahrhaft historische, und ihre Anwendung auf Westindien muß um so interessanter und nothwendiger erscheinen, da so eben die Aufhebung der Slavery in den englischen Colonien erfolgt ist, ein Ereigniß von erstannlicher Bedeutung, das in seinen Folgen unvermeidlich zur gänzlichen Aufhebung des Colonialverhältnisses und zur Selbstständigkeit der Colonien führen muß, freilich in einer von der bisherigen ganz verschiedenen Gestalt. Allein das vorliegende Werk steht noch ganz auf dem ersten Standpunkt; Martin sieht in den westindischen Colonien nichts als Anstalten, dem Mutterlande auf eine bequeme und billige Weise Zucker und Kaffee zu verschaffen, und wie er damit die großen Ereignisse unserer Tage verbindet, werden wir weiter unten zeigen.

*phica scripta legenda sint, id cuius nomini adscribi debeat, tacere, maxime impium et invidiosum esset. Scilicet Spohnus, vir immortalis meriti, omnia praeceparavit, quae ducunt ad intelligentiam etiam hieroglyphicorum. Quodsi concessum ei fuisset, pergere in via, quam ingressus erat, plura Aegyptiorum scripta inspicere, perlegere, inter se comparare, quod mihi contigit, non potuisset, sed debuisset leges etiam invenire, quibus hieroglyphica scriptura constat. Quae quum ita sint, velim has schedas accipiantur tanquam placita Spohni, vel tanquam fructus, qui ex segete eius prodierunt, quem iustitorem literarum Aegyptiacarum veneramus. — Rec. ist aber geneigt zu fürchten, daß Spohn den größten Theil der in Seyffarth's Werken niedergelegten Ansichten und Hypothesen um keinen Preis, als die seinigen anerkannt haben möchte.*

\*) *Lettre à M. le duc de Blacas d'Aulps sur le nouveau système hiéroglyphique de MM. Spohn et Seyffarth. Florence 1826. 8.* (erschien zuerst italiänisch in der *Biblioteca italiana* Oct. 1826.)

\*\*) *Brevis defensio Hieroglyphices inventae a Fr. A. G. Spohn et G. Seyffarth. Lips. 1827. 4. Difesa del sistema geroglifico dei Signori Spohn e Seyffarth. Turin 1827. 8. Réplique aux objections de M. Champollion contre le système hiéroglyphique de MM. Spohn et Seyffarth. Leipzig 1827.*

\*\*\*) *Histor. mathes. univers. p. 67: Omnia de Aegyptiorum Astronomia testimonia fabulosa nominari possunt.*

\*\*\*\*) *A. a. O. Th. II. S. 238—242.*

\*) *Mémoire sur les antiquités de Denderah in den Oeuvres de Volney, Tom. 5. p. 425. (Ideler, Handb. d. Chronol. Th. II. S. 594.), Cuvier, Urwelt übers. v. Nöggerath. Th. I. S. 163.*

\*\*) *Tatian. Orat. ad Graec. c. 1.: ἐκείνων ἀπορομῶν Βαβυλωνιοί, γεωμετρῶν Αἰγύπτιοι. Porphyg. Prolegom. ap. Brandis vol. IV. p. 9, a: τὴν γεωμετρίαν εὐρον Αἰγύπτιοι διὰ τὸ ἀνιόντα τὸν Νεῖλον συγγεῖν τὰ ὁροδίσια αὐτῶν. τὴν δὲ ἀπορομῶν εὐρον Χαλδαῖοι ὡς καθαρὸν οἰκιστὰς εἶρα 'α. s. w. Philo de migrat. Abraham. p. 415. Hoesch. Vergl. meine Anm. zu Aristot. Meteorol. I, 6, 9. p. 393.*

Das Buch zerfällt nach einer sehr oberflächlichen Einleitung, worin von der Entdeckung der Inseln, ihrer Colonisation, der Sklaverei und dergleichen gehandelt wird, in 15 Kapitel, deren jedes die Geschichte einer Colonie umfaßt. Den Anfang macht Gujana, dann folgt Jamaica, und die östlichen Inseln, der Reihe nach von Süden her, den Schluss bilden die Bahama, die Bermuden und Honduras. Das 16te Kapitel und ein Anhang sind statistischen und politischen Inhalts. Jede einzelne Colonie wird von verschiedenen Gesichtspunkten aus behandelt, auf die Geschichte folgen einzelne Bemerkungen, theils geographischen, theils statistischen Inhaltes. Daher zerfällt das ganze Werk in einen historischen, einen geographischen und einen statistischen Theil.

Von diesen ist der erste Theil der schwächste und trotz dem Titel des Buches ganz unbedeutend; der Vf. giebt sogar öfter zu verstehen, daß er ihn für einen ziemlich überflüssigen Zierrath halte. (Siehe p. 162, 354 u. and. Stellen.) Man findet nichts als einzelne Facta, sehr sparsam, dazu ohne Einsicht und Kritik, namentlich aus Bryan Edwards, noch immer dem Hauptwerke für das englische Westindien, gesammelt und durch seichtes Raisonnement verbunden. Daher fehlt es nicht an Fehlern; die erste Geschichte von Barbados (p. 313) giebt alle Mißverständnisse früherer Schriftsteller wieder; die beiden Angriffe von Shirley und Jackson auf das spanische Jamaica stellt Martin in 1605 und 1644 (p. 144) statt in 1596 und 1635; den Frieden von Breda setzt er in 1688 (p. 354), und dergleichen ließe sich viel zusammentragen. Nur die Schilderung der Geschichte des englischen Jamaica macht eine Ausnahme; hier hat Martin theilweise Auszüge aus dem Staatsarchiv, auch andre handschriftliche Nachrichten benutzt, und man findet einige sehr interessante Thatsachen mitgetheilt, aber auch hier ohne allen Zusammenhang.

Dagegen sind die geographischen und statistischen Theile des Buches ganz anders behandelt, und daß der Vf. diese für die Hauptsache gehalten habe, zeigt schon der äußere Umfang, denn im ersten Kapitel nimmt die Geschichte des mit Vorliebe geschilderten Gujanas 4, die übrigen Abschnitte 130 Seiten ein. Was nun die geographischen Theile betrifft, so finden sich allerdings hier und da auch Dinge, die billig Verwunderung erregen; so wird gleich auf der ersten Seite das Centralgebirge von Gujana die Cordilleren genannt, und daß diese sich bis zwei Grad Ost vom Aequator ausdehnen, ist eine Absurdität ohne Beispiel. Dennoch aber kann man mit dem geographischen Theile des Buches im Allgemeinen nicht unzufrieden sein. Der Vf. hat sich nämlich bemüht, zahlreiche Nachrichten zu sammeln und neben einander hinstellen. Er hat dazu die meisten und besten Quellen benutzt, Coleridge und das *Westindia sketchbook* für die östlichen Inseln, *Hillhouse* und *Hancock* für Gujana, locale Schriften, die in einzelnen Colonien erschienen sind (wie bei

Trinidad, Grenada, Honduras), endlich handschriftliche Nachrichten verschiedener Art. An eine wissenschaftliche Anordnung des Stoffes ist freilich nicht zu denken, auch darf man das hier Gegebene keineswegs für erschöpfend halten, dennoch giebt es bis jetzt keine so reiche Sammlung geographischer Thatsachen für die Kenntniß Westindiens, und der wissenschaftliche Geograph wird diesen Theil des Buches wohl benutzen können.

Noch gründlicher und befriedigender sind aber die statistischen Theile des Werkes. Der Vf. hat sich in dieser Hinsicht schon mehrfach versucht; der Titel des Buches nennt seine staatswirthschaftlichen Schriften, und auch aus der Geschichte Westindiens scheint hervorzugehen, daß das Hauptverdienst Martins in der Behandlung statistischer und öconomischer Gegenstände besteht. Daher findet man hier die reichhaltigsten statistischen Data aus den officiellen Quellen der Parlamentsberichte zusammengestellt, und das Ganze bildet eine höchst schätzenswerthe Fortsetzung der trefflichen Sammlungen, welche die schöne Ausgabe der Schriften von Br. Edwards von 1819 enthält. Es wäre nur zu wünschen, daß der Vf. die Resultate dem Leser klarer und bestimmter vor Augen gestellt, und ihm nicht so oft überlassen hätte, dieselben sich selbst zu construiren. In dieser Beziehung hat er das glänzende Beispiel, das A. v. Humboldt in dem *Essai politique sur l'île de Cuba* gegeben hat, lange nicht erreicht.

Was nun die politischen Ansichten des Vf. betrifft, die hierbei recht sehr in Betracht kommen, so gehört er entschieden der Partei an, die Reformen in der Verfassung und Verwaltung will. Daher preiset er die glorreiche Abschaffung der Sklaverei, unterstützt die Forderungen der westindischen Pflanzer um Vermehrung ihrer legislativen Rechte (s. p. 251, 255), und streift für den freien Verkehr und gegen die Zölle auf Colonialprodukte. Dergleichen Ansichten sind nun allerdings von einem gewissen Standpunct aus ganz richtig, allein Martin hat dabei gar nicht begriffen, daß die von ihm gerügten Mängel nicht aus der Nachlässigkeit oder dem bösen Willen der Regierung, sondern einzig und allein aus dem Colonialverhältniß selbst hervorgegangen sind, und mit diesem stehen und fallen werden. Hätte er überhaupt den Begriff einer Colonie recht scharf erkannt, so würde er bei jenen Ansichten in Widersprüche gerathen sein, die auf diesem Wege ganz unaufösbar sind, und sich nur dadurch aufheben lassen, daß man den Zustand einer Colonie mit allen ihren Beschränkungen als einen nothwendigen Durchgangspunkt zu einer höheren Existenz begreift. Bis zu jenem Widerspruche ist Martin aber nicht gekommen; er scheint vielmehr, wie so manche Liberale unserer Zeit, auf der Oberfläche des Stromes fortzuschwimmen, und kramt wohlklingende Phrasen aus, die doch nichts mehr und weniger sind als Phrasen.

Meinicke.

N<sup>o</sup> 43.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

M ä r z 1835.

*Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntniß der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte der alten Aegypter von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft*; und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten ♃ ♄ ♀ ☉ ♂ ♁ ♃ etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung).

Die Ansicht des Rec. über die Astronomie der Aegypter ist in den nachfolgenden Worten enthalten, welche Stühr \*) über die Chinesen und Inder ausgesprochen hat: „Eine gründliche Untersuchung lehrt, daß allerdings die Chinesen und Inder seit sehr alten Zeiten ihren Blick der Beobachtung des gestirnten Himmels und der Erscheinungen desselben zugewendet haben, daß indeß von einem ursprünglichen Zusammenhange und einer ursprünglichen gemeinsamen Quelle der Sternkunde der östlicheren und westlicheren Völker, ja selbst nur der Chinesen und Inder so wenig die Rede sein dürfe, wie davon, daß Chinesen und Inder durch sich selbst in eigenthümlicher Entwicklung ohne fremden Einfluß von Westen her es auch nur zu einer gewissen Art von wissenschaftlicher Ausbildung der Sternkunde gebracht hätten. Ueberall auf der Erde, unter allen Völkern hat man sehr frühe schon angefangen, die Erscheinungen des gestirnten Himmels zu betrachten. Dies ist indeß überall nach sehr verschiedenen Auffassungsweisen geschehen, und es sind dabei, um die Erscheinungen zu ordnen, sehr verschiedene

Verfahrungsweisen in Anwendung gekommen. Anders faßten in ihrer Betrachtung die Chinesen die Erscheinungen des Sternhimmels auf, als die Inder, und anders wiederum als diese die Aegypter, Chaldäer und Griechen. Zu einer eigentlich wissenschaftlichen Ausbildung der Sternkunde indeß, wodurch eine Berechnung der Bewegungen der Himmelskörper möglich wird, ist es erst in Alexandrien gediehen, und die durch Hipparch geordnete Wissenschaft ist auch den Chinesen und Indern zur Quelle höherer Ausbildung ihrer Sternkunde geworden.“ Daß dies auch von den Aegyptern gelte, erhellt schon aus dem einzigen Umstande, daß weder Hipparch noch irgend ein anderer griechischer Astronom jemals auf ägyptische Entdeckungen eingegangen ist, sondern daß er im Gegentheile sich der genauen babylonischen Beobachtungen der Finsternisse bediente und ganz den Chaldäern folgte \*).

Nichtdestoweniger hegt S. die Ansicht, daß ein astrologisches Princip allen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen in dem alten Aegypten zum Grunde gelegen habe und baut zu diesem Zwecke in dem ersten Abschnitte seines Werkes (Heft II) das Gebäude der Apotelesmatik, wie es uns in einzelnen Fragmenten bei älteren und jüngeren Schriftstellern des klassischen Alterthums erhalten sein soll, von neuem auf, und trägt es auf die graue Vorzeit der Pharaonenherrschaft über, welche kaum einen Baum pflanzen durften, ohne Rücksicht auf astrologische Vorstellungen zu nehmen \*\*). Aber bei dem Aufbaue dieses Systems ist er genöthigt, zu den willkürlichsten Hypothesen, zu

\*) Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indern und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung. Berlin 1831. 8. S. 7 folgd.

Jahrb. f. wissenschaft. Kritik. J. 1835. I. Bd.

\*) Ideler, *Histor. Untersuch. über die astron. Beobacht. d. Alten* S. 105 folgd. *Handb. d. Chronol.* Th. I. S. 199–206.

\*\*) Dies dürfte aus den Worten p. 174 folgd. hervorgehen: *Diserte autem tradit Strabo (XVII, p. 610), palmam non nisi in Thebaide crescere; quo innuit, 24, Oecodespotas X sacram esse hanc arborem.* Weil nämlich in der Thebais Diospolis lag.

den gewagtesten Erklärungen seine Zuflucht zu nehmen, und Rec. will an einigen Beispielen, auf die er sich hier des Raumes halber beschränken muß, nachweisen, wie sehr man irren würde, wenn man die Ansicht hegen wollte, daß das, was Seyffarth vorbringt, aus den alten Schriftstellern entlehnt sei, wie falsche Citate, Widersprüche aller Art, Inconsequenzen in der Darstellung, Verstöße gegen die Logik und ähnliche Vergehen auf einander folgen.

Die Herrscher der drei Jahreszeiten (S. 14 § 7.) beruhen nur auf Vermuthung; denn in der Stelle des *Proclus* p. 56, welche S. anführt, ist nur von den Herrschern der Trigonon die Rede. — Aus den Worten des *Laurentius Lydus* p. 87 (S. 19. § 13.): τὸν δὲ τέταρτον [μήνα] κατὰ τὴν τῶν κοίτων φύσιν τῷ τετάρτῳ ἀριθμῷ ἀνέθιντο, τούτῳ Ἀφροδίτῃ ἡ γὰρ τοῦ παντός αἰσθητοῦ φύσις ἐκ τεσσάρων ἐστὶ κοίτων, αὕτη (bei Schow steht αὕτη) δ' ἂν εἴη κατὰ τοὺς φυσιολόγους Ἀφροδίτῃ — folgt nicht, daß ☿ das Dominium der Tetragonon mit ♀ getheilt habe, wie S. annimmt. — Woher hat S. die Horokratores S. 36? Hier führt er als Herrscher der oberen Hemisphäre ☉ auf, während S. 13 ♂ angegeben wurde. S. 40 §. 32., wo des ägyptischen Namens für die Epagomenen *pi abot inkudji*, der kleine Monat, hätte Erwähnung geschehen müssen, konnte die vierte Kolumne, welche angebliche Etymologien der ägyptischen Monatsnamen enthält, füglich weggelassen werden. Etymologien sind nur dann brauchbar, wenn Worte auf bekannte Stammsylben, aus denen ihre ursprüngliche Bedeutung erhellt, zurückgeführt werden: nicht aber, wie dies hier geschehen ist, auf beliebig angenommene Sylben, deren Werth und Bedeutung gänzlich unbekannt ist. So wird *thut* erklärt (denn daß sich die Ueberschrift der Kolumne: *explicatio* nicht bloß auf die beigefügten römischen Monatsnamen bezieht, erhellt aus p. 82 folgd.) durch *thuot*. Was bedeutet dieses Wort? Kann dies Hr. S. angeben? *thot* entspricht dem griechischen *ἐνκαία* (La Croze p. 26). *paopi* oder *paöpi* wird erklärt durch *pa* und *öfi* (erstes heisst *mein*, letzteres *strafen, züchtigen*) oder durch *pa* und *öv*, wovon letzteres den *Salat* bedeutet. Vielleicht ist der Name herzuweisen von *phe* *Himmel* und *ovi* *dursten*, wofür auch *öve* gefunden wird. Im Sahidischen Dialekte steht *pe* für *phe*. Ferner *athör* soll heissen: *ka ts ör*. Aber letzteres ist kein koptisches Wort. Auch Rec. kann keine einiger Maassen genügende Etymologie des Namens *Athyr*

angeben. Doch ist die untrennbare Negation *at* im Anfange des Wortes nicht zu verkennen, und in dem letzteren dürfte man leicht *ri* *Sonne* sehen, so daß das Ganze dem griechischen *ἀνῆλιος* entspräche, etwa *Wolkenmonat* \*). *Choia* soll bedeuten *chä iol*. *chä* oder *cha* heisst *stellen, legen*: aber *iol*? In dem Anfange möchte wohl *chhae*, der letzte liegen und in dem übrigen *höu* *Regen*. *Tövi* zerreißt S. in *ti öve*, was kein koptisches Wort ist. Der Name dieses fünften Monats hängt offenbar mit *tu fünf* zusammen. *Mechir* oder *ämschir* wird hergeleitet von *mohk* und *ör*. Letzteres ist, wie schon bemerkt worden, gar kein ägyptisches Wort, und ersteres bedeutet *Traurigkeit*. Was soll dies zur Erklärung des Monatsnamens? Wir geben die von uns mitgetheilten Andeutungen zur Erklärung einiger Monatsnamen für nichts anderes, als was sie sein sollen, für *Vermuthungen*, von denen jedoch die ersten der Wahrheit ziemlich nahe kommen dürften \*\*): wollen uns aber bei den übrigen nicht aufhalten, obwohl es nicht schwer ist, *bessere*, wenigstens verständlichere und zu einer Bedeutung des Wortes führende Etymologien der Namen zu geben, aus denen S. sich bemüht hat, den in jedem Monate herrschenden Planeten herauszuerkennen. Untersucht man die Namen in dieser Beziehung genauer, so führt folgende Betrachtung leicht auf die Grundlosigkeit der Seyffarth'schen Annahme. Er sagt: *Domini mensium, quamquam ab Herodoto, qui obiter de iis loquitur, non afferuntur, facile tamen eruuntur ex eorum nominibus*. Aus dem Namen *Athyr*, den er, wie schon bemerkt worden, *ka ts ör* schreibt,

\*) Die Wolken kommen im oberen Aegypten nur im Sommer nicht vor. Vergl. *Meteor. veter. Graec. et Roman.* p. 106, besonders die daselbst angeführte Stelle aus *Aristides* Tom. II. p. 339.

\*\*) Man wird einwenden, daß die Aegypter ein bewegliches Jahr gehabt haben, dessen Monate allmählig alle Jahreszeiten durchliefen, und daher von Andeutungen an die atmosphärische Beschaffenheit der einzelnen in den Monat-Namen nicht die Rede sein könne. Aber sicherlich glaubte der Urheber des ägyptischen Jahres sich genau an die Bewegung der Sonne angeschlossen und eine feste Zeitrechnung aufgestellt zu haben. Erst späterhin erkannte man dann die Beweglichkeit, nachdem die Monate sogleich beim Beginne dieser Zeitrechnung jene Namen erhalten hatten. Ich hoffe, daß meine Worte nicht so mißverstanden werden, als ob ich glaubte, daß die Aegypter jemals ein festes Jahr gehabt hätten, wie *Rhode* u. a. annahmen. S. *Ideler, Handbuch der Chronolog.* I. S. 174 folgd.

leitet er nun z. B. her, daß ♂ der herrschende Planet desselben gewesen sei. Aber wenn ein Name heraus zu erkennen ist, so ist es der des Horus ♂, von dem es p. 106 heißt: *Profecto Horus nunc ☉, nunc ♀, nunc ☿, nunc horum possessiones exprimit*, was p. 107 folgd. durch Stellen belegt wird; und p. 194 wird Horus als Name des ♀ aufgeführt, so wie p. 191 unter denen der ☉, und p. 195 unter denen der ♀. Woher ist nun ♂ der herrschende Planet dieses Monats? Die Zeichen des Thierkreises, denen die einzelnen Monate entsprechen, leitet S. aus der Erzählung bei *Plutarch* her (*de Isid et Osirid.* p. 377), daß Isis sich im Monate Paophi schwanger gefühlt und zur Zeit des Wintersolstitiums den Horus geboren habe. In dem Monate, welcher dem Paophi vorherging, im *Thoth*, war sie also noch Jungfrau, folglich entspricht der *Thoth* dem Zeichen der Jungfrau. Anders sind die Worte p. 41 nicht zu verstehen: *Caeterum mensem Thoth respondere signo ny ex eo claret, quod Aegyptii tradunt, Iridem (♄) mense Paophi (♏) se gravidam vidisse, eamque Horum sive ☉ ex solstitio hiberno prodeuntem sub solstitium hibernum peperisse*. Heißt dies aber nicht das alte Aegypten zu einem Tollhause machen? — S. 41 §. 33. Ueber die Planeten, unter deren Herrschaft die 52 Wochen des Jahres gestanden haben, ist nichts bekannt. Also muß S. wiederum zur Konjectur seine Zuflucht nehmen, und zwar scheint ihm die naturgemäße, daß die Planeten in derselben Ordnung herrschten, in der sie auf einander folgten (♄ ♀ ♀ ☉ ♂ ♄ ♄), daß also die erste Woche dem ♄, die 52te der ♀ entsprochen habe. Aber es ist doch nicht wahrscheinlich, daß die erste Woche des nächsten Jahres abermals dem ♄ und die 52te wieder der ♀ entsprochen, sondern daß die Reihe der Planeten im nächsten Jahre mit der ☉ begonnen und mit ♄ aufgehört habe: so daß derselbe Cyklus in je sieben Jahren wiedergekehrt sei, wie auch *Fourier* annahm. — S. 45. Um eine Vermuthung zur höchsten Wahrscheinlichkeit zu erheben, erhält *Plinius* das Prädikat *diligentissimus antiquitatis scrutator*. So heißt *Eusebius* p. 79 zu gleichem Zwecke: *egregius antiquitatis scrutator*; und *Sextus Empiricus* wird gar p. 56 *venerandus Pater* (d. h., wenn ich es recht verstehe, *der hochwürdige Kirchenvater*) genannt! — Auch die in den verschiedenen Tagesstunden herrschenden Planeten sind S. 44 bloß nach Vermuthung angegeben. — Im § 38, S. 45 wird über die Eintheilung der Stunden

in kleinere Zeitabschnitte, Minuten (*ni nau*) und Sekunden (*han eu*) gesprochen, und abermals durch bloße Vermuthung der in jedem einzelnen dieser kleineren Zeitpunkte herrschende Planet angegeben. Wozu nun am Ende des § 37 die Worte: *Caeterum conicere licet, Aegyptios alias quoque diei partes fecisse praeter noctem et diem, trihoria et horas, quas pro more suo diis planetaribus subicerent; praesertim quum eoclypticam in minutis adeo partes dividerint, atque astrorum motus accuratissime cum temporum lapsu cohaereant: sed de his nihil certi a veteribus traditum legitur*. Denn, was in diesen Worten als Vermuthung hingestellt wird, ist in dem folgenden Paragraphen als Gewissheit gegeben; oder ist vielleicht noch eine andere, abstrusere Zeitabtheilung gemeint? — Von S. 58 bis S. 67 ist ein Verzeichniß der einzelnen Planetenattribute gegeben. Wie unkritisch dasselbe aus allen Schriftstellern, die diesen Gegenstand behandeln, zusammengetragen ist, geht aus einigen Beispielen hervor. S. 64 werden unter den *eventus, actus, conditiones* des Planeten ♀ aufgeführt: *liciti et illiciti coitus, adulteria, stupra, coitus*. S. 59 unter *Facultates et affectus animi* des ♄ werden aufgezählt: *malignitas, nequitia, perfidia, visitas*, und so noch eine ganze Reihe einzelner Untugenden. Directe Gegensätze kommen ebenfalls vor, ohne daß die Fälle, unter denen dieselben eintreten können, näher bezeichnet wären; z. B. S. 60: *aquilas, iustitia, ardor crudelitatis, ultionis aviditas*. Wiederholungen sind ebenfalls nicht vermieden. S. 62 werden unter den *eventus, actus, conditiones* des ♂ aufgezählt *gibbosi* und unter der Rubrik: *imperium et patrocinium* finden sich ebenfalls *gibbosi*. Die Diebe gehören zu dem *imperium* des ♄ (S. 60) und zu demjenigen des ♂ (S. 62), ohne daß diese gemeinschaftliche Herrschaft angedeutet worden wäre. Beispiele letzterer Art sind besonders häufig; z. B. S. 62 unter *imperium* ♂: *epar (cum ♄)*, und S. 65 unter *imperium* ♀: *epar* ohne weitere Bemerkung. Die *mercatores* stehen S. 65 unter ♀ und unter ♀ (S. 65 unter *opificia et artes* und S. 66 unter *imperium et patrocinium*): ebenso *oratores* S. 64 unter ♀ und S. 65 unter ♀. Unter der großen Anzahl von Beweisen, mit wie geringer Sorgfalt dies ganze Verzeichniß compilirt worden ist, haben wir nur einige der am meisten in die Augen fallenden ausgesucht, und überlassen es dem Leser diese Beispiele um das zehn- und mehrfache zu vervielfältigen.

Zwar hat der Verf. selbst § 54, S. 67 folgd. einige Bemerkungen und eine Tabelle über die Verwandtschaft und gemeinschaftliche Herrschaft mehrerer Planeten gegeben: aber ohne auch nur einigermaßen auf Vollständigkeit Anspruch machen zu können, die hier vor Allem zu erwarten war. — Dafs die Götter ursprünglich Repräsentanten der Planeten gewesen seien, und auf diese Weise der Uebergang vom Monotheismus zum Polytheismus erklärt werden müsse (S. 55 § 46), sucht S. durch die Uebereinstimmung der ursprünglichen Annahme von sieben Göttern und anderen Behauptungen und mythologischen Dogmen bei vielen Völkern nachzuweisen. Hierbei bedient er sich unter anderen einer Stelle des *Firmicus* (*Astronom.* I, 4. p. 14), wo der Planet  $\zeta$  *habitor rupis Tarpeiae* genannt wird, und schließt daraus, dafs also der kapitolinische Jupiter ursprünglich nichts anderes als der Repräsentant des Planeten  $\zeta$  gewesen sei. Wenn Rec. ihm auch letztere Annahme für den Augenblick nicht weiter streitig machen will, so ist doch so viel klar, dafs aus den Worten eines so späten und abstrusen Schriftstellers (von dem es freilich S. 67 § 54. heifst, dafs er wie alle apotelesmatische Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthumes vor Augen gehabt habe *Aegyptios magistros eosque antiquissimos, immo astronomiae auctores, ut ipsi profiterentur*, wie wohlweislich hinzugefügt wird), der überall bei Erwähnung des Jupiter den Planeten  $\zeta$  zu finden und zu erkennen glaubte, eine solche Schlussfolge nicht gezogen werden könne. Vielmehr ist es glaublich, dafs der Planet  $\zeta$  als Schützer und Beherrscher des Tarpejischen Felsens erst dann angenommen worden ist, als die Astrologie, bei näherer Berührung mit Aegypten, besonders unter den Kaisern, festen Fuß in Rom gefafst hatte. Ursprüngliche Deutung des Kultus war dies sicher nicht. Rec. bemerkt bei dieser Gelegenheit, dafs der Verf. an vielen Stellen seines Werkes die heterogensten Gegenstände nach der seit *Cruzer* besonders in Aufnahme gekommenen Methode zusammenmengt und oft aus einzelnen Annäherungen Schlussfolgen zieht, die er dann als sichere Gewissheit hinstellt. Wir reichten deshalb nicht mit ihm. Wer ein System aufbauen will, sei es ein neues, sei es, um ein verlorenes wiederherzustellen, mufs zu diesen Annäherungen, zu mannigfachen Kombinationen, als einer der reichsten Quellen für seine Vermuthungen, seine Zu-

flucht nehmen: und wenn er dann als positive Gewissheit dasjenige hinstellt, was in seiner Ueberzeugung positive Gewissheit geworden ist, nachdem es ihm gelungen, Harmonie in dem Gebäude durch eine Reihenfolge in einander greifender Konjekturen hervorzurufen, so erkennen wir darin nur die Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes wieder, sich selbst als den Mittelpunkt des Ganzen und die eigene Ueberzeugung als die einzig richtige und wahre zu betrachten; und sind weit davon entfernt, die Täuschungen, denen er wohl selbst unterlegen, als absichtliche und mit Bewusstsein zur Abründung des Systemes hervorgerufene zu bezeichnen. — S. 76 wird gesagt, dafs das Gestirn des Gottes  $\gamma$  der Planet  $\eta$  sei. Aber §. 21, S. 198 folgd. ist dieser Name unter den Benennungen des  $\eta$  nicht erwähnt, auch finden die Worte: *Astrum vero  $\gamma$  est  $\eta$  planeta* durchaus keine weitere Begründung. Die Vermuthung ist aus Vergleichung der Stelle *Act. Apost.* VII, 43. hergeleitet, wo in ähnlicher Beziehung der Gott *Ἑρμῆς* erwähnt wird, welcher, nach der koptischen Handschrift L der Königl. Par. Bibl. (vergl. Seyff. S. 12) *rephan* oder *riphan*, den  $\eta$  bedeutet. — Wie der Verf. sich der Stellen der Alten zur Gewährleistung seiner Behauptungen bedient, geht aus folgendem Beispiele klar hervor. Es heifst S. 77: *Quid dicam de eo, quod Homerus ipse Oceanum dicit lavacrum Deorum, scilicet planetarum, signorum Zodiaci et reliquarum stellarum* (*Iliad.*  $\alpha'$ , 423. Hymn. in Lun. v. 7)? *Quotidie enim sidera caeli ad Oceanum Homericum descendunt eoque lavantur. Annon clarum est, etiam ex Graecorum, quippe ab Aegyptiis doctorum, sententia non esse Deo praeter planetas et Zodiaci partes?* Wenn auch die letzte der beiden angeführten homerischen Stellen allenfalls hieher gezogen werden kann, ob sie gleich nicht anderes enthält, als ein bei den Dichtern aller Völker selbst denen, die an keine Planetengötter glauben, ganz gewöhnliches und nahe liegendes Bild \*\*), was soll in aller Welt hier die Stelle *Iliad.*  $\alpha'$ , 423, wo es heifst:

*Ζεὺς γὰρ ἐς Ὀκεανὸν μετ' ἀμύμονας Αἰθιονῆας  
Χθρὸς ἔβη κατὰ δαίτα — — —*

\*) *Amos.* V, 26. Was unter den übrigen Stellen *Deuter.* II 19. *Hiob* XXXI, 26. 27. *Exod.* VIII, 25. 26. sollen, ist nicht wohl einzusehen.

\*\*) Man vergleiche z. B. die Sage von dem Herthabade bei *Tacit. German.* c. 40.



März 1835.

*Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntniß der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte der alten Aegypter von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft; und: Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung.)

Und nun angenommen, daß an diesen Stellen und überhaupt bei griechischen Dichtern der Oceanus als Bad der Götter bezeichnet wurde, nach welcher Schlussfolge soll hieraus hervorgehen, daß die Griechen keine andern Götter gekannt haben, als die Planeten und die Zeichen des Thierkreises? Könnte man nicht mit Recht die Anführung solcher Stellen *gewissenlos*, die Zulassung solcher Argumentationen *vernunftwidrig* nennen? Und, wie durch Aufdeckung dieser Verfälschungsweise das ganze System über den Haufen stürzen muß, geht aus *Seyffarth's* eigenen Worten hervor. Denn er fährt fort: *Iam haec gravissima sunt. Ab hoc enim argumento* (der Behauptung, daß die Aegypter keine andern Götter gekannt haben, als die Planeten und Fixsterne) *tota pendet explicatio scriptorum astronomicorum, quotquot supersunt, Aegyptiacorum.* — Die Zweideutigkeit der Planetenattribute und Götterbezeichnungen, die Unbestimmtheit in Hinsicht auf die Beziehungen, welche zwischen den Götternamen und ihren astronomischen Bedeutungen obwalten, wird von dem Vf. S. 79 mit folgenden Worten aus dem Wege geräumt: *Theologiam in mysteriis habitam fuisse apud Aegyptios quis est qui ignoret? Atque haec est mysteriorum veterum ratio, ut ambiguitate impediatur novitios atque profanos. Quod egregie exposuit Meyerus, Vir S. V. (Blätter für höhere Wahrheit V p. 113).* Also nur den Eingeweihten

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

sind alle diese Beziehungen klar? Vielleicht gehört der Vf. zu denselben, will aber die Mysterien nicht den Profanen, zu denen wir uns rechnen, mittheilen. Und dann zum Schlusse die hochtrabende Phrase: *Nulla vero est ambiguitas, quin in se ipsa habeat solutionem suam*, was soll sie hier? was bedeutet sie? Ist sie nicht absichtlich in das Gewand des Dunkels gehüllt, damit der Leser den Zahlpfennig für klingende Münze nehmen soll? Es klingt, als ob in diesem Scheinargumente eine Lösung (*solutio*) der Schwierigkeit liegen solle, und — *fato invido carbonem pro thesauro invenimus.* — Besonderen Scharfsinn hat S. an den Tag gelegt, wo er durch sinnreiche Kombinationen dem Labyrinth eine astronomische Bedeutung ertheilt. Aber, wie läßt es sich mit einander vereinigen, wenn er äußert S. 91: *Longum hoc aedificium cum divisionibus suis et caelestibus et geographicis Aegyptiacis, non ab oriente ad occidentem, ut zodiacus pergebat, sed, ut ipsa Aegyptus a meridie ad septentrionem*, und dann weiter unten sagt: *Ergo Labyrinthus imago zodiaci atque Aegypti.* Auch scheint schon darin ein Widerspruch zu liegen, daß es den Thierkreis dargestellt habe und dennoch nur der ☉ heilig gewesen sei. — Was soll ferner zu den Worten: *Hanc ob causam recte veteres iterum iterumque monuerunt, Aegyptiorum deos quosdam ad Nilum ortos esse* das vage Citat *Homer II. 14* in Anm. 75? Uebrigens findet sich in der ganzen Rhapsodie nichts hieher gehöriges. Aber dies ist des Vfs. Art zu citiren. So wird angeführt p. 20 not. 56: *Manilius c. 8. p. 168.* — p. 17. 1. 2. *Manilius p. 170.* vergl. p. 57. not. 26. u. s. w. — p. 4: *Simplicius de caelo Lib. II. c. 46. p. 123. l. 18.* — p. 99: *Lucian. Tox. Hom. Od. k. 277. Op. II, p. 75*, diplomatisch genau! — p. 146: *ut Ovidii locus docet Met. V. f. 5.* — Andere Beispiele unten. Rec. macht sich anheischig, auf jeder Seite des Buches mindestens fünf falsche Citate nachzuweisen, wenn wenigstens acht Citate überhaupt auf

derselben vorkommen. — Zur Erläuterung der astronomischen Eintheilung Aegyptens (S. 92 folg.) bedient sich S. eines alten Monumentes im Turiner Museum. Rec. bedauert über die Richtigkeit der Auslegung gar nicht urtheilen zu können, da S. anstatt eine getreue Abbildung des Denkmals zu geben, es vorgezogen hat, nur eine Darstellung seiner in dasselbe hineingetragenen Erklärung mitzutheilen, wie sich aus den Worten der Anmerkung 79 ergibt: *vide infra Tab. II. No. II., ubi periculum fecimus, 12 singulas Aegypti provincias ad 12 signa referendi.* Man ist also keinesweges berechtigt, in jener Abbildung das zu suchen, was die Ueberschrift erwarten läßt: *Specimen Geographiae Aegypti Mythologico-Astronomicae in altari regii musei Taurinensis repertum*, sondern nur einen Erklärungsversuch *Seyffarth's*. Das Denkmal gleicht in dieser Gestalt dem interpolirten Werke eines alten Schriftstellers. Wie sehr hier noch alles schwankend sei, geht aus Vergleichung dessen hervor, was über dasselbe Denkmal *Champollion* (*Seconde Lettre à M. le Duc de Blacas* p. 111) bemerkt hat. Beide stimmen nicht einmal in Erklärung der Namenskartouche überein; indem ersterer den Namen des Königs *Seth*, letzterer den des Königs *Arthoout* gelesen zu haben meint. Um so nothwendiger erschien eine getreue Abbildung des Monumentes. S. sucht im ferneren Verlaufe die von ihm angenommene Darstellung des Verhältnisses zwischen der Eintheilung Aegyptens in Provinzen und des Thierkreises in Zeichen durch Stellen der alten Schriftsteller zu rechtfertigen und zu bestätigen. Er berücksichtigt die Angaben über Memphis und Theben, welche zunächst lagen, und über die wohl gerade am wenigsten ein Zweifel obwalten konnte, und fügt dann hinzu: *Quae quidem omnia adeo consentiunt cum Geographico Taurinensi, ut vix opus sit, aliarum urbium exempla afferre.* Und doch war es gerade hier von der größten Wichtigkeit, diese Beispiele beizubringen und durchzuführen. Warum verzichtete er den Triumph, sein System durch eine Reihe glänzender Beweise zu bestätigen? Ehe uns die Schuppen von den Augen fallen sollen, müssen wir den Vf. ersuchen, uns mit dieser kleinen Nachlese aus seinem Füllhorne bekannt zu machen. Bei dieser Gelegenheit ein Wort über die ganze Eintheilung Aegyptens nach dem Muster des Thierkreises \*), welche der Vf. bis in

die kleinsten Einzelheiten verfolgt. Ist es denkbar, daß ein Volk so gänzlich seine Selbstständigkeit einer Grille seiner Priester aufopfern könne, wie dies in Aegypten geschehen sein müßte? Zugestanden, daß die Herrschaft der Priester so unumschränkt gewesen, daß sie bei den inneren Einrichtungen allein eine Stimme gehabt hätten, ist es glaublich, daß diese bis in das Kleinliche gehende Eintheilung diejenige so gänzlich verdrängt haben könne, welche nicht sowohl die frühesten Bewohner des Landes, als der Gang der Verhältnisse geschaffen und bedingt hatte? Und wie war, fragen wir, überhaupt ein so verwickeltes System ausführbar? Ja, was noch mehr sagen will, seine Entstehung selbst ist unerklärbar. Sie setzt die vollkommene Ausbildung jenes apotelesmatischen Systemes voraus, was sicherlich nicht das Werk eines Augenblickes, sondern einer langen Reihe von Jahren und Jahrhunderten war. Dies vorausgesetzt, wie ist es denkbar, daß der Kultus einzelner Gottheiten an Orten, die als Handelsplätze und eben durch diesen an die Oertlichkeit geknüpften Kultus eine hohe Wichtigkeit erlangt hatten, wie dies *Heceren* so überzeugend dargethan und entwickelt hat, durch die Laune eines Systemes, wenn auch nur allmählig unterdrückt worden sei, um dem irgend einer anderen, dem Systeme zufolge an diesen oder jenen Ort hingewiesenen Gottheit Platz zu machen? Vielleicht aber bestand diese ganze Eintheilung nur theoretisch, in den Köpfen der Priester, ohne jemals praktisch in Ausführung gebracht worden zu sein; vielleicht war sie nur ein Theil des astrologischen Systemes zur Berechnung der Nativitäten und anderer Ereignisse; vielleicht glich sie der Eintheilung nach natürlichen Gränzen, wie sie in unseren neueren Geographien dargestellt ist, die, wenn auch in der Natur vorhanden, doch von den Völkern selbst nicht beobachtet und berücksichtigt werden! vielleicht war sie ein Gegenstand des Kultus geworden, als die Priesterkaste sich zur Einheit der Idee erhoben hatte? Alles dies, wenn es auch allenfalls annehmbar wäre, stimmt nicht mit des Vfs. Ansichten überein, der von einer durchgreifenden Ausführung bei allen vorkommenden Gelegenheiten spricht. Aber hierin, wenn es sich um die Annahme von etwas mehr, als einer künstlich systematischen Eintheilung handelt, müssen wir bestimmt

ein apotelesmatisches Princip hervor, welches bei der Eintheilung befolgt worden wäre. Vergl. *Champollion, L'Égypte sous les Pharaons, Tom. I, p. 70.*

\*) Aus der Hauptstelle bei *Diodor. Sicul. I, 54* geht nichts für



dem Vf. widersprechen, indem uns die Möglichkeit einer solchen wirksam in das Leben eines ganzen Volkes eingreifenden systematischen Grille (und weiter war sie denn doch am Ende nichts) nicht einleuchten will. S. geht so weit, daß er die einzelnen Nomen als durchaus von gleicher GröÙe, die Abstände der gröÙeren Städte als vollkommen gleich annimmt (S. 96) und sich in dieser Beziehung auf *Herodot* II, 109 bezieht, wo nichts von dem steht, was er gefunden haben will, daß sich nemlich die Eintheilung in Nomen auf geometrische Vermessungen gegründet, sondern nur daß jeder Einwohner des Landes gleiche Antheile Landes zugemessen erhalten habe. Was S. noch hinzufügt: *Hoc autem per se intelligitur, in maximis Aegyptiorum urbibus et dominum aliquem signi vel provinciae, et Decanum aliquem vel Nomarchum cultos fuisse. Quod veteres etiam testantur*, — hätte wohl verdient durch einige Beweistellen belegt zu werden. — In seinen Etymologien ist der Vf. überaus unglücklich, wie Rec. schon oben an einigen Beispielen nachgewiesen hat. Wir könnten als ferneren Beleg die Zergliederung der Namen der ersten ägyptischen Herrscher, welche *Manetho* angiebt, anführen, die er auf die Planeten zurückzuleiten versucht (S. 83): müssen uns aber der Kürze halber auf einige andere, weniger Raum erfordernde Beispiele beschränken, aus denen zugleich erhellt, wie der Vf. der koptischen Sprache nur in sehr geringem Grade mächtig ist. Er leitet S. 81 *Ἐμῆς* von *er—mai, mi, mī, purum, verum esse*, oder von *ör* und *mao* (*auro abundare*) her. Aber das Wort *mao* ist Rec. gänzlich unbekannt. *Ueberfluß haben* heißt entweder *schau* oder *er—huo*. Rec. kann, wenn es sich um eine etymologische Deutung handelt, in dem *Ἐμῆς* nur den gerechten *Horus ör—mī* erkennen. Das lat. *Sol* soll nach S. aus *siu Stern* u. *li* oder *la*, dem memphitischen *ri* oder *ra*, die *Sonne*, bestehen. Und doch sagt Seyff. S. 80: *De nominibus Deorum Aegyptiacorum Jablonskius disputavit in Pantheo suo, quorum multa nimis incerta esse videntur: certiora infra afferantur!* Als Name der ♀ wird S. 11 not. 40 angegeben *surot* oder *surōth*, was durch *Stern des Bären* erklärt wird. Der Bär heißt koptisch *laboi* [*Klaproth, Examen crit. des travaux de M. Champollion*. Paris 1832, 8. p. 117) oder *tarex* nach *Zoëga, Catal. Cod. Copt.* p. 530, wovon letzteres nach der sinnreichen Ableitung *Klaproth's* mit dem griechischen *ταράσσειν* und *ταράξ* zusammenhängt, also jedes Raub-

thier bezeichnen kann. Da *rōt* dem griechischen *ἐπανάλλειν* entspricht (Ps. LXIV, 10), so möchte wohl *surot, surōth, [surōt]* geradehin *Morgenstern* bedeuten, wofür sich Ps. CIX, 3 der Ausdruck *psisū ante hanatoui, ἀστὴρ τοῦ πρωῒ* findet \*). *djiri* scheint nicht für sich allein eine *Stele* bedeutet zu haben, was S. p. 4. not. 22 annimmt, wie aus dem Ausdrucke *djiri änschhai* erhellt (*Exod. XXIII, 24*).  
(Die Fortsetzung folgt.)

#### XLIV.

*Die Metrik der Griechen und Römer. Ein Handbuch für Schulen und zum Selbststudium von Dr. Eduard Munk, Inspector der Kön. Wilhelmsschule zu Breslau. Glogau und Leipzig, in der Verlags-handlung von Carl Heymann. 1834.*

Als noch vor Ablauf des vorigen Jahrhunderts Gottfried Hermann die Metrik zuerst als selbstständige philologische Disciplin einführte, und besonders in den *Elem. doctr. metr.* ausführlicher darzustellen versuchte, regte er nicht sowohl ein speciellcs Interesse für dieselbe auf, das zu einer selbstständigen Begründung und Weiterbildung ins Einzelne hätte führen können, als er vielmehr durch die reichen Mittheilungen scharfsinniger und geistvoller Vorschläge zur Wiederherstellung der alten Dichter umgestaltend auf die Kritik dieser zu wirken begann. So bedeutend, ja gewissermaßen Epoche machend diese Leistung Hermanns in der Geschichte der neuesten Entwicklungsversuche der philologischen Wissenschaft dasteht, so ist doch nicht zu verkennen, daß ihn selbst eben mehr der unmittelbare praktische Zweck, durch Ergründung dieser Materie ein neues Mittel zur Emendation der alten Dichter, namentlich der scenischen, zu gewinnen, leitete, als das Bestreben, die Metrik als Erzeugniß des künstlerischen Geistes, als eine lebendige Kunstform zu begreifen. So war es, um mich des Ausdrucks zu bedienen, mehr die angewandte, als die reine Metrik, auf die seine Bestrebungen sich richteten, denen wir auch eine Fülle seiner Bemerkungen, kritischer besonders, zu verdanken haben. Nur zu bald trat jedoch der Cirkel ein, der, wenn irgendwo,

\*) Hr. Prof. Kosegarten, berühmt als einer der gründlichsten Kenner orientalischer Litteratur, hat die Güte gehabt, mir eine andere Etymologie des Wortes *surot* mitzutheilen. Er ist nämlich der Ansicht, daß es mit dem Arabischen  glänzend (was auf den Morgenstern übertragen worden ist), von der Wurzel  glänzen, abzuleiten sei.

Dies könnte eine neue Bestätigung für den Zusammenhang der alt-ägyptischen Sprache mit den semitischen abgeben, wenn es derselben noch bedürfte. Jedenfalls hielt es Rec. für seine Pflicht, diese geistvolle Etymologie neben der seinen hier anzuführen.

auf dem Gebiete der Philologie zu Hause ist. Kritik und Metrik bedingten und beengten sich wechselseitig so, und griffen so die eine in die Sphäre der andern ein, daß oft genug das eine Element sich dem andern unterordnen und opfern mußte. Manche geistreiche Emendation begründete eine metrische Voraussetzung, und man mußte mit jener, aus anderweitigen Rücksichten gern angenommenen auch diese gelten lassen, so wie umgekehrt mancher metrische Canon eine Emendation hervorrief, die wohl ohne ihn nicht eben wäre gebilligt worden. Immer mehr und ungehöriger drängte sich das, offenbar in diesem Falle nur *dienende* kritische Moment hervor, und bezwang dasjenige, um dessentwillen es geübt ward. — Die fast gleichzeitigen Versuche Vossens und später Apels, obgleich mehr auf jenes *reine* metrische Element hinarbeitend, und bestrebt, ihm eine wissenschaftliche und gemäße Grundlage zu geben, mußten, da sie weder historisch sich auf dem Studium der alten Theoretiker basirten, noch die anderweitigen Vorzüge, welche bei Hermann für das Mangelhafte seiner Theorie entschädigten, besaßen, sehr bald zurücktreten, und den ausgezeichneten Philologen im unbestrittenen Besitze des Gebietes lassen. — Da trat Böckh, nachdem er schon vorher in seiner Abhandlung über die Verfassung des Pindarus eine, aus Anschauung der Natur des Rhythmus und seiner Bedeutung als Kunstform gewonnene Ansicht aufgestellt, mit den so reichhaltigen Abhandlungen *de metris Pindari* auf, und gewann zuerst den Boden für eine wissenschaftliche Begründung der Metrik aus einem ihr adäquateren Principe, als dem von der Wechselwirkung. Seine, auf historische Forschung basirten Resultate bewährte er zugleich durch die, ihnen gemäß durchgeführte Anordnung des Pindarischen Textes, gleichsam in einer Probe. Daß Thiersch und später Dissen in ihren Bearbeitungen des Lyrikers im Wesentlichen den kritischen, fast ohne Ausnahme aber den metrischen Grundsätzen der Böckhschen Recension folgten, giebt ein vollgültiges Zeugniß für seine Theorie der Metrik, und insofern dürfen wir allerdings sagen, daß sie bereits durchgedrungen und anerkannt sei. Aber merkwürdig genug! waltet auch hier, wie wir oben bei Gelegenheit der Hermannschen *Elementa* bemerkt, der praktische Gesichtspunkt vor. Nur in so weit die Textbeschaffenheit eines Schriftstellers durch die metrischen Untersuchungen Böckhs bedingt ist, haben diese Berücksichtigung oder vielmehr stillschweigende Zustimmung und Eingang gefunden. Was in ihnen rein theoretisch ist, was nicht unmittelbar in Kritik oder Interpretation eingreift, die hochwichtigen, in den Abhandlungen *de metris Pindari* zur Sprache gebrachten Fragen, die für ein Verständniß der Rhythmik und Compositionstheorie der Griechen so wichtig, und, weiter geführt, so aufschlußvoll sein würden: Alles dies liegt noch unbenutzt da, ein todes Capital. So sehen wir, daß die Metrik als *Disciplin* keinesweges schon das ihr gebührende Interesse sich hat vindiciren können; denn gewiß, wenn in jenen Böckhschen Abhandlungen nur einige Dutzend Emendationen schwieriger oder corrupter Stellen der Tragiker oder Restaurationsversuche der Torso's alter Lyrik ausgestellt wären, — wir würden die *dissertationes de metris*

*Pindari* so oft, wie Schäfers Gregorius oder Lobecks Phrynichus in den Ausgaben der Philologen citirt finden!

Das vorliegende Handbuch der Metrik ist also schon von vornherein insofern der Beachtung werth, als es überhaupt wieder einmal die Aufmerksamkeit der Metrik zuwendet, noch mehr dadurch, daß es wesentlich auf der Grundlage der Böckhschen Theorie beruht. Der Vf. spricht dies selbst unumwunden aus (p. IV der Vorrede). Wenn aber der Vf. gegen die Hermannsche Theorie, insoweit sie auf Kantischen Principien basiert ist, Nichts weiter zu erinnern findet, als daß sie einmal manche Thatsache unerklärt lasse, und dann zweitens, daß sie dem Schüler weniger zugänglich sei wegen des Mangels philosophischer Vorbildung (Vorr. a. a. O.), so können wir dies nur als eine Art Reticenz ansehen, aus der Scheu hervorgegangen, dem verehrten Philologen die Unzulänglichkeit seiner Begründung oder gar deren gänzlichen Mangel geradeheraus zu bekennen. Indes thut das Nichts! Die Parrhesie, die unserem Vf. fehlt, hatte glücklicherweise bereits einer der Ersten Deutschlands, und zwar kein Zünftiger, aber doch wohl ein Spruchberechtigter. Wir meinen die Worte Hegels (Encykl. d. philos. Wissensch. p. 70 zw. Ausg.): „Wenn in wissenschaftlichen Schriften damaliger Zeit zuweilen der Anlauf mit Sätzen der Kantischen Philosophie genommen ist, so zeigt sich im Verfolge der Abhandlung selbst, daß jene Sätze nur ein überflüssiger Zierrath waren, und derselbe empirische Inhalt aufgetreten wäre, wenn jene etlichen ersten Blätter weggelassen worden wären.“ In der Anmerkung wird dies dort ausdrücklich auf das Hermannsche Handbuch der Metrik angewendet. — Daß wir unserem Verf. durch unsere Auslegung seiner Worte kein Unrecht angethan, zeigt er selbst, indem er kurz nach der angezogenen Stelle an der Böckhschen Theorie außer ihrer historischen Begründung noch ihre *Wahrheit* (also im Principe) und Verständlichkeit (vom Standpunkte der Praxis aus) hervorhebt.

In der Anordnung des Stoffes folgt der Vf. wesentlich der von Böckh selbst befolgten, und die Modificationen, die der Vf. eintreten zu lassen für gut gefunden, werden wohl nur Einzelnes betreffen. Die gegebenen Erklärungen sind klar und verständlich, und machen das Buch zu einem Hilfsmittel für den ersten Anlauf der Belehrung zweckmäßig. Das Material des Buches ist natürlich und bequem geordnet, so wie die beigelegten Beispiele aus den Dichtern, die Uebersichten der verschiedenen metrischen Gestaltungen der einzelnen Rhythmen dem praktischen Bedürfnisse gemäß sind. Eben so ist es zu billigen, daß vor der eigentlichen Abhandlung der verschiedenen rhythmischen Geschlechter eine kurze Uebersicht der Geschichte der Poesie bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die metrische Form voraufgeht. Denn die Einsicht, wie in den herrlichen Gebilden des hellenischen Geistes Form und Stoff sich durchdringen, dieser jene sich anerschaffe, und sie ihm nicht ein Zufälliges, Aeußerliches bleibe, sondern ein Gefordertes, Nothwendiges, kann nicht dringend und oft genug ausgesprochen werden, und durch solche Hilfsmittel, wie die von Hrn. Dr. M. gegebene Uebersicht, dringt sie allmählig in die Kreise des Schulunterrichts; und gewiß wird kein einsichtiger Lehrer eine ihm so gebotene Gelegenheit von der Hand weisen, weitere Erörterungen anzuknüpfen.

Wir hoffen, daß es dem Handbuche des Hrn. Dr. Munk gelingen wird, den Laien doch auf die Hauptpunkte der metrischen Ansichten Böckhs aufmerksam zu machen, und so ein weiteres Eindringen in die von diesem ausgezeichneten Forscher aufgeschlossenen Gebiete zu fördern. Bekanntlich orientirt sich der Ungelübte leichter an dem Carton, als an der reichen Ausführung des Künstlers, wo er, durch die Fülle des Dargestellten zerstreut, schwer den richtigen Gesichtspunkt für die Betrachtung und Ueberschauung des Ganzen, wie des Einzelnen findet. Gewiß aber dürfen wir darauf rechnen, daß dies Handbuch in die Kreise der Schule seinen Weg finden wird, um so mehr, als die metrischen Tabellen desselben Hrn. Verf. unseres Wissens von Gymnasiallehrern mit Anerkennung aufgenommen und benutzt worden sind.

M ä r z 1835.

*Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntniß der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft*; und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☿ ♀ ☼ ♂ ♃ ♄ ♅ etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung.)

Ferner heist es nicht *ti töter*, wie S. p. 29, §. 23 annimmt, sondern *pi töter*. In der Benennung des *Horoscopes* S. 36, §. 38: *phietniu e pschöi*, deren Erklärung Seyffarth nicht versucht hat, kann man wohl keinen Augenblick *phit niu e pischöi arcus vemens ad altum* verkennen, *τμήμα ἐναυατέλλων*. *phit* ursprünglich *Bogen* (τόξον), dann der *Kreisbogen*; daher *phitte* der *Regenbogen*. S. 93 wird als Name des *Frühlings thynoparon* angegeben, worin man sogleich das griechische *φθινόπωρον* erkennt. Der Frühling heist bei den Aegyptern *ha änschöm*, *Anfang des Sommers*. Ps. LXXIV, 17. Gebräuchlicher als *meri* (u. S. p. 43), oder wie ein altes von Woyde verglichenes handschriftliches Wörterbuch ergiebt *miri*, war für *Tag hou*, oder nach Salvolini (*Des principales expressions qui servent à la notation des dates sur les monumens de l'ancienne Égypte, Lettre I. p. 20. Paris 1832. 8.*) *hur*, was er aus hieroglyphischen Inschriften entziffert hat. Für *edjörh* war nach Salv. *sörh* gebräuchlicher, was sich in den Wörterbüchern nicht findet. Wie *han noui* das *große Jahr* bezeichnen könne (Seyff. p. 48 §. 41), ist nicht wohl einzusehen. Bei Hiob XXIV, 1 bedeutet der Plural *die Folge der Zeiten*. S. 90 wird als Name für Unterägypten *sahit* oder *sachhit* angegeben. Man erkennt darin das arabische *الساحل* den Namen für Oberägypten. Das untere Aegypten hieß *kar' êsohy*

*chimi* (vergl. La Croze s. v. *maris. Champollion L'Égypte sous les Pharaons I p. 101 folg.*) *mantôdjé*, angeblich nach S. p. 143 der *Rock*, ist nichts als eine Korruption des Namens *Méridjé* nach einer Stelle des Nonnus.

Doch genug über das Koptische. Seyffarth's Kenntniß des Griechischen möchte nicht bedeutender sein. Belege dafür, die sich bei dem Blättern darbieten, sind *ύπογην* statt *ύπόγειον* p. 37. 54. *διαμετρον* *διουτρον* p. 38, als Nominativ (doch wohl *διάμετρος* *διουτρος*?), *γενιστος* p. 54. *κατημαμενος* p. 55. §. 45. *αναισθητον* p. 78. *εμπαγος* p. 81 u. s. w. Lateinische Wörter, wie *disordo* (*désordre*) p. 73 kommen ebenfalls nicht selten vor.

Reo. kehrt zu einem wichtigeren Gegenstande zurück, zu der Art und Weise, wie der Verf. die Logik handhabt und die Stellen der alten Schriftsteller benutzt. Zur Bestimmung der Planeten, auf welche sich die einzelnen leblosen nicht minder als lebenden Wesen, die wir in den Hieroglyphen zur Bezeichnung angewendet finden, beziehen, meint S. p. 142 einmal durch die Angaben der alten Schriftsteller, welcher Gottheit diese Dinge heilig gewesen, indem er von den Göttern auf die Planeten zu schliessen sich berechtigt glaubt, dann in vielen Fällen aus der Natur und Beschaffenheit der Thiere und Pflanzen selbst, endlich aus ihrem Vaterlande (*ex patria rerum sacrarum*), den Ausichten gemäß, die er von der astrologischen Geographie Aegyptens aufgestellt hat, gelangen zu können. Reo. entlehnt aus diesem Abschnitte noch einige Belege für seine Behauptung. Das erste Thier, welches S. vorführt, ist der *Eber*. Dieser ist nach ihm Symbol des ♄, weil alle schädliche Thiere dem ♄ heilig sind und der Eber zu den schädlichen Thieren gehört. Dagegen ist zu erinnern, daß die schädlichen Thiere p. 59 folgd. nicht unter den Gegenständen aufgeführt sind, die zu dem *imperium et patrocinium* des ♄ gehören, sondern vielmehr die *animalia aërea rationalia* (was dies für Thiere

sind, wird S. gewiss anzugeben im Stande sein), dagegen unter der Rubrik *imperium et patrocinium* des ☉ p. 63 die *animalia silvestria ferocia* aufgeführt werden, wobin nach unserer Ansicht der Eber gehört. Nach der Argumentationsmethode, deren sich S. bedient, ist also der Eber der ☉ heilig. Dafs ferner der Eber Symbol des ♄ sei, geht nach S. aus den Worten des *Macrob. Saturnal.* I, 21 hervor: *Adonin Solem esse non dubitatur. Ab apro autem (♄ Typhone) tradunt intererunt Adonin (☉), hiemis (♄ et ♄, ♄ domiciliorum) imaginem in hoc animali fingentes.* Aber hieraus würde nur erhellen, dafs der Eber Symbol des Winters war; dem Winter aber steht ♄ vor (S. p. 39), folglich wäre der Eber dem ♄ heilig gewesen. *Firmicus Prof. Rel.* (sic!) p. 21 sq. versichert, es sei ♂ gewesen, der die Gestalt des Ebers angenommen habe, also war der Eber dem ♂ heilig. Aber dies ist nach S. ein Irrthum. *Firmicus*, der gelehrte *Firmicus, diligentissimus antiquitatis scrutator*, verwechselte den ♄ mit dem *Mars Typhonius* (S. p. 123), einer neuen Erfindung des Leipziger Gelehrten. Uebrigens, um wie vieles vernünftiger sind doch die Ansichten *Zoëga's* (*de origin. et usu obelisc.* p. 577) über den Sinn, welcher dem Mythos von dem Morde des Osiris durch den Typhon unterzuliegen sei, als alle diese mystisch-astrologischen Spekulationen! *Denique Typhon*, fährt der Vf. fort, *aprum persecutus corpus Osiridis invenit* (*Plut. de Isid.* p. 354). *Constat autem, animalia eorum deorum esse simulacra, cum quibus commercium habent.* Folglich war der Eber dem ♄ heilig. Aber wir wollen die Worte etwas anders fassen, und selbst S. wird nichts gegen die Behauptung einwenden können, dafs der Eber Symbol der ☉ gewesen sei, wenn wir schreiben: *Denique Osiridis corpus a Typhone cum aprum persequeretur inventum est. Constat autem, animalia eorum deorum esse simulacra, cum quibus commercium habent.* Auch tödtete ja der Eber den Adonis (☉). Ist dies kein *commercium* mit ☉ in *Seyffarth's* Sinne? — Wir gehen zu dem *Widder* über, bei welchem S. in nicht geringer Verlegenheit sich befindet, da er sich genöthigt sieht, zuzugestehen, dafs er sowohl dem ♄ als dem ♂ heilig war, und zwar dem ♄, weil Jupiter sich das *Haupt eines Widders aufsetzte* (!), um nicht von dem *Herkules* (☉) gesehen zu werden (vergl. *Herod.* II, 42. Die Stelle war anzuführen). Hier bedeutet *Herkules* ☉ und nach S. p. 102 den ♂. Vergl. p. 177, wo unter ande-

ren Dingen folgende herrliche Schlusssfolge steht: *Calceus ♂ significare videtur. — Hinc vestigium pedis Herculis (♄) in saxum impressi apud Scythas* (*Herodot.* IV, 82), *ut apud Aegyptios duas ulnas longum monstrabatur.* Ferner weil der Widder zu Theben verehrt wurde, also dem ♄ heilig war: denn nach der Argumentation S. 94 mußte Theben Domicil des ♄ sein, weil unter andern daselbst auch ein Tempel des Jupiter Ammon war. Endlich aus mehreren anderen Gründen, die aber als überflüssig nicht angeführt werden. Daher ist es denn nun zu erklären, dafs die Wölfe und alles, was auf ihre Bearbeitung Bezug hatte, dem ♄ heilig war (vergl. p. 60). Aber p. 59 stehen die *lanarii* und *lanarum textores* unter dem Schutze des ♄. Allein der Widder war auch dem ♂ heilig, denn er wurde auch zu Sais und zu Athen verehrt, wo die *Minerva* oder *Neith* waltete, welche den weiblichen ♂, oder vielmehr den ♂ in seinen weiblichen Attributen bezeichnet (S. p. 136), weil nemlich ♂ den Krieg bezeichnet, *Neith* und *Minerva* identisch sind, *Minerva* auch den Krieg bezeichnet, und überdem *Minerva* aus dem Haupte des ♄, d. h. aus dem ♄, dem ersten Zeichen des Thierkreises, entstanden ist. Folglich ist *Neith* = ♂ und zwar weiblich (*Mars femininus*, wie S. sagt). Daher ist nun der ♄ das Haus des ♂: daher reitet der indische *Mars* auf einem Widder (*Kreuzer, Symbol.* Taf. XXXI): daher ist nach *Aelian, Hist. anim.* XII, 40 das *Schaf* der *Juno* (♄) heilig auf der Insel *Samos*. Hierbei wollen wir an S. Worte erinnern p. 142: *Casterum praemonere licet, in animalibus sacris definiendis discernendum esse inter masculina et feminina. Sic catus aliud significat quam felis.* p. 146: *Tenendum autem, quod saepius animadvertimus, discernendum esse inter genus animalium masculinum et femininum.* p. 148: *Denuo observandum, Aegyptios discrimen fecisse inter animalia masculina et feminina.* Dieselbe Bemerkung gilt für *Widder* und *Schaf*. Ferner berufen wir uns auf S. 120, wo gesagt wurde: *Ergo Iuno, seu Urania, ♄ femininum significat*, oder auf S. 133, wo es heisst: *Iuno est ♀ nomen.* Die Insel *Samos* aber soll ihren Namen von *djöm*, dem ägyptischen *Herkules* haben, den S. p. 125 folgd. in mehreren zusammengesetzten Namen erkennt und gleichsam von neuem geschaffen hat. Doch man fragt, was hier der *Herkules djöm* solle? Man höre S.: *Puto Samum dictum (so!) esse a Som, djöm, Aegyptiorum Hercule. Maxima enim*

*Sumiorum dea Iuno erat.* Welche Ideenverbindung! Dachte S. an die Feindschaft zwischen Iuno und Herkules! Doch, bevor wir zu einem andern Thiere übergehen, müssen wir noch mit wenigen Worten berühren, wie S. die Doppelsinnigkeit in den Bedeutungen des Widders entfernt und erklärt. Nämlich der widderköpfige Ammon wurde *blau* und *roth* (*rutilus*) gemalt. Also, da die blaue Farbe dem ♂ zukommt (d. h. auf p. 143, denn auf p. 62 wird ihm zugetheilt *color ruber*; *leucotheus*, *viridis*, wobei Rec. fragt, was für eine Farbe *color leucotheus* ist? und p. 61 wird unter den *viribus propriis* des ♂ *rutilus* aufgeführt), und *rutilus* dem ♀ (auf S. 61 ist als *patrocinium* des ♀ *color ruber seu croceus* angegeben) — so folgt daraus, daß die *blauen* Widder den ♂, die *rothen* den ♀ bezeichnen. *Blaue* und *rothe* Widder!! *Αἱ Λίσσας γέφυ τιν' αὐτὸν* sagt *Aristoteles*, *Hist. anim.* VIII, 28. p. 606, 6. \*). Die nachfolgende triviale, in hochtrabenden Worten vorgetragene Bemerkung verdient keine Erwähnung. — Der *Esel* war Symbol des ♀. unter andern Gründen, die allerdings nicht ganz verwerflich sein mögen, auch deshalb, weil Typhon (♀, oben ♀, an anderen Orten ♂) *eselfarbig* war (*asini colorem prae se ferebat*), wobei S. sich auf *Plat. Is.* p. 363 bezieht. Aber dort heisst es: *ἰσοποῦσι Αἰγύπτιοι . . . τὸν Τυφῶνα τῇ χροῇ πυρρόν, λευκὸν δὲ τὸν Ὠκεῖον* u. s. w. (Vergl. p. 359, E. 364, A. *Diodor.* II, 88. *Jabl., Panth. Aegypt.* P. III, p. 40 sq.). Ist *πυρρόν* die Farbe des Esels? und ist es nur von des Esels Farbe zu verstehen? — Daß das *Kameel* Symbol der ☉ gewesen sei, wird durch folgende Argumentation bewiesen: Die Priester waren der ☉ heilig (*Ptolem. Tetrabibl.* I. p. 50 *Bas.*), bei den *Persern* trugen die Priester Kleider aus Kameelhaaren, *folglich* ist das Kameel bei den *Aegyptern* der ☉ heilig. Dazu kommt noch, daß es nach *Herapoll.* II, 100 die *Trügheit* bezeichnete \*\*), die der Sonne

zukommen soll, wovon p. 63 unter den Attributen der ☉ nichts bemerkt ist. Wohl aber sind dort aufgeführt *omnes primariae virtutes*, zu denen wahrscheinlich nach S. die *Trügheit* gehört. Im Gegentheil steht die *pigritia*, *tarditas* unter den Eigenschaften des ♀ p. 59. *Et* was vom ♂ und zugleich vom ♀ hat überdem das Kameel nach der Angabe von S., denn sein Fleisch durfte nicht gegessen werden (*Levitic.* XI, 4). Was hat der Umstand, daß das Kameel zu den unreinen Thieren gehörte, mit dem ♀ oder ♂ zu schaffen? In der Tafel der Planetenattribute, auf welche uns S. stets hinweist, und welche daher auch von uns vorzugsweise berücksichtigt werden muß, finden wir hierhergehöriges oder ähnliches nur p. 59: *eloacorum mundatores* und p. 61: *religio nulla*; wagen jedoch nicht zu entscheiden, ob S. diese Beziehungen vor Augen gehabt habe. — Der *Hirsch* war nach *Aelian. Histor. anim.* XI, 7 dem Apollo heilig. Also war dies Thier Symbol des ♀, da Apollo dem ♀ entsprach. Aber p. 106 heisst es: *Graeci Horum constanter interpretantur Apollinem, atque constat Phoebum Apollinem ☉ esse*, und p. 150 wird *Apollo Sminthius* (von *ajom — an — ti* Tapferkeit im Kampfe von S. abgeleitet) für den ♂ ausgegeben, da dessen Eigenschaft die Tapferkeit ist. Ein ferneres Argument soll sein, daß nach *Aelian* XII, 46 die Hirsche die Musik lieben, und die Musik dem ♀ zukommt. Aber auch der ☉ (p. 63) und der ♀ (p. 64). Auch hat der ♀ nächst dem ☉ die kürzeste Umlaufszeit, und der Hirsch ist ein schnelles Thier. Was überdem die *Schnelligkeit* anbetrifft, so ist sie in der Tafel der Planetenattribute gar nicht aufgeführt: das einzig hieher gehörige ist *fuga, timor*, welche unter den *eventus et actus* des ♂ p. 62 angegeben wird. Daß aber der Hirsch, oder vielmehr die Hirschkuh, der ♀ heilig gewesen sei, geht nach S. aus vielen andern Gründen hervor. Apollo und Diana erscheinen in einem Wagen, der von zwei Hirschen gezogen wird (*Kreuzer, Symb.* II p. 180). Dies sind ♀ und ♀ nach S. Hieher zieht er auch, daß die alten Inder in ihrem Thierkreise dem ♀ als Herren der *Stat.* ☉ 14 einen Dammhirsch zuertheilen!

Diese Beispiele werden genügen. Man erkennt dar-

\*) Des Vfs. zoologische Kenntnisse sind, wie man schon an mehreren Beispielen zu bemerken Gelegenheit gehabt haben wird, nicht weit her. So wird S. 148 der *Ichneumon* (*Herpestes Ichneumon*, ein zu den *Fierren* gehöriges Thier) *murius* genus genannt.

\*\*) Nämlich nach der Angabe von S. Bei *Herap.* a. a. O. p. 840 *ed. Pauw* bezeichnet es *ἀσθενὲς ὄνομα τὴν διὰ τὸν ποδῶν κίνησιν*. *Klaproth* hat dies akrologisch durch Vergleichung der Worte *dja si* schwach und *dja mul* nachweisen wollen. Daß das Kameel wirklich auf den ägyptischen Denkmälern vorkomme, ist jetzt außer allen Zweifel gesetzt. Vergl. *Minutoli's Reise* S. 293. (Taf. XVI. Fig 1.)

*Déscrip. de l'Égypte* III. Pl. 33. *Heeren, histor. Werke* Bd. XIV. S. 365. *Walkenaer (Journ. des Sav.* 1822. Févr. p. 106) hatte behauptet, es sei in Afrika vor der Eroberung durch die Araber nicht einheimisch gewesen. Vergl. *Genes.* XII, 16.



aus, welche endlose Verwirrung und Vermengung ägyptischer, indischer, persischer, griechischer, römischer und anderer Mythologien \*) fast aus jeder Zeile uns entgegentritt, wie der Vf. Gegenstände, die kaum die entfernteste Beziehung zur Sache haben, in den Kreis seiner Betrachtungen hineinzieht, wie er sich entweder fortwährend widerspricht oder sich in so allgemeinen Ausdrücken ausläßt, daß seinen Worten jeder beliebige Sinn, jede noch so willkürliche Beziehung untergelegt werden kann, wie er sich in Anhäufung wahrhaft monströser Hypothesen gefällt: kurz, wie sein ganzes Gebäude nichts anderes ist, als eine Rumpelkammer, angefüllt mit einem wahren Wüste sein sollender Gelehrsamkeit. Wird man nach dieser Auseinandersetzung noch nach den angeblichen Resultaten fragen?

Rec. kehrt zu den Modificationen zurück, welche S. mit seinem hieroglyphischen Systeme vorzunehmen für geeignet gefunden hat. Von den sämtlichen Sätzen, welche wir oben als Grundlage des *kalligraphischen* Systemes angegeben haben, erkennt S. nur noch folgende an (p. 366—378):

- 1) Die hieroglyphischen Figuren sind nicht sowohl Buchstaben, als Zeichen oder Symbole für die Buchstaben, oder die Laute, denen diese entsprechen.
- 2) Die hieroglyphischen Figuren beziehen sich sämtlich auf das altägyptische Alphabet von 25 Lautzeichen.
- 3) Das ägyptische Alphabet war das hebräische um drei neue Zeichen vermehrt.
- 4) Zwischen beiden Alphabeten ist kein Unterschied in Bezug auf die Anordnung der Buchstaben.
- 5) Zwischen dem hebräischen Alphabete und den hieroglyphischen Zeichen läßt sich eine gewisse Ähnlichkeit auffinden.
- 6) In den meisten Fällen wird durch Ein hieroglyphisches Zeichen irgend ein Laut der menschlichen Stimme ausgedrückt.
- 7) Nicht selten wird aber auch durch mehrere Zeichen nur Ein Buchstabe wiedergegeben.
- 8) Jedes hieroglyphische Zeichen entspricht nicht bloß

\*) *Mythologiam Indicam nemo iam credit differre ab Aegyptiaca* p. 145. *Persarum mythologia non differt ab Aegyptiaca* p. 145. Auf die Chinesen und Japaner wird verwiesen S. 35, auf die mauretanischen Münzen S. 145 u. s. w.

Einem Buchstaben, sondern auch anderen, im Laute von demselben vollkommen verschiedenen.

Diese acht Sätze sollen das gesamte von S. aufgestellte kalligraphische System enthalten \*); während es doch nur nothdürftig und mit Uebergewalt sämtlicher Fundamentalprincipien, einige der minder wichtigen Bemerkungen zusammenfassen, und zwar nur solche, die für das erste System von geringer Erheblichkeit, für das zweite von unumgänglicher Nothwendigkeit sind. War es Unredlichkeit, oder Furcht, durch gänzliche Aenderung seiner Meinung sich in zu hohem Grade zu compromittiren, welche den Vf. abhielt, eine getreue Darstellung seines früheren Systemes vorzulegen: kurz, er behauptet, nach Vergleichung fast unzähliger ägyptischer Denkmäler \*\*) im Ganzen keinen bedeutenden Irrthum begangen zu haben, nur darin habe er gefehlt, daß er geglaubt habe, das Princip der ägyptischen Hieroglyphik sei kalligraphisch gewesen, während es vielmehr astrologischer Natur zu nennen sei \*\*), wobei er sich wieder auf die schon eben erwähnte, früher von ihm anders gedeutete Stelle des *Carmas Indoplenastes* bezieht. Daß aber durch diese, angeblich unbedeutende Meinungsänderung das ursprüngliche System gänzlich über den Haufen gestossen sei, wird aus nachfolgender Darstellung des angeblichen astrologischen Principes der ägyptischen Hieroglyphik klar hervorgehen.

\*) Er führt sie S. 366 mit den Worten ein: *Hieroglyphices nunc haec fere summa sunt.* Alle diese Sätze gelten *mutatis mutandis* eben so gut für Champollion's als für Seiffarth's System, ohne daß eine der beiden Methoden durch sie erschöpfend dargestellt würde.

\*\*) *In his quidem omnibus*, sagt S., *ut etiamnum mihi permisum habeo, nihil erravi.* Quum enim postea mihi contigisset, *innumera fere literarum Aegyptiacarum monumenta eaque ad instruendam hieroglyphicam aptissima, ut bilingua, conferre et examinare, intellexi, systema meum hieroglyphicum in genere quidem recte se habere.* Diefß soll wahrscheinlich eine Antwort auf Champollion's Bemerkung sein (*Lettre à M. le duc de Blacas* p. 8), daß Seiffarth's System, rein apriorischer Natur, keine Rücksicht auf die Originaldenkmäler nehme.

\*\*) *Figuras hieroglyphicas omnino sunt imagines rerum septuaginta vel planetis consecratarum.* p. 371.



März 1835.

*Systema Astronomiae Aegyptiacae. Quadripartitum etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntniss der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft*; und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ♀ ☿ ☼ ♂ ♃ ♄ etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung.)

Wie alle sichtbaren und unsichtbaren Gegenstände der Schöpfung bei den Aegyptern, nach S., einem der sieben Planeten heilig waren, so auch die Töne der menschlichen Stimme. Er beruft sich hierbei zuvörderst auf die Zeugnisse der Schriftsteller des klassischen Alterthumes, und namentlich zuerst auf die Worte des *Dio Cassius* (XXXVII, 18), in denen es über die Benennung der sieben Wochentage nach den sieben Planeten heisst: *Εἰ τις τὴν ἀρμονίαν τὴν διὰ τεσσάρων καλουμένην (ἥπερ πον καὶ τὸ κύρος τῆς μουσικῆς συνέχιν πενίευνται) καὶ ἐπὶ τοὺς ἀστέρας τούτους, ὑφ' ὧν ὁ πᾶς τοῦ οὐρανοῦ κόσμος διελήπται, κατὰ τὴν τάξιν, καθ' ἣν ἕκαστος αὐτῶν περιπορεύεται, ἐπαγάγοι, καὶ ἀρξάμενος ἀπὸ τῆς ἕξου περιφορᾶς τῆς τῷ Κρόνῳ διδομένης, ἔπειτα διαλιπὼν δύο τὰς ἐχομένας, τὸν τῆς τετάρτης δεσπότην ἀνομάσειε· καὶ μετ' αὐτὸν δύο αὐτ' ἑτέρας ὑπερβάς ἐπὶ τὴν ἑβδόμην ἀφίκοιτο· κἂν τῷ αὐτῷ πρόπῳ αὐτὰς τε ἐπιὼν καὶ τοὺς ἐφόρους σφῶν θεοὺς ἀνακυκλῶν ἐπιλέγοι ταῖς ἡμέραις· εὐρήσει πάσας αὐτὰς μουσικῶς πως τῇ τοῦ οὐρανοῦ διακοσμήσει προσηκούσας. Εἰς μὲν δὴ οὗτος λέγεται λόγος· ἕτερος δὲ ὁδε . . . . .* Rec. hat die Stelle in ihrer ganzen Ausdehnung mitgetheilt, um nachzuweisen, dass man nichts in ihr finden könne \*), als die Angabe einer Methode, die Ordnung der Planeten:

☽ ♀ ☿ ☼ ♂ ♃ ♄  
mit der Ordnung der Wochentage:

☼ ☽ ♂ ♀ ♃ ♄

in Einklang zu bringen; aber nicht, was S. p. 367 in ihr zu finden vermeint: *Ex Dione Cassio constat, septem sonos septem planetis hoc ordine adscriptos fuisse.* Dass *Dio* des musikalischen Intervalles διὰ τεσσάρων gedenkt, ist rein zufällig: er hätte eben so gut sagen können, man solle von der Sonne anfangen und den vierten darauf folgenden Planeten als δεσπότης des nachfolgenden Tages nehmen, u. s. w. ohne das musikalische Intervall zu erwähnen, was nur deshalb geschieht, um, wie aus den Worten ἥπερ πον . . . . . πενίευνται erhellt, jener Anordnung der Wochentage eine höhere, gleichsam mystische Bedeutsamkeit zu geben. Wenn also S. p. 368 fortfährt: *Quum vero soni vocis humanae musici septem planetis sive diis subjecti fuerint; claret, idem accidisse vocalibus,* so sind wir, da der Vordersatz, wie wir nachgewiesen haben, falsch ist, durch nichts genöthigt, die Richtigkeit des Nachsatzes anzuerkennen. Indessen beruft sich *Seyffarth* auch hier auf das ausdrückliche Zeugniß der Schriftsteller des klassischen Alterthumes, und wir wollen daher die angeführten Beweisstellen etwas näher betrachten. Die erste ist entlehnt aus der dem *Demetrius Phalereus* fälschlich zuerkannten Schrift περὶ ἐρημείας \*): *Ἐν Αἰγύπτῳ δὲ καὶ τοὺς θεοὺς ὑμνοῦσι διὰ τῶν ἐπὶ τὰ φωνηέντων οἱ ἱερεῖς, ἐφεξῆς ἡχοῦντες αὐτά· καὶ ἀντὶ αὐτοῦ καὶ ἀντὶ καθαῆς τῶν γραμμάτων τούτων ὁ ἥχος ἀκούεται ὑπ' εὐφωνίας, ὥστε ὁ ἐξαίρων τὴν σύγκρουσιν*

\*) §. LXXI. p. 253 ed. Gale. p. 68 ed. Victor. Florent. 1594. Die Stelle ist vielfach behandelt worden. Vergl. Jablonski, *Panth. Aegypt. proleg.* p. LV sq.; de Memnone p. 94 sq. Schmidt, *de sacerdot. et sacrific. Aegypt.* p. 177 sq. Didymi *Taurinensis* (*Valperga-Caluso*) *Rudim. literat. Coptic.* p. 44. Barthelemy in den *Mémoires de l'Académie des inscript.* Tom. XLI. p. 519. folg. Zoega, *de orig. et usu obeliscor.* p. 435 sq. Toelken in *Minutoli's Reise* S. 139.

\*) Vergl. *Ideler, Handb. der Chronolog.* I. S. 178 folgd. *Lobeck, Aglaopham.* II. p. 941 sq. besond. p. 946. *Jahrb. f. wissensch. Kritik.* J. 1835. I. Bd.

οὐδὲν ἄλλο ἢ μέλος ἀτεχνῶς ἔχει τοῦ λόγου καὶ μοῦσαν. Mit dieser Stelle verbinden wir sogleich zwei andere, die auch S. in einer lateinischen Uebersetzung mittheilt, und von denen die erste schon Zoëga, die letztere schon Toelken angeführt hat. Nicomachus Gerasenus (*Enchirid. harmon. II, p. 37 ed. Meibom.*) sagt: ὅτι ἂν μάλιστα οἱ ὄρεινοί \*) τὸ θεῖον σεβάζονται σιγμοῖς τε καὶ πομπυμοῖς καὶ ἀνάθροις καὶ ἀσυμφώνοις ἤχοις συμβολικῶς ἐπικαλοῦνται. Ferner findet sich bei Eusebius, *Praeparat. Evangel. XI, 6* das Epigramm (vergl. Brunck *Analect. vet. poetar. graec. III. p. 209*):

Ἐπὶ μὲ φωνήεντα θεὸν μέγαν ἀφθιτον αἰνῶ  
Γράμματα, τὸν πάντων ἀνδρατον πατέρα.  
Εἰμι δ' ἐγὼ πάντων χυλὸς ἀφθιτος, ἣ τὰ λυγρότα  
Ἡρμοσύνην δίνης αἰθερλοιο μέλη.

Aus diesen Stellen läßt sich bei einer ruhigen vorurtheilsfreien Betrachtung nichts anderes herleiten, als was Zoëga darin fand: *Hoc ita accipio, usitatam fuisse sacerdotibus in Aegypto cantus quendam rationem, sola oris dilatatione accentuumque et spirituum intensione modificatam, sine literis syllabisque distincte prolatis*, wobei er auf Spanheim ad Callimach. p. 478. 646. verweist, und unter vielen anderen eines besonders ausgezeichneten Steines in der Daktyliothek des Kardinal Borgia zu Velettri gedenkt, der auf der einen Seite den Harpocrates auf einem Lotos sitzend vorstellt, und auf der anderen eine nur aus Vokalen bestehende Inschrift trägt. Etwas anders, aber im Wesentlichen auf dieselbe Weise, dachte sich Toelken diesen Gesang mit Vokalen. Er bezieht ihn auf den älteren Hermes, jenes unnennbare Wesen, *quem Aegyptii nefas habent nominare*, wie Cicero (*de nat. deor. III, 22*) sagt, welches man sich nach ihm so heilig dachte, daß die Hymnen, welche man ihm sang, keine Worte enthalten durften, die gleichsam zu irdisch waren, um ihn würdig zu preisen, sondern bloß in einer rhythmischen Abwechslung der sieben ägyptischen Vokale bestanden, i ä ö e ä δ u, deren jeder Einer Himmelsphäre geweiht war, so daß wahrscheinlich aus diesen mystischen Gesängen sich der Glaube an eine Musik der Sphären entwickelte \*\*). Wenn daher bei späteren Schriftstel-

lern allerdings eine Anordnung der Vokale nach den Planeten vorkommt \*), so zeigt schon das Schwankende ihrer Ansichten \*\*), daß sie aus keiner gemeinschaftlichen Quelle geschöpft und nicht die unwandelbaren Elemente eines apotelesmatischen Buchstabensystems der alten Aegypter, wenn ein solches je vorhanden gewesen ist, wiedergegeben haben können; daß wir es vielmehr mit jenen mystischen Ansichten zu thun haben, welche in einigen gnostischen Sekten so lebhaften Anklang fanden \*\*\*). Am wenigsten ist zu begreifen, wie S. hierher die Sphärenharmonie hat ziehen können, von der in einer Anzahl der von ihm angeführten Stellen vorzugsweise gehandelt wird \*\*\*\*).

\*) Z. B. bei Laurent. *Lyd. de mens. II, 1. p. 14*: Πάντες τοὺς ἡσυχαστοὺς ἐν τῇ τῶν πλανήτων κινήσει αἰὶν συμβαίνει. ὁ μὲν γὰρ ἦ τῷ Δελφῷ, ὁ δὲ 24 τῷ Φρυγίῳ, ὁ δὲ 3 τῷ Λυδίῳ, καὶ οἱ λοιποὶ τοῖς λοιποῖς κινεῖνται κατὰ τὸν Πυθαγόραν πρὸς τὸν ἔχον τῶν φωνηέντων. ὁ μὲν γὰρ Ἐρμῶ τὸ α, ὁ δὲ Ἀφροδίτῃς τὸ ε, ὁ δὲ ἥλιος τὸ η καὶ ὁ μὲν τοῦ Κρόνου τὸ ι, ὁ δὲ τοῦ Ἄρτου τὸ ο καὶ σελήνῃ τὸ υ, ὁ γὰρ μὲν τοῦ Διὸς ἀεὶ τὸν ω ἡσυχαστοὺς ἀποτελοῦσιν. ὁ δὲ ἥχος τῶν ἡσυχαστῶν ὅς ἡμῶς οὐκ ἀφινεῖται διὰ τὴν ἀπόστασιν. Hieraus ergibt sich folgende Reihe:

α ε η ι ο υ ω  
ϝ Ϟ ϙ ϛ Ϝ ϝ Ϟ 24

gänzlich verschieden von Seuffarth's Anordnung:

α ε η ι ο υ ω  
ϙ ϝ Ϟ ϙ ϛ Ϝ ϝ Ϟ 24

\*\*) S. die bei Lobeck *Aglaopham. II p. 932 not.* gesammelten Stellen: *Quintilian de Mus. III. p. 158. Plutarch de E. apud Delph. IV. p. 419. Bekker, Anecd. graec. p. 796.*

\*\*\*) Reuvens, *Lettres à M. Letronne sur les Papyrus bilingues et grecs etc. (Leide 1830. 4.) Appendice p. 154*, besonders die dort angeführte Stelle des Irenaeus I, 10, 4 extr. Seuffarth's Ansicht war schon früher entwickelt worden von Valperga-Caluso, *Rudim. ling. Copt. p. 44 sq. not.*

\*\*\*\*) P. 368. not. 18. Uebrigens bietet diese Anmerkung bei näherer Ansicht auffallende Belege für die Art und Weise dar, wie S. seine Citate zusammenstoppelt. Sie lautet folgendermaßen: *Jablonskii Panth. Aegypt. Prol. p. LVI al. (?) Lobeckii Achlaopham. (sic!) p. 932 not. 941 sq. et sub finem* (wo nichts weiter, als eine Bemerkung Struve's über die Reihenfolge der Wochentagsnamen p. 1356 steht, auf die sich allein diese unnütze Hinweisung beziehen kann). *Müllerus in Göttinger gel. Anzeigen. 1830. Sept. No. 144. Fischerus Rhetores elect. Lips. 1773. a. Galaeum.* (Ein in mehrfache Beziehung merkwürdiges Citat, das über Seuffarth's Quellenstudium entscheidenden Aufschluß giebt. Offenbar ist in der Sammlung: *Rhetores selecti ed. Gale. Iterum editi I. F.*

\*) Nach der zuverlässigen Konjekture von Zoëga. Andere lesen οἱ θειοί, andere οἱ θεοῦργοι. Letzteres nimmt S. in Schutz.

\*\*) Vergl. jedoch die Entwicklung und Darstellung bei Arist. *de caelo. II, 9. p. 290, b.*

Dafs die von ihm angenommene Anordnung der Vokale nach den Planeten die richtige sei, sucht S. aus folgenden Gründen zu beweisen:

1) Die natürliche Reihenfolge der Vokale sei:

*a ä e i o u*

(was Rec. hier nicht bestreiten will). Da nun der tiefste Ton dem  $\text{h}$ , der höchste dem  $\text{d}$  zugeschrieben werden müsse — eine deutliche Angabe der Ursache sucht man vergeblich —, so müsse *a* dem  $\text{C}$ , *ä* dem  $\text{g}$  u. s. w. *u* dem  $\text{h}$  zukommen.

2) In dem hebräischen Alphabete sei die Reihenfolge der Vokale gewesen:  $\text{א ב ג ד ה ו ז ח ט י כ ל מ נ ס ע פ צ ק ר ש ת}$ . Daraus soll nun hervorgehen, dafs bei den alten Aegyptern die Reihenfolge der Vokale keine andere gewesen sei, als:

*N a a M u (t) e M n t i s y o o u u i*

(wo  $\text{t}$  geblieben ist, wird nicht angegeben). Da dies aber nur sechs Vokale sind, während S. deren sieben gebraucht, so zieht er hieher die Notiz bei *Plutarch (de Isid. et Osirid. p. 374. vergl. Quaest. Symp. IX, 3.*

*Fischer. Lips. 1773. 8.*, die schon im Texte und gleich nachher in der Anmerkung noch einmal angeführte Stelle aus *Demetr. Phalereus* gemeint.) *Didymi Taurinens. Rudin. ling. Copt. p. 44 (aus Zoëga). Irenaeus Lib. I. c. X. (aus dem oben angeführten Werke von Valperga-Caluso) Demetrius de elocutione §. 70. Quintilian de Mus. III, 158. (aus Lobecks Aglaopham. p. 932 not.) Lydus de mens. p. 14 (ebendaher.) Plutarch de u Delphico IV, 219 (ebendaher.) Etymol. Gudian. ed. Sturtz (sic!) p. 595. Kopp Palaeographie p. 303. (sic!) Gesner de laude Dei per septem vocales in Comment. Götting. I. p. 245 (wie die vorhergehenden aus Müller). Beckeri (sic!) Anecd. p. 796 (aus Lobeck). Eine wahre Beleidigung enthalten hiernach die von S. am Ende der Anmerkung hinzugefügten Worte: *Plurima haec loca debeo viro doctissimo, Ben. Gotth. Weiske, Prof. Lips, amico carissimo.* Um S. Arbeit in ihrer ganzen Nichtigkeit darzustellen, wäre es erforderlich, den gröfseren Theil seines Werkes auf eben dieselbe Weise zu zergliedern, wie wir es mit dieser Anmerkung gethan haben.*

\*) Zur Bezeichnung dieses Vokales braucht S. in Heft VI das  $\text{ה}$ , welches er offenbar aus *Pz. XXXIV*, wo der Schlussvers:

$\text{מִרְיָה אֱלֹהִים אֶת־יִשְׂרָאֵל מִכָּל צְרוּרָיו}$

eine ähnliche Formel enthält, als die Worte: *Gloria in excelsis Deo* und ähnliche, entlehnt hat. Ueber die Unregelmäßigkeiten in einigen der alphabetischen Psalme vergl. *De Wette, Comment. über die Psalmen* (Heidelb. 1823. 8.) S. 78 folg. — Es ist übrigens eine kühne Idee, dafs ein Vers mit einem  $\text{ה}$  finale anfangen soll.

p. 738), dafs der erste Buchstabe des ägyptischen Alphabetes *Ibi* geheissen habe.

(Der Beschluss folgt.)

## XLV.

*Geschichte des römischen Staates und Volkes, für die oberen Klassen in Gelehrtenschulen dargestellt von Franz Fiedler, Doctor der Philosophie und Oberlehrer am Gymnasium in Wesel. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 1832. XIV u. 374 S., nebst 32 Stammtafeln.*

Dafs dieses Buch den Bedürfnissen einer Anzahl von Geschichtslehrern entgegenkommt, scheint aus der zweiten Auflage, die es nach zehn Jahren erlebt hat, allerdings hervorzugehen. Die Eigenschaften, welche es diesen Lehrern empfehlen, sind leicht aufzufinden. Sie bestehen in der Kürze, mit welcher eine große Menge von Gegenständen im gedrängten Ueberblick erscheinen, und die auf kleinem Raume eine relativ bedeutende Vollständigkeit mit zahlreichen Notizen und Nachweisungen ausgestattet, gewährt; ferner in der Art des Vortrags, welcher diese Fülle aufzunehmen weifs, ohne zum Skelet zusammen zu schrumpfen, vielmehr eines gewissen rhetorischen Anstrichs nicht entbehrt.

Ob diese Eigenschaften sind, die ein zweckmäßiges Schulbuch bilden, ob sie die lebendige Wirksamkeit des Lehrers nicht mehr hemmen als fördern und unterstützen, das ist eine Frage, die wir diesmal unerörtert lassen wollen, weil wir uns sonst über Dinge verbreiten müßten, welche das vorliegende Buch nicht allein betreffen. Wir wenden uns statt dessen zu dem besondern Gegenstande desselben, und zu dem, was dieser Gegenstand in der Behandlung Eigenthümliches erfordert.

Hr. F. hat den Kreis, für den er das Buch bestimmt, schon auf dem Titel genau umschrieben. Es ist für die oberen Klassen der Gelehrtenschulen geschrieben, also für die Bildungsstufe, die zwischen den ersten Anfängen der Wissenschaft und der streng wissenschaftlichen Behandlung, wie sie sich für die Universität eignet, in der Mitte steht. Wenn der Vf. nun in der Vorrede auf Niebuhr und Wachsmuth deutet, und bemerkt, dafs es das Geschäft des Lehrers sei, die Verbreitung neuer und richtiger Ansichten auch unter dem jüngern Geschlecht zu befördern, wenn er hinzufügt, dafs er die verschiedenen Hypothesen und Ansichten neben einander aufgestellt habe, und dann wieder bei der zweiten Auflage anführt, dafs er auch die neueste Ausgabe des Niebuhrschen Werks zwar benutzt habe, aber nur vorsichtig und mit Maafs: so scheint es — so weit sich diese verschiedenen Aeußerungen mit einander in Uebereinstimmung bringen lassen — sein Zweck gewesen zu sein, die Schüler nicht blofs mit verschiedenen Ansichten bekannt zu machen, sondern auch Lehrer und Schüler auf die richtige oder doch wahrscheinlichere unter denselben hinzuweisen. Denn auf eine

bloße Aufzählung der verschiedenen Meinungen, die der Schüler nur als eine Geschichte der Behandlung der römischen Geschichte auffassen könnte, wird er es gewiß nicht angelegt haben. Es ließen sich nun zwar auch gegen die Zweckmäßigkeit jener schon ziemlich kritischen Auffassungsart für diese Bildungsstufe noch sehr gegründete Zweifel hegen. Aber es sei dem so, diese Methode sei zweckmäßig. Wie hat sie Hr. F. durchgeführt? Wie hat er die Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat, gelöst?

Zuvörderst vermißt man eine Einführung in das Verhältniß der verschiedenen Ansichten über die römische Geschichte zu einander. Hr. F. lehrt, daß die älteste römische Geschichte eben so wie die anderer Völker auf Ueberlieferungen beruht, und giebt dann eine Uebersicht der römischen Historiographie, nach der Art wie man sie für den gelehrten Gebrauch zu entwerfen pflegt, nur kürzer und weniger gründlich. Dann, sagt er, die Neueren hätten Anfangs gläubig den widersprechendsten Erzählungen der Alten getraut, bis allmählig mehr Kritik hineingekommen sei, endlich aber der klassische und das Alterthum aufhellende B. G. Niebuhr eine neue Bahn gebrochen habe. Aber damit ist es nicht abgethan. Wenn der Schüler künftig so viel Einzelnes von diesen neuen Ansichten, und zwar als neue Ansichten kennen lernen soll, so muß er vorher etwas von der Natur dieses Systems im Allgemeinen erfahren. Freilich ist eine solche für den Schüler und den Kreis, über den er nicht hinausgehen soll, berechnete Einleitung in die verschiedenen historischen Behandlungsweisen schwieriger, als dem gewohnten Geleise folgend zu sagen, wie die Römer in frühern und wie sie in spätern Zeiten ihre Geschichte geschrieben haben, aber eben darum hätte dieß der Ausführung des Lehrers nicht überlassen werden sollen. Denn wenn dieser hier mit eignen Kräften durchkommt, so wird ihm auch die eigne Zusammenstellung dessen, was er im Buche findet, noch weit weniger Mühe machen. Und hier zeigt sich schon der Fehler in der Methode, der so ziemlich durch das ganze Buch herrscht. Hr. F. giebt fast immer zu viel und zu wenig, zu viel des Stoffs, um ihn zu bewältigen, d. i. das viele Einzelne über die Fertigkeit stylistischer Verschmelzung hinaus zu beleben; zu wenig an Winken für den Lehrer, den Stoff auf eine der Schule angemessene Weise zu behandeln.

Hr. F. hat seinen Lesern die Vorlegung verschiedener Meinungen und Maafs in der Benutzung der Hypothesen versprochen. Allein was das Letztere anbetrifft, so hat er den Schülern auch die kühneren Niebuhrschen Vermuthungen nicht vor-  
 enthalten, wie sie denn §. 14. finden, daß der alte und ächte Nationalname der Aboriginer *Casci* war, und §. 17. von Quirium lesen, ja daß „die Aboriginer ringsum auf den Bergen ihre Ortschaften hatten, deren Namen Remuria, Vatica, Aenea oder Antipolis (auf dem Janiculus) gewesen sein mögen“, wobei Hr. F. bei seinem zusammendrängenden Bestreben gar nicht einmal bemerkt zu haben scheint, daß er noch weiter geht als Niebuhr, welcher nur sagt: „auch mag wohl die Sage, welche einen andern Ort auf den Janiculus legt, achtbar sein, wie wenig immer die angeblichen Namen, Aenea oder Antipolis, Auf-

merksamkeit verdienen.“ Dagegen vermissen wir die Anführung der ältern Meinungen in der Regel, auch solcher, welche in den römischen Antiquitäten Jahrhunderte als die allein gültigen betrachtet wurden, wie bei der Plebs, den Clienten, der Verfassung des Servius Tullius. Bei dieser letzteren stellt dagegen der Verf. eine Vermuthung Niebuhrs sogar als Thatsache hin. Dieser Forscher äußert: „es scheint, der Gedanke jenes Gesetzgebers, den wir Servius Tullius nennen, habe sein müssen, auch im Consulat die beiden freien Stände neben einander zu stellen.“ Daraus macht Hr. F. geradezu: „Denn diese Verfassung gab Patriciern und Plebeiern gleichen Antheil am Consulat.“ Eine Aeußerung, welche auch ohnehin, wie sie hier aus dem Zusammenhange der Niebuhrschen Argumentation gerissen ist, dem Unkundigen ganz unverständlich sein muß. Hält aber Hr. F. das für Mittheilung abweichender Ansichten, daß er S. 51 in der Note eine Hypothese Eisendechers anführt, die er selbst für unhaltbar erklärt, so scheint uns das ganz un Zweckmäßig; denn wenn solche Hypothesen weder wahrscheinlich sind, noch sich je auf eine bedeutende Weise geltend gemacht haben: was kann ihre Notiz dem Schüler frommen?

Wir haben Hr. F.'s stylistische Fertigkeit gelobt, dennoch ist es ihm zuweilen begegnet, einen Satz niederzuschreiben, der etwas ganz anderes sagt, als er sagen soll. So heißt es in der Auseinandersetzung über das Gründungsjahr Roms, über römische Chronologie und deren Unsicherheit: „Ueberhaupt wird die Richtigkeit unserer gewöhnlichen Zeitrechnung (es ist in diesem ganzen §. durchaus nur von *römischer* Zeitrechnung die Rede) dadurch widerlegt, daß, nach den genauesten Berechnungen, Christus nicht im Jahre 754 nach Roms Erbauung, sondern 750, also 4 Jahre früher, geboren worden ist.“ Wie? Die Unsicherheit über das wahre Geburtsjahr Christi brächte Unsicherheit in die römische Chronologie? Was hat es mit dieser zu schaffen? Was hat es überhaupt mit irgend einer Zeitrechnung zu schaffen, da das Geburtsjahr Christi, nach welchem wir rechnen, eine so feste Ära ist, als eine in der Welt? So achtlos und verwirrt also, daß er dieß hätte sagen wollen, kann Hr. F. nicht geschrieben haben; er muß etwas ganz anders im Sinne gehabt haben, aber was dieß sei, können wir durchaus nicht errathen, und wir zweifeln nicht, es wird manchen Lesern, welche sich dieses Buches bedienen, eben so gehen.

Vielleicht werden manche unserer Leser denken, der Verf. hat sein Buch nicht dafür ausgegeben, daß es die Wissenschaft bereichern solle, es ist ein Schulbuch, worüber mit Lady Macbeth zu sagen ist: man darf diese Dinge nicht so gründlich erwägen. Rec. aber meint, gerade weil es ein zum Unterricht bestimmtes Buch ist, verdient es eine solche Erwägung, obschon er wohl weiß, daß sie diesen Büchern selten zu Theil wird. Er hat es daher nicht für überflüssig gehalten, diese Bemerkungen niederzuschreiben, sogar auf die Gefahr hin, seine Absicht von Hr. F. verkannt und der Böswilligkeit beschuldigt zu sehen wie er den Vf. einer Kritik der frühern Auflage derselben bezüchtigt, welche Beurtheilung übrigens dem gegenwärtigen Rec ganz unbekannt geblieben ist.

März 1835.

*Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntniß der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte der alten Aegypter von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft*; und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ♀ ☉ ♂ ♀ 24 ♀ etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Schluß.)

Da nun das hebräische שׂה Stier heist (welcher ☉ und bisweilen ♀, häufiger ♀ bedeutet, vergl. S. p. 153; nie aber ♀), so sei noch ein anderer Vokal anzunehmen, welcher als Zeichen für den Ibis dem ♀ heilig gewesen sei, und zwar wäre derselbe ein A-Laut gewesen, was um so wahrscheinlicher sei, als ♀ und ♀ eben so verwandt mit einander wären, als ä und a. Hiefür könnte sprechen, daß die gewöhnlich angegebene Form des Ibisbuchstabens augenfällig nichts anderes, als eine kalligraphische Ausschmückung des N ist. (Vergl. die Abbildung bei Wahl, *Allgem. Gesch. der morgenländischen Sprachen und Litteratur*, Taf. IV.) Aber es ist zu bemerken, worauf S. gar nicht geachtet hat, daß *Plutarch* den Ibisbuchstaben als einen Konsonanten bezeichnet, wenn er sagt: διὸ καὶ τὸ τῶν γραμμάτων Αἰγύπτιοι πρῶτον ἴβιν γράφουσιν, ὡς Ἐρμεῖ προσήκουσαν, οὐκ ὁρθῶς κατὰ γὰρ τὴν ἐμὴν δόξαν ἀναύδῳ καὶ ἀφθόγγῳ προεδρίαν ἐν γραμμασιν ἀποδόντες (S. Kopp, *Bilder und Schriften der Vorzeit* II. S. 365).

3) Damit diese Argumente nicht nimis incerta et incepta erscheinen möchten, beruft sich S. auf ein Manuscript in dem Leydener Museum, wo folgende Ordnung der Vokale nach den Planeten angegeben sein soll:

α α ηη ηη ιι (statt ηη) οοοοο υυυυυ ωωωωωω  
♀ ♀ ☉ ♂ 24 ♀ )

Das in Rede stehende Diagramma widerspricht aber der

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

von S. angenommenen Ordnung geradehin, wie die Darstellung bei *Reuven* (a. a. O. p. 157) zeigt, wenn man anders in diesem gnostischen Produkte (denn daß diese Handschrift gnostischen Ursprungs sei, hat *Reuven* unwidersprechlich nachgewiesen) jene apotelesmatische Weisheit der alten Aegypter finden kann, welche angeblich Laute als Symbole des planetarischen Einflusses darstellte, was andere beurtheilen mögen.

S. schließt diese Darstellung mit den Worten: *Itaque 7 vocales 7 planetis adscriptae erant et subiectae*, und sucht nun in dem Folgenden nachzuweisen, daß auch die Konsonanten nach den Planeten geordnet worden seien, was an sich nun schon so klar sei, daß es kaum eines ferneren Beweises bedürfe. Da N dem ♀ zukomme, so folge daraus, daß ☉ der ♀, ♀ der ☉, ♂ dem ♂ u. s. w. angehöre. Daß dieses ganze System richtig sei, folgert S. aus den Worten des *Etymolog. Gudian*. p. 59. 5 (Sturz), wo angegeben wird, daß ♂ sich auf den vierten Himmel (die Sphäre des ♂ nach S.), ♀ auf den siebenten (die Sphäre des ♀) beziehe. Wer könnte in den Buchstaben an jener Stelle etwas anderes als Zahlzeichen erkennen? Ein fernerer Beweis ist ihm, daß nach *Aelian* (*Histor. anim.* X, 21), die Zahl 60 dem ♀ heilig gewesen sei. Aber davon ist an jener Stelle gar nicht die Rede, wo es von dem Krokodile heisst: κύει δὲ ἄρα τὸ ζῷον τοῦτο ἐν ἐξήκοντα ἡμέραις καὶ τίττει φᾶ ἐξήκοντα, καὶ τοσαύταις ἡμέραις θάλλει αὐτά. σφονδύλους τε ἔχει ἐπὶ τῆς ῥάχews τοσούτους, νείροις τε αὐτὸν τοσούτοις φασὶ διζῶσθαι. λοχία τε αὐτῶν ἐς τοσούτον πρόεισιν ἀριθμὸν, καὶ ἔτη βιοῖ ἐξήκοντα (λέγω δὲ ἐγὼ ταῦτα Αἰγυπτίους φήμας τε καὶ πίστες), πάρεστι δὲ καὶ ὀδόντας ἐξήκοντα τοῦδε τοῦ ζῴου ἀριθμεῖν, φωλεῖον δὲ ἄρα καθ' ἑκάστον ἔτος ἐξήκοντα ἡμερῶν ἀτρεμεῖ τε καὶ ἀτροφεῖ. Während man in dieser Stelle nichts anderes finden kann, als eine mystische Hervorhebung der Zahl 60, welche auch anderweitig vorkommt (*Iambli. de Myst.* p. 123; vgl. die Anmerkung *Wytttenbach's* zu *Plutarch. de Is. et*

*Osirid.* p. 381, B. Vol. VII, p. 261), schließt S. folgendermaßen: Da das Krokodil dem ḥ heilig war \*), die Zahl 60 dem Krokodil zukam, 6 aber 60 bedeutet, so muß 6 dem ḥ heilig gewesen sein. Ferner kommt auch *Seyffarth's* System der Vokal α dem ḥ zu, und auch hier findet er wieder eine glänzende Bestätigung in einer Stelle des *Aelian* (a. a. O. XVII, 15): Ἀριστοτέλης λέγει, πέρδικα θῆλον, όταν κατὰ νότου γένηται τοῦ ἄρρενος, ἐγκύμονα γίνεσθαι φύσει τινὶ ἀρρήτῳ. Διαπλέκει δὲ ἄρα ὁ ὄρνις οὗτος ἐν ἡμέραις τὴν νεοττίαν ἐπτά, καὶ ἐν ἐπτά μέντοι τίττει, ἐν δὲ ταῖς τοσαύταις καὶ ἐκτρέφει τὰ νεόττια. Nämlich ḥ *sacer est perdis, qui u pronuntiat* *urque numerum septenarium significat*, um *Seyffarth's* eigene Worte anzuführen. Ist eine archäologische Kritik dieser Art nicht eine wahre Blasphemie auf die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit?

Nach allen diesen Schlussfolgen gelangt S. zu zwei Tafeln. In der ersten wird angegeben, welchem Planeten jeder Buchstabe in den verschiedenen entsprechenden Alphabeten zukomme; in der zweiten werden diejenigen Buchstaben aufgeführt, welche einem und demselben Planeten zugehören, da nur sieben Planeten, aber 25 Buchstaben vorhanden waren \*\*). Nachdem er noch zur Unterstützung seines neuen Systemes angeführt hat, daß *Herodot* (II, 138) die Hieroglyphen τύπου θεῶν genannt habe \*\*), daß sie in der Inschrift von Rosette (Z. 54.) ἐκὰ γράμματα und bei *Syncellus* (*Chronograph.* p. 40, ed. Goar) τῶν θεῶν γράμματα genannt werden, was nach seiner Ansicht nicht hätte geschehen können, wenn die Hieroglyphen nicht Symbole der Götter und der ihnen geheiligten Gegenstände gewesen wären: nachdem er noch erwähnt, daß dieselben Hieroglyphen zur Darstellung astronomischer und apotelesmatischer Thesen und zur Aufzeichnung jedweder anderen Notiz

gedient hätten, was er nur unter der Bedingung für zulässig hält, daß die astronomischen Zeichen zur Vertretung phonetischer Laute angewendet worden seien, sucht S. die von *Young*, *Champollion* und ihm selbst übereinstimmend erklärten phonetischen Zeichen auf ihren astrologischen Ursprung zurückzuführen, die Amphibolie mehrerer anderer nach dem in der zweiten Tafel hervorgehobenen Umstande zu deuten, daß mehrere Laute des ursprünglichen Alphabetes einem und demselben Planeten zuertheilt werden mußten (namentlich l und r, m und sch, i und sch), und zu erklären, woher es komme, daß öfters durch mehrere symphonische Zeichen, wie er sie nennt, nur Ein Laut ausgedrückt werde.

Nach dem, was Rec. oben über die Grundlage dieses Systemes gesagt hat, ist er einer weiteren Untersuchung des von S. aufgestellten apotelesmatischen Principes der Hieroglyphik überhoben, fügt indessen noch folgende Worte des Vfs. bei, welche aus der deutsch geschriebenen, von ihm selbst bearbeiteten Anzeige (Leipz. 1833. 66 S. 8.) seines neuesten größeren Werkes entlehnt sind, um zu zeigen, wohin ihn die folgerichtige Durchführung seines auf Hypothesen gegründeten Systemes führe (S. 50 folgd.): *Dieses Princip der Hieroglyphik, als nächster Schlüssel zur ganzen Litteratur der Aegypter, darf um so mehr auf Zustimmung rechnen, weil es nicht bloß mit den ausdrücklichen Zeugnissen der Alten (?) und den Beobachtungen (!?) übereinstimmt, sondern auch der ganzen Theologie und Mythologie der Alten entspricht. Nur daran könnte man sich stoßen, daß dieselben Hieroglyphen bisweilen verschiedene Töne, Buchstaben ausdrücken. Dies Geheimniß wird sich später aufklären. Für jetzt nur so viel. Wenn eine Figur einen Vokal bezeichnet, so wird das Zeichen ꝥ hinzugefügt, weil dem ꝥ alle Laute zugeschrieben wurden \*). Uebrigens entspricht das alte Alphabet von 24 Buchstaben \*\*) den 24 Stunden im Thierkreise, dessen 4 Quadranten 4 Planeten*

\*) Aber auch dem ♂. Vergl. S. 165.

\*\*) Mich wundert, daß S. nicht jene apokryphische Sage benutzt hat, deren Niebuhr, *Beschreib. von Arabien* S. 91 gedenkt und deren Berücksichtigung *Wahl* a. a. O. S. 626 empfahl, daß die Pharaonensprache sieben Hauptbuchstaben und jeder derselben drei Zeichen gehabt habe.

\*\*) Uebrigens ist auch dieses Citat falsch. *Herodot* erwähnt nur, daß der Tempel des *Bubastis* τύποις ἐξαήκωσι δοκεῖν δαταὶ αἰετοῖσι λόγου und daß den Tempel *περιθίσι αἰμασιν ἐγγεγλυμμένη τύποισι*. Aber von τύποις θεῶν, unter denen nach meiner Ansicht die *Anaglyphen* zu verstehen sind (vergl. II, 124 136. 148. 153. 73. 46.), ist nicht die Rede.

\*) Man sollte glauben, da die Worte so positiv ausgesprochen sind, daß einmal die Bezeichnung sich wirklich auf Denkmälern vorfinde, und daß anderer Seits S. die Auctorität irgend eines alten Schriftstellers für sich habe. Ersteres ist nicht nachgewiesen, und letztere beschränkt sich auf die Angabe, daß dem ꝥ die Singvögel heilig gewesen seien (S. p. 66).

\*\*) Nämlich nach beliebiger Weglassung des zuweilen unbedeuten, zuweilen gelegenen Ibisbuchstabens.

entstanden. Soll daher eine Zweideutigkeit vermieden werden, so wird zur Hieroglyphe der Vorsteher des Quadranten hinzugefügt, in dessen Bereich der auszu-drückende Konsonant fällt. Auf demselben Principe beruht nun auch das alte Hebräische oder Phönizische, Chaldäische Alphabet. Uebersetzt man die Namen der Hebräischen Buchstaben, so erhält man Dinge, welche nach derselben Reihe den 7 Planeten zukommen. Das Haupt  $\Psi\Gamma$  bedeutet  $\tau$  und dieser Buchstabe fällt auf die  $\odot$ , welcher das Haupt zukommt, u. s. w. Ja sogar die Züge der alten hebräischen Buchstaben entsprechen den einzelnen Hieroglyphen, welche Symbole der Planeten sind. Hierdurch wird der Zweifel beseitigt, ob Moses schon damals (1908) habe schreiben können. Dieselben Hieroglyphen, mit denen Moses schrieb, finden wir auf weit älteren Denkmälern, wodurch Hug's Hypothese bestätigt wird. Beruhen die Alphabete der Aegypter, Phönizier, Griechen, Lateiner, Chaldäer und die mit ihnen verwandten auf einem und demselben Principe; so ist höchst wahrscheinlich das Princip aller Schrift kein anderes, als das astronomische. Die Schrift ist nur einmal erfunden worden. Dieselben Hieroglyphen (?) finden wir in Aegypten und Mexico\*), in Japan und China (?), wiewohl zusammengezogen. In der Zeit, wo der allgemeine Thierkreis entstand, muß auch das allgemeine Alphabet entstanden sein. Gewiß nicht ohne Grund haben die Alten selbst Noah die Erfindung oder die Kenntniß (?) der Schrift zugeschrieben. Man drückte Begriffe durch Bilder aus, so weit es ging. Die übrigen schrieb man alphabetisch und phonetisch nach dem astronomischen Principe. So weit Seyffarth. Rec. kann das, was gegen die Annahme einer einmaligen Erfindung der Schrift gesagt werden kann, nicht besser ausdrücken, als es neuerdings Lepsius in seiner Schrift: *Paläographie als Mittel für die Sprachforschung zunächst am Sanskrit nachgewiesen* (Berlin 1834. 8.) S. 3 folgd. gethan hat, auf dessen Worte er daher verweist.

Vermissten wir in den vier Heften, mit denen wir uns bisher beschäftigt haben, Kritik und Urtheilskraft, Gründlichkeit und eine gewisse Gesinnung, die jedem Gelehrten erste Pflicht sein muß, so tritt uns aus dem letzten Hefte, dessen wunderlichen Titel (S. nennt ihn selbst so in der Vorrede) wir mitzuthellen

uns begnügt haben, gänzlicher Mangel an gesundem Menschenverstande entgegen. Da diese Schrift *Seyffarth's* nur in Bezug auf die Pathologie der Vernunft einiges Interesse haben kann, diese Blätter aber nicht darauf angewiesen sind, die krankhaften Erscheinungen und Verirrungen des menschlichen Geistes tiefer zu verfolgen, so überläßt Rec. es billig dem Leser, die Bestätigung dieses Urtheiles aus der Schrift selbst zu schöpfen.

Dr. Jul. Ludw. Ideler.

## XLVI.

*Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, so wie auf deren Sinnverwandtschaft, angelegt von Dr. J. C. A. Heyse, weil. Schuldirektor in Magdeburg, ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyse, außerordentl. Professor an der Universität Berlin. Erster Theil A bis K. Magdeburg 1833.*

Das Erscheinen eines Handwörterbuchs der deutschen Sprache wird durch ein allgemeines Bedürfniß vollkommen gerechtfertigt; Beweises genug ist der Umstand, daß augenblicklich mehrere Werke der Art im Werden sind. Der Gelehrte von Fach fühlt das Bedürfniß freilich nicht, kann es zuweilen auch nicht wohl begreifen, sieht vielleicht gar geringgeschätzt auf sogenannte „praktische Arbeiten“ herab. Aber man entferne sich nur ein wenig von den Lehrstühlen der Meister in der Wissenschaft; man sehe sich nur in Oertern um, in welchen keine Universitäten und andere große Anstalten wirken, und man wird sich bald überzeugen, daß, aus vielen nahe liegenden Gründen, die wissenschaftliche Erkenntniß nicht so weit verbreitet ist, als man gewöhnlich annehmen zu müssen glaubt, — daß aber viel Tüchtigkeit und Geist in Kreisen herrscht, in denen man beides zu suchen nicht geneigt ist, daneben auch großer Drang, sich in Besitz von Schätzen zu setzen, von deren Auffindung jede Zeitschrift neue Kunde bringt. Dies ist aber so leicht nicht; nur Wenige führt ein glücklicher Zufall in Verhältnisse, welche es vermögen, die Wege zu den Schätzen zu bahnen.

Die deutsche Litteratur hat in allen Theilen der Wissenschaft aus den verschiedensten Zeiten Meister-

\*) S. dagegen *Heeren's Histor. Werke* Bd. XIV. S. 40 folgd.

werke aufzuweisen; aber diese, namentlich wenn sie aus alter Zeit sind, zu verstehen und zu verarbeiten, ist oft ein Werk der gesammten Kraft eines wohl gerüsteten Geistes. Wir kennen manchen ausgezeichneten Geschäftsmann, der sich aus wahrer Anerkennung der Forschungen unserer Zeit, z. B. in den Besitz von Grimm's Grammatik, selbst von althochdeutschen Quellen setzte; aber wir haben noch keinen gefunden, der nicht die Klage hätte laut werden lassen, es sei ohne die Leitung eines treuen Führers und geschickten Lehrers unmöglich, Werke dieser Art zu fassen und zu verarbeiten; und doch werde behauptet, nur aus solchen Werken könne man den jetzigen Stand der Sprachwissenschaft begreifen. Es ist der Wissenschaft wahrhaft würdig, das reine Licht der Erkenntniß in alle Kreise des gebildeten Lebens zu verbreiten. Der einzelne, mit Geist, Kraft und Mitteln reich begabte Mann verdient großen Dank, wenn er seine gelehrten Forschungen, die ihn befriedigen und sein Leben füllen, der Welt in Schriften mittheilt; aber auf eben so großen Dank kann gewiß auch der Anspruch machen, welcher, selbst Gelehrter, Tüchtigkeit, Einsicht und Entsagung genug besitzt, die Forschungen der Gelehrten von Fach, als Resultat zusammengefaßt, in klarer, befriedigender Form der Welt mitzutheilen und den Meistern den Weg zu bereiten. Dabei darf er wahrlich kein Pfuscher sein; er ist in mancher Rücksicht einem Dolmetsch zu vergleichen, ohne welchen ein geistiger Verkehr unmöglich ist.

Wir haben dies vorausschicken müssen, theils um den Verf. zu trösten, der zwar mit Lust und Eifer, aber doch mit dem Schmerze der Entsagung ein Opfer gebracht hat; theils um darauf hinzudeuten, daß *es jetzt vorzüglich an einsichtsvollen Männern zur Verbreitung der Wissenschaft fehlt*, weil sonst bald die Masse des zu verarbeitenden Materials nicht mehr zu bezwingen sein möchte.

Es darf nicht befremden, daß wir hier so reden, als sei kein Handwörterbuch der deutschen Sprache vorhanden; die frühern bekannten Arbeiten sind allerdings schätzenswerth und müssen in Ermangelung einer bessern genügen; aber die Wissenschaft hat in allen Theilen so große Fortschritte gemacht, daß die frühern nhd. Wörterbücher eben so wenig befriedigen, als die deutschen Grammatiken und ahd. und mhd. Glossarien, welche vor einigen Jahrzehenden erschienen sind. Ue-

brigens wird die Zeit darüber richten, welches von den jetzt erscheinenden und angekündigten deutschen Handwörterbüchern das beste sei; bis jetzt scheint das Heyse'sche am meisten anzusprechen und den rechten Weg gefunden zu haben.

Ein Handwörterbuch der deutschen Sprache ist ein schweres Werk. Es soll den ganzen Wortreichtum umfassen, wie er in Sprache und Schrift lebt. Ueberlegt man nur einen Augenblick, was in den letzten fünf und zwanzig Jahren für die Ausbildung der Wissenschaft in Deutschland geschehen ist, so ist diese Ueberlegung wohl geeignet, selbst einen muthigen Mann von der Ueberwältigung des zu verarbeitenden Stoffes zurückzuschrecken. Die neuhochdeutsche Sprache ist für die Gesamtbevölkerung Deutschlands eine Schriftsprache, welche von dem größten Theile derselben wie eine fremde erlernt werden muß. Sie ist als solche nicht im ganzen Volke lebendig, und ihre Formen und Bildungen tragen Begriffe, welche traditionell geworden sind. Erst jetzt fängt nach und nach, zumal in den Städten, die hd. Sprache an allgemein zu werden; damit entsteht aber zugleich das Bedürfnis der Erkenntniß des eigentlichen und ursprünglichen Begriffs der Form, das Bedürfnis einer historischen Erkenntniß. Daher haben auch fast alle Wissenschaften in neuerer Zeit dahin gestrebt, in ihrem Bereiche die Begriffe klar und scharf hinzustellen, Unbrauchbares zu verdrängen und das historisch Richtige zu Ehren zu bringen. Man denke nur daran, welchen Einfluß die Rechtswissenschaft, Geschichte, Philosophie, Erd- und Naturkunde, Gewerbkunde, u. s. w. von der einen, und die Sprachkunde von der andern Seite auf einander gehabt haben! Und in der Sprachkunde selbst ist vorher nicht Geahndetes geschehen. Die deutsche Grammatik hat, vorzüglich durch Grimm, den sprachlichen Untersuchungen Sicherheit, — die allgemeine Sprachkunde hat ihnen, vorzüglich durch Bopp, Grund und Boden gegeben; die geistreichere Bearbeitung der beiden classischen Sprachen hat von ihrer Seite auch zur Erhellung des Sprachgebäudes beigetragen. Jetzt hilft es nicht mehr, nach Etymologien und Bedeutungen umher zu tappen; das Rathen und Meinen hat wohl ein Ende erreicht; jetzt soll wieder nach Gesetzen gerichtet werden, welche Völker gegeben haben und denen sie Jahrtausende hindurch treu geblieben sind.

(Die Fortsetzung folgt.)



N<sup>o</sup> 48.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

März 1835.

*Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, so wie auf deren Sinnverwandtschaft, angelegt von Dr. J. C. A. Heyse, ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyse.*

(Fortsetzung).

Aus diesen Gesichtspunkten müssen wir ein neues deutsches Handwörterbuch beurtheilen. Die frühern Arbeiten nöthigen uns durch ihre Anstrengung, durch ihre Masse, selbst durch ihre Resultate Bewunderung ab; aber sie reichen nicht mehr aus. Grammatik und Etymologie standen zu sehr unter der Herrschaft der Willkür, und die Wissenschaften achteten weniger die Form des Materials, aus welchem sie ihr Gebäude aufzuführen strebten: die Begriffsbestimmung mußte eben so unklar sein, als Grammatik und Etymologie es waren. *Ein deutsches Wörterbuch muß jetzt ein ganz neues Werk sein.*

Stellen wir in kurzen Andeutungen die Gesichtspunkte auf, welche ein deutsches Handwörterbuch für die Gebildeten des Volks für unsere Zeit haben mußte:

1) Muß der *Wortvorrath* der deutschen Sprache vollständig aufgenommen sein. Soll ein Wörterbuch der neuhochdeutschen *Schriftsprache* gegeben werden, dann ist der Stoff in den nhd. *Schriftwerken* gegeben. In ein Wörterbuch der *deutschen Sprache* aber, wenn wir darunter die im Munde des Volks und in der Schrift lebende hochdeutsche Sprache verstehen, müssen auch diejenigen Wörter aufgenommen werden, welche der Verkehr in den verschiedenen Formen des Lebens und in den verschiedenen Gegenden Deutschlands als unentbehrlich in die hochdeutsche Sprache aufgenommen hat. Dann ist kein Lebensverhältniß, kein Gewerbe so arm, daß es nicht eigenthümliche Ausdrücke bewahrte, welche der hochdeutschen *Schriftsprache* fehlen und

doch zur Verständigung im Leben nothwendig oder in neuern Zeiten wieder zu Ehren gebracht sind. Reine Provinzialismen, d. h. bloß provinziale Stellvertreter hochdeutscher Formen, bleiben natürlich ausgeschlossen; diese bilden den Hauptbestandtheil der Idiotiken.

2) Muß die *Form* festgestellt werden, und zwar nicht allein die Form des Begriffs an sich selbst, sondern auch die Form des verbundenen Begriffs im Urtheil: die *Rection*. Die gute *grammatische Behandlung* eines Wörterbuchs ist ein großes, wenn auch stilles Verdienst; die frühern lexikographischen Arbeiten würden mehr leisten, wenn sie mehr grammatisch wären.

3) Muß die *Bedeutung* klar und bestimmt angegeben sein, und zwar sowohl die erste, ursprüngliche Bedeutung, sie möge noch deutlich oder verwischt sein, als auch die jetzt geltende und deren *historische Entwicklung*. Hiezu kann man von der einen Seite nur durch ein etymologisches Verfahren gelangen, von der andern Seite nur durch Erkenntniß der verschiedensten Wissenschaften und Thätigkeiten. Und hiedurch grade wird ein Wörterbuch der neuern deutschen Sprache so unendlich schwierig. Ein Wörterbuch der Sprache eines frühern Zeitraums wird durch den überlieferten Stoff abgegrenzt; dieser muß in sich selbst die Erklärung seiner Formen tragen. Viel schwieriger bleibt es, das sich stets fortbildende Leben in der Gegenwart zu erfassen.

4) Muß die Bedeutung durch *Etymologie* begründet werden. Dies verlangt man jetzt nicht weniger, als die bestimmte Angabe der Bedeutung. Beruht diese mehr auf einer philosophischen Thätigkeit, so fordert die historische Begründung der Form und der Bedeutung mehr gelehrte Kenntniß des gesammten Sprachschatzes deutscher Nation. Nur darf hier der Vf. keinem eignen Gelüste Raum geben. Man kann jetzt hierin von ihm Sicherheit verlangen: denn hier tradirt er meistentheils schon Vorhandenes; in der Angabe der Be-

deutung aber entwickelt er vorzüglich seine eigne geistige Thätigkeit, durch welche er auch den Sprachforscher belehren kann.

5) Dürfen auch *sprachvergleichend* Formen und Begriffe verwandter Sprachen gebraucht werden. Hier aber, wie bei der etymologischen Begründung, ist die Forderung unabweislich, daß der Verf. Mafs halte und durch unbegründete Speculationen sich nicht das nothwendige Vertrauen raube. Dagegen kann man hierin von ihm schon eine bündige Vollständigkeit erwarten, da bedeutend vorgearbeitet ist.

Ueber das Ziel der Arbeit sind wir mit dem Hrn. Verf. des vorliegenden Werkes, dem Hrn. Prof. Heyse in Berlin, einverstanden. In der gut geschriebenen Vorrede sagt er: „Ein *Wörterbuch der Muttersprache* „kann im Allgemeinen eine zwiefache Bestimmung haben. Es ist zunächst im Interesse der Wissenschaft „unternommen und ausgeführt, oder den weitem Kreisen des Lebens überhaupt gewidmet. — Das *wissenschaftliche Wörterbuch* ist seiner Anlage und Bestimmung nach für den Sprachgelehrten berechnet und abschließlich der Förderung einer tiefern Erkenntniß des „Wesens der Spracherscheinungen gewidmet. — Verschieden ist die Bestimmung und Anlage des für die „ganze Nation berechneten *praktischen Wörterbuches*. „Allerdings ist die Sprache, so wie ein Erzeugniß, so „auch ein Eigenthum des Volkes, ein Schatz, den dasselbe frei zu verwalten, lebendig weiter zu bilden und „ungehindert auszubeuten von Natur befähigt und berechtigt ist. So könnte es scheinen, als seien Wörterbuch und Grammatik der eignen Sprache etwas dem „Volke völlig Entbehrliches; allein was von der Nation „als eine Gesamtheit gilt, findet keine Anwendung „auf die Einzelnen, welche Glieder derselben sind, und „deren jeder als Element ihres Gesamtlebens nur einen mehr oder weniger beschränkten Antheil an dem „Gesamtvermögen und dessen Verwaltung hat. — Allein nicht bloß diese äußerliche Erweiterung der „Sprachkenntniß, sondern vor Allem ein gründlicheres „Verständniß der Sprache, eine lebendigere Anschauung und ein deutlicheres Bewußtsein von der Bedeutung des Wortes und den Gesetzen der Sprache in „ihrem Zusammenhange ist wesentlicher Zweck solcher „für die Nation bestimmten Sprachwerke. Der unmittelbare Besitz soll, durch den Gedanken vermittelt, zu „einem selbsterworbenen Eigenthume, das bewußtlose

„Sprachgefühl zu einer deutlichen Erkenntniß der Sprachgesetze erhöht werden. Und hier ist es nun, wo die „praktische Grammatik und das praktische Wörterbuch „in das Gebiet der reinen Sprachwissenschaft übergreifen. Von dem gegenwärtigen Sprachbestande, als dem „unmittelbar Gegebenen und für das Volk allein Vorhandenen, muß ausgegangen, die wirkliche Erscheinung aber überall auf ihren wesentlichen Grund zurückgeführt und daraus erklärt, das Einzelne als Glied „des organischen Ganzen belebt, das Besondere im Lichte „des Allgemeinen aufgehellt werden.“

In diesem Geiste arbeitend setzt sich der Hr. Verf. als Bedingung: äußere Vollständigkeit nach festen Regeln und innere Vollständigkeit, vor Allem eine gründliche, erschöpfende und wohlgeordnete Worterklärung nach den Grundsätzen einer besonnenen Etymologie, mit Rücksicht auf Synonymik, Grammatik und Syntax. Diese leitenden Regeln setzt der Hr. Verf. dann weiter auseinander. Er bemerkt dabei, daß der *Plan zu einem solchen Wörterbuche* schon von seinem verstorbenen Vater gefaßt und mit ihm gemeinschaftlich vorbereitet gewesen sei, als diesen der Tod überholt habe. Die Ueberzeugung, daß er seinem Vaterlande einen wesentlichen Dienst leisten werde, habe ihn vermocht, das Angefangene zu vollenden; aber schon bei den ersten Druckbogen sei es ihm klar geworden, daß der Plan anders ausgeführt werden müsse, als er in der Ausführung angefangen sei; und auf diese Weise sei das Werk ganz und allein das Werk des Herausgebers geworden.

Ob nun der Hr. Verf. sein Ziel erreicht habe, ist eine Frage, welche sich relativ bejahen läßt. Von einem ganz neuen Werke so großen Umfanges, welches mit wenigen und bescheidenen Worten so viel geben soll, läßt sich nicht gleich eine absolute Vollkommenheit erwarten, wenn diese überhaupt denkbar ist. Der Hr. Verf. hat mit Fleiß und Geschicklichkeit das Mögliche geleistet, zumal wenn man bedenkt, daß die Vollendung eines solchen Buches nicht lange auf sich warten lassen darf. Folgende Auflagen werden sicher eine andere Gestalt gewinnen, namentlich in den ersten Buchstaben; aber auch in dieser ersten ist so viel Gutes und Befriedigendes, daß wir das Streben des Hrn. Verfs. unbedingt anerkennen und seine Arbeit eine gelungene nennen müssen. Die Rechtfertigung dieses Anspruches ist schwieriger, als wenn das Werk ein Wörterbuch einer toten, abgeschlossenen Sprache wäre, bei

welchem es vorzüglich auf Sammlung, Sichtung und Anordnung des gesammten gegebenen Materials ankommt. Wir müssen unsere Ansicht begründen, und wählen dazu, ohne Rücksicht auf den Hrn. Verf., Beispiele in Wörtern, auf deren Begriffsbestimmung und Behandlung wir begierig waren und welche wir zuerst nachschlugen, als uns das Buch in die Hände kam; wir wollen uns nicht den Schein geben, als hätten wir es schon Zeile für Zeile studiert.

(Der Beschluss folgt.)

## XLVII.

*Die Kindertaufe in der evangelischen Kirche aus dem Standpunkte der symbolischen Bücher, der heiligen Schrift und der menschlichen Vernunft. Von D. Lobegott Lange, Prof. an der Universität zu Jena. Jena 1834. 157 S. 8.*

Um von diesem, weder in seiner Art, die christlichen Glaubenslehren zu behandeln, einzigen, noch über diesen Gegenstand ganz neue, aber glücklicherweise noch immer unerhörte Vorschläge machenden Buche, ein vollständiges Bild zu entwerfen, ist es am zweckmäßigsten, zunächst die Hauptsätze desselben kurz, wo möglich mit den eigenen Worten des Hrn. Vf. zusammenzustellen, und das Weitere hernach daran zu knüpfen. Das Ganze zerfällt in 4 Abschnitte. Der erste handelt „über die Kindertaufe nach dem Standpunkte unserer symbolischen Bücher“ und sucht den Widerspruch, in welchem die symbolischen Bücher mit sich selbst in dieser Beziehung stehen, zu erweisen. Die Resultate sind diese. Nach den symbolischen Büchern, heißt es S. 12, seien 1) die Sacramente nicht bloß als *notae professionis inter homines*, sondern vielmehr als *signa et testimonia voluntatis Dei erga nos* eingesetzt, damit durch dieselben der Glaube erweckt und befestigt werde in denen, welche daran Theil nehmen; 2) um diesem Zwecke zu entsprechen, sei wesentlich notwendig, im Glauben die Verheißungen sich anzueignen, welche durch die Sacramente dargeboten werden; wodennach 3) dieser Glaube nicht dazu komme, wo weder *fides* noch *bonus modus cordis* vorhanden sei, werde die ganze Feier zu einer unnützen Ceremonie, zu einem bloßen *opus operatum*. Hieraus folge, 1) daß die Taufe, wenn sie wirksam sein solle, notwendig den Glauben voraussetze, da es das Wasser nicht allein mache; daß demnach 2) die Taufe ohne den Glauben dessen, der getauft wird, nichts nütze, ja ohne denselben keine wahre Taufe sein könne, und 3) daß eine Taufe ohne den Glauben uns durchaus keinen Anspruch auf die Erlangung der Seligkeit gebe. Da aber bei der Kindertaufe diese Bedingungen von Seiten der Kinder hinwegfallen, so könne sie für ein wahres gültiges Sacrament im Geiste der evangelischen Kirche nicht gelten, sondern müsse für ein bloßes *opus operatum* angesehen werden, weshalb unsere Kirche, um sich aus ihrem Selbstwiderspruch herauszuwickeln, entweder die Kindertaufe oder ihre Grundlehre vom Nutzen und Gebrauch der Sacramente, so wie den Begriff vom allein seligmachenden Glauben, aufgeben müsse, von welchen beiden doch das erste rathermer sei. Der

2te Abschnitt handelt von der Kindertaufe im Lichte der Vernunft und Schrift, und will den Widerspruch der Lehre von der Kindertaufe in den symbolischen Büchern, mit der Schriftlehre beweisen und darthun, wie sehr sie den schriftgemäßen Begriff, Zweck und Bedeutsamkeit des Sacraments der Taufe von Grund aus aufhebe. Dazu gehöre Glaube und Ueberzeugung, mithin Erkenntniß und Unterricht im Evangelium, ferner Verpflichtung zu einem den Lehren des Christenthums und dem Beispiele Jesu entsprechenden sittlichen Wandel und drittens Würdigmachung zu der ihnen verheißenen göttlichen Gnade und ewigen Seligkeit, Zwecke, von denen ein Kind von einigen Tagen oder Wochen nicht den mindesten Begriff haben könne. Der 3te Abschnitt giebt besondere Gründe an, welche in unserer Zeit eine Vorbereitung zur Abstellung der Kindertaufe wünschen lassen. Dahin gehört der hohe Standpunkt unserer evangelischen Kirche, welcher es geeignet mache, daß sie sich als *wahre evangelische Kirche*, allein im Geiste des reinen biblischen Evangeliums ausbilde und in einem wahrhaft christlichen Leben darstelle, wozu die Abstellung der Kindertaufe eine wesentliche Bedingung sei. Ein gründlicherer Unterricht in der Religion, welche bei so Wenigen die Sache reger und lebendiger Ueberzeugung sei, und dessen Mangel zu einem zügellosen Indifferentismus auf der einen, zu einem ausartenden Mysticismus auf der andern Seite so häufig führe, würde, wenn er der Taufe in reiferen Jahren voranginge, eine größere Kenntniß der christlichen Religionswahrheiten, einen reineren sittlichen Wandel, ein regeres kirchliches Leben, die Möglichkeit einer größeren Wirksamkeit der Geistlichen durch eine wahrhafte Seelsorge, eine würdigere Bedeutsamkeit des geistlichen Standes überhaupt und mit dem Allen die Aufhebung des Indifferentismus und Mysticismus bewirken. Der Taufact müßte dann aber natürlich noch später hinaufgeschoben werden als in die Zeit, wo die Confirmation gewöhnlich geschieht, indem Kinder von 13 und 14 Jahren doch noch nicht im Stande sein könnten, gerade in den wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens zu einer festen, lebendigen Ueberzeugung zu gelangen. Abschnitt 4. endlich soll die Gründe widerlegen, durch welche man die Beibehaltung der Kindertaufe zu rechtfertigen pflege.

Es ist zu verwundern, daß von diesem Standpunkte des gemeinen Menschenverstandes aus, nicht auch so weit gegangen wird, ein Institut wie die Taufe überhaupt für zweck- und sinnlos zu erklären, da sie es doch als Kindertaufe sein soll, welche der Begriff der Taufe selbst ist. Doch so weit geht Herr Lange noch nicht; er giebt nicht nur die Nothwendigkeit symbolischer Handlungen in der Religion im Allgemeinen zu, sondern er spricht selbst von der Vollkommenheit, mit der die symbolische Taufhandlung der Idee entspricht, welche sie darstellen soll. Es ist nicht die Taufe, die er abschaffen will, sondern die Kindertaufe nur. Die Hauptschwierigkeit macht ihm der Umstand, daß das Kind, an welchem die Handlung vollzogen wird, den Endzweck derselben und ihre Bedeutung noch nicht zu erkennen vermag, auch den Anforderungen, die vernünftigerweise an dasselbe gemacht werden müßten, nicht genügen könne, weil es, seiner selbst nicht bewußt, auch die

Bedeutung des Symbolischen nicht erfassen könne und von der Feler selbst gar nicht innerlich ergriffen würde. Wir halten uns nicht für berufen, die sechs Gründe, welche der Vf. im letzten Abschnitt aus Bretschneiders Dogmatik für die Kindertaufe gezogen und auf seine Weise zurückweist, in Schutz zu nehmen, weil durch ihren Fall die Kindertaufe selbst noch lange nicht fällt; auch kann hier der Ort nicht sein, die symbolischen Bücher gegen seine Verunglimpfungen zu rechtfertigen, noch die Lehre von der Erbünde gegen ihn zu retten; wir wollen nur einige Gesichtspunkte aufstellen, unter welchen die Kindertaufe, auch ohne eine Bretschneidersche Dogmatik, als durchaus vernünftig erscheint. Die Kirche nämlich oder der Geist Gottes in ihr erklärt durch die Kindertaufe und diejenigen, welche sie verrichten und daran Theil nehmen, daß die Mittel vorhanden seien, auch in diesem Subject die göttliche Erleuchtung anzufachen und das Leben in Christo zu beginnen. Die Taufhandlung soll nicht dies Mittel selbst sein, sondern nur das Zeichen der Anerkennung, daß es selbst vorhanden sei. Sie setzt also nicht voraus, daß der zu Taufende schon vernünftig und frei sei, sie erklärt nur, daß er künftig zur Freiheit und Vernünftigkeit gelangen werde. Es ist hier ganz dasselbe, ob der Täufling seinen eigenen Glauben erklärt und die Einwilligung zu seiner Weihe giebt, oder ob an seiner Stelle die Kirche dasselbe thut; denn so wie im Voraus anzunehmen ist, daß der Mensch, der an sich vernünftig ist, auch dereinst der Vernünftige werde, so kann man auch hoffen, der in der Taufe der Möglichkeit nach Glaubende werde es auch in der That werden. Man kann aber die Bestimmung des Kindes durch die Taufe zum Christen nicht vergleichen mit der Bestimmung eines Jeden zu einem bestimmten Lebensberuf, welchen dem neugeborenen Kinde aufzuerlegen der Vf. für eben so unnütz und unvernünftig hält als die Taufe. Und doch wird der Mensch nicht um seine Einwilligung gefragt, welcher Familie, welcher Sprache, welchem Volke er angehören wolle: sollte man die Wahl des höchsten Gutes, der Religion, in seine Willkür stellen? Wie sehr täuscht sich aber der Verf. in der Verspiegelung der Vortheile, welche ihm die Taufe der Erwachsenen verpricht. Abgesehen davon, daß die Confirmation der Kirche gar so wenig Nutzen nicht stiftet, als der Vf. meint, so bedenkt er die unüberwindlichen Schwierigkeiten nicht, die einem Unterrichte in der Religion an gänzlich Erwachsene entgegenstehen. Denn ist ihm das 14te Jahr zu früh, so ist es auch wohl das 17te, 18te und nach Umständen ein noch höheres. Mit dem 20sten Lebensjahre aber ist bei weitem die Mehrzahl der Menschen schon zu weit in das bürgerliche Leben verflochten, um sich noch einem Unterricht in der christlichen Lehre mit Erfolg unterwerfen zu können. Ja Manche hätten wohl schon die Ehe angetreten, und sollten noch ungetauft sein! Wenn auch die Begüterten oder die Besseren (diese sehen sich aber ohnehin schon nach gründlicher Belehrung um) sich jeder Bedingung unterwürfen, wie stünde es mit den Aermern, wie mit den Büßwilligen? Wie Viele würden sich dem Unterrichte wirklich zu entziehen suchen, ihm ungern beiwohnen, daher keine Fortschritte machen, folglich auch immer ihre Ansprüche auf die

Vollziehung der Taufe von dem gewissenhaften Geistlichen zurückgewiesen sehen. Würden dann Manche nicht endlich doch getauft, auch ohne die rechte Erkenntnis, so würde es ihnen zuletzt gleichgültig sein, auch ungetauft zu bleiben. Mit der Behauptung, daß dann Indifferentismus und Mysticismus aufhören würden, kann es Hrn. Lange gar nicht Ernst gewesen sein, denn er wird doch wohl durch die Taufe der Erwachsenen nicht etwa alle Menschen einerlei Geistesrichtung unterwerfen, und alle und jede Verschiedenheit der geistigen Natur unseres Geschlechts aufheben wollen? So wenig als dadurch die verschiedenen theologischen Richtungen vereinigt werden würden, so wenig würde auch der verschiedene Einfluß von Theologen entgegengesetzter Richtungen auf die Gemüther gehemmt werden. Der einzige Vortheil dabei wäre nur die Zweckung eines freilich mehr oder weniger vollkommenen Bewußtseins von der Bedeutung des Taufactes in dem Täufling. Da aber hiervon das Wesen der Taufe nicht abhängt, dieselbe vielmehr die Erklärung ist von dem Anfange der Erleuchtung im Täufling, so würde eine Taufe der Erwachsenen gänzlich aufhören eine Taufe zu sein und eine ganz andere Bedeutung haben. In dieser Beziehung war die Taufe der (erwachsenen) Heiden und Juden in der alten Kirche von der Kindertaufe wenig unterschieden; da ihr die Bafes, die Sinnesänderung vorherging, sie ist auch nicht mehr als der Anfang der Besserung und schließt sich auch an das Unverderbene, das Kindliche, Unschuldige im Menschen an. Die erwachsenen Täuflinge waren eben auch Anfänger im christlichen Glauben und Leben, als geistig Unmündigen, Kinder der Erkenntnis nach. Dies spricht sich deutlich aus in den bei der Taufe gebräuchlichen Zeichen der Unschuld: daß die zu Taufenden weiße Kleider trugen, daß ihnen als Neophiten Milch und Honig gereicht wurde u. dergl. Hierdurch bewogen, ließe die Kirche die Taufe bald auf die Kinder übergehen. Ist die Taufe das Zeichen dafür, daß etwas seinen Anfang genommen habe, so ist es auch vernünftig das Zeichen dieses Anfanges der geistigen Geburt, der Wiedergeburt, der irdischen Geburt so nahe als möglich zu rücken; mit einem absolut Nothwendigen kann der Anfang nicht früh genug gemacht werden. Wird aber ohne Kindertaufe mit der Belehrung im christlichen Glauben angefangen und nach erlangter Erkenntnis getauft, somit nach dem Anfange ein neuer Anfang gemacht, so war entweder jener Anfang (durch die Belehrung) kein wahrer Anfang d. h. gar kein Anfang und die Belehrung nutzlos, oder die Taufe hat dann ein ihr wesentliches Moment eingebüßt, welche ist die Erklärung Gottes durch die Kirche, daß das Subject, welches leiblich zu leben angefangen hat, daß das Kind der Welt auch nun geistig zu leben begonnen habe, ein Mitglied des Reiches Gottes zu sein, und der Erleuchtung, die der Welt durch Gott in Christo geoffenbart ist, theilhaftig zu werden angefangen habe. Doch alle solche Gedanken werden bei dem Vf. nichts verfangen, der, wie gesagt, noch auf dem Standpunkte des gemeinen Menschenverstandes steht und in dieser Schrift nichts gesagt hat, was nicht viel besser bereits von den Socinianern des 16. Jahrhunderts gesagt worden wäre, ohne daß die Kirche dadurch veranlaßt worden wäre, davon Notiz zu nehmen.

März 1835.

*Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, so wie auf deren Sinnverwandtschaft, angelegt von Dr. J. C. A. Heyse, ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyse.*

(Schluß.)

Wir vergleichen z. B. das Wort: „*Kunst* (von können; ahd. *chanst*, schwed. *konat*, poln. *kunzt*) überh. „das Können, die hervorbringende, gestattende, ausübende Kraft und Fähigkeit des Menschen.“ — Diese Sprachform ist in ihrem heutigen Gebrauche schwer zu definiren, indem die alte, ursprüngliche Bedeutung sowohl in der allgemeinen Verwendung des Worts, als in vielen, besonders modificirten Redensarten und Sprichwörtern hervortritt, und daneben die heutige abstracte Bedeutung oft der sprichwörtlichen entgegensteht. Man gelangt zu einer Definition, wie die vorstehende des Hrn. Verf. ist, nicht leicht. Die ahd. Wurzel *kunn-an*, sanskr. *dschan* oder *dschnâ*, lat. *gno-sco*, griech. *γινώσκω* (vgl. Bopp's Vergl. Gr. I, 123) bedeutet durchaus: ein subjectives, geistiges Vermögen, ein Verstehen, scire, cognoscere; noch im mhd. heisst *ich kan*: ich verstehe. (Vgl. Benecke's Wörterb. z. Iwein S. 213). Dafs von dieser Wurzel die Form *kun-st* herkomme, ist klar; es ist nur die grofse Frage, was das auslautende — *st* zu bedeuten habe. Bopp Vergl. Gramm. I, S. 91 u. Grimm Gr. III, S. 515 folgd. halten das — *s* — für einen „unwesentlichen, eingeschobenen“ Buchstaben. Wir haben uns nie davon überzeugen können. Betrachtet man die Menge der Wortbildungen auf — *st* und die feste Durchführung dieser Bildung; nimmt man an, was jetzt nicht mehr zweifelhaft sein möchte, dafs alle Wurzeln und die verschiedensten Wortformen der Comparison fähig seien; dafs die Comparison nichts weiter sei, als eine Demonstration nach verschiedenen Gra-

den, und der sogenannte Superlativ eine Demonstration auf Eines im Gegensatz aller Andern und vor allen Andern derselben Gattung; überlegt man dabei die Form und die Bedeutung des adjectivischen und adverbialen Superlativs und eine gewisse Gleichheit in der Bedeutung aller Substantivbildungen auf — *st*: — so möchte sich kaum bezweifeln lassen, dafs *kun-st*, wie alle übrigen Bildungen dieser Art, eine Superlativform sei. Es möchte sich kaum ein allgemein überzeugender Grund auffinden lassen, welcher sonst die consequent durchgeführte, blofse Einschlebung des — *s* — rechtfertigte. Ist aber die — *st* — Form ein Superlativ, so läfst sich die Bedeutung derselben schwer mit Worten wiedergeben, da die Comparison nur die Bedeutung der Demonstration in sich trägt, und sich eher zeigen, als aussprechen läfst. Dennoch liefse sich annäherungsweise *kun-st* erklären durch: die höchste Potenz, *die höchste Fähigkeit des Verstehens* eines Gegenstandes in einem Individuum. Man vgl. übrigens die deutsche Form auf — *st* in Grimm's Gr. II, S. 198 folgd., S. 367 folgd., u. a. a. O. Der neuere abstracte Begriff entsteht durch die besondere Anwendung auf das Object dieses höchsten Könnens; als solcher wird betrachtet: die Natur oder die Geistesthätigkeiten als abstracta, als Ideen aufgefaßt, abgesehen von ausgeprägten einzelnen Erscheinungen. — Und so scheint der Hr. Verf. den Begriff für ein populäres Wörterbuch treffend und genügend dargestellt zu haben, namentlich wenn er im Verfolg hinzufügt: „*die schönen Künste*, deren Aufgabe „die Gestaltung von Ideen in sinnliche Form ist.“ — Im folgenden Bande wird der Hr. Verf. wahrscheinlich die verwandten Begriffe feststellen, namentlich erläutern, dafs bis zum Ende des Mittelalters das Wort *list* die Stelle des Wortes *kunst* im abstracten Sinne vertrat; dafs *macht*, von *magan* herkommend, ein *objectives Vermögen* bedeutet, u. s. w.

Betrachten wir andere Bildungen z. B. *gewehr* und

gewähr. Hier hat der Hr. Verf. im Allgemeinen: „Gewehr, womit man sich wehrt, was zur Abwehr und Vertheidigung dient;“ und „Gewähr (von wahr, bewahren), die Bewährung, Verbürgung der Wahrheit einer Aussage; bes. Verbürgung oder Sicherstellung des ungefährteten Besitzes; — auch der ungestörte Besitz einer Sache.“ — Man sieht, daß der Hr. Verf. die Bedeutung dieser Wortfamilie richtig aufgefaßt und klar wiedergegeben hat. Aber er hätte hier mehr historisch und etymologisch verfahren sollen; er hätte dabei, ohne Verletzung der Klarheit, mehr genügen können, zumal diese Wortfamilie genügend bearbeitet ist in Grimm's RA. 556 u. 602 und Homeyer's Reg. z. Sachsenp. S. 209 folgd. Wir können drei Wortstämme unterscheiden und auch für ein populäres Wörterbuch bearbeiten:

1) *Gewehr, wehr* (arma, munitio) z. B. *wehr* und waffen, sich zur *wehre* setzen, u. s. w.: vom goth. *varjan* (prohibere, defendere), ahd. *werjan*, mhd. *vern*, nhd. *wehren*. Daher mhd. er hat keine *were*: er darf sich nicht vertheidigen, er darf den Beweis nicht führen.

2) *Gewähr* (praestatio, cautio, warandatio): vom (goth. *vairan* ?), ahd. *wërèn* (? Grimm's RA. S. 603), mhd. *wërèn*, nhd. *gewähren*: vertreten, beweisen, Gewährsmann sein.

3) *Gewehre* oder *wehre* (possessio) z. B. hofwehre: vom goth. *vasjan* (vestire), ahd. *warjan* oder *werjan* (vestire, investire, tradere), mhd. *vern*; daher: a) Einweisung in den Besitz; b) Besitz; c) Besetzung; d) Besitzrecht.

Die letztere Form unterscheidet sich durch die gothische Form und die Geschichte des Wortes deutlich von den beiden ersten; die beiden ersten unterscheiden sich wieder von einander durch den *ë* Vokal. Verwirrung ist in diese Wortfamilie durch die Gleichheit der drei Formen im Mittelhdt. gekommen; in der mündlichen Rede und in den Volksdialekten unterscheiden sich sicher noch alle drei Wörter; und wenn man sie in der nhd. Form jetzt nicht mehr scheiden will, wie wir es gethan haben, so lassen sie sich doch in der Bedeutung noch scheiden.

So ungefähr, abgesehen von der ziemlich vollständigen Aufführung aller abgeleiteten Formen, hat der Hr. Verf. die Grundbegriffe behandelt. Die wenigen Ausstellungen, welche wir gemacht haben, sind aus dem Wunsche der Vollendung hervorgegangen.

Andere Wörter sind dagegen mit Sicherheit und

Vollständigkeit behandelt, z. B. „*Hexe* (ahd. *haxia*, „anga. *haegtis*, engl. *hag*, schwed. *hexa*, eine blutsaugende Ohreule, unter welchem Bilde der Volksglaube sich die Hexen dachte; vgl. das lat. *strix*, *striga*), eine böse Zaubarinn, die verderbliche Künste treibt.“ — „*Heute* (ahd. *hiutu*, *hiute*, entst. durch Verkürzung von *hiu-tagu*, goth. *himnadaga*, vgl. *hier*, *heuer*, *heint*, u. s. w. und das lat. *hodie* = *hoc die*): an diesem, am gegenwärtigen Tage.“

Ogleich das Wörterbuch durch seine Vollständigkeit an Redensarten befriedigt, so hätte doch hin und wieder noch einzelnes Nothwendiges aufgenommen werden können, z. B. unter *gewand*, *gewandschneider* und *gewandhaus* die jetzt auffallenden Formen *wand*, *wandschneider*, *wandhaus*, welche in Niederdeutschland in einzelnen Gegenden noch lebendig sind und deren Erklärung mancher suchen möchte.

Soll das Wörterbuch auch kein Real-Lexicon sein, so können doch unzählige Begriffe nur durch klare Erkenntniß der *Realien* definirt werden. Am häufigsten hat der Hr. Verf. die Erklärung richtig getroffen, z. B. „*Halm*: der hohle Stengel der Gräser;“ jedoch finden wir uns zuweilen nicht befriedigt, z. B. bei „*Hagel*: Benennung verschiedener rundlicher Körner, insbes. die aus gefrorenen Regentropfen bestehenden rundlichen Eisstücke, welche aus der Luft fallen, auch Schlossen, wenn sie größer als gewöhnlich sind.“ Hier scheidet die Natur und jetzt auch die Wissenschaft anders, indem gesondert werden: 1) *hagel*: *graupeeln* = gefrorene Regentropfen, gewöhnlich im Winter fallend; 2) *hagel*: *schlossen* = Eisbildung durch Electricität, gewöhnlich im Sommer fallend. Ist in der Sprache auch einmal *hagel* der generelle Begriff, so hätte doch wenigstens der Begriff von *schlossen* als besondere Species anders definirt werden sollen.

Besondern Fleiß hat der Hr. Verf. auch auf die Volksdialekte verwandt, z. B. „*jucks*: 1) (verderbt aus „dem latein. *jocus*) landsch. gem. f. Scherz, Spas, Possen. 2) niedd. gem. f. Schmutz.“ So ist der Gebrauch beider Bedeutungen genau im Niederdeutschen. Wir bemerken dabei zu 1) goth. *juks* (animositas) II Cor. 12, 20 (Grimm's Gr. III, 488), und zu 2) Sanskr. *juk* (= *ill.* Wilk.).

Nur Definitionen, wie die von: „*Kuß*: ein sanfter Druck der zusammengepreßten und mit einem gewissen Schalle wieder geöffneten Lippen auf eines Andern

„Mund,“ u. s. w. können wir unter keiner Bedingung gelten lassen.

Doch wir brechen ab, um den Hrn. Verf. zu er-muthigen, auf der betretenen Bahn ohne Bangen fortzu-schreiten. Des Volkes bedächtige, gründliche Bildung muß uns eben so sehr am Herzen liegen, als die Be-lehrung der Gelehrten. Wir haben am Schlusse nur noch einen Wunsch. Das Sprachliche muß in einem Wörterbuche vorherrschend sein; daher wünschen wir in der Zukunft mehr Wortgeschichte, noch mehr Ge-schichte der Aus- und Fortbildung der Begriffe; dabei wäre es gut, die Stellen bekannter und zugänglicher Werke anzugeben, wo die Geschichte eines Begriffs oder einer Wortfamilie vorzüglich gut gegeben ist, um zur Verbreitung und zum Gebrauch der Quellen und Quellenschriftsteller zu leiten. Das grade ist es, was die Gebildeten des Volkes wünschen. Dafür kann eine große Menge von Zusammensetzungen und Ableitungen gestrichen werden; dies ist übrigens vom Hrn. Verf. im Verlaufe des Werkes schon aus eigener Einsicht geschehen. Daher kommt unser Rath wohl zu spät.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

#### XLVIII.

*Brandt und Ratzeburg medizinische Zoolo-gie oder getreue Darstellung und Beschrei-bung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen, in systematischer Folge herausgegeben. 2 Bände in 4to. 1ster Band mit 24 Kupfertafeln. 1829. — 2ter Band mit 39 Kupfertafeln. 1833. Berlin in Commission bei Hirschwald.*

Ein Werk, welches, während es heftweise seit ei-ner Reihe von Jahren erschien, sich des ungetheilten Beifalles der Sachkenner erfreute, welches sich über-dies schon durch stetes Beziehen späterer Schriftsteller auf die in ihm enthaltenen, sorgfältigen Untersuchungen einen klassischen Namen in hohem Grade erworben hat, möchte kaum noch einer weiteren Empfehlung in die-sen Blättern bedürfen; höchstens nur der Anzeige, daß es mit dem, zu Ende des vorigen Jahres erschienenen, zweiten Bande nun völlig abgeschlossen ist. Gleichwohl ist sein Einfluß auf die Förderung der Wissenschaft und auf die Verbreitung zoologischer Kenntnisse zu groß, als daß es nicht diesen Blättern zum Vorwurfe

gereichen möchte, wenn seiner in denselben nicht Er-wähnung geschähe. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß die Zoologie nicht leicht auf irgend eine Weise mehr an sicherer Basis gewinnen kann, als durch Monogra-phien, sowohl einzelner Familien und Gattungen, als auch insbesondere durch Monographien einzelner Arten aus verschiedenen Abtheilungen, wie letzteres bei dem hier in Rede stehenden Werke der Fall ist. Mit jedem Schritte, den man tiefer in die Betrachtung des Speciel-len eingeht, erweitert sich die Anfangs eng begränzt scheinernde Aufgabe, und mehr und mehr stellt sich das früher Uebersehene heraus. Wie sollte es auch anders sein, da gewöhnlich das ganze Streben der Bearbeiter entweder auf Unterscheidung des Aehnlichen, oder auf Erkennung des Allgemeinen in dem Verschiedenartigen gerichtet ist? In beiden Fällen wird die einzelne Art nur einer, wenn nicht flüchtigen, doch minder ins Ein-zelne eingehenden Betrachtung unterworfen. Nicht so, wenn sie für sich allein zum Gegenstande sorgfältiger Bearbeitung gewählt, wenn sie nach ihrem gesammten inneren und äußeren Baue geschildert, in ihrer Lebens-weise beobachtet wird, und wenn man Jahre lang auf alles Acht hat, was über diesen Gegenstand in den Werken früherer und neuerer Zeit sich gelegentlich vor-findet. Daß ein Unternehmen der Art, wenn es meh-rere Jahre hindurch, zwei Männer von Talent be-schäftigt, nur zu gründlichen und höchst befriedigenden Resultaten führen konnte und mußte, ließe sich erwar-ten. Monographien finden indessen heutiges Tages ein zu kleines Publikum, als daß sie, bei mäßigem Preise, die Kosten, welche die Anfertigung der nöthigen Kupfer verlangen, decken können, oder es wird, wenn dies er-reicht werden soll, ihr Preis zu hoch und läßt nur We-nige in ihren Besitz gelangen. Es war daher ein höchst glücklicher Gedanke der Verf., daß sie sich die weni-gen, dem jetzigen Arzneischatze anheim fallenden Thiere zum Gegenstande monographischer Bearbeitungen wähl-ten. Dadurch, daß sie dieses Werk sich an Hayne's Darstellung und Beschreibung der Arzneipflanzen an-schließen ließen, gewannen sie demselben gleich bei seinem Erscheinen weniger in den Aerzten, als in den nach wissenschaftlicher Ausbildung strebenden Pharma-zeuten ein größeres Publikum, welches neben der ge-ringen Zahl kaufender Naturforscher nicht nur dem Werke sein Bestehen sicherte, sondern wodurch es auch trotz der Menge der ausgezeichneten Originalabbildun-

gen möglich wurde, den Preis so beisspiellos billig zu machen. Wenn nun auch nicht ganz in Abrede gestellt werden kann, daß jener Theil des Publikums in dem Werke Vieles erhält, was er für seinen nächsten Zweck nicht gebrauchen kann, so empfängt er dafür auch das, was ihm zu wissen wünschenswerth und nützlich ist, in einer Umständlichkeit und Gründlichkeit, wie es ihm sonst nirgends geboten wird. — Was weiter die Anlage des Werkes betrifft, so wurden die einzelnen Monographien systematisch geordnet, und um den Laien eine Einsicht in die neuere Zoologie zu verschaffen, und ihm zugleich einen Begriff von dem Verhältnisse zu geben, in welchem die officinellen Arten zum gesammten Thierreiche oder dessen einzelnen Abtheilungen stehen, wurden die Charactere der einzelnen Klassen, Ordnungen und Familien, zu welchen sie gehören, vorangeschickt. Es scheint auch, als hätten die Verfasser nebenbei den Plan gehabt, von möglichst vielen Abtheilungen des Thierreichs einzelne Thierarten gleichsam als Repräsentanten ihrer Abtheilung abzuhandeln, und so durch ihr Werk über die Organisation fast aller Thierklassen Licht zu verbreiten. Nur hieraus wird es sich genügend erklären, warum manche Thiere in den Arzneischatz gezogen werden, die in medizinischer Hinsicht nur geringe Wichtigkeit haben. Offenbar hat aber hiedurch das Werk nur gewonnen, sowohl für die Zoologen und Zootomen, insbesondere für die unter ihnen, denen ihr Beruf Vorträge über ihre Wissenschaften zu halten auferlegt, als auch für den, welcher sich mit Hülfe desselben in die Zoologie einzuführen gedenkt. Erstere erhalten in dem Werke, besonders für die untern Thierklassen, einen wahren Schatz anatomischer Monographien und Abbildungen, die sie für den Typus der Klasse mit dem erfolgreichsten Nutzen verwenden können; während der Anfänger zum Selbststudium der Anatomie dieser Thierklassen kaum ein anderes Werk geeigneter finden möchte, indem es mit Ausnahme weniger Klassen Repräsentanten von sämmtlichen Haupttheilungen darbietet, deren äußere und innere Körperbildung dann mit solcher Umständlichkeit und Genauigkeit geschildert ist, daß kaum etwas zu wünschen übrig bleibt. Wie Hayne's Abbildungen der Arzneipflanzen neben ihrem eigentlichen Zwecke noch dem Anfänger den großen Nutzen darbieten, daß er sich durch sie in die beschreibende Botanik am leichtesten einführen

kann, so möchte Referent auch dieses Werk als ein Haupthilfsmittel denen empfehlen, welche sich von der Verschiedenheit der Organisation in den verschiedenen Thierklassen eine zur weitem Orientirung ersprießliche Einsicht verschaffen wollen. Noch mehr würde es sich freilich hierzu eignen, wenn die Verf. auch von den Rückgratsthieren die inneren Organe mehr bildlich dargestellt und beschrieben hätten; so wie sie ihren Zweck, durch Charakteristik der betreffenden Familien, Ordnungen und Klassen in die systematische Zoologie einzuführen, vollständiger erreicht haben würden, wenn sie statt in abgebrochenen Sätzen einzelne, kein lebendiges Bild der Klasse und Ordnung gewährende Charaktere vorauszuschicken, in gedrängter Kürze eine allgemeine Schilderung von den anatomisch-physiologischen Eigenschaften der Klasse und Ordnung in gebundener Rede gegeben hätten, was den Umfang des Werkes nur um wenige Bogen vermehrt haben würde. Auf diese Weise würden die Eigenthümlichkeiten der hier in Betracht kommenden Thiere schärfer als solche hervortreten, und der Anfänger weniger Gefahr laufen, diese für Allgemeinheiten der Klasse aufzunehmen.

Doch es möchte unbescheiden sein, weitere Wünsche da zu hegen, wo so Vieles geboten wird, was die dankbarste Anerkennung verdient, und so will sich Ref. auch deren nicht schuldig machen, sondern nur noch in gedrängtester Kürze dessen erwähnen, was die Wissenschaft diesem trefflichen Buche verdankt, wobei er sich freilich nur auf das Wichtigste beschränken kann; denn das Einzelne nur einigermaßen aufzuzählen, würde ihn die Grenzen dieser Anzeige weit überschreiten lassen.

Daß die Verf. die einzelnen, in der Arzneikunde in Betracht kommenden Thierformen mit einer erschöpfenden Sorgfalt behandelt haben, ist wohl schon dadurch hinreichend ausgesprochen, daß Ref. die einzelnen Artikel als Monographien charakterisirt hat, welchen Namen sie im strengsten Verstande des Wortes verdienen; denn nichts ist vernachlässigt, was nur irgend von einer Monographie mit Billigkeit verlangt werden kann. Da unter fleißigen Händen zu einer großen Masse angewachsene Material jeder dieser Monographien ist unter schickliche Abschnitte geordnet, und dadurch auch dem, welcher sich über einzelne Punkte in der Naturgeschichte eines dieser Thiere belehren will, das Nachschlagen ungemein erleichtert.

(Die Fortsetzung folgt.)



M ä r z 1835.

*Brandt und Ratzeburg medizinische Zoologie oder getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen, in systematischer Folge herausgegeben.*

(Fortsetzung.)

Nach der vielleicht etwas zu viel Literatur enthaltenden Synonymie — (die Hand- und Lehrbücher, so wie manche andre nichts Wesentliches bietenden Werke hätten wohl ohne Nachtheil wegleiben können) folgt der specifische Charakter, dann eine überaus umständliche Beschreibung des äußeren Körperbaues, dann das Wichtigste über die Anatomie, die Lebensweise, geographische Verbreitung, öconomische und medizinische Benutzung nebst Angabe der pharmacologischen Eigenschaften des von jedem der Thiere zu gewinnenden Stoffes. Der erste Band enthält Säugethiere, Vögel und Amphibien nebst 24 dazu gehörigen Kupfertafeln. Die darin behandelten Säugethiere sind folgende: von Raubthieren die *Zibethkatzen*, *Viverra Zibetha* (die asiatische) und *V. Civetta* (die afrikanische); aus der Ordnung der Nager: der *Biber* (*Castor fiber*); unter den Wiederkäuern: das *Elen* (*Cervus Alce*), der *Edelhirsch* (*C. Elaphus*), das *Moschusthier* (*Moschus moschiferus*), der *Buffel* (*Bos bubalus*), das *Rind* (*Bos taurus*), das *Schaf*; unter den Vielhufern; das *Schwein*; unter den Fischsäugethiern die Gattung der *Pottfische* (*Physeter*) und der *Wallfische* (*Balaena*). Die Bearbeitung der Zibeththiere bereichert die Wissenschaft mit einer schönen Anatomie des Drüsenapparates, dessen sorgfältige Abbildung gegeben wird. Die Monographie des Bibers ist gleichfalls durch eine sorgfältige Beschreibung der Geschlechtstheile und Drüsensäcke ausgezeichnet, die noch dazu durch Nachträge und eine Supplementtafel ergänzt wird. Auf eine bisher unbeachtete Verschiedenheit zwischen der Schwanzbeschuppung des europäi-

schen und canadischen Bibers wird p. 15. not. neben andern Unterschieden aufmerksam gemacht, so daß man vielleicht eine specifische Verschiedenheit beider annehmen könnte. In der Beschreibung sowohl der äußern Theile, wie des Skelets dieser Thiere wünschte Ref. weniger Vergleichen. Denn abgesehen davon, daß Vergleichen beim Leser die nicht immer zu erwartende Kenntniß des Verglichenen voraussetzen, so geben sie auch oft einen schielenden, zuweilen gar einen ganz falschen Begriff, wie es z. B. der Fall ist, wenn hier die Zähne des Bibers mit denen des Haasen verglichen werden, da doch jener *dentis complicati*, dieser *dentis lamellosi* besitzt, auch überdem die Form beider in nichts zu vergleichen ist. Elen und Edelhirsch werden des Hirschhornes wegen abgehandelt. Hinsichtlich der geographischen Verbreitung des letzteren möchte sein Vorkommen in China, Siam, Persien, so wie in Guinea sehr in Zweifel gezogen werden müssen, da hier gewiß andere Arten von den Reisenden mit ihm verwechselt worden sind. Beim Moschusthiere wird von dem Absonderungsorgane des Moschus, dem Moschusbeutel, eine vortreffliche Beschreibung und Abbildung nach eigenen Untersuchungen gegeben, welche eine vollständige Einsicht in dessen früherhin immer nicht genügend bekannte Structur gestatten. Die Frage, ob das altaische Moschusthier vom tibetanischen specifisch verschieden sei, wie Eschscholtz behauptete, wird erst in den Nachträgen des zweiten Bandes, denen auch die Abbildung des altaischen Moschusthieres nach einem Exemplare des Petersburger Museums beigegeben ist, zur Sprache gebracht, aber unentschieden gelassen. Bei dem Hausschaafe werden nicht allein dessen zahlreiche Varietäten, sondern auch dessen muthmaßliche Stammarten (*Ovis Argali* und *Musimon*) abgehandelt. Von letzterer Art werden zwei Varietäten, die orientalische (nach einem Exemplare des Berliner Museums aus Cypern) und die der Inseln Corsika und Sardinien beschrie-

ben und abgebildet, welche mit vollem Rechte zwei eigene Arten bilden müssen, zu welcher Ansicht sich auch die Verf. hinneigen. Dagegen möchte Ref. den Verf. nicht beistimmen, wenn sie das Hausschaaf theils als eine nur im Culturzustande sich fortpflanzende Ausartung einer jener 3 Arten, theils als Bastard von beiden ansehen wollen. Jedenfalls muß noch mindestens *eine* langschwänzige Stammart mit im Spiele gewesen sein; denn der Abstand zwischen der Schwanzwirbelzahl des Mouflon, welcher deren 12 besitzt, und dem Maximum ihrer Zahl beim Hausschaaf, 22, ist zu groß, als daß er nur dem Einflusse äußerer Umstände zugeschrieben werden könnte. Eher ließe sich ein Verkümmern als möglich denken, wenn umgekehrt die wilden Stammarten langschwänzig wären, so wie die Pferde in England selten mit der regelmäßigen Schwanzwirbelzahl geboren werden, seit das Coupiren dort üblich ist, und wie bei der *fettsteifrigen* Varietät des Hausschaafes (*ovis steatopygos* Pall.) wirklich die letzten Schwanzwirbel, durch die abnorme Fettbildung absorbirt, verloren gegangen sind (Vgl. Pallas treffliche Notizen in den *Spicil. Zool.* XI. p. 68). Indien hat nach Hodgson's neuen Mittheilungen (*Proceedings of the Zoological Societ. of London* 1833. p. 105) 2 wilde Schaaf, das Ban-bhêra (wilde Schaaf), nach Hodgson eine Varietät von *Ovis Ammon*, und den Naylor oder Na'hoor, eine Varietät von *Ovis Musimon*, wahrscheinlich die von den Verf. als var. *orientalis* beschriebene und abgebildete, welche nach der übereinstimmenden Abbildung des Gehörnes bei Pallas (*Spic. Zool.* tab. V. f. 1.) von Gmelin auch in den persischen Gebirgen angetroffen wurde. Vielleicht also, daß wir eine langschwänzige wilde Stammart dereinst aus Afrika zu erwarten haben, dem nur langschwänzige Racen des Hausschaafes, der Adimain-Race angehörig, eigen zu sein scheinen. Wie sich indessen zu diesen die langschwänzigen asiatischen und europäischen Racen verhalten, ob sie mit den afrikanischen gleiche oder eine verschiedene Abstammung haben, läßt sich bei dem viel verschlungenen Verkehre der Völker ohne historische Data kaum ermitteln. Nichts desto weniger ist das Supponiren mindestens *einer* langschwänzigen Stammart zur Erklärung der Abkunft der verschiedenen Racen unerläßlich. Beiläufig kann noch bemerkt werden, daß der *κίλος* des Strabo, welchen die Verf. auf den Argali beziehen, nicht dahin gehört, sondern vielmehr, wie schon Cour. Gefsner u. Pallas nachgewiesen, zur Antilope Saiga.

Wie hinsichtlich der Abstammung des Hausschaafes, so kann auch Ref. in der des Rindes den Verf. nicht beipflichten, wenn sie noch dessen Ursprung von dem sogenannten Ur- oder Auerochsen (*Bos urus*) für möglich halten. Die völlig verschiedene Schädelbildung, die verschiedene Insertion der Hörner, die gegenseitige Abneigung, welche beide Arten gegen einander hegen, sprechen zu sehr für ihre spezifische Verschiedenheit. Wenn dagegen aus den Stellen des Niebelungenliedes, wie aus Stellen römischer Autoren hervorgeht, daß es 2 Arten wilder Stiere in Deutschland gab, daß nicht der heutiges Tages Ur genannte Stier der wahre Ur, sondern der Wisent der Alten ist, wenn dieser unter dem Namen Thur noch im 16. Jahrhundert in Polen neben dem Wisent (*Bos urus* L.) lebte, und die auf uns gekommenen Abbildungen des Thures ganz die Formen des Haustieres erkennen lassen, wenn endlich dieser Thur, dem nur die fossilen rindsähnlichen Schädel des aufgeschwemmten Landes angehört haben können, sich nach Herberstein mit dem Hausrinde fruchtbar begatete, so muß wohl die Ansicht, daß der heutige Auerochs oder der Wisent der Alten die Stammart des Rindes sei, völlig aufgegeben werden. Der *Büffel* (*Bos bubalus*), der neben dem Rinde abgehandelt wird, hätte kaum einer Erwähnung verdient. Die zu ihm citirten Schädelabbildungen von Pallas gehören nicht zum Büffel, sondern sind Auerochsen Schädel. Mit besonderem Fleiße sind die hier in Betracht kommenden Cetacea, *Physeter* und *Balaena*, abgehandelt; was um so dankenswerther ist, als gerade in diesen Gattungen die Kenntniß der Arten sehr im Argen liegt. Die *Balaena rostrata* möchte Ref. für ein Collectivum mehrerer, mindestens zweier Arten halten, wie dies schon aus den widersprechenden Angaben deutlich hervorgeht.

Aus der Klasse der Vögel wird nur die Naturgeschichte des *Huhnes* mit großer Belesenheit äußerst vollständig abgehandelt. Es folgt dann die Klasse der Amphibien, welche eben keine bedeutende Bereicherung durch dieses Werk erhält. Aus der Ordnung der Eidechsen, die noch nach der älteren Begränzung genommen ist, werden die *gemeine Eidechse* (*Lacerta agilis*) und der *offizinelle Stink* (*Scincus officinalis*) beschrieben. Erstere hauptsächlich nach der Monographie von Ferd. Schulze im Doubletten-Verzeichnisse des Berliner Museums. Ihm folgen auch die Verf. darin, daß sie *Lacerta crocea* Wolff nur als Varietät annehmen; in-

dessen ist diese so verschieden, daß Wagler sich sogar veranlaßt sah, ein eigenes Genus daraus zu machen. Die Gaumenzähne geben keinen Charakter der Gattung ab, wenn man diese in dem Sinne der Verf. feststellt; da sie einigen z. B. der *Lacerta crocea* Wolff fehlen, auch nicht zur Unterscheidung der Lacerten und Ameiven dienen können, indem nach des Ref. Untersuchungen von letzteren mehrere Genera Gaumenzähne besitzen. Die Gallenblase fehlt der *Lacerta agilis* nicht, wie von den Verf. angegeben wird. Zur Verbreitung des *Scincus officinalis* kann bemerkt werden, daß sich noch nicht mit Bestimmtheit ausmitteln läßt, ob sich der officinelle Scink auch in Arabien findet. Dort giebt es nämlich eine sehr ähnliche Art, *Scincus mecenensis* H. et E., die recht leicht von früheren Reisenden mit ihm verwechselt werden konnte. — Aus der Ordnung der Schlangen wird die gemeine *Viper* oder *Krenzotter* (*Vipera Berus*) mit vielem Fleiß abgehandelt; namentlich ist die anatomische Beschreibung des Giftapparates sehr musterhaft. Hinsichtlich der geographischen Verbreitung dieser Schlange möge die Bemerkung erlaubt sein, daß das erwähnte, durch Chamisso an das Berliner Museum gekommene, Exemplar schwerlich aus Brasilien stammt. Wahrscheinlich ist damit eine ähnliche Verwechslung vorgegangen, wie mit dem *Coluber Chamissonis* Hempr., der nach Chamisso's Angabe aus Brasilien stammen sollte, von Meyen aber neuerlich in der Hochebene von Chili gefunden wurde. Aus der Ordnung der Chelonier wird die Beschreibung der *esbaren Seeschildkröte* (*Chelonia Mydas*) und der *gemeinen Flussschildkröte* (*Emys europaea*) gegeben. Zu letzterer darf nicht *Emys lutaria* als Synonym gezogen werden, sondern ist eine durchaus verschiedene Art, von Wagler sogar generisch von *Emys* getrennt. Von den froschartigen Amphibien werden nur Kröten, nämlich *Bufo cinereus* und *Bufo variabilis* abgehandelt. Die vorn angeheftete, hinten freie Zunge ist kein allgemeiner Charakter der ungeschwänzten Batrachier, da die Zunge bei einigen wie *Pipa*, *Xenopus* ganz fehlt, und bei mehreren Gattungen mit ihrer ganzen Fläche angeheftet und unbeweglich ist. Abgehandelt sind in diesem ersten Bande im Ganzen 29 Arten, von 26 die Abbildungen geliefert.

(Der Beschluß folgt.)

## XLIX.

*Die drei Perioden der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, und: König Friedrich der Zweite als Geschichtschreiber. Zwei akademische Reden von Friedrich Wilken. Berlin, 1835. Bei Duncker und Humblot. 40 S. 8.*

Von der Bedeutung, dem Werthe und der zweckmäßigen Gestalt der akademischen Beredsamkeit ist in diesen Blättern schon früher, bei Gelegenheit einer trefflichen Rede Friedrichs von Roth, ausführlich gesprochen worden, und es wäre unnütz, das dort Gesagte zu wiederholen. Bei vorliegender kleinen Schrift dürfen wir uns um so mehr auf jenes Frühere beziehen, als die beiden hier mitgetheilten Vorträge den von uns dort genommenen Gesichtspunkten im vollsten Sinn entsprechen, und durch ihr ausgezeichnetes Beispiel unsre Andeutungen neuerdings bestätigen. Für den Kundigen verbürgt auch schon der Name des verehrten Hrn. Vfs. alle wesentlichen Eigenschaften, welche man von dem Redner gewärtigt, der als gründlicher Gelehrter und wissenschaftlicher Forscher einen Gegenstand des höchsten vaterländischen Interesse's erfaßt, und diesen mit reifster Sachkenntniß und klarer sowohl als gefälliger Behandlung für allgemeine Einsicht und Anregung darlegt.

Die erste der beiden Reden giebt eine gedrängte Uebersicht der wechselnden Gestaltung und Wirksamkeit der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wobei der geschichtkundige Meister besonders auch in der freien Billigkeit zu erkennen ist, womit er das, was einer jeden Zeit gemäß und in ihren Verhältnissen begründet ist, einsichtsvoll würdigt und gelten läßt, wenn auch für unsre Zeit längst andre und entgegengesetzte Forderungen eingetretten sind. Da diese Rede, so wie die folgende, eine eigentliche Festrede ist, so darf gleich hier für beide gemeinsam auch der würdigen Haltung gedacht werden, mit welcher das dem Anlasse Gebührende warm und eifrig geleistet, alles Ueberschwängliche dagegen vermieden worden.

Die zweite Rede ist durch ihren Gegenstand und Umfang die bedeutendere. Das Andenken Friedrichs des Großen lebt herrlich unter uns auf. Immer neue Strahlen beleuchten sein Bild, das immer schöner hervortritt, je mehr der Beschauer sich von dem Unächten und Zufälligen, das seinen Blick verwirren möchte, abwendet, und das Wahre und Wesentliche herauserkennet. Wir sind dahin gelangt, auf einer Stufe geistiger und politischer Entwicklung, die in den meisten Stücken zu der von Friedrich gekannten und gehegten einen entschieden Gegensatz bildet, den hohen eigenthümlichen Werth dieser letztern vollkommen anzuerkennen, und wenn wir nicht läugnen dürfen, daß das Gedeihen solcher freien Einsicht großentheils dem Geiste zu danken ist, welcher den König beseelte und von ihm ausging, so spricht die Anerkennung grade unsrer Zeit für denselben wohl das größte Lob aus, das einem Fürsten dieser Art gezollt werden kann.

Als Feldherr, als Gesetzgeber, als landesväterlicher Walter, hat Friedrich durch die Ereignisse und Beispiele, welche nach ihm die Weltbühne erfüllten, so wie durch die gründlichen Forschungen, die in neuester Zeit über seine Thaten und Wirksam-

keit von den Offizieren des Generalstabs, von Preuß und andern verdienten Männern angestellt worden, nur stets gewinnen müssen. Zweifelhafter durfte das Ergebniss dünken, wenn es darauf ankam, sein unmittelbar geistiges Einwirken als Schriftsteller zu betrachten. Die Sprache, das gelehrte Wissen, die Ansprüche an Darstellung, haben unermessliche Fortschritte gemacht. Zwar die Poesieen des Königs, offenbar nur als anmutige Spiele zur eignen Geisteserfrischung gemeint und gegeben, können wir außer Acht lassen, — wiewohl auch in ihnen viel Herrliches und Denkwürdiges für immer niedergelegt ist, — allein die geschichtlichen Arbeiten, welche wir von seiner Hand besitzen, haben einen zu wichtigen Zweck und sind durch Inhalt und Absicht zu bedeutend, als daß es für die Beurtheilung Friedrichs gleichgültig sein könnte, welchen selbstständigen Werth wir ihnen beizumessen haben.

Hr. Geheimrath Wilken hat sich diese schöne Aufgabe gestellt, und betrachtet Friedrich den Großen als Geschichtschreiber. Wie andre Zweige unsrer Gelehrsamkeit und Litteratur hat auch die Geschichtschreibung in neueren Zeiten einen gewaltigen Aufschwung genommen, und bei vielem Großen und Dankenswerthen, das sie geleistet, ihre Ansprüche doch bei weitem höher gestellt, als sie selber solche bisher noch zu erfüllen im Stande war. Denn, wenn wir genauer zusehen und erwägen, so möchte, in Betreff der Darstellung, nur sehr wenig von den gerühmten Geschichtsarbeiten unsrer Zeit denen des achtzehnten Jahrhunderts unbedingt vorzuziehen sein. Gleichwohl haben Dunkel und Eibildung auch in diesem Kreise dem Hange nicht widerstanden, auf das Frühergeleistete, und namentlich auf die Geschichtsbücher Friedrichs, mit vornehmer Geringschätzung herabzusehen, und manche Gelehrte wollten diese Werke nur als Versuche gelten lassen, die man einer andern als der Könighchen Hand kaum anrechnen würde. Johann von Müller sprach allerdings den hohen Werth aus, welchen diese Schriften an und für sich haben, und bestand besonders auch auf dem Reize, der hier den Schriftsteller und den König ganz unzertrennlich macht; allein Müller ist hinsichtlich des Königs immer in einer gewissen Zweideutigkeit befangen geblieben, die auch seinen größten Lobsprüchen stets etwas Unheimliches läßt. Desto erwünschter vernahmen wir endlich den anerkannten Mann vom Fach, den gründlichen Geschichtsgelehrten, der selber das Schätzbarste geleistet, mit freiem unbefangenen Urtheil das Verdienst Friedrichs auf diesem Gebiet hervorheben und mit Sicherheit aussprechen.

Der Hr. Vf. zeigt, wie der König auch als Geschichtschreiber seinen hohen Könighchen Standpunkt nicht verläugnet, daß ihm die Wahrheit das Erste und Höchste gewesen, daß er nicht seinen Ruhm oder seine Rechtfertigung zur Absicht gehabt, sondern die Ehre des Vaterlandes, das Denkmal seiner Kampfgepässe, die Belehrung seines Volke. Wie Friedrich von dem Gefühle der Pflichterfüllung durchdrungen und beseelt gewesen, tritt uns auch hier wieder lebhaft vor Augen, und geistreich

wird mit dieser Gesinnung „das so oft gemißbrauchte große Wort des Königs“ verknüpft und aus ihr erklärt: „daß der Fürst der erste Diener des Staates sei“. Seine Geschichtschreibung ging aus derselben Ansicht hervor, die ihm den Anti-Machiavell eingegeben hatte, von welchem Buche hier sehr treffend bemerkt wird, daß es keinen eingebildeten Feind bekämpft, sondern daß die Grundsätze, denen es entgegen tritt, doch wirklich in Machiavelli's Buche vom Fürsten, gleichviel in welchem Sinne, ausgesprochen dastehen, und nur durch Mühe und Kunst der Inhalt und die Einkleidung auf eine für Machiavelli ehrenvolle Art sich deuten lassen.

Ueber das Verfahren Friedrichs in Betreff der Quellen, die er bei seinen Geschichtbüchern benutzt hat, und über sein kritisches Eindringen in den Zusammenhang der Ereignisse und Zustände, die er schildert, wird das Erforderliche sehr zu seinem Lobe gesagt. Wenn ihm in Einzelheiten hin und wieder eine Unrichtigkeit nachgewiesen, irgend ein Mangel gerügt werden kann, so ist unser Hr. Vf. so freisinnig, darauf keinen zu großen Werth zu legen. In der That ist zu solchen Rügen in des Königs Schriften seltner Gelegenheit, als man gewöhnlich glaubt, und er selbst pflegt strenger und gewissenhafter in seinen Angaben zu sein, als mancher sogenannte gelehrte Geschichtschreiber, dessen ganzer Stolz und ganzes Verdienst in kleinlicher Genauigkeit besteht, und wenn man ihm diese absprechen muß, durchaus zusammenfällt! In Friedrichs Geschichtbüchern wird mit Recht als die Hauptsache gepriesen, daß der Autor in der Mitte der Begebenheiten gestanden, als Feldherr und Staatslenker auch die in der Zeit entfernten Ereignisse schauf einzusehen und richtig zu beurtheilen wußte, und überhaupt durch Stellung und Geist die größten Vorzüge vereinigte, die jemals einem Geschichtschreiber zu Theil werden können.

Es kann nicht verhehlt werden, daß die Darstellung des Königs, zwar immer lebhaft und kernig, doch in Ton und Ausdruck ungleich ist. Ein hoher edler Fluß der Rede ist bei ihm oft durch beißende Scherze, durch flüchtige Wendungen unterbrochen. Es ist ein König, der schreibt, nach Trieb und Laune, der im Schreiben zugleich sich selber giebt und geben darf, nicht ein Schriftsteller, der sich ängstlich einer Regel fügt, und sich selbst verläugnen oder in angenommener Haltung zeigen muß. Doch darf der König nichtsdestoweniger auch durch Stil und Vortrag, im Ganzen betrachtet, noch immer den besten Geschichtschreibern nicht bloß seiner Zeit, sondern aller Zeiten, beigezählt werden, und in einzelnen Schilderungen verdient er, wie hier mit Recht behauptet wird, den größten Meistern des Alterthums, einem Thukydides und Polybios, einem Sallustius und Tacitus, ehrenvoll zur Seite zu stehen. Wir danken es unserm Hrn. Vf., daß er diese gerechte Anerkennung auszusprechen sich nicht gescheut, die aus eines Andern Munde leicht als enthusiastische Vorliebe gelten könnte, aus dem seinen aber sich als eine auf Kenntniss und Einsicht gegründete Ueberzeugung verbürgt. —

Varnhagen von Ense.

März 1835.

**Brandt und Ratzeburg medizinische Zoologie oder getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen, in systematischer Folge herausgegeben.**

(Schluß.)

Der zweite Band beginnt mit einer höchst wichtigen Monographie der Störarten, welche besonders durch die am Schlusse des Bandes von Brandt gelieferten Nachträge einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. In der Monographie und den Nachträgen werden 7 Arten dieser Gattung: der *Hause* (*Acipenser Huso*), der *A. Guldensstädtii*, der *Stör* (*A. Sturio*), der *Sterlet* (*A. ruthenum*), der *A. stellatus*, *A. schypa* und eine neue Art *A. Ratzeburgii* Brandt. beschrieben, welche in den Nachträgen nach der Beschaffenheit ihrer Bärteln in 3 Abtheilungen gebracht werden. Ausser der im Texte selbst gegebenen Anatomie, ist eine allgemeine Anatomie der Gattung von Brandt in den Nachträgen geliefert, der anatomische Bemerkungen über die Besonderheiten der einzelnen Arten folgen. Aus der Abtheilung der Grätenfische werden der *Wels* (*Silurus Glanis*), die *Aesche* (*Salmo Thymallus*), der *Hering* (*Clupea Harengus*) und 4 Schellfischarten: *Kabliau* (*Gadus Morrhua*), *Dorsch* (*G. callarias*), *Köhler* (*G. carbonarius*) und *Quappe* (*G. Lota*) nach ihrem äusseren und inneren Baue und sonstigen Merkwürdigkeiten beschrieben. Ausser dem Wels, dessen Schwimmblase an der Wolga zu Hauseblase verarbeitet wird, und dem Heringe, dessen Hode (Milch) in Halschwindsucht anempfohlen ist, die übrigen wegen des Fettes (wie *Salmo thymallus*) oder wegen des Leberthranes, der von ihnen gewonnen wird. Die Verf. folgen Faber in der Annahme, daß *Gadus virens* L. nur das Junge von *Gadus carbonarius* sei; Nilsson im *Prodromus Ichthyologiae Scandinavicae* sieht diesen dagegen mit Recht als eine eigene Art an.

Jahr. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

Es folgen nun die gegliederten Evertesbraten, deren Bearbeitung die Wissenschaft, besonders von anatomischer Seite, mit den wichtigsten Entdeckungen bereichert hat. Aus der Klasse der Crustaceen werden der *Fluschkrebs* und die *Asseln* bearbeitet. Die Anatomie des ersteren, obwohl oft genug vorgenommen, hat dennoch durch Brandt's sorgfältige Untersuchungen einige wesentliche Zusätze erhalten, namentlich in der genaueren Darstellung des Nervensystemes mit dem sich auf dem Magen verzweigenden Eingeweidenerven, in der Entdeckung eines jederseits am vordern Theile des Magens sitzenden, mit Flüssigkeit erfüllten Säckchens, dessen Zusammenhang mit dem Gehörorgane am Hummer genauer ermittelt zu werden verdiente, in der genaueren Darstellung der Bildung der Krebssteine, welche sich in eigenen Behältern (Taschen) des Magens bilden, durch deren Form die ihrige bestimmt wird u. s. w. Von den Asseln werden, weil sie unter dem Gesamtnamen *Millepedes* als Heilmittel angewandt sind, 3 Arten von *Porcellio* (*P. scaber*) nebst zwei neuen (*P. dilatatus* und *pictus*), *Oniscus murarius* und *Armadillo officinarum* und *Armadillidium*, eine neue von Brandt aufgestellte Gattung mit 2 Arten (*A. commutatum* und *depressum*), beschrieben, sämmtlich mit einer ausgezeichneten Gründlichkeit, wie man es nur, da Brandt sich mit einer Monographie dieser Thierformen beschäftigte, erwarten konnte. Die Anatomie der Asseln hat viel gewonnen durch die Entdeckung des mit einem knorpeligen Gestelle versehenen, im Kopfsstücke liegenden Magens, welcher dem eigentlichen Magen der Krebse entspricht, wodurch sich auch die richtige Deutung der Leber ergibt, ferner durch genauere Darstellung des Nervensystemes, Entdeckung des Eingeweidenerven, der Hodenanhänge u. dergl. Die Deutung der Mundtheile scheint nicht völlig gelungen zu sein. Das von den Verf. als zweites Kieferpaar angesehenes Stück ist schwerlich als ein besonderer Kiefer zu deuten; auch kann die sogenannte

Unterlippe nicht den beiden Kieferfüßpaaren des Krebses, sondern nur mit dem, welches gewöhnlich das erste oder innerste genannt wird, verglichen werden, da hier das zweite und dritte Paar wahre Füße sind.

Aus der Klasse der Arachniden folgen dann die *Kreuzspinnen* (*Epeira diadema* und *calophylla*), die *Hausspinne* (*Tegenaria domestica*) und eine von den Verf. neu entdeckte Art, *T. scalaris*, unter die Arzneithiere deshalb gerechnet, weil man ihr Gewebe gegen Wechselfieber und Krämpfe in Anwendung gebracht hat. Auch hier hat wieder die Anatomie dieser Klasse durch Brandt's Untersuchungen viel gewonnen. Der mit blinden Anhängen versehene Vormagen, ein gefäßartig verzweigtes, wahrscheinlich harnbereitendes Organ, ein eigenthümliches Muskelsystem, dem die von Treviranus für Stigmata genommenen vertieften Punkte der Rückenseite, als Insertionspunkte schief von oben nach abwärts steigender Stränge, angehören, eine sorgfältige Darstellung des Spinnapparates, dessen bereitende Schlauchorgane complicirter sind, als man sie früher kannte, endlich der Anfang des Eingeweidennerven möchten vorzugsweise zu nennen sein.

Die Klasse der Insecten, zu welcher Brandt nur die Artikel Meloë und Lytta bearbeitete, hat besonders durch Ratzeburgs Bemühungen viele wichtige Bereicherungen erhalten. Auch die Ordnung der Myriapoden, welche hier, wie gewöhnlich, den Insecten zugezählt wird, hat ihren Repräsentanten in *Glomeris marginata*, welche, weil sie nach den Untersuchungen der Verf. einen Haupttheil der in Handel kommenden Millepedes ausmacht, hier schicklicher Weise berücksichtigt werden mußte. Aus der Ordnung der Coleopteren sind die *Maiwürmer* (Meloë) und der Pflasterkäfer (spanische Fliege, *Lytta vesicatoria*) nebst andern Arten der Gattungen *Lytta* (worunter eine neue Art *L. violacea*), *Lyda* und *Mylabris*, die wegen gleicher Eigenschaften zum Blasenziehen angewandt werden, und endlich mehrere Arten der *Marienkäfer* (*Coccinella*), weil man sie im frischen Zustande gegen Zahnschmerzen in Anwendung gebracht hat, von den Verf. beschrieben worden. Wie bei den früher abgehandelten Gliederthieren ist auch bei den Gattungen *Lytta* und *Meloë* die Anatomie mit einer seltenen Sorgfalt bearbeitet, und gewinnt um so mehr an physiologischem Interesse, als nicht nur das Nervensystem (auch hier wieder mit höchst genauer Darstellung des Eingeweide-Nervensystemes) und die übrige

Anatomie des vollkommenen Insectes geliefert, sondern auch die Anatomie der Larve vergleichend daneben gestellt ist. Auch über die Lebensweise und Metamorphose beider wird manches Interessante nach eigenen Beobachtungen gegeben. — Die Gattung *Coccinella* und die folgenden, den Hymenopteren und Hemipteren angehörigen Insecten, die *Gallwespen* (*Cynips*), die *Ameise* (*Formica*), die *Biene* (*Apis mellifica*), die *Manne-Cicade* (*Tettigonia Orni*), die *Schildläuse*: die *Cochenille* (*Coccus Cacti*), die *Kermes-Schildlaus* (*C. ilicis*), und die *Gummilack-Schildlaus* (*C. lacca*) sind allein von Ratzeburg mit gleicher Gründlichkeit und Sorgfalt abgehandelt, da inzwischen durch Brandt's Versetzung nach Petersburg das gemeinschaftliche Arbeiten unmöglich gemacht war. Als besonders ausgezeichnet möchten hier die Monographien der Gallwespen, der Biene und der *Cochenille* hervorzuheben sein. Die Gattung der Gallwespen wurde nicht allein mit 2 von Ratzeburg neu entdeckten Arten bereichert, sondern auch durch eine genaue Darstellung des gesammten Körperbaues in sorgfältigen Beschreibungen und Abbildungen, so wie durch eigene Beobachtungen über das Larvenleben sowohl der abgehandelten *Cynips*-Arten, wie andrer gleichfalls in Pflanzengallen sich vorfindender Insectengattungen. Die allein 4 Bogen füllende Monographie der Honigbiene liefert noch wichtigere Resultate, besonders hinsichtlich des Baues der Zunge, in deren fleischigem Theile ein sie bis zur Spitze durchziehender Kanal entdeckt wurde, ferner der Darstellung des Nervensystemes, wo wieder besonders der Eingeweidennerv sehr sorgfältig bearbeitet ist, endlich in der Anatomie der Geschlechtsorgane der Arbeitsbienen, wodurch die Schirach-Hubersche Lehre, daß die Geschlechtslosen nur unvollkommene Weibchen seien, und unter günstigen Umständen sich zu fruchtbaren Weibchen oder Königinnen ausbilden können, gegen Treviranus Einwürfe neues Gewicht erhält. Die dieser Monographie beigegebene anatom. Tafel scheint uns sowohl der Zeichnung, wie hinsichtlich der Ausführung im Kupferstich (von C. E. Weber) eine der gelungensten des Werkes. Die Beschreibung der *Cochenille* enthält manches Neue über die Structur der einzelnen Körpertheile nach eigenen, und P. F. Bouché's Beobachtungen. Die Unterkiefer-Taster, welche Ratzeburg gegen Latreille's Angabe bei *Tettigonia Orni* gefunden haben will und auch abbildet, hat Burmeister bei der sorgfältigsten Untersuchung nur als Muskelsehnen

erkannt. — Die Reihe der Gliederthiere schließt die überaus fleißige Monographie des Blutegels (*Sanguisuga*) von Brandt. Sie enthält nicht nur eine höchst sorgsame Zusammenstellung dessen, was bisher in der Naturgeschichte und Anatomie dieser Thiergattung geleistet wurde, sondern auch in letzterer so viel des Neuen, daß alles Einzelne hier anzuführen, die Grenzen unserer Anzeige weit überschreiten würde. Allein 4 Tafeln und 66 Seiten sind diesem Artikel gewidmet. Zwei Tafeln geben nur die Anatomie nach eigenen Untersuchungen und Zeichnungen. Unter diesen sind besonders wichtig: die Darstellung des Gefäßsystemes in 3 Figuren, die des Nervensystemes nebst dem von Brandt entdeckten Eingeweidenerven-Systeme, ferner die Darstellung der um die Speiseröhre liegenden weißlichen, körnigen Masse und des braunen Gewebes, welches am Nahrungskanale liegt, beide nach mikroskopischen Untersuchungen, nach welchen sich erstere als aus kleinen mit zusammenmündenden Ausführungsgängen versehenen Drüsensäckchen bestehend zeigte und für Speicheldrüsen erkannt wurde, letzteres aus unzähligen, vielfach gewundenen, in mehreren Ausführungsgängen mündenden Schläuchen besteht, und mithin ohne Zweifel als Leber zu nehmen ist.

Aus der Abtheilung der Weichthiere endlich sind die *Dintenfische* (*Sepia officinalis* und *elegans*), die *Wegschnecke* (*Arion empiricorum*), die *Weinbergsschnecke* (*Helix pomatia*) und die *Auster* (*Ostrea edulis*) in Untersuchung gezogen. Auch diese Artikel, sämmtlich von Brandt bearbeitet, geben manche Bereicherung zur Anatomie der genannten Thierarten. Bei den Dintenfischen wird nicht nur die Structur der officinellen Rückenplatte sorgfältig beschrieben, sondern auch die Structur der Hauttasche, in welcher sie sich bildet. Am hintern Theile der untern Wand dieser Kapsel fanden sich kleine gruppenweise stehende, auch in der obern Wand ihrer ganzen Länge nach in Wellenlinien gehäufte Drüsen, denen der Verf. die Absonderung des die Schale bildenden Secretes zuschreibt. Auch hier ist wieder große Sorgfalt auf die Darstellung des Nervensystemes gewandt, welches nach des Verfs. Darstellung mehr von dem des Polypus abweicht, als man nach Cuvier erwarten mußte. Auch hier wird wieder ein Eingeweidenervensystem nachgewiesen, welches gerade entgegengesetzt dem der Gliederthiere, seine Hauptentwicklung auf der Bauchseite zeigt. In der Darstellung der Hirnnerven

vermißt Ref. den Gehörnerven, wenn nicht etwa einer der nach Brandt an den Trichter gehenden Nerven der Gehörnerv ist. Das Gehörorgan ist sehr umständlich geschildert; auch glaubt der Verf. eine nur mit Haut verschlossene Stelle in der über den beiden Gehörorganen befindlichen Grube des Kopfkorpels als Trommelfell ansprechen zu können. Bei der Weinbergsschnecke nimmt Brandt mit Prevost, dessen Abhandlung ihm erst später zukam, das Organ, welches Cuvier und nach ihm Andere für den Hoden erklärten, als Eierstock, und umgekehrt das Organ, welches Cuvier für den Eierstock hielt, als Hoden; eine Deutung, die nach den angeführten Gründen der früheren vorzuziehen ist. Gegen des Verfs. Darstellung vom Verlaufe des vas deferens und der Bildung der Ruthe hat sich J. Müller im Jahresberichte des laufenden Jahrganges seines Archivs erklärt. In der Monographie der Auster, mit welcher das Werk schließt, finden wir wieder eine höchst sorgfältige Anatomie des Nervensystemes, wie wir sie bisher von keinem Acephalum besitzen, außerdem die Beschreibung eines eigenthümlichen drüsigen Organes, welches der Verf. für einen Hoden zu nehmen geneigt ist. Die Controverse über die Mündung des Eierstockes, ob derselbe, wie Home sagt, in einem den Darm umgebenden, zwischen den Lippen des Mundes sich öffnenden Eierleiter seinen Ausweg hat, oder nach v. Bär, in größerer Uebereinstimmung mit dem Baue anderer Bivalven, in mehreren feinen, in der Wandung des äußeren Kiemenganges sichtbaren Löchern, ist leider nicht zur Entscheidung gebracht, da der Verf. die Abhandlung des letztern (in Meckels Archiv 1830) unberücksichtigt gelassen hat, und selbst den Eierstock im hintern Theile des Thieres in der Gegend der Kloake münden läßt. Auch scheint der Verf. den nach v. Bär vorhandenen, aber sehr kleinen Fuß der Auster übersehen zu haben, da er in seiner sonst sehr genauen Beschreibung des Thieres ihn nicht erwähnt. — Abgehandelt sind in diesem zweiten Bande im Ganzen 74 Thierarten. Unter den Nachträgen zu beiden Bänden ist noch der letzte über die *Wurzelcochenille Armeniens* beachtenswerth. Brandt stellt hierin das sie liefernde Thier mit der polnischen in eine Gattung, welche er *Porphyrophora* nennt. Die fußlosen Larven dieser Gattung leben in blasenförmigen Auswüchsen am absteigenden Stocke der Gewächse, die der armenischen Art, *P. Hamelii*: Br., am absteigenden Stocke von *Poa* (*Aeluropus*)

pungen, die der andern, P. Eschii, an Selernthus personis.

Dem Werke ist ein ausführliches Register über die darin vorkommenden Namen aus 8 Sprachen beigegeben, wodurch seine Nützlichkeit in hohem Grade gewinnt. Schliesslich kann von den Abbildungen, die sämmtlich, mit wenigen Ausnahmen, nach der Natur, und zwar von den geschicktesten Künstlern gezeichnet, mit der grössten Sorgfalt in Kupfer gestochen und mit grosser Sauberkeit colorirt sind, bemerkt werden, dass sie zu den gelungensten gehören, welche heutiges Tages in den beschreibenden naturhistorischen Werken geliefert wurden. Bei diesen grossen Vorzügen, mit welchen dies Werk, bis jetzt das einzige in seiner Art, ausgestattet ist, lässt sich nur erwarten, dass es einen immer grösseren Eingang in den Kreis von Lesern finden wird, für deren Nutzen es seine thätigen Verfasser bestimmten.

Wiegmann.

#### L.

*Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert, Erlangen, 1834. Heyder. 436 S. gr. 8.*

Friedrich Rückert gehört nicht nur ohne Frage zu den vorzüglichsten Dichtern unserer Zeit, sondern er schliesst sich würdig den ersten Lyrikern aller Zeiten an. Wenn im Ganzen und Allgemeinen ihm bis jetzt nur noch die erstere Anerkennung, aber nicht auch die zweite geworden ist, so liegt hievon der Grund darin, dass er wie jeder wahrhaft grosse Dichter, in einer gewissen Beziehung; und zwar in der, welche den eigentlichen innersten Mittelpunkt seines Dichterstrebens ausmacht, seiner Zeit voraneilt, dass die Zeit, obgleich mit den Bildungsmitteln, seine Kunst im Einzelnen zu verstehen und zu würdigen, reichlich, ja vielleicht nur allzureichlich ausgerüstet, — nämlich so reichlich, dass dadurch die Ueberraschung, die dem ersten Eindrucke eines Dichterwerkes so günstig ist, verloren ging, — doch sein Ganzes, den tieferliegenden Kern seiner Dichterindividualität zu fassen bisher noch nicht gereift war. Fast allgemein wird Rückert als ein zwar geistvoller und in staunenswerthem Grade gewandter Kunstdichter, aber

doch als ein solcher betrachtet, dass es mit der Poesie vielmehr Spiel als Ernst sei. Er steht zur Gegenwart ungefähr in demselben Verhältnisse, in welchem Goethe zu der Zeit stand, als er aufhörte, mit den Leidenschaften seiner Mitwelt zu sympathisiren, als er den einsamen Weg einschlug, der zu einer gediegenen idealen Bildung führt, als er die Iphigenia, den Tasso, den Meissner dichtete. Man blicke in jene Zeit zurück und belehre sich, wie schwer es dem damaligen Publicum, und zum Theil auch noch einem späteren anging, in jenen Dichtungen noch etwas anderes, als nur ein Spiel, eine Kraftübung des gewaltigsten Dichtergeistes zu finden, sich zu überzeugen, dass der Ernst der Goethe'schen Poesie anders war, als in einer Werther'schen Liebesverwirrung, oder in einem Berliching'schen Reckentrotze zu suchen sei. Bei Rückert war ein ähnliches Missverständniss seiner eigentlichen Tendenz um so leichter möglich, als die eigenthümliche Natur seines Talents, und der Charakter der Dichtart, der dieses Talent ausschliesslich gewidmet ist, es mit sich bringt, dass der eigentliche Ernst seines Strebens nur selten unmittelbar an seinen Dichtungen, an der bei weitem grösseren Masse derselben nur mittelbar, durch feinere und verborgene Züge, durch ihre Farbe und Haltung im Grossen und Allgemeinen und durch die gegenseitigen Bezüge der einzelnen Dichtungen auf einander (worauf die Wenigsten aufzumerken gewohnt sind) sich ausdrücken kann. Dennoch ist es ein Missverständniss, und zu dessen allmählicher Beseitigung an unserm Theile mitzuwirken, ist der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes.

Fassen wir die Stellung, in welcher Rückert zu unserer Zeit steht, etwas näher ins Auge, so bietet sich zur Erklärung jenes obwaltenden Missverhältnisses folgender Gesichtspunkt dar. So verbreitet man das Interesse, die lebendige, gemüthliche Theilnahme an Poesie, und zwar an echter, wahrer Poesie, und ganz besonders an lyrischer, in Deutschland jetzt findet, so hat dasselbe doch, in Folge der geschichtlichen Entwicklung unserer Literatur eine sehr bestimmt ausgeprägte Richtung genommen, eine solche, die von derjenigen Richtung, welche Rückert verfolgt, durchaus abweicht.

(Die Fortsetzung folgt.)



M ä r z 1835.

*Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert.*  
Erlangen, 1834.

(Fortsetzung).

Dessen zwar, daß noch ein beträchtlicher Theil der Nation in demjenigen Geschmacke der Lyrik befangen sein mag, der in dem außerordentlichen, wenn gleich nicht rein dichterisch zu nennenden Talente Schillers seine glänzende Autorität erhalten hat, ein Geschmack, in welchem unstreitig wohl der Genius einer edel empfindsamen und idealen Schwunges vollen Redekunst vor dem Genius der eigentlichen Dichtkunst vorwaltet, wollen wir hier nur vorübergehend gedenken. Aber die eigentlich Herrschenden auf dem Gebiete deutscher Lyrik sind jetzt offenbar diese drei: Goethe, Uhland und Heinrich Heine; und so verschieden diese Dichter auch sonst unter einander sein mögen, so hat sich in Ansehung des unter unsrer Nation verbreitet gewordenen Sinnes und Geschmacks für lyrische Dichtung ihr Vorgang und der Eindruck ihrer Werke, durch den Geist des Zeitalters begünstigt, zu einer gemeinsamen Wirkung vereinigt. Man verlangt von lyrischer Poesie, — und gerade diese Forderung pflegt unter uns diejenigen, welche zu dem wahren Verständniß der Poesie überhaupt hindurchgedrungen sind, von den noch im sentimental-rhetorischen Geschmacke Befangenen zu unterscheiden, — man verlangt von ihr den Eindruck, den ein unmittelbares Naturproduct gewährt. Das lyrische Gedicht hat vor andern Kunstwerken dies voraus, daß es, so zu sagen, bewußtlos entstehen kann, daß es ganz das Erzeugniß Eines Augenblicks, Einer dem Augenblicke angehörenden und in der prosaischen Wirklichkeit freilich mit diesem Augenblicke vorübergehenden Gemüthsstimmung sein kann. Alle andern Künstler, mit Ausnahme nur etwa des musikalischen Componisten, und auch dieser nur bei kleinern lyrischen Compositionen, bedürfen, um das dem Augenblick Angehörnde, das Gefühl und über-

haupt das unmittelbare Seelendasein in ihren Werken auszudrücken, der Vermittelung durch den Geist und das Bewußtsein, wodurch die in der Zeit vorübergehende Stimmung festgehalten und freilich in anderer Gestalt, als jene unmittelbar war, in Gestalt einer höhern Allgemeinheit, als Glied eines umfassendern Ganzen, frei an ihrem Ort und ihrer Stelle hervorgerufen wird. Der lyrische Dichter allein vermag seine Gemüthsstimmung so rein, so völlig ausgeschieden von aller und jeder Berührung mit der Welt, die außer ihr liegt, in sein Gedicht niederzulegen, daß das Gedicht auch völlig nur den Eindruck dieses besondern Zustandes gewährt, ganz eben so, wie alle bewußtlosen Erzeugnisse der Natur, welchen das Element der Allgemeinheit, das Selbstbewußtsein des Geistes noch ein jenseitiges ist. Dieses nun, was der lyrische Dichter vermag, ist man in neuerer Zeit gewohnt worden, auch von ihm zu fordern, und ausschließlich zu fordern. Wie Goethe von sich erzählt, daß ihm gleichsam eine neue Welt, ein neues Leben aufgegangen sei, als durch Herder das Bewußtsein in ihm geweckt ward, „daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer sei:“ so ist diese Ansicht, welche von der Dichtkunst mehr die Naturseite, als die geistige, mehr die unbewußte, von der betrachtet sie den Völkern, den Zeitaltern, ja der Menschheit; als die selbstbewußte, von welcher betrachtet sie talentvollen und geistreich gebildeten Individuen angehört, vor Augen hat, seit Goethe und Herder immer verbreiteter worden, und wird, wenigstens was die lyrische Poesie anlangt, fast mit ausschließlicher Gunst gepflegt. Die Vorliebe für sie ist so groß, daß die trefflichsten Forscher zum Theil selbst der alten, insbesondere aber der mittelalterlichen Literaturen sich ganz eigens ein Geschäft daraus machen, alles Große und Schöne, was dichterische Erfindung und Kunst, was Sage und sittlich religiöse Weisheit bieten, so weit als nur irgend

möglich aus dem lichten Kreise geschichtlich bekannter, mit selbstbewußter Kunst schaffender und wirkender Individuen in den dunkeln Grund des Volksgemüths und der Urzeit zurückzuschieben. Diesem entsprechend schätzt und genießt man auch an neuern Dichtern vorzugsweise die Seite, welche der rein gemüthlichen, aber des höhern Bewußtseins entbehrenden Natur- und Volkspoesie verwandt ist. Von Goethe zwar hat sich, was seine größern Dichtungen betrifft, allerdings noch eine Würdigung in anderm Sinne geltend gemacht; wiewohl auch hier die Vorliebe, welche unser Zeitalter fast allgemein dem ersten Theile des Faust, nicht nur vor dem zweiten Theile eben dieser Dichtung, sondern auch fast vor sämmtlichen übrigen Werken des Dichters zuwendet, aus derselben Quelle stammen möchte. Von dem aber, was Goethe als lyrischer Dichter gegeben hat, ist theils in der That wohl das, was jener Seite angehört, das Tiefste und Herrlichste, theils liegt die ungleich mächtigere Wirkung, die Jenes ausgeübt hat, im Gegensatz der selbstbewußteren, in das Didactische und Allegorische übergehenden Lyrik seiner spätern Tage; offen vor Augen und wird schwerlich von Jemand bezweifelt werden. An jene Lyrik aber, insbesondere an die Balladen- und Romanzenpoesie der frühern Goethe'schen Periode schließt sich vor allen Andern Uhland an, dessen Dichtung, wie sie der reinste, von allen fremdartigen Elementen, auch dem des höheren philosophischen Selbstbewußtseins der Neuzeit, so gut wie unberührt gebliebene Nach- und Fortklang altdeutscher Volkspoesie ist, so auch mit seltener Schnelligkeit unter dem Volke Wurzel gefaßt, und das Volk zum Bewußtsein dessen, was es in lyrischer Dichtung eigentlich zunächst verlangt, erhoben hat. Zu diesen beiden Dichtern und zu der beträchtlichen Anzahl mehr oder minder talentvoller Nachfolger derselben hat sich in den letzten Jahren Heine gesellt, mit einer zwar unreinen, durch bössartige, dämonische Elemente in sich selbst getrüben und zerrissenen und in ihrem Streben irre geführten, aber durch die gewaltigste Intensität der Phantasie und des augenblicklichen Gefühlsausdrucks fast unwiderstehlich hinreißenden, lyrischen Subjectivität. Dieser letztgenannte Dichter hat nicht nur für sich selbst seine, nicht der höheren künstlerischen Besonnenheit, sondern ganz nur dem unmittelbaren Gefühle und der ungezügelter Leidenschaft angehörende Dichtung, sondern er hat mit dieser zugleich unter einem Theile der Zeitge-

nossen die Ansicht von dem Wesen und der Bestimmung lyrischer Poesie überhaupt zu einer Spitze hinaufgetrieben, von der man bisher kaum noch eine Ahnung hatte. Und doch möchte diese Spitze in der That nur das Extrem sein, auf das jene Ansicht, welche die Lyrik zur Naturpoesie macht, einseitig und ausschließend verfolgt, zuletzt fast mit Nothwendigkeit hinführt. Die Lyrik hört auf diesem Gipfel, auf den sie Heine erhoben hat, ganz auf, Kunst zu sein, in dem Sinne, da man die Kunst der Natur, als die Herrschaft, welche über die Natur der Geist ausübt, entgegensetzen pflegt. Zugleich mit ihrer Bedeutung als Kunst entäußert sie sich (was enger, als man gewöhnlich meint, damit zusammenhängt) aller und jeder Beziehung auf Religion, auf religiöse Sittlichkeit und auf dichterische philosophische Weltweisheit. Sie wird unmittelbarer Ausdruck der zufälligen Subjectivität des Einzelnen, wie sie ehemals der gleich unmittelbare, unfreie und naturnothwendige Ausdruck einer Volksindividualität und eines Volkslebens gewesen war. Ist das Individuum, welches sich in solcher Lyrik ausspricht, wie Heine es unstreitig ist, ein hochbegabtes und geniales, so wird die Kraft, der Zauber, mit dem sie unser Gemüth umstrickt, kein schwächerer sein, als jener ist, den eigentliche Volksdichtung einerseits, wahrhafte Kunstlyrik andererseits ausüben. Aber ob es einem Zeitalter, einem großen Volke zieme, sich von solchem Zauber umstricken, sich aus den goldenen Schalen der Dichtung statt des gesunden Kernes der Welt- und Völkerseele die wurmstichige Subjectivität eines Einzelnen, statt des reinen Nectars, der aus dem Bronnen eines besonnenen und edel gebildeten, sittlich-religiösen Künstlerbewußtseins quillt, den Gifttrank der Leidenschaft darreichen zu lassen und darin sich zu berauschen, ist eine Frage, auf welche die Antwort wohl kaum zweifelhaft bleiben wird.

Erscheinungen, wie die zuletzt erwähnten haben in unsern Tagen manchen Wohldenkenenden auf die Meinung gebracht, daß das Zeitalter der Poesie und Kunst überhaupt abgelaufen sei, daß wir in Goethe den letzten Dichter begraben haben, den Dichter, nach welchem aller Poesie und Kunst nur noch die Wahl bleibt, ob sie sich durch Nachbildung des Vorhandenen ein kümmerliches Dasein fristen, oder auf so furchtbare Weise, wie wir es eben andeuteten, ausarten will. Diese Ansicht entspricht, wie man sieht, wenigstens was lyrische Poesie anlangt, und nur von dieser ist uns hier ver-

gönt zu reden, jenem nur nach einer Seite hin gewendeten Begriffe derselben, den wir als den jetzt unter uns vorwaltenden bezeichneten. Dafs die Lyrik als Natur- und Volksdichtung, als unmittelbarer Ergufs rein menschlicher Zustände betrachtet, in einem Zeitalter von so gesteigertem Selbstbewusstsein, wie das unsrige ist, ihre Endschaft erreiche, dafs Erscheinungen der Art, wie die Lieder unserer schwäbischen Dichterschule, oder wie unter einem Nachbarvolke die hinreissenden Natarlaute des Schotten *Burns*, nur ein letztes Aufflackern jener Poesie bezeichnen, diese Meinung, die wir unsererseits zwar nicht theilen, hat an sich etwas Wahrscheinliches, und erhält durch das Auftreten jener Poesie der Zerrissenheit und der völlig losgebundenen Subjectivität eine allerdings sehr scheinbare Bestätigung. Was aber die Anhänger dieser Meinung vergessen oder übersehen zu haben scheinen, ist, dafs es neben dieser Weise der Dichtung noch eine wesentlich davon unterschiedene und gewifs nicht niedriger zu stellende Gattung der Lyrik giebt, diejenige, die wir jener gegenüber wohl mit dem Namen eigentlicher *Kunstlyrik* bezeichnen dürfen. Die classischen Völker des Alterthums, von denen doch gerühmt wird, wie sie der Natur um so viel näher standen als wir, haben von aller Lyrik entweder nur diese Kunstlyrik gekannt, oder nur die Werke dieser, aber nicht auch die der entgegengesetzten Art, der Aufbewahrung werth geachtet. In den ersten olympischen und pythischen Oden Pindars, in einigen Chorgesängen der Tragiker, und wer will sagen, in wie viel anderen, leider für uns verlorenen Werken, hat diese Kunstlyrik eine Höhe und Herrlichkeit erreicht, von der wir zu behaupten wagen, dafs kein nachfolgendes Zeitalter etwas ihr Gleichkommendes in lyrischer Poesie überhaupt aufzuweisen hat, und deren Charakter, genauer betrachtet, das reine Gegentheil jener volkstümlichen Unmittelbarkeit und Natürlichkeit ist, die man jetzt von solcher Poesie ausschliesslich zu verlangen pflegt. Was die übrige Masse griechischer Lyrik war und wie Treffliches sie leistete, davon ist uns aus spärlichen Fragmenten und aus den Nachbildungen eines Horaz und der römischen Elegiker nur eine schwache Vorstellung zu bilden vergönt, aber darüber, dafs diese gesammte Lyrik nicht dem bewussten Naturprincipe, sondern einzig dem Principe künstlerischen Selbstbewusstseins folgte, und sich durch dasselbe gestalten liefs, kann nicht der mindeste Zweifel sein. Im Morgenlande scheinen arabische und per-

sische Poesie einen ähnlichen Gegensatz unter einander zu bilden, wie den, welchen wir hier als Gegensatz von Natur- und Kunstlyrik bezeichneten; dafs die letztere wenigstens zum grossen Theile Kunstlyrik war, würden schon die Namen *Deschaleddin* und *Hafis* hinreichen zu beweisen. Ueber das Verhältnifs beider Gattungen in der neuern Zeit und unter den christlich germanischen Völkern liesse sich viel sagen. Gewifs ist es eine Thatsache von hoher, weltgeschichtlicher Bedeutung, wenn diese Völker, zugleich mit den Völkern semitischen und slavischen Stammes ihre Volkspoesie zuerst ausdrücklich als solche, und ohne sie zuvor durch das Medium des eigentlich künstlerischen Selbstbewusstseins, wie solches bei den Hellenen vorwaltete, hindurchgehen zu lassen, in die Literatur herübertrugen. Aber bei der Anerkennung dieser Thatsache darf nicht verkannt werden, dafs der Beruf dieser Völker, wenigstens der erstgenannten unter jenen dreien, zur Naturdichtung darum nicht ein ausschliesslicher ist, dafs auch die Kunstlyrik unter ihnen geblüht hat, und zwar in einem langen und inhaltreichen Zeitraume, vom vierzehnten zum achtzehnten Jahrhundert, offenbar vorherrschend vor der andern geblüht hat, so dafs in dieser Periode, die zwar der reicheren Entfaltung lyrischer Poesie überhaupt nicht günstig war, fast alles Vorzüglichere, was dennoch, wenigstens was literarisch aus ihr hervorging, der Kunstlyrik angehört. Eben so wenig darf verkannt werden, dafs jene eigentliche Volksdichtung, die unter uns zuerst durch Herder und Goethe, ungefähr gleichzeitig unter den Britten theils durch Sammler der alten Volkslieder, theils durch einige urkräftige Genien, die in ihrem Geiste fort dichteten, wieder in Anregung gebracht ward, dafs diese bei all ihrer Tiefe, Innigkeit und vielfachen Trefflichkeiten, die wir gewifs trotz ihren eifrigsten Verehrern zu schätzen und zu geniessen wissen, doch schon in ihrem Ursprunge jenen giftigen Keim in sich trug und in ihrer gesammten Fortentwicklung ihn hegte und pflegte, der zuletzt auf dem höchsten Gipfel jener Entwicklung in die Blüthe einer Poesie der Leidenschaftlichkeit, der Zerrissenheit, ja der Verworfenheit und dämonischen Verruchtheit aufbrechen mußte. Von diesem unreinen Zusatze vermag nur das höhere künstlerische Selbstbewusstsein die Poesie zu reinigen, und es hat sie gereinigt bereits in den Dichtungen Goethe's und Uhland's, die übrigens jenen Charakter der Unmittelbarkeit beibehielten; die Dichterindividualität eines

Burns aber giebt den Beweis, wie auch in einem höher gebildeten Zeitalter die bewußtlose Naturkraft auch der achten und gediegenen Lyrik dieser Gattung in die traurigste ästhetisch-sittliche Haltungslosigkeit überzugehen Gefahr läuft.

(Die Fortsetzung folgt.)

## II.

*Nachlese zu Friedrich von Schiller's sämtlichen Werken. Besorgt von Dr. Heinrich Döring. Zeitz, Webel. 1835. 367 S. gr. 8.*

Wie der Herausgeber dieser Nachlese vor Kurzem eine Auswahl von Briefen Schillers (s. d. BL. 1834. Zweite Hälfte, no. 53.) besorgt hat (zu welcher er übrigens hier S. 277 ff. einige Nachträge liefert), so fand er es nun auch für zweckmäßig und nothwendig, eine „möglichst vollständige“ Nachlese zu Schillers sämtlichen Werken zu geben. Denn allerdings verdienen die bisherigen Sammlungen dieser Art, wie es auch hier im Vorworte besonders ausgesprochen wird, keineswegs diesen Namen, indem sie weder möglichst vollständig, noch, unter Berücksichtigung wirklich in den Sammlungen der sämtlichen Werke noch ungedruckter Stücke von Schiller, frei von Irrthümern sind. Dagegen hätte, um einem Mißverständnisse zu begegnen, auch hier ausdrücklich gesagt sein sollen, welche Ausgabe der sämtlichen Werke Schillers bei dieser Nachlese zum Grunde gelegt worden; und wenigstens wäre es nicht unzweckmäßig gewesen, wenn zugleich auf die Ausgabe von 1822 bis 1826 (in 18 Bänden) in den einzelnen Beziehungen Rücksicht genommen worden wäre. — Was die bei dieser Nachlese benutzten Quellen und sonstigen Hilfsmittel anlangt, so spricht sich Hr. D. in dem Vorworte hierüber aus, und er giebt auch bei dem, was er im Einzelnen, in Prosa und in Poesie, nachträgt, die Quelle an, aus welcher er es geschöpft hat, und läßt auch dann, wo es nicht ganz entschieden ist, daß das Nachgetragene auch wirklich von Schiller herrührt, die Anführungen nicht unerwähnt, die dies wahrscheinlich machen. Aber ausdrücklich erklärt der Herausgeber S. IV, daß er sich sorgsam gehütet habe, hier etwas aufzunehmen, was nicht wirklich von Schiller herrühre. Unter dem, was er gleichwohl auch hier ausgeschieden hat, befinden sich nach S. V auch mehrere Stellen aus dem Don Carlos, die in der ersten Ausgabe (Leipzig, 1787) ganz anders lauteten, als in den sämtlichen Werken, die er denn hier, aus dem Zusammenhange gerissen, nicht hat mittheilen wollen, indem er jedoch im Ganzen der Meinung ist, daß „eine Mittheilung des Don Carlos in seiner ursprünglichen, durch keine theatralischen Rücksichten beschränkten Form, wegen der vielen Schönheiten dieses Trauerspiels, gewiß wenigstens eben so interessant sei, als der dreifache Abdruck des Götz von Berlichingen in Goethe's Werken, zumal da die Abänderungen dieses Schauspiels bei weitem unwesentlicher seien.“ Was nun das in dieser Nachlese selbst Aufgenommene anlangt, so kann dieselbe den Verehrern Schillers nur angenehm sein, und sie muß dies auch

dann sein, wenn Manches darin nicht verkannt werden kann, das Schiller selbst, als seiner und des Publikums unwürdig, gewiß lieber ganz vernichtet und auf diese Weise dem Vergessen preisgegeben gesehen hätte. Aber es muß dagegen, und für eine möglichst vollständige Nachlese dieser Art, dasjenige mit allem Rechte geltend gemacht werden, was Schiller selbst in der hier S. 257 abgedruckten interessanten Vorrede zu der Ausgabe seiner Gedichte (Leipzig, 1803) sehr richtig ausspricht, daß „bei einer Sammlung von Gedichten, welche sich größtentheils schon in den Händen des Publikums befinden, der poetische Werth nicht allein in Betracht kommen könne, da sie schon ein verjährtes Eigenthum des Lesers seien, der sich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreißen lasse, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden sei, und weil selbst das Fehlerhafte wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters bezeichne.“ Und danach müssen denn auch die, in die vorliegende Nachlese aufgenommenen, aus einer früheren Zeit (meistens aus den Jahren 1770 bis 1790) herrührenden wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantismus und einer kühnen, feurigen Einbildungskraft, so wie die unsichern Versuche einer anfangenden Kritik und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks den Verehrern Schillers willkommen sein. Und dabei finden sie nun auch herrliche Zeugnisse von Innigkeit und Tiefe des Gefühls, von Frömmigkeit und religiöser Begeisterung, die, wie z. B. hier in den „Morgengedanken am Sonntage“, aus dem Jahre 1777 (S. 3 ff.), oder in dem Gedichte: „der Abend“, aus dem Jahre 1776 (S. 293 ff.), schon in dem sechszehnjährigen Jünglinge die reichen Blüthen des Gemüths ahnen lassen, zu denen später das reifere Mannesalter so schön und so reich sich erschloß; und nicht minder interessant ist es, schon vor den Briefen über Don Carlos, die, aus einer späteren Zeit, in den sämtlichen Werken sich finden, hier in einer Selbstkritik über die Räuber vom Jahre 1780 (S. 46 ff.) die philosophische Schärfe des Kritikers zu erkennen. Die Prophezeiung, welche sich z. B. unter dem erwähnten Gedichte: „der Abend“ (S. 293), in einer Anmerkung in Balthasar Haug's „Schwäbischem Magazin“ von 1776, aus welchem entlehnt ist, findet: „es dünkt mich, der sechszehnjährige Jüngling, den dieses Gedicht zum Verfasser hat, habe schon gute Autoren gelesen, und bekomme mit der Zeit *de magna sonaturum*“; und eine andere zu einem Gedichte von 1777 (S. 297), daß „wenn einst die Feile dazu komme, der Verfasser mit der Zeit doch seinen Platz neben — einnehmen und seinem Vaterlande Ehre machen werde“; diese Prophezeiungen geben, weil sie in einem so hohen und reichen Grade eingetroffen sind, nun auch den Deutschen das Recht und die Pflicht, jene Produkte selbst, die zu diesen Prophezeiungen auch nicht ohne Grund veranlaßten, nicht mit Geringschätzung, sondern vielmehr mit Interesse, wie dies alles werdende, und zumal wenn es dann auch etwas Gewordenes ist, verdient, zu betrachten. Schließlich erwähnen wir nur noch, daß namentlich unter den hier mitgetheilten Gedichten manche, in den sämtlichen Werken ganz fehlende, andere nur bei weitem vollständiger oder verändert, als sie dort sind, sich finden.

M ä r z 1835.

*Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert.*  
Erlangen, 1834.

(Fortsetzung.)

Die höhere, die eigentlich entscheidende Reinigung der lyrischen Poesie von jenen trüben Elementen, welche ihrer unmittelbaren Gestalt beigemischt sind, und zugleich mit diesem die Gewinnung der eigentlichen Universalität dieser Poesie, die Aufschließung jener erhabenen, ätherischen Region, welche aller Naturdichtung ein für allemal unzugänglich bleibt, kann nach diesem allem nur auf dem Wege eigentlicher Kunstlyrik erfolgen, und es ist die schon jetzt als weltgeschichtlich auszusprechende Bedeutung des Rückert'schen Genius, diese hohe Bestimmung seiner Kunst in unserm Zeitalter durch die That bewährt und verwirklicht zu haben. Wenn irgend Etwas für die Tiefe und Unerschöpflichkeit der in dem Schachte des deutschen Volksgemüthes verborgenen Dichtungsader, für die durch keinen noch so böseartigen Krankheitsstoff zu verletzende Integrität und Kernhaftigkeit ihres Inhaltes zeugt: so ist es dies, daß neben einem Goethe, der durch den Zauber seiner Kunst die Tiefen der alten Volkspoesie wiederaufschloß und die Kunst in das einfachste Gewand, in die frischeste Unmittelbarkeit der Natur zu kleiden wußte, neben einem Uhland, aus dessen lebenswürdiger Individualität sich der Strom jener Volkspoesie mit fast gleichem Reichtume, und ungleich größerer Reinheit, wie ehemals unmittelbar aus dem Volke selbst ergießt, neben einem Heine, welcher von dem Weltgeist dazu berufen scheint, jene unheimliche Beigabe aller Naturdichtung in wild phantastischen Gestalten aufzähren und damit verschwinden zu lassen, — Deutschland einen Rückert erzeugen konnte, dessen durch Bildung und staunenswerthe Gewandtheit der Form, wie durch überschwängliche Fülle und dieser Fülle entsprechende Tiefe und Reinheit des Inhaltes gleich ausgezeichnete lyrische Kunstfertigkeit

den geraden Gegensatz zu jenen Allen bildet. Von diesem Standpunkt aus und in diesem geschichtlichen Zusammenhange muß unser Erachtens Rückerts Talent und poetische Richtung gewürdigt werden, wenn über den Werth und die Bedeutung derselben für unser Volk und für die gesammte Gegenwart das richtige Bewußtsein gewonnen werden soll.

Was an Rückerts äußerer Erscheinung zunächst auffällt, und, indem es ihm von der einen Seite zwar zu seltenem Ruhme gereicht, von der andern jedoch das Verständniß seines eigentlichen Dichtergehaltes Vielen in Etwas erschweren mag, ist seine außerordentliche Virtuosität, seine Gewandtheit und Vielseitigkeit in dem Technischen seiner Kunst. Es steht nicht zu leugnen, daß er sich in dem Besitz, dem Bewußtsein und der Ausübung dieser Virtuosität gefällt, daß er nicht selten, ohne einen tieferen Ernst des Inhalts, mit seiner Kunst nur spielt, und noch häufiger, auch wo ein solcher Ernst im Hintergrunde verborgen liegt, doch den Schein giebt, nur zu spielen, und den Ernst, den er unstreitig hat, geflissentlich zurückzudrängen. Man kann die Gewohnheit solchen Spieles, solcher halb ernsten, halb scherzhaften Kunstübung äußerlich auf Rechnung der gründlichen und umfassenden Studien schreiben, die Rückert, sowohl sprachliche und metrische, als auch geschichtliche und ethnographische, zum Behufe seiner Kunst unternommen hat. Den selbständigen Werth und die Berechtigung dieser Studien sich Denkmale setzen zu dürfen, in denen zunächst nur sie selbst, aber nicht zugleich, oder nur leise angedeutet, ein Tieferes dem Betrachter entgegentritt, wird schwerlich ein Billigender ihnen absprechen. Allein es giebt einen tieferliegenden Gesichtspunkt, aus welchem mit den Denkmahlen der Studien zugleich die Studien selbst, der Umstand, daß ein Geist, wie Rückert, durch seinen Genius selbst sich getrieben fand, ihnen sich zu unterziehen und sie spielend und scherzend auch vor der Welt zur

Schau zu tragen, sich erklären läßt, und eine Bedeutung gewinnt. Die der Rückert'schen entgegengesetzte Hauptrichtung lyrischer Poesie läuft auf der Spitze, auf dem Gipfel, zu welchem wir sie in unsern Tagen heraufgetrieben erblicken, Gefahr, daß das, was eigentlich die ernste Aufgabe, die Arbeit der Poesie, der Kunst als solcher sein soll, in ein liederliches, frivoles Spiel sich verkehre, und umgekehrt, daß, was die ächte Kunst als Spiel und Kurzweil, als den an sich werthlosen Stoff, mit dem sie frei schalten darf, in ihr zur Sache selbst, zum bittren Ernste werde. Die Arbeit, die der Dichtkunst aufgegeben ist, besteht darin, daß sie den gesammten Inhalt der Gedankenwelt und ihren Ausdruck, die Sprache, dergestalt bemeistert und beherrscht, daß sie ihn zum Stoffe ausprägen kann, um darin die höchsten Ideen des Geistes niederzulegen. Ist ihr dies gelungen, so wird sie dann mit dem Stoffe selbst ein heiteres Spiel treiben dürfen; insbesondere wird sie dies mit demjenigen Stoffe, den unmittelbar die endliche, der Idee zwar entgegenstrebende, aber für sich allein noch nicht mit der Idee zu verwechselnde Subjectivität des Dichters bietet, mit seinen Empfindungen und Leidenschaften, seinen Zuständen, Begegnissen und Lebensverhältnissen. Die Naturpoesie aber, wie sie ihrer ursprünglichen, gesunden Anlage nach nie schon jene vollendete Herrschaft über den Stoff, den sprachlichen sowohl als den factischen, erreichen kann, welche allein der Kunstdichtung vorbehalten bleibt, giebt in ihrer Ausartung geflissentlich die Formlosigkeit statt der Form, das üppige Aufwuchern des wilden Unkrautes, welches sie, die hohen Namen mißbrauchend, Natur und Wahrheit nennt, statt des durch Sittlichkeit, Bildung und Wissenschaft den Naturstoff beherrschenden Geistes. Weil sie sonach vielmehr von der Natur beherrscht wird, als die Natur beherrscht, so gelangt sie nicht nur nicht zu jenem freien Walten der Idee über der endlichen Subjectivität, woraus das Spiel und der Scherz des wahren Dichters hervorgeht; sondern sie legt, das wahrhaft Objective eben so, wie die höhere Reinheit der Idee zu erreichen unfähig, in die zufälligsten Einzelheiten, in die particulärste Persönlichkeit des Dichters einen Ernst und eine Wichtigkeit, die der Idee gegenüber ganz und gar verschwinden sollte. Wo finden wir diese durchaus verwerfliche Ernsthaftigkeit, mit der sich die ungebildete Selbstheit des Dichters aufbläht, und für ihre grillenhafteste Eigenthümlichkeit und ihre ungezügeltste

Leidenschaft die unbedingte poetische Geltung in Anspruch nimmt, höher gesteigert, als in den Dichtern der Heine'schen Schule, welche die Welt, statt denkend und betrachtend sie zu bemeistern, lieber mit satanisch-genialem Hohne zerstören wollen, um an ihre Stelle nicht die Idee, sondern sich selbst, ihre wilde Sinnenlust und die tolle Frazze ihres Liebesschmerzes zu setzen? Diesen gegenüber hat Rückert zuerst ausdrücklich und vollständig dem Ernste wieder gegeben, was des Ernstes, dem Scherze, was des Scherzes ist. Wenn ein beträchtlicher Theil seiner Poesien sich nur als Studium, als Uebung in schwierigen, des Studiums und der Uebung bedürfenden Kunstformen giebt, wenn eben dieser Theil in des Dichters kunstfertiger Hand nicht als mühsame Arbeit, sondern als ein heiteres, ja übermüthiges und leichtfertiges Spiel mit der Form eben so sehr, wie mit dem Stoffe der Dicktkunst erscheint: so bringt er dadurch unserer Zeit wieder zum Bewußtsein, was sie schier vergessen zu wollen schien, daß die Dichtkunst eine Seite hat, von der betrachtet sie als ein bestimmtes, genau abgegrenztes Geschäft und Studium, als ein Handwerk gelten darf, das, wie jedes andere Handwerk, seinen Mann verlangt und ihn im Schweiß seines Angesichts beschäftigt hält; daß von der andern Seite dieses Handwerk das heitere und fröhliche ist, nicht bestimmt, seinen Inhaber in die Qual der Ichheit hineinzuwannen, sondern ihn davon zu befreien. Mag Rückert sein keckes Spiel mit der von ihm in so fast unglaublichem Grade besessenen Kunstfertigkeit im Einzelnen weiter getrieben haben, als bis wohin Manche, die nicht ein ausdrückliches Interesse an dieser Technik nehmen, ihm zu folgen geneigt sind, im Ganzen, in seiner Totalerscheinung bietet diese Richtung und Uebung seines Talentes das heilsamste Gegengift gegen die nur allzu sehr unter uns vorherrschende Neigung, die Poesie mit einer Ernsthaftigkeit zu behandeln oder behandelt zu verlangen, die, genau berechnen, nichts anderes ist, als die dichterische Apotheose des Endlichen und Nichtigen, des Sinnlichen und Selbstischen.

Indeß, obgleich wir solchergestalt auch für jenen, dem höhern Dichterruhme Rückerts bisher so bedenklich entstehenden Umstand eine Art geschichtlicher Bedeutung in Anspruch nehmen, so bleiben wir doch weit entfernt, Allem und Jedem, was dieser Dichter gegeben hat, gleichen Werth oder wirkliche Classicität zuschreiben. Ein nicht unbeträchtlicher Theil seiner Dich-

tungen ist, bei hoher Vollendung der Form, die nirgends fehlt, doch von so leichtem Gehalte, daß er auf die höhere Würde der Kunst kaum Anspruch machen kann und von der Nachwelt, als nur von Interesse für das technische und historische Studium, nicht aber für den eigentlichen idealen Genuß der Poesie, wird zur Seite gestellt werden. Nur dürfte es noch nicht an der Zeit sein, solche Scheidung zwischen dem im höhern Sinne Werthvollen und dem minder Bedeutenden schon jetzt zu unternehmen, da Rückerts Poesie von der Art ist, sich gegenseitig durch sich selbst zu erläutern und durch Zusammenreihung auch des Verschiedenartigen und äußerlich Getrennten den Genuß an ihr zu erhöhen, weshalb das Urtheil über manche seiner Leistungen kaum eher abzuschließen sein dürfte, als bis die eigene Laufbahn des Dichters abgeschlossen sein wird. Doch bleibt nach allem bisher Gesagten noch eine Bemerkung über die Gesamtheit der Rückert'schen Poesie, auch die tiefsten und trefflichsten Parthien derselben nicht ausgenommen, zu machen, die, wenn sie zwar durch den Zusammenhang, in den wir sie hier einreihen, eine dem Ruhme des Dichters ungleich weniger, als dies unter andern Umständen der Fall sein würde, Eintrag thuende Deutung erhält, zugleich denn doch in letzter Instanz erklären möchte, woher es kommt, daß Rückert das, was andere große Dichter unserer Nation geworden sind, derselben noch nicht geworden ist, und auch wohl nie ganz werden wird. Es läßt sich nämlich nicht verkennen, daß bei unserm Dichter der Charakter der Kunstlyrik überhaupt, eben wie es die Ausdrücklichkeit seines Gegensatzes zur Natur- und Volkalyrik mit sich bringt, nicht ohne einige Schroffheit und Härte auftritt. Es giebt einen Gipfel der Kunst, wo die Vollendung derselben außer dem der Kunst eigenthümlich angehörenden Eindrucke auch ganz den Eindruck der unmittelbaren Natur hervorzubringen vermag; wo der Lyriker es versteht, die ganze Fülle der mit selbstbewusster Weltüberschauung schaffenden Kraft, die sonst nur aufgeboten wird, um Kunstwerke von größerem Umfange hervorzurufen, in den engen Raum eines lyrischen Gedichtes dergestalt zu concentriren, daß dadurch der Moment in seiner Vereinzelung von andern Zeitmomenten im höchsten Sinne ausgefüllt wird, so, wie er sonst nicht durch Kunst und Bewußtsein, sondern einzig durch die Unmittelbarkeit der Natur ausgefüllt zu werden vermag. Die wahrhaft Großen unter den Lyrikern der Griechen

scheinen uns, sofern uns jetzt noch ein Urtheil über dieselben vergönnt ist, fast durchgängig auf diesem Gipfel gestanden zu haben; und hierauf begründete sich der Vorzug, den wir der hellenischen Lyrik vor aller und jeder bisherigen Lyrik der neuern Völker schon vorhin zugestehen zu müssen glaubten. Doch besitzen wir einige Gedichte von Goethe, die uns in ähnlicher Weise von der reinsten Höhe selbstbewusster Kunst herab die volle Innigkeit der Natur wiederzuerzeugen, und so durch Vermählung beider Principien die höchste Stufe, welche die Lyrik überhaupt erreichen kann, darzustellen scheinen. Von Rückert müssen wir uns gestehen, daß er diesen höchsten Gipfel nicht ganz erreicht hat; aber er theilt diesen Mangel mit allen eigentlichen Kunstlyrikern des Morgenlandes und des neuern Europa ohne Ausnahme. Das durchwaltende Princip des künstlerischen Selbstbewußtseins und der selbstbewussten, von der gleich selbstbewusst erfassten Idee geleiteten und erfüllten Weltüberschauung läßt es bei ihm so wenig wie bei Jenen zu jener höchsten Intensität und Innigkeit im Einzelnen kommen, die auf gewisse Weise, innerhalb der Schranken, die ein für allemal dem menschlichen Geiste gezogen scheinen, doch stets wieder eine Entäußerung des selbstbewussten an das bewußtlose oder das Naturprincip verlangt. Die eigenthümliche Trefflichkeit unsers Dichters besteht eben in jener Tüchtigkeit und vollendeten Durchbildung seines künstlerischen Selbstbewußtseins, in jener wahren, vollkräftigen Männlichkeit, die, treu und beharrlich auf das Höchste, auf die Idee gewandt, durch ihren mächtigen Willen den widerspenstigen Stoff bezwingt und ihn der Idee unterwürfig macht. Um eines solchen Dichters Größe zu empfinden, müssen wir ihn kämpfen, ringen sehen, er muß der Natur gegenüber als Held, als poetischer Drachentödtter vor unsern Augen stehen. Hierdurch aber wird jene Harmlosigkeit, jene ungestörte Einheit mit der Natur ausgeschlossen, welche den Reiz der eigentlichen Volksdichtung ausmacht, und welche die Kunstdichtung erst dann wieder wird erreichen können, wenn sie jenen Kampf, der ihr jetzt zunächst aufgegeben scheint, wird ausgekämpft haben, wenn sie als Siegerin aus diesem Kampfe hervorgegangen sein wird.

Wenn bei jedem ächten Dichter seine Individualität, sein Charakter als Dichter mit seiner menschlichen seiner sittlichen Individualität Ein Ganzes ausmacht und beide weder wirklich von einander getrennt werden,

noch abgetrennt von einander betrachtet werden können, so hat Rückert außer diesem noch das Eigenthümliche, daß diese Einheit des Menschen und des Dichters in ihm eine Einheit im Bewußtsein, und durch das Bewußtsein leitendes, bestimmendes Princip seines gesamten dichterischen Thuns und Schaffens ist. Er kämpft in den Tiefen seiner Seele unablässig einen sittlichen Kampf, den Kampf des Geistes gegen die Naturmächte, die sich aus jenen Tiefen nie ganz wollen verdrängen lassen; aber er kämpft ihn nicht nur, sondern er weiß auch, daß er ihn kämpft, und daß es sein Beruf ist, diesen Kampf in seinem Kunststreben auszuprägen, und den Sieg des Geistes in seinem Liede zu verkündigen. Von diesem Kampfe, von diesem Bewußtsein des obgleich zum Siege schon entschiedenen, doch im Laufe dieses irdischen Lebens nimmer endenden Kampfes ist ein Zug sanfter Melancholie über die Poesie unsers Dichters ausgebreitet, der zu dem ähnlichen aber in seinem Quell und seinem Charakter unterschiedenen Zuge der Natur- und Volkspoesie einen höchst interessanten Gegensatz bildet. Auch von der Volkadichtung hat man bemerkt, daß sie vorzugsweise eine Neigung zum Düstern und Tragischen hat, eben so wie von den Volksmelodien, daß sie fast ausschließlich in Molltönen einhergehen. Aber dieser Trübsinn volksthümlicher Musik und Poesie entspringt aus dem Mißverhältnisse, in welchem sich dieselbe zur Idee und zu ihrem Bewußtsein befindet, welchem sie nahe genug steht, um das Ungenügen des Irdischen zu empfinden und das Irdische der Idee zu opfern, aber nicht nahe genug, um in positiver Gestalt die Idee zu sich herabzuziehen und durch die Idee das Irdische zu verkühen. Anders Rückerts Kanstdichtung, welche, durch und durch von dem klaren Bewußtsein des Göttlichen, von der sonnenhellen Gegenwart der Idee erfüllt, vielmehr dies schmerzlich empfindet, daß der Idee gegenüber auch in der Subjectivität des Dichters ein in die Idee noch nicht vollständig aufgenommener, irdischer Rest bleibt, daß aber die Welt außerhalb des Dichters sich fast allenthalben und durchgängig von der Idee abgewandt und gegen die Idee widerspenstig zeigt. Theilweise mag dies in dem Bewußtsein des Dichters vorhandene und

stets gegenwärtige Mißverhältnis der Idee zu der gemeinen Wirklichkeit sich in das Gewand eines Mißverhältnisses des Dichters zu seiner Mitwelt, einer Verstimmung über die Unempfänglichkeit und den Undank dieser Mitwelt kleiden; gewiß aber würde man irren, wenn man solche äußerliche Verstimmung, als den Quell jener tiefer liegenden und ihrem Charakter nach unstreitig edleren Melancholie ansehen, und demgemäß meinen wollte, daß dieselbe durch ein günstigeres Lebensgeschick des Dichters hätte beseitigt werden können. Daß Rückert sich der Außenwelt gegenüber fremd und einsam fühlt, daß er die Außenwelt als eine raube und unfreundliche Atmosphäre empfindet, gehört selbst zu der Eigenthümlichkeit seines Dichtercharakters; diesem Charakter hat sich jenes Verhältnis, aber nicht umgekehrt die äußern Verhältnisse den Charakter gebildet; man müßte denn unter den Verhältnissen jene tiefer liegenden geschichtlichen Beziehungen verstehen wollen, auf welche wir oben hinwiesen. — Eben diese Ausdrucklichkeit des Gegensatzes aber, welche durch das sittlich-künstlerische Selbstbewußtsein des Dichters zwischen der Idee, die ihn erleuchtet, und dem so innerlichen wie äußerlichen Stoffe, dem ihm zu bezwingen aufgegeben ist, herbeigeführt wird, begründet von der andern Seite jenen edlen, von der aufdringlichen Eitelkeit gewisser Dichter unendlich verschiedenen Dichterstolz, der sich über das stoffartige Element durch die Macht der Idee erheben weiß; jene Klarheit und Freudigkeit des Wirkens und Schaffens in einem Stoffe, über dem ihm der Sieg jederzeit gewiß ist, von dem er sich als in keiner Beziehung abhängig weiß; jene kräftige Gesundheit und kernhafte Frische des gesamten von jenen Störungen der Natur, denen sonst Dichter so leicht ausgesetzt sind, völlig unabhängigen Seelendaseins; durch welche Eigenschaften sich Rückert vor der großen Mehrheit der Dichter nicht nur, sondern aller Schriftsteller und Künstler unserer Zeit so denkwürdig auszeichnet. Sie begründet, um einer mehr dem Besondern angehörenden Eigenheit zu gedenken, jene strenge Keuschheit der Rückert'schen Muse, für welche selbst in dem Gefühl und dem Ausdrucke überschwänglichen Liebesglückes die Sinnenlust so gut wie nicht vorhanden ist.

(Der Beschlufs folgt.)



März 1835.

*Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert.  
Erlangen, 1834.*

(Schluß.)

Wir dürfen nicht anstehen zu bekennen, daß solche Strenge nicht als Norm gelten kann für eine vollständiger, als die Rückert'sche es ist, mit der Unmittelbarkeit der Natur versöhnte und in Eins gebildete Poesie, wohl aber wird sie stets als Norm zu gelten haben für jede solche Poesie, welche die Rechte des Geistes im ausdrücklichen Gegensatze, im Kampfe mit der Natur geltend macht, welche auch durch eine leisere Andeutung des Sinnlichen der Natur einen Sieg über sich einzuräumen Gefahr laufen würde.

Der höhere Gesichtspunkt für die Würdigung Rückerts, den wir in gegenwärtigem Aufsätze festzustellen den Versuch gewagt haben, erhält seine schönste Bewährung durch die kürzlich erschienene Sammlung eines Theils seiner Gedichte. Zwar enthält diese Sammlung ihrem größeren Theile nach schon Bekanntes und anderwärts Zerstreutes, aber wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir die Hoffnung fassen, daß die Aussonderung dieses Bekannten von anderem gleichfalls Bekannten, seine Zusammenstellung unter sich und mit manchem Neuen oder bisher noch Unbekannten die günstigste Wirkung für des Dichters allgemeinere Aufnahme und Werthschätzung nicht verfehlen wird. Was in diese Sammlung aufgenommen ist, ist sämmtlich von fast gleicher Gediegenheit und Trefflichkeit; sie umfaßt zwar lange nicht alles, was sich dem Grade seines dichterischen Werthes nach würdig in sie einreihen würde, aber sie ist reich und vielseitig genug, um auch für sich allein betrachtet Jeden, dem der Sinn für die Kunst der Dichtung nicht verschlossen ist, zu überzeugen, daß Rückert ein wahrer, ja daß er ein großer Dichter ist. In ihr finden wir durchgängig den vollen, den reinen Ernst seiner Poesie; was man sonst als Spiel oder als

Kunstübung seiner Muse betrachten kann, bleibt entweder ausgeschlossen oder auf ähnliche Weise, wie auch bei andern Dichtern, als flüchtige Beigabe untergeordnet. Das Ganze enthält außer den eben gedachten Beigaben, welche in fünf köstlich erfundenen Märlein und einigen heiter und anspruchslos erzählten Volkssagen bestehen, drei Hauptabtheilungen. Die erste trägt den bedeutsamen Titel: *Bausteine zu einem Pantheon*, und erweist sich im tiefsten und vollsten Sinne dieses Titels würdig. Es sind nur Bausteine, die der Dichter giebt, unverbunden unter sich, und die verschiedenen den verschiedensten Theilen des Riesenbaues, dessen Plan und Entwurf in dem hohen Geiste unsers Dichters lebendig ist, angehörend; aber wäre es ihm, oder wäre es irgend einem Sterblichen vergönnt, solchen Bau zu vollenden, so würde derselbe in der That ein Pantheon, eine würdige Wohnstätte der Götter aller Zeiten und aller Völker sein. Aber auch schon in diesen Bausteinen finden wir, und zwar mit einer Klarheit und Unzweideutigkeit, wie unsers Wissens noch in keiner andern Dichtung, selbst in Goethe's nicht, das Räthsel gelöst, wie der wahre Dichter durch kein Dogma, durch keinen Cultus beschränkt, und doch ein Gläubiger, ein Christ im höchsten Sinne sein könne. Noch kein neuerer Dichter, mit Ausnahme eben Goethe's in seinem zweiten Faust, hat die griechische Mythologie mit solcher Tiefe und Wahrheit erfasst, wie hier Rückert in dem eben so sinn- als phantasiereichen Gedicht, „die griechischen Tageszeiten.“ Aber Goethe war mit Sinn und Gemüth mehr der alten Hellas als „den Göttern des Christenthums“ zugewandt; er fühlte sich, wenn auch dem Glauben an ein Jenseits keineswegs abhold, doch auf der schönen Erde heimisch und zog auf diese durch den Zauber seiner, auch von den Größten seiner Nachfolger noch unerreicht gebliebenen Dichtung, noch einmal die Olympier herab. Rückert aber, in welchem ungeachtet seiner gleichfalls großartigen und unerschöpflich reichen

Gestaltungskraft, doch das dichterische Bewußtsein noch über die Gestaltungskraft hinausgeht, wird eben durch dieses Bewußtsein, durch die Erfahrung des Mißverhältnisses, in welchem dessen idealer Inhalt zu der irdischen Wirklichkeit, der von dem Dichter selbst erschaffenen eben so, wie der äußeren, steht, über die diesseitige Heimath hinaus, und dem volleren Bekenntnisse des Christenthums entgegengeführt, welches allerdings nicht ohne Unterordnung des Diesseits unter ein Jenseits gedacht werden kann. An der Aufrichtigkeit solchen Bekenntnisses wird nach Gedichten, wie die in des Angelus Silesius Art und Geist zusammengereichten Perlen (S. 29 ff.), wie das herrliche Adventlied (S. 95), wohl der schönste Choral, den die neuere Periode deutscher Poesie aufzuweisen haben möchte, wie „das Paradies“ (S. 83) und das Schlufsgedicht (S. 135), Niemand zweifeln; seine Vereinbarkeit mit des Dichters sonstigem sich Hineinleben in das Heidenthum, in das hellenische und vorzüglich zwar in das morgenländische, wird Manchen ein Anstoß, Vielen schwer begreiflich sein; nur ein wirklich unbefangenes, vollkommen rein und allseitig fühlendes Gemüth wird sie ganz empfinden, nur ein philosophisch Denkender sie ganz erklären können. Als Philosoph nämlich, als Naturphilosoph in höchster Potenz hat sich Rückert uns in diesem Entwurfe zu einem Pantheon der neuen Welt gezeigt; als Philosoph wenn nicht genau in dem Sinne, wie die Schule es verlangt und verlangen muß, — diesen lehnt er vielmehr, wenn wir nicht irren, anderwärts ausdrücklich von sich ab, — so doch in dem menschlich anmuthigeren, in welchem dieses Wort den bezeichnet, der mit Seele und Intelligenz im Geist und in der Wahrheit lebt. Weder jene poetische Einigung des Heidenthums mit dem Christenthume und Aufnahme des ersteren in das letztere, welche den großartigen Hintergrund von Rückerts dichterisch-religiöser Weltansicht bildet, noch jene überraschenden nicht selten wunderherrlichen Blicke in die Tiefen des Naturlebens, welche den Inhalt der schönsten unter den übrigen nicht unmittelbar religiösen dieser „Bausteine“ ausmachen, wären möglich gewesen ohne einen durch die Oberfläche der Erscheinung nicht bloß ahnend, sondern klar erkennend zu dem Wesen, zu dem eigentlichen Kern der Dinge hindurchdringenden Sinn des Dichters und, dürfen wir hinzusetzen, ohne das ausdrückliche, wenn auch indirecte Mitwirken der erst in unsern Tagen erstiegenen Stufe speculativer Weltbetrachtung und

Weltdurchschauung. Soll es in unsern Tagen oder in irgend einer kommenden Zeit wirklich dahin gelangen, daß, nicht durch einen einzelnen Dichter, sondern durch das Zusammenwirken aller Kunst und Wissenschaft, den Göttern aller Völker und aller Zeiten, oder was gleich viel sagen will, dem Gotte dieser Götter, dem im Geiste und in der Wahrheit erkannten Gotte des Christenthums ein Pantheon erbaut werde, so hat zu solchem Pantheon die Philosophie den Grundstein zu legen, und, die Götter in den hehren Tempel herabzuziehen und ihre bleibende Gegenwart darin zu vermitteln, wird gleichfalls schwerlich ohne ausdrückliches Mitwirken philosophischer Speculation gelingen können.

Ueber die beiden andern Abtheilungen dieser Sammlung können wir, nach allem Bisherigesagten, jetzt kürzer sein. Nicht als ob sie an dichterischem Werth hinter den „Bausteinen“ zurückständen; vielmehr dürften sie, was rein künstlerische Werthschätzung betrifft, ihnen eher noch voranzustellen sein, schon darum, weil jede von beiden, was dort nicht, wenigstens nicht im strengern Sinne der Fall war, zu einer Einheit in sich selbst zusammengeschlossen ist. Aber die genauere Würdigung derselben würde ein ausführlicheres Eingehen in das Detail der künstlerischen Behandlung erfordern, was wir uns, nachdem unsere Betrachtung eine wesentlich davon verschiedene Wendung genommen, für diesmal nicht mehr vergönnt halten dürfen. Die zweite Abtheilung bildet das bekannte treffliche Gedicht „Edelstein und Perle.“ Die Idee desselben ist aus den Tiefen jener Naturphilosophie geschöpft, von der wir eben sagten, daß sie mit dem innersten Geist der Rückert'schen Poesie unabtrennlich verschmolzen ist. Die Form der Terzinen hat der Dichter nicht etwa nur willkürlich von Dante entlehnt, sondern eine Verwandtschaft der Anlage auch seines Inhalts mit der Anlage der „göttlichen Komödie“ ist unverkennbar. In beiden Gedichten eine gleiche Seltsamkeit, ja Abenteuerlichkeit der Einkleidung oder des äußerlichen Gerüsts der Handlung, gleiche Gewaltigkeit der factischen Voraussetzung bei, wenn nicht gleicher, doch entsprechender Tiefe und Universalität der Idee; in beiden der entsprechende Grundgedanke einer Durchwanderung aller Weltregionen von der Hölle an, deren Stelle bei Rückert der grausenvolle ewig schweigende Abgrund einerseits der Erde, anderseits des Meeres vertritt, bis zum Paradies, das heißt bei Rückert, bis zum Antlitz und Busen der Geliebten.

Es versteht sich, daß Rückerts Gedicht sich nur für einen scherzhaft gaukelnden Nach- und Anklang des großen Dante'schen geben kann; aber wenn irgendwo, so sehen wir hier in das Gewand des Scherzes die ganze Tiefe und Fülle der ausdrücklich im Bewußtsein erfassten Idee gehüllt. — Was endlich die dritte Abtheilung, die fünf Sträuße des „Liebesfrühlings“ betrifft, so erblicken wir in diesen allerdings den schönsten und duftendsten Blütenkranz von allen, die Rückert bisher gewunden, sofern wir nämlich solche nur mit den Augen und dem Herzen des empfindenden und genießenden Kunstjägers betrachten. An Tiefe der Idee und Höhe des Gedankenfluges mögen andere Gedichte unsers Dichters diese übertreffen, an Lieblichkeit und Anmuth, an inniger Seelenwärme und unabsehbarer Fülle des bewegtesten, bilder- und gestaltenreichsten Ausdrucks für den einfachen, aber in dieser Einfachheit eben unendlichen und unergründlichen Inhalt kommt ihnen keines gleich. Ob die Literatur der alten oder der neuen Zeit, des Morgenlandes oder des Abendlandes irgend Etwas aufzuweisen hat, was den gleichen Inhalt in der entsprechenden Gestalt einer durch mehrere Hunderte von Liedern und Gedichten der verschiedensten Formen hindurchgeführten Lyrik mit gleichem oder größerm Glück behandelt, ist uns wenigstens nicht bekannt: was sich zunächst, doch schon in wesentlichem Unterschiede des Inhalts und der Form zur Vergleichung darbietet, Petrarca's Sonnette und Canzonen, bleibt an Wahrheit der Empfindung und an beweglicher Mannigfaltigkeit der Darstellung weit hinter Rückert zurück. Die sittliche Schönheit ist in diesen Liedern unmittelbar Eins mit der dichterischen; nie hat die Treue und die Keuschheit des Gefühls einen trefflicheren, nie einen so unmittelbar mit dem Ausdrucke des Gefühls selbst verschmolzenen und in Eins gebildeten Ausdruck gefunden. Und bei allen diesen, so wesentlich, wie es scheint, der Individualität, der Persönlichkeit angehörenden Trefflichkeiten, bleibt der Dichter auch hier noch Dichter, Künstler, und als solcher über seine Persönlichkeit, die er zum Gegenstande der Dichtung macht, erhaben. Der Genius der Poesie läßt ihn, was noch so wenig Dichtern gelungen ist, was jene Unseligen, die, statt durch Dichtung die Persönlichkeit zu verklären, durch ihre Persönlichkeit die Dichtung beflecken, auch nicht von fern wagen dürfen, mit ganz gleicher Wahrheit und Innigkeit, und mit kaum geringerer Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit für

die Gefühle der Geliebten, wie für seine eigenen, Gestalt und Ausdruck finden, und selbst durch das innigste Wechselgespräch der Liebe blickt, wäre es auch in scheinbarer Verleugnung dieses Höheren, das Bewußtsein durch, daß es noch etwas Höheres giebt, als die irdische Liebe. Zwei Nachträge, in denen der Dichter spätere herbe Lebensbegegnisse berührt, lassen keinen Zweifel darüber, daß der Inhalt dieser Gedichte ein unmittelbar von ihm erlebter war und daß so auch im Besondersten und Einzelsten Dichten und Leben für ihn Eines und Dasselbe ist.

C. H. Weisse.

## LI.

*Dichter und ihre Gesellen. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, 1834. Duncker und Humblot. 24 Bogen. 8.*

Wer den Dichter von „Ahnung und Gegenwart (1815)“ und „Aus dem Leben eines Taugenichts (1824)“ und „Viel Lärmen um Nichts (1833)“ aus irgend einer dieser eigenthümlichen Novellen kennt, dem genügt es zu sagen, daß er in der vorstehenden dieselbe Blüthe in Naturbildern und in Scenen menschlicher Geschichten, diese Musik der Stimmungen, diesen Geist wiederfinden wird, der sich in gemüthlichen Anschauungen erklärt. Wer aber den Dichter noch nicht kennt, dem würde auch ein Auszug der Geschichte aus dieser neuen Novelle von ihrem Inhalte nur den kleineren Theil, noch weniger von ihrem Werthe sagen. Soll ich dennoch nach Referentenpflicht aussprechen, was die Dichtung darstellt, so wäre es etwa dies, daß es — aller andern Eintheilungen unbeschadet — zweierlei Poesie gebe: eine, die alle Welt so nennt, und eine andere, die gerade Ursache ist, daß manche Menschen so prosaisch, andere so fruchtlospoetisch oder so seltsam verstimmt sind. Behaupten schon die Poeten oft, von ihrer Poesie nicht eigentlich die Herren zu sein, wie sehr auch mancher bemüht ist, sie zu seiner gehorsamen Dienerin zu machen; so gilt es noch mehr von jener andern Poesie, daß sie in Solchen am reinsten erscheint, die nichts von ihr wissen, mit Solchen auf muthwilligste spielt, die nichts von ihr wissen wollen, und Solche, die sich ihrer ganz gewiß glauben, weit vom Ziele irren läßt. Daß es der Täuschungen viele im Menschenleben gibt, weiß jeder; daß aber diese Täuschungen im Durchkreuzen und Scheiden, im Vertauschen und Umkehren doch nur das planvolle und sinnreiche Märchen vom Menschen weben, das läßt der Dichter schauen. Und nicht leicht ist mir eine Dichtung vorgekommen, die aus dem Bilde der poetischen Veruche, wie sie der Mensch für sich macht, und über die Züge ihrer Verwandlung so ungezwungen und klar das Licht jener geheimen Poesie hervorgehen und, als ein anderes für andere und für Alle das gleiche, in steigender Durchdringung sich verbreiten liefse; nicht leicht eine Dichtung, die in der Bewegung der engeren Kreislinien, wie sie von individueller Phantasie und von

ihrer Stiefschwester, der Einbildung, beschrieben werden, den inneren und durchgreifenden Rhythmus der höheren und leitenden Phantasie so getreu und fühlbar mitführte, wie diese in sich gerundete Novelle. Die Dichter hier, die das Schöne und Schönste erleben möchten, eine Hoffnung, welche überall jedes Dichten meint — sie müssen, anstatt ihre Dichtung zu erleben, vielmehr ihr Leben dichten; und ihre Gesellen, die Halb- und Viertelpoetischen, die auf irgend einen Widerschein der Poesie zusteuern, müssen gleichfalls, wenn auch mit abgewendetem Gesicht und verkehrter Stellung dem Zuge der Macht nachfolgen, die sie zu hassen oder zu entübrigen glauben. Die Phantasie, die wirkliche, welche die großen Geschichten der Welt und die kleinen dichtet, ist der Mittelpunkt der Novelle; und dieser Mittelpunkt ist von Anfang gegenwärtig. Er ist gegenwärtig zunächst als der Naturgrund, welcher keinen der suchenden und irrenden Pilgrime aus dem Bereich seiner Unfehlbarkeit entkommen läßt und sie schon äußerlich überall mit seinem grünenden und getrostverblühenden Ring, dem unverstellten Bilde ihres Lebens, umfängt. Er ist gegenwärtig in jedem der Strebenden und Wandernden nach seiner Art, als die ruhige Seele ihrer Anmuth oder als der geheime Magnet ihrer Unruhe, als die Bestimmung, die sie aus der Ferne verbindet oder im Zusammenführen trennt, in Allen als die mühelose Leitung, die das Verschwindende bewahrt und in die Gegenwart die Zukunft legt. Er ist auch im größern Gang und Wandel der Novelle gegenwärtig, als die Anziehung, die im ersten Theile das Interesse sammelt und steigert, durch die Steigerung die Katastrophe herbeiführt, auf welche die Absenkung und Zerstreuung des zweiten Theiles folgt, und dann aus dieser im dritten die Leichtverirrten und die Schwergetäuschten so zurücknimmt aus der Irro, daß sie, jeder auf seiner Stufe, im Wiederfinden oder im Entsagen, im Erliegen oder im Wiedererstehen, zusammen die Erklärung einer Wahrheit bilden, die als die ursprüngliche und gemeinsame am Schluß des Ganzen ihr versühnendes Morgenlicht über Alle ergießt. Daß durch die freibewegte Dichtung sich diese Consequenz erhält und vollführt, könnte freilich nur eine Analyse beweisen, die weitläufiger werden müßte, als das weniggedehnte Gedicht, welches, so scheinbar sorglos, so rasch zum Ziele kommt. Indessen würde auch damit Dem wenig geholfen sein, der das Licht des Ganzen nicht schon aus der durchsichtigen Darstellung selbst, aus den entschiedenen Stimmungen, die immer ganz in Ort und Lage hineingebildet sind, aus den Abschattungen der Physiognomien aneinander, der Reibung und dem Widerspiel der Scenen, die sich ablösen und fortsetzen, verzüngen und verschmelzen — also aus dem Ganzen, wie es offen vorliegt, in sich zu sammeln vermocht hätte. Nicht heiterer könnten sich Thema und Parodie, nicht ernster Satz und Gegensatz entsprechen. Ja die innern Züge der Dichtung sind so treu in ihrer Gestaltung ausgeprägt, daß sie ganz als Märchen erscheinen würde, wäre nicht die thauende Frische der Poesie, die das Bild des Traumes noch im Taglichte der Wirklichkeit klar und wach erhält. Ueberdies bricht die Seele des Ganzen immer durch in den doppelsaitigen Klängen der Lieder, in welchen an den lichtesten und an den dunkelsten Stellen

die Spielenden mit ihrer Bewegung auch den bewegenden Grund harmonischer, als sie wissen, herauszingen. — Daß dieser Styl der romantische ist, würde ich nicht sagen, wenn es nicht vor mir Andere gesagt hätten. Ich würde es nicht sagen, weil es mit solchen abgegriffenen Prädikaten eine schlimme Sache ist. Es geht hier der Poesie wie der Philosophie. Die Rubrikentitel: Idealismus, Naturphilosophie, Pantheismus u. s. w. müssen, wie bekannt, dazu dienen, wo sie nur mit Anschein applicirt sind, vom näheren Eingehen mit Fug zu dispensiren. Romantik ist auch so ein Zettel am Registerkasten für Poesie. Was nach ihr aussieht, fällt von selbst unter die Kategorien des Unplastischen, Verschwimmenden, Lyrisch-Unbestimmten. Es giebt wohl unbestimmte Gedichte, die dann keine mehr sind; aber eine lyrische Unbestimmtheit giebt es nicht. Sagt man, eine Dichtung sei ohne Idee, ohne Motive, ohne Begrenzung, und spricht ihr dann doch die höchste Kraft der Lyrik zu, so widerspricht man sich. Es wäre der Lyrik feierlich zu condoliren, wenn sie — während alle Schönheit und Kunst auf der vollkommenen Bestimmtheit des Gedankens in der Erscheinung und der Erscheinung im Gedanken beruht — sie allein auf die Unbestimmtheit und gar mit ihrer höchsten Kraft, welches in allen andern Verhältnissen die bestimmteste zu sein pflegt, angewiesen und verwiesen wäre. Das nur ist wahr, daß die poetische Bestimmtheit eine andere ist, als die juristische, die eines Fall constatirt. Auch giebt es poetische *statements*, die der letzteren verwandter; jedoch andere, die dieser Aehnlichkeit überhoben und gleichwohl nicht unbestimmt sind. Mir hat es oft geschienen, als sei jetzt die Poesie Mode, die ihre Darstellung durch alle mögliche Zufälligkeiten aufs genaueste und speciellste bestimmt. Freilich, wenn der Leser Geduld genug hat, entsteht so eine Art Ueberzeugung, daß die Vorfälle wahr sein müssen, da sie ja so umständlich bis ins Kleinste vorliegen. Aber wer das Schöne sucht, erhält dafür nicht selten ein buntes Gedränge von Localfarben und eine Zeichnung, in welcher Vogel- und Cavalier-Perspective etwas ungenirt abwechseln. Dieß ist die wahre Unbestimmtheit bestimmter Ausmalung, die aber nicht lyrisch ist. In einer andern Darstellungsweise kann das Nicht-Ausgemalte viel bestimmter sein, doch nur für Den, der das Bild ansieht und nicht den Fleck auf der Leinwand. Es sind Gedanken vorhanden, die zwar nicht an sich ausgesprochen, doch für das Ganze und darum *reciproc*e durch dieses ausgesprochen sind. Es giebt ferner Fälle in der Kunst, wo ein besonderes Motiv nicht erlaubt ist. So würde ein Maler die Himmelfahrt nicht bestimmter machen durch das Motiv eines Luftballons. — Die Motive in Eichendorffs Novelle sind einfach, und sie mußten äußerlich ökonomisch behandelt sein, um von innen bestimmt zu bleiben; die Charaktere sind nicht überhaupt geschildert, sondern für ihre Lagen, wo ihr Licht an der jedesmaligen Grenze reflectirt, d. h. auf bestimmte Weise. Es sind Wiederholungen in dem Gedicht, aber so, wie sich das Thema in einer durchcomponirten Musik wiederholt; es sind Verkürzungen darin, aber solche, wie man sie dem Maler zum Verdienst anzurechnen pflegt, weil sie auf der geringeren Fläche die größere Tiefe geben.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

## LIII.

1. *Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305 von Leopold August Warnkönig. Erster Band. Mit einer Karte von Flandern aus dem 14. Jahrhundert und einem Facsimile (S. XXVI. 102) Tübingen bei L. Fr. Fues. 1835. 8.*
2. *Collection de documens inédits concernant l'histoire de la Belgique, publiée par L. P. Gachard, archiviste du royaume. Tome I. (livr. 1. et 2. p. XVI. 507) Bruxelles, 1833. Tome II. (p. 516) Bruxelles, 1834. 8.*

Nicht bloß in der Geographie ist man auf Entdeckungen und neue Beobachtungen fortwährend gewiesen, sondern auch in anderen Wissenschaften und namentlich in der Historie. Ganz bekannt scheinende Theile der Geschichte werden mit einemmale zu den dunkelsten, weil die Zeit bei der Betrachtung geschichtlicher Verhältnisse Interessen verfolgt und Gesichtspunkte aufstellt, die man früher nicht kannte; — alle Helle, die früher über das Object verbreitet war, wird nun geringfügig, denn die beleuchteten Punkte haben wenig Werth mehr; gerade die noch dunkeln, die vernachlässigten Partien erscheinen als das, worauf es allein ankömmt. Wieder aber bei anderen Gegenden des historischen Gebietes sind es Entdeckungen neuen bisher verborgenen Materials, die Alles anders stellen, und auf Felder reges Leben der Arbeiter verpflanzen, die man früher ein für allemal für bestellt hielt.

Wer sich abhalten läßt eine Geographie von Afrika zu schreiben, *bloß* weil doch so wenig von diesem Erdtheile hinlänglich bereist ist, oder *bloß* weil vorhandene Berichte, die aber allen wahrscheinlichen Prämissen nach in langen Zeiträumen noch nicht vollständig von Gelehrten seiner Nation zusammengebracht werden, auch

in seine Hände nicht vollständig zusammenzubringen sind, ist, wenn ihn übrigens Neigung, Vorkenntnisse und Beruf dazu treiben, ein Thor, wenn er die Darstellung unterläßt. Neue Entdeckungen, vollständigere Berichte u. s. w. können immer in Nachträge aufgenommen werden, wenn sie kommen; und allgemeinere wissenschaftliche Darstellungen sind nun einmal auch vor vollständiger Untersuchung und Berichtigung alles Einzelnen nothwendig in jeder Wissenschaft — ja! auf dieser Wechselwirkung allgemeiner Darstellungen und besonderer Entdeckungen oder Untersuchungen beruht zum Theil alle lebendige Entwicklung der Wissenschaft, wenigstens der historischen Wissenschaft; wie dies Hr. von Humboldt in seiner berühmt gewordenen Abhandlung deutlich dargelegt hat.

Diese Bemerkungen mußten vorausgeschickt werden, um das Verhältniß des Verfa. des oben vorangestellten Werkes zur historischen Wissenschaft, und wiederum das Verhältniß des Refer. zu Hrn. Warnkönig deutlich bezeichnen zu können. Hr. Warnkönig hat früher gar nicht oder nur wenig genutzte Quellen und Hilfsmittel für die Geschichte Flanderns ausgebeutet, und was an Quellen und Hilfsmitteln für diesen Theil der Historie aufzubringen war, hat er in einer Vollständigkeit aufgebracht, wie Keiner vor ihm. Zu diesem Reichthum an äußeren Mitteln hat er auch die inneren, die geistigen und gelehrten besessen, und hat uns so ein Werk geliefert, welches als eine wahre Bereicherung der historischen Literatur betrachtet werden, wofür die gelehrte Welt ihm aufrichtig dankbar sein muß, da die älteren und ältesten Verhältnisse Flanderns bis jetzt einer strengen und von einem an Ort und Stelle genau unterrichteten Manne angestellten Untersuchung noch in hohem Grade entbehrten.

Ref. dagegen hat vor einigen Jahren eine Geschichte der niederländischen Provinzen im Mittelalter verfaßt, und sagte damals selbst in der Vorrede, „daß es ihm

unmöglich gewesen die Quellen und Hülfsmittel vollständig zusammenzubringen"; „dafs ein diesen Landschaften benachbarter oder in ihnen lebender Gelehrter nothwendig geschickter sei, die Aufgabe zu lösen"; „dafs er aber dennoch die Arbeit übernommen habe, weil eine solche *allgemeine* niederländische Provincialgeschichte in den Niederlanden *nun* nicht zu erwarten, und weil von einem deutschen Gelehrten nicht bekannt sei, dafs er diesem Bedürfnis (besser unterstützt) abzuhelpen gedenke".

Trotz dieser Erklärungen des Referenten, und trotz dem, dafs Hr. Warnkönig sich *sogar in Lüttich und in Löwen* nicht getraut hat, auch nur für das dort weit benachbartere Flandern Quellen und Hülfsmittel *vollständig* genug zusammenzubringen, macht er Refer. S. 80 den Vorwurf: „Es ist sehr zu bedauern, dafs Hr. Leo sich nicht vorher mit allen den (wie jeder nun sehen wird zahlreichen) Quellen der flandrischen Geschichte, und der gesammten Litteratur bekannt gemacht hat, ehe er sein so schönes Buch unternahm". — Er hat aber selbst auf den Vorwurf geantwortet: *es war in Deutschland unmöglich auszuführen, was er forderte*. Dagegen war eine solche allgemeine Zusammenfassung der niederländischen Provincialgeschichten ein Bedürfnis, da auch van Kampen wenig Rücksicht darauf genommen hatte, und Berichtigungen (wie sie sich sehr willkommen durch Eine der erschienenen Recensionen und durch Warnkönigs und ähnliche Werke ergeben haben und hoffentlich noch ergeben werden) lassen sich beim Erscheinen des zweiten Bandes, und später auch allein, ebensogut in Zugebebogen nachtragen, wie zu einer Geographie von Afrika die Resultate neuangestellter Reisen. Wenn wir uns mit unseren wissenschaftlichen Bestrebungen erst einer eigensinnigen Holländerei und Kleinigkeitskrämerei ergeben, wird bald alle rasche Lebendigkeit und aller grofsartige Betrieb am Ende sein; durch welchen Ausspruch wir aber keinesweges der Genauigkeit, selbst im Unbedeutenden, wenn sie erreicht werden *kann*, ihren Werth verkümmern wollen; nur soll niemand lieber hungern als an nicht vollständig gedeckter Tafel essen wollen, wenn keine andere Wahl ist.

Diese Erklärung über das Verhältnis der Arbeit des Ref. zu dem Werke des Hrn. Warnkönig mußte vor allen Dingen vom Herzen, wenn Ref. als Recensent des Letzteren auftreten wollte. Er hofft nun seine Aufgabe mit einer Unbefangtheit und Liebe für die Sache allein zu lösen, die Hr. Warnkönig keinesweges immer

bewahrt zu haben scheint; denn wozu das Rügen eines Druckfehlers, den Refer. selbst schon im Druckfehlerverzeichniss angegeben hat, und wobei die Nemesis Hrn. Warnkönig (es ist S. 93 not. \*\*\*) einen Druckfehler in der Rüge, und obendrein S. 95 in der letzten Zeile des Textes den an Ref. gerügten Druckfehler selbst noch einmal stehen lassen läßt, ohne dafs wir an dem Buche ein Druckfehlerverzeichniss finden? Wozu das Rügen einer angeblichen Versetzung der Thore von Brügge nach Gent (S. 80 not. \*)), die nichts als ein Schreibfehler ist, wie sich ja Hr. Warnkönig im Augenblick überzeugen mußte, da die Textstelle aus Meyerus zum Theil in der gerügten Note abgedruckt und dadurch deutlich erwiesen ist, dafs Ref. die Sache richtig vor Augen hatte und unter dem hundertmaligen Schreiben der Namen Brügge und Gent sie nur einmal verwechselt hat, noch dazu an einer Stelle, wo es darauf ankam, eine allgemeine Richtung durch einzelne Beispiele blofs zu *erläutern*, durch Beispiele, welche als Einzelheiten für die Zwecke des Ref. gar keine Bedeutung weiter hatten! Dafs der sorgfältigste Schriftsteller vor solchen *Schreibfehlern* nicht sicher ist, läßt die Nemesis Hrn. Warnkönig abermals beweisen S. 35, wo er in Beziehung auf eine Schrift des Meyerus sagt: „Wir theilen das hierauf sich beziehende Capitel im diplomatischen Theile unseres Werkes im Auszuge mit Nro. XX." — während es dann doch Nro. XXXVII ist, was offenbar auf einem Schreibfehler beruht, da nicht leicht ein Setzer für XXXVII blofs XX setzen wird.

Doch lassen wir solche Quisquilien, deren noch gar manche \*) zur Sprache gebracht werden könnten, anderen für solche Dinge geschaffenen litterarischen Wesen, und trüben dadurch nicht die Anerkennung, die Hrn. Warnkönigs Arbeit zu finden berechtigt ist, trotz so mancher pedantischer Säuerlichkeiten, zu denen der Verf. sich schwerlich berechtigt gehalten haben würde, wenn er die in der Vorrede des angegriffenen Buches

\*) z. B. führt S. 80 Hr. Warnkönig in der Note als einen *schweren* Mißgriff die Identification des Bailli und Schultheissen in der Darstellung des Ref. an; so ganz entfernt lag aber diese Identification doch auch nicht, da sie Duncange, der flämische Verhältnisse sonst so *genau* kennt, sich ebenfalls zu Schulden hat kommen lassen, wie Hr. Warnkönig S. 303 anerkennt; da in Hulst wirklich — wie in gar manchen zeeuwischen und holländischen Städten nur Eine Person Bailli und Schultheiss zugleich war.

gegebenen Erklärungen berücksichtigt hätte. Wenige werden in Deutschland so vollständig den Werth der vorliegenden Geschichte Flanderns zu schätzen vermögen als Referent, da dieser — wenn er auch nicht vollständig genug über Quellen und Hülfsmittel gebot, um Hrn. Warnkönig ganz zu Danke zu arbeiten, doch mehr als viele andere Historiker von den bisherigen Leistungen in Beziehung auf flämische Geschichte kennt, und also weiß, welche ungeheure Kluft zwischen den Leistungen Warnkönig's und denen seiner Vorgänger liegt.

Er beginnt sein Werk mit einer Einleitung: „von den Quellen und der Litteratur der älteren Geschichte von Flandern“, welche eines Auszuges eigentlich nicht wohl fähig ist. Wir übersehen mit einemmale einen trotz aller Verwüstungen der Zeit, besonders der Revolutionszeit, noch erhaltenen außerordentlichen Reichthum an Urkunden für die Geschichte Flanderns, der bis auf Hrn. Warnkönig nur noch sehr unvollständig benutzt war. Wir erfahren „von den durch die Grafen von Flandern veranstalteten Archiven in Rüpelmonde und Lille“ und von dem was von ihnen übrig ist; wie nämlich die Reste des Archives von Rüpelmonde seit 1830 in das Local des Staatsarchives von Ostflandern gebracht sind; das gräfliche Archiv von Lille aber (seit Ende des 14ten Jahrhunderts mit dem Archiv der chambre des comptes in Lille verbunden) das Glück hatte seit der Eroberung des Landes durch Ludwig XIV. bis 1819 einer Reihe gelehrter Männer, alle aus der Familie Godefroi, anvertraut zu werden, welche die vortrefflichsten Inventarien anfertigten. „Dies Archiv ist jetzt im alten Lombard (rue du Lombard) in Lille noch geordnet, wie es zur Zeit des letzten Godefroi war, so daß man nach dem Inventarium jedes Diplom sogleich erhalten kann.“ „Im Anfange dieses Jahrhunderts liefs ein Graf de St. Genois (de Grandbeug), der seiner Liebhaberei für genealogische Studien ein bedeutendes Vermögen opferte, die Godefroidischen Inventarien des Archives der Rechenkammer in Lille bis zum J. 1300 fast von Wort zu Wort, indess sehr oft mit Abkürzungen und wie es scheint im Geheim, abdrucken, als zweite Abtheilung einer ähnlichen Arbeit über die Archive Henne-gaus.“ „Die erste Abtheilung von 462 S. in Fol. wurde bei Saillant in Paris gedruckt: die zweite S. 463—1071 in Lille bei Leonard Danel (gegen 1804).“ „Da Graf St. Genois die Druckkosten nicht ganz zahlte, so behielt der Drucker Danel in Lille den grössten Theil

der Exemplare, die er nach und nach als Maculatur verkaufte; im J. 1832 besafs er davon nichts mehr.“ „Daß diese Monuments Anciens ein *sehr seltenes* Werk sind, kann man sich leicht vorstellen. Der Verf. sah nur *Ein* vollständiges Exemplar, in der Stadtbibliothek zu Brügge.“

Weiter erhalten wir Kunde von einem sehr reichen Schatze von Urkunden, die ehemals in den Kloster- und Stiftsarchiven Flanderns bewahrt wurden. Die älteste dem Vf. vorgekommene Urkunde ist aus der Prie- rei des Klosters von St. Bertin in Poperinghen und vom Jahr 744. „Nur zwei Klöster in Flandern reichen mit ihren Archiven in sehr alte Zeiten hinauf, nämlich die Abtei von St. Peter (coenobium blandiniense) und die von St. Bavo (coenob. gaudense) in Gent. Das von St. Peter ist noch vollständig vorhanden wie vor Aufhebung des Klosters; das von St. Bavo ist in drei Orten vertheilt: in der jetzigen Hauptkirche St. Bavo in Gent, im Palaste des Bischofs und im Provincialarchiv von Ostflandern. Andere Klosterarchive sind weniger glücklich gewesen; in Beziehung auf das der Prie- rei von Poperinghen wird bemerkt: „ein Bäckerknecht verkaufte in Gent die sämtlichen, sehr alten Diplome einem Buchdrucker; bei diesem sah sie ein Alterthums- freund, als sie eben zu Bücherdecken zerschnitten wurden, und rettete, was noch zu retten war.“ —

Am reichsten verhältnißmäfsig sind die Archive der Städte, Chatellenieen und Landesregierungen, nur gehen die der Chatellenieen und Regierungsdistricte nicht weit zurück. Die meisten Stadtarchive in Flandern sind noch erhalten. Der Vf. bereiste alle flämischen Städte, wo er sich einige Ausbeute versprach. „Oft fand er gar nichts Altes mehr, wie in Allost und Theurrount; oft nur Cartularien, wie in Ostende und Termonde; dagegen in andern Städten Originalien in großer Zahl und viele, zum Theil prachtvoll geschriebene, Copial-bücher.“ „Der Vf. fand leider die meisten Archive dieser Art in großer Unordnung. Nur zwei waren im sehr lobenswerthem Zustande, nämlich das von Ypern, dem seit 30 Jahren ein trefflicher Mann, Hr. Lambin, vorsteht, und Nieuport, wo früher de Brauwer und seit 1826 ein Stadtsecretär das Archiv ordnete.“

Unter den gedruckten Sammlungen flämischer Urkunden wird natürlich zuerst das von Aubert le Mire begonnene, und von Jos. Fr. Foppens fortgesetzte Werk besprochen, welches unter dem Titel *Miraei opera diplo-*

matica bekannt ist. Unter den übrigen werden besonders zwei Werke des André Duchesne hervorgehoben; *histoire généalogique des Maisons de Guines, d'Ardres, de Gand, d'Allost, de Coucy etc.* Paris 1631 (1 vol. fol. von. 455 pag. und preuves 687) und *histoire généalogique des Maisons de Bethune u. a. m.* (1639.) „Das erste Werk ist ein wahrer Schatz für die Geschichte von Flandern“; das letztere betrifft mehr das Land Artois. Jenes ist so selten, daß die darin enthaltenen Documente als *inedita* angesehen werden müssen.“

Aus der Zahl der anderen flämische Urkunden mittheilenden Werke, welche Hr. Warnkönig in vollständiger Reihe recensirt, heben wir noch die Werke des Chevalier Diericx hervor, weil sie in Deutschland noch so gut wie nicht bekannt sind; es heisst von ihnen S. 29: „Zwischen 1814 und 1823 erschienen die verschiedenen Werke des Chevalier Diericx über Gent; seine *mémoires sur la ville de Gand*; die *mémoires sur les lois des Gantois* und sein *Charterboekje*; obgleich dieselben nur Gent und die Umgegend betreffen, so sind doch viele darin abgedruckte Urkunden für die allgemeine Geschichte Flanderns wichtig, und können als Quellen des fländrischen Rechts im Mittelalter angeführt werden. Dies gilt namentlich von mehreren Diplomen, die im *Appendice aux mémoires sur la ville de Gand* (1815) abgedruckt sind, und auf den Zustand der Leibeigenschaft des Landes seit dem frühen Mittelalter sich beziehen; ferner von dem *Charterbüchlein*, das als ein Auszug der *Cartularien* von St. Peter und St. Bavo in Gent gelten kann. *Leider darf man sich auf Diericx Genügsamkeit nicht verlassen.*“ —

An die gedruckten Urkundensammlungen reiht der Hr. Verf. auch noch eine Nachricht an, über die unter dem Namen *Placaethoecken* bekannte Sammlung, und über die *Costumen* der fländrischen Städte und Chateaulenien. Der Werke des Vredius ist am Schlusse dieses Paragraphen noch mit gebührender Anerkennung gedacht.

Ein eigner folgender Paragraph ist den Chroniken und Meyerus gewidmet. Der Letztere war vor Hrn. Warnkönigs Bearbeitung der flämischen Geschichte durchaus Grundlage, und in einer gewissen Hinsicht wird man die Meyers Arbeit auch als eines der Fundamente, auf

welche Warnkönig gebaut, bezeichnen müssen. Gewissermaßen als Einleitung zu dem, was über die Chroniken zu sagen war, berichtet der Verf. über die Quellen der ältesten Geschichte Flanderns, und stellt zusammen, was sich irgend findet, so dürftig es auch ist; es sind *vitae sanctorum*, *annales* u. dergl., sodann vom 10ten Jahrhundert an Chroniken einzelner Orte, Landschaften oder Zeiten. Es würde uns zu weit führen, hier Einzelnes ausheben zu wollen; wer Interesse an der Sache findet, wird ohnehin das vorliegende Werk in seiner Bibliothek nicht entbehren können; für den aber, der nur ein allgemeineres Interesse für ähnliche litterarische Erscheinungen hat, dürfte ein Ausziehen solcher Einzelheiten auch ohne Frucht sein, und nicht dazu beitragen, sein generelles Interesse etwas zu specialisiren, zu welchem Ende wir uns andere Punkte zu besprechen vorbehalten.

Der 5te Paragraph handelt von den Historikern und Statistikern Flanderns vom 16ten bis zum 19ten Jahrhundert, und aus diesem Abschnitt heben wir eine Stelle aus, weil sie dient, eine jener in der gelehrten Welt so seltenen Naturen zu ehren, welche arbeiten, ohne vom Publikum einen Lohn jeder Arbeit zu prätendiren, und deren Forschungen eben deshalb von Andern nur um so mehr zu eben diesem Zwecke ausgebeutet werden. Diese Stelle findet sich S. 61: „vor allen haben wir einen zu nennen, der, sei es vor, sei es kurz nach dem Jahre 1500 (er starb 1519) Flandern geschichtlich und statistisch bearbeitet hat, und zwar so, daß sein Werk, das nie gedruckt worden ist, gegen 150 Jahre lang Hauptquelle der fländrischen Historiographen blieb. Es ist Philipp Wielant. Dieser Mann, geboren in Gent 1440 von einer vornehmen Familie; ward 1477 einer der vorzüglichsten Mitglieder des hohen Rathes von Flandern; dann des großen Conseils in Mecheln, Referendar beim Herzog Philipp, Sohn Maximilians; und gründlich bewandert im Rechte seines Vaterlandes; wurde er durch seine gedruckten und ungedruckten Schriften der Führer der fländrischen Rechtsgelehrten und Historiker.“ — Aus Wielants *Antiquités des Flandres* schöpfte Meyerus, Marchantius, Oudegherst, l'Espinoui; auch Hr. Warnkönig rühmt die Dienste, die ihm noch diese Arbeit geleistet habe.



März 1835.

1. *Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305 von Leopold August Warnkönig.*
2. *Collection de documens inédits concernant l'histoire de la Belgique publiée par L. P. Gachard.*

(Fortsetzung.)

Unter den gedruckten flämischen Chroniken, sagt der Verf., ist eigentlich nur *Eine* als ein eigenthümliches Werk zu nennen, nämlich die sogenannte „excellente Cronike van Vlaenderen“; gedruckt zu Antwerpen bei Willelm Vorstermann, 1531. Sie ist von Andries den Smet, wahrscheinlich einem Brügge-ling.

Unter den neuesten Schriftstellern über Flandern, welche der letzte Paragraph dieser litterarischen Einleitung bespricht, wird L. I. Raepsaet aus Oudenaerde besonders ausgezeichnet; sodann der der Kirche so feindliche, und im Interesse dieser Feindschaft die Geschichte entstellende Dierickx und der Canonicus de Bast, der gerade die Anhänglichkeit an die Kirche bei seinen Forschungen nie vergessen hat.

Mit wabrem Vergnügen gehen wir von der Betrachtung dieser höchst unterrichtenden Recension der Quellen und Hülfsmittel für die ältere Geschichte Flanderns zu der Beachtung des ersten Buches der Staats- und Rechtsgeschichte Flanderns, welches einen Abriss der politischen Geschichte bis 1305 enthält, über. Gerade die älteste Geschichte dieser Provinz nach der Völkerwanderung bis auf die Zeiten Karls des Kahlen hin, war bisher sehr im Dunkel, und hier finden wir in dem Dickicht wunderlicher Berichte, spärlicher alter Notizen und wuchernder späterer Fabeln zuerst einen schmalen Pfad zu einer wahren Geschichte der Grundlagen der ältesten flämischen Geschichte mit wenigen Zügen wie mit einer Mahlnaxt angezeichnet.

Der erste Paragraph handelt von dem Lande, sei-  
Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

ner Lage und Beschaffenheit, und von dessen Namen. Uns interessiert vornämlich, was über den Namen *Flandern* oder *Vlaenderen* gesagt ist, welcher zum erstenmale in dem vom heiligen Andoënnus um 678 geschriebenen Leben des Heiligen Eligius vorkommt, wo es heisst: „der Heilige habe gepredigt in municipio Flandrensi i. e. Brugensi.“ Hier erscheint also Brugensis gewissermassen als Uebersetzung von Flandrensis, und dies bestimmt uns einer Etymologie jetzt beizupflichten, welche Hr. Warnkönig als ihm von zwei Alterthumsforschern in Brügge mitgetheilt vorträgt, ohne sich entschieden dafür zu erklären: „Vlander oder Vlender heisst auf althämisch eine *Brücke*, und so wäre St. Andoënnus Bemerkung richtig, wenn er sagt municipium Flandrense i. e. Brugense: Flandern wäre das Land der Brücken, Brüggen. Jene Gegend, damals voll Moräste und Teiche, mußte deren so viele haben, daß man es leicht darnach nennen konnte.

Paragraph 2. handelt von der Abstammung der Fläminger und von den Gauen des Landes. Als Urväter werden genannt: 1) *Menapier* ein germanischer Stamm, der die Diöcese von Doornick besetzte und bis Brügge und Oudenaerde in Flandern herein wohnte. Wenigstens in ihren südlicheren Wohnsitzen wurden die Menapier romanisirt. 2) *Moriner*, ein gallischer Stamm, der die Westgrenzen Flanderns südlich der Yser inne hatte. Die Wichtigkeit des Portus Itius führte in das Land der Moriner viel Verkehr; ohne Zweifel wurden auch sie romanisirt. 3) *Atrebatenser*, Nachbarn der Moriner; ein kleiner Ackerbau, Gewerbe und Handel treibender gallischer Stamm, dessen Wollfabriken schon bei den Römern mit Achtung genannt wurden.

Im Laufe des 4ten und 5ten Jahrhunderts wurden mitten zwischen diesen romanisirten Stämmen in Flandern wie in allen Grenzlanden gegen die Germanen eine Menge Colonisten germanischen Stammes angesiedelt. In Flandern waren diese Ansiedlungen besonders häufig

in den Küstengegenden; man nannte solche Colonisten: *Laeti* und sie scheinen von sehr verschiedener Abkunft gewesen zu sein. Schon Tiberius hatte Sueven in diese Gegenden versetzt, und der heilige Eligius fand noch bei Kortryk und Brügge Sueven, die ihre eigne Sprache redeten. Vorherrschend scheinen jedoch bald Sachsen geworden zu sein, die vielleicht über Meer dahin kamen, wie später die Normannen nach der Normandie, die Sachsen nach England, ja! der deutschen Sage nach, sogar zuerst an die Nordküsten Deutschlands. Die flämische Küste erhielt von diesen sächsischen Ansiedlern den Namen *littus Saxonicum*, und vor den Läten der Römer (suevischer, sächsischer, vielleicht auch nachher fränkischer Abkunft) zogen sich die romanisirten Menapier und Moriner weiter östlich und südlich zurück, bis Chlodwig in diese Gegenden vordrang und die ohnehin nun fast ganz von Germanen bewohnten flämiachen Gegenden leicht dem fränkischen Reiche einverleibte.

Im fränkischen Reiche erscheinen nun die Landschaften auf dem rechten Scheldeufer in vier große Gaue getheilt: *a)* *pagus Flandrensis* oder das früher s. g. *littus Saxonicum* mit den Untergauen: *α)* Ysergau bei Nieupoort; *β)* eigentlicher Vlaendergau bei Brügge; *γ)* das Land Waes mit den 4 Ambachten.

*b)* *Pagus Mempiscus* oder *Menapiscus* mit den Untergauen: *α)* eigentlicher Menapiergau von Poperingen bis Tronchiennes bei Gent; *β)* Gentgau; *γ)* Thorwaldgau (Thorout); *δ)* Kortrykergau; *ε)* Doornickergau.

*c)* *Pagus Adertisus*, das Land der Atrebatenser mit den Untergauen: *α)* eigentlicher Adertisergau oder das Land Atrecht; *β)* das Ostrobant; *γ)* der Melenatensergau bei Douai; *δ)* der Pabulensergau bei Orchies und St. Amand.

*d)* *Pagus Tervanensis*, der flämische Theil des Morinerlandes mit den Untergauen: *α)* eigentlicher Tervanensergau; *β)* Land von Boulogne.

Wir haben dieses Schema der Landestheilung einfach wiedergegeben, wie es Hr. Warnkönig entwirft, können jedoch nicht umhin zu bemerken, daß bei diesem Schema, wie der Verf. selbst hie und da andeutet, noch gar manches problematisch ist, und daß der Hr. Verf. dabei eine sehr gute Vorarbeit hatte an einer Preisschrift des Grafen Friedrich van Bylandt, der er fast in allen seinen Angaben folgt.

Der dritte Paragraph: „Angabe einiger, im frühesten Mittelalter vorkommender, Orte“ ist an sich wichtig

genug, kann aber in dieser Anzeige übergangen werden. Der vierte gedenkt der Einführung des Christenthums in Flandern, was sich schon im 4ten Jahrhundert in diesen Gegenden verbreitet hatte, dann aber von den germanischen Heiden wohl wieder hie und da zurückgedrängt, erst mit der Gründung von Benedictinerklöstern in diesen Grenzgegenden recht festen Fuß faßte. Diese Klöster müssen zugleich „als die Gründer jeder Art von Cultur in Flandern angesehen werden. Ihre Leibeigenen und Leute (*mancipia* und *hospites*) sind es, welche die Wälder ausgerottet, die Sümpfe getrocknet, den Sandboden urbar gemacht und die ältesten Polder der See abgewonnen haben.“

Endlich der fünfte Paragraph führt uns nun zu der ältesten politischen Geschichte Flanderns seit dessen Einverleibung in das fränkische Reich. Die Gauen und Untergauen wurden natürlich verwaltet wie im ganzen Reiche von Grafen und Centgrafen, Amtleuten des Königes; allein die Sage hat sich an die Schicksale des Geschlechts, welches später die Grafengewalt über alle flämische Gaue als Markgrafengewalt besaß, besonders angeschlossen. Die Geburt und Jugendgeschichte des zuerst in Flandern aus diesem Geschlecht ansässigen Mannes, des Lyderich, ist zu einem ganzen Roman beinahe ausgesponnen. Dieser erste Lyderich soll 690 n. Chr. gestorben sein, als Waldbote in Flandern. Dann erwähnt die Sage einen zweiten Lyderich zum Jahre 792, der ebenfalls Waldbote in Flandern durch Karl den Großen geworden sein soll, und in Harlebeke residirte, während ihm durch eine andere Sage eine andere Abkunft zugeschrieben wird. Lyderich II. soll 808; Ingeram sein Sohn 823; Odoaker sein Enkel 836 gestorben sein; dieser Odoaker aber soll der Vater des ersten Markgrafen von Flandern, Balduins I, sein.

An allen diesen Sagen möchte nichts Wahres sein, als daß in einem großen Theile Flanderns die Waldboten der fränkischen Könige zugleich die gräfliche Gewalt übten, und daß sie zu Harlebeke residirten. „Es erhellt aus den Capitularien, daß es unter Karl dem Großen *Forestarii* (Waldboten) gab. Im capitulare de villis vom J. 800. heist es nro. 10.: *ut majores nostri et forestarii et caeteri ministeriales regia faciant etc.*; ferner in einem capitulare von 813 nro. 18. de *forestis*: *ut forestarii bene illas defendant, simul et custodiant bestias et pisces*. Unter Ludwig dem Frommen nennt Hincmar 840 zwei Waldgrafen. Daß solche in dem mit Wä-

den bedeckten Flandern an ihrer Stelle waren, bedarf keines Beweises."

Wir können uns nicht enthalten, hiezu noch eine Bemerkung zu machen. Die Germanen hatten ebenso wie die Scandinavier heilige Tempelgegenden, in denen alle Menschen und Thiere Frieden hatten mit Ausnahme der Raubthiere, und mit Ausnahme der zum Opfer bestimmten Thiere oder Verbrecher. Schon Möser stellte die Ansicht auf, diese Tempelgegenden seien nachher in königliche Besitzungen verwandelt worden; aus den die Tempel umgebenden gefriedeten Wäldern seien Bannforste geworden. Grimm pflichtet (Rechtsalterthümer S. 247) dieser Ansicht bei. Dafs aber in Flandern heilige Haine waren, zeigt der nicht weit nordwestlich von Harlebeke gelegene Thorwald oder Herwald, der wie offenbar der Name zeigt, dem Sachsengotte Thor geweiht war. Könnte nun nicht gerade die grofse Bedeutung der königlichen Waldboten in Flandern daher rühren, dafs hier in der früheren Zeit der heidnischen Sachsen und Sueven sehr ausgedehnte heilige Haine waren? Dafs also aus diesem Grunde hier die fränkischen Könige grofse Domanialforsten erhielten?

Balduin I. oder der Eisenarm, die erste historisch sichere Person in der Geschichte der flämischen Fürsten, scheint ein Sohn eines Missus dominicus in Flandern, Engilram, gewesen zu sein, den die Sage zu seinem Grofsvater Ingelram und zum Waldboten in Harlebeke macht. Engilram lebte noch 858. „Schon 842 aber wird Balduin mit dem eisernen Arme als siegreicher Vertheidiger der Küste Flanderns gegen die Normannen genannt." — — „Die harlebekischen Waldgrafen hatten nur einzelne Gauen unter sich. Der tapfere Sohn des Missus, besonders geeignet zur Vertheidigung der Grenzen, erhielt, *nachdem er Karls des Kahlen Eidam geworden*, die Markgrafschaft über alle anderen Grafen, die sich alsbald in blofse Burggrafen (Vicecomites et Castellanei) verwandelt sahen. *Flandern hat also vor Errichtung der Markgrafschaft keine Provinzialgeschichte.*" —

(Der Beschluss folgt.)

#### IV.

*Geschichte Taroni von Zenob dem Syrer. Venedig, 1832, 8. Armenisch.*  
*Johannes des Bischofs von Mamikonich Geschichte Taroni. Venedig, 1832, 8. Armenisch.*

Um den mittlern Flußlauf des Osteuphrat liegt Taron, des Tacitus (*Ann. XIV, 24.*) *regio Tauraniticum*, eine der bedeu-

tendsten und reichsten Provinzen Altarmeniens. Mit den Worten seines Geschichtschreibers (Zenob. p. 49) ist „Trefflich das Land und von süßen Lüftchen durchweht sein Gebiet, wasserreich und eben, und auf den Bergen rings zahlreiche Burgen. Kräuter trägt es und strömt von Honig, und wie dort auf die Hebräer das Manna vom Himmel herabstieg, so steigt es auch hier in unserm Lande auf die Wälder herab, süßer denn Honig und wird Gafsapen geheifsen. — Kurz diefs Land ist alles Guten voll, glücklich und gesund." Dort siedelte sich anderthalb Jahrhunderte v. Chr., unter dem ersten parthischen Könige Armeniens, Vagharschak, von ihm damit belehnt, eine Colonie Hindus an, die nach einem misslungenen Anschlag auf ihren Fürsten das Vaterland hatten fliehen müssen. (Zenob. p. 35.) Dafs aber bei dieser Angabe keine, im Alterthum so häufige, Verwechselung der Hindus mit den Arabern Statt habe, zeigen die überlieferten Namen, die rein indisch sind. So heifsen z. B. die beiden Führer, zwei Brüder, Demetr-Devamitra (sanskrit. Gottfreund) und Gisane-Krischna oder Kesin (sanskrit. der Lockige), welches letztere um so mehr paßt, da des reichen Haares Gisane's ausdrücklich erwähnt wird. Wahrscheinlich haben wir hier eine Buddhistensiedlung, und zwar, so weit bis jetzt unsere Kunde reicht, die am weitesten gen West vorgerückte. \*) Uebrigens liegt eine solche Einwanderung ganz im Geiste der armenischen Geschichte; denn seit nach der Sage Noah sich auf den Hochgebirgen Armeniens niederliefs, war diefs Land, vermöge seiner geographischen Stellung, stets eine Warte, zu der die Schiffbrüchigen aller Nationen und Religionen hinsteuerten, so dafs, bis auf die neuesten Zeiten, kaum ein Volk Asiens sich findet, das nicht dort seine Kinder ausgesetzt. — Neben den andern vaterländischen Göttern wurden mit der Zeit auch jener Demetr und Gisane von ihren Nachkommen angebetet und ihnen Statuen errichtet. Als drauf Gregor der Erleuchter das Christenthum einführte, widersetzten sich die Hindus, während schon das übrige Land bekehrt war, und duldeten den Tod für ihren alten Glauben. Wo die Tempel des Demetr und Gisane gestanden, wurden Kirche und Kloster errichtet, denen auch die Tempelgüter blieben, wie denn in Armenien das Christenthum durchweg sich sowohl der Plätze als der Besitzungen des frühern Cultus bemächtigte. Zum Abte des Klosters und Bischof der Provinz ward Zenob der Syrer ernannt, der auf die Bitte einiger syrischen Bischöfe und von Gregor beauftragt, die Kämpfe mit den Hindus und einen Einfall der kaukasischen Hunnen, der ebenfalls in Taron entschieden ward, in einem Briefe syrisch beschrieb und diesen später, (sh. p. 19) mit einigen einleitenden Schreiben vermehrt, armenisch edirte. So entstand unser Buch, das neben diesen für die Geschichte Armeniens sowohl als der frühern Kirche äufserst wichtigen Ereignissen noch viele für ganz Asien interessante Notizen enthält. So, wenn die Hephthaliten,

\*) Zenob sagt p. 36: Die indischen Stämme, unwillig zum Christenthum bekehrt, hätten im Geheim ihre heidnischen Gebräuche beibehalten und zum Erkennungszeichen den Knaben nur ein Büschel Haare auf dem Kopf stehen lassen. Offenbar buddhistische Tonsur. Eine Frucht des Buddhismus scheint auch zu sein, dafs in dieser Gegend vorzüglich das Einsiedler- und Mönchsleben blühte.

dieß den Persern im fünften Jahrhundert so furchtbare Volk, schon als im dritten Jahrhundert n. Chr. existirend erwähnt werden, ja von einer griechisch geschriebenen Geschichte derselben die Rede ist, so daß sie also bereits damals eine bedeutende Macht gebildet haben müssen.

Zenobs Nachfolger im Bisthum waren es auch als Schriftsteller. Sie, achtzehn an der Zahl bis in das sechste Jahrhundert, schrieben in 28 Büchern nieder, was irgend in ihrer Provinz geschehen; denn darauf hatte Gregor schon Zenob beschränkt, damit er dem königlichen Historiographen nicht ins Amt falle. Das aber geschah, weil sie sämtlich Syrer waren, syrisch. Dadurch kam es denn wohl, daß, als der 20ste Abt Thaddaeus die Syrer aus dem Kloster, das unter ihm 388 Mönche zählte, verbannte, auch jene Schriften verschwanden. Unser Johannes, der 35ste Bischof, fand sie zwar zu Edessa wieder und übersetzte sie, um die Lücke zwischen Zenobs und seiner eigenen Geschichte auszufüllen; gleichwohl sind sie später wieder verloren gegangen, was um so mehr zu bedauern ist, da die Mamikonier, ebenfalls ein aus dem Osten eingewandeter Stamm, der seit Tirdat Taron als Erblehn besaß, in Armeniens Geschichte eine der wichtigsten Rollen spielen. Johannes selbst (gegen 640) umfaßt die Zeit von der Vertreibung Chosru des Zweiten aus Persien (590) bis zum ersten Einfall der Araber in Armenien (637). Zuvörderst beschreibt er den thätigen Antheil des greisen Fürsten von Taron, Muschegh, an der Wiedereinsetzung Chosru's, und darin stimmt er ganz mit Firdewsi, der jenen Musil \*) nennt. Von neuem also erhellt, welch vortreffliche Quellen diesem großen Epiker für sein Schahnameh zu Gebot stehen mußten. (M. sehe die kalkuttaer Ausgabe von 1829, Bd. 4, p. 1903, 1927 u. f.) — Nach Mauritis Ermordung (602) tritt Chosru als sein Rächer gegen Griechenland auf und ladet auch Muschegh zur Theilnahme am Kriege ein. Die Verweigerung giebt Anlaß zu fünf Feldzügen, die die Taronenser unter fünf aufeinander folgenden Heldenfürsten sämtlich glücklich abschlagen, bis sich beide Partheien geschwächt, unmittelbar vor Chosru's Tod, zum Frieden bequemen. Gewiß aber haben diese Niederlagen nicht wenig beigetragen, die äußerlich so prägende, innerlich morsche, Herrlichkeit des damaligen Sassanidenreichs zu untergraben und es Heraklius, später den Moslemen, als leichte Beute in die Hände zu spielen. Der fünfte Fürst endlich, Tiran, erliegt mit dem ganzen Lande dem Schwerte der Araber.

Sind nun unsre beiden Bücher interessant von Seiten des Stoffs, so gewinnen sie noch ein neues Gewicht durch die Art der Darstellung. Denn die Litteratur der Armenier, weil sie erst durch das Christenthum hervorgehoben ward und dieses zugleich griechische Bildung mitbrachte, hat sich in der Mehrzahl ihrer Erzeugnisse fast ganz des orientalischen, im Volke trotz des Christenthums fortdauernden, Geistes entäußert und eine griechische, christliche oder aus beiden gemischte Farbe ange-

nommen. So scheint mir Moses Chor. vorzüglich das Griechenthum, Elisanus das Christenthum zu repräsentiren. Zenobs und Johannes Schriften dagegen tragen an vielen Stellen das Gepräge des ursprünglichen Volksgeistes, nicht etwa weil sie weniger eifrige Christen waren als jene, sondern weil der Charakter der Thaten, deren Augenzeugen und Theilnehmer sie waren und die sie beschrieben, auch an der Darstellung haften blieb. Er ist roh und kräftig, ein Abbild der wilden Bergnatur des Landes. Man höre folgende Scene aus dem Kampfe gegen die Hindus (Zenob p. 29): „Als nun beide Seiten sich verstärkt hatten, ließen sie die Kriegstrompeten erklingen und stürmten, jeglicher Mann wider seinen Gegenmann. Zuerst siegten die Schaaren der Armenier über die Götzenpriester. Doch der Fürst von Haschteaneh, aus demselben Geschlechte des Demetr, der unter dem Heere der Armenier war, trennte sich von ihnen mit acht hundert Männern, zog auf die Seite der Götzenpriester und begann wider die Fürsten der Armenier zu schlagen. Wie das die armenischen Krieger sahen, erschlafften sie und wurden zu Boden geschmettert. Denn also siegreich war dieser Mann, und des Krieges kundig und kräftig, daß die gesammten Fürsten Armeniens vor ihm erbeben. Und er begann schonungslos Blutströme hervorzulocken; und alle Schaaren erhoben Geschrei zum Fürsten von Synich. Da stößt der einen Schrei aus und spricht: Ho Wolfsohn, gedenke der Sitte deines Vaters und kehre zurück zu selbigem Leichenfrass. Doch jener spricht: Ho Adlerkind, übermüthig bist du geworden durch die Fittige; aber so du in den Strick der Schlinge fällst, zeig' ich dir meine Stärke. Da ertrag der Fürst von Synich die Schmähung nicht, stürzte auf ihn, schlug mit dem Stroithammer auf den Helm, schnitt ihn ab von den Schaaren und trieb ihn flüchtig über den Berg auf die Südseite. Und als er ihn bis gegenüber den neun Quellen gejagt hatte, warf er ihn durch einen Stoß vom Renner, stieg ab und schnitt mit dem Messer sein Haupt ab. Den Rumpf aber stürzt er jählings in den Abgrund und spricht: Schauen werden dich die Geier und erfahren, daß ein Adler den Hasen erschlagen. Und er selbst kehrte zurück. Drum wird bis heute der Ort „die Adler“ geheissen.“

Noch bestimmter tritt dieser Geist bei Johannes hervor, namentlich in einem schauerlichen Triumphgesang, den die Armenier über den Leichenhaufen der, vorzüglich durch den Helden Waras erschlagenen, Perser anstimmen (p. 42): „Es fraß der Gethier die Aeser und Leichen von Waras und ward gemästet. Der Marder fraß und schwoll an wie ein Bär, und der Fuchs ward stattlicher denn der Leu. Der Wolf, denn er war gefräßig, platzte; und der Bär, denn was er speist, bleibt nicht bei ihm, starb vor Hunger. Die Geier, denn sie waren geizig, saßen und vermochten sich nimmer aufzuschwingen. Die Ratten, denn reichlich trugen sie ein in ihre Höhlen, ließen sich die Füße ab.“ Ueberhaupt entrollt uns Johannes von den Feinden mit den Persern ein lebendiges, oft grausenhaftes Kampfgemälde, zu dem Arglist und ritterliche Tapferkeit, christliche Begierde und erbitterte Grausamkeit die Farben geben.

Otto Wilmann.

\*) Ursprüngliches l wird im Armenischen meistens gh, wie ein gleicher Uebergang auch zuweilen im Lateinischen hervortritt. Z. B. palaj, Sanscr. (bei uns noch fliehen mit l) = fugio, Lat. = phachea, Armen. (3. pers. praet.) = nila, Sanscr. = niger, Lat. U. a. m.

März 1835.

1. *Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305 von Leopold August Warnkönig.*

2. *Collection de documens inédits par L. P. Gachard.*

(Schluß.)

Der Paragraph 6 giebt einen Ueberblick über die flämische Geschichte von Balduin I. bis zum Tode Arnulphs des Großen 865 — 964. Die Geschichte Flanderns „beginnt mit der Entführung der Tochter Karls des Kahlen, der schönen Judith, welche seit 858 Wittwe des englischen Königes Aithelwolf (Ethelwolf) mit Balduin, der sich am königlichen Hofe in Senlis aufhielt, von ihrem Bruder Ludwig begünstigt, entwich und sich heimlich trauen liefs“; — denn nach kurzem Zürnen, und nachdem sich selbst Pabst Nicolans des tapferen Vertheidigers der Christenheit gegen die Normannen angenommen, „wurde Balduin feierlich mit Judith in Auxerre vermählt, und mit einer ausgedehnten Markgrafschaft als nunmehr zur königlichen Familie gehörend, belehnt. Von der südlichen Grenze der nachherigen Grafschaft Boulogne bis an die Schelde dehnte sich seine „monarchia“ aus, die von dem vorzüglichsten Küstengau Flandria genannt wurde“. Da die Erblichkeit des Lehens dieser Markgrafschaft (wahrscheinlich weil sie eben dem *Schwiegersohn* des Königes als eine Art Ausstattung ertheilt war) von Anfang an feststeht, so folgte auf Balduin I. sein Sohn Balduin II. der Kahle bis 918. Dieser theilte seine Besitzungen, denn er hatte zwei Söhne: Arnulf und Adolf; jener erhielt die Markgrafschaft mit Ausnahme des ehemaligen Morinerlandes, welches Adolf zufiel. Arnulf erhält von den Geschichtschreibern den Beinamen des Alten, weil er, seinen Sohn überlebend, im hohen Alter die niedergelegte Regierung wieder aufnahm. Er regierte bis 964; dazwischen aber war sein Sohn Balduin III. von 958—961

Mitregent gewesen. „In die Zeit seiner Regierung fällt eine für die Unabhängigkeit des Landes gefährliche Grenzveränderung der Grafschaft. Nämlich Otto I, deutscher Kaiser, Nachfolger Heinrich I. in der Landeshoheit von Lothringen, bemächtigte sich, wie es scheint 941, einer Landesstrecke auf dem linken Ufer der Schelde von Gent bis Boucheut, und schlug sie zum deutschen Reiche. Zur Bewachung dieses von ihm s. g. Ottogaus, der einen Theil des Pagus Gandensis, das Land Waes mit seinem Anhang, den 4 villae, begriff, legte er zunächst der Abtei von St. Bavo ein Castellum an, von welchem aus er einen Canal, die s. g. Ottogracht, fossa Ottoniana, bis in den unter dem Namen des Hout bekannten Arm der Schelde gezogen haben soll \*). — Der erste Graf von Gent, dem auch das Land von Allost oder Aelst zum Lehen gegeben wurde, war Wichmann, aus dem sächsischen Hause Billung“.

Auf Arnulf I. folgte dessen Enkel Arnulf II. minderjährig. König Lothar von Frankreich entriß ihm das Morinerland (Adolf war 943 kinderlos gestorben) und das Land Atrecht. „Einen Theil gab der König zurück; für die anderen leisteten die Grafen von Boulogne, Guines und St. Pol den Vasalleneid“, wie Hr. Warnkönig im 7ten Paragraph, welcher die Zeit 964—1070 umfaßt, berichtet. Auf Arnulf II. folgte 968 sein Sohn Balduin IV, Schönbart. Im Beginne seiner Re-

\*) Der ganze 17te Paragraph enthält eine Untersuchung der Streitfrage vom Ottonischen Canal. Das Resultat, was Hr. Warnkönig gewinnt, ist folgendes: „Wir sind geneigt, die durch die Tradition bestätigte Existenz des Ottonischen Canals anzunehmen, um so mehr, da in dem steinarmen Lande, wo noch jetzt nur Gräben die Grenzen privatrechtlicher Besitzungen bilden, nichts natürlicher war, als die Ziehung einer Fossa. Dafs sie schiffbar gewesen, wird nirgends gesagt, und so konnten sich die Spuren derselben um so leichter verlieren, als sie nicht mehr von grofser Bedeutung war, nachdem die Grafen von Flandern auch den Ottogau vom Reiche zum Lehen erhalten hatten“.

gierung hatte dieser mit Eilboto, dem Vicecomes von Kortryk, zu kämpfen, der als Reichsgraf auftreten, und den Markgrafen auf die Stellung der Waldboten von Harlebeke zurückdrängen wollte. In die Regierung Balduins IV. fällt auch der Anfang des Lehensnexus Flanderns mit dem deutschen Reiche, denn Balduin erhielt 1007 von dem Könige von Deutschland die zeeuwischen Inseln. Auf Balduin IV. folgte 1034 oder 1036 sein Sohn Balduin V. von seiner Vorliebe für Lille Insulans genannt. In die Kriege seiner Verwandten, der Herzoge von Niederlothringen, mit dem Könige in Deutschland verwickelt, wird Balduin V. 1046 „durch die List eines gewissen Lambert, Meister der kaiserlichen Burg in Gent, so wie der Veste von Eenham, und nachdem der langjährige Krieg günstig für ihn geendet (1057), erhält er die Burg von Gent, den ganzen Ottogau und das Aelster Land, so wie die zeeuwischen Inseln zu Lehen; so daß seitdem die Grafen von Flandern immer Vasallen des Reiches blieben. Allot und Waes hatten indeß, als Afterlehen des Grafen, die Nachkommen der Grafen von Gent zu Herrn, und die zeeuwischen Inseln in gleicher Eigenschaft die Grafen von Holland. Von nun an gab es ein *neustrisches* und ein *austrisches* Flandern, oder Flandern unter der Krone und Reichsflandern (la Flandre sous la couronne et la Flandre imperiale).“

Nachdem wir so im Auszuge gezeigt, wie allmählig die Territorien, die später zu Flandern gehört, oder mit dieser Grafschaft in politischer Beziehung gestanden haben, zusammengekommen sind, überheben wir uns der Verfolgung dieser Specialgeschichte im Einzelnen. Hinsichtlich der früheren eben durchgegangenen Zeit wird also als Verdienst Hrn. Warnkönigs vornämlich anzugeben sein, daß er auf das Sorgfältigste gesammelt, das Gesammelte gesichtet, die Resultate für die Gaueintheilung nun deutschen Gelehrten leichter zugänglich gemacht, die Verhältnisse Flanderns zu Deutschland mit besonderer Rücksicht behandelt hat.

Dasselbe wird sich auch als weiteres Verdienst für die Folge des Buches hauptsächlich angeben lassen. Uns Deutschen hat er eine große Menge in Monographien oder seltenen oft kaum in Flandern selbst zu erlangenden Schriften niedergelegte Untersuchungen in ihren wesentlichen Resultaten bekannt gemacht; den Niederländern hat er mit dort in diesem Maße seltener Unbefangenheit ihren historischen Reichthum theils geschich-

tet, theils dessen tüchtigere Verwendung sie erst sehen lassen.

Einen Punkt jedoch müssen wir noch specieller hervorheben, nämlich den Tod Karls des Guten, indem des Refer. Darstellung in seiner niederländischen Geschichte sich der Darstellung des Meyerus und aller ihm für seine Bearbeitung zur Hand seienden Historiker anschloß, Hr. Warnkönig aber, gestützt auf eine Abhandlung über diesen Gegenstand in den Actis Sanctorum (Martii Tom. I. p. 158.) darthut, daß sich die Chronisten und die ihnen folgenden Historiker einen error in persona oder vielmehr nur in dem Namen der beteiligten Familie haben zu Schulden kommen lassen. Wir können im Augenblick nicht streng entscheiden, ob wirklich die Auffassung der Bearbeiter der Acta Sanctorum über allen Zweifel zu stellen ist, halten es aber einstweilen für Pflicht der Gerechtigkeit, das Resultat dieser Auffassung, wie es der Hr. Verf. S. 134 in der Note giebt, mitzutheilen: „die Tradition und die Chronisten schreiben der Familie de Stratis den Mord Karls zu (und so denn auch Leo p. 38). Daß dies irrig und eine Verwechselung der zwei Familien sei, durch deren Fehde die Greuelthat veranlaßt worden, haben die Bearbeiter der Acta Sanctorum auf das überzeugendste bewiesen. Die Mörder waren Söhne und Enkel Erembalda, gewesenen *Burggrafen* von Brügge, eines Mannes von *unfreier Herkunft*, der, nachdem er seinen Herrn, den Burggrafen, ermordet, seine Wittve, mit der er im Ehebruch gelebt hatte, heirathete. Diese Abkunft der Erembalde erklärt ihren Haß gegen den Grafen, indem ihre Schande an den Tag kam, wenn des Probstes Nichts keine 12 compurgatores fand. Sie waren aus dem Adel verstossen, aller Lehen und Güter verlustig.“ Die Mordgeschichte selbst wurde nachher zur Sage verarbeitet, und der Fluch über die Mörder ist noch am Ende des 18ten Jahrhunderts jährlich öffentlich in der Kirche zu Brügge ausgesprochen worden.

Von noch weit größerer Wichtigkeit als der kurze Abriss der Specialgeschichte Flanderns bis 1305 ist die im zweiten Buche gegebene Darstellung von Flanderns geselligem und rechtlichem Zustande im dreizehnten Jahrhundert; diese Darstellung duldet aber durchaus keinen Auszug, denn wollten wir uns auch auf die Hervorhebung entweder des Flandern in specie Eigenthümlichen, oder andererseits auf die des Allgemein-Deutschen, in Flandern sich wiederfindenden beschränken, immer wür-

den wir zu Erörterungen geführt werden, die die Grenzen dieser Anzeige weit überschritten. Ohnehin wird, wie wir nochmals wiederholen, kein deutscher Geschichtsforscher, und keiner der für das Studium des deutschen Rechts bemüht ist, dies Buch entbehren können. Man wird aus keinem anderen Werke ein klareres Bild erhalten der Hervorbildung der Verfassungs- und Verwaltungsformen im 13ten und 14ten Jahrhundert aus der alten Gauverfassung, als durch diese Arbeit über ein Territorium, dessen Verhältnisse in der genannten Zeit von dem im Lande selbst um deren Kunde Bemühten und mit den allgemeinen Fortschritten deutscher Rechtskunde Vertrauten noch so in allen Einzelheiten wieder gefunden werden konnten.

Wir fügten der Anzeige dieses Werkes unter Nro. 2. den Titel einer freilich erst begonnenen aber höchst lobenswerthen und inhaltsreichen Sammlung bei, deren Herausgeber sich ein ähnliches nur etwas beschränkteres Ziel gesetzt zu haben scheint, als unser durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn gleich ausgezeichneten, um die deutsche Geschichte höchst verdienten Landmann, Hr. Hauptmann von Ledebur, bei seinem allgemeinen Archiv für die Geschichtskunde des preussischen Staates. Außer einer Abhandlung über das Archiv von Doornick und einer zweiten über das Archiv von Brügge enthält der erste Band noch eine dritte eben so anziehende als gründliche Abhandlung über die Verfassung der österreichischen Niederlande vor 1794, und sodann außer 6 bisher ungedruckten Urkunden aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert eine ganze Reihe bisher ebenfalls unbekannter Documente für die Geschichte Karls des Kühnen, Karls V, Margaretha's von Oestreich, der Statthalterin Königin Maria, Philipps II, Don Juan's d'Austria, und der Infantin Isabelle.

Der zweite Band enthält wieder zwei Abhandlungen über die Archive von Antwerpen und Mecheln; sodann 104 ungedruckte Urkunden zur Geschichte der beiden letzten Herzoge von Burgund, Philipps des Guten und Karls des Kühnen. Heinrich Leo.

#### LV.

*Chr. Jul. Braniff's: System der Metaphysik.*  
Breslau 1834. 373 S. 8.

Der Hr. Verf. unterscheidet einen absoluten und relativen Anfang der Philosophie. Unter jenem versteht

er die erste geschichtliche Entwicklung der Speculation; unter diesem jede ihr folgende und mithin durch sie schon bedingte. Soll nun die Einleitung in eine Philosophie gemacht werden, so kann dies, wie er meint, durch Kritik eines schon bestehenden Systemes geschehen. Für die Stellung des neu auftretenden Systemes ist diese Ansicht die richtige, sobald seine Kritik gegen das System oder gegen die Systeme sich wendet, welche als das letzte Resultat der geschichtlichen Bildung der Philosophie anzusehen sind. Denn indem eine Philosophie zur wirklichen Existenz gelangt, muß sie in Bezug auf die schon erkannte Wahrheit ihre Einheit mit den früheren Philosophien, wie in Bezug auf das Neue, was sie enthält, ihren Unterschied von denselben darlegen können; sie wird sich zu rechtfertigen wissen durch Widerlegung des Unwahren in ihnen, jedoch in der Polemik durch Bestätigung des Wahren in ihnen zugleich sie selbst rechtfertigen, denn ohne das Wahre irgendwie in sich zu enthalten, würden sie nicht Philosophie gewesen sein. Soll nun eine solche Betrachtung gründlich werden, so schickt sie das Nachdenken unfehlbar in die gesammte Geschichte der Philosophie hinüber, weil in dieser allein der befriedigende Aufschluß über den Zusammenhang der Systeme sich ergeben kann, da offenbar ein jedes über sich bis zu dem ersten, dessen die Geschichte sich erinnert, hinausweist. In unserer philosophischen Literatur sind nun das Schellingsche und Hegelsche System unstreitig diejenigen, die in frischer Lebendigkeit existiren. Die Ansätze zu anderen Bildungen, welche unsere Literatur in den Versuchen von Weisse, Fichte u. A. zeigt, haben sich noch zu wenig consolidirt, noch nicht ausführlich und entschieden genug dargestellt, als daß sie schon in diesen Kreis gezogen werden könnten. Für ihre Begründung haben sie aber die Nothwendigkeit erkannt, das Schellingsche und Hegelsche System zu widerlegen, denn das Kantische und im Zusammenhang mit ihm das Fichtesche ist bereits durch Schelling und Hegel widerlegt. In der Philosophie ist dies gewiß ein eben so unbestrittenes Factum, als es ein unbestreitbares Factum ist, daß noch viele Kantianer existiren. Der Verf. behauptet nun, welches von den bestehenden Systemen die Kritik ergreife, sei gleichgültig, wenn die Wahl in Bezug auf das neu auftretende System nur zweckmäßig sei; für seinen Zweck sei ihm die Kritik des Kantischen Systems am angemessensten erschienen. In so

lößlicher Weise diese nun auch von ihm gegeben wird, so ist sie doch müßige Wiederholung dessen, was Schelling im Niethammersch-Fichteschen Journal (zusammengedruckt in den philos. Schriften) bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts geleistet hat. Der Vf. darf daher von seiner Kritik gar keinen Erfolg hoffen; hätte er dagegen eine Kritik der oben genannten Systeme unternommen, die sich ihm aus der Zeit mit *Nothwendigkeit* aufdrängten, so würde er das dermalige Interesse des philos. Publicums getroffen haben. Dafs er jene Kritik *willkürlich* zum Ausgangspunkt gemacht, äußert sich besonders auch darin, dafs er im Verlauf der eigentlichen Deduction hauptsächlich gegen Bestimmungen der Hegelschen Logik gerichtet ist; er scheint also selbst das Bedürfnis einer solchen Verknüpfung gehabt zu haben und somit sich selbst zu widerlegen.

Auch geht der Verf. zu einer Darstellung des durch den Criticismus veranlafsten *höheren Selbstbewußtseins* fort d. h. er stellt das Erkennen dar, wie es den Gegensatz des Sub- und Objectiven auf dem Gebiet der sinnlichen, verständigen und vernünftigen Wirklichkeit überwindet. Im Einzelnen kommen darin recht gute, scharfsinnige Andeutungen vor, z. B. über das Gedächtnis; im Ganzen ruft uns die Entwicklung die Weise der Fichteschen Wissenschaftslehre und des Schellingschen Systems des transcendentalen Idealismus zurück. Wenn nun die Speculation seit jener ewig denkwürdigen Zeit der Gährung die Momente, die in den genannten Werken durcheinander geschlungen sind, gesondert hat, ohne doch die innere Einheit zu verlieren, so müssen wir es unbedingt für einen Rückschritt erklären, wenn der bestimmte Unterschied des Phänomenologischen und Psychologischen wieder vernichtet wird. Der Verf. hat in seiner Darstellung die Form der Hegelschen Phänomenologie nachgeahmt: das Bewußtsein macht die *Erfahrung* seines Wesens; Schritt vor Schritt erweitert sich ihm die Aussicht, bis es auf dem Gipfel des unbedingten Wissens und Handelns anlangt. Aber zugleich sind die psychologischen Bestimmungen in diesen Stufengang verflochten. Hier die Uebersicht dieser Vermischung: I. Sinnliche Wirklichkeit: a) Empfinden, b) Wahrnehmen, c) Begehren. II. Verständige Wirklichkeit: a) Vorstellen, b) sub- und objectives Vorstellen (Gedächtnis, Einbildung, Sprache, Denken, Glück-

seligkeit, Wollen), c) Erkennen und Handeln (Eigenthum, Arbeit u. s. f.). III. Vernünftige Wirklichkeit: a) das absolut Wahre als absoluter Zweck, b) das absolute Wissen, c) das absolute Handeln.

Wir hätten nun schon zwei Einleitungen: die Kritik des Criticismus und die Entfaltung des sich und die Welt erkennenden Bewußtseins. Allein ohne weiter daran anzuknüpfen, folgt erst S. 127 der wirkliche Eingang in die Philosophie „als wissenschaftliche Darstellung des *vernünftigen* Denkens.“ „Das Denken tritt hier *unmittelbar* als *freies*, seine Bestimmungen aus sich *setzendes* Denken auf. — Die freie Position der Idee ist Anfang der Philosophie.“ Dies Setzen ist eine Forderung und „die Philosophie setzt die Vollziehung dieser Forderung behufs ihrer Möglichkeit voraus.“ Dieser Begriff des Denkens hat denn doch wohl durch die frühere Darstellung vermittelt werden sollen; da er aber nicht als das bestimmte Resultat eines phänomenologischen Fortganges gefaßt wird, so nimmt er den Charakter des *Postulates* an. Hier scheint uns die Hegelsche Phänomenologie in ihrem Verhältniß zur Metaphysik durchaus im Vortheil zu sein, weil sie mit der Gleichheit des Seins und Denkens endigt und in dieser Identität alle Voraussetzung aufhebt; der Gegensatz ist verschwunden und das Bewußtsein bewegt sich in ungetrübter Einheit mit der Wahrheit. Weil man diesen Anfang, auf den Hegel im Beginn der Logik ausdrücklich zurückweist, entweder vergiftet oder ignoriert, so kann man ungeschickt und unwahr genug in dem reinen Sein ein reales Sein finden wollen, dem das Denken jenseitig bleibt; mit welcher Procedur man das Denken wieder zum Bewußtsein gemacht und die ganze Arbeit der Phänomenologie beseitigt hat.

Der Verf. muß daher auch hier wieder einen doppelten Anfang machen. Da er den Hegelschen Anfang der Philosophie verwirft, der zugleich eine Analyse vom Begriff des Anfangs als solchen ist, so ist ihm nichts übrig, als unter diesem Standpunkt zu bleiben. Es sind dies die beiden Sätze: 1) das *Denken* constituirt sich zum *freien* Denken; 2) das freie Denken als das unmittelbar vernünftige ist *absolutes Thun*. Betrachten wir diesen Anfang näher, so haben wir, nur mit anderem Ausdruck, im ersten Satz die Fichtesche Thesis: Ich ist Ich; als sich selbst setzendes ist Ich absolutes Subject.



M ä r z 1835.

*Chr. Jul. Branifs: System der Metaphysik.*  
Breslau 1834.

(Fortsetzung.)

Da nun aber der Verf. die Entzweiung des Ich mit dem Nichtich vermeiden will, so giebt er dem Denken im zweiten Satz auch absoluten Inhalt; d. h. er stellt sich darin auf den Standpunkt der Schellingschen Philosophie, welche den Gegensatz des Sub- und Objectiven durch die intellectuelle Anschauung der absoluten Identität aufhebt. Indem das Denken als freies im Setzen seiner selbst absolute Handlung ist, so resultirt aus dem Begriff des Denkens selbst zunächst der des absoluten Thuns. Die Idee ist nach Hrn. Br. die Entwicklung dieses reinen, vernünftigen, sich in sich bewegenden Denkens.

Nun könnte man glauben, den Anfang der Philosophie erreicht zu haben, denn die Vernunft selbst ist erreicht. Allein es zeigt sich, da dem Denken auch ein Inhalt von Außen gegeben werden kann, worin es sich unfrei verhält, daß die Philosophie in sich selbst auseinanderfällt, in eine absolute und in eine relative. Die eine enthält den Begriff der *Idee* als *Idealphilosophie* oder *Metaphysik*; die andere den der *Erscheinung* der Idee als *Realphilosophie*. Allerdings haben beide wesentlich denselben Inhalt; indessen ist die eine nur von dem Denken der Idee, die andere aber auch von der Empirie der gegebenen Thatfachen der Erscheinung abhängig. Diese Trennung ist in der Bildung der Philosophie schon so oft dagewesen, daß es uns nicht wundert, sie jetzt einmal wieder erneuet zu sehen. Wäre sie nur auch so philosophisch, als sie leicht und populär ist! Hr. Branifs unterscheidet die *Logik* von der *Metaphysik*. Diese ist ihm die ganze Philosophie, insofern die Idee absolut in sich selbst als das Wesen der realen Welt erfasst wird; die *Logik* (von der er 1830 eine besondere Darstellung gab) ist ihm zunächst die Be-

*Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

schreibung des Denkens als der *Form*, unter welcher das Sein gewulst wird. Das Sein ist nach ihm ursprünglich von dem Denken, das Denken vom Sein unabhängig; die höchste Stufe der Logik, die des Vernunftbegriffs, gelangt nur zur gegenseitigen Bestimmung, nicht zur Identität des Seins und Denkens, wogegen nämlich in der sinnlichen Logik das Denken vom Sein, in der Verstandeslogik das Sein vom Denken einseitig bestimmt wird. Die Vernunftlogik enthält daher auch den Begriff der Construction als der Methode für die Darstellung der Idee, worin Sein und Denken sich wechselseitig durchdringen. Die Logik fällt offenbar in die Realphilosophie und auch die Metaphysik bestimmt das Denken S. 362 ausdrücklich als eine formale Thätigkeit des denkenden Subjectes, welche das Sein und Denken aufeinander bezieht. Daß der Verf. bei einem solchen Begriff vom Denken zu einer Metaphysik, worin doch das Wesen der Dinge gedacht, somit der Gedanke als das Wesen erkannt werden muß, den Muth hat haben können, ist zu bewundern. Wenn diese nun als Wissenschaft des Unbedingten den Begriff Gottes, den der Schöpfung, der Materie, des organischen Lebens und des Geistes entwickelt, so sehen wir nicht wohl ein, wie außer ihr noch eine wirklich *philosophische* Wissenschaft möglich sein soll, da ja eine jede andere Wissenschaft Wissenschaft des *Bedingten* sein muß, Speculation aber nur Wissen des Unbedingten sein soll. Die Realphilosophie soll doch den philosophischen Charakter nicht ganz einbüßen und trockene Empirie werden? Es soll ja in ihr die *Verwirklichung der Idee* erkannt werden. Würden die Bestimmungen von Gott, vom Schaffen, von der Materie u. s. f., welche die Metaphysik des Verfs. im Allgemeinen andeutet, wohl *andere* sein können, als sie sind, wenn sie mehr in das Besondere hinein entwickelt, wenn sie schärfer bestimmt worden wären? Doch wohl nicht. Ist daher der Unterschied zwischen der Ideal- und Realphilosophie nicht leer? Muß nicht die Realphi-

losophie, um das Wesen ihrer mannigfaltigen Erscheinungen offenbar werden zu lassen, ganz in die Idealphilosophie hineinschwinden? Im Hegelschen System ist das Logische, Natürliche und Geistige qualitativ von einander geschieden und doch durch Gott, als den absoluten Geist, aus der qualitativen Differenz zur lebendigen Einheit zurückgenommen, denn er ist der Heilige, der in der Geschichte des menschlichen Geistes sich manifestirt, der Schöpfer, der die Natur hervorbringt, der Logos, der in dem stillen Abgrund seiner Tiefe die ewigen Gesetze denkt, welche das Leben der Natur, wie des Geistes widerstandlos durchdringen; aus seiner unendlichen Freiheit quillt Alles empor. Wird aber jener Unterschied gemacht, so tritt nur eine *quantitative* Differenz auf; man kann gar nicht sagen, *wo* die Realphilosophie ihren Anfang nehmen soll und es steht zu fürchten, daß sie die traurige Rolle zu spielen bekommt, nur zu Exemplificationen für die Metaphysik verbraucht zu werden.

Der Gegensatz der Idealität und Realität muß sich allerdings innerhalb der Philosophie ergeben, wie auch innerhalb derselben seine Auflösung empfangen; der Vf. hält aber an dem Gegensatz so fest, daß er auch innerhalb der Metaphysik das Moment der Idealität in die *Theologie*, das der Realität in die *Kosmologie* verlegt. Jene enthält den Begriff des absoluten Geistes, diese den des Grundes und des Zwecks der Welt. Nur im zweiten Theil der Kosmologie wird der Verf. inconsequent und setzt drei Gestalten, Materie, Leben und Seele, wo er im Einklang mit dem System, dem er am meisten folgt, ganz wohl die Natur und Geschichte als das reale und ideale Moment setzen konnte.

Wir verkennen das Bestreben des Hrn. Verfs. gewiß nicht, wenn er den Anfang wie das Ende der Philosophie in Gott setzt; er beweist darin einen ächt speculativen Tact. Aber *wie* nun der Anfang gemacht werde, ist die weitere Frage. Die Definition, welche er von Gott giebt, ist die des absoluten Geistes. Wir stimmen ihm darin bei. Dieser Begriff ist der höchste, denn er ist der, über welchen nicht hinausgegangen werden kann. Alle Bestimmungen, welche die Philosophie entwickelt, sind in ihm versammelt. Der Vf. beschreibt in seiner Logik §. 546 und 47. die constructive Methode als die dialektische; sie setzt den einfachsten Begriff, zeigt den Widerspruch in ihm, löst ihn auf, findet einen neuen Widerspruch, löst ihn abermals auf und so

fort, bis sie den Begriff erreicht, der, als widerspruchlos, sich nicht wieder zu einem anderen Begriff aufheben kann. Das ist aber nur der Begriff des absoluten Geistes. Wir geben die Richtigkeit jenes Verfahrens gern zu, können uns aber nicht überzeugen, daß der Verf. demselben gemäß gehandelt habe, denn in diesem Fall konnte er nicht mit dem Begriff beginnen, der alle Widersprüche als Momente aufgelöst in sich enthält, vielmehr mußte er mit demjenigen anfangen, der ein Minimum von Bestimmung enthält und dessen Widerspruch in sich deswegen der einfachste ist: dieser Begriff ist aber kein anderer, als der des Seins als solchen. Sein ist das allgemeinste Prädicat; Gott, Natur, der Mensch, das Denken, Handeln, genug Alles ist; dies ist die abstracteste Identität. Das Sein in dieser schrankenlosen Allgemeinheit, wie die Eleaten es dachten, ist daher Nichts. Denn das Bestimmungslose ist das Nichts. Die Bestimmungslosigkeit ist die Bestimmtheit des reinen Seins. Die Negation eines positiven d. i. bestimmten Seins, eines Daseins, ist nicht dies reine Nichts, welches mit dem reinen Sein zusammenfällt, sondern wieder ein positives Dasein. Ein noch einfacherer Begriff, ein noch einfacherer Widerspruch ist nicht denkbar und der Begriff des Seins als solchen nothwendig der absolute Anfang der Philosophie.

Das Hinderniß, diesen Anfang als den allein möglichen und wahren anzuerkennen, liegt hauptsächlich darin, daß man von der Entgegensetzung des Seins und Denkens nicht ablassen will. Wenn aber das Sein an sich gedacht wird, so ist es eben so sehr reiner Gedanke, nichts Anderes. Jede logische Bestimmung ist unmittelbar auch eine ontologische oder metaphysische und jeder Versuch, die Logik von der Metaphysik zu trennen, ist unfehlbar ein Rückschritt in den Standpunkt der Kantischen Philosophie, wo dem Bewußtsein als dem Inneren das Sein als Gegenstand draußen ist. Als ob aber dem Sein an sich das Denken und dem Denken an sich das Sein außerhalb sein könnte! Das wäre offener Dualismus des Seins und Denkens. Nun ist freilich der Spott wohlfeil, zu sagen, welch' eine jämmerliche Philosophie, die mit einem Sein anfängt, welches, ihrem eigenen Geständniß zufolge, nicht einmal Etwas, sondern Nichts, schlechthin Nichts ist; das ist eine diabolische Speculation, denn der Teufel ist der Vater des Nichts. Allein man bedenkt nicht, daß gar nicht von *einem* Sein und eben so wenig von dem Nicht-

sein eines *Etwassein* — wie das Böse die Negation des Guten ist — sondern vom Sein und Nichts als solchen die Rede ist. Die eigene Ungefälligkeit, in den fremden Gedanken einzugehen, bringt in Harnisch gegen einen selbstgemachten Gedanken. Die logisch-metaphysischen Bestimmungen sind auch Bestimmungen Gottes: Gott ist das Sein und Maß, das Wesen und die Wirklichkeit, der Begriff und die Idee. Allein ist er denn bloß dies? Erschöpft das Logische den Begriff Gottes? Nimmermehr; er ist unendlich reicher. Welche Herrlichkeit entfaltet er in der Natur, welchen Tempel erbaut er sich in dem menschlichen Geschlecht, oder, wenn dieser Ausdruck eine Beschränkung scheinen könnte, in der Welt der Geister, die alle zu ihm, ihrem Meister, emporstreben! Das Logische ist daher eine speculative Theologie — aber Gottes „wie er in seinem ewigen Wesen vor der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist.“ (Hegels Log. I, XII). Die speculative Religionswissenschaft, sei sie nun Philosophie der Religion oder wissenschaftliche Dogmatik, *muß* daher auf die Logik zurückgehn, faßt aber deren Bestimmungen unter dem höheren Standpunkt auf, von dem sie ausgeht. Der Vf. läßt das Metaphysische und Logische dem Begriff Gottes *folgen*. Für eine populäre Darstellung der Philosophie würde es zweckmäßig sein, vorerst an die Vorstellung von Gott zu erinnern, weil eine solche Mahnung das Bewußtsein dem Gemeinen, dem Selbstischen zu entheben die Macht hat. Aber die Philosophie muß sich hüten, mit so überschwänglicher Fülle den Anfang machen zu wollen, so anlockend und natürlich es scheint, hieraus dann alles Andere abzuleiten. Der vollständige oder, was dasselbe ist, wahrhafte Begriff Gottes ist nur als *Resultat* der gesamten Philosophie, als concrete *Totalität* aller besonderen, durch ihre Beschränktheit sich aufhebenden Momente, nicht aber als anfängliche *Thesis* möglich. Der Vf. steht hier wieder auf dem Standpunkt der Schellingschen Philosophie; die intellectuelle Anschauung, welche den Gegensatz der erscheinenden Welt, das Ideale und Reale, zur Identität indifferenzirt, setzt damit zugleich den Begriff des Absoluten, aus welchem sich dann die doppelte Potenzreihe der Natur und Geschichte entfaltet.

Die Theologie enthält nach dem Verf. 1) den Begriff des absoluten Thuns, 2) des absoluten Seins, 3) des absoluten Bewußtseins. Das Thun ist das Erzeugende, die Macht; das Sein ist das Erzeugte; das Bewußtsein

ist das Ergreifen und Besitzen des Seins, so daß das Thun in seinem Sein nur sich selbst bezweckt. Die Identität des absoluten Thuns, Seins und Bewußtseins (*conceptus*) soll der Begriff des absoluten Geistes sein. Der Vf. hat sich in einem eigenen Excurs gegen den kritischen Leser viel Mühe gegeben, zu beweisen, daß aus dem freien, vernünftigen Denken der Begriff des *reinen Thuns* als Anfang des Systems folgen müsse. Der Rec. muß bekennen, daß er, ganz abgesehen davon, daß in Wahrheit nicht das Thun, sondern das Denken den Reigen anhebt, durch diese Auseinandersetzung nicht hat überzeugt werden können, daß nicht *vor* dem Begriff des absoluten Thuns der Begriff des *Seins* hätte abgehandelt werden müssen, denn das Thun *ist*; ferner der Begriff des *Wesens*, denn das Thun ist in seinem Sein *unendliche Beziehung* auf sich; ferner der Begriff der *Substanz*, denn das absolute Thun ist sein eigenes *Substrat* (S. 180); ferner der Begriff des *Begriffs* und des *Zweckes*, denn das absolute Thun ist sein eigenes *Ziel*; endlich der Begriff der *Idee*, denn es ist die *Vervirklichung* seiner selbst, die, als von ihm, von nichts Anderem ausgehend, ihm adäquat sein muß. S. 181 heißt es: „Ein Thun, welches selbst seine Voraussetzung, selbst sein Ziel hat, hat kein Substrat und Ziel außer sich; für dasselbe sind keine einschließenden  $x$  mehr denkbar, es ist daher schlechthin voraussetzungs- und zielloses, also *reines, absolutes* Thun.“ Uns scheint daher der Anfang ganz ungerechtfertigt; der Vf. hat *ohne Voraussetzung* mit einer recht inhaltvollen Kategorie anfangen wollen und ist darüber in den Fehler verfallen, nichts weniger als die ganze Metaphysik oder Ontologie voranzusetzen. Als wenn das Logische ein todttes Sein wäre, ohne Bewegung in sich, ohne Thätigkeit! Auch Hr. Br. findet ja im vernünftigen Denken das absolute Thun. Wenn aus dem Thun das *Sein* erst *abgeleitet* wird, so erhält es wieder die Stellung, zur Idealität des schöpferischen Thuns die reale Gegenseite auszumachen; es wird zum Dasein. Daß der Vf. bei seinem Streben, der Philosophie in der göttlichen Macht eine recht solide Basis zu schaffen, gerade hier gegen Hegels Logik mit tapferem Muth zu Felde zieht, kann nicht auffallen, da er das Sein immer als objectives Dasein faßt, nicht das logische Sein, diese Neutralisation des idealen und realen, des sub- und objectiven Seins. So muß er denn auch dem Sein das Nichtsein so entgegensetzen, wie das Etwas dem Etwas

entgegensteht; dann ist aber das eine Etwas das *Andere* des anderen; denn jedes Dasein ist ein *Etwas* und negirt das andere Etwas durch seine Position. Aber der Gegensatz des abstracten Nichts ist gleichfalls nur das abstracte Sein. Der Verf. meint, das Nichts wäre bei Hegel der eigentliche Anfang, weil es schon von vorn herein als die bewegende Macht über dem Sein stünde; dieser Vorwurf ist ganz leer, denn abgesehen davon, daß dem Gedanken des Nichts der des Seins nothwendig vorangehen muß, so fällt das Denken, welches von jeder Bestimmung abstrahirt, jede besondere Objectivität des Bewußtseins in sich aufgehoben hat, mit dem Gedanken des reinen Seins zusammen. Der Anfang der Philosophie, der jede besondere Voraussetzung negirt, ist also positiv. —

(Der Beschluß folgt.)

## LVI.

*Prodromus Florae Norfolkicae, sive Catalogus Stirpium, quae in Insula Norfolk annis 1804 et 1805 a Ferdinando Bauer collectae atque depictae nunc in Museo Caesareo Palatino rerum naturalium Vindobonae servantur, auctore Stephano Endlicher. Vindobonae apud Fridericum Beck. 1833, VIII u. 100 S. in 8.*

Es war ein glücklicher Gedanke des um die Pflanzenkunde rühmlichst bemühten Hrn. Vfs., daß er, aus der im Besitz des Kaiserl. Museums zu Wien befindlichen Verlassenschaft des berühmten Ferdinand Bauer, unstreitig eines der größten Pflanzenzeichner, die wir kennen, wo nicht des kunstreichsten unter allen, eine übersehbare, möglicher Weise auch ganz nach Bauers Original-Zeichnungen sinnlich darzustellende Insel-Flora aushob, um sie als ein Musterbild für alle Zukunft öffentlich niederzulegen. Er tritt hier in die Fußstapfen Lindley's, welcher auf gleiche Weise die Orchideen-Bilder Franz Bauers ans Licht stellte, und es verdient ganz besonders beachtet zu werden, wie hier wieder die ausgezeichnetsten künstlerischen Darstellungen auf dem Gebiete der Botanik für Deutschland von Wien ausgehen, und das Fortschreiten dessen bekunden, was mit Jacquins Prachtwerken für die botanische Literatur überhaupt begonnen wurde.

Die Flora der kleinen Insel Norfolk (unter 29° südl. Br. und 185½° östl. L., etwa 250 Meilen östlich von Neu-Holland) ist aber auch noch in gar mancher Hinsicht höchst merkwürdig, und verdient vor andern die Aufmerksamkeit, welche der Verf. ihr gewidmet hat. Die reine Naturflora dieses unbewohnten Insellandes entfaltet sich unter einem gedeihlichen Klima, auf fruchtbarem gebirgigem Grunde, der bestimmten Stelle gemäß

in ungetrübter Reinheit ihres Charakters, welcher hier in einem Umfange von 4 Meilen auf eigene Weise das Gepräge der neuholländischen Flora wiederholt. Beim Ueberblick dieses Prodromus tritt uns ein sehr Fremdartiges im Bilde entgegen. Von den einheimischen Pflanzen finden wir nur *Panicum Crus galli*, *Sorghum avenaceum* und *Malva rotundifolia*, nächst diesen noch *Gnaphalium luteo-album* und *Convolvulus Soldanella* in eigenthümlichen Formen, und zwei Flechtenarten; was sonst schon bekannt, gehört zum großen Theil der neuholländischen Flora an, wozu noch einige auf Ostindien und die Südspitze Afrika's hindeutende Formen kommen. Aber unter 152 Pflanzenarten, welche diese Flora aufzählt, finden wir 73 noch unbeschriebene, zum Theil vielleicht dieser Insel eigene. Von den bekannten Pflanzenfamilien kommen 57 auf Norfolk vor, unter denen mehrere nur durch eine einzige Species vertreten werden. Das Verhältniß der Monocotyledonen zu den Dikotyledonen ist 60:137 d. i. 1:2,3. Zieht man aber von diesen wieder 35 *Filices* ab, welche nicht in parallele Vergleichung gebracht werden können, so erhält man das Verhältniß von Monocotyledonen zu Dikotyledonen in dem sehr geringen Maasse von ungefähr  $\frac{1}{4}$ , während die *Filices* beinahe  $\frac{1}{4}$  derselben betragen, und überhaupt den beträchtlichsten Theil der Vegetationssphäre dieser Insel ausmachen. Die zahlreichsten Familien in absteigender Stärke sind *Filices* (im weitesten Sinne) 35; *Gräser* 8; *Moose* 7; *Malvaceen* und *Convolvulaceen* 6; *Synanthereen* und *Orchideen* 5; *Leguminosae*, *Euphorbiaceen*, *Piperaceen*, *Asphodeleen*, *Cyperaceen*, *Lebermoose* und *Flechten* (die beiden letztern wohl ungenügend erkannt); die übrigen Familien in noch mehr verminderter Zahl. — Wir wollen damit nicht sagen, daß dieses das wahre Verhältniß der Pflanzenwelt auf der Insel Norfolk sei; aber es ist das, welchem sie einem Beobachter, wie Ferdinand Bauer, entgegen trat, gleichsam die Miene, mit der sie ihn bei seinem Besuche anblickte. Unter die merkwürdigen Novitäten dieser Flora gehören eine neue Maulbeerart, die *Busbeckia nobilis*, eine *Capparidee*, die von Herrn Endlicher und Schott schon bekannt gemacht, *Ungeria floribunda* und sämtliche *Leguminosae*.

Was nun den *Prodromus* selbst anbelangt, so muß man dabei nicht etwa eine mager diagnostirte Aufzählung der künftigen zu beschreibenden und in Kupferstich darzustellenden Pflanzen denken. Wir finden hier vielmehr die gediegensten Beschreibungen aller neuen Arten mit scharfsinnigen Seitenblicken auf manche in Berührung tretende Punkte des Gewächsreichs, und den bekannten Arten aber meist neue Diagnosen, und die vollständige Synonymie.

Was wir uns aber, von den heftweise nachfolgenden Tafeln zu versprechen haben, davon liefern die schon 1813 von Ferdinand Bauer selbst herausgegebenen und eigenhändig radiirten Tafeln zu dessen *Illustrationes Florae Novae Hollandiae* ein gutes Beispiel, und die Künstler, welche Hrn. Endlicher's, dem nächst von uns anzuzeigende Kupferwerke ausstatten, sind es, die die Fortsetzungen jenem Vorläufer nicht nachstehen werden.

Nees von Esenbeck.

M ä r z 1835.

*Chr. Jul. Branifs: System der Metaphysik.*  
Breslau 1834.

(Schluß.)

Der Vf. macht überhaupt der Hegelschen Philosophie Vorwürfe, die freilich überall aus dem Geschrei der philosophirenden und nicht philosophirenden Pöbels hervorschallen, die aber bei ihm uns deswegen schmerzen, weil er doch mit ernsthafter Anstrengung an das Geschäft der Speculation herangeht. So behauptet er S. 168, bei Hegel komme die Idee gar nicht zu sich selbst. Man kann nichts Unwahreres sagen. Von Branifs Systeme selbst wäre die Behauptung richtig, denn nach S. 317 „ist das absolute Thun der in der successiven Geschöpfung sich *immer adäquater* manifestirende Inhalt der Welt.“ Dies ist wiederum Schellingisch; im Schellingschen System findet ein Comparativ statt, indem das Absolute in der Sehnsucht, sich anzugehören, in endloser Progression sich zu erreichen sucht. Im Superlativ des Hegelschen Systems herrscht göttliche Ruhe. Mit jener Beschuldigung hängt dann S. 169 die andere zusammen, daß Hegel sich von dem Satz Spinoza's: nur das Nothwendige ist frei, keineswegs loszumachen gewußt habe. Diese Verketzerung eines Systems ist die wirksamste; nichts insinuiert sich so leicht, nichts haftet so sehr, als der Makel, die Freiheit verkannt zu haben; was ist dann nicht für Staat und Kirche zu fürchten! Gerade jedoch bei Hegel und, es ist nicht zu viel gesagt, einzig bis jetzt bei ihm, resultirt *das Nothwendige nur aus dem Freien*, durch *alle* Momente des Systems; aber weil es in diesem zu Grunde geht, so geht in der Darstellung der Begriff des Nothwendigen dem des Freien voran. Der Verf. hat nicht bloß mit dem Sein, einer Bestimmung Gottes und zwar der oberflächlichsten, vielmehr in der Kategorie des reinen Thuns gern mit der Freiheit selbst anfangen wollen und daraus ist denn die Folge gewesen, daß es

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. 1. Bd.*

in seiner Ontologie so wenig zu dem bestimmten Begriff der Nothwendigkeit als der Freiheit kommt.

Wenn die S. 195 aufgestellte Triplicität von Kategorien im Begriff Gottes den Momenten, der christlichen Trinitätslehre analog sein sollen, wie es den Anschein hat, so würde noch Manches zu besprechen sein, was wir der Kürze wegen übergehen wollen. Gott setzt nun frei aus sich ein *Anderes*, als er selbst ist; dies Andere ist die *Welt*; so kommt es aus der Theologie zur *Kosmologie*, worin 1) die *Form* und 2) der *Zweck* oder *Inhalt* des Seins unterschieden wird. Das Erstere giebt die Ontologie, das Zweite die Ethikologie. Der letztere Name scheint uns unpassend; der Weltzweck ruft in uns sogleich den Gedanken der Freiheit, insbesondere der religiösen hervor; und wenn nun auch für diese, als den Schluß des Ganzen, die Natur zum Mittel wird, so wird doch Niemand unter dem Titel der Ethikologie eine Lehre von der Materie und vom Leben erwarten. Der Verf. ist hier wieder durch seinen Dualismus bestimmt, die Ontologie als den formalen oder idealen, die Ethikologie als den realen Theil zu setzen. Diese Eintheilung halten wir für einen Rückschritt, selbst gegen die alte Metaphysik. Hr. Branifs macht ihr den Vorwurf, das Sittliche unberücksichtigt gelassen zu haben; allein er selbst giebt ja auch die besondere Entwicklung desselben nicht in der Metaphysik; der Begriff der Freiheit aber, als des Principa der Sittlichkeit, kam in der alten Metaphysik zweimal vor, in der Psychologie, wo die Seelen von den Geistern, die allein Verstand und Willen haben, unterschieden werden, und in der Theologie, in der Lehre von der Freiheit Gottes.

Streng genommen ist die *Ontologie* bei Hrn. Branifs nichts weiter, als der Begriff der *Creatur*, denn der Begriff des Schaffens fällt seinem Ursprung nach noch in die Theologie. Der Grundgedanke der ganzen Ontologie ist daher folgender: das Schaffen ist ein

Uebergangen aus dem Nichtsein zum Sein; das Sein als gesetztes ist also ein seiendes Nichtsein; es entsteht und vergeht. Im Entstehen und Vergehen, die im Geschöpf Momente sind, ist es da.

Sein, Werden und Dasein wären demnach die anfänglichen Kategorien; mit einem Mal springt der Verfasser in die *Zeit* hinüber, indem er die *Dauer* des Geschöpfes als die Succession der schöpferischen es erhaltenden Momente auffasst und in dem Ineinandersein von erhaltendem Entstehen und vernichtendem Vergehen den Begriff der Einheit und Vielheit findet. Aus der Vielheit geht er zur *Getrenntheit* über, aus deren Aufhebung er die Simultaneität, das Nebeneinandersein folgert d. h. in den *Raum* sich einläßt. In der *Begrenzung* und dem *Außereinander* wird der Unterschied der Reihen der Geschöpfe näher bestimmt: die *Grenze* soll der äußere, die *Schranke* der innere Gegensatz des Geschöpfes sein. Nun sollte man erwarten, daß aus der Innerlichkeit zur Aeußerung derselben fortgegangen werde; es folgt aber, da der Begriff der Kraft für die Construction der Materie aufgespart wird, um die Duplicität der Repulsiv- und Attractivkraft zu deduciren, die Beschränktheit des Geschöpfes, in welcher die *Quantität* gefunden wird. Die quantitative Verschiedenheit ist das Verhältniß des Theils zum Ganzen und nun erst folgt die Besonderheit, als der innere, reale Unterschied der *Qualität*, durch welche die Geschöpfe eben so miteinander zusammenhängen, als sie durch die Quantität auseinandergehalten werden. Die qualitative Bestimmtheit trennt wohl ein Geschöpf von allen anderen, giebt ihm seine eigenthümliche Form; indem aber jede Qualität über alle ihr vorangehenden Qualitäten übergreift und auf alle ihr nachfolgenden hindeutet, deren Existenz durch sich vermittelt, so ist es doch die qualitative Verschiedenheit, welche den wesentlichen Zusammenhang der Geschöpfe begründet. Wenn man, wie der Verf., eine *Reihe* von *Schöpfungsmomenten* annimmt, so kann man wohl von dem Aeußeren zum Inneren übergehen und so die Quantität vor der Qualität entwickeln; da jedes Moment als ein *Eins* gesetzt werden kann, so entsteht der Begriff der Continuität und Discretion und daraus begreift sich der Irrthum des Verfs., der Quantität die Priorität vor der Qualität zu vindiciren. Und doch ist auch in diesem Gange das Qualitative das Nächste, denn es fragt sich, *was* geschaffen wird. Die Qualität ist mit

dem *unmittelbaren* Dasein identisch; die Quantität dagegen ist das äußerliche Verhältniß des qualitativ bestimmten Daseins zu sich selbst und zu anderem Dasein. Wie der Verf. die Innerlichkeit zu einem Moment der Quantität machen kann, ist uns räthselhaft; auch die Beschränktheit scheint uns nichts Anderes zu sein, als was nachher, nur mit geringer Modification, Besonderheit genannt wird. Alle quantitativen Unterschiede *setzen sich* ein qualitativ bestimmtes Dasein *vorans*; umgekehrt aber ist das qualitativ bestimmte Dasein gegen seine quantitative Begrenzung so lange gleichgültig, als nicht durch sie sein ursprüngliches Naturmaß d. i. das Verhältniß seiner Qualität zu den anderen Qualitäten, negirt wird. Der Vf. spricht nur von einem Zusammenhang der Qualitäten und überspringt die Kategorie des Maßes, oder vielmehr verbirgt sie in jenem vagen Ausdruck. Sieht man genau zu, so dünkt uns, hat der Vf. in der Quantität die ideale, formale, in der Qualität die reale Seite der Creatur darstellen wollen. Er hat es verschmähet, die einzelnen Hauptmomente durch summirende Ueberschriften anzugeben, weil ja doch Alles auf die genetische Rechtfertigung durch den Begriff ankomme. Dieser Gedanke ist, seit Hegel ihn ausgesprochen hat, in neuerer Zeit bis zum Ekel oft wiederholt; wenn denn aber der Vf. für die Orientirung des Lesers durch solche Titularanticipationen nichts thun wollte, so konnten füglich auch alle die kleinen Ueberschriften wegleiben, welche Paragraph vor Paragraph den Inhalt verkündigen und es konnte ohne alles einleitende Ceremoniel, wie in der Aristotelischen Metaphysik, hergehen. Die dritte Kategorie, welche der Verf. als Identität der Quantität und Qualität setzt, ist die *Beziehung*, wie uns dünkt, eine sehr weitschichtige Benennung, für welche wohl schon die Kategorie des Verhältnisses bestimmt gewesen wäre. Da das Logische von dem Metaphysischen ausgeschlossen und in diesem auf die Quantität ein so großer Nachdruck gelegt wird, so fallen in dieser Abtheilung, weil der Unterschied des Wesens vom Sein nicht klar hervortritt, die Momente ordnungslos durcheinander. Aus der Tendenz eines jeden Geschöpfes über sich hinaus wird der Begriff des *Zweckes* gefolgert; jedes Geschöpf ist aber auch in sich, es ist Substanz, die als Ursache thätig ist. Nun wird die Möglichkeit, Wirkung, Wirklichkeit und Veränderlichkeit behandelt und in dieser vom Accidens zum Attribut, vom Attribut zur Modification übergegangen. Indem das Ge-

schöpf alle Thätigkeit in sich zurücknimmt, so soll die *Reflexivität* die Beziehungslosigkeit sein. Der Beschreibung nach finden wir die Subjectivität in diesen Namen verkleidet. Allein diese verwandelt sich in das Gegentheil dadurch, daß die innere Unendlichkeit des Geschöpfs über sich in das Sein hinaus strebt; es soll etwas sein! Dieser Imperativ der *Idealität*, wie der Vf. die negative Einheit aller bisherigen Momente nennt, eröffnet den Eingang zur Zwecklehre der Ethikologie.

Die dritte Kategorie der Relation ist nur ein dürftiger Indifferenzpunkt der Quantität und Qualität. Da nämlich der Verf. nicht zum Begriff des Begriffs kommt, so gelangt er auch nicht zur *freien Form* der Substantialität, zur *Subjectivität*. Zwar an der Spitze der Entwicklung, in der Theologie, setzt er den Begriff der absoluten Persönlichkeit und so kommt er auch in der Ethikologie zum Begriff der organischen und seelischen Subjectivität; allein der *reine* d. i. weder natürlich, noch geistig bestimmte, der allgemeine Begriff der Subjectivität fehlt und schlummert gleichsam in dem, was der Verf. am Schluß der abgehandelten Relation die Idealität nennt. Hier zeigt nun durch das Fehlen eines immanents Ueberganges von der Substantialität zur Subjectivität recht entschieden das Mangelhafte der Trennung der Logik von der Metaphysik, denn in der Logik ist natürlich auch von Hrn. Br. der Begriff des Subjects entwickelt. Nur aus der beschränkten Fassung des Begriffs ist uns auch der sonderbare Einwurf S. 261 erklärbar, daß Hegel in der Lehre vom Begriff nicht die Qualität, sondern zuerst das quantitative Wesen desselben setze und daraus erst die Nothwendigkeit des Urtheils, namentlich des qualitativen, ableite. Daß das Urtheil sich den Begriff voraussetzt, versteht sich von selbst und daß unter den Formen des Urtheils die einfachste, welche positiv oder negativ das Dasein bestimmt, die erste sein müsse, läßt sich auch unschwer einsehen; was aber der Vf. mit dem quantitativen Wesen des Begriffs sagen wolle, ist uns unklar. Der Begriff schließt das Einzelne mit dem Allgemeinen zusammen; die Allgemeinheit enthält die Allheit, die abstracte Identität und die Einzelheit, das Eins, das concrete, in sich reflectirte Fürsichsein, als Moment in sich; ist das aber ein quantitatives Verhalten?

In der *Ethikologie* werden drei Gestalten unterschieden, Materie, Leben und Seele. Genau genommen würde die Theilung folgende sein: I. die Natur; a) die unor-

ganische (reale), b) die organische (ideale): α) die vegetative (reale), β) die animalische (ideale). Die unorganische gelangt bis zum qualitativen Proceß des realen Moments, des Atoms, und des idealen, des Stoffes; die organische bis zur Reflexion in sich, bis zum Mikrokosmos der menschlichen Gestalt. II. Der Geist; α) als durch die Natur bestimmt ist er Seele, b) als sich selbst bestimmend ist er freier Geist α) im Erkennen, β) im Handeln. Wir haben hier nicht viel einzuwenden, insofern von dem Inhalt im Allgemeinen die Rede ist, da er, nur in etwas strengerer Fassung, ganz auf bekannte Bestimmungen des Schellingschen Systems, in dem Begriff der Masse, wenn wir nicht irren, auch auf Steffens, zurückgeht. In der Deduction selbst wäre aber Manches zu tadeln, vor allen der Eingang, der uns sehr verworren scheint. Das absolute Thun soll sich als welt-schaffend selbst negiren; die Negation soll der gesetzte Weltinhalt sein; zunächst aber soll die Selbstnegation als in sich zurückgedrängte Tendenz, als *Kraft* sich darstellen; erst durch Indifferenzirung der doppelten Richtung der Kraft nach Außen und Innen, soll es zur Materie kommen, in welcher Affirmation die Selbstnegation sich unmittelbar vollbringt. Vergleichen wir diesen Gang mit dem, welcher aus der speculativen Theologie den Uebergang zur Kosmologie macht, so können wir in der That keinen wesentlichen Unterschied, nur subtile, künstliche Modificationen entdecken. Hier zeigt sich, daß die ganze Ontologie eigentlich eine Untreue gegen die Systematik des Schellingschen Systems ist, welches die ganze Entwicklung durchdringt, obschon der Vf. seiner niemals erwähnt und doch, schon durch die Negation des Kriticismus, zunächst zur Annahme seines Standpunktes getrieben ward. Unter Voraussetzung der Logik reichte der Begriff des Schaffens, der hier einen neuen Anfang macht, vollkommen aus und wurden die ontologischen Kategorien überflüssig. Da der Verf. in diesem schon das Nacheinander der Zeit und das Nebeneinander des Raums entwickelt hat, so wird die Construction der Materie *ohne Raum und Zeit* aus der Kraft, diesem so unbestimmten Reflexionsbegriff, der für das Geistige eben so viel Geltung hat, als für das Natürliche, abgeleitet. So nur wird auch verständlich, wie der Vf. S. 261 gegen Hegel einwenden kann, er widerlege seine Logik selbst, indem er in der Naturphilosophie mit der Bestimmung der Quantität anfangen. Dafür aber ist nicht bloß der von Hegel angeführte Grund, daß der

Begriff der Natur ein durch die logische Idee vermittelt sei, sondern hauptsächlich der anzuführen, daß *Raum* und *Zeit* die *allgemeine Qualität alles Natürlichen* ausmachen. Alles, was räumlich und darum auch zeitlich, Alles, was zeitlich und darum auch räumlich existirt, ist natürlich. Der Geist ist frei von der Bedingtheit durch Raum und Zeit; in der Natur dagegen ist die *Quantität* nothwendig die erste, für sie *qualitative* Bestimmung, denn sie ist die Idee in der Form der Aeußerlichkeit. Die physikalische Qualificirung der Materie ist in ihr das zweite Stadium der Besonderung, der specifischen Individualisirung.

Die Metaphysik schließt mit der Gewissheit, daß die Welt durch Gott werde erlöst werden. Wie wurden wir überrascht, als wir gleich darauf lesen mußten, in der Wirklichkeit sei eine Alternative möglich; es könne die Welt vielleicht auch sich selbst befreien. Welcher Fall nun der *factisch* eintretende sein werde, das sei nur durch die Realphilosophie auszumachen. Soll das etwa heißen, nur die Autorität des *Glaubens* könne darüber entscheiden? Gerade in diesem Gebiet vermag die Empirie gar nichts zu entscheiden, auch nicht die der Frömmigkeit; der fromme Glaube kann den Zweifel unterdrücken, kann ihn einschläfern, aber nicht vernichten. Das vermag nur der Gedanke. Wenn die Idealphilosophie zu dem Resultat kommt, *Gott erlöst die Welt*, so ist dieser Fall auch der *factisch* eintretende. Selbst wenn die Empirie nur entgegengesetzte Thatsachen herbeizubringen im Stande wäre, so dürfte und könnte eine so traufre Erfahrung an der Gewissheit jener beseligenden Wahrheit nicht irre machen — oder wehe der Speculation, welche dadurch irre gemacht wird! — Kann es nun wohl für die oben gerügte Trennung der Ideal- und Realphilosophie eine treffendere Widerlegung geben, als jene Alternative, mit welcher die Metaphysik glaubt schließen und den Leser zur Beruhigung über die höchste aller Fragen in die Realphilosophie hinüberschicken zu müssen? — Hier steht Schellings Philosophie, der Hr. Br. sich so vielfach anschließt, durch ihre Construction des Christenthums hoch über der seinigen. —

Am Schluß wünscht der Verf. durch Anerkennung seines Strebens Freudigkeit zur Ausarbeitung seiner Realphilosophie zu gewinnen. Wir möchten nicht zu denen gehören, die ihm solche Freudigkeit verkümmerten. Wir können von ihm mit der aufrichtigen Anerkennung schei-

den, in seinem Buch doch einem *factischen Philosophiren* begegnet zu sein, während die meisten Producte unserer philosophischen Tagesliteratur vor Erhitzung partiischer Zerrissenheit unter großem Schein und Wortpomp nur bis zu einem öden Raisonniren über das Philosophiren und zum Besprechen der Persönlichkeiten, mit Einem Wort, zur Klatscherei gelangen. Diese erste und gediegene Bemühung um die Sache hat uns den Verf. trotz der Irrthümer und Mängel, die wir rügen zu müssen glaubten, sehr werth gemacht.

Karl Rosenkranz.

## LVII.

*Die geistige Natur des Menschen. Bruchstücke zu einer psychischen Anthropologie. Von Dr. Friedrich Groos, dirigirender Arzt der Irrenanstalt in Heidelberg. Mannheim 1834. IV, 186. 8.*

Der geehrte Hr. Verfasser, welcher, wie er selber im Vorwort sagt, durch seine in einem Dutzend kleiner Schriften niedergelegte Ansichten, einen Saamen von Wahrheit mit Irrthum vermischt, doch das letztere bewußtlos, in den einen und den andern Winkel des Gebietes der Wissenschaften auszustreuen bemüht war, giebt hier wieder schätzbare Fragmente, welche im Allgemeinen den Charakter seiner früheren Arbeiten, aber dem Inhalte nach eine höhere Entwicklung desselben, bekunden. — Der schriftstellerische Charakter nämlich des Hrn. Groos ist der kritisch-eklektische. Sein Streben geht dahin: für die verschiedenen Theorien der Seelenkrankheiten, namentlich für die einseitig moralische und einseitig somatische, welche als besondre bestimmte Gegensätze aus dem allgemeinen unbestimmten Hin- und Her-Raisonniren und Reflektiren sich entwickeln mußten, der *Mittler* zu werden. In den faktischen Ergebnissen dieser Bestrebungen, seinen Schriften, liegt aber, bei aufmerksamer, vergleichender Betrachtung derselben, der objective Beweis, daß er bisher wenigstens den Standpunkt über beiden entgegengesetzten Theorien, auf welchem die Gegensätze, wie in der Natur und im Wesen des Menschen selber, aufgehoben und veröhnt sind, nicht gefunden, sondern nur gesucht hat.

(Der Beschluß folgt.)



März 1835.

*Die geistige Natur des Menschen. Bruchstücke zu einer psychischen Anthropologie. Von Dr. Friedrich Groos.*

(Schluß.)

Er hat kein Werk im Geist und Sinn dieser angeordneten, auf einer mit der Natur identischen Theorie beruhenden, höheren Vermittelung, welche dem Ganzen wie dem Einzelnen der Psychiatrie ein und dasselbe Gepräge aufdrückte, geschrieben; sondern seine Schriften bilden vielmehr eine Summe von vereinzelt, mehr oder weniger glücklichen Versuchen: zwischen verschiedenartigen, wichtigeren Partien der reinen und angewandten Psychologie und Psychiatrie, auf dem Wege des kritischen Eklekticismus, zuweilen selbst Arm in Arm in mitten beider sich widersprechender Theorien fortschreitend, eine Vermittelung zu Stande zu bringen und zwar in der Weise geistreicher Conversation und Disputation, durch Polemik, Satyre, Witz, Ironie, scharfsinnigen Scherz und Ernst. Auf diesem kritischen Wege ist er denn auch bei der Skepsis und beim Determinismus angekehrt, hat hier Halt gemacht, aber bei seinem redlichen Vorwärtstreben sich bald überzeugt, daß auf diesen Mittelstationen keines Bleibens für ihn ist; und nicht ohne Widerstreben und öfteres Rückblicken zog er weiter. Diese Haltpunkte und die Bewegungen zu ihnen hin werden durch die bedeutenderen seiner, Jahr aus Jahr ein erschienenen, kleinen Schriften repräsentirt. Die Gegenstände, welche zum Theil als „Bruchstücke,“ „Beiträge,“ „Ideen,“ „schüchterne Blicke,“ als „kritisches Nachwort“ auftraten, betreffend, so sind selbige weniger praktischen, als theoretisch-reflektirenden und speculirenden Inhalts. Wie sehr der oben bemerkte Charakter in diesen Leistungen vorherrscht, ergibt sich daraus, daß die veranlassenden Ursachen derselben entweder nach einseitig theoretischer Richtung gearbeitete kritisch-polemische Werke Anderer waren, oder von Andern, ja von ihm selbst vor-

genommene Kritiken seiner Schriften; wobei er in der Regel nur einzelne Punkte hervorhebt, mit eigenen und Anderer Mitteln wieder und wieder beleuchtet, und auf diesem Wege, mit Hülfe seiner Dialektik, zu neuen, einzelnen, leitenden Gedanken gelangt, welche, angewandt auf particuläre Gegenstände der Psychologie und Psychiatrie, namentlich auf Zurechnungsfähigkeit und psychisch-gerichtliche Medizin, zwar das rastlose Fortstreben des Vfs., aber auch zugleich Wiederholungen, Berichtigungen, Widerlegungen, Entäufserungen seiner früherer Ansichten zeigen, indem sie zum Theil dem Ankämpfen gegen dieselben ihre Existenz verdanken. —

Daß der Hr. Groos durch seine litterarische Thätigkeit gegen die Einseitigkeit psychiatrischer Theorien gewarnt, sie in einzelnen Beziehungen ergänzt, widerlegt, einander genähert hat, daß er auf vielfach nützliche Weise angeregt, belehrt hat, wird füglich nicht in Abrede gestellt werden können. Ja er erscheint in der Entwicklung der Psychiatrie als kritischer Mittler, welcher durch seine Versuche zur äußeren Vermittelung der Gegensätze gerade das Bedürfnis ihrer Aufhebung durch einen Standpunkt über beiden herausstellt, und der Erreichung desselben vorangehen muß. Dies allgemeine Urtheil gilt auch für die in Rede stehende, in dem nämlichen Charakter gehaltene Schrift; und stellt sie, als die letzte, auch das äußerste Moment der Entwicklung der Ansichten des Vfs. über die Natur des Menschen hin. Er selbst sagt in dem Vorwort: „Am Schluß des 66sten Lebensjahres stehend, noch einmal der ruhigen Beschauung meiner früheren Produkte mich hingebend, strebte ich dahin, die Hauptpunkte meiner in die Psychologie und Philosophie einschlagenden eigenthümlichen Ansichten, so weit sie die geistige Natur betreffen, und der Aufmerksamkeit werth sein dürften, hier nicht nur unter Einen Gesichtspunkt zu stellen, wodurch Einheit und innerer Zusammenhang in sie gebracht würde; sondern, was die Hauptsache sein soll, ihnen durch neu-

gewonnene Ansichten ein durchaus höheres Gepräge aufzudrücken." —

Wer vermiste in diesen Worten das nicht alternde Streben und zugleich die subjective Ueberzeugung des Vfs.: „ohne Furcht vor einem Vorwurfe, das wahre Interesse der Menschheit verkannt zu haben, ihr unter die Augen treten zu können," und für sich die endliche Ruhe in seinen Forschungen gefunden zu haben? —

Ob und in wie fern ihm dies vom objectiven Standpunkte aus in den vorliegenden „Bruckstücken" gelungen sei, ist eine Frage, deren Beantwortung aus dem angedeuteten Charakter aller Schriften, welcher auch für diese gilt, von selbst resultirt.

Den näheren Inhalt betreffend, so umfaßt derselbe vier Abschnitte: 1) Blicke in das Seelenleben; 2) persönliche Fortdauer des Menschen; 3) das übersinnliche Ich, das sinnliche Ich und die Sinnenwelt; 4) moralische Freiheit und Nothwendigkeit.

Der erste Abschnitt ist theils auf äußere Veranlassung, durch einen Aufsatz des Dr. Blumröder (Friedreich's Magazin, zehntes Heft), welcher, nach Groos, besonders gegen seine Theorie gerichtet ist, theils durch innere theoretische Unruhe entstanden, welche, um einen „wirklichen Schritt vorwärts" zu kommen, an dieser Abhandlung des Hrn. Bl. (die übrigens nicht nach ihrem ganzen Geiste, sondern nur nach einzelnen Sätzen beurtheilt ist), sich in die Höhe rankt. — Nachdem Groos in seiner kritischen Weise den „armen Blumröderschen Menschen, d. h. den materialistisch begriffenen und construirten Menschen" näher betrachtet hat, verläßt er ihn, um „uns auf einen höheren universellen Standpunkt, den der Betrachtung des der gesamten Menschheit gemeinschaftlichen zu erheben." — Zu dem Zwecke sammelt er „zuerst Materialien zum Bau", holt sie theils aus sich und seinen früheren Schriften, theils, keiner Schule folgend, aus den Schriften des Baron von Keller-Schlaithelm, Fenelon, Epiktet, und „nun wird die Hand ans Werk gelegt." — Als Grundmaterial zu diesem Werke legt er den trefflichen, nur nicht neuen, in seinem „Geist der psychischen Arzneiwissenschaft" geäußerten Gedanken, daß die Wissenschaften und auch die psychische Arzneiwissenschaft zu einem Ganzen verbunden sind, und einen *generellen*, im Geiste der Philosophie und einen *speciellen*, in den verschiedenen Gegenständen jeder besonderen Wissenschaft ruhenden Charakter haben. Diesen Doppel-Charakter überträgt er hier auf den Men-

sehen selbst, und erkennt demnach in jedem menschlichen Individuum einen inneren, geheimen, generellen oder universellen Genus-Charakter der Menschheit und einen speciellen und individuellen Species-Charakter des Menschen. Eine Unterscheidung, die, „wenn ihn nicht alles täuscht, auf den einzelnen Menschen einen höheren Lichtstrahl werfen und das Lückenhafte in der einseitig organischen, den moralischen Genus-Charakter ignorirenden, und der einseitig moralischen den organischen Species-Charakter ignorirenden Ansicht der psychischen Arzneiwissenschaft zeigen dürfte." —

Ein „*neuer, höherer Charakter*" würde durch diesen Gedanken und dessen Folgerungen nur in dem Falle dem Menschen „vindicirt," wenn der Gedanke, daß der Mensch Vernunft und Verstand hat (auf welche Bestimmung mit ihren Folgerungen der Verf. am Ende selber obige Unterscheidung reducirt), — *neu* wäre. Aber zu bedauern ist es, daß der Vf. begründete Ursache hat, zu glauben, daß für die einseitigsten Somatiker dieser Gedanken fast neu zu sein scheint, und daß er befugt ist, selbigen als quasi-neu in Erinnerung zu bringen! — Interessant ist es, das Ringen des Vfs. nach höherer Einigung dieser Doppelnatur in dem Setzen des Verstandes und Ich als „*mediatisirte Vernunft*," als „*Nachhall des Urhalls*," und in der Erklärung der Entstehung der Seelenkrankheiten aus „*zweiter widernatürlicher Brechung des natürlichen, einmal gebrochenen Lichtstrahls*" (Verstandes), zu verfolgen. —

Im zweiten Abschnitte wird die *persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode* der Kritik unterworfen. Wenn man einerseits der gegenwärtigen tiefen Forschungen von Göschel, J. H. Fichte, Weiße, Fr. Fischer u. a. über diesen Gegenstand, welcher einen neuen Trieb am ewig grünen Baum der Philosophie verkündet, gedenkt, so erscheint, — selbst bei aller Anerkennung der würdig ernsten Gesinnung, über diese letzten und höchsten Interessen der Menschheit eine genügende Klarheit zu gewinnen, — eine nähere Prüfung des hier Gegebenen nicht ganz zulässig; und wenn man andererseits erwägt, daß die *Psychiatrie*, so zu sagen, die persönliche Fortdauer der Seele vor dem Tode — sichern soll und mit diesem ihrem Hauptzweck immer noch nicht ins Reine kommen kann, so drängt sich unabweislich der Wunsch auf, daß Hr. Groos, als vieljähriger Direktor der bedeutendsten Badischen Irrenanstalt, vom jenseitigen zum diesseitigen Zustande der Seele, namentlich im Wahnsinn, sich

mit geläuterter Kraft wende, und aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung Aufschlüsse gebe über die Ursachen und die Heilung des Wahnsinns, in dessen Tiefen übrigens für den philosophisch-gebildeten praktischen Irrenarzt eine ergiebige Quelle der Beweise für die Fortdauer der Seele nach dem Tode fließt, welche ans Licht zu leiten, dem Irrenarzte von näherem und dem „Psychologen, Philosophen und Criminalisten, so wie jedem gebildeten und denkenden Menschen“ von ungewöhnlicherem Interesse sein dürfte, als ein allgemeines, hin und her kreisendes Speculiren über diesen Gegenstand, wenn rings umher die grüne, fette Weide liegt.

Im dritten Abschnitte, mit der Ueberschrift: *das übersinnliche Ich, das sinnliche Ich und die Sinnenwelt*, wird wieder der Mittelzustand gesucht. Das „sinnliche Ich“ vermag aber nicht den Gegensatz zwischen dem „übersinnlichen Ich“ (Idealismus) und der „Sinnenwelt“ (Realismus) zu beschwichtigen. Die durch Hinstellung des sinnlichen Ich, als eines Einigungsmoments beider, gewonnene Ruhe ist nur eine äußere, scheinbare, — ist die Ruhe des Seufzers mitten im Kampfe auf dem Boden des „Labyrinths der Philosophie.“ Dafs dem so ist, geht daraus hervor, dafs ihm die „Atomenwelt eine unbegriffene Welt von lauter Unendlichkeiten“ ist, und dafs ihn der „objective Realismus durch den subjectiven Idealismus zur Idee einer unbegreiflichen Welt führt.“ Das Sandstäubchen ist ihm jetzt ein „bewunderungswürdiges Naturräthsel, ein tiefes Geheimnifs;“ er sieht und sucht die Unendlichkeit in der „Theilbarkeit des Sandkörnchens ins Unendliche,“ und die „zum prosaisch-physischen Ding herabgezogene Natur“ erscheint ihm vom „Glanze der Verklärung, vom Nimbus hyperphysischer Heiligkeit umstrahlt.“ — Ist dies eine Versöhnung des Idealismus und Realismus? — Nein! es ist die Transfiguration, die Verklärung der Materie, die subtilste, transcendente Sublimation des Endlichen in das Unendliche, es ist die mikrokologische Vergeistigung der mikroskopischen Untersuchungen, (vor der sich Naturforscher und Aerzte der Gegenwart zu hüten haben) und führt zum mystischen, in lauter Räthsel, Geheimnisse und Unendlichkeiten sich und Alles was da ist verpuffenden *übersinnlich-sinnlichen* Pantheismus! —

Nach den Bemerkungen über die drei ersten Abschnitte darf von dem vierten und letzten die Lösung des Dualismus von *Freiheit und Nothwendigkeit* nicht erwartet werden. Im allgemeinen gilt von diesem Abschnitt

das über den ersten gefällte Urtheil, indem die Bezeichnungen von universellem und individuellem Charakter des Menschen, von Urhall und Nachhall (Vernunft und Verstand) als „*religiöser Vernunft-Determinismus*,“ in Beziehung auf Strafrecht, Zurechnungsfähigkeit u. s. w. zur Anwendung kommen. Ob es ihm mit diesem zusammengesetzten Determinismus, einer weiteren Complication seines früheren Begriffs-Determinismus „gelungen sein dürfte, einem in der moralischen Natur des Menschen wahrhaft gegründeten Strafrechts-Princip auf die Spur gekommen zu sein,“ überläßt er ruhig dem unparteiischen Urtheil tiefer Rechtsphilosophen, und Ref. mit ihm; theils weil sein Urtheil schon begriffen ist in der Beurtheilung dieser Schrift, theils weil er den Irrenarzt mehr auf fremden Terrain, als auf dem beiden befreundeten Boden der Psychiatrie antrifft. Nur die Bemerkung finde noch Platz, dafs die aus dem religiösen Vernunft - Determinismus gewonnene Ueberzeugung der „wahren Zurechnungsfähigkeit,“ das heifst des „*Rechts* der Justiz zu strafen um zu strafen, aber mit Selbstbeschränkung und weiser Mäßigung, nicht am Leben,“ ein Fortschritt des geehrten Hrn. Vfs. ist, welcher früher eine andere Ueberzeugung öffentlich ausgesprochen hat. —

H. Damerow.

## LVIII.

*Die Gräfin Ulfeld, oder die vierundzwanzig Königskinder. Historischer Roman von Leopold Schefer. Berlin, Veit und Comp. 1834. 2 Bde. 288 und 216 S. 8.*

Man hat Leopold Schefer einen Nachahmer Jean Pauls genannt. Will man einen solchen, eben so leichten als müßigen Ausspruch des Herkommens auf eine literarische Erscheinung anwenden, so sollte man sich auch an Wielands Wort über Horaz erinnern, der diesen in Bezug auf seine griechischen Vorbilder einen Nachahmer nannte, wie Nachahmer sonst nie zu sein pflegen. Die Verwandtschaftlichkeit mit der ganzen Dichternatur Jean Pauls ist in Schefer nicht in Abrede zu stellen, allein man kann einer Tendenz angehören und trotz einer gewissen Gemeinsamkeit mit andern Geistern in der Rotation um eine allgemeine Sonne, doch seinen Umschwung um die eigne Axe haben und mit gleicher Beharrlichkeit behaupten. Obwohl Jean Paul Richter die ihm eigenthümliche Richtung des deutschen Romans so sehr selbst erschöpft hatte, dafs sich wenig Nachfolger in dieser Sphäre zeigen konnten, so ist die Stimmung seiner Poesie unserem dichterischen Denken und Fühlen doch innerlich so eigen geblieben, dafs sie sich vielleicht in der Geschichte jedes deutschen Individuums als ein Durchgangsmoment wiederholt. Der „Siebenkäs“ ist und bleibt der deuscheste aller deutschen Romane, denn er enthält die ewig lebendigen Leiden und Freuden des überschwänglich vollen, aber thatenscheuen, von der Welt der Wirklichkeiten überall gedrückten und zurückgedrängten, aber immer überfluthenden deutschen Herzens, das, wenn der Thränen nicht genug sind, sich lieber verbluten, als mit dem äußern Dasein sich völlig in Einklang

setzen könnte. Diese Wunde ist als gegeben im Leben des Deutschen einmal da, sein Innerstes war immer noch etwas anderes als sein Aeußeres. Darum der verzehrende Schmerz und die zerflossene Weimuth in Jean Paul, und darum auch der Humor, das Auskunftsmittel für die große Spaltung des gesamten Daseins.

Dies ist auch in Schefers Dichtungen der Grundaccord. Auf der dürrigen Scholle der Aermlichkeit, in einem Krähwinkelleben voll kleinlicher Interessen, über welches die ganze Summe des äusseren Ungemachs hereinbricht, zeigt er die unerschöpfliche Fülle und den ungemessenen Reichthum eines großen Herzens, das sich aller Herrlichkeit der weiten, schönen Welt entschlügt, um in sich die Dimensionen der Unendlichkeit zu finden, und dem zum äusseren Bedarf der kleine Strohhalm genügt, um den Gott ganz und voll zu durchfühlen und zu begreifen. So sind Schefers sämtliche Sittengemälde Apotheosen der Armuth, und sein „Ostertag“ möchte den Typus abgeben für alles, was er schildert. Seine „Christel“ und sein deutscher Schulmeister „Wecker“ gucken aus allen seinen Gestalten hervor, und es ist nicht zu leugnen, daß alle Situationen, die er schildert, Jean-Paulisch empfunden und dargestellt sind. Alles Lob und aller Tadel, der Jean Paul trifft, gilt auch für Schefer, und damit ist denn zugleich ausgesprochen, daß die plastische Gestaltenbildung, wie sie sich in der Goetheschen Romanpoesie als eine schlauke, gediegene, aller Schlacken sich entwindende edle Metallformation so glänzend erzeugte, den Scheferschen Dichtungen beinahe ganz abgeht. Ein Complex von bestimmt, aber nicht scharf begrenzten Gefühlen und Weltanschauungen muß bei ihm für Charakterzeichnung hingenommen werden und aus dem schäumenden Wogenrausch seiner tief bewegten Stimmung will die fertige Göttergestalt, die Goethesche Venus Urania, nicht heraufsteigen. Es ist als zitterte dem Dichter, wenn er eine Individualität zeichnen möchte, unaufhörlich die Hand, bei der strömenden Wallung des Pulsschlags fehlt ihm die Ruhe des Meisters, und die behäbige Lust des Sichselbstempfindens und Sichselbstgenießens, die dem Künstler noth thut, kommt bei ihm nur seinem Humor, nicht seinem malenden Bildnertalent zugut. Jean Pauls Eigenheiten sind bis in den einzelsten Nüancen der Wortfärbung, ja Wortstellung, auch Schefer eigen, und der Quintilianische Ausspruch über Seneca: „*vitiis abundat amoenissimis*“, möchte ich dreist auf Jean Paul und auf Schefer anwendbar finden. Beide sind in ihre Seltsamkeiten so verliebt, daß sie, ohne alle Rücksicht auf ein der Oberwelt angehöriges Publicum, in die verschlungenen Höhlengänge ihrer oft barocken, oft aber wunderschön schön und tief gehegten und gepflegten Intuitionen sich weit hinein verirren. Ein Jean-Paulischer Roman ist in der That so vielhölzig und buntschichtig wie ein Bergwerksbau oder wie das Herz mit seinem ganzen Geäder.

Nichts ist aber in Schefers Novellen *gemacht*, und einem Vorbilde absichtlich oder auch nur unbewusst nachgeformt, alles ist in ihm neu geboren, selbstdurchlebt. Daher der wohlthuende Hauch von Frische und Wärme, der uns aus seinen Dichtungen entgegenströmt und ein Ersatz ist für oft lang anhaltende Unbehaglichkeit, die die Betrachtung seiner willkürlich zerschnittenen und an einander genähten, seltsam durchwirkten Stickeisen einflößt.

Was ihm bei aller möglichst nahen Verwandtschaft mit einem überflügelnden Vordichter noch so viel eigne Anschauung gestattet, möchte wohl in einem vielbewegten Reiseleben seinen Grund haben, an dessen Schätzen Leopold Schefer in stiller Zurückgezogenheit seit Jahren zehrt. Er hat sich lange Zeit in Italien und auf den griechischen Inseln aufgehalten, und weil sein innerer Dichter überall mit ihm ging, so hat er nicht bloß fremdes Local und Costüm, was wenig sagen wollte, sondern auch das nicht-deutsche Herz kennen gelernt und den Conflict der dulddenden Menschenseele im Gedränge äußerer Gefahr oft genug mit Glück auch unter entlegenem Himmelsstrich, in seinen Gemälden geschildert. Die griechischen Insulanerinnen in seinem „heimlichen König der Armenier“, sein „Madonnenbild“ und die Kinder der chinesischen Wunder- und Märchenwelt in

seinem „Unsterblichkeitstrank“ gehören als einzelne Bruchstücke zu den schönsten Productionen der deutschen Romanpoesie.

Diese originelle Auffassungskraft fremdländischer Situationen mußte ihn zum historischen Roman führen, und einen solchen haben wir an dem obgedachten Werke, mit welchem der Autor zum ersten Male ein größeres Ganzes componirte. Seine einmal fest gewordene Eigenthümlichkeit in Auffassung und Darstellung menschlicher Verhältnisse erlaubt es ihm freilich nicht, ein geschichtliches Thema rein, ganz und sicher durchzuführen, so daß es wie ein geschlossenes Bild in seinem Objectivitätsverlauf vor uns stünde. Auch auf entlegenem Grund und Boden und in fernen Zeiten ist das häusliche Leid und die stille Freude des Familienlebens hauptsächlichster Gegenstand seiner Interessen. Wir werden nach Dänemark versetzt, in die Zeiten König Christians IV. und König Friedrichs III. Der Krieg des schwedischen Karl Gustav gegen die dänische Macht zieht mit seinem Tumulte und mit den Friedensintriguen zu Røskild und Copenhagen durch den eigentlichen Romanstoff, der sich in jene Händel vielfach verschlingt. Der Graf Ulfeld, an dessen schwankendes Charakterbild sich die Situationen ziemlich tumultuarisch und unorganisch anschließen, wird abwechselnd Verräther und Retter Dänemarks. Christian IV. hinterließ vierundzwanzig theils eheliche, theils unrechtmäßige Kinder, und bei der Unsicherheit der eigentlichen Thronerbschaft sucht Ulfeld, als Gemahl einer der königlichen Töchter, seine zweifelhaften Ansprüche geltend zu machen, giebt dem Schweden die Hand zum Bündnisse, wird aber von beiden Theilen preisgegeben und bestiehlt die ganze Stufenleiter selbstverschuldeten und unverschuldeten Ungemachs. Der Kampf der Aristokraten des Staats gegen die obsiegende Macht der Krone, die auf dem letzten dänischen Reichstage das Zugeständniß der vollen Souverainetät erringt, macht, bei dem Mangel an einzelnen hervorragenden Gestalten, die Darstellung der Staatsverhältnisse eben so undurchsichtig, als die Angelegenheiten der Menge Königskinder in einem Gewebe von abenteuerlichen Krähwinkeliaden verhüllt bleiben. Aus diesem verworrenen Schauplatze der Leidenschaften außer halb und innerhalb des königlichen Hauses schafft sich der Dichter, ohne es auch nur zu unternehmen, jene Wirren zu lösen oder in ihrer Disharmonie klar hinzustellen, so recht ein Terrain für seine eigenste Intention. Es kommt ihm alles darauf an, aus dem sündhaften Gewirre der Welt seine Heldin, die Gräfin Ulfeld, die er mit allem Seelenadel weiblicher Tugend ausstattet, wie eine einzig lichte, siegende Gestalt heraustreten zu lassen. Er hat hier eine Apotheose des Weibes bezweckt und alles Zauber seiner unerschöpflichen Herzensergießung darauf verwendet, nach seiner Art eine moderne Alceste zu schildern. Die Liebe zum Gemahl zieht ihr Gemüth mit hinein in die dunklen Räume, wo Haß und Ruhmsucht, gekränkter Stolz und erbitterte Eitelkeit ihre Plane brütet; die Treue, womit sie an Ulfeld hängt und alle Schmach des Kerkerlebens und der Verbannung an seiner Seite duldet, scheint bis auf einen gewissen Punkt alle Schranken zu übersteigen, die sonst für die zaghafte Tugend des Weibes so festgefügt sind. Zu diesem einen Punkte drängt aber alles hin. Ulfeld macht seinen Sohn zum Mörder an seinem Feinde. Da hört die Treue des Weibes auf, Eleonorens Lebensmuth bricht und sie vereinsamt in sich selber. Ihre Mutterliebe, ihr Leben und Dulden im Gefängniß, ihr Wiedererscheinen in der Welt, in deren blühenden Frühling sie mit dem Winterschnee der Jahre auf dem gealterten Haupte zurücktritt, sind mit jener überschwänglichen und doch innig zarten Auffassungsweise dargestellt, die außer Jean Paul nur Schefern eigenthümlich angehört.

Ein humoristischer Arzt, der sich kindisch vor dem Tode fürchtet, aber durch zuthätige Gemüthsheilkunde und sprudelnde Laune den Tod überall fortspottet oder ihn Andern mildert, ist eine jener Gestalten, deren Jean Paul eben so wenig als Schefer entbehren kann, um seiner Erzählung die beliebten Interjectionen eines überströmenden Herzens einzuverweben. An die Gruppierung des regellos durch einander geworfenen Stoffes Hand anzulegen, kann nicht weiter Geschäft oder Absicht der Kritik sein.

F. G. Kühne.

April 1835.

LIX.

*Drei Berichte des General-Kapitäns von Neu-Spanien, Don Fernando Cortez an Kaiser Carl V. Aus dem Spanischen übersetzt, mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von Dr. Carl Wilhelm Koppe, Königl. Preuss. Geh. Regierungsrath. Mit einer Karte u. s. w. Berlin, 1834. bei Th. Chr. Fr. Enslin in 8.*

Das vorliegende Buch darf sich mit vollstem Recht eine lebhaft Theilnahme des Publicums versprechen. Es ist eine historische Quellenschrift, welche sich durch die Wichtigkeit der geschilderten Ereignisse und den Charakter und Standpunct ihres Verfs. den ersten Werken der Art zur Seite stellt. Der deutsche Bearbeiter hat sich mehrere Jahre auf dem Boden der Ereignisse selbst aufgehalten; er hat denselben ohne Zweifel in Bezug auf sie studirt, und eine gründliche Kenntniß des Gegenstands und der Sprache läßt sich von ihm erwarten. Man braucht die dermalige politische Wichtigkeit von Neu-Spanien und die Rolle, welche diesem Land in einer nicht sehr fernen Zukunft bestimmt sein dürfte, nicht in das Auge zu fassen, um die Berichte, welche Cortez im Laufe seiner Eroberung an Kaiser Carl V. erstattet hat, mit dem größten Interesse zu lesen. Schon bei ihrer ersten Erscheinung, als man die Unternehmung weder in ihrem nächsten Umfang würdigen, noch ihre Bedeutung für die spätern Jahrhunderte ahnen konnte, nahmen sie die ganze Aufmerksamkeit der Mitwelt in Anspruch. Die Eroberung eines großen und mächtigen Reichs durch eine Handvoll Abenteurer grenzt so nah an das Wunderbare, daß die Poesie vielleicht in der ganzen neuern Geschichte keinen glücklicheren Gegenstand für das Epos finden dürfte. Die Belagerung von Mexico allein schon enthält viele Züge, die an Scenen

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

aus der Iliade erinnern, und selbst die Maschinerie des Heldengedichts liegt ganz fertig in dem Glauben, mit welchem Cortez und seine Waffengenossen gekämpft haben. Nicht für die Eroberungssucht und den Goldthirst, sondern für das Christenthum meinten sie diesen Aufwand von Anstrengungen jeder Art zu machen. Sanct Peter und Sanct Jacob von Compostella fochten sichtbar mit in ihren Schlachten; in den zahllosen Reihen ihrer Feinde haben ihnen die höllischen Mächte mit der ganzen Wuth der Verzweiflung entgegen gestanden.

Dieser mythische Nimbus fehlt den Ereignissen allerdings in den Berichten an den Kaiser. Es ist aber merkwürdig, daß Cortez schon wenige Jahre später seine eigenen Thaten nur durch Wunder erklärbar gefunden hat. Gomara, dessen Werk mit den vorliegenden Berichten und den Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Castillo die einzige Grundlage dieses Abschnitts von Herrera's und von Solis Geschichtsbüchern bildet, erzählt bereits von dem sichtbaren Beistand der himmlischen Mächte in Schlachten, wo so wenige Hunderte gegen so viele Tausende fochten. Er kann seine Nachrichten nur von Cortez persönlich erhalten, oder aus dessen Papieren geschöpft haben; wenn anders der Held nicht selbst Verfasser von Gomara's Werk, oder wenigstens des größten Theils davon gewesen ist: wie ich bei einer passendern Gelegenheit beweisen werde. In seinen amtlichen Berichten hält sich Cortez noch streng auf dem historischen Boden, und seine Thaten sind auch wahrlich an sich schon groß genug, um jener poetisch-religiösen Ausschmückungen füglich entbehren zu können.

Das kleine Corps der Eroberer war in der Mitte des März 1519 auf dem Küstenpunct angekommen, von welchem seine Operations-Linie in das Innere von Neu-Spanien auslief. Cortez erstattete seinen ersten Bericht an den Kaiser am 16. Juli desselben Jahres. Dieses wichtige Aktenstück gilt für verloren. Drei andere Berichte vom 30. Octob. 1520, vom 15. Mai 1522 und

vom 15. Octob. 1524 enthalten das Wesentlichste der Ereignisse während des ferneren Laufes seiner Unternehmung. Wie weit diese officiellen Berichterstattungen vollständig sind, und welchen Werth sie für die historische Kritik haben, wird weiterhin zur Sprache kommen.

Der Herr Herausgeber hat schon in seinem Vorworte darauf aufmerksam gemacht, daß die frühe Erscheinung dieser Berichte im Druck für die „fast übertriebene politische Eifersucht und Geheimnißkrämerei der Zeit und des Landes“ auffallend sei. Sie wird sich daraus erklären lassen, daß sich in Spanien noch kein System für die Verwaltung der neuen Besitzungen gebildet hatte, ja, daß die Wichtigkeit derselben überhaupt noch bei weitem nicht erkannt war. Die drei Berichte, welche vor uns liegen, wurden, bald nach ihrer Ankunft in Spanien, 1520, 1522 und 1525 durch unsern Landsmann Kronberger zu Sevilla im Drucke bekannt gemacht. Hr. Geheimer. Koppe scheint dies in Beziehung auf den 3ten resp. 4ten Bericht zu bezweifeln. Indefs nimmt es Leon-Pinelo so an, und man wird es dem fleißigen Sammler wohl glauben dürfen. Schon von 1524 an folgten nacheinander lateinische Uebersetzungen derselben, die in Nürnberg, Cöln und Basel einzeln und zusammengedruckt herauskamen. Am verbreitetsten ist die Ausgabe derselben in dem Herweg'schen Druck: *novus orbis regionum ac insularum veteribus incognitarum etc. Basil. 1555. fol.* welche mehrere ähnliche Schriften über die Entdeckungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts enthält. Pinelo spricht sogar von einer deutschen Uebersetzung dieser Berichte. Es kann nicht die Stapfer'sche sein, welche 1779 zu Heidelberg erschienen ist; denn Pinelo's Werk kam schon 1738 heraus. Ich habe die Angabe nicht näher prüfen können, vermüthe aber, daß die umfassenden Sammlungen der Brüder de Bry diese Uebersetzung enthalten, wenn es anders mit derselben seine Richtigkeit hat.

Alsdann wären zwei deutsche Uebersetzungen gewonnen, statt der Einen, deren Nichtkenntniß allein schon dem Verf. dieses Werks zum Vorwurfe gemacht worden ist. Man hätte bedenken sollen, daß seine Uebersetzung jenseits des Oceans ausgearbeitet wurde. Außerdem hat die Stapfer'sche Uebersetzung auch so wenig Werth, daß sie eine andre Uebersetzung nicht nur nicht überflüssig, sondern selbst nöthig machte. Wenige Worte mögen zum Beweise hinreichen.

Im nämlichen Jahre mit dieser deutschen Ueber-

setzung erschien eine französische von dem Grafen von Flavigny. (*Correspondance de Ferd. Cortes avec l'empereur Charles Quint sur la conquête du Mexique etc. en Suisse 1779. 8.*). Welcher Zusammenhang zwischen den Verfassern beider Uebersetzungen sein mochte, so viel läßt sich kaum bezweifeln, daß die deutsche nicht nach dem spanischen Original, sondern nach der französischen Uebersetzung bearbeitet worden ist. Es wird nur eines einzigen Zuges bedürfen, um dies zur Gewißheit zu erheben. Im 1sten Band S. 171 ist die Stelle der Urschrift: *í como lo, que de mí ida sabía, era por lengua de los Indios, í no mí hallò, crejò, que le burlaban*, in folgenden Worten wiedergegeben: „da „er . . mich nicht fand, so glaubte er, daß ihn die Indianer, die ihn davon benachrichtiget, *gespielt* hätten.“ Man braucht die französische Uebersetzung nicht nachzuschlagen; der erste Blick ergibt, daß sie entweder: *qu'ils s'étaient joué de lui*, oder vielmehr *qu'ils l'avaient joué* haben muß. Nach dieser einzigen Probe wird man die ganze Arbeit würdigen können. Allerdings liest sie sich leichter weg, als die neuste Uebersetzung; aber sie hat auch alle übrigen Gebrechen der französischen Uebersetzungen. Der Geist des Originals ist verwischt; die feineren Züge sind verloren gegangen und die Schwierigkeiten übersprungen. Alles ist verflacht, und die ganze Arbeit für einen wissenschaftlichen Gebrauch völlig unnütz.

Die spanischen Original-Ausgaben der einzelnen Berichte sind sehr selten geworden, und man darf sich billig wundern, sie erst im Jahr 1749 zusammengedruckt zu finden. Es ist in der Sammlung geschehen, welche der Rath von Castilien, Don Andr. Gonz. Barcia unter dem Titel: *historiadores primitivos de las Indias occidentales* in drei Bänden zu Madrid veranstaltet hat; einem Werke, dem größere Vollständigkeit und die Beigabe eines kritischen Apparats sehr zu wünschen wäre. Es ist überhaupt auffallend, daß die Glanz-Periode der spanischen Geschichte noch so wenige Bearbeiter in Spanien selbst gefunden hat. In neuern Zeiten wurde freilich ein sehr bedeutender Anfang durch Muñoz gemacht; aber das treffliche Werk ist durch den frühen Tod seines Verfs. schon mit dem ersten Band abgebrochen worden. Navarrete hat wenigstens seine Vorarbeiten benutzt; so viel ich weiß ist aber seine Sammlung noch nicht bis in die Periode von Cortez vorgeführt. Nach Barcia veranstaltete Lorenzana, der Erz-

bischof von Mexico und nachherige Cardinal-Erzbischof von Toledo, einen besondern Abdruck der drei Berichte in Mexico selbst. Leider läßt sich auch von dieser Ausgabe nicht viel rühmen. Der Text hätte vielleicht nach Urschriften revidirt werden können. Die Anmerkungen sind größtentheils unbedeutend, und die Beigaben verrathen weder Tiefe der Forschung, noch Schärfe der Kritik. Ein Mann, wie der Erzbischof von Mexico, dem alle Bibliotheken und Archive zugänglicher waren, als jedem Andern, hätte noch manches wichtige Actenstück für die Geschichte der Eroberung auffinden können. Es ist nichts Erhebliches durch ihn geschehen; selbst die Bekanntmachung von Cortez Testament blieb dem großen deutschen Reisenden übrig, und seine Nachfolger in Alt- und Neu-Spanien finden hier noch Vieles zu thun. Ich will mich nur auf einige Andeutungen beschränken.

Zuerst muß man die Hoffnung nicht aufgeben, den ersten Bericht von Cortez vom 16. Juli 1519 wieder aufzufinden. Daß dieses Actenstück nach Spanien gekommen ist, unterliegt keinem Zweifel, und Pinelo befindet sich im Irrthum, wenn er meint, daß es dem Alonso von Avila durch den französischen Corsaren, Jean Florin, abgenommen worden sei. Cortez sandte mit diesem Bericht den Al. Hern. Puertocarrero und den Francisco von Montejo nach Spanien, und nicht den Alonso von Avila. Beide langten glücklich daselbst an, und übergaben ihre Papiere mit den ersten Proben mexikanischer Reichthümer und Kunst-Arbeiten dem Don Juan Rodriguez von Fonseca, Bischof von Burgos und Erzbischof von Rosano, welcher seit den ersten Zeiten der Entdeckung der neuen Welt an der Spitze der indischen Angelegenheiten gestanden. Ein eigenes Schicksal hat diesen Mann zum Beschützer aller Mittelmäßigkeiten und zum Verfolger der größten Verdienste gemacht. Wie er Colon das Leben verbittert, so erschwerte er auch Cortez seine Unternehmung auf jede Weise, bis er endlich an dem Glanze der Thaten des glücklichen Eroberers und vielleicht noch mehr an den reichen Geschenken scheiterte, welche derselbe an die bedeutendsten Umgebungen Carls V. vertheilen ließ. Cortez Vater und seine übrigen Geschäftsleute beschuldigten Fonseca'n vor dem Kaiser selbst, er habe den ersten Bericht von Cortez unterschlagen. Nur ein unbedeutender Theil der kostbaren Beigaben desselben sei an den Monarchen abgeliefert, und dieser überhaupt durch eine

ganz falsche Darstellung der Vorgänge in Neu-Spanien getäuscht worden. Dergleichen Anklagen haben sich manchmal durch spätere Entdeckungen als unrichtig erwiesen, und leicht mag auch die verlorene Urkunde sich in den Archiven von Sevilla wieder finden. Sollte aber auch der Original-Bericht von Cortez wirklich jenes Schicksal gehabt haben, so weiß man doch aus andern Quellen, und namentlich der wichtigsten unter allen, den Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Castillo, daß Cortez Abschriften dieses Berichts auch in andern Richtungen verbreitet hat. Ohne Zweifel hatte er eine solche seinem Vater geschickt, welcher für seine Interessen in Spanien sehr thätig war. Vielleicht liegt noch eine Ausfertigung in den Archiven von Gent, Antwerpen oder Brüssel verborgen; wenigstens befand sich Carl V. zur Zeit, da der erste Bericht einging, in den Niederlanden. Auch die Archive der Hieronymiten-Klöster in Spanien, und namentlich des Madrider, dürften nicht ohne einige Hoffnung des Erfolges zu durchforschen sein; indem Cortez, um sich der Abhängigkeit von dem Statthalter von Cuba zu entziehen, sich von Anfang an unter die Commission von Gliedern dieses Ordens gestellt, welche der Cardinal Ximenes auf der Insel St. Domingo zur obern Leitung der spanischen Statthalter niedergesetzt hatte. Es ist wohl anzunehmen, daß diese Mönche, welche Cortez mit allem Nachdruck heschützten, ihren spanischen Ordensbrüdern von den Erfolgen der großen Unternehmung Nachricht gegeben, die unter ihren Auspicien einen so glücklichen Fortgang gewonnen hatte.

So viel bleibt gewiß, daß der erste Bericht nicht durch Alonso von Avila nach Frankreich gekommen ist. Die Sendung dieses Mannes hatte erst im Jahr 1521 Statt. Er ging am 20. Dec. zu Veracruz unter Segel, und rettete wenigstens alle seine Briefschaften. An diesen war dem Corsaren nichts gelegen; desto mehr an den reichen Geschenken, welche Avila überbringen sollte. Bernal Diaz (cap. 167.) bemerkt ausdrücklich, daß Cortez Vater und Verwandte Mittel gefunden, sich die Papiere desselben aus Frankreich, wo er einige Jahre gefangen gehalten wurde, zu verschaffen, und sie dem Kaiser einzuhändigen. Diese Papiere fehlen gleichfalls; sie werden sich aber wahrscheinlich in den Archiven von Simancas finden; nur muß man sich die Mühe des Suchens nicht verdriessen lassen. Dieses Archiv ist erst später gebildet worden, und die, von so vielen Seiten



herbeigeschafften Papiere befinden sich schwerlich in der besten Ordnung.

Cortez hat überhaupt in der Periode, welche die erhaltenen drei Schreiben umfaßt, also bis zum 15. Octob. 1524, noch andere Berichte, wenn auch nicht gerade an den Kaiser, doch an seine Behörden erstattet. Ich habe bereits den Bericht angeführt, mit welchem Al. von Avila 1521 nach Spanien gegangen ist. Dieser Offizier war früher schon in einer ähnlichen Sendung an die Hieronymiten-Brüder nach St. Domingo geschickt worden. Späterhin müssen zahlreiche andere Bericht-Erstattungen erfolgt sein. Die, in dem eroberten Lande zu treffenden, Einrichtungen machten häufigere Instructions-Einholung bei dem Kaiser nöthig, und der Erzbischof Fonseca, welcher von den Geschäften entfernt war, konnte diesen Briefwechsel nicht mehr verantreiben.

Uebrigens finden sich noch weitere Spuren von Briefen, welche Cortez über seine Unternehmung geschrieben. Namentlich ist dies in den Jahren 1527 oder 1528 von Spanien aus, wo er sich gerade befand, an den Pabst Clemens VII., und früher schon an den römischen König Ferdinand geschehen. Die Archive zu Wien, Venedig und Rom müssen darüber Manches enthalten. Es ist nicht denkbar, daß die diplomatischen Agenten jener Zeit, und insbesondere die thätigsten unter ihnen, die römischen und venetianischen, ihren Regierungen nicht Alles mitgetheilt haben, was über die neue Welt bekannt wurde; ja, man darf glauben, daß Carl V. selbst den verwandten und befreundeten Höfen Nachricht von diesen merkwürdigen Begebenheiten ertheilt habe, besonders da ihre politische Wichtigkeit noch nicht erkannt war. Eine Sammlung aller dieser Stücke würde ein interessantes und verdienstliches Werk sein, und nach dem, was in neuern Zeiten von Genua und von Madrid aus für Colons Geschichte geschehen ist, darf man die Hoffnung auf eine ähnliche Sammlung für Cortez Thaten nicht fahren lassen.

Es wäre überhaupt Zeit, daß dem Alterthum und der Geschichte von Mexico ein gründliches Studium zugewendet würde. Wenigstens dürfte nur auf diesem Wege Licht in die Urgeschichte von Amerika zu bringen sein. Selbst die gedruckten Werke sind noch wenig, oder gar nicht benutzt. Ich muß dies namentlich von Bernal Diaz del Castillo und von dem Franziskaner-Provincial Torquemada behaupten. Jener hat die Wich-

tigkeit, daß er alle Feldzüge des Cortez als einer seiner besten Soldaten mitgemacht hat. Seine schlichte Erzählung stellt das lebendigste Bild der Zeit und der Ereignisse dar; seine Wahrheitsliebe, seine Unbefangenheit und seine Freiheit von Vorurtheilen erheben ihn selbst über seinen glücklichen Heerführer. Daß Torquemada's Werk so wenig benutzt worden ist, mag wohl sein Titel verschulden. Er lautet auch allerdings sonderbar genug: *libros rituales y monarquia indiana con el origen y guerra de las Indias occidentales, de sus poblaciones, descubrimientos y conquistas, conversion y otras cosas maravillosas*. Sevilla 1615, und wieder aufgelegt und vollständiger abgedruckt zu Madrid im Jahr 1730 in drei Folioebänden. Schwerlich ist unter den ältern Werken ein reicheres für die Alterthümer und die frühere Geschichte von Neu-Spanien. Dieser Mann befand sich als Mitglied des verbreitetsten Mönchs-Ordens in einer, für seine Forschungen überaus günstigen, Lage. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Neu-Spanien gekommen, hat er funfzig Jahre lang in in dem Lande selbst in der umfassendsten Wirksamkeit gelebt, und die historischen Denkmale desselben in seinen hieroglyphischen Mahlereien, in den Volks-Traditionen und in den Schriften aller seiner Vorgänger studirt, und sich besonders genau mit den Sprachen des Landes bekannt gemacht. Als dieser Mann nach Neu-Spanien kam, beschäftigten sich die Mönche seines Ordens überhaupt viel mit dem Studium der mexikanischen Sprachen und Alterthümer. Das Franziskaner-Collegium von Santa-Cruz, in welchem dazumal immer 250—300 Söhne aus den bedeutendsten indianischen Familien des Landes ihre Bildung erhielten, scheint vorzugeweise der Sitz dieser verdienstvollen Thätigkeit gewesen zu sein. Der Bruder Bernardino von Sahagun, welcher schon 1529 nach Neu-Spanien gekommen war, und 1590 in Mexico gestorben ist, galt zu seiner Zeit für den tiefsten Kenner der mexikanischen Sprachen. Sein historisch-antiquarisches Hauptwerk, welches man lange für verloren geachtet, ist im Jahr 1829 zu Mexico im Druck erschienen; aber seine Sammlungen mexikanischer Gesänge und sein Wörterbuch in drei Sprachen, der mexikanischen, spanischen und lateinischen, so wie eine Reihe anderer Schriften, unter denen auch eine *doctrina para medicos*, wegen ihrer eigenthümlichen Richtung, Aufmerksamkeit verdienen dürfte, liegen noch in den Kloster-Bibliotheken handschriftlich begraben.

(Die Fortsetzung folgt.)



April 1835.

*Drei Berichte des General-Kapitäns von Neu-Spanien, Don Fernando Cortez, an Kaiser Carl V. Aus dem Spanischen übersetzt, mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von Dr. Carl Wilhelm Koppe.*

(Fortsetzung).

Torquemada, welcher aufrichtig gesteht, daß er den Schriften des Bruders Bernardino und des Bruders Torribio Motolinia am meisten verdanke, führt noch andere Mitglieder jenes Collegiums von Santa Cruz als vorzügliche Kenner der mexikanischen Sprachen an, wie die Brüder Arnaldo von Bussacio, Andres von Olmo, Juan von Gaona und Francisco von Bustamente. Der Bedeutendste außer dem Fra Bernardino war der schon genannte Bruder Torribio Motolinia, oder von Benavente, wie er eigentlich hieß \*). Er war schon bei Cortez Eroberungs-Zügen, wurde später Guardian des Franziskaner-Klosters von Tlaxcallan, und scheint sich, außer jenen Forschungen, wie so viele Mönche seines Ordens, das Wohl der Indianer besonders zu Herzen genommen zu haben. Seine Landsleute rühmen von ihm, daß er über 400,000 Indianer getauft habe. Man kann es glauben, wenn man bei Gomara liest, daß zweien Geistliche einmal an Einem Tage zu Sochimilco 15000 Menschen die heil. Taufe gegeben. Sein Werk: *de moribus Indorum* verdient eine besondere Beach-

tung von denjenigen, welche die spanischen und amerikanischen Bibliotheken zu durchforschen Gelegenheit haben. Die Urgeschichte des neuen Continents muß besonders durch die Civilisations-Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner Licht erhalten.

In dieser Beziehung darf den gelehrten Reisenden empfohlen werden, auf zwei andere Schriften zu achten, die noch handschriftlich zu finden sein müssen. Die eine hat die Urgeschichte von Mexico zum Gegenstand und den Jesuiten Johann von Tovar zum Verfasser. Sie wurde auf Befehl des Vicekönigs Don Martin Enriquez, welcher von 1568 bis gegen 1580 Neu-Spanien regierte, ausgearbeitet, und soll die genauesten und tiefsten Nachforschungen über den Gegenstand enthalten. Die andere ist von dem Licenciaten Marco Polo Ondeguardo, und handelt von den gottesdienstlichen und politischen Alterthümern Perus. Beide Schriften sind zwar von Acosta benutzt worden; aber der Reichtum seines Werks und der Mangel an Kritik, welcher in demselben sichtbar ist, machen nur um so begieriger auf die Quellen desselben. Leichter wird zu den Handschriften des Pedro de los Rios in der vatikanischen Bibliothek und des Jesuiten Fabrega in der vormaligen Sammlung des Cardinals Borgia, und nun wahrscheinlich in dem Bourbon'schen Museum zu Neapel, zu gelangen sein \*). Eine reiche Fundgrube von Sitten, Traditionen u. dgl. bilden die Verhandlungen der amerikanischen Provincial-Concilien, die zum Theil gedruckt, aber immer noch selten genug, zwar von Robertson angeführt, aber schwerlich nach Maßgabe des heutigen Standpunkts der historischen Wissenschaften benutzt sind. Was nur handschriftlich existirt, wird sich am leichtesten in Rom finden. Endlich mögen auch die

\*) Die Mexikaner sollen sich lange nicht in das armselige Aussehen der spanischen Mönche haben finden können, und bei ihrem Anblick: Armer Mann! Armer Mann! ausgerufen haben. Als man dem Br. Torribio diesen Ausruf erklärte, sprach er: so mag das Wort (Motolinia) mein Name bleiben. — Uebrigens habe ich diesen Geistlichen auch als Guardian des Franziskaner-Klosters zu Texcuco und als Stifter eines Klosters in Atlixo gefunden. Männer von besonderer Brauchbarkeit werden in neuen Verwaltungen auch wirklich von den verschiedensten Seiten in Anspruch genommen.

\*) Der Freiherr Alex. von Humboldt, der zuerst auf diese Schriften aufmerksam gemacht hat, gibt ersteres als die no. 3738 der anonymen Handschriften der vatikanischen Bibliothek an.

Verhandlungen der verschiedenen Commissionen, welche Carl V. schon für die Untersuchung des Zustands der Indianer und des Antheils von Menschenrechten, welcher ihnen gebühre, angeordnet hat, namentlich der, im Jahr 1529 zu Barcelona versammelten, wichtige Materialien enthalten; schon die gedruckten Controverschriften gewähren manche schätzbare Ausbente. Diese Versammlungen bestanden größtentheils aus Männern, denen der Zustand der neuen Länder aus eigener Anschauung und Mitwirkung bei der Eroberung und Verwaltung derselben bekannt war.

Für den nächsten Zweck des vorliegenden Werks aber mögen sich diejenigen, welche nach Neu-Spanien kommen, die Werke empfohlen sein lassen, welche von Eingebornen während und kurz nach der Wendung des Schicksals ihres Vaterlands zum Theil in der Landessprache selbst abgefasst sind. Clavigero, und vor ihm die Mönche, Fra Bernardino von Sahagun, Fra Torribio Motolinia und Torquemada, haben dieselben zwar größtentheils benutzt, die Hauptsache wäre jedoch, sie durch den Druck, oder durch Abschriften für große Bibliotheken, wie die hiesige, den linguistischen und antiquarisch-historischen Forschungen unmittelbar zugänglich zu machen. Man findet sie bei Clavigero genannt; es ist aber Jedem zu rathen, der diesen Schriftsteller wissenschaftlich benutzt, das Original zu gebrauchen, da die deutsche Uebersetzung, welche wir haben, nach einer englischen Uebersetzung gemacht ist. Von einem dieser Schriftsteller, einem Prinzen aus dem Stamme der Könige von Acolhuacan, Ixtlilxuchitl seines indianischen, und Fernando de Alva seines spanischen Namens, ist gleichfalls zu Mexico eine Probe erschienen \*). Der Wichtigste für die Geschichte der Eroberung dürfte der Tlaxcaltekische Geschichtschreiber und Zeitgenosse der Eroberer, Diego Muñoz Camargo, sein, der sein Werk noch während des Eroberungskriegs selbst in sechs Bänden und in der Sprache seines Vaterlands verfasst hat. Torquemada, welcher gleichfalls die Werke der Eingebornen anführt, sagt ausdrücklich von ihren Verfassern, sie hätten mehr Kenntniss der Geschichte besessen, als ihre Söhne, die nichts mehr davon wüs-

ten \*). Wahrscheinlich sind alle diese und noch mehrere andere Werke in der Sammlung enthalten, welche schon der Vicekönig, Graf von Revilla Gigedo (von 1746 bis 1755) veranstalten liess. Auch hier war es ein Fransiskaner-Mönch, der Fra Manuel de la Vega, welcher 32 Foliobände Materialien für die Geschichte von Neu-Spanien zusammengebracht hat. Eine Abschrift derselben kam noch unter dem Ministerium des Herzogs von Alcudia (des nachherigen Friedensfürsten), nach Spanien, und muss in den Canzleien des Staats-Secretariats zu Madrid liegen. — Ein anderes Exemplar ist in Mexico geblieben, und aus demselben namentlich das zuvor angeführte Werk des Prinzen Ixtlilxuchitl abgedruckt worden.

Die Leser der Jahrbücher werden es mit Nachsicht aufnehmen, dass dieser Anlass zu einem so weitläufigen Excurse benutzt worden ist. Das Mittel, dergleichen Resultate von Special-Studien in die Hände der Wenigen zu bringen, für die sie Wichtigkeit haben, sollte vor allen andern den wissenschaftlichen Zeitschriften vorbehalten bleiben. Um so dringender ist es nun, dem Werke selbst nahe zu treten, welches die Gelegenheit dazu gegeben hat.

Der Hr. Verf. versichert in seiner Vorrede, dass es sein eifriges Bestreben gewesen sei, „das Original in Materie und Geist, Wesen und Form so treu widerzugeben, als die Verschiedenheit beider Sprachen gestatte.“ Er hat diese Aufgabe in ihrem ganzen Umfang gelöst; schwerlich werden es ihm jedoch alle seine Leser Dank wissen. Bei Büchern, in welchen Form und Styl nicht zu den Haupt-Bedingungen gehören, wie bei poetischen und historischen Kunstwerken, kann man hierin leicht zu weit gehen. In Amts-Berichten sind Klarheit, Ordnung und Bestimmtheit die Hauptsache. Nie darf der Charakter der eigenen Sprache dem der fremden aufgeopfert werden. Dieses scheint hier zuweilen geschehen, und der Perioden-Bau überhaupt mehr der spanische geblieben, als ein deutscher gewor-

\*) *Horribles crueldades de los conquistadores de Mexico y de los Indios, que los auxiliaron etc. memoria escrita por D. Fern. de Alva Ixtlilxuchitl, publ. por C. M. de Bustamante. Mexico 1829. 8.*

\*) Mon. Ind. lib. II. c. 42. u. 55. der Ausgabe von 1730. Man muss sich durch die Jahrszahlen dieser zweiten Ausgabe des Werks nicht irren lassen. Man citirt auch eine von 1723, und das Exemplar, welches ich gebraucht habe, führt diese Zahl; die Vorrede ist aber vom 20. Januar 1725 datirt. Schwerlich gibt es jedoch eine andre Ausgabe dieses Werks, als die von Sevilla 1615, und die von 1723 oder 1730, welche weit vollständiger ist, als jene.

den zu sein. Nur wenige Stellen mögen zum Beweise dienen. S. 6 heist es: „wie ich von einem großen Herrn Kunde erhalten, der sich Mutezuma nenne; wovon die Eingebornen des Landes mir erzählt, daß er sich in selbigem befinde“ u. s. w. S. 18 „giebt es denn, wer nicht Vasall von Mutezuma sei?“ „warum nicht lieber: „wer ist denn nicht des M. Unterthan?“ S. 23 „Und nach ihrem Abzug kamen gewisse Abgesandte, welche es zu sein versicherten von den Häuptern der gedachten Provinz“ u. s. w.

Inzwischen darf nicht verhehlt werden, daß diese Treue für diejenigen, welche die Uebersetzung zu einem wissenschaftlichen Zwecke benutzen wollen, einen Werth hat, den sie schwerlich gegen alle Eleganz einer andern Behandlung hingeben würden. In den Augen eines großen Theils anderer Leser mag auch der alterthümliche Ton der Urschrift, welcher auf diese Weise besser erhalten ist, einen großen Vorzug haben. Gewiß läßt sich nicht in Abrede stellen, daß bei jeder andern Uebersetzungsweise der eigenthümliche Charakter des Werks mehr oder weniger in Gefahr gekommen sein würde.

Ohne bei einzelnen Ausstellungen, wozu die in der Hauptsache sehr gelungene Uebersetzung nur wenig Veranlassung darbietet, zu verweilen, beschränke ich mich auf zwei weitere Bemerkungen, welche die ganze Behandlung des Werks betreffen, und schliesse sodann mit einigen Andeutungen über den Werth, den die Berichte von Cortez als Quellenschrift für die Geschichte haben dürften.

Der Hr. Verf. hat die Nahmen der Orte und Personen beibehalten, wie sie in Cortez Amts-Berichten stehen. Meistens geben die Anmerkungen die nöthige Berichtigung; denn die Nahmen können unmöglich schlimmer entstellt werden, als es durch den spanischen Eroberer geschehen ist. Diese Berichtigungen sind nach den Anmerkungen des Cardinals Lorenzana gegeben; inzwischen ermangeln solche nicht nur der Vollständigkeit, sondern sie lassen auch zuweilen ihre Richtigkeit bezweifeln. Indem fast jeder Geschichtsschreiber hierin seine eigene Weise befolgt hat, erscheint die Uebereinstimmung nur um so wünschenswerther. Den frühesten Geschichts-Quellen, wie Cortez, Bernal Diaz del Castillo und Gomara, zu folgen, möchte nicht rathlich sein. Die beiden Ersten nahmen es als Soldaten mit dergleichen Dingen nicht genau, und Gomara arbeitete nach Cortez Papieren. Vielleicht wäre es am besten, in der Recht-

schreibung der Nahmen dem Pater Torquemada zu folgen. Dieser Geistliche verdient nach dem, was oben über ihn bemerkt worden ist, am meisten Zutrauen in solchen Dingen; auch erkennt man in seinem Werk, daß er hierin mit Ueberlegung und nach Grundsätzen verfahren ist. Danach würde auch Lorenzana zu verbessern, und z. B. statt Mutezuma, Motecuzuma; st. Cempoalla, Cempohuatlan; st. Tlascala, Tlaxcallan; st. Guaxocingo, Huexotzinco; st. Tacuba, Tlacupa; st. Otumba, Otumpan zu schreiben sein. Hat Lorenzana auch gleich die heutige Schreibung der Ortsnahmen, so ist diese doch in der Regel eine verdorbene Aussprache des ältesten Worts; und gerade auf die Genauigkeit dieser Nahmen, wie sie zur Zeit der Entdeckung lauteten, wird späterhin, wenn die Urgeschichte des Landes näher erforscht sein wird, sehr viel ankommen.

Was sodann überhaupt die Anmerkungen des Cardinals Lorenzana betrifft, so erscheinen sie für einen Mann von seinen Hilfsmitteln allerdings sehr dürftig; dennoch gibt ihnen der Standpunkt ihres Verfs. zuweilen einen besondern Werth. Insofern schon wäre es gut gewesen, wenn der Hr. Uebersetzer seine eigenen Anmerkungen von denen des Cardinals unterschieden hätte. Man begreift aber auch nicht immer, warum manche schätzbare Bemerkung des Letztern abgekürzt oder gar weggelassen ist, ohne immer durch eine andere ersetzt zu werden. So S. 45 Anm. 2. S. 47 Anm. 2. S. 56 Anm. 2. S. 57 S. 58 Anm. 2. S. 64 Anm. 1. u. 2. S. 75, S. 76, S. 79 Anm. 1. u. a. m. Ja, selbst die Anm. 1. S. 103, als charakteristisch für den Bildungsgrad eines so hochgestellten Geistlichen, vermisst man ungern. Dafür hat der Hr. Uebers. das Werk mit manchen willkommenen Bemerkungen aus seiner autoptischen Kenntniß des Landes ausgestattet, und wenn er viele Noten von Lorenzana weggelassen, so war es nur, weil er seinen eigenen Standpunkt, als Kenner des Bodens, mit dem seiner europäischen Leser verwechselt hat.

(Der Beschluss folgt.)

## LX.

*J. A. Vullers Fragments über die Religion Zoroasters, aus dem Persischen übersetzt. Bonn 1831. 8. History of the early kings of Persia from Kaiomars the first of the Peshdadian dynasty to the conquest of Iran by Alexander the Great, translated from the original Persian of Mirkhond with notes and illustrations by David Shea. London 1832. 8.*

Das Persische Alterthum, dessen Religion durch ihren eigenthümlichen Reiz in den neuern Zeiten vornehmlich dazu bei-

getragen hat die Aufmerksamkeit der europäischen Kulturwelt auf diesen fast gänzlich verschollenen Bildungszustand der Menschheit in der altorientalischen Welt zurückzulenken, hat seit kurzem durch lehrreiche Untersuchungen nach seinen politischen und intellektuellen Verhältnissen so manche Erläuterungen erhalten, daß es in der That zum Bedürfnis geworden ist, auch einmal die Sagen des jüngern Orients über das altorientalische Weltreich West-Asiens in genügendem Zusammenhange und Ausführlichkeit kennen zu lernen. Dieser Wunsch ist auch durch die seit 1828 gestiftete Londner Societät zur Uebersetzung orientalischer Werke befriedigt, und das Werk des berühmten neuern persischen Geschichtschreibers Mirkhond aus den letzten Zeiten des Mittelalters, dessen Anzeige wir mit dem schon etwas früher erschienenen Werke Vullers über die Persische Religion verbinden, muß als eine wesentliche Bereicherung zur Kunde des alten Persischen Orients betrachtet werden. Die feindliche Spaltung und die Kämpfe der Völker von Iran und Turan, die sich durch die ganze altorientalische Geschichte hindurchziehen, und die Verbreitung der umgestalteten reformirten Lichtreligion der Iranier durch Zerduscht sind unstreitig die Hauptpunkte, die hier in Betracht kommen. Schon der Verf. der erstern Schrift hat in dieser Beziehung interessante Beiträge geliefert. Denn außer einer aus dem Persischen übersetzten Abhandlung über das Leben des Persischen Homers, Ferdusi, und einer kleinen Schrift über die 21 Nosk, in welche Zerduscht seinen Zendavesta eingetheilt haben soll, erhalten wir hier wichtige Auszüge aus dem Schah Nameh, die sich auf Zoroaster und auf die Stiftung und Verbreitung seiner Religion beziehen. Guschtasb und Ardashasb sind die beiden Könige von Iran und Turan oder des irdischen Licht- und Schattenreiches, die sich beide feindselig gegenüberstehen und blutig bekämpfen, obschon sie von einem gemeinschaftlichen Stammvater Feridun abstammen, unter dessen Söhnen Iredsch und Tur die grobe Spaltung der Völker vor sich ging, gleich wie Ormuzd und Ahriman beide gleichmäßig aus dem reinen Aether des Zervane Akerene hervorgegangen sind, aber in der Welt der Wirklichkeit sich auf ewig feindlich gegenüberstehen. Unter Guschtasb war es, daß Zerduscht auftrat, und dadurch, daß er den König für den Feuerkultus gewann und ihn zur Ausbreitung des Zendavesta über alle Länder der Erde vermochte, die blutige Fehde mit Turan um so heftiger erregte. Zur Erläuterung dieses wichtigen Abschnitts hat der Verf. lehrreiche Anmerkungen zugefügt, in welchen auch die von Andern schon aufgefasste Ansicht bestätigt wird, daß Guschtasb mit dem Darius Hystaspis der Griechen zusammenfalle, besonders da dieser Name jemanden bedeute, dessen Pferd gewiehert habe. Dadurch wird allerdings Herodots Erzählung von der Erhebung des Darius Hystaspis auf den persischen Thron vollkommen bestätigt, aber auch zugleich seine andere Angabe verworfen, daß Darius Vater Hystaspes aus dem Stamme der Achaemeniden geheissen habe. In Mirkhonds Werke finden wir nun ein vollständiges Gemälde von der mythisch politischen und religiösen Entwicklung des alten Iranischen Reiches von Kajomars an bis auf den berühmten Iskander, mit dem in der That auch der alte einfache Orient

in der Form seiner Unmittelbarkeit abgeschlossen ist. Freilich stimmen die Berichte des neuern Orients über die beiden alten Parsischen Dynastien der Pischdadien und Kaianier wenig mit den Angaben der Griechen, die als zum Theil gleichzeitige Autoren den Vorzug verdienen möchten, indessen sind doch diese Berichte, wie sie sich traditionell erhalten haben, von unschätzbarem Werthe, um so mehr als sie vielfach mit den eigenen Angaben der Parsen in ihren heiligen Schriften übereinstimmen. Im allgemeinen muß man gestehen, daß man noch immer ein ziemlich treues und reines Bild von dem ursprünglichen Zustande der altorientalischen und besonders persischen Welt erhält, doch kann man auf der andern Seite auch nicht verkennen, daß es ein Muhamedaner ist, der uns diese Berichte über das alte dem Lichtkultus ergebene Iranische Reich mittheilt. Als rechtgläubigem Moslem sind ihm die Iranischen Guebern (Kasern) ein Gräuel, die muhamedanische Brille, durch welche er alle diese Verhältnisse betrachtet, läßt sich überall erkennen, und wohl nur der Pietät gegen seine berühmten wenn gleich in der Religion irrenden Ahnen und Vorfahren ist es zuzuschreiben, daß er es unternommen hat, ein so großes Werk über ihre Thaten und Leben zu schreiben ohne zu ermüden. Unter den Pischdadien sind besonders von Interesse die Abschnitte über Dschemschid, der sonst gewöhnlich für den ersten König des Iranischen Volksstammes betrachtet und für denselben mit dem von den Griechen genannten Achaemenes gehalten wird, ferner über Feridun, den Vater des Selm, Tur und Iredsch, über Minotschehr und Afrasiab. Unter den Kaianiern treten vornehmlich hervor die Könige Kai-Kobad, Kai-Kaus, Kai-Khosru, Lohrasb und Guschtasb, der Zeitgenosse des Zerduscht und des berühmten Helden Rustam, und es schließt diese Dynastie mit Darab dem ältern und Darab dem jüngern. Es finden sich da manche Anklänge an die Zeit der Meder Herrschaft und vor dem Auftreten des Cyrus, über die uns die Griechen weniger genaue Berichte mitgetheilt haben, während über die spätere Achaemeniden Zeit von Darius Hystaspis bis auf den letzten unglücklichen dritten Darius in diesen jüngern orientalischen Traditionen nur der genaue Angaben enthalten sind. Besonders merkwürdig sind dann am Schlusse die Nachrichten über Iskander, den sogenannten Dsul-Kurnain, d. h. den zwiefach gehörnten, weil er den Orient und Occident beherrschte, welcher aber auch nach den entstellten Sagen des Orients durch seine Abstammung von den Kaianiern erbliche Ansprüche auf die Beherrschung des Morgenlandes hatte. Das Andenken an die Thaten Alexanders in Asien hat sich durch alle Jahrhunderte erhalten, und sie sind so vielfach durch die Sage ausgeschmückt und ins wunderbare gehüllt worden, daß es wahrlich befremden könnte, wenn man nicht erwägte, daß der abendländische Orient nie eine größere und merkwürdigere Revolution erlebt hat, als diese Eroberung und Beherrschung des Morgenlandes durch einen Abendländer mit alleiniger Ausnahme der großen ein Jahrtausend später fallenden Eroberungen auf demselben Gebiete durch die muhamedanischen Araber, welche Ereignisse auch allein die großen Epochen seiner Entwicklungsmomente von der Urzeit an bis jetzt bezeichnen.

Ferdinand Müller.

April 1835.

*Drei Berichte des General-Kapitäns von Neu-Spanien, Don Fernando Cortez, an Kaiser Carl V. Aus dem Spanischen übersetzt, mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von Dr. Carl Wilhelm Koppe.*

(Schluß.)

Was endlich den Werth dieser Berichte als Quellschriften betrifft, so erscheint er, abgesehen von dem Charakter des Verfs., als Hauptperson in den Ereignissen selbst, um so wichtiger, wenn man weiß, daß es für diese Periode der Geschichte von Neu-Spanien nur noch ein Werk giebt, das sich dem vorliegenden, als die Erzählung eines Augenzengen, zur Seite stellen darf. Dies sind die Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Castillo, eines Hidalgo aus der Provinz Leon, welcher nicht nur alle Feldzüge von Cortez, als einer seiner bravsten und gebildetsten Soldaten, mitgemacht, sondern auch den beiden frühern und ersten Expeditionen nach diesen Küsten unter Francisco Hernandez von Cordoba und Juan von Grijalva beigewohnt hat. Will man die Beschreibung der alten Hauptstadt von Neu-Spanien, welche das Werk von Ramusio enthält, auch noch dazu rechnen, so läßt sich nichts dagegen einwenden. Der Verf., welcher nur unter der Bezeichnung des Gentilhuomo bekannt ist, verdient es wenigstens durch die Richtigkeit des Blicks und die Besonnenheit in der Darstellung, die seine kleine Schrift auf das vortheilhafteste auszeichnen. Die Werke der Eingebornen, welche oben berührt worden sind, stammen aus einer späteren Zeit, und von jenen Geistlichen, wie wichtig auch ihre Arbeiten sind, gehörte Keiner zu den Begleitern von Cortez auf seinen ersten und wichtigsten Zügen. Die Nachrichten des Bruders Bernardino von Sahagun und die von Torquemada haben für den Forscher der Geschichte und Alterthümer von Mexico die größte Wichtigkeit; aber Beide, so wie auch Las Casas und die Indianer, können nur mit großer Vor-

sicht gebraucht werden. Ihre, sonst so achtungswerthe, Theilnahme an dem Wohl der Eingebornen, hat sie gegen die Verdienste ihrer Landsleute völlig blind gemacht. Jede Uebertreibung von Härte, von Habsucht und von Grausamkeit ist ihnen willkommen, um das Mitleiden für die Indianer zu steigern.

Manchen mag es auffallen, das Werk von Gomara nicht unter die ersten Geschichtsquellen gezählt zu finden, besonders wenn sie wissen, daß dasselbe entweder von Cortez selbst, oder wenigstens so sehr nach seinen Papieren bearbeitet ist, daß ein großer Theil davon als das Werk des Eroberers angesehen werden darf. Allein außer dem, daß erst durch eine, nichts weniger, als leichte, kritische Arbeit der Antheil des Helden von dem seines Hausgeistlichen geschieden werden muß, so ergibt auch schon die flüchtigste Vergleichung, daß Cortez in seinen Berichten und in Gomara's Werk die Standpunkte durchaus verändert hat. Dem letzten fehlt nicht nur die Frische des ersten Eindrucks, sondern auch die Unbefangenheit, welche das, noch unangefochtene, Verdienst gegenüber von seinem Richter haben konnte. Hier ist Alles schon gearbeitet mit dem Ueberblick über das Ganze der Ereignisse, mit dem Gedanken der Verherrlichung des Helden in den Augen der Mit- und der Nachwelt. Cortez nimmt das Wunderbare zu Hülfe, um seine Thaten zu erklären, und Alles gruppiert sich bloß, um seine Glorie zu heben. Man erkennt die Berechnung, womit die Wirkung erzielt wird, und eine Ansicht für die ganze Zukunft begründet werden soll. Das Buch ist weniger mehr eine Quellschrift mit aller ihrer Einsittigkeit und Befangenheit, als ein Geschichtswerk, welches beide zu verbergen sucht, und nach dem Charakter des Kunstwerks strebt.

Es würde für diese Blätter zu weit führen, wenn Cortez und Bernal Diaz ganz mit einander verglichen werden sollten. Ich beschränke mich daher auf zwei Ereignisse, die besonders geeignet sind, Licht auf den Ka-

rakter von Cortez selber zu werfen. Das Eine ist sein Zug gegen Panfilo von Narvaëz, und das Andere die Schlacht bei Otumpan.

Indem Cortez dem Monarchen über das erste dieser Ereignisse, einem blutigen Kampf zwischen seinen eigenen Unterthanen, Bericht erstattete, konnte er voraussetzen, daß dasselbe bei dem Monarchen auch von seinen Gegnern zur Sprache gebracht werden würde. Um dem Cortez seine Befehlshaberstelle abzunehmen, und sich seiner Erfolge überhaupt zu bemächtigen, hatte der Statthalter von Cuba, Don Diego Valazquez, eine Unternehmung ausgerüstet, wie noch keine in der neuen Welt gesehen worden war. Sie bestand aus 800 Mann, 80 Pferden und 10—12 Stück schweren Geschützes. Unter jenen 800 Mann befanden sich 80 Büchsen- und 120 Armbrustschützen. Dieses Corps war bereits ausgeschifft, als Cortez von Mexico aufbrach, und gegen dasselbe zu Felde zog. Nach seiner Versicherung nahm er etwa 70 Mann mit sich. In Cholulla zog er das Detachement von Juan Velazquez an sich, und so kam er mit verschiedenen kleinen Verstärkungen auf 250 spanischer Soldaten. Mit dieser Handvoll Leuten, ohne Geschütz und Reiteri, überfiel er das Corps von Narvaëz in dem Haupttempel von Cempohuatlan, in welchem es eine, den Umständen nach ziemlich feste, Stellung genommen hatte. Nach kurzer Gegenwehr streckte die sämmtliche Mannschaft die Waffen, und ward mit ihrem Anführer gefangen. Der ganze Kampf hatte nicht mehr, als zweien Mann gekostet, die ein Kanonenschuß getödtet.

Vergleicht man diese Angaben des Cortez mit denen von Bernal Diaz, so findet man, daß Narvaëz mit einer Flotte von 19 Schiffen, auf der sich 1400 Mann befanden, zu Cuba unter Segel gegangen war. Unterwegs hatte er ein Schiff mit dem größten Theil der Mannschaft verloren. Zieht man dafür auch hundert Mann ab, so behielt er immer noch 1300 Mann übrig. Diese Zahl übersteigt die von Cortez angegebene um 500 Köpfe. Dennoch wird man ihr Vertrauen schenken dürfen. Bernal Diaz konnte sich nur durch seine Eitelkeit verführen lassen, die Stärke eines Gegners zu übertreiben, an dessen Besiegung er sich keinen geringen Antheil beimaf. Allein er widerstand dieser Versuchung bei allen andern Gelegenheiten, und ist überhaupt in Zahl-Angaben bei Weitem der Mäfsigste unter allen Augenzeugen der Ereignisse in Neu-Spanien. Cortez

hingegen hatte ein doppeltes Interesse hier, die Wahrheit zu vergessen. Das eine, um den großen Menschenverlust zu verbergen, welchen er kurz darauf durch seinen Rückzug aus Mexico nach Tlaxcallan erlitt, und das andere, den Ruhm zu vergrößern, der ihm gewiß war, wenn es ihm gelang, die empörte Stadt mit den geringsten äußersten Hilfsmitteln wieder zu unterwerfen.

Eine gleiche Abweichung findet in den Angaben des Verlustes an Todten bei diesem Kampfe Statt. Acht hundred Mann werden von zweihundert und fünfzig überwunden, und dennoch kostet das Gefecht nur zwei Menschenleben. So berichtet Cortez. Bernal Diaz gibt den Verlust seiner 1300 Ueberwundenen auf sechs Mann Todte an; worunter fünf Offiziere waren: und den der Sieger auf vier Todte. Man muß ihm glauben; denn seine Angabe ist detaillirt, und er sagt an mehreren Stellen seines Werks, daß er sich von Anfang an über die merkwürdigsten Dinge Notizen aufgeschrieben. Es läßt sich aber auch kaum denken, daß Cortez die Wahrheit hier absichtlich verschwiegen habe. Sie konnte ihm in des Kaisers Augen unmöglich nachtheilig sein; der Sieg war immer noch mit den allergeringsten Aufopferungen erkaufte worden.

Ueberhaupt wird Alles, was Cortez erzählt, so ziemlich von Bernal Diaz bestätigt; nur enthält dieser wichtige Momente, welche die Waffenthat zu erklären geeignet sind, und die Cortez dem Kaiser nothwendig verhehlen mußte.

Man lernt nämlich aus den Denkwürdigkeiten des braven Soldaten nicht nur die äußerste Nullität des Narvaëz genau kennen, sondern auch die Intriguen, durch welche Cortez seinen Erfolg gegen ihn vorbereitet hat. Ein Zug ist hinlänglich, um die Unfähigkeit seines Gegners in das vollste Licht zu stellen. Narvaëz ist zum wenigsten dreimal stärker an Mannschaft. Er hat über ein Dutzend Stücke schweren Geschützes, achtzig Reiter und noch mehr Büchsen- und Armbrustschützen. Als sich Cortez mit seinem Häufchen nähert, thut er, was sich von selbst versteht. Er rückt aus, und nimmt eine Stunde von Cempohuatlan eine Stellung im Freien. Da wird das Weiter regnerisch; er zieht mit seinem Corps wieder in den Ort zurück, und schließt sich in den Tecalli (den Opfertempel) und dessen Höfe ein. Nur die Artillerie wird außen vor demselben aufgestellt. Sie ist ohne Zweifel schwach besetzt; wenigstens wird sie im ersten Anlauf genommen. Man muß gestehen, daß eine

überlegene Truppenzahl es der geringern unmöglich leichter machen kann, als daß sie eine Stellung nimmt, in der sie nicht nur von ihrer Artillerie getrennt, sondern auch sich gar nicht zu entwickeln und zu bewegen im Stand ist.

Dazu kommt, daß Cortez von Anfang an in dem Corps seines Gegners einen Anhang hatte, den er aufs Beste zu vergrößern verstand. Schon von der Insel Cuba aus hatte der Licentiat, Lucas Vazquez von Ayllon, die Expedition begleitet. Von den General-Statthaltern von West-Indien, den Hieronymiten-Brüdern auf St. Domingo, abgeschickt, um die ganze Unternehmung rückgängig zu machen, hatte er sich, als ihm dies nicht gelungen war, mit ihr eingeschifft, um so viel, als möglich, Unglück zu verhüten. Der Einfluß dieses angesehenen Mannes, welcher die ganze Bedeutung von Cortez Erfolgen, und damit auch den Werth des Mannes zu schätzen wußte, war so mächtig, daß Narvaéz, trotz seiner Beschränktheit, die Gefahr am Ende merkte, den Licentiaten festnehmen liefs, und ihn mit einem eigenen Schiff nach Spanien schickte. Noch gefährlicher für ihn war Andreas von Duero, einer seiner eigenen Offiziere, den ihm Diego Velazquez gleichsam zur Controle mitgegeben hatte. Dieser Mann stand als Vertrauter des Statthalters von Cuba, und als Offizier von Kopf und Kraft in großem Ansehn bei dem Corps. Aber er war auch der heimliche Freund von Cortez. Er hatte den entschiedensten Einfluß auf dessen Ernennung zum Anführer der Expedition nach Neu-Spanien gehabt, und Bernal Diaz versichert sogar, daß sich Cortez noch auf Cuba gegen ihn verpflichtet, alle Reichthümer, die er erwerben würde, mit ihm zu theilen. Ob das Einverständniß wirklich so weit gegangen ist, wird nicht mehr mit Sicherheit zu ergründen sein; schwerlich läßt sich jedoch bezweifeln, daß Cortez einen starken Anhang in Narvaéz Corps gewonnen hatte. Bei den Unterhandlungen, welche zwischen den beiden Anführern durch hin- und hergeschickte Commissarien statt fanden, war Cortez immer so klug, die Abgeordneten von Narvaéz durch feines Betragen, durch Aufmerksamkeiten aller Art und durch Geschenke für sich einzunehmen; statt daß dieser die Commissarien von Cortez schnöde zu empfangen, zuweilen selbst zu mißhandeln, und immer als seine doppelten Feinde zu entlassen pflegte. Die Letztern erschienen gewöhnlich mit Juwelen und schweren goldenen Ketten beladen in dem feindlichen Haupt-Quartier, und trugen Cortez Glück auf

die lockendste Weise zur Schau; sie hatten aber auch immer noch einen heimlichen Vorrath von Juwelen und Goldbarren bei sich, womit sie den einflußreichsten Männern „die Hände schmierten“, wie Bernal Diaz sagt. Unter diesen Abgeordneten des Cortez zeichnete sich besonders der Pater Bartholomäus von Olmedo durch die Gewandtheit und Schlaueit aus, womit er den beschränkten und ungeschlachten Narvaéz hinter das Licht zu führen verstand. Es thut weh, diesen Geistlichen, welcher sich in Cortez Eroberungszug durch aufgeklärte Frömmigkeit und eine Toleranz gegen die Indianer auszeichnete, die ihn hoch über sein Volk und sein Zeitalter hebt, eine so zweideutige Rolle spielen zu sehen. Nur zu gerne möchte man glauben, daß Bernal Diaz ihn zu seinem eigenen Standpunkt herabgezogen, wenn der brave Soldat nicht überall als ein so wackerer Ehrenmann erschiene.

Indem Bernal Diaz in diesen, sehr ins Einzelne gehenden, Angaben recht eigentlich den Charakter der persönlichen Denkwürdigkeiten, die geheimen Triebfedern der Ereignisse aufzudecken, behauptet, verdient er nicht nur über die nähern Umstände des Kampfes zwischen den beiden spanischen Truppencorps nachgelesen, sondern auch in Bezug auf einzelne Thatsachen, welche Cortez nicht angegeben hat, benutzt zu werden. Darunter scheinen besonders folgende Momente merkwürdig.

Nach seiner Versicherung war Moteouçuma mehrere Tage früher, als Cortez, von der Ankunft des Corps von Narvaéz in Kenntniß, hatte ihm solche jedoch verborgen. Daß er mit diesem in heimlichen Unterhandlungen gestanden, und ihm Geschenke zugesandt, berichten beide Geschichtsquellen. Immer bleibt der geringe Werth, welchen Cortez in seinem Bericht auf diesen Umstand legt, auffallend. Man kann sich nur denken, daß er durch seine Unumwundenheit dem Gedanken vorbeugen wollte, der mexikanische Monarch sei durch seine Behandlung zu diesem heimlichen Spiele gezwungen worden.

Als Cortez auf seinem Zuge von Mexico gegen Narvaéz durch Tlaxcallan kam, verlangte er ein Hülfecorps von 4000 Mann. Seine Verbündeten schlugen es ab, und erklärten, daß sie ihm in jedem Kampf gegen ihre Landsleute, aber in keinem gegen die seinigen beistehen würden.

Bernal Diaz scheint aber auch einen Theil des Erfolges einer Hülfe beizumessen, welche Cortez von den Tchitschinateken, einem andern Volke des Landes, er-

halten. Ohne Zweifel hatte er die Erfahrung gemacht, daß die langen Spiesse desselben der Cavallerie sehr gefährlich waren. Da nun Narvaez achtzig Reiter hatte und Cortez, ausser einigen berittenen Offizieren, gar keine, so schickte er zu diesen seinen Bundesgenossen, und liess sie um 2000 Mann Hülfstruppen und 300 ihrer Spiesse ersuchen, welche sie mit kupfernen Spitzen versehen sollten. Sein Abgeordneter brachte die Spiesse sogleich mit zurück, und mit ihm kamen 200 Mann Hülfsvölker. Die Uebrigen sollten schnell nachfolgen, und trafen auch den Tag nach der Entscheidung bei Cortez ein.

Dieser hatte dem Narvaez wiederholt anbieten lassen, sich mit ihm zu vertragen und die Besetzung von Neu-Spanien in der Art mit ihm zu theilen, daß Narvaez die Wahl zwischen den Provinzen hätte. Schwerlich war es Cortez Ernst; aber der Vorschlag war ganz geeignet für ihn, um Zeit zu gewinnen.

Diese Momente gehören zu dem ganzen Bilde der Ereignisse. Cortez hat sie schwerlich mit Absicht verschwiegen; welchen Grund sollte er auch dazu gehabt haben? Er hielt sich an die Hauptsachen, um sich so kurz zu fassen, wie es in Berichten geschehen muß, die unmittelbar an einen grossen Monarchen gerichtet sind.

In Cortez Erzählung fällt die Bescheidenheit angenehm auf, mit der er von sich selbst redet, oder vielmehr so wenig als möglich, von sich selbst redet. Sie tritt noch stärker hervor in dem zweiten Ereigniss, dessen Prüfung in den Quellen der beiden Augenzeugen noch übrig ist.

Die Schlacht bei Otumpan bildet den Schluss der Fährlichkeiten aller Art, welche Cortez von der *Nacht der Trübsal* an (la noche triste) auf seinem Rückzuge von Mexico nach Tlaxcallan zu bestehen hatte. Wie viel man auch von Solis Uebertreibung, der dem Gomara ohne Prüfung nachschreibt, und den Spaniern an diesem Tage nicht weniger, als 200,000 der tapfersten mexikanischen Streiter entgegenstellt, abrechnen mag, immer bleibt diese Schlacht eine der grössten Thaten des Cortez, wenn man die äusserste Erschöpfung seiner Mannschaft durch Unglück, Hunger und Strapazen aller Art in Anschlag bringt. Da er sich über dieselbe mit einer Kürze gefasst, welche mehr, als alles Andre das Gepräge seines grossen Charakters trägt, so will ich die desfallsige Stelle in einer eigenen Uebersetzung geben, um die, der spanischen Sprache unkundigen, Leser in den Stand zu setzen, die Verschiedenheit der Grundsätze zu beurtheilen, die in solchen Uebersetzungs-Arbeiten befolgt werden können.

„Wie ich nun sah, daß die Zahl und Kühnheit der Feinde täglich grösser wurde, und in gleichem Mafse unsere Kräfte nachliessen, so traf ich in dieser Nacht Anstalt, daß für die Kranken und Verwundeten, welche wir bisher auf unsern Rossen und sogar auf unsern Schultern fortgeschleppt hatten, Krücken und ähnliche Mittel zurecht gemacht wurden, um sich selbst damit fortzuhelfen, damit Alles, was noch an Rossen und Mannschaft bei Kräften war, ausschliessend zum Gefecht verwendet werden konnte. Diese Anordnung war eine

wahre Eingebung des heiligen Geistes gewesen; wie sich bald auswies: denn wir hatten am nächsten Morgen kaum anderthalb Stunden Weg zurückgelegt, so zogen die Indianer in solcher Menge von allen Seiten gegen uns heran, daß das ganze Land, so weit das Auge reichte, von ihnen bedeckt war. Und es entbrannte ein so heisser Kampf auf allen Punkten, daß Freund und Feind einander kaum mehr zu unterscheiden vermochten, und sich Alles in ein wildes Handgemenge auflöste. Wir glaubten wirklich nicht anders, als daß in der letzten Stunde gekommen sei; so gewaltig waren die feindlichen Massen, die rings auf uns einstürmten, und so schwach die Kraft, die wir, erschöpft von Strapazen, Wunden und Hunger, ihnen entgegen setzen konnten. Aber der Allmächtige wollte seine Macht und seine Barmherzigkeit über uns walten lassen, und mit unsern schwachen Armen brachen wir den Stolz und Uebermuth unserer Feinde. Wir machten eine Menge von ihnen nieder, und darunter viele Männer von hohem Stand und Ansehen. Ihre grosse Zahl wurde ihnen selbst am nachtheiligsten; einer drängte den Andern und hinderte ihn in Kampf und Flucht. Unsere Waffen-Arbeit dauerte fast den ganzen Tag fort, bis es Gottes Willen war, daß ein vornehmer Mann fiel, dessen Tod dem ganzen Krieg auf einmal ein Ende machte.“

Niemand wird in diesem Bericht erkennen, daß die wichtige Schlacht, welche leicht der ganzen Herrschaft der Spanier ein Ende machen konnte, durch das doppelte Verdienst von Cortez, als Anführer und als tapferer Soldat, gewonnen worden war. Bernal Diaz gibt in wenigen Zügen die Anordnungen des Feldherrn für die Schlacht; aber Cortez Tapferkeit kann er nicht genug rühmen. „Unsere Offiziere,“ sagt er, „und Cortez vor allen Andern, übertrafen sich selbst an diesem Tage.“ Cortez entschied das Schicksal desselben, indem er mitten unter die feindlichen Massen hineinsprengte, und den mexikanischen Heerführer mit der Standarte, die er trug, niederstreckte. Nach Bernal Diaz Versicherung hatten die Spanier nie zuvor in der neuen Welt eine solche Heeresmacht gegen sich gehabt. Aber zur Zeit, da Cortez an den Kaiser berichtete, stand die persönliche Tapferkeit des Feldherrn noch in höherem Werth als in unsern Tagen, und erscheint Cortez Bescheidenheit, die alles Einzelne verschwiegen, nur in einem unso glänzenden Lichte.

Auch Bernal Diaz hat sich nicht auf Zahl-Angaben eingelassen, und was Solis u. A. darüber enthalten, ist Gomara's blindlings nachgeschrieben. Man wird sich leicht trösten können; denn bei allen Schlachten zwischen civilisirten und nicht civilisirten Völkern finden sich diese Uebertreibungen, an welchen alle Bemühungen der Kritik scheitern. So war es schon im Alterthum! Man erinnert sich hier unwillkürlich an das, was Tacitus (Ann. XIV. 37.) von der Schlacht bemerkt, durch welche die Empörung der Boadicea beendet wurde. Höchst wahrscheinlich standen die Britannier jener Zeit und die Mexikaner des Cortez auf einer ziemlich verwandten Cultur-Stufe.



April 1835.

LXI.

*Hegel. Sendschreiben an den Hrn. Dr. C. F. Bachmann von Dr. K. Rosenkranz. Königsberg 1834. 140 S.*

Die philosophischen Systeme erfuhren von jeher eine doppelte Kritik: die Kritik der Erkenntniß und die Kritik des Mißverständs. Die Widerlegung, welche die Kritik der Erkenntniß charakterisirt, besteht entweder darin, daß der Begriff, der das Princip eines philosophischen Systems bildet, und in ihm für den absoluten, den einzig, ausschließlichen wahren Begriff gilt, nur als ein bestimmter, und damit zugleich die Realität des ihm entgegengesetzten Begriffes aufgezeigt wird — so hat Plato in seinem Sophistes den Parmenides widerlegt, indem er in dem Begriffe des *εἶδος*, des Unterschieds, die Realität des Begriffes des *μὴ-ὄν* aufzeigte — oder darin, daß in einem Princip, das auf Totalität Anspruch machen will, der Mangel eines wesentlichen Momentes nachgewiesen wird — so machte Aristoteles den ältern Naturphilosophen den Vorwurf, daß in ihren Principien das der Bewegung fehle — oder darin, daß die Bedeutung, die Stellung und Ausdehnung, die dem Grundbegriffe eines Systems in seiner wirklichen Entwicklung gegeben wird, im Widerspruche mit der Bedeutung erkannt wird, die er an sich, in der Idee des Systems hat — so haben Spinoza und Malebranche den Cartesius theils direct, theils indirect widerlegt und zugleich weiter entwickelt, indem sie der bei ihm von den beiden Substanzen, dem Geiste und der Materie in die Enge getriebenen, unbeschränkten göttlichen Substanz freien Spielraum zu unumschränkter Herrschaft und Entfaltung ließen — oder darin, daß gezeigt wird, daß die Leistungen eines Principis hinter den Forderungen zurückbleiben, die es an sich selbst stellt, und hiemit das Princip selbst zur Realisirung der Idee der Wissenschaft nicht hinreicht — so kritisirte Hegel Fichte — oder

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. 1. Bd.*

darin, daß die Schranke, die eine Philosophie als eine objective unüberwindliche anerkennt, außer sich selbst hinauschiebt, als die *eigene* Schranke dieser Philosophie nachgewiesen wird — so kritisirte Fichte Kant.

Die philosophischen Systeme sind keine Thesen, die das Individuum nach eigenem Gutdünken und Ermessen aufstellt, so daß hier eine Widerlegung in dem Sinne Statt finden könnte, daß das Widerlegte als ein reiner gegenstandloser Irrthum oder gar Unsinn sich in Nichts auflöste. Sie sind nothwendige, unumgängliche Standpunkte der Vernunft — Gesichtspunkte, unter denen einmal die göttliche Wahrheit *sich selbst* mit *sichtbarem Wohlgefallen* betrachtet, um von allen, auch den entgegengesetztesten Seiten sich die wohlthätige Ueberzeugung zu geben, daß sie überall Dieselbe, Wahrheit ist; sie sind wesentliche Bestimmungen der Wahrheit selber, wie sie in einer gesetzmäßigen Succession in das Bewußtsein der Menschheit eintritt, und zwar so, daß jedes System Eine wesentliche Bestimmung der Wahrheit erkennt, diese Eine aber als die Totalität aller ihrer Bestimmungen setzt. Jede Philosophie hat darum ein allen Ein- und Angriffen sich entziehendes Heiligthum, einen absolut unwiderleglichen Kern in sich. Dieser Kern ist ihre *Idee*, wovon das, was man gewöhnlich als Grund- und Hauptsatz hervorhebt und angreift, nur der äußerliche Ausdruck, das Phänomen ist. Die wahre Kritik ist daher die, welche die Idee einer Philosophie aufsucht, sie als Maßstab ihrer Beurtheilung zu Grunde legt und darnach ermittelt, ob und wie weit der Philosoph, seine Auffassung, sein Ausdruck, seine Darstellung und Entwicklung dieser Idee ent- oder widerspricht. Das Falsche, das Mangelhafte eines Systems leitet sie gerade aus seinem Positiven, Wahren ab. Sie spricht eigentlich nur aus, was der kritisirte Philosoph selbst schon auf der Zunge oder doch im Sinne hatte, wofür er aber keine oder nur höchst ungeschickte Vorstellungen und Ausdrücke fand, wie es

z. B. am auffallendsten bei Cartesius ist; sie ist nur die Stimme seines eignen innern Gewissens. Und die Einsicht, die sie zu ihrem Resultat hat, ist eben überhaupt keine andre als die, daß eine bestimmte Philosophie, die dem bestimmten Individuum oder dem bestimmten Zeitalter, das sie ausspricht, nothwendig für die Gattung, für die Philosophie selbst gilt, nur eine Species, aber wesentliche Species der Philosophie ist. Eine Kritik dieser Art ist darum eine Befreiung von einer wirklichen Schranke der menschlichen Vernunft, ein neuer Fund in der Philosophie.

Die Kritik des Mißverständes dagegen kehrt sich nicht sowohl gegen das Negative, als vielmehr gegen das Positive eines Systems, sie greift von einer bestimmten Philosophie nicht ihre Bestimmtheit, ihre Einseitigkeit und Endlichkeit, sondern gerade das an, was in ihr Philosophie ist. Der Kritiker sondert hier nicht die Philosophie von dem Philosophen; er identificirt sich nicht mit seinem Wesen, macht sich nicht zu seinem anderen Ich, nm in dieser mystischen *Unio essentialis* die von Außen unvernünftliche Stimme der Idee zu erlauschen, die den Philosophen bei der Schöpfung seiner Werke beseelte und begeisterte. Er hat stets andere Dinge in seinem Kopfe, als sein Gegner; er kann seine Idee sich nicht assimiliren und folglich nicht mit seinem Verstande zusammenreimen; sie bewegen sich in dem leeren Raume seines eignen Selbstes wie epikuräische Atome durcheinander, und sein Verstand ist der Zufall, der sie durch besondere äußerlich angebrachte Häkchen zu einem scheinbaren Ganzen zusammenbringt. Der einzige gültige, der objective Maassstab, die Idee des Systems, welche die allgegenwärtige Seele, die selbst in den großen Widersprüchen noch gegenwärtige Einheit desselben ist, ist ihm entweder gar nicht oder nur in einer selbstgemachten schlechten Copie Gegenstand. Er befindet sich daher auf dem Gebiete seines Gegners in ein weltfremdes Land versetzt, wo ihm nothwendig alles so wunderbar, so „neuholländisch“ vorkommt, daß „ihm Sehen und Hören vergeht“, daß er selber nicht mehr weiß, ob er wacht oder träumt und vielleicht bisweilen, jedoch gewiss nur in den flüchtigen Momenten seiner *intervalla lucida*, sogar an der Identität seiner Person und der Richtigkeit seines Verstandes zweifelt. Die edelsten harmonisch verbundenen Gestalten tanzen in den abenteuerlichsten Verschlingungen als ungereimte fratz-

hafte Figuren vor seinen betroffenen Augen vorüber, die erhabensten Aussprüche der Vernunft klingen wie sinnlose Kindermärchen an seinen Ohren vorbei. In seinem Kopfe findet er wohl auch den philosophischen Ideen analoge Vorstellungen oder Begriffe vor, und besitzt an ihnen einige nothdürftige Anhaltspunkte, aber nur zu dem Zwecke, um damit den Philosophen als einen Verbrecher am gemeinen Menschenverstande an das Kreuz zu schlagen. Denn diese Begriffe kennt er nur in einem ganz beschränkten Maasse und hält dieses Maass für das Gesetz ihrer Gültigkeit; werden sie über diese enge Gränze ausgedehnt, so verliert er sie aus dem Gesichte; sie versteigen sich für ihn in den blauen Dunst des Unerreichbaren als Phantasmen, die jedoch der Philosoph vermittelt eines geheimen, bis jetzt indess noch unerklärten Kunstgriffs gleichsam als das *Second Sight* seiner Vernunft hypostasirt. So wurde z. B. die Identität des Realen und Idealen für eine Hypostase des Satzes:  $A = A$ , Spinoza's Idee der Substanz für eine Hypostase des logischen Begriffs der Allheit oder des Connexus zwischen Grund und Folge erklärt; eine Erklärung, die eben so viel sagt, als wenn ein Naturhistoriker, der aus enormer Beschränktheit seiner Erfahrung und Kenntnisse die Grösse der Natur in seiner Zone für ihr absolutes Maass hielte, den Ricinus, wie er in Afrika und Asien als gewaltiger Baum existirt, um seine Wirklichkeit wegzuläugnen, für die Hypostase einer überspannten Vorstellung von der elenden Stauden, in welcher er bei uns erscheint, erklären wollte.

In diese zweite Klasse der Kritik gehört auch Bachmann's Schrift gegen Hegel. Den ausführlichen Beweis hiervon liefert die Gegenschrift von Rosenkranz, der ihm in einem zwar sehr derben, aber eben deswegen angemessenen Tone, und obgleich manche schwierige Materien nur leicht berührend, doch gründlich geantwortet hat. Hier können zur Bestätigung dieses Urtheils nur einige Beweise gegeben werden.

Gleich schon von Vorne herein bei seinen Einwürfen gegen Hegel's Lehre von der Identität der Religion und Philosophie beweist B., daß er den Begriff der Identität, wie Hegel sie bestimmt, nicht verstanden hat; sonst hätte er nicht, um nur dieses zu erwähnen, das Beispiel von Menschen, die Religion hätten, ohne zu philosophiren — ein Beispiel, das übrigens an und für sich verwerflich ist, denn bei Menschen, wie den Frauen, die keine Philosophie haben, ist eben grade

die Hegel'sche Philosophie — als eine Instanz gegen diese Identität geltend machen können. Denn der Begriff der Identität schließt nach H. den Begriff des Unterschieds nicht nur nicht aus, sondern begreift ihn vielmehr wesentlich in sich; die Identität bläst nicht das Licht des Verstandes, den Unterschied aus; sie ist Identität nur als Identität Unterschiedener. Wenn daher H. die Identität zweier Gegenstände behauptet, so ist damit nicht gesagt, daß kein Unterschied zwischen ihnen Statt finde, daß sie so *sans façon* Eines und Dasselbe sind und nicht in der Welt als besondere Gestalten auftreten können. Der Begriff der Identität in dieser Bedeutung ist aber einer der wesentlichsten, wo nicht selbst der wesentlichste Begriff der Hegel'schen Philosophie; denn er ist nur der formelle Ausdruck von der absoluten Idee derselben: daß die Substanz Subject, d. h. populär ausgedrückt, Gott wesentlich Persönlichkeit, eine sich in sich selbst unterscheidende Einheit ist. Wer daher diesen Begriff nicht oder — es ist ziemlich eins — falsch versteht, hat schon im Voraus seine Kritik um allen Credit gebracht.

(Der Beschluß folgt.)

## LXII.

*Reise auf dem kaspischen Meere und in den Kaukasus, unternommen in den Jahren 1825 und 1826 vom Dr. E. Eichwald, Professor an der Kaiserl. Universität zu Wilna. Stuttgart 1834, 8. Erster Theil.*

Das Erscheinen eines Werkes, wie das vorliegende, in demselben Jahre mit dem Parrot'schen über den Ararat widerlegt hinlänglich die Vorwürfe, die Klapproth in seiner neuen Edition von Gildenstädts Beschreibung von Georgien den russischen Gelehrten gemacht hat, daß sie sich eben nicht sehr um die genauere Erforschung der kaukasischen Länder bekümmerten. Vielmehr giebt auch dies Werk von Eichwald wiederum von der Ausdauer, dem Eifer und der Gründlichkeit, womit diese Männer um die Untersuchung jenes Theiles der Erdoberfläche bemüht sind, die glänzendsten Beweise.

Ueber die Entstehung desselben spricht der Verfasser ausführlich in der Vorrede. Sein Hauptzweck war die Bereisung des kaspischen Meeres und seiner Küsten, weil, was allerdings nicht zu läugnen ist, die Arbeiten Gmelins über dieses merkwürdige Binnenmeer nicht mit der Gründlichkeit und Sorgfalt ange stellt sind, wie die übrigen Theile der großen unter der Kaiserin Katharina unternommenen naturhistorischen Unternehmungen; die Mittel zur Erreichung jenes Zweckes zu erhalten, machte der Verf. zu einer Bedingung seiner Versetzung an die Universität zu Kasan, und die russische Regierung unterstützte ihn mit der gewohnten Liberalität; eine Corvette wurde zu seiner Disposi-

tion gestellt, und Eichwald hatte nur zu bedauern, daß die Größe dieses Schiffes, das zu längliche Festhalten an dem von ihm eingereichten Reiseplane und in Persien die Eifersucht der oberen Beamten dem Unternehmen oft hinderlich in den Weg traten. Auf jenem Schiffe befuhr er im Jahre 1825 das Meer nach allen Richtungen, und blieb den darauf folgenden Winter in Baku; eine Verlängerung seines Urlaubes gestattete ihm darauf, das Jahr 1826 zu Reisen nach Georgien und dem Kaukasus anzuwenden, deren Schilderung der zweite Theil gewidmet sein wird. Denn der erste, der mit des Vorfassers Ueberwinterung zu Baku schließt, handelt nur vom kaspischen Meer und seinen Küsten.

Was nun dies Werk im allgemeinen betrifft, so erkennt man in dem Verf. leicht nicht bloß den besonnenen und vorurtheilsfreien Beobachter, sondern auch den streng wissenschaftlichen Naturforscher, und diese Eigenschaften erheben sein Werk für unsere Kenntniß jener Gegenden unbedingt zur Hauptquelle. Der Verf. ist als Naturforscher vorzugsweise Zoolog; deshalb war Erforschung der den kaspischen Ländern eigenthümlichen Thierwelt ihm ein Hauptzweck. Die Vermuthung, mit der er die Reise antrat, daß diese Gegenden mehr Thiere enthielten, als man gewöhnlich annimmt, bestätigte sich vollkommen; die Zahl der neuer entdeckten Thiere, besonders in den niederen Ordnungen, ist gar nicht unbedeutend, obschon die verhältnißmäßig auffallend geringe Zahl organischer Wesen, die das Meer selbst bewohnen, eine merkwürdige Folge ohne Zweifel der Beschaffenheit seines Wassers, sich gänzlich bestätigt hat. Doch auch der Botanik hat der Verfasser große Aufmerksamkeit gewidmet, er verspricht in der Vorrede besondere zoologische und botanische Werke, in denen er die neu entdeckten Thiere und Pflanzen genauer schildern wird, Werke, deren Bekanntmachung den Naturforschern nur erwünscht sein kann. Mit fast noch größerer Sorgfalt hat Eichwald endlich die Geologie jener Gegenden bearbeitet, und die Schilderung der tertiären Felsen, welche das Becken des Meeres einfassen, zu Tüch-Karagan, Tarki, Derbend und Baku, so wie der primitiven Gebirge um den Balkhan'schen Busen ist wahrhaft gelungen zu nennen. Dabei ist aber noch ganz besonders die auf das sorgfältige Studium der Versteinerungen gewandte Aufmerksamkeit zu rühmen, schon deswegen, weil der Verf. den, so viel uns bekannt ist, hauptsächlichsten Beweis für den früheren Zusammenhang des kaspischen Meeres mit dem schwarzen darin gefunden hat, daß viele der jetzt in den tertiären Gebirgen um das kaspische Meer versteinert vorkommenden Muscheln nur im schwarzen Meere noch lebend gefunden werden.

Was das geographische Element betrifft, so erscheint auch dieses keinesweges vernachlässigt. Zwar fehlten dem Verf. gute Instrumente, oder sie wurden bei dem Aufenthalt auf dem Schiffe bald unbrauchbar, auch hinderte die stets nur beschränkte Zeit, die auf dem Lande zugebracht werden konnte, nicht weniger als die Gefahr vor den unruhigen Gebirgsvölkern das Eindringen in das Innere, dennoch fehlt es gar nicht an sehr schätzenswerthen Beobachtungen über das kaspische Meer selbst und einzelne Theile seiner Küsten, und die Bemerkungen über

das Küstenland von Baku bis Sfallian am Kur, über den District von Baku, die Gegend um Derbend, so wie die Schilderung des Balkhanschen Busens und der Insel Tschelékán an der Ostküste des Meeres füllen Lücken in unseren geographischen Kenntnissen sehr zweckmäßig aus. Namentlich wird man die Untersuchung des letztgenannten Meerbusens und seiner berühmten Flußmündungen, ohne Zweifel des Restes der alten Oxusmündungen, interessant finden, und es kann darnach und nach den von Muravjeff in dieser Gegend eingezogenen Nachrichten, die sich hier im Auszuge mitgetheilt finden, über diesen vielbesprochenen Punct kaum ein Zweifel mehr obwalten.

Nicht weniger interessant, als dieser Theil des Werkes, werden für die Geographen die ethnographischen Schilderungen des Verf. sein, da die Wichtigkeit der Ethnographie zwar für jeden Theil des Erdbodens, doch für Asien als ganz besonders groß anerkannt ist, und jeder Beitrag zur genaueren Kenntniß der so vielfachen Völkerformen dieses Erdtheiles beachtungswerth erscheinen muß. Wir machen aber besonders aufmerksam auf die Bemerkungen über die jetzige Bevölkerung der Districte Derbend und Baku, die man gewöhnlich tatarisch nennt, über die Truchmenen der Insel Tschelékán und über die Dialecte, die an der Südwestküste des Meeres gesprochen werden, wo die Nachrichten über das Tat (den Vulgärdialect von Baku) und die Sprachen von Talisch und Shilan, (man sehe p. 393 ff. und p. 484 ff.) zu beweisen scheinen, daß die gewöhnlich für tatarisch gehaltene Bevölkerung jener Gegenden eine ursprünglich persische gewesen ist, ein Resultat, das auf die Geschichte der so wichtigen Länder um die Mündung des Kur ein neues Licht wirft.

Der Verfasser hat sein Buch in Kapitel eingetheilt, deren jedes alle Nachrichten umfaßt, die sich auf einen der besonders genau untersuchten Puncte beziehen. Im ersten erzählt er die Reise von Kasan bis Astrachan, im zweiten schildert er diese Stadt, im dritten die gefährvolle Reise von da auf der stark versandeten Wolga bis zur Mündung. Die Ueberschriften der übrigen Kapitel geben eine Uebersicht der ganzen Reise in der Ordnung, wie der Verf. die einzelnen genauer geschilderten Orte besucht hat. Es sind Tückkaragan, Tarki, Derbend, Baku, der Balkhansche Busen, Tschelékán (die sogenannte Naphthainsel der Charten), Astrabad, Mazenderan (wo Eichwald Medchedsär und den Hauptort Balfrusch besuchte), Shilan (wo die persischen Behörden ihm die Landung untersagten), der zweite Aufenthalt in Baku und endlich Sfallian, wohin der Verf. im Frühjahr 1826 zur Untersuchung der großen Fischereien im Kur zu Lande reisete.

Bei so vielem Guten, was dies verdienstvolle Werk liefert, bedauern wir es, daß der Verf. eine Klippe nicht ganz vermieden hat, auf die freilich heutzutage Reisebeschreiber sehr gewöhnlich gerathen. Ein glänzendes Beispiel in diesem Zweige der Literatur, das bis jetzt noch als unübertroffenes Meisterstück dasteht, hat eine ganz neue Manier hervorgebracht. Man begnügt sich jetzt nicht mehr, wie es doch sonst der Fall war,

und auch noch sein sollte, nur seine Beobachtungen und etwa den Zusammenhang, in dem dieselben mit den früher von Andern gesammelten Erfahrungen stehen, anzugeben, sondern man unterbricht die Schilderung durch einzelne, ganz selbstständige Untersuchungen geschichtlichen oder naturwissenschaftlichen Inhalts, deren Verbindung mit der Hauptsache häufig nur sehr lose ist, und die, so schätzenswerth sie auch immerhin sein mögen, hier jedoch gar nicht als eine Verschönerung, vielmehr störend und ungehörig erscheinen. Wir wollen offen gestehen, daß wir diese Sitte gar nicht billigen können, und daß wir Reisewerke, wie die von Vancouver, Krusenstern, Pallas, vor allen Burkhardt als die einzige Richtschnur für Werke der Art ansehen können. Der Verf. hat sich dieser neuen Manier auch bequemt, obwohl viel gemäßigter, als andere Schriftsteller unserer Zeit, die wir leicht nennen könnten, und lange nicht in dem erstaunlichen Uebermaas, wie der Franzose Freycinet, in dem diese neue Methode ihren Culminationspunct erreicht hat. Wir wollen es vielleicht noch entschuldigen, wenn Eichwald durch die Liebe zu dem behandelten Gegenstande sich, und nicht eben selten, zur Mittheilung von Trivialitäten hat verleiten lassen, die der Wissenschaft gar nichts nützen können. Aber es fehlt auch sonst nicht an wissenschaftlichen Abschnitten, die hier ganz unpassend erscheinen, so die Untersuchung über die Natur des Naphtha (im siebenten Kapitel), die, so beachtungswerth sie auch immerhin ist, doch nur in ein mineralogisches Werk gehört. Aber ganz besonders mangelhaft erscheinen die historischen Abschnitte, mit denen der Verf. sein Werk auszuschnücken für nöthig gefunden hat, obgleich die Geschichte augenscheinlich seine schwache Seite ist. Dahin müssen wir rechnen den Abschnitt über die Nachrichten, die sich bei den classischen und arabischen Autoren über das heilige Feuer in Baku finden, die Bemerkungen über die Inder bei Gelegenheit desselben Feuers, (wo der Verf. p. 180 doch wohl hätte wissen sollen, was die Inder mit dem Worte Krischni bezeichnen wollten,) die noch dazu nicht gut gewählten Auszüge aus Ritters Geographie, die historisch-politischen Raisonsnements über die Perser, endlich aber, was gewiß kein Leser hier vermuthen wird, die Geschichte der ersten arabischen Chalifen (p. 168 ff.), und das gar in dieser Form, die auch ohne die Schreibart Moawie (für Moawijah) in ihrer ganzen Oberflächlichkeit den Ursprung nicht verläugnen kann. Dergleichen entstellt dies sonst so schätzbare Werk.

Beigegeben findet sich eine Charte des kaspischen Meeres, die, wie die Vorrede angiebt, nach der des Capitain Kolotkin, bis jetzt bekanntlich der besten, die es giebt, entworfen, und an einzelnen Stellen vom Verf. selbst verbessert ist. Wie sehr ungenau sie dennoch ist, beweiset grade das Werk an vielen Stellen bestimmt. Beachtungswerth ist aber das dabei befindliche Nivellement des Plateaus des sogenannten Truchmenenisthms zwischen dem kaspischen Meer und dem Aralsee.

Meinicke.

April 1835.

*Hegel. Sendschreiben an den Hrn. Dr. C. F. Bachmann von Dr. K. Rosenkranz.*

(Schluß.)

Von derselben Art nun, wie seine Einwürfe gegen die Identität der Religion und Philosophie, sind auch die Vorwürfe, daß H's. Philosophie an der Logik und Phänomenologie einen doppelten ersten Theil habe, daß H. erst am Ende von Gott handle, und seine Ausstellungen an den Sätzen, daß die Philosophie immer erst aus einem Bruch der Wirklichkeit hervorgehe; und die der Zeit nach späteste Philosophie auch die concreteste sei — Punkte, die bis auf den letztern R. gründlich beleuchtet hat. Wie zur Zeit des ärgsten Verfalls des römischen Reichs nach Ammian die römischen Richter und Anwölde, wenn sie die Namen berühmter Rechtsgelehrten hörten, dabei nur an fremde Fische und Eswaren dachten, so denkt B. bei den Sätzen H's., bei den Worten Identität, Vernunft, Logik stets nur zwar nicht an ausländische, sondern an die ganz gemeinen inländischen Producte seiner eignen Vorstellungen, die er theils schon vorrätig in sich hat, theils sich erst von den Begriffen seines Gegners macht, und es ist daher natürlich, daß aus diesem Conflict von den Begriffen H's. und seinen eignen Vorstellungen das tollate Zeug hervorkommt. So ist es nach H's. d. h. nach der Bachmann-Hegel'schen Logik Gott selbst, „welcher in seinem ewigen Wesen vor der Schöpfung durch einen nothwendigen logischen Process sich in die kategorischen und andern Schlüsse verwandelt, sich selbst definirt, eintheilt, urtheilt, beweist, um sich zuletzt als absolute Idee zu finden.“ Eine Auffassung, ganz in dem Stiele, in welchem man Spinoza vorwarf, daß nach ihm, weil alle Dinge in Gott selbst seien, Gott sich selbst esse, verdaue und secernire. Bei seinen Vorstellungen von der Logik und der Vernunft, die nach ihm nur eine „besondere Richtung? unserer Seelenthätigkeiten ist, die zu ihrer eigenen Entwicklung der Unterstützung? der übrigen, so wie des ganzen kunstre-

chen Apparates? bedarf, den wir unsern Leib nennen,“ geht es sowohl aus der Bachmann'schen als Hegel'schen Logik — in diesem Punkte coincidiren beide auf eine merkwürdige Weise — mit Nothwendigkeit hervor, daß ihm überhaupt die Logik H's. und die Bedeutung, die er ihr giebt, rein phantastisch und concentrisch erscheint. In der Idee von der Identität der Logik und Metaphysik erblickt er weiter nichts als einen „zauberischen Glanz, der die Jugend, die ohnedies gewöhnlich oben hinaus will, leicht besticht.“ Indefs hierin ist B. vollkommen zu entschuldigen. Diese Idee findet selbst bei Köpfen Anstoss, die H. besser verstehen als B. Zur Erläuterung dieser Idee sei daher nur so viel gesagt. Wenn die Gesetze der Welt nicht auch die Gesetze unsers Denkens sind, wo sie aber natürlich aufhören in der Form von Gesetzen zu existiren, und sich zu freien Selbstbestimmungen des Geistes erheben, und umgekehrt, wenn die allgemeinen und wesentlichen Formen, in denen wir denken, nicht zugleich allgemeine und wesentliche Formen der Dinge selbst sind; so ist überhaupt keine reale Erkenntniss, keine Metaphysik möglich, so ist in der Welt ein absoluter Hiatus, ein absolutes Vacuum, ein absoluter Unsinn, und dieser absolute Unsinn, dieses existirende Non-Ens, dieser faule Fleck ist unser Geist selbst, so ist unsere Vernunft selbst weiter nichts als das Ens Rationis einer absoluten Unvernunft. Aber was berechtigte uns auch zu dieser Annahme? Stecken wir denn etwa bloß bis ans Herzgrübchen, bis an den Hals oder gar nur bis an den Nabel, und nicht vielmehr bis über die Ohren mitten drinn in den Fluthen des Weltmeers? Ist in uns die Continuität mit ihm abgebrochen? Ist unser Geist oder Selbst oder wie man es nennen mag ein außer der Welt in Nichts in sich webendes Nichts? Sind unsre Hirngespinnste ohne innern Zusammenhang mit dem großen Gewebe des Weltalls? Sind wir nicht gerade in dem Innersten unserer Subjectivität frei von der Schranke der Subjectivität? Ist nicht der Geist selbst die aufge-

schloßne tiefste Tiefe des Weltalls? Sind wir nicht in jedem Acte der Lebensthätigkeit in einem und demselben Momente zugleich in uns und außer uns? Sind wir in der Außenwelt nicht bei uns selbst, und in unserer Innenwelt nicht zugleich in der realen Welt? Fasse man auch das Denken nur als eine Kraft und zwar als eine besondere Kraft auf, so ist es doch eine *reale*, positive Kraft, eine dem Menschen immanente, substantielle Kraft, eine Kraft, durch die er nur ist, was er ist, die nicht fehlen kann, ohne die er aufhört, Mensch zu sein, aufhört folglich, zu *sein* — denn das *Menschsein* ist das *Sein* des Menschen — eine Kraft, die also sein *Sein* selbst constituirt, an die es wesentlich gebunden ist. Ist nun aber unser Sein ein der Welt, der Natur, der Objectivität oder wie man es benennen und fassen mag, accidentelles, oder nicht vielmehr in ihrem Sein und Wesen nothwendig enthaltenes Sein? Ist also das Denken als eine unser Sein constituirende Kraft nicht auch eine dem Sein und Wesen der Objectivität nicht accidentelle Kraft? Ist es nicht *Sein im Sein*? Ist es eine *extramundane* oder nicht vielmehr eine in der Kraft der Welt selbst immanente, eingeborne Kraft? Ist es nicht zugleich eine eben so subjectiv, als objectiv reale Kraft? Ist es also nur ein illusorischer Gedanke, daß die allgemeinen wesentlichen Denkbestimmungen, die Bestimmungen, durch die das Denken *Denken* ist, zugleich allgemeine, wesentliche Sachbestimmungen, daß folglich die logischen Formen zugleich metaphysische, die innere Natur der Dinge ausdrückende und enthaltende Bestimmungen sind? Ist es nicht unmöglich, daß, wenn die Logik nicht schon Metaphysik ist, wir je, wir mögen auch anfangen, was wir wollen, zu einer Metaphysik kommen, wenn sie uns nicht etwa im Traum von Gott beschert wird? Ist die Idee von der Einheit der Logik und Metaphysik nicht also eine die Natur des Denkens selbst ausdrückende, ihr adäquate Idee? Liegt diese Idee nicht jeder tiefern Philosophie zu Grunde? Hat H. etwas andres gethan, als daß er sie aus ihrer Verborgenheit mit ausdrücklichen Worten zum Bewußtsein hervorhob? Sind nicht schon die Kategorien des Aristoteles, unter denen er selbst den Raum und die Zeit aufzählt, inwiefern sie Behauptungen, Prädicamente sind, die wir im Denken und in der Sprache anwenden, logische, inwiefern sie aber von den Dingen selbst gelten, reale Eigenschaften an ihnen bezeichnen und ausdrücken, metaphysische Bestimmungen? Wenn aber die allgemeinen Denkbestimmungen

zugleich wirklich reale Bestimmungen sind, sind sie dann nicht *an und für sich* allgemein? Sind sie aber als *an und für sich* allgemeine Bestimmungen nicht höhern Ursprungs als wir selbst und die Dinge außer uns, sind sie nicht göttlichen Ursprungs und Wesens? Ist es nun aber nicht ein lächerlicher Mißverstand, zu meinen, daß, wenn die logisch-metaphysischen Bestimmungen in ihrer *Totalität*, in ihrer *Absolutheit*, kurz sie, wie sie in ihrem *wahren Wesen* sind, zu Bestimmungen des göttlichen Wesens gemacht werden, sie auch *so*, wie sie der Philosoph erfasset, wie sie in der Erscheinung auf dem Papier nach einander auftreten, kurz sie in ihrer Verendlichung, Vereinzelung und Besonderung, die sie in der wissenschaftlichen Exposition für den Menschen nothwendig erfahren, zu Bestimmungen Gottes gemacht werden? Wenn wir die moralischen Bestimmungen des Menschen in ihrer Totalität und Absolutheit zu Prädicaten Gottes, und Gott in der Bestimmung des absolut Guten zum Princip der Moral machen, wäre es nicht lächerlich, daraus zu folgern, daß nun auch die Tugenden, wie sie in einem Compendium der Moral nach einander distinguirt und specificirt werden, die Tugenden der Keuschheit, Mäßigkeit, Ehrlichkeit, Sparsamkeit, des Patriotismus, der Elternliebe u. s. w. zu Prädicaten Gottes gemacht würden? Hätte doch lieber B. dem H. vorgeworfen, daß Gott nach seiner Logik aus drei Bänden besteht, wovon der erste 334, der zweite 282, der dritte 400 Seiten ausmacht, so daß der ganze Inhalt Gottes netto 1016 Seiten beträgt, daß folglich Gott im Jahre des Heils 1813 in Nürnberg bei Schrag zum ersten Mal in seinem Leben das Licht dieser Welt erblickt hat, so wäre er vielleicht gerade durch diese Consequenz seiner Folgerungen zur Einsicht in die Ungereintheit seiner Auffassungsweise gekommen.

Da schon in der Logik Bachmann-Hegels oder Hegel-Bachmanns, wo es doch vor allem mit rechten Dingen hätte zugehen sollen, so tolles Zeug vorkommt, daß Gott darin sich in die verschiedenen Syllogismen verwandelt, so kann es uns nicht wundern, wenn es von ihm in der Geistesphilosophie, wo es von jeher in den Köpfen der Menschen gespukt hat, heißt, daß er erst durch die Natur und die verschiedenen Stufen der Bildung zu sich selbst komme, daß Hegel (respect. Bachmann-Hegel) „nicht nur der Sohn Gottes, sondern der heilige Geist selbst sei, daß Gott nicht zum vollkommenen Bewußtsein seiner selbst gekommen wäre, wenn

er sich nicht in den Philosophen Hegel verwandelt hätte." Denn hätte B. die Logik H.'s begriffen, hätte er den Begriff seiner Methode — der wichtigste, unerläßlichste Begriff, um H. richtig zu erkennen und zu beurtheilen, weil gerade sie es ist, die am leichtesten zu den größten Mißverständnissen Anlaß giebt — erfaßt, so hätte er ihm nicht ein solches *crimen laesae Majestatis* Gottes aufbürden können, als dieser Vorwurf enthält. Nach H. kann nämlich das *wahrhaft Erste* nicht am Anfange der Wissenschaft stehen. Das, was das Erste ist, muß sich als das Erste beweisen; als solches kann es sich aber nur erweisen, wenn es sich als den Grund darstellt, auf den Alles zurückgeführt und bezogen werden muß, um in seiner Wahrheit erkannt werden zu können; erst im Resultate der Wissenschaft erhellt daher, was wahrhaft das Erste ist. Das, worin ich an ein Ende komme, worüber ich nicht mehr hinauskannte, das, was ich nicht mehr weiter auf ein Höheres als auf seinen Grund reduciren kann, erst dieses Letzte, dieses Unerläßliche ist das wahrhaft Erste. So ist das Sein in der Logik nur das subjectiv, das scheinbar Erste, die Idee dagegen das wahrhaft Erste. Die absolute Idee windet sich nicht durch die Gestalten des Wesens und Seins, wie ein Schmetterling durch die Metamorphosen der Puppe und Raupe hindurch, um endlich im Lichte des Bewußtseins zu sich selbst zu kommen. Es ist nur der Philosoph, der am Schlusse der Logik sich zum Bewußtsein der Idee erhebt. Sie entsteht nicht für sich selbst, sondern nur für ihn, und sie entsteht nur für ihn, damit er mit dem ersten Blick, womit er sie erschaut, erkennt, daß sie ewig und unentstanden ist. Sie entzieht sich im Anfang nur seinen Blicken, damit er um so tiefer von der Herrlichkeit und Allmacht ihres Lichtes ergriffen werde. Sein und Wesen sind Räthsel, die erst in der absoluten Idee ihre Lösung und wahre Bedeutung finden, sind nur die Beweise, daß nicht sie, sondern die Idee das absolut Erste ist, welches sie als das allein Voraussetzungslose voraussetzen. Die Idee ist wohl in sich selbst nach H. Proceß, Resultat ihrer selbst, Leben, aber nur im Verlauf der wissenschaftlichen Exposition legt sich dieser ewige Proceß, in dem weder Anfang, noch Ende, kein Vorher, kein Nachher ist, so auseinander, daß erst im Resultate, am Schlusse das wahre Princip erkannt wird. Die Methode der Logik ist nun bei H. die absolute Methode, folglich auch die Methode der übrigen philosophischen Wis-

senschaften. Alles wird im Prozesse des Werdens dargestellt, überall mit dem Abstracten, dem Einfachsten angefangen, um endlich zu dem zu kommen, was als das *Non plus ultra*, als der *Terminus ad quem* zugleich als der wahre *Terminus a quo* sich erweist. So wenig nun die absolute Idee in der Logik (realiter) zu sich selbst kommt, so wenig kommt Gott (realiter) durch den Verlauf der Natur und Geschichte zu sich selbst, so daß Gott erst ohne Bewußtsein gewesen — was eine absolute Absurdität wäre, denn der Begriff des Bewußtseins schließt alle reale Entstehung von sich aus — und dann hinderein erst im Menschen zum Bewußtsein herangekrochen wäre. Das Selbstbewußtsein Gottes ist vielmehr das absolut Erste, aus dem Natur und Menschheit entsprang, wie die absolute Idee der Grund des Seins und Wesens ist. Der menschliche Geist hat überhaupt zu Gott dasselbe Verhältniß, das der Philosoph zur absoluten Idee hat. Die Philosophie ist freilich nicht die absolute Idee in höchsteigener Person, aber sie ist das Bewußtsein von dem Selbstbewußtsein der absoluten Idee; hierin liegt ihr Unterschied von ihr, wie ihre Identität mit ihr. Gott erkennt sich wohl im Menschen selbst, indem der Mensch Gott erkennt, aber dieses Sich-Erkennen Gottes im Menschen ist nur eine Wieder-Erkennung, eine Verdopplung seiner ursprünglichen, vom Menschen unabhängigen Selbst-Erkennnis; unsre Vorstellungen von Gott, in denen er uns gegenwärtig ist, sind nur Vorstellungen von den Vorstellungen, die Gott von sich selbst hat und in denen er sich selbst gegenwärtig ist.

Da bereits in der Logik und Psychologie H. bei dem Examen, dem ihn B. unterwarf, mit Schande und Spott abgefahren ist, so kann es uns auch nicht im Mindesten wundern, wenn er endlich auch mit seinem Naturrecht bei ihm durchfällt. Als Probestück des Geistes seiner Kritik und Auffassungsweise philosophischer Begriffe diene daher nur noch folgendes Beispiel. Der treffliche, eben so tiefe als wahre Begriff, den Hegel von dem sittlichen Wesen giebt, wie es sich in der Familie verwirklicht, soll der Wirklichkeit widersprechen und folglich nichts taugen, indem „manche Familien sehr verdorben und tief gesunken sind, in anderen bloß einzelne Glieder und nur in sehr wenigen alle Glieder auf einer hohen sittlichen Stufe stehen." Du lieber Himmel! Soll denn der Philosoph den Begriff einer Sache nicht von ihrer wahren, sondern von ihrer lügenhaften unvollkommenen

Existenz abziehen? Soll er das Wesen der Poesie etwa nach den Exemplaren eines Gottsched darstellen? Sollen verkrüppelte Bastarde oder nicht vielmehr die genuinen Erzeugungen die Modelle des Philosophen sein? Sollen ihm nicht die reinsten Bilder bei der Erzeugung seiner Begriffe vorschweben? Wenn B. uns dereinst ein neues philosophisches System geben will, und es schweben ihm bei der Erzeugung seiner Begriffe dieselben Bilder vor, die bei der Kritik H's. ihm vorschwebten, was wird doch das Product seiner philosophischen Schäferstanden für ein Geschöpf sein? Dafs übrigens B. selbst in der populären Sphäre der Hegel'schen Philosophie nicht nur nicht einen richtigen Gebrauch von seiner Vernunft, sondern auch nicht einmal von seinen Augen machte (vergl. Rosenkranz z. B. p. 108. 109.), kann nur dem auffallen, der nicht weiß, dafs dergleichen Empiriker, wie B. einer ist, gerade nur da Idealisten sind, wo sie Realisten sein, ihre Sinne öffnen sollten, und gerade da nur Realisten, wo allein der Idealismus die wahre Empirie ist, das einzige Organ, eine Sache in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit zu erkennen.

Ludwig Feuerbach.

### LXIII.

1. *Vindobonae apud Ioann. Bapt. Wallishausser: Rutaceae. Fragmenta botanica. Auctore H. Schott. 1834. 7 Tafeln mit 14 S. Text. Roy. Fol.*
2. *Ibid apud Eund. Genera Filicum. Auctore H. Schott. 1. u. 2. Lieferung. 1834. Jede Lieferung mit 5 Tafeln und eben so vielen Blättern Text in Quer Fol.*

Das erste der hier angeführten Werke schliesst sich so eng an Hrn. Endlicher's *Meletemata* und *Atakta* an, dafs es kaum von denselben getrennt beachtet werden kann. Die in den *Meletemata* zu einem gemeinsamen Werke vereinten Freunde haben sich nur, wie es scheint, gegenseitig freiere Bewegung suchend, insofern getrennt, dafs jetzt jeder derselben für sich eine besondere Sammlung seiner botanischen Arbeiten, doch in ähnlichem Geiste und mit gleicher Ausstattung herausgibt. Die *Rutaceae* stehen in Text und Ausführung den *Atakta* rühmlichst zur Seite und lassen in keiner dieser Hinsichten etwas zu wünschen übrig. Mit besonderem Vergnügen findet man hier, unter den sieben Tafeln 3, welche nach Ferd. Bauers Original-Zeichnungen von Hrn. Fahrmbacher mit grossem Geschick in Stein radirt sind; sie stellen *Erodia littoralis*, *Acronychia Endlicheri* Schott und

*Geyera salicifolia* dar. Die vier übrigen, von Oberer und Zehner gezeichnet und ebenfalls von Fahrmbacher radirt, halten, sowohl in Hinsicht auf die gediegene und geschmackvolle Behandlung der Gegenstände, als in Betracht der richtigen und scharfsinnigen Auswahl zahlreicher Einzelheiten, jede Vergleichung mit den Bauerschen aus, was gewifs diesen beiden Zeichnern zu nicht geringem Ruhme gereicht. Diese vier Tafeln enthalten *Acronychia Baueri* Schott, (Taf. 3.), *Esenbeckia pilocarpoides* Kunth. (Taf. 5.), *Potembryum Jussieu Schott* (Taf. 6.), und *Colythrum puberulum* Schott. Die von Hrn. Schott neu gebildete Gattung *Colythrum* begreift die Arten der Gattung *Esenbeckia*, welche sich durch aufrecht-abstehende, nicht ausgebreitete und endlich zurückgeschlagene, Kelch- und Blumenkrontheile und durch ein krugförmiges Nectarium unterscheiden; auch zeichnen sich allerdings die hieher gezählten durch eine merklich abweichende Bildung im Ganzen aus. Nach Hrn. Schott gehören, ausser der abgebildeten neuen Brasilischen Art, die er *Col. puberulum* nennt; noch hieher: *Esenbeckia pumila* Pohl., *latifolia* Mart., *febrifuga* Auct. und *Maurioides* Mart.

Die *Genera Filicum*, (n. 2.) halten wir für ein höchst verdienstliches Unternehmen, dem der gedehlichste Fortgang zu wünschen, auch wohl, nach dem vorwaltenden Bedürfnisse eines solchen Werks, mit Zuversicht zu versprechen ist. Nichts kann dem Kenner wie dem Anfänger in dem Studium dieser schönen und interessanten Gewächse willkommener sein, als ein Kupferwerk, dafs mit unbedeutendem Aufwande ihm gute und schön ausgeführte analytische Darstellungen der Gattungscharaktere aller bisher bekannt gewordener Farrenkräuter in die Hände liefert. Sollte sich auch über kurz oder lang die Ueberzeugung allgemein feststellen, dafs wir mit unsern bisherigen Gattungsbestimmung der Farren, ungefähr wie mit unsern Moosgattungen, auf einem rein künstlichen Wege gehen, so wird doch gerade ein Werk, wie das vorliegende, wesentlich dazu beitragen, ja eine Hauptbedingung sein, dafs eine solche Ueberzeugung durch Anschaulichkeit geweckt werde; noch grössere Dienste aber wird es demjenigen leisten, der sich künftig nach naturgemässen Gattungsbestimmungen auf diesem Gebiete umsehen will. Noch wird es ferner den Freunden der urweltlichen Flora sehr förderlich sein, wenn sie die, jetzt durch Hrn. Prof. Göppert in vielen bisher noch unbekannten Formen ans Licht gezogenen und mit denen der jetzt lebenden Farrenkräuter in Beziehung gebrachten Fructificationen jener untergegangenen Farrenvegetation weiter verfolgen und die darüber anzustellenden Vergleichen mit grösserer Bequemlichkeit und Sicherheit auf alle bekannten Formen der noch lebenden ausdehnen wollen, was bei einer solchen Arbeit eben so unerlässlich als schwierig ist.

Hrn. Schotts Bearbeitung seines Gegenstandes scheint uns sehr zweckmässig. Jeder Gattung ist ein besonderes Blatt gewidmet. Jedes Blatt enthält: ein Stück der Frons von einer oder auch von beiden Seiten, den Aderverlauf und die Anordnung der Soren im Zusammenhange darstellend; dann sehr stark vergrössert, ein Stück des Blattnetzes mit einem Sorus, oder mit mehreren, diese einzeln mit und ohne Indusium, den Sorus im Verticaldurchschnitte, geschlossene und geöffnete Kapseln von mehreren Seiten, auch oft nach ihren Entwicklungsstufen vom ersten Sichtbarwerden an, endlich Samen, Drüsen und dergleichen, — selten unter zehn Figuren, gewöhnlich mehr. Alle sind von Hrn. Schott selbst gezeichnet, von Fahrmbacher in Stein radirt, kräftig und bis ins Einzelne mit klarer Sonderung durchgeführt; die meisten blofs im Linearumriss, die Soren im Ganzen aber ausschattirt. — Der Text enthält ausser dem Namen, eine kurze Beschreibung der Gattung, vom Bau des ganzen Gewächses anhebend; dann die Namen einer oder mehrerer dahin gehörenden Species, und zuletzt die Erklärung der Figuren. Die Tafeln, wie die Blätter des Textes, sind unbeziffert, und können in der Folge nach einem beliebigen Systeme geordnet werden. Druck und Papier sind sehr gut.

Nees v. Esenbeck



April 1835.

LXIV.

*Handbuch der Kirchengeschichte von D. J. G.*

*V. Engelhardt. 3 Bde. Erlangen, 1833.*

*Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von*

*H. E. Ferd. Guericke, a. o. Prof. d. Theol.*

*zu Halle. 2 Bde. Halle, 1833.*

Die Kirchengeschichte wurzelt zunächst in dem unmittelbaren Leben der Kirche selbst. Es nimmt sich nämlich in ihr dies Leben, das, obzwar Erscheinung des Geistes, doch, als Erscheinung, *Entäußerung* (an Zeit und Raum) ist, in die Innerlichkeit (des Wissens — als Erinnerung) zurück, und die Fixation desselben in dieser Form, der Niederschlag gleichsam jenes Processes, ist die Geschichtschreibung der Kirche. Sie steht so ursprünglich im Dienste der *Kirche*, ist lediglich kirchliche Lebensfunction.

Naturnothwendig ist dies Verhältniß zuerst gegeben; die Kirchengeschichte daher der Abhängigkeit von dem Mutterschooße des Lebens, welcher sie trägt, sich noch gar nicht bewußt, und in dieser Unbewußtheit auch noch nicht Wissenschaft, nur einfache Tradition des *Gedächtnißinhalts* der Kirche. Als *Chronik* somit beginnt sie und setzt sie sich fort, so lang jener Inhalt nur eben Gedächtnißinhalt ist.

Mit der Reformation indessen erwacht im Leben der Kirche selbst die *Reflexion* über ihre Entwicklung. Das Licht, in dem sich diese ihr darstellt, *bricht* sich in sich; der Faden der Tradition zerreißt. Da kann nun die Kirchengeschichte nicht mehr nur Reproduction der Erinnerung der Kirche bleiben; sie muß vielmehr das *Urtheil* an diese heranbringen oder den Stoff auf ein vorausgesetztes Princip beziehen. Es kann dies freilich zunächst nur dem *Lebensboden* entstammen, worin sie bis dahin wurzelte, und so setzt sie denn protestantischer Seits wie römischer sich als Zweck, dort den Fortschritt und hier den Stillstand *vermittelt* ihrer zu

legitimiren. Durch das *Bewußtsein* aber um diesen Zweck und dadurch, daß sie sich in den Dienst der Kirche jetzt vielmehr *stellt*, als in ihm steht, erhebt sie sich erst zur Wissenschaft.

Allein noch ist sie so nicht *freie* Wissenschaft. Denn was sie beherrscht und bestimmt, ihr *Interesse*, ist nicht sie selber, vielmehr das kirchliche Leben *als solches*. Der weitere Fortschritt setzt demnach die Abstraction von diesem, dem sie als *Mittel* bisher nur *diente*, voraus. Es ist dies freilich ein *negatives* Thun, ja sein Extrem sogar die Verlängnung der Kirche selbst in ihrer Geschichte. Doch kann die Wissenschaft so nur dahin gelangen, sich *in sich selbst* als *Zweck ihrer selbst* zu erfassen.

Zuvörderst nun hebt diese Thätigkeit damit an, daß die kirchliche Reflexion als solche vom Inhalt abgelöst wird. Gebrochen nämlich in sich, wie sie als confessionelle ist, wird sie (seit Calixt) als *parteiisch* betrachtet, und an die „Historie“ vielmehr die Forderung gestellt, daß sie „unparteiisch“ d. h. weder römisch noch protestantisch sei. Dies heißt dann weiter, daß sie an sich überhaupt auch nicht die Partei der *Kirche* zu nehmen habe. Es wird z. B. die Unterdrückung der Ketzter als ungerecht dargestellt, der Einfluß der Cäsaropapie urgirt u. s. f. Durch diese Ablösung der Facta von ihrer Betrachtung im Lichte der Kirche gewinnt die *Kritik*, die den Thatbestand untersucht, ein freies Spiel. Daher wird der gesammte Notizenvorrath von Neuem geprüft und verglichen, die Documente durchstöbert u. s. f. Bei dieser Vereinzelung des Stoffes entsteht nun andererseits die Frage nach dessen Zusammenstellung. Die Weise der Centuriatoren wird aufgegeben; zum ersten Mal werden Perioden bestimmt, Realeintheilungen durchgeführt u. s. f. Mit der Composition kommt dann auch die Exposition zur Sprache. Es wird „Eleganz“ des Styles, „geschmackvolle“ Darstellung u. s. w. gefordert. Der Inhalt an sich gilt für trocken; die Form

somit muß ihm Reiz verleihn. Es ist dies die Mosheim'sche Periode.

Hat nun aber so der entfärbte, kahl und dürr gewordene Inhalt seinen Reiz verloren, die Form dagegen (als Forcchung, Kritik, Anordnung u. s. w.) sich geltend gemacht: so ist die weitere Bewegung nun die, daß der Inhalt von dieser *aufgezehrt*, die Kirchengeschichte ein leeres *formelles* Spiel wird. Es ist dies die Henke-Spittler'sche Weise. Die Thatfachen sind hier ein *caput mortuum*, das der breiten Gelehrsamkeit, dem *Raisonnement*, dem Witz u. s. w. zur Folie dient. Die Reflexion, die anfangs im Interesse der Kirche, somit doch *kirchengeschichtlich* wenigstens, sich am Inhalt bethätigte, sodann zwar das kirchliche Interesse aufgab, jedoch noch unparteiisch zu sein sich beflüßte, ist jetzt (in Folge der Aufklärung und des Rationalismus) eine *antikirchliche* und in dieser Richtung *parteiische* geworden. Athanasius z. B. gilt für einen „eigensinnigen Querkopf“, Augustin für einen „entnervten Manichäer“, Gregor VII. für einen „Schurken“ u. s. f. Der Voltaire'sche Ausspruch, daß die Geschichte nur eine Gallerie der menschlichen Thorheiten sei, wird zum Principe auch der Kirchengeschichte erhoben; *ihm* müssen nunmehr die Thatfachen dienen. Es wird die Kritik daher Conjecturalkritik, und was ihr als Grundhypothese gilt, ist, daß das Subject in seiner schlechtesten Endlichkeit, der Unverstand und die Leidenschaft (Ehrsucht, Eifersucht, Rachsucht), die Wurzel gewesen, woraus die Verfassung der Kirche, die Bildung der Dogmen u. s. w. hervorgegangen. Die *Triebfedern* aufzuspüren, versucht sich der Scharfsinn und nennt dies, methodisch durchgeführt, Pragmatismus. In die Hervorhebung desselben, die bald durch feine Satyre, wie bei Spittler, bald durch kecke Derbheit, wie bei Henke, sich noch pikanter zu machen sucht, wird das Hauptverdienst geschichtlicher Darstellung gesetzt, und die Composition ist nur die Einrangirung des Stoffes in ein beliebiges Fachwerk von Rubriken, darein er als einen Mumienkasten eingesargt wird.

In solcher Gestalt nun droht die Kirchengeschichte zur Ironie ihrer selbst zu werden. Sie ist so nicht einmal *Geschichte*, geschweige denn *Kirchengeschichte*. Das Subject ist es mit *seinem* Thun, das den entweihten Thron des Objects usurpirt. Die Form hat, allen Inhalt vernichtend, sich dadurch eben zur reinen d. i. leeren Willkür verflüchtigt. Gehaltlos aber, schwindet sie

in sich selbst zusammen. Die Wissenschaft giebt sie daher verzweifelnd auf und rettet sich in das Object zurück. An die Stelle abstracter Subjectivität tritt nunmehr abstracte Objectivität. Die äußere Erscheinung allein, das *Factum als Factum* soll gelten. Die Forderung der Unparteilichkeit kehrt zurück. *So wenig antikirchlich* als kirchlich, vielmehr *interesselos* soll die Kirchengeschichte sein. Sie habe es lediglich mit Geschehnem, sonach Vergangnem, *Abgethanem* zu thun. Kurz Kirchengeschichte nur will sie sein. Der Reflexion wird möglichst entsagt; die nackte *Erzählung* allein hat Statt. Es ist Schmidt's großes Verdienst, zuerst diesen rein-historischen Standpunct eingenommen zu haben. Die Quellen werden da excerptirt, und diese Excerpte so einfach als möglich zusammengestellt. Ja es kann der Versuch entstehen, die Kirchengeschichte bloß aus Quellencitaten zusammenzusetzen, wie Gieseler's treffliches Lehrbuch zeigt. Der Fleiß der Collation und die Treue der Relation sind jetzt die Hauptdienste. Auf Eintheilung und Darstellung wird nicht viel gegeben. Nur schlicht und kunstlos, „natürlich“, soll beides sein.

In diese Periode der neueren Kirchengeschichtschreibung gehört nun auch das 1ste der oben verzeichneten Werke und findet in dem skizzirten Verlaufe seine nächste Erklärung. Es schließt sich an Schmidt und Gieseler an, indem es nur einerseits kürzer und „übersichtlicher“, andererseits ohne gelehrten Apparat und „im Zusammenhange“ den Stoff „erzählen“ will. p. III. Doch ist sowohl Uebersichtlichkeit als Zusammenhang der Erzählung am wenigsten erreicht, wie sich des Weitern ab bald ergeben wird. Dagegen ist Kürze und Bündigkeit allerdings anzuerkennen. Es ist eine Fülle von Stoff und zwar theilweise des detaillirtesten Stoffes darin zusammengedrängt, so daß die 3 Bde. an factischem Material beinahe so viel enthalten, als die 8 Bde. der Henke'schen Kirchengeschichte. Auch ruht durchgehende das Buch auf der gründlichsten Quellengelehrsamkeit, die jetzt, durch den nachgelieferten 4ten Bd. (der Citate und Literatur enthält), auf's Beste sich documentirt hat.

Was nun den *allgemeinen Charakter* des Werkes betrifft, so signalisirt sich als solcher die oben geschilderte *Objectivität*. Es findet sich nirgends auch nur die leiseste Spur von einem kirchlichen Interesse, und andererseits verräth sich auch nirgends ein antikirchli-

cher, rationalistischer Eifer. *Reine Historie* und weiter nichts: das ist das Princip des Verfa. *Facta an Facta* gereiht: das ist ihm Geschichte. Ein Jude kann sie so gut „erzählen,“ als ein Christ. Es bedarf nur der Resignation auf eigenes Urtheil. *Indifferenz des Subjects* ist die erste Bedingung zu *objectiver* Geschichtschreibung. Denn so nur tritt das Object *allein* hervor, so nur wird *bloße Geschichte* geliefert. Es fragt sich nun: ist dies in *Wahrheit* Geschichte? ist *wirklich* so das Object, wie es leibt und lebt, erreicht? Da stellt sich denn nun sogleich heraus, daß es nur das Object in seiner *Erscheinung*, das *äußere* Object als solches ist, das dieser Standpunct erfassen kann. Denn indifferent d. i. rein empirisch-passiv kann das Subject sich nur zur Erscheinung als solcher verhalten. Ist nun das Object der Geschichte, das Factum, nichts weiter als nur Erscheinung (in Zeit und Raum)? Als solche wäre es ja vom *Naturereigniß* nicht verschieden. Es ist vielmehr *That*, somit Aeufserung der Freiheit, Erscheinung des Geistes. *Factor* des Factums ist also der Geist, und damit sogleich ein *Inneres* in dem Aeufsern gesetzt, daß diesem so wesentlich inhärrt, daß ohne dasselbe das Factum nicht ist, was es ist. Dieses Innere nun, der Geist, der in der Geschichte lebt und webt, ist nur durch *Eingehn des Geistes in den Geist* erkennbar. Nimmermehr läßt er (empirisch) mit Händen sich greifen. Versucht dies dennoch der Empirismus, so zieht das Object sich gleich der *minosa pudica* in sich zusammen und kehrt dem *Draufengelassenen* auch nur die *Aufsenseite* zu. Das Factum erscheint dann nicht mehr als Factum (Geistesact), sondern als bloße Begebenheit (*Zeitereigniß*). So aber ist es nicht mehr es selbst. Es hat daher jene Objectivität keineswegs das ganze und volle Object; sie hat nur die Schale, die äußere Hälfte desselben, und alterirt, indem sie halbirt. Ergiebt sich demnach schon aus dem Begriff des Factums als solchen, daß das Subject sich nicht bloß äußerlich zu ihm verhalten darf, um es als das, was es ist, zu erkennen: so noch vielmehr aus dem Begriff der Geschichte als eines *Systems* von Thatsachen. Sind sie dies wohl, wie sie *erscheinen* (empirisch sich darstellen)? So vielmehr sind sie nur disparate Einzelheiten, in Raum und Zeit auseinandergeworfen. Schon der *verständige* Sinn sucht sie in *Reihen* zusammenzufassen; als halb schon Denken verlangt er noch Einheit und will einen *nexus* haben. Woher nun dieser Zusammenhang, der in der

Erscheinung als solcher nicht ist? Die *Kategorie der Causalität* wird eingeführt. Allein wird nicht so schön das Factum der Form, die es als bloße Erscheinung im Wahrnehmen hat, enthoben? Dringt so nicht das *Denken* schon in den Gegenstand ein? Denn *sein* Gesetz ist doch jene Kategorie. Aber etwa nur ein *Denkgesetz*? In den *Factis* wird es ja aufgesucht. Schon hier also ist eine Einheit von Sub- und Object vorausgesetzt; schon hier sind beide im Wechselverkehr. Und wenn nun das verständige Denken entdeckt, daß das Fragen nach bloßen Ursachen *in infinitum* führt, daß starre Linien nur sich ergeben, kein in sich abgerundeter Kreis; wenn ferner die Einsicht ihm aufgeht, daß so nur ein Scheinzusammenhang angestrebt wird, die wahre Ursache nicht die *Veranlassung*, nicht die *Bedingung* bloß ist, die ja die Möglichkeit nur des Veranlassenen und des Bedingten enthält: wird dann nicht das Denken von seiner Zerstreuung in die Breite zur Concentration in die Tiefe, von außen nach innen getrieben? Und dieses Treibende ist es bloß *sein* Instinct? Die Thatsachen selbst, auch nur als Producte einzelner Geister gefaßt, sind ja aus *Zwecken* hervorgegangen; die Zwecke wiederum setzen *Begriffe* voraus, sind selber Begriffe, Begriffe, die in die Realität sich übersetzen trachten; und diese Tendenz, diese Energie des Begriffs, woher anders, als aus der an und für sich realen *Idee*? So predigt denn das Object nicht minder *Vernunft*, als diese im denkenden Subject sich regt, und volle Genüge ist erst in der vollkommenen Einheit beider zu finden, die durch die Natur der eben so ob- als subjectiven d. h. absoluten Idee vermittelt ist. Von ihr aus ist erst *Wissenschaft* möglich. Denn nun erst gliedern die einzelnen Thatsachen, die die Wahrnehmung nur als isolirte Erscheinungen hat und das verständige Denken nur als Punkte abstracter Linien faßt, der Erkenntniß zu einer Totalität von Momenten, zu einem *System* sich zusammen. Dies Systematische aber legt die Vernunft nicht in die Geschichte hinein; es legt sich ihr, freilich *nur ihr*, aus den Thatsachen selber heraus. Denn wenn die That auf den Zweck, der Zweck auf den Begriff, der Begriff auf die Idee führt: weist sich dann nicht die Idee als die innerste Macht, als der Herzschlag nach, der durch die Geschichte pulsiert? Und dieses Gesetzsein durch die Idee, spricht es nicht unmittelbar schon dadurch aus, daß von der *Bedeutung* einzelner Facta die Rede ist? Damit wird doch gesagt, daß

sie auf ein Höheres deuten, als sie in ihrer bloßen Erscheinung sind, daß dieses Höhere aber als Seele dieselben durchwaltet. Es wird ferner immer die Forderung aufgestellt, daß nur *denkwürdige Facta* die Geschichte bilden. Was heisst dies anderes, als daß der *Gedanke* in ihr sich wiederzufinden strebt, weil er sie aus *seinem* Schooße entsprungen weiß? Drängt so nicht unmittelbar sich die vernünftige Einsicht auf, daß die Idee es ist, die die wahrhaft historischen Facta aus sich herausgebirt, daß ihre Entwicklung sich also in der Geschichte verleiht, und ihre innere Einheit eben so objectiv, in den Thatfachen, als auch subjectiv, in der Wissenschaft, das System sich entfalten läßt? Idee-los demnach, wie die reine d. i. bloß äußere Empirie es versucht, ist eine *Wissenschaft* der Geschichte unmöglich. Denn selbst der Versuch schon setzt die *Ahnung* wenigstens systematischer Einheit in der Geschichte, somit der Idee als ihres Principis voraus. Je klarer sich dies die Forschung macht, um so mehr muß sie auch den äußerlich-peripherischen Standpunkt aufgeben, in das Innre, den Mittelpunkt, dringen, denkende, von dem Licht der Idee geleitete Forschung werden. Dann erst erreicht sie die *wahre* Objectivität, weil nur der Idee das Object, als aus der Idee hervorgegangen, in seiner Fülle und Tiefe offenbar ist. Dem Denken allein erschließt sich die That des Gedankens, dem Geiste nur thut sich der Geist auf. So ist es denn auch die Idee der Kirche allein, die uns den erhabenen Dom der Kirchengeschichte verstehen und wissenschaftlich reconstruiren lehrt. Die Meisterin nur, die ihn aufgeführt, giebt uns auch den Schlüssel dazu. So achtungswerth also die Resignation des Empirismus unsres Verfs. auf falsches Raisonnement ist, die Weihe der ächten *Erkenntniß* geht ihm ab, den gediegenen Kern des Objectes erfasset er nicht. Es *fehlt die Idee der Kirche* und damit der *spiritus rector*, ihrer *Geschichte*.

In diesem Mangel nun sind auch die Mängel der *Anordnung* des Buches begründet. Da jene abstracte Objectivität nur einzelne Facta als diese äußern Erscheinungen kennt, der innre Zusammenhang der Geschichte verschlossen bleibt: ist *systematische Eintheilung*, streng genommen, unmöglich. Denn ohne die Centralität der Idee, die in den Momenten ihrer Entwicklung das wahre *principium dividendi* enthält, fällt

Alles in spröde Bruchstücke auseinander, die höchstens nur *Haufen* und *Massen* bilden. Es ist aber doch nun die Eintheilung nicht zu umgehn, schon um des wissenschaftlichen Aussehns willen. Wie hilft sich also der Empirismus? Er ordnet zunächst nur *im Kleinen* an, indem er die einzelnen Bruchstücke theils (und hauptsächlich) der graden Richtschnur der Chronologie zufolge, theils aber auch nach palpablen „*Merkmalen*“, die er gewöhnlich zufällig, seltner mit Hülfe der alten Logik herausgreift, aneinanderreicht. Was aber die Eintheilung im Großen betrifft, so ist es zuvörderst die Kategorie des in die Augen Fallenden (dessen, was, wie er sagt, „*bedeutenden Einfluß* äußert“), wornach er die chronologischen Ein- und Abschnitte macht, wofür ihm die Perioden gelten. Sodann aber nimmt er einige Sachrubriken an, wie sie die Unterschiede der Massen als solcher ihm angeben; darnach theilt er nunmehr den Stoff sich innerhalb jener Perioden ein. Ueberhaupt aber scheint ihm das ganze Geschäft nur „um der leichteren Uebersicht willen“ nothwendig. p. 6. Hauptsache ist und bleibt das Detail; denn hier erst hat er handgreiflichen Stoff, hier findet er Boden. In jener Region, des Allgemeineren, ist ihm nicht recht geheuer; er giebt daher lieber das Lob großartiger Composition, durchgreifender Systematik auf und behilft sich mit einem nur halbwege brauchlichen Schematismus. So unser Vf. Hinsichtlich der Periodisirung geht er von solchen „*Ereignissen*“ aus, die „*auf das Ganze der Kirche bedeutenden Einfluß* geküßert“. p. 7. Was ist dies: das „*Ganze*“ der Kirche? Zuerst wird dieses Ganze in seinem *Verhältniß zum Staate* genommen. Denn „*der Uebertritt Constantins und die dadurch bewirkte Herrschaft der Kirche im römischen Reiche*“ bezeichnet den Uebergang von der 1ten zur 2ten Periode. Sodann bedeutet das „*Ganze*“ den *räumlichen Umfang* der Kirche. Denn Muhamed (!) bildet den folgenden Abschnitt. Weiter wird dieses „*Ganze*“ sowohl als ein räumliches, wie auch in seiner innern *Verfassung* betrachtet; die Kreuzzüge und „*die Erhebung der Kirchenregierung zur Monarchie*“ begründen die 4te Periode. Ganz allgemein ferner heisst es, „*die Reformation als eine durchgehende Umgestaltung in der ganzen Kirche*“ (!) sei der Anfang der 5ten Periode.

April 1835.

*Handbuch der Kirchengeschichte von D. J. G. V. Engelhardt.*

*Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von H. E. Ferd. Guericke.*

(Fortsetzung).

Zuletzt endlich wird das „Ganze“ als das Verhältniß der protestantischen Kirche zum Staate genommen. Denn der westphälische Friede bildet den letzten Abschnitt. So unbestimmt also ist jenes „Ganze!“ Wie aber! Haben denn nicht auch der Gnosticismus u. s. w., die Völkerwanderung, der Bilderstreit und tausend andere „Ereignisse“ gleichfalls „bedeutenden Einfluß“ auf das „Ganze“ der Kirche geübt? Können wir also nicht auch viele andre Abschnitte machen? Sind etwa jene und *nur* jene *nothwendig*? Keineswegs. Denn der Eintheilungsgrund ist ein *rein relativer*. Was läßt sich nicht Alles unter „bedeutendem Einfluß auf das Ganze der Kirche“ verstehen? Besonders wenn schon der Einfluß des Islam für einen „bedeutenden“ gilt! Betrachten wir ferner die sog. *Realeintheilung*, so finden sich 4 Abschnitte in jeder Periode. Zunächst nämlich stellt uns der 1ste die Ausbreitung dar; der 2te sodann die „innere Einrichtung der Kirche“, und vag wie die Ueberschrift ist, begreift er denn auch a) die „Regierung der Kirche“, b) den Cultus, c) das „christliche Leben“ unter sich \*). Wo bleibt nun aber, muß billig gefragt werden, das Verhältniß der Kirche zum Staat? Es wird dies bei der „Regierung der Kirche“ untergebracht. Allein ist diese da nicht allein im Verhältniß zu *sich*? Und bildet denn jenes Verhältniß nicht einen *integrirenden* Theil des Ganzen, wenn, wie wir sahen, sogar die Perioden darnach bestimmt werden? Rechnet indeß der

Verf. dieses Verhältniß der Kirche (nach *außen*), als influirend auf ihre Regierung, zur „inneren Einrichtung“, so müßte nun billig auch Lehre und Theologie hier mit eingerechnet werden. Doch nein! Die Lehre bildet für sich den 3ten, die Theologie einen 4ten Theil. Als ob die Theologie von der Lehre getrennt werden könnte und etwas anderes wäre, als nur die scientifiche Fassung der Lehre! Man sieht, es sind die *Massen* gewesen, die in die Augen fallenden Massen, wie Ausbreitung, Lehre, Patristik (denn diese enthält jener 4te Theil), die aparte Behandlung erhalten haben; das Uebrige insgesamt ist in die „innere Einrichtung“ verwiesen worden. Und höbe sich nicht die Patristik als dieser Notizenhaufe hervor, wer weiß, ob sie wohl ein eigener Abschnitt geworden wäre? Ist doch auch die Succession jener einzelnen Abschnitte unserm Verf. so gar *beliebig* erschienen, daß bei der Deduction derselben, wenn man sie so nennen will (denn Alles läuft bunt durcheinander), — p. 5. 6 — der in der Ausführung 3te Abschnitt als 2ter, der 2te als 3ter aufgezählt wird! Sehr froh aber mag der Verf. gewesen sein, als diese Rubriken gefunden waren. Denn weiter erstreckt sich die Eintheilung nicht. In den einzelnen Abschnitten werden nur immer ganz kleine Parteen durch §§ gesondert, und diese nicht etwa wieder zu größern, umfassendern Gruppen vereinigt, vielmehr wie Meilensteine Stück für Stück aneinandergesetzt. Die Geschichte des Arianismus z. B. verläuft in folgenden §§: Einleitung — Arius — Anfang des Streits — Verbreitung des Streits — Briefe des Alexander — Briefe der Arianer — Arius in Palästina — Eusebius von Nikomedien — Arius in Bithynien — Arius und die palästinensischen Bischöfe — Constantin der Gr. — Synode von Nicäa — Unruhen in Alexandrien — Günstige Umstände für die Arianer — Arianische Bischöfe in Antiochia — Athanasius (jetzt erst) — u. s. f. — zuletzt (nach 15 ähnlichen §§): Arianischer Lehrbegriff (!). Hier gab indeß noch die Chro-

\*) Doch wechselt die Subdivision. In der 3ten Periode z. B. wird unterschieden: a) Reg. d. K., b) Mönchswesen, c) Religiosität Sodann: a) Geschichte des Papstthums, b) innere Verhältnisse (!), c) kirchliches Leben. U. s. f.

nologie einen Führer ab; daher doch wenigstens fadenartige Ordnung herrscht. Wo jene Ariadne aber nicht hilft, da ist der Vf. wie rathlos und läßt nur den Zufall seine „Erzählung“ weiterführen. So in dem Abschnitt von der „Regierung der Kirche“ (im 4–6ten J.). Hier bot sich als nächster palpabler Gegenstand das *Kirchengut* dar. Sofort also wird damit angefangen, und §. 17. die Vermehrung der Güter der Kirche „auf 3 Wegen“, §. 18. die Gesetze zur Sicherung des Kirchenguts, §. 19. die Immunitäten, §. 20. die Handelssteuer der *clerici negotiantes* abgehandelt. Hiemit ist der Uebergang zu dem nächsten palpablen Gegenstande, dem klerikalischen Personal, gegeben, und §. 21. schildert die eigne Gerichtsbarkeit der Geistlichen, §. 22. die Verordnungen gegen den Zudrang zum geistlichen Stande (die theilweise §. 19. schon aufgezählt worden waren), §. 23. die Grade des Klerus, §. 24. die äußern Auszeichnungen des Klerus, §. 25. den Cölibat (!), §. 26. das Verbot der bürgerlichen Geschäfte für die Geistlichen. Nun erst kommt §. 27. die „innre Organisation des Klerus“ (als ob dazu nicht die §. 23. schon theilweise abgehandelten Grade des Klerus gehörten!). Noch einmal das Kirchengut! Denn §. 28. schildert die Bischöfe als Verwalter des Kirchenguts (was §. 18. schon erwähnt worden war). Nun endlich §. 29. die Wahl des Klerus. Dafs diese den Laien entzogen wurde, führt unsern Vf. zu der Bemerkung, dafs den Gemeinden ja überhaupt die „gesetzgebende Gewalt“ (!) genommen worden sei. Also §. 30.: gesetzgebende Gewalt der Synoden. Auf diesen erließ man unter andern Sonntags- und Fastengesetze. Also §. 31.: Sonntag, Fasten. Ferner bezwang man daselbst Ketzer. Also §. 32.: Glaubenszwang, Ketzer. Jetzt wieder plötzlich §. 33.: Verordnungen über die kirchliche Ordnung der Geistlichen. Dann §. 34.: Macht der Bischöfe. Zu dieser trugen die ökumenischen Synoden bei. Also §. 35.: Oekumenische Synoden; dabei gleich: Sammlungen ihrer Beschlüsse. U. a. w. Ist dies „Zusammenhang“, ist dies „Uebersichtlichkeit“ der „Erzählung?“ Wahrlich, man kann solche Anordnung kaum mehr als Unordnung oder ein bloßes Tappen nach Ordnung nennen, und unbegreiflich ist es, wie nicht schon die alte Logik hier eines Bessern bedürft. Allein selten nur läßt sich unser Vf. von dieser leiten; der Empirismus will eben sich möglichst empirisch verhalten, d. h. dem Verstand so wenig Einfluß als möglich gestatten. Was hat er nun aber anders als

atomistische Einzelheiten, die nimmermehr sich von selbst zu Gruppen, zu Gliedern, zu Theilen von Ganzen zusammenfügen? Die Eintheilung muß mithin dem Zufall d. i. der Willkür anheimfallen, und so ist Confusion statt der Composition unvermeidlich.

Aus der Princip- und Planlosigkeit des abstracten Empirismus entspringt nun auch die Geist- und Leblosigkeit der *Darstellungsweise des Einzelnen*. Trocken und dürr muß diese werden, da keine Seele im Ganzen waltet; fragmentarisch und todt, da die organische Gliederung fehlt. Nur wo der geistige Hauch der Idee hindringt, färbt sich der historische Stoff; nur wo ein Ader-system durch jegliche Muskel und Faser quillt, herrscht Lebenswärme auch in dem kleinsten Theile. Mit welcher blassen und steifen Kälte unser Verfasser „erzählt“, das mögen folgende Beispiele zeigen. Wen hat nicht Act. 8, 27 ff. ergriffen? Hr. E. sagt: „Philippus bekehrte auch den äthiopischen Kämmerer. Die Art der Bekehrung ist dieselbe, welche auch Petrus anwandte; nur ist sie bei Philippus noch kürzer und einfacher. Er überzeugt den Fremden, dafs in dem 53sten Capitel des Jesaias von Jesus von Nazareth (!) die Rede sei, und tauft ihn dann.“ I, p. 46. Ist dies nicht bloß das Skizzen des Factums? Von den Agapen heifst es: „Man hielt sie bald vor, bald nach dem Abendmale. Sie begannen bei Nacht mit Gebet. Hierauf folgte mäßiges (!) Essen und Trinken, unter beständiger Erinnerung, dafs man auch bei Nacht (!) den allgegenwärtigen Gott anbeten müsse. Nach dem Essen wurde Wasser zum Händewaschen hereingebracht, und jeder Anwesende aufgefordert, einen Psalm oder sonst ein frommes Lied zu singen, damit man sehe, wie er getrunken habe (!). Das Ganze schloß sich mit wiederholtem Gebet.“ p. 111. Wie matt, wie flau! Wer findet hierin noch Liebesmahle wieder? Vielleicht aber kann der Vf. z. B. den „arianischen Lehrbegriff“ schildern? Dies ist die Skizze, welche er giebt: 1) „Gott der Vater ist allein ewig und unbegreiflich, ist aber erst seit dem Anfang der Existenz des Sohnes Vater. 2) Die 2te Person (Sohn, Weisheit, Wort, Christus) ist ein Geschöpf, aus Nichts geschaffen (gezeugt) uneigentlich Sohn genannt, vom Vater seiner Vorzüge wegen adoptirt. 3) Wort und Weisheit bedeuten Kräfte und Eigenschaften in Gott oder den Sohn selbst. Als Kräfte und Eigenschaften sind sie beständig in Gott, als Sohn nicht. Gott hat den Sohn aus freiem Willen als Werkzeug zur Welschöpfung hervorgebracht. Der Sohn

ist dem Wesen nach ganz verschieden vom Vater, frei, veränderlich, aber durch Uebung steter Tugend fähig. Er hat keine wirklich göttlichen Eigenschaften, ist nicht ewig nicht allwissend, von Gott vor der Welt erschaffen." p. 406.

(Die Fortsetzung folgt.)

## LXV.

M. Tulli Ciceronis de Officiis libri tres. Recensuit R. Stuerenburg. Accedunt Commentationes. Lipsiae 1834. LX. und 220 S. gr. 8.

Die Bearbeitung der Bücher *Cic's de officiis*, die in früherer Zeit von den Heusinger sehr gefördert, dann von Gernhard und Beier nicht ohne Glück fortgesetzt worden, hat in kritischer Hinsicht eine neue Grundlage gewonnen, seit Orelli in seiner Gesamtausgabe der Werke Cic's diese Schrift mit besonderm Fleiße bearbeitet, und vorzüglich die Lesarten von fünf Berner und einem Baseler Cod. genau und vollständig bekannt gemacht hat. In vorliegender Ausgabe sehen wir nun den ersten Versuch mit Hilfe des so Vorhandenen eine neue Textberichtigung zu liefern. Ueber den Erfolg derselben ist, da die Anmerkungen, welche die Rechtfertigung der aufgenommenen Lesarten, der Conjecturen u. s. w. enthalten sollen, noch nicht erschienen sind, nicht mit Sicherheit zu urtheilen, doch, mag auch über Einzelnes keine feste Entscheidung möglich sein, im Ganzen wird sich doch über die Art der Behandlung ein Urtheil fällen lassen. Um diese nun ungefähr zu zeigen, liefert Hr. St. in der Vorrede ein Verzeichniß aller der Stellen, die er entweder durch Conjectur, oder aus Codd., oder durch Auswerfen von Glossen berichtigt zu haben glaubt, weder bequem für die Lektüre noch irgend wie nützlich. Es genügte vollkommen, wenn Hr. St. bei den Lesarten Orelli's, die unter dem Texte hinzugefügt sind, kurz angab, wie oder aus welchem Cod. er etwas verändert habe. Freilich fiel dann das lange, zur Schau gestellte Register von Verbesserungen oder wenigstens Neuerungen weg! —

Am meisten scheint Ref. in dieser Ausgabe Konsequenz zu mangeln, eine bestimmte, auf gewisse Grundsätze gestützte und danach geregelte Kritik. Fast sollte man meinen, daß der einzige Grundsatz des Hrn. St. der gewesen ist, so viel als möglich zu ändern. Die Unbeständigkeit seines Urtheils zeigt sich auffallend theils in dem Vorworte an den vorstorbenen Konsistorialrath Ilgen, wo er viele Meinungen, die er in seiner Ausgabe der Rede p. Arch. poet. aufgestellt hatte, wieder verwirft und umändert, theils in den *Corrigendis* zu dieser Ausgabe, die besonders zum ersten Buche viele nachträgliche Veränderungen enthalten. Ref. zweifelt gar nicht, Hr. St. werde, sollte er die Anmerkungen zu den Büchern *de officiis* herausgeben, auch hierin wieder die Mehrzahl seiner jetzigen Entscheidungen aufgeben. Am deutlichsten erhellet dies Schwanken aus lib. I. 11, 16, einer allerdings sehr zweifelhaften Stelle. Im Texte verwirft Hr. St. den bisherigen Herausgebern beistimmend das

ganze Beispiel von der Gewissenhaftigkeit der Römer im Kriege, im Nachtrage setzt er es mit einigen zwar geschickten aber doch nicht begründeten Veränderungen wieder hinein.

In dem Urtheil über die Güte der Codd. weicht Hr. St. von Orelli gänzlich ab. Er glaubt nämlich, aus einer alten, von einem ungelehrten und glossirenden Grammatiker (nach Hr. St.'s Meinung scheint dies gewöhnlich verbunden gewesen zu sein!) geschriebenen Handschrift seien alle jetzigen Codd. geflossen, indem jene einmal genau, ein andermal aber nachlässig und fehlerhaft abgeschrieben sei. Zur ersten Klasse zählt er Bern. c, August., Parcensis (?), Palat. I. und Graev. I., zur andern alle übrigen, vorzüglich die übrigen Berner, die Wolfenbüttler u. s. w. Orelli dagegen unterscheidet drei Klassen. In die erste als die vorzüglichste gehören Bern. a und b und Guelpherbyt. a und noch mehr b; in die zweite, in der sich zwar manchmal vorzügliche Lesarten finden, die aber doch nur mit Vorsicht und wo möglich mit Unterstützung der Codd. der ersten Klasse zu gebrauchen sei, Bern. c, Palat. I., Graev. I. und wenige andere; in die dritte endlich derer, die die *vulgata* haben, Bern. d und e, Basileensis, Erfurt. etc. Hr. St. nun schließt sich meistens der zweiten Klasse und besonders dem Bern. c an, der seinem neuerungssüchtigen Sinne allerdings die besten Mittel von der *vulgata* abzuweichen darbot. Dieser Cod. nämlich sammt denen, die entweder von ihm abgeschrieben oder aus gleicher Quelle mit ihm geflossen sind, ist von einem gelehrten Abschreiber so interpolirt und korrigirt, daß alle jene Lesarten, die Hr. St. und zum Theil auch Orelli als vorzüglich in den Text aufnahmen, für reine Interpolationen zu halten sind. Zwar empfehlen sie sich meistens durch den äußern Schein und bieten dem Leser keine Schwierigkeiten dar, doch eben dies und daß sie oft falsch emendirt sind, ist ein Beweis für ihre Unächtheit. So lib. I. 9, 28, wo alle übrigen Codd. haben in *alterum incidunt*, der Abschreiber des Bern. c dagegen, da er statt *alterum* als Subst. zu fassen „sie verfallen in etwas anderes“ aus dem Vorhergehenden *genus* ergänzte und so mit dem Folgenden in Widerspruch gerieth, in *altero delinquant* korrigirte. Hr. St. durch die äußere Korrektheit getäuscht nahm dies unbedenklich auf. Aehnlich täuschte sich auch Orelli lib. I. 29, 104: *alter (jocus) est, si tempore fit, remisso homine dignus, alter ne libero quidem, si rerum turpitudini adhibetur verborum obscenitas*, wo jener Cod. ohne allen Grund die sogar unpassende Korrektur: *si rerum turpitudine adhibetur aut verborum obscenitas* hat. Vorzüglich nun aber erkennt man die Interpolation des Bern. c aus der Wortstellung, in der er meistens eine falsche und gekünstelte Eleganz sucht. Hier sagt schon Orelli, daß Bern. a und b weit vorzuziehen seien, z. B. lib. III. 19, 75. *ne si exploratum quidem id omnino neminem unquam suspicaturum habeat*, wo die *Vulgata* *ne si exploratum quidem habeat id omnino etc.* weit vorzüglicher ist.

Jedoch so fest folgt Hr. St. nicht diesem interpolirten Cod., daß er nicht auch manchmal, wie es ihm beliebt, aus diesem oder jenem schlechteren Lesarten aufnehme. Zwar gehören nun in der That einige von den Codd., die Hr. St. für schlecht hält, zu den besten z. B. Bern. a und b, Guelpherbyt. a und b, und schon andre Herausgeber haben aus diesen Einzelnes, das die

Grammatik oder der Sinn erforderte, aufgenommen, z. B. *lib. I. 21, 73. majorque cura efficiendi*; doch da, was sich aus diesen guten Quellen holen liefs, erschöpft war, sah sich Hr. St., um nur Neues zu finden, gezwungen auch aus minder guten Codd. nach Lesarten zu greifen, z. B. *lib. II. 17, 58. et, quando aliqua res major atque utilior populari largitione acquiritur*, wo er aus einer einzigen oft wundersames darbietenden Ausgabe *anquiritur*, das hier ganz falsch gebraucht wäre, aufnimmt.

Endlich müssen wir noch über die Glosseme, die Hr. St. überall wittert und demgemäfs aus dem Texte streicht, und über seine Konjekturen einiges hinzufügen. Ueber Beides bekennt Ref. offen, dafs er selten nur einen Grund für Hrn. St.'s Aenderung fand, nirgend aber, dafs diese Aenderung wirklich besser wäre, als die gewöhnliche Lesart. So werden *lib. I. 13, 41.* die Worte Cic's folgendermafsen durch Auswerfen von Zusätzen der Grammatiker hergestellt: *totius autem iniustitiae nulla capitior, quam eorum, qui maxime fallunt, id agunt, ut boni videantur*. In der *vulgata* ist nun zwar ein kleiner Anstofs in *cum maxime*, der sich bei näherer Betrachtung des lateinischen Sprachgebrauchs bald hebt; doch ob in St.'s Lesart Jemand nur irgend einen Sinn vorfinden können, scheint sehr zweifelhaft. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Konjekturen, deren grofse Zahl schon Zweifel an ihrer Richtigkeit erregen müfste. Warum ist z. B. *lib. I. 12, 37.* gesetzt *etiam animadvertit illud, quod, qui proprio nomine perduellis esset, is hostis vocatur, lenitate verbi rei tristitiam mitigatam* statt *animadverto* und *vocaretur*? Ref. findet keinen Grund als den, dafs Hr. St. ändern wollte.

Angehängt sind dieser Ausgabe zwei *commentationes* von bedeutendem Umfange, eine über die Partikel *haud*, die andere über die Pronomina *nemo, nullus, quisquam, ullus*. Der Werth dieser Untersuchungen besteht in einzelnen grammatischen Observationen, die durch vollständige Anführung der Beweisstellen aus Cicero, Livius, Caesar, Sallust, auch aus Tacitus begründet werden. Wenn sich jedoch Hr. St. von diesen, so zu sagen, mechanischen Funktionen der Grammatik entfernt, und eine Reihe von Beobachtungen in eine Anschauung vereinigen oder die Ursache davon angeben will, wird er öfters unzuverlässig und unrichtig. Wer kann z. B. die Regeln, die *p. 130 sqq.* über den Gebrauch von *non ita* gegeben sind, billigen? Zwar ist ganz richtig bemerkt, dafs *non ita* nicht den ganzen, sondern blofs einen untergeordneten Nebengriff negiren, doch, wie daraus folgt, dafs es nie mit einem blofsen Verb., sondern nur mit einem Adverb. oder Adject. und Subst., ferner nie in einem Haupt-, sondern nur in einem Nebensatze gebraucht werde, begreift Ref. nicht. Demnach wäre also falsch folgendes: *te non ita probo; res haec non ita est facilis*. Alle Beispiele nun aber, die bei Cic. offenbar diesen Gebrauch zeigen, verweist Hr. St. in eine besondere Klasse. Cic., meint er, habe einen besondern philosophischen Gebrauch, (doch kommt er häufig in den Reden Cic's vor!) vermöge dessen er, wenn nur etwas vorhergegangen sei, worauf man sich beziehen könne, *non ita* auch mit blofsen Verb. Adject. etc. gebrauche. Allein dafs *non ita* sich immer auf etwas beziehen müsse, liegt schon in der Natur der Redensart selbst, dies ist eben jener untergeordnete Nebengriff, der ne-

girt wird, nur ist es nicht nothwendig, dafs er ausgedrückt sei; man ergänzt ihn leicht, z. B. als man erwartet, als man glauben könnte. Hr. St. verwirft zwar anfangs, wie es seine Gewohnheit ist, alle Ellipsen und Aposiopesen, doch gleich darauf wendet er sie bei seinen Beispielen selbst an. Auch bei sonst richtigen Resultaten dürfte man ein tieferes Eingehen in das eigentliche Wesen der Sprache vermissen. So giebt er als Bedeutung und Gebrauch von *haud* an, dafs es *cum fluctuatione*, d. h. bei schwankendem Urtheile gesetzt werde, und daher unserm Deutschen: *nicht eben* entspreche. Allerdings, doch ist dies mehr Folge als Grund, mehr Anleitung zum Uebersetzen als Erklärung des Wesens der Partikel. Der Unterschied ist dieser: *haud* ist subjectiv, *non* objectiv. Jenes zeigt die Meinung des Sprechenden an, und ist daher natürlich nicht so stark als *non*, das die Wirklichkeit einer Sache ohne Rücksicht auf die Meinung irgend Jemandes negirt.

Die Etymologien, auf die Herr St. sich einläfst, haben sehr viel Gezwungenes und Willkürliches. Um den Stamm von *haud* aufzufinden, wird *aut* verglichen und gesagt, beide beständen aus der Partikel *ut*, gleich *utut*: wie es auch sei, wie auch, *haud* überdem aus dem *a privativum*, *aut* aus *a* gleich dem Griechischen *ἄ*, *haud* aber habe man zur Unterscheidung von *aut* geschrieben. Aehnlich sollen *que* und *quum* Acc. singl. neutr. von dem Pronomen *quis*, jenes nach der 3ten, dieses nach der 2ten Dekl., *quia* der Acc. plural. nach der 3ten Dekl. sein. *Sapienti ut*.

Der Werth nun dieser beiden *commentationes* besteht, wie schon gesagt, in einzelnen grammatischen Observationen, von denen wir die wichtigsten kurz angeben wollen. Durch die erste Untersuchung über *haud* zeigt sich, dafs Cic. nie sagt *haud ita*, sondern nur *non ita*, ebenso nie *haud dubie* (*dubie* überhaupt nur zweimal bei Cic., und dann gleich *dubia ratione*, auf zweifelhafter Weise), sondern dafür *sine dubio*, *sine ulla dubitatione*. Doch sehr gesucht ist hier unterschieden *haud dubie*, gleich *non dubium est quin*, und *sine dubio* gleich *non dubito quin*. Ref. möchte jenen Unterschied lieber zwischen *sine dubio* und *sine dubitatione* setzen; das *dubium* liegt im Object, die *dubitatione* im Subject. Endlich gebraucht Cic. nie *haud* mit negirendem Adj., Adv. oder Verb., also nicht *haud dissimilis*, *haud nescius*; ebenso sagt er nie *haud raro*, sehr selten *haud saepe*. In der zweiten Abhandlung über die Pronomina *nemo, nullus, quisquam, ullus* ist besonders interessant die übersichtlich geführte und in Tabellen zusammengestellte Untersuchung über die defektive Deklination jener Pronomina und ihren theils substantivischen theils adjectivischen Gebrauch, dessen weite Ausdehnung bisher nicht genug anerkannt war. Also ist gleich richtig *nemo scriptor* und *nullus scriptor*, und *quisquam scriptor* sogar besser als *ullus scriptor*, ebenso *neminem scriptorem* gleich *nullum scriptorem* etc. Eigenthümlich dem Cic. ist *nemo homo* und *quisquam homo*. Neu entdeckt Hr. St., dafs, wie statt des Gen. *neminis nullius* gesagt wird, so auch statt des Abl. *nemine* bei Cic. nur *nullo* vorkommt.

Herrn St.'s orthographische Neuerungen *secuntur*, *delinquant*, sogar *ecus* (*equus*) und *aecus* (*aequus*) übergehen wir und überlassen sie der eignen Begutachtung unserer Leser.



April 1835.

*Handbuch der Kirchengeschichte von D. J. G. V. Engelhardt.*

*Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von H. E. Ferd. Guericke.*

(Fortsetzung.)

Giebt dies auch nur eine deutliche *Vorstellung*?

Soll dieses verworrene Convolut von Sätzen ein „*Lehrbegriff*“ sein? Augustinus Bücher *de civit. dei* sind also geschildert: „Die Veranlassung zu dieser Schrift gab ihm die Behauptung der Heiden, daß die großen Unglücksfälle, welche das römische Reich im Anfang des 5ten J. trafen, eine Folge der Verachtung der heidnischen Religion und des Zornes der Götter über diese Verachtung seien. Er widerlegt in den 5 ersten Büchern diejenigen Heiden, welche ohne die Wiederherstellung der alten Religion einen glücklichen Zustand des Staates für unmöglich hielten; in den 5 folgenden bestreitet er die Behauptung derjenigen, welche die alte Religion als unentbehrlich in Bezug auf das künftige Leben darstellten, obgleich sie nicht läugneten, daß Unglücksfälle auch zur Zeit des Heidenthums den Staat befallen hätten. In den 12 letzten Büchern aber hat er Ursprung, Fortgang und Ende der beiden Städte (!), der Stadt Gottes und der Welt, beschrieben.“ p. 487. Heißt dies die „bedeutendste“ Apologie, wie sie der Verf. selbst nennt, *darstellen* (geistig präsent machen)? Weiß man nun, was sie *bedeutet*? Solchergestalt aber wird fast Alles behandelt. Nichts als der äußere Verlauf wird hergezählt, und dieser so trist und gleichgültig, als es nur möglich ist. Es ist wahr, mit jenem fatalen Einmischen subjectiven Lobes und Tadels, wie früherhin Sitte war, verschont uns Hr. E. und verdient dafür aufrichtigen Dank. Allein die Ruhe der ächten historischen Plastik ist nicht die Herz- und Farblosigkeit. Sie lebt und webt in dem Gegenstande, sie fühlt und denkt sich in ihm hinein, und so tritt denn auch dieser aus ihr, wie

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

er leibt und lebt, als wiedergeboren im Geiste, hervor. Dieser Wiedergeburt dient das Subject nur als Durchgangspunct; sie ist aber als der Triumph des *Objects* doch auch zugleich die Siegesfeier des Subjects, die Palme, womit die Geschichte selber die Wissenschaft kränzt und krönt. Um solcher Befriedigung aber theilhaftig zu werden, muß das Subject sich auch *ganz und gar* an den Gegenstand hingeben, nicht bloß an ihn herantreten, immer aber noch gleichgültig außer ihm bleiben, vielmehr sich in ihn hineinarbeiten, sich völlig *entäußern*, um *in* ihm und mit ihm von Neuem aufzugehn. So entschlage sich denn der Verfasser der indifferenten Empirie, er gebe sich an die Idee der Kirche hin, und die wahre Objectivität, die er jetzt mit verdienstlichem Ernste nur anstrebt, wird ihm nicht mehr als diese äußere, trockne und todte, sie wird sich ihm als die innre, lebendige, geistige auerschließen!

Im stärksten Gegensatz nun zu dem bisher besprochenen Werke steht No. 2. Versuchen wir uns auch dessen Entatehung vor Allem geschichtlich klar zu machen!

In jener ersten Periode der neueren Kirchengeschichte, die mit der Aufgebung des kirchlich-confessionellen Standpuncts begann, war noch die Frömmigkeit mit der Verstandesrichtung, aus der jenes Streben hervorging, unmittelbar *eins* gewesen. Gleichzeitig, ja in Verbindung und selbst auf Anregung des Repräsentanten der letztern, Thomasius, kämpfte der tief-gemüthliche Arnold gegen die orthodoxe Kirchengeschichtschreibung.

Dies Einverständniß löste sich, als die „unparteiische Kirchenhistorie“ nach und nach die rationalistische wurde. Das kirchliche Interesse, das anfangs nur bei Seite gestellt, jetzt aber geradezu völlig verläugnet wurde, fand doch noch immer in der einsamen Frömmigkeit der „Stillen im Lande“ ein Asyl, obachon es auch hier zusammenschrumpfte und nur noch als Interesse für „*prak-*

tisches Christenthum" sich bethätigte. Der methodistische Milner befriedigte dieses Interesse, das später, als überall nur der Rationalismus herrschend geworden war, an jene *ästhetische* Reaction sich anschloß, welche zu Anfang dieses Jahrh. gegen die kahle und schale Verständigkeit sich erhob. Aus dieser Combination ist Stolbergs interessantes (*katholisch-pietistisches*) Buch hervorgegangen.

Zu wissenschaftlicher Haltung indefs und einer Gediegenheit, die durch immense Gelehrsamkeit selbst dem Rationalismus Bewunderung abgedrungen hat, ist die asketische Kirchengeschichtschreibung erst durch Neander erhoben worden, so daß er jetzt als der Repräsentant dieser anderen Seite der neueren Kirchengeschichte mit Recht betrachtet wird. Das praktische Christenthum, die „*Erbauung*,“ ist es, der hier die Wissenschaft, die „*Belehrung*,“ dienen will. Sie ist sich damit nicht selber Zweck, sondern hat diesen außer ihr. Die Beziehung darauf erweist sich als *fromme Betrachtung* der Geschichte, die ihre Empfindungen mit in diese verwebt, damit die Application auf das Leben, wie die Moral in der Fabel, sogleich zu Tage liege. Sie stellt sich zwar *formell* so mit dem Gegner auf Einen Boden, auf den des *Raisonnements*. Allein was sie von ihm unterscheidet, das ist das *Christliche* dieses *Raisonnements*, und dadurch dem Gegenstande befreundet, dringt sie mit Wärme und Innigkeit in ihn ein. Ausdrücklich aber erkennt sie die Kirche als solche nicht an, sondern nur die christliche *Frömmigkeit* in derselben, und so gelingt es ihr denn auch nur diese lebendig aufzufassen und wiederzugeben. Doch hiemit begnügt sie sich nicht, sondern will nun die Frömmigkeit auch zum *Princip* des Ganzen machen. Sie adoptirt zu diesem Behuf den *Pragmatismus* des Gegners, doch so, daß dieser den Unverstand und die Leidenschaft des Subjects, sie aber die „*eigenthümliche*“ *Frömmigkeit* der kirchenhistorischen Individuen für das Bewegende in der Geschichte hält. Aus der „*innern Lebensentwicklung*“ des Augustin z. B. und des Pelagius wird die Lehrstreitigkeit über Gnade und Freiheit, aus dem „*religiösen Bildungsgange*“ des Constantin die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion erklärt u. s. w. Die psychologische „*Genesis*“ nachzuweisen, ist ihr das *wissenschaftliche* Ziel, dem sie zustrebt. In die „*genetische Darstellung*“ setzt sie daher das Hauptverdienst. Von einem *System* der Geschichte, versteht sich, ist nicht die Rede, und

Composition und Eintheilung wird als „*begriffliche*“ Formalität gering geachtet.

Hr. Guericke nun ist ein Schüler Neanders und ist dies so sehr, daß man obiges Werk nur als Anzug aus der Neanderschen Kirchengeschichte betrachten kann. Für die 6 ersten Jahrhunderte sind die erschienenen Bände der letztern, für die folgenden wohl die Vorlesungen Neanders Quelle gewesen. Wenigstens ist dies hinsichtlich des 6—8ten J. durch den kürzlich edirten 7ten Band des Neander'schen Werks außer Zweifel gestellt worden. Bloß in der neueren Kirchengeschichte mag G. mehr auf eigenen Füßen stehn.

Zwei Vorzüge sind dessenungeachtet hervorzuhoben. Der eine betrifft die Darstellung und wird später berücksichtigt werden. Der andere aber mag uns sogleich den *Geist* des Buches charakterisiren helfen. Neander will keine *Bestimmtheit der Lehre*; die einfache d. i. noch unentwickelte Frömmigkeit soll der Kirche genügen. Ob über die Trinität arianisch oder athanasianisch, über Christi Person nestorianisch oder eutychianisch, über das Abendmal calvinistisch oder lutherisch zu lehren sei, das habe die Kirche nicht zu entscheiden; das solle sie *unbestimmt* lassen. G. ist determinirter; er hält es mit dem nicänischen, mit dem chalcedonensischen Lehrbegriff, er ist ein eifriger Lutheraner, in Folge der Orthodoxie nun ist er auch für die *Offenheit* ihrer Geltung und hält demnach die „*Durchdringung*“ von Kirche und Staat für das „*Rechte*.“ Ne dagegen will eine Kirche außer dem Staat; wie ihm Symbole ein Unglück sind, so „*Staatskirchentum*“ ein „*Gräuel*.“ Um deswillen ist ihm auch eine *bestimmte Verfassung* nicht recht; der Unterschied schon zwischen Klerus und Laien erscheint ihm als „*unevangelisch*.“ G. andererseits erkennt ihn als nothwendig an und will, daß die Kirche zugleich ein „*sichtbarer Leib*“ sei. Und es giebt es noch mehrere Punkte, wo G. klarer, entschiedener, energischer ist, als N. Daß damit nun auch ein theilweise festerer Blick und eine markirtere Fassung vieler Verhältnisse in der Geschichte der Kirche gegeben ist, versteht sich von selbst. Allein trotz dieser Differenz ist G.'s Standpunct wesentlich doch kein anderer, als der N.'sche. Um diesen scharf zu bezeichnen, so ist es die Auffassung der Sache im *Interesse der subjectiven Frömmigkeit*, wodurch er sowohl der Frivolität des früheren Rationalismus, als der indifferenten Objectivität des neuern entgegentritt. Allein der

wissenschaftliche ist er damit noch nicht. Denn wenn auch die Frömmigkeit (für das Subject) die erste Bedingung aller Erkenntniß ist, sowohl der historischen als der dogmatischen: so ist sie doch die *Bedingung* nur, d. h. die Erkenntniß *als solche* mit ihr noch nicht gesetzt. Es hat sich diese somit *für sich* zu setzen, d. h. die Wissenschaft von der Frömmigkeit sich zu *unterscheiden* und in dem Unterschiede zu halten; wovon die Nothwendigkeit schon darin liegt, daß die Frömmigkeit nur ein *Subjectives*, die Wissenschaft aber dies (ihrem Begriff nach) *nicht* ist. So hat z. B. die Frömmigkeit zwar die Idee der Kirche, jedoch noch unmittelbar mit dem Subjecte verwachsen, so daß ich als Frommer (in Stimmung der Andacht) ihrer nur so gewiß bin, wie sie in *mir* und *ich* in ihr bin. Anders die Wissenschaft. Diese hat sie als die dogmatische in dem Aether des reinen An- und für-sich, als die historische in der Verwirklichung ihrer im Leben der Menschheit, immer aber durchaus ohne alle Beziehung auf das Subject. Der Mangel daher jenes kirchenhistorischen Standpuncts ist dieser, daß er die Idee als ein lediglich Subjectives hat d. h. auf Erbauung beruht und Erbauung bezweckt. Es hat dies auf *religiösem* Gebiet gewiß nur zu loben; auf *wissenschaftlichem* aber verkümmert, vereinseitigt es den unendlichen Gegenstand. Die Kirchengeschichte hat auch noch andere Seiten, als sich zur Erbauung eignen, und diese (besonders die *negativen* Momente) können entweder nur halb oder falsch oder gar nicht verstanden werden. So kann z. B. die Frömmigkeit freilich den Gnosticismus nur perhorresciren und wird dies um so heftiger thun, je orthodoxer sie ist (daher N. in diesem und ähnlichen Puncten weit unbefangener sich zeigt, als G.). Aber die Wissenschaft wird auch in ihm den Reflex der Idee erkennen und das Moment, das er in der Herausgestaltung der Theologie aus dem Glauben bildet, zu würdigen wissen. Die Frömmigkeit kann die Verfolgungen in den 3 ersten Jahrh. nur „von dem Geiste der Finsterniß“ ausgehn lassen (p. 60); die Wissenschaft sieht in ihnen den tragischen Kampf des (noch heidnischen) Staats mit der (jungfräulich spröden) Kirche, die eben so ihr *Insich*beschlossenheit aufgibt, als sein Heidenthum an ihr abarbeitet; daher die unmittelbare *Einheit* beider *sogleich* nach dem letzten Kampfe auf Leben und Tod, wie aus den Wehen die Frucht hervortritt. Die Frömmigkeit ferner kann in dem Hervorgang des Islam nur Wirkung „satanischer Kunst“

erblicken (p. 276); die Wissenschaft wird ihn als Reaction des von dem Christenthum ausgeschiedenen Judenthums auf das (orientalische) Heidenthum fassen, um einst den Süden und Osten dem unterdeß auf germanischem Boden tiefer und reiner als in der orientalischen Kirche entwickelten Christenthum wieder zu öffnen. Die protestantische Frömmigkeit wird in dem Papstthum ein Kommen des „Antichrists“ sehen (p. 398); die Wissenschaft wird in der Centralität, die durch dasselbe der äußere Organismus der Kirche erhielt, das Mittel erkennen, wodurch die Kirche (für immer) sich weltliche Festigkeit erstritten hat. Lutherische Frömmigkeit ferner wird in der reformirten Abendmalslehre den baaren Rationalismus erblicken (p. 666 u. a. a. St.); die Wissenschaft wird ihn vielmehr im Socinianismus finden und jene als ein Moment der lutherischen Lehre selbst betrachten, das einseitig aufgefaßt zwar Irrlehre ward, im Gegensatz aber zur Aeußerlichkeit der römischen Lehre und um die lutherische desto bestimmter von dieser zu unterscheiden, nothwendig hervortreten mußte. Solchergestalt nun wird das wissenschaftliche Urtheil ein anderes sein, als das religiöse, weil es nicht von der *Empfindung*, welche die Thatfachen der Geschichte in dem Subjecte erzeugen, vielmehr von dem Verhältniß, worin sie zu dem Entwicklungsproceß der Idee stehn, ausgeht. Erstere wird daher immer nur Stückwerk an der Geschichte haben d. h. nur immer mit einzelnen Seiten harmoniren und gegen die anderen um so beschränkter sich abschließen, als sie in sich bestimmter ist. Sie wird zwar jene mit tiefem Interesse erfassen, allein die Bedeutung, die sie im Gange des großen Ganzen haben, „begrifflich“ nimmer herauserkennen. Sie wird es um so weniger, als sie, fast nothgedrungen, um an dem Object sich wissenschaftlich zu legitimiren, den Hauptaccent auf das Subjective in der Geschichte zu legen pflegt. Zwar hat sie hiebei unstreitig insoweit Recht, als allerdings die Idee sich *durch die Subjecte* bethätigt. Nur nimmt sie dies so, als ob die Subjecte (die Vorsehung etwa abgerechnet) das *agens* in der Geschichte wären, und in der Kirchengeschichte somit die Psychologie vor Allem die frommen Persönlichkeiten zu construiren habe, um daraus den Gang der Sache zu deduciren. Es wird so das *biographische* Element zu dem wesentlichsten gemacht, und die trefflichen Charakteristiken, welche N. oft mit der bewunderungswürdigsten Feinheit gezeichnet hat, sind das erfreuliche Resultat

des an sich falschen Princip. Falsch ist es, weil jedenfalls die *Kirchengeschichte*, die *allgemeine* Kirchengeschichte dabei zu kurz kommen, und das höhere *agens*, das die Subjecte agirt, in den Hintergrund treten oder verkannt werden muß. Hr. G. theilt nun zwar das Princip; doch ist ihm das *credo unam sanctam ecclesiam* zu sehr an's Herz gewachsen, als daß er nicht *deren* gewaltigen Gang durch alle Subjectivitäten hindurch herausfühle und dem tiefen Respect vor *diesem* Gange das Interesse an der „Entwicklung“ von Eigenthümlichkeiten (meist unbewußt) opferte. Es kann darin nur ein Fortschritt gesehen werden. Denn wenn es der Geist der *Kirche* ist, der ihre Geschichte durchweht, so hat der Vf. recht gethan, von diesem Geiste sich anwehn zu lassen und *kirchlicher* wenigstens, als N., die *Kirchengeschichte* zu halten. Ein Höheres freilich, Centraleres, Durchdringenderes, als die Intensität der kirchlichen Frömmigkeit, ist die objective Erkenntniß der Idee; und Mangel an Wissenschaftlichkeit d. i. an *denkender* Auffassung des Objecte, an freier *Universalität* des Blicks, an *ruhiger Sicherheit* der Perception, kurz an der wahren, in der *Idee* gegebenen Objectivität, klebt auch der kirchlich-frommen Geschichtschreibung noch an. Den leisen *Zug* dahin aber hat sie; denn das *Gefühl* der Idee macht sich in ihr schon geltend. Es käme nur darauf an, dem Zuge sich hinzugeben und das Gefühl sich klar und frei zu machen von allerlei frommer Beschränktheit. Dem Kirchenhistoriker muß es *als solchem* sinerlei sein, ob er sich und andre *erbaut*. Die reine Erkenntniß der Sache allein: das ist die Wissenschaft.

In der subjectiven Haltung, die die asketische Kirchengeschichtschreibung hat, ist ihre Verachtung der wissenschaftlichen *Form* begründet. Denn da es ihr auf die Erkenntniß der Sache insofern nur ankommt, als sie den Zwecken der Frömmigkeit dient: ermangelt sie des Bedürfnisses in die innere Systematik derselben einzudringen und hält daher nicht minder, wie die rationalistische oder abstract-empirische Kirchenhistorie, Composition und Disposition für ein lediglich „*äußeres*“ d. h. die Sache nicht weiter angehendes Thun. p. 3. Wie aber, wenn sie doch selbst sagt, daß die Perioden „nach gewissen Hauptabschnitten der *Entwicklung*“ bestimmt werden müßten (ibid.)? Wird dann nicht die Sache mit in Betracht kommen müssen? Wird man nicht

aus den Perioden erkennen, ob die „*Entwicklung*“ richtig gefaßt worden ist? Wenn ferner in jeder Periode „eine *natürliche* Materienabtheilung“ gefordert wird (ibid.): was heißt dies andres, als daß die *Natur der Sache* dieselbe bestimmen soll? Kann also die Eintheilung ein „*äußeres*“ Geschäft sein? Unser Vf. freilich hat sich dasselbe sehr leicht gemacht. Bis in das Kleinste hinein ist überall fast die Neandersche Eintheilung beibehalten worden, wenn aus der Thatsache, daß in den ersten 8 Jahrh. dies der Fall ist, auch auf die folgenden geschlossen werden darf. Es sind die Perioden übrigens fast dieselben, wie bei Engelhardt, nur daß (statt Muhameds) Gregor d. G. die 3te beginnt, und außerdem noch Karl d. G. und Bonifaz VIII. Perioden bilden, dagegen von der Reformation an keine mehr stattfindet. Nirgends auch nur ein Versuch, diese 7 Perioden als irgendwie nothwendig d. h. in der „*Entwicklung*“ der Kirche gegründet nachzuweisen! Was die Realeintheilung betrifft, so werden 4 Abschnitte unterschieden: Ausbreitung, Verfassung, christliches Leben und Cultus (warum also nicht 2 Abschnitte statt Eines? Lehre. Auch hier wird übrigens das Verhältniß der Kirche zum Staat mit bei der „*Verfassung*“ untergebracht, indem der Abschnitt: „*Kirchenverfassung*“ 3 Unterabtheilungen hat: Verhältniß der Kirche zum Staat — *Verfassung* (!) — Schismata \*). Die weitere Partitur ist ganz so wie bei N.; selbst in den einzelnen §§ mehr immer derselbe Gang! Und wo der Vf. es einmal wagte von N. abzuweichen, hat er gewöhnlich Unrecht. So handelt z. B. N. die Lehrgeschichte der 1sten Periode so ab, daß er zuerst die „*Geschichte der Secten*“, und dann die „*Entwicklung der kirchlichen Theologie*“, und zuletzt „*die Geschichte der vornehmsten Kirchenlehrer*“ betrachtet. G. aber läßt seltsamer Weise den 2ten Theil weg und schildert a) die Häresien, b) die vornehmsten Kirchenlehrer. In der 2ten Periode handelt N. die großen Lehrstreitigkeiten hintereinander ab und dann erst die Origenistischen Streitigkeiten. G. aber schied diese (wohl nur der Chronologie zufolge) zwischen arianischen und nestorianischen ein, wodurch sie eine falsche Hervorhebung erhalten. Hier also hätte G. immer N. folgen sollen.

\*) Doch wechselt auch hier die Subdivision.

April 1835.

*Handbuch der Kirchengeschichte von D. J. G. V. Engelhardt.*

*Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von H. E. Ferd. Guericke.*

(Schluß.)

Wie weit er dies in der Reformationgeschichte, dem besten Theile des Buchs, gethan hat, läßt sich jetzt noch nicht beurtheilen. Jedenfalls ist hier die Einteilung (in der Hauptsache) sehr gut, und die Begründung derselben (p. 593, A. 38.) ganz richtig. Wenn nur Hr. G. immer so tief geblickt hätte! Schwerlich würde ihm dann die Composition als etwas „Aeufsres“ erschienen sein, vielmehr als der allerwissenschaftlichste Theil der historischen Arbeit.

Was nun endlich die *Darstellung* betrifft, so kann diese in den Abschnitten, welche die Frömmigkeit anprechen, nur als gelungen bezeichnet werden. Wenn schon N. solche Parteen, wie sie die Missionsgeschichte, das „christliche Leben“ der ältesten Kirche, die ersten Wege und Führungen Gottes mit großen Männern, das Mönchthum, die puritanischen Secten, wie Montanisten, Donatisten u. s. w. darbieten, treu und lebensvoll wiedergegeben hat: so muß dies auch von unserm Vf. gerühmt werden. Anschar's, Otto's von Bamberg Wirkksamkeit, die Stiftung des Bernhardiner-, der Bettelmönchsorden, die Mystiker, die Waldenser u. s. f. sind sehr schön dargestellt, vortrefflich namentlich Hufs. Die Krone des Ganzen aber bildet die Reformationgeschichte (p. 575—743), die, weil hier das Herz mit dem Gegenstande wie nirgend zusammenschlug, so treffend und wahr geschildert ist, daß man sie nicht ohne die tiefste Bewegung lesen kann und selbst nach Marheineke's Werk eine *Ilias post Homerum* (im Kleinen) nennen muß. Die Innigkeit evangelischer Frömmigkeit hat den Verf. hier in den Mittelpunkt des Objectes geführt und so es mit Mark und Bein, mit Fleisch und Blut reproduciren lassen. Nicht minderes Lob verdienen die Darstellungen

gen des Jansenismus, des Pietismus und aller Gestalten, mit denen er innerlich eins ist. Was ihm hiebei als der besondere Vorzug, dessen wir früher gedachten, nachgerühmt werden muß, ist seine Enthaltbarkeit von jenen Ergüssen frommer Betrachtungen, die bei N. so oft die Darstellung hemmen und durch das Absichtliche, das sie haben, mit Goethe zu reden, verstimmen. Ganz frei ist zwar auch G. nicht davon, und in der neusten Geschichte namentlich läßt ihn ein polternder Eifer zuweilen in heftige Declamationen ausströmen, wo ihm gewöhnlich das Unglück passirt, in Seitenlange Perioden sich zu verwickeln. Es ist dies die Folge der *praktischen* Richtung, welche die Frömmigkeit hat. Der Vf. will Rationalisten bekehren, Missionen fördern, Unionen hindern u. s. w. Dies verleitet zu jenen *diatopais*. Im Ganzen aber sind sie doch selten und in der ältern und mittlern Kirchengeschichte am seltensten. Gewiß ein bedeutender Vorzug, der um so höher zu schätzen ist, als immer das *pectus* zu solchen Expectorationen drängt! Auch finden sie sich nicht da, wo der Gegenstand den Verf. fortreißt, sondern nur, wo er mit ihm in Widerspruch ist, und hier nun wird auch die sonst so frische, kräftige Darstellung des Verfs. gewöhnlich trocken, holprig und matt. Woran sich seine Frömmigkeit stößt, da versagt ihm der Pinsel gleichsam den Dienst. Wer möchte z. B. einen lebendigen Eindruck der speculativen Energie des Gnosticismus aus der zerrissenen Darstellung §. 43. erhalten? Wer in dem „eiden Klopffechter“, wie er p. 448. geschildert wird, Abälards Riesengestalt erkennen? Wer in der (39 Zeilen langen) Periode, die §. 131 Gregors VII. Bedeutung entwickeln soll, ein ruhiges, klares Bild des großen Papstes finden? Und so ist des Verfs. Darstellung noch öfter hinter der Sache zurückgeblieben. Doch ist dieser Mangel zu sehr in dem Standpunct desselben begründet, als daß wir ihn weiter urgiren wollten.

Ziehen wir nun die Summe unsrer gesammten Er-

örterung: so läßt sich nicht läugnen, daß beide Kirchengeschichten Fortschritte repräsentiren. Der Rationalismus befließt sich jetzt der indifferenten Empirie, und Engelhardts Werk stellt das Aeußerste dieser Richtung dar. Es wird das Bewußtsein erwecken, daß, je reiner d. i. abstracter die Empirie geübt wird, um so weniger das Object zu seinem Rechte gelangt, und eine *Wissenschaft* der Geschichte immer unmöglicher wird, da Atomistik (also das Gegentheil systematischer Einheit) die unauweichtliche Consequenz des Empirismus ist. Der Supernaturalismus andererseits befließt sich einer *kirchlichen* Haltung und wird dadurch je mehr und mehr aus der Subjectivität herausgeführt; das Resultat muß endlich die Einsicht sein, daß nur die *objective* d. h. in der Geschichte selbst manifeste (nicht bloß in der Frömmigkeit des Subjectes latente) Idee Princip der wissenschaftlichen Kirchengeschichte sein kann. Wenn so der kritisch-gelehrte Rationalismus durch die Zerlegung des Materials in lauter einzelne Präparate (formell) die Nothwendigkeit eines *einenden* Lebensprincips zum Bewußtsein bringt, der fromme Supernaturalismus aber durch tiefere Kirchlichkeit die Idee allmählig an's Licht herausarbeitet: so fördern sie beide die Wissenschaft, und die nächste Gestalt derselben wird sein, daß der Rationalismus sich mit der Gefühlsintensität des Supernaturalismus verquickt, die Idee in Form eines Ideales faßt und sonach in ästhetisch-sentimentaler Weise die Einzelheiten der Empirie belebt. Es ist damit das geistvolle Buch von Hase gemeint, in dem Ref. den bedeutendsten Fortschritt der neueren Kirchengeschichte erblickt, und er freut sich, hierüber nächstens berichten zu können.

F. R. Hasse.

#### LXVI.

*Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaft. Von Joh. Ludwig Klüber. Frankfurt a. M. in der Andreäischen Buchhandlung. Bd. 1. 1830. (VI, 410.) Bd. 2. 1834. (IV, 409.) 8.*

Der Verf. der vorliegenden Bände gehört im Allgemeinen nicht ausschließlich zu der großen Zahl der jetzt vorzugsweise sogenannten Publicisten d. h. der politischen Ideologen, welche für die öffentlichen Verhältnisse nur gewisse Lieblingsansichten der Zeit oder gewisser Kreise oder ihrer selbst, wo nicht als recht und nothwendig, doch als bewegende Thatfachen hinstellen und

verkünden. Er gehört noch weniger zu denjenigen Rechts- und Geschichtskundigen, die aus dem Gewirre des Tages sich zurückziehen unter die Denkmäler und Ueberreste der gesellschaftlichen Gestaltungen früherer Zeit, und an deren Wiederaufbau arbeiten, oder daran verzweifelnd Fluch dem Bestehenden und Geißelung dem anders denkenden Geschlechte drohen. Das eigenthümliche Feld des Verfs. ist zunächst das diplomatische Recht, worunter wir hier das urkundliche oder herkömmliche, durch Urkunden, Verhandlungen und lebendige Zeugen streng erweisliche Recht verstehen wollen: Es ist vor allem die klare, nackte Thatsache des bestehenden Rechts, deren historische Weisung ihn beschäftigt. Insofern gehört der Verf. mit einigen wenigen noch zum Stamm der ältern, vormals auch allein nur sogenannten Publicisten Deutschlands und schließt sich an Moser und Pütter an; beide übertrifft er unstreitig durch größere Kritik und Schärfe des Wissens; besonders ist er weit entfernt von allen historischen Phantasmen und Nebelgestalten, denen sich Pütter so häufig hingab. Aufgenommen hat er dagegen in sich noch die von Friedrich Karl von Moser und Schlözer eingeschlagene Richtung einer politischen Verwaltungskritik und er ist dabei den neuern Ideen und Ideologien nicht unzugänglich geblieben, doch verkündet er sie nur da als Recht, wo sie bereits diplomatisch dafür anerkannt sind; nur etwa ein Küstenfahrer ist er auf dem jetzt so lustig befahrenen Meere der politischen Ideen, deren praktische Consequenzen ihn wohl schon zuweilen schauern gemacht haben, und er will sich darum noch nicht zu weit von dem Ufer entfernen, auf welchem er bisher so sicher stand. Einer philosophischen Grundanschauung von Staat und Recht jenseits oder unterhalb der Nebelhypothese des Staatsvertrags und außer einigen Negationen begegnen wir nirgends in den Klüberschen Schriften.

Wir hoffen durch das Bisherige das Verhältniß unseres publicistischen Veteranen zu dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft richtig bezeichnet zu haben, und wir dürfen uns deshalb bei Kennern dreist Statt alles Anderem auf den Inhalt des öffentlichen Rechts des deutschen Bundes und der deutschen Bundesstaaten beziehen, welches und vornehmlich in der neusten Auflage von 1831 wohl den größten kompendiarischen Schrein der staatsrechtlichen Studien des Verfs. in Verbindung mit seinen politischen Ansichten enthält. Mit diesem Werke stehen nun auch laut seiner letzten Bevorwor-

tung die hier anzuzeigenden Abhandlungen in näherem Zusammenhange und auch sie bestätigen unser Obiges über die wissenschaftliche Stellung des Verfs., wie wir weiter zu berichten gedenken. Dafs Mittheilungen eines so vielseitig unterrichteten Mannes, dem Vieles, wie keinem Andern zugänglich war, der sogar manches in Cabinettern gesprochene Wort erlauschen oder mitvernehmen durfte, für die Geschichte unsrer Zeit nicht anders als willkommen sein müssen, darf hier eben nicht gesagt werden; und wenn wir bei diplomatischen Mittheilungen und Ausführungen vorzüglich auch die Forderung der Treue aufstellen müssen, so darf man sie wohl grade bei Klüber voraussetzen, dessen gedruckte Urkundensammlungen zur Zeit noch in keinem sonderlichen Punkt einer Falschheit angeklagt sind, der gemäß dem Wahlspruch seines öffentlichen Rechts: *vitam impendere vero*, auch bei diesen jetzigen Abhandlungen Offenheit und Freimuth der Aeußerungen verbürgt, wenn wir auch nicht läugnen wollen, dafs sich die Wahrheit bei einem J. J. Moser noch einfacher und unbefangener, und weniger vornehm oder pretiös ausgesprochen hat.

Fast alle Abhandlungen der vorliegenden Bände betreffen nur Einzel-Verhältnisse aus den deutschen öffentlichen Zuständen, zum Theil auch nur Privatinteressen, deren publicistische Vertheidigung der Verf. bekanntlich mehrmals übernommen hat, wie z. B. auch in der Sponheimer und Bentinschen Sache, ja selbst in der allgemeiner sich ankündigenden Schrift „die Selbständigkeit des Richteramtes u. s. w. Frankf. 1832.“ geschehen war; indessen liegen auch diesen Privatinteressen und Verhältnissen tiefere staatsrechtliche und geschichtliche Fragen zum Grunde, so dafs wir gern ihre Beleuchtung durch eine so geübte Hand empfangen. Ohne nun in den Inhalt aller einzelnen Abhandlungen einzugehen, wollen wir hier vornehmlich blofs die allgemeineren wissenschaftlichen Gesichtspunkte festhalten.

Feindselig allem Mysticismus geht der Verf. beinahe zu einseitig nur auf die äufsere oder letzte Erscheinung der Rechtsverhältnisse in neoterischer Richtung; auf die nackten Thatfachen, und nach den zunächst liegenden positiven Satzungen; es herrscht bei ihm eine gewisse rein formale Auffassung der Dinge und des Rechtssystems, dafs man fast immer bei den Außenseiten bleibt, nicht aber in das Innere der Dinge und zur letzten Quelle der rechtlichen Gestaltungen geführt wird. Wir könnten deshalb Beispielsweise schon auf die sechste

Abhandlung des ersten Bandes verweisen, wo unter der Ueberschrift *Genealogie* das Lächerliche genealogischer Uebertreibungen hervorgehoben, und wohl eine äufsere Unterstützung dem Thema des Verfs. gegeben werden sollte: das Staatsinteresse erkenne mit Verschmähung jeder Art von Kastenthum und Aristokratismus nur den Adel des persönlichen Verdienstes an (öffentliches Recht S. 264); und wodurch der Verf. seinen Glauben zu befestigen und in Andern zu erwecken sucht: man werde am Ende, vielleicht in nicht langer Zeit, wie unter allen Umständen das vernünftigste wäre, zurückkehren zum allgemeinen Menschenadel (Abhandl. I. 191.)! Indefs ist der ganze Aufsatz von zu geringem Gewicht für eine ernstere Entscheidung der Adelsfrage, er ist mehr eine steiffaunige Ergießung über etwas, was eben nicht zum Wesen des Adels gehört, wobei selbst eine Allegation, wie die folgende, nicht verschmäht ist: als Adam hackt' und Eva spann, wo war denn da der Edelmann. Wir wollen ebensowenig bei dem Aufsatz über die drei grofsen Mächte verweilen, die in der Politik ihre Herrschaft ausüben: öffentliche Meinung, Heermacht, Geldmacht; denn der Verf. redet hier mehr wie ein Rhetor, ohne zu der höhern Wahrheit hinzugelangen und sich einzugestehn, dafs über der öffentlichen Meinung die Wahrheit und die Kunst stehen, über Heeres- und Geldmacht aber die Revolution, wenn nicht etwa sie unter der Uebermacht der Dinge mitgemeint ist, welcher wenigstens die so hoch gestellte Geldmacht mit ihren fünf Rothschilden vom Verf. unterworfen wird (I. 397.). Wählen wir uns einen mehr juristischen Stoff. Einen solchen finden wir hauptsächlich in der ersten Abhandlung des zweiten Bandes, über die Rechtsgültigkeit und Standesmäßigkeit der Ehe Sr. Königl. Hoheit des Herzogs August Friedrich von Sussex mit Lady Auguste Murray, so wie über die Berechtigung der aus dieser Ehe abstammenden Nachkommen zu dem vollen Genufs der väterlichen Standes- und Familienrechte.

Es wird für unsere Leser nicht erst nöthig sein, des besondern Falles ausführlicher zu gedenken, den der Verf., ausser einem andren bekannten (Heidelberger) Publicisten, sich zum Gegenstand einer Deduktion laut des Vorberichts S. 4. freiwillig genommen, aber nicht empfangen hat. Genügen möge es, die Aufgabe, die der Verf. zu lösen sucht, hier summarisch zu verzeichnen. Er zeigt zuvörderst, wiewohl aus zum Theil noch mangelhaften Beweisstücken, dafs der Herzog und

Lady Murray zu Rom am 21sten März 1793 einander gegenseitig angelobten, sich als Ehegatten nehmen zu wollen, daß ebendasselbe ein Geistlicher der Anglikanischen Kirche nach dem Ritus derselben am 4ten April desselben Jahres die Trauung insgeheim vollzogen hat, und daß diese Trauung am 17. Dec. 1793 in der Sankt Georgen-Kirche zu London nach vorgängigem dreimaligen kirchlichen Aufgebot wiederholt worden ist, worauf am 13. Jan. 1794 die Geburt eines Sohnes erfolgte. Nun existirte zwar eine Parlamentsakte von 1772, über die Ehen in der königlichen Familie, worin festgesetzt ist 1) daß kein Prinz und keine Prinzessin, welche Nachkommen Georgs II. sind, — mit Ausnahme der Nachkommenschaft der in auswärtige Familien vermählten oder künftig sich vermählenden Prinzessinnen, — fähig sein soll sich zu vermählen, ohne vorher hiezu die unter dem großen Staatssiegel ausgefertigte und in dem Geheimen Rathe erklärte Einwilligung des Königs erhalten zu haben, welcher Consens, zu dessen Gedächtniß, auf dem Erlaubniß- und Eheregister vorgemerkt, und in die Bücher des Geheimen Rathes eingetragen werden soll; und daß jede Vermählung oder Ehevertrag irgend eines von jenen Nachkommen, wenn nicht zuvor solcher Consens ist erlangt worden, in aller und jeder Hinsicht und Absicht nichtig und ungültig sein soll. Doch soll 2) jeder von den erwähnten Personen, welche das fünf und zwanzigste Jahr zurückgelegt haben, freistehen, nach zwölf Monate vorher bei dem königlichen Geheimen Rath davon gemachter Anzeige, ohne des Königs Einwilligung sich zu vermählen; es wäre denn, daß vor Ablauf der zwölf Monate die beiden Häuser des Parlaments ihre Mißbilligung der beabsichtigten Vermählung ausdrücklich erklärt hätten. — Es ist ferner bei dem geistlichen Obergericht des Erzbischofs von Canterbury am 14ten Juli 1794. ein Urtheil auf Antrag des königl. General-Prokurators ergangen, wodurch die Ehe oder Scheinehe des Prinzen mit den vorausgegangenen, theils erwiesenen, theils unerwiesenen Trauungen für nichtig und der Prinz für frei und ledig von jedem Ehebande mit Lady Murray gesprochen ward. Diese Nichtigkeit wird nun aber von allen Seiten vom Verf. geprüft und verworfen. Zunächst wird schon die Gültigkeit des Akts von 1772 als an sich problematisch dargestellt, da die parlamentarische Opposition, wenn auch in der Minderzahl, dagegen protestirt habe, nach Grund-

sätzen, welche offenkundig zugleich die der ganzen britischen Nation seien; mindestens soll das Statut nach seiner eignen, der strengsten Interpretation unterliegenden Fassung gerade auf den Fall sich nicht erstrecken, wenn Mitglieder der königlichen Familie außerhalb der britischen Staats- und Jurisdiktions-Grenzen sich vermählen. Selbst den Ausspruch des erzbischöflichen Gerichts erklärt der Verf. wegen Inkompetenz für nichtig, unter allen Umständen aber für unwirksam in Schottland, welchem Reich das Ehepaar durch Eingeborenheit und Einsässigkeit mit angehörte. Noch weniger wäre der Ausspruch anwendbar auf Irland, auf welches sich nicht einmal das Ehestatut erstreckte. Vollkommenen Rechtsbestand soll endlich die Ehe des Herzogs nach den Rechtsverhältnissen in dem ehemaligen deutschen Reich und dem Churfürstenthum Braunschweig-Lüneburg, jetzigen Königreich Hannover, sowohl in kirchlicher, wie in bürgerlicher Beziehung haben, wenigstens als Gewissenssache eines Erlauchten, und im äußersten Fall als ein *matrimonium putativum* für die aus der Ehe stammenden Kinder. Kurz, es ist alles Recht auf Seiten jener Ehe und alles Entgegenstehende scheinbar und unkräftig.

Parteienfragen über noch bestehende unentschiedene Rechtsverhältnisse eignen sich zu keiner Erörterung in diesen Blättern, überdies hat der Fall noch zur Zeit kein allgemeineres Interesse, höchstens ein eventuelles, die Entscheidung kann durch mehrere Umstände überflüssig gemacht werden; kommt es dazu, so wird die höhere Politik eben so sehr mitsprechen als das Recht. Wir fassen also auch hier nur die wissenschaftlichen Seiten auf, die die obige Abhandlung darbietet. Ueber das hier überlassen wir es zunächst der Beurtheilung Anderer, was der Verf. aus dem Standpunkt der großbritannischen und irischen Jurisprudenz mit all ihrer wissenschaftlichen Unfreiheit und mit ihrem Buchstabenrecht über die Anwendbarkeit des Ehestatuts in den verschiedenen Königreichen gesagt hat, und wobei es freilich manchem unbegreiflich erscheinen wird, wie die vorgegangenen Real-Union ungeachtet ein andres Rechtsverhältniß der Mitglieder des königlichen Hauses zwischen England, ein andres für Schottland, ein drittes für Irland bestehen kann. Wir wollen auf deutschem Boden stehen bleiben und nur einige der Sätze beleuchten, die sich auf das Verhältniß des Herzogs von Sussex zu Deutschland und Hannover beziehen.

(Der Beschluß folgt.)



April 1835.

*Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaft. Von Joh. Ludwig Klüber.*

(Schluß.)

Der Verf. hat sich den Weg auch zu dieser deutschen Frage durch die Bemerkung zu bahnen versucht, daß Jemand zu gleicher Zeit eine mehrfache positive Rechtssubjektivität haben, und daß in der einen etwas Unrecht sein kann, was in der andern rechtsbeständig und wirksam ist, woran sich der Schluß knüpft, daß also auch die gedachte Ehe anders nach britannischen, anders nach deutschen Rechten beurtheilt werden könnte und müßte. Hierbei läßt sich der vorausgeschickte Satz nicht bestreiten, wohl aber die Anwendung auf das eheliche und Familienverhältniß. Man kann unbedenklich zugeben, daß das königliche Haus von Großbritannien und die dazu gehörigen Glieder eine eigenthümliche staatsrechtliche Stellung in Bezug auf die vereinigten Königreiche der brittischen Inseln und vielleicht gar wieder auf einzelne derselben haben, eine andere gegen Hannover; aber es läßt sich nicht wohl begreifen, daß auch das Privat-Familienrecht des königlichen Hauses ein verschiedenes mit Rücksicht auf die verschiedenen Königreiche sein könne oder müsse, oder mit andern Worten, daß die innern privatrechtlichen Verhältnisse des königlichen Hauses für jedes Königreich nach eigenen Rechtsgrundsätzen beurtheilt werden müßten. Nur was sich an ein familienrechtliches Verhältniß eines solchen Hauses anknüpft, oder die Bedeutung und Wirkung desselben in bürgerlicher oder staatsrechtlicher Beziehung, mag einer verschiedenartigen Beurtheilung unterliegen, nach eines jeden Reiches besonderm Herkommen und Recht; aber die Gültigkeit oder Ungültigkeit des privatrechtlichen Verhältnisses an sich kann nur nach einem Recht beurtheilt werden und lediglich auf dessen Ausmittlung würde es ankommen. Wir denken

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. 1. Bd.*

darüber so: auch ein Prinz gehört wie jeder andre Mensch zunächst dem väterlichen Hause an, ehe er dem Staat angehört, und eine Ehe schließt der Mann zunächst für seine Person, für seine Häuslichkeit, nicht für die Interessen Anderer. Darum entscheidet in allen diesen rein persönlichen Rechtsverhältnissen nach der übereinstimmenden Ansicht aller Völker von einiger Rechtskultur, vorzüglich auch nach deutschem Recht, das Recht des Wohnorts, und zwar bei Ehen das Recht des Wohnorts des Ehemanns. (Vergl. z. B. *Mühlenbruch doctrina pandectarum* §. 72. n. 4. ed. III. und die daselbst angeführten). War nun auch vormals ein englischer Prinz aus dem Hause Braunschweig wegen der deutschen Lande zugleich als ein Reichsunmittelbarer Deutschlands zu betrachten, so hat doch wohl Niemand die Behauptung zu rechtfertigen vermocht, daß die Reichsunmittelbarkeit ein besonderes gesetzliches Domicil in Deutschland begründet habe; nirgends haben die deutschen Gesetze verordnet, daß die Ehen eines Reichsunmittelbaren nur nach deutschen Rechten beurtheilt werden sollten, folglich auch hier den Grundsatz nicht aufgehoben, daß persönliche Verhältnisse zunächst vom Domicil abhängig sind. Ob wegen Schottland und Irland ein andres anzunehmen sei, wie z. B. die hohe Macht O'Connell's behaupten soll; ob jeder Prinz des königlichen Hauses nach den dortigen Gesetzen oder Reichsansichten etwa auch ein besonderes fingirtes Domicil in Schottland und Irland habe? lassen wir dahin gestellt; wir bleiben bei der deutschen Frage. Hier nun möchte es grade kein schlechteres Raisonement sein, als das, was der Verf. giebt, wenn man so sagt: „ehe der Prinz Deutschland angehörte, oder wenigstens gleichzeitig — gehörte er dem königlichen väterlichen Hause an; er war der väterlichen Gewalt des Königs von Großbritannien unterworfen; er hatte kein besondres selbständiges Domicil in Deutschland, sondern allein in England, in London, wenigstens finden wir nicht das Gegentheil

bei Klüber erwiesen. Dort aber war er auch dem dortigen Recht der Mitglieder des königlichen Hauses unterworfen, also der obigen Parlamentsakte. Die Frage, ob überhaupt eine gültige Ehe geschlossen worden, ist auch für Deutschland bloß nach dem eignen Recht des königlichen Hauses an dem eigentlichen Sitz desselben zu beurtheilen, und das um so mehr, als das deutsche Reich und Recht von jeher die Selbständigkeit des Privatrechts seiner fürstlichen Familien anerkannt hat, und gar nicht zu bezweifeln ist, daß der König von England mit dem Parlament auch über die Rechtsverhältnisse der in England domicilirten Prinzen disponiren kann." Sind diese Bemerkungen richtig, so ist auch der vorliegende Fall für Deutschland entschieden, mag die englische Opposition das Statut angefochten haben oder nicht, der erzbischöfliche Ausspruch gültig sein oder nicht; für Deutschland wäre dennoch jenes Statut gültige Rechtsbestimmung hinsichtlich der prinzlichen Ehe, und die geistliche Procedur ergäbe wenigstens die Mißbilligung der Ehe durch den königlichen Vater. Uebrigens sind wir in Deutschland nicht gewöhnt, die von auswärtigen Gerichtshöfen gesprochenen Urtheile, ihre Competenz vorausgesetzt, ganz bei Seite zu stellen, wenn auch der Verf. S. 132 das Gegentheil durch Klübers *droit des gens modernes de l'Europe* §. 55. beweisen will, wenigstens lehrt Klüber im öffentlichen Recht des deutschen Bundes §. 366. n. d. eher das Gegentheil. Wir übergehen demnach die Frage, ob nicht die Ehe des Herzogs auch nach deutschen protestantischen gemeinen Rechten, wegen mangelnden väterlichen Consensus für nichtig zu achten sei, wofür doch auch ganz gute Gründe gegeben werden können, die man zum Theil bei Eichhorn, Grundss. des deutschen Kirchenrechts II, 368. findet; wir wollen eben so die Ausführung des Verfs. auf sich beruhen lassen, daß die Descendenten aus der oft erwähnten Verbindung wenigstens als Abkömmlinge aus einer Putativehe gleiche Rechte mit ehelichen Kindern ansprechen dürften; denn der Herzog und die Lady sollen sich in einer (beinahe unglaublichen) Rechtsunwissenheit in Betreff des Ehestatuts nach S. 75 u. 135 gefunden haben. Nur einen allgemeinen Punkt heben wir noch hervor. Wie nämlich schon der Verf. der Denkschrift: rechtliche Ausführung der Successionsfähigkeit des Reichsgrafen von Bentink, 1830. p. 35 ff. gethan hat, so vertheidigt auch unser Verf. in der gegenwärtigen Abhandlung

S. 106 die sogenannten Gewissensehen deutscher erlauchter Personen als den Rechten nicht entgegen und vollgültig, was freilich auch ältere Praktiker und Juristen nicht selten behauptet haben. Indefs schon J. H. Böhmer erhob dagegen erhebliche Bedenken (J. E. P. III. 4, 3, §. 55 ff.) und Eichhorn a. a. Ort 330. erklärt jene ältere Theorie, wonach die kirchliche Trauung eine rechtlich ganz unerhebliche Ceremonie bei protestantischen Ehen sein soll, geradezu für irrig. Wir unsers Orts verkennen nicht die Schwierigkeiten, welche der Beweis einer Nothwendigkeit jener Form zu gültigen protestantischen Ehen nach diplomatischem Rechte hat, namentlich in Bezug auf die Mitglieder der ehemals reichsständischen Familien; sicher aber kann und konnte niemals die eigentlich sogenannte Gewissensehe, welche bloß in dem gegenseitigen Einverständniß der Verbundenen beruht, nicht aber öffentlich als Ehe erscheint, wo also der eine Theil nicht öffentlich an den Rechten des andern Theil nimmt, als eine wahre Ehe betrachtet werden, deren Wesen eben in einem *consortium omniae vitae* und in einer *individua vitae consuetudo* besteht, und wo nur ein Leib und Leben sein soll. Zu dieser Einheit gehört, wie Hasse richtig sagte, „daß alle Schicksale gemeinsam sind: was den einen trifft, soll auch den andern treffen; vornehmlich gehört zur Gemeinschaft des ungetheilten Lebens Theilnahme der Frau an Stand und Würde des Mannes, denn das Schicksal bestimmt sich nicht bloß durch das Leben im Innern des Hauses, sondern auch durch die äußern Verhältnisse des Mannes, wie er geehrt und geachtet ist. Eines von der Gemeinschaft rein ausgeschlossen: und es ist keine Ehe im vollsten Sinne des Wortes vorhanden.“ Eine wahre Ehe kann sich demnach nie absichtlich verheimlichen wollen, sondern sie muß sich kundgeben gegen Staat und Kirche, sonst ist es eine einseitige, nicht das ganze Leben umfassende Gemeinschaft. Dahin geht auch im Wesentlichen Böhmers Meinung, indem er zum Wesen einer gültig eingegangenen Ehe die öffentliche und feierliche Erklärung derselben fordert; und wir stimmen darin ganz bei; wie sich aber der vorstehende Fall zu diesen Grundsätzen verhalte, bleibt wieder als Parteisache dahin gestellt.

Der letzte Theil der Abhandlung erörtert die Standesmäßigkeit der Ehe und ihrer Descendenten in Beziehung auf Deutschland. Der Verf. macht hierbei Anwendung von seinen Lehren über die Mißheirathen

deutscher Erlauchter, die er auch anderwärts theils in dem öffentlichen Recht des deutschen Bundes, theils in den Denkschriften über die Sponheimische Succession entwickelt hat, am ausführlichsten im ersten Bande dieser Abhandlungen V. S. 225 „über Begriff, Verschiedenheit und Rechtswirkung der Ebenbürtigkeit.“ Hierbei wollen wir jetzt auch allein noch einen Augenblick verweilen, den Herzoglich Sussexschen Fall gänzlich verlassend. Die Meinung des Vf. geht im Wesentlichen dahin, daß nach der frühern deutschen Reichsverfassung bloß die Ehe eines reichstädtischen Familiengliedes mit einer bürgerlichen Person als verbotene Mischehe gelten konnte; daß aber selbst diese reichsgesetzliche Schranke seit Aufhebung des deutschen Reichs weggefallen und bloß den speziellen Haus- und Staatsgesetzen die nähere Grenz-Regulirung der fürstlichen Ehen überlassen sei. Der Unterzeichnete hat in seinen Beiträgen zum deutschen Staats- und Fürstenrecht eine theilweis entgegengesetzte Ansicht zu begründen gesucht, und die Entscheidung muß der weitem Forschung und Rechtsbildung überlassen bleiben. Vermissen wird man jedoch bei Klüber eine umfassendere Berücksichtigung des neuern Herkommens der europäischen souverainen Geschlechter, worüber auf den Recensenten des Unterzeichneten in der Hallischen allgemeinen Literaturzeitung von 1829 verwiesen werden kann; keinem wird es auch entgehen, daß Klüber bei der Darlegung des jetzigen Rechts eben nur bloß äußerlich und urkundlich verfahren ist. Sollte denn aber das Ebenbürtigkeits-Princip der herrschenden Geschlechter keinen tiefern Grund, als die Laune des Vornehmseins oder die Willkür der Regierenden haben, keine innre sittliche Nothwendigkeit? Uns dünkt, daß eine solche allerdings nachzuweisen wäre. Indes Gründe dieser Art werden bei bloß diplomatischen Rechtsdeduktionen nicht berücksichtigt, sondern als mystisch bei Seite gestellt. Am schlimmsten ergeht es den deutschen standesherrlichen Familien; diese sind wohl unter sich und für den hohen Adel Deutschlands ebenbürtig, nicht aber den deutschen Monarchen und ihren Familien. Mag immerhin die deutsche Bundesakte den ehemals reichstädtischen, aber mittelbar gewordenen Familien die Ebenbürtigkeit bestätigt haben; mag ferner auch ein Bundesbeschluss vom Jahre 1825 die Ebenbürtigkeit der Mediatisirten mit den regierenden Häusern anerkannt haben: alles dies stört unsern Verf. nicht; denn der Artikel 14. der Bundesakte ist so dunkel, daß die diplomatische Kritik daraus nichts herzuleiten vermag, und der Bundesbeschluss von 1825 ist nur im engern Rath gefasst und enthält die obige Anerkennung bloß enunciativ. Unbeachtet bleibt auch die Erklärung der Bevollmächtigten der zu Aachen 1818 repräsentirten europäischen Mächte in dem Conferenzprotokoll vom 7ten Novb., wo der Artikel 14. in der Bedeutung genommen ward, *que l'acte fédératif garantit aux médiatisés leurs droits d'égalité de naissance avec les maisons souveraines* (Klüber Fortsetzung der Quellensammlung 1833. S. 7); unbeachtet der rechtliche Zusammenhang des hohen Adels, zu welchem die jetzigen Souveraine und ihre Mediatisirten gleichmä-

ßig gehörten, so daß selbst der römische Kaiser als erster Monarch der Christenheit diesen hohen Adel als seines Gleichen betrachtete und betrachten mußte. Wir läugnen nicht, daß der Begriff der Ebenbürtigkeit der Mediatisirten seine bestimmten Schranken habe und erhalten könne, aber seine Beziehung zu den Souverainen im Allgemeinen vermögen wir nach so vielen übereinstimmenden Aeußerungen der Souveraine selbst nicht zu bestreiten. So wird man sich auch nicht durchaus mit der Erklärung befremden, die der Verf. in einer besondern Abhandlung I. n. 7. p. 212. von der Stelle der Bundesakte giebt, daß die mediatisirten fürstlichen und gräflichen Häuser fortan nichts desto weniger zum hohen Adel in Deutschland gerechnet werden sollten. Deutschland ist dem Verf. nichts, als die einzelnen Bundesstaaten; nur für diese im einzelnen giebt es einen hohen Adel, nicht aber für ganz Deutschland einen schon vor dem Bunde da gewesenem, von ihm mit übernommenen hohen Adel. Das ist rein äußerlicher Staats-Schematismus, und als ob sich vor lauter Einzel-Staaten kein Deutschland denken ließe! Jedenfalls sucht man in der Abhandlung vergebens nach einer Erörterung anderer Ansichten, die grade über diesen Punkt von mehreren unserer Germanisten geäußert worden sind.

Einen verwandten Gegenstand betrifft die vierte Abhandlung des 1sten Bds. über die standesherrliche Familienautonomie im Sinn der deutschen Bundesakte Art. 14. No. 2. namentlich über die so oft besprochene Frage, ob durch jenen Artikel auch die Familienrechte der Standesherrn wieder hergestellt sind, wo sie während des Rheinbundes aufgehoben waren. Gewiss findet man alle diejenigen Gründe zusammengestellt und gründlich erörtert, die sich für eine Verneinung geltend machen lassen; ob die entgegengesetzte Meinung, zu der sich auch der Refer. bekennt, dadurch überwogen werde? muß andern Richtern überlassen bleiben. Nur möge hier noch ein Mal bemerkt werden, daß Klüber selbst in seinem öffentlichen Recht des deutschen Bundes S. 234. der II. Ausg. eher gegen seine jetzige Meinung, als für dieselbe angeführt werden konnte. Denn wörtlich hieß es da: „alle bisher gegen die standesherrliche Familienverfassung erlassenen Verordnungen sollen für künftige Fälle nicht mehr anwendbar sein.“

Durch den bisherigen Bericht haben wir schon die wichtigsten Abhandlungen berührt und der Raum gestattet uns nur, auf die übrigen summarisch hinzuweisen. Publicistischen Inhalts sind hauptsächlich noch folgende: Bd. I. No. 1. über die Fortdauer deutscher Staatsverhältnisse aus dem Zeitraum des rheinischen Bundes, insbesondere über Art. 34. der rheinischen Bundesakten. No. 2. über den rechtlichen Werth der französischen Uebersetzung der deutschen Bundesakten. No. 3. über die Geschichte und den rechtlichen Werth der französischen Uebersetzung der Wiener Schlussakte vom 15. Mai 1820. No. 5. über den Unterschied zwischen alten und neuen deutschen Reichsfürsten. No. 12. über die *feuda extra curtem* seit der Auflösung des deutschen Reichs und die Lehnsherrlichkeit daran. Bd. II. No. 3. über den Recurs eines deutschen Bundesgliedes an die Gesamtheit des Bundesgenossen gegen Be-

schlüsse oder Verfahrungsweise der Bundesversammlung. No. 4. über den rechtlichen Zustand der gräfl. Stolbergischen Herrschaft Hohenstein unter hannöverscher Staatshoheit. No. 5. über den Rechtszustand des gräfl. Stolberg-Wernigerodeschen Fleckens Schwarza in der Grafschaft Henneberg zur Zeit des deutschen Reichs. No. 6. über den Reichsdeputations-Hauptschluss von 1803. S. 38 betreffend die Verschiedenheit der Schulden und Besitzungen der entschädigten Reichsstände. No. 7. diplomatische Prüfung zweier Urkunden, die Carl der Große 794 u. 812 dem Benediktiner-Kloster Neustadt am Main ertheilt haben soll. Alle diese Abhandlungen enthalten höchst schätzbare Mittheilungen und Erörterungen mit diplomatischer Gründlichkeit durchgeführt. Mehr privatrechtlichen Inhalts ist die zweite Abhandlung des zweiten Bandes über die Rechtsgültigkeit der Religionsklausel, in der Bedingung eines bestimmten kirchlichen Glaubensbekenntnisses zu dem Genuß gewisser Vortheile, wo die bekannte Ansicht des Verfs. auf eine vollkommen unparteiische Weise in einem Rechtsgutachten ausgeführt und angewendet wird. Endlich die 9te Abhandlung des 1sten Bandes, welche die Ansichten des Verfs. über den bekannten Städelchen Erbstreit zu Frankfurt a. M. darlegt und vorzüglich die, daß das Städelche Institut zur Zeit des Erbanfalls wenigstens schon als ein politischer Embryo (in dem Uterus des Staats etwa) zu betrachten und erbfähig gewesen sei, wogegen sich früher schon Mühlenbruch u. A. erklärt hatten. Derselbe Fall giebt übrigens dem Verf. Gelegenheit, sich beiläufig über den beklagenswerthen Zustand des Privat-Rechts, wenigstens in den Ländern des gemeinen Rechts auszusprechen; die Schuld daran hat ihm zufolge das römische Recht, „jene Mißgestalt, jenes buntscheckige Flickwerk und Aggregat von Bestimmungen, die zum großen Theil ohne mühsame Aufklärung unverstänlich sind und eine Menge von Controversen gewähren“ (I. S. 368). Dafür mußte selbst noch am Ende des 1ten Bdes. S. 398 der alte selige Kreitmair als Gewährsmann angeführt werden, der vor etwa 80 Jahren schon seinen Ekel an den römischen Gesetzbüchern ausgesprochen hat, dessen Worte wir hier aber nicht zum Ekel unserer Leser wiederholen wollen, da sie nichts als die geschmacklose und ungründliche unbeholfene Richtung einer frühern Zeit bezeugen. Daß unser Verf. dennoch damit übereinstimmt, daß er neuen Gesetzbüchern mit völliger Aufhebung der römischen Rechte den Vorzug gibt, kann nicht befremden, da zu der wissenschaftlichen Richtung des Verfs. auch ein strenges Buchstabenrecht gehört. Doch vor allem trifft der Tadel des Verfs. die heutige Lehr- und Lernmethode des römischen Rechts, worüber der Aufsatz eines jungen Rechtsgelehrten mitgetheilt wird (Bd. I. No. 10.), vielleicht aus derselben Feder, die auch der Sponheimer Deduktion des Verfs. von 1826 zur Einleitung diente, und die der Unterzeichnete damals eine hektische d. h. krankhafte, zu nennen sich genöthigt sah. Und auch in dem gegenwärtigen Aufsatz kann man wenigstens das frische gesunde Blut eines Rechtsgelehrten nicht ent-

decken. Es ist ein armselig Aechzen und Krächzen, wo die Jurisprudenz nur als ein Wissen, nicht auch als eine Wissenschaft und Kunst gedacht wird, wo es bloß um Hefte oder kompendiarische Weisheit mit „verhältnißmäßiger Kenntniß des römischen Rechts“ zu thun ist. Zum mühsamen Handlangerdienst ist das freilich gut genug und auch dafür muß auf den Universitäten mit gesorgt werden; nur kann dabei nicht stehn geblieben werden. Uebrigens dürfte der junge Rechtsgelehrte nicht mehr so jung sein; vielleicht hat er einen Januskopf mit alten Universitätsreminiscenzen und neuern Beobachtungen; Vieles ist entschieden nicht mehr so, wie er angiebt, wenigstens nicht auf allen deutschen Universitäten. Besonders ist schon ein viel richtigeres Verhältniß zwischen den einzelnen juristischen Disciplinen hergestellt worden, als vielleicht noch vor wenigen Jahren hin und wieder Statt fand. Zu wünschen bleibt freilich noch Manches, aber nicht bloß auf den Universitäten, sondern auch außer ihnen für sie und für Anderes. Jedoch lassen wir das Vielbesprochene und was der junge Rechtsgelehrte dazu thun sollte; halten wir uns lieber an die unmittelbare, gewichtigere Ansicht unsres Verfs. selbst. Man kann sehr wohl mit ihm in dem Wunsche, ja selbst in der Nothwendigkeit zeitgemäßer Codifikationen übereinstimmen, nur setze man dies Bedürfniß nicht auf Rechnung des römischen Rechts; wir wollen auch den Glauben hegen, daß Deutschland nicht so arm an Männern ist, die im Stande sein würden, ein anwendbares tüchtiges Civilgesetzbuch fertig zu schaffen, ohne daß dies, wie der Verf. in seiner Scherzweise anrath, in classischem Latein geschieht (S. 372). Denn sein Gewährsmann, der junge Rechtsgelehrte, hat bereits bemerkt (S. 380): daß bei der jetzigen Lehr- und Studirart des lateinischen Rechts Lehrer und Lernende ihr (?) echtes Latein vergessen (wahrscheinlich das vormalige sogenannte elegante (Dissertationen- und Compendien-) Latein. — Gestatten möge der Verfasser sodann auch noch unter der Herrschaft neuer Gesetzbücher den wissenschaftlichen Mitgebrauch des römischen Rechts in der Praxis, da sich dasselbe auf keinen Fall durch einen Califenact, wie etwa die Alexandrinische Bibliothek in der Reihe der Dinge oder in der Wissenschaft vernichten läßt; er vergönne endlich in Zukunft noch etwas mehr, als ein bloß geschichtliches kompendiarisches Studium des römischen Rechts, oder als die ehemals übliche aphoristische und axiomatische Behandlung desselben, nur an Worte sich schließend und äußere Analogie verfolgend.

Das Streben des Verfs. nach materieller und formeller Correctheit mußte von selbst dazu auffordern, wie bei jeder hervortretenden Erscheinung, so auch hier, neben vielem Trefflichen auf einzelne Schattenseiten aufmerksam zu machen, zu welchen vielleicht auch noch die gehört, daß jenes Streben sich nicht selten in einer dem Verf. eignen Manier der Darstellung verliert.

Heffter.

N<sup>o</sup> 71.  
**J a h r b ü c h e r**  
f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

April 1835.

LXVII.

*Tidskrift för Jägare och Naturforskare, utgifven af Jägare. — Förbundet i Stockholm. Ita, II<sup>da</sup> och III<sup>de</sup> Årgången, 1832—34 (Juh); S. 1—992. Med plancher. Stockholm, tryckt hos Joh. Hörberg.*

Referent hat sich vor Kurzem in dem angenehmen Falle befunden, über zwei ornithologische Werke des Auslandes zu berichten, deren eines (Swainsons Bearbeitung der Vögel für *Richardsons Fauna boreali-americana*) in systematischer, das andere (*Nuttals Manual of the Ornithology of the United States*) in xylographischer Hinsicht den Preis vor den sämtlichen bisher bekannten verdient. Gegenwärtig sieht er sich ebenso zur Anzeige einer literarischen Erscheinung veranlaßt, welcher, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Werthe, unbestritten die Krone für ihre künstlerischen Leistungen in lithographischer Hinsicht gebührt. —

Scandinavien zählt eine große Anzahl eifriger und gebildeter Jagdfreunde. Darunter gehören außer mehreren Zoologen *ex professo* noch viele andere Männer, denen es an jenem regen Sinne für Naturgeschichte, durch welchen sich Linné's Vaterland auch heut noch so rühmlich auszuzeichnen fortfährt, um so weniger mangelt, je mehr in Gegenden, wo es meist verschiedene Wildarten in Menge giebt, die Kenntniß von dem Leben und Wesen der Thiere dazu beiträgt, die Jagd auf sie nicht bloß interessanter, sondern auch ergiebiger zu machen: indem man letztere hierdurch vielfach zweckmäßiger einrichten lernt. Dabei fehlte es jedoch größtentheils um so mehr an bestimmten Jagdgesetzen, je weniger dort die Ausübung der Jagd überhaupt beschränkt oder an gewisse Standes-Vorrechte gebunden ist; denn sie ist eigentlich, wenigstens *de facto*, frei, und es schießt oder fängt dort Wild aller Art, wer da immer will. Und wenn es dabei auch nicht an gewis-

sen gesetzlichen Bestimmungen über Schonung der nützlichen Wildarten zu gewissen Zeiten des Jahres fehlte; so scheinen dieselben doch noch sehr unzureichend gewesen zu sein und ohne besonders unangenehme Folgen für die Contravenienten sehr häufig übertreten zu werden. Dies hat gemacht, daß man, besonders in neuerer Zeit, doch eine merkliche Verminderung des Wildstandes wahrzunehmen anfang. Daher trat zunächst im Anfange des Jahres 1830 ein großer Hauptverein von gebildeten Jagdfreunden und Jägern von Profession in Stockholm mit der Absicht zusammen, auch bald in allen Theilen des Reichs die Bildung von Nebenvereinen zu veranlassen und gemeinschaftlich mit diesen dahin zu wirken, um sowohl die Jagdwissenschaft, wie die regelrechte Ausübung der Jagd in jeder Hinsicht auf eine höhere Stufe zu bringen. Auch hatte die Regierung selbst schon im J. 1828 eine Commission von Jagdverständigen zum Einreichen von Vorschlägen über Verbesserung der Jagd, so wie der Jagd- und Forstgesetzgebung aufgefordert. Demnach wurden zuerst bestimmte, sehr zweckmäßige Statuten über die Thätigkeit der Gesellschaft überhaupt verfaßt, in denen um so mehr Bedacht auf die zweckmäßigste Berücksichtigung der wissenschaftlichen Seite genommen wurde, da der rühmlichst bekannte Nilsson, Professor der Zoologie zu Lund, damals Intendant des Museums zu Stockholm und einer der Stifter der Gesellschaft, von welchem überhaupt die erste Idee dazu ausging — Mitglied der Commission zur Abfassung der Gesetze für den Verein war. Namentlich machten alle Mitglieder sich verbindlich, nicht allein für ihre Person und Angehörigen jeder irgend für nachtheilig erkannten Jagdmethode zu entsagen, sondern auch sonst jedes in seiner Umgebung direct oder indirect zu diesem Zwecke mitzuwirken. Dies war die öconomische Richtung für die Thätigkeit des Vereins, deren Erfolg allerdings nur im Lande selbst sichtbar werden kann. Letzteres gilt natürlich ebenso in Betreff

mancher rein-practischen Verrichtungen, z. B. des Anstellens von Schiefsübungen nach Abhaltung der General-Versammlungen des Vereins. Um so angenehmer bemerkbar tritt für das Ausland das höchst anerkennenswerthe wissenschaftliche Streben, mit welchem wir es hier hauptsächlich zu thun haben, hervor. Wie viel Anerkennung aber Beides überhaupt im Reiche selbst findet, zeigt einer Seits die große Zahl der Beigetretenen, indem der Verein gegenwärtig bereits an 1500 Mitglieder zählt, darunter als erstes Mitglied und Protector den Kronprinzen. (Uneingerechnet die Zahl der verschiedenen Töchtervereine und ihrer Mitglieder.) Anderer Seits wird dies ersichtlich aus dem Absatze der Zeitschrift, welche, von der Gesellschaft auf Kosten ihrer gemeinschaftlichen Kasse und zu einem, nach Verhältniß der trefflichen Ausstattung äußerst billigen Preise herausgegeben, bereits so viele Abnehmer zählt, daß nach dem letzten Rechnungsabschlusse schon einiger Ueberschuss bleibt.

Redacteurs derselben sind die Herren Professor und Akademiker B. F. Fries (der jüngere) und Probst C. U. Eckström. Ihr Zweck ist Aufklärung über Alles, was irgend in wissenschaftlicher, öconomischer, practischer, legislativer oder sonstiger Hinsicht zur Jagd gehört, d. h. die Säugethier- und Vogelwelt Scandinaviens betrifft. Sie enthält daher zuerst größere Aufsätze über Thiere, die entweder durch Nutzen oder Nachtheil Einfluß auf die Jagd haben, nach allen den Beziehungen, welche für Jäger und Naturforscher interessant sein können (in jedem Monats- oder Doppelhefte gewöhnlich über Eine dergleichen Species); ferner historische Bemerkungen über die Jagd und deren Einrichtung in früheren Zeiten; Auszüge aus den Verhandlungen des Reichstages, insofern dieselben sich auf Jagdangelegenheiten beziehen; kritische Berichte über dahin einschlagende Gegenstände der Literatur; Notizen über die Resultate neuer Reisen in Bezug auf Jagd und Jagdkunde; vermischte Berichte aus allen Theilen des Landes über merkwürdige zoologische Erfahrungen oder Jagdereignisse; die Satzungen der kleineren, neu gebildeten Töchtervereine; Berichte über den Erfolg der angestellten Schiefsübungen; endlich hin und wieder einzelne Anekdoten. So wird in der That für Alles gesorgt, was irgend der Berücksichtigung wahrhaft werth ist; und man möchte schwerlich ein Bedürfnis namhaft machen können, welches außer Acht gelassen wäre. Diese Monatsschrift muß sonach mit der Zeit ein reichhaltiges Magazin und

Repertorium für das gesammte Jagdwesen des Nordens und für die Kenntniß dortiger Jagdthiere nach allen Beziehungen werden. Selbst gelegentliche Bemerkungen über sonst merkwürdige Thiere, die gar nicht Gegenstände des Jagdvergnügens zu sein pflegen, sind nicht ausgeschlossen.

Mit Recht ist daher der Titel gewählt: „Zeitschrift für Jäger und Naturforscher.“ Denn, abgesehen davon, daß, wer sich als Naturforscher mit dem Leben und Wesen der zwei obersten Thierklassen als practischer Beobachter beschäftigt, schon, um seinen Zweck vollständig zu erreichen, in gewissem Grade Jäger sein muß, — so enthält die Schrift auch des rein zoologisch-Wichtigen und Neuen so viel, daß wir, durch den Raum unserer Blätter außer Stand gesetzt, mit den Mittheilungen darüber ins Einzelne zu gehen, uns für verpflichtet halten, Alle die, welche des Schwedischen einigermaßen mächtig sind, angelegentlichst darauf zu verweisen. Nur Einiges mag hier als Probe ausgehoben sein.

Die Kenntniß von den merkwürdigen *Bastarden des Auer- und Birkhuhns* (*T. urogallus* und *T. tetrix*), welche von den meisten deutschen und sämmtlichen ausländischen Ornithologen unter dem Namen *T. medius* oder *intermedius* für Wesen einer besonderen Art gehalten, in Scandinavien aber, wo man sie Rackelhühner nennt, von jeher ganz richtig für Bastarde erkannt wurden, hat hier jetzt eine völlige Umgestaltung erfahren. Namentlich ist ihre Erzeugung jetzt noch merkwürdiger geworden durch die Erfahrung: daß nicht bloß Auerhennen, welche keinen Gatten ihrer eigenen Art finden konnten, weil man in ihrer Gegend zu viel Hähne weggeschossen hat, durch Begattung mit Birkhähnen Bastarde hervorbringen; sondern daß auch umgekehrt jüngere, durch die stärkeren älteren von den Balzen abgetriebene Auerhähne sich mit Birkhennen begatten, und so mit diesen wieder noch andere Bastarde zeugen. Daher rührt im letzteren Falle das Ereignis: daß man nunmehr öfters ein oder einige junge Rackelhähne oder Hühner unter den Jungenhaufen von Birkhennen gefunden hat. Daher kommt ferner die Verschiedenheit dieser Bastarde unter sich selbst; indem sie (wie Vogelbastarde überhaupt) stets dem Vater am ähnlichsten werden; weshalb denn, wie man bereits länger wußte, die einen mehr dem Birk-, andere mehr dem Auerhahne oder deren Hennen gleichen. (Vergl. S. 54, 562, 676.) Und so wunderbar es vielleicht Manchem scheinen mag,

dafs der grofse Auerhahn sich, statt mit seinem bereits weit kleineren Weibchen, gar mit der noch viel kleineren Birkhenne fruchtbar begatten soll; so erscheint dieses Ereignifs doch uns wenigstens bei näherer Betrachtung nicht auffallender, als das tausendfach vorkommende und allbekannte Factum, dafs die zahmen Männchen der Bisamente (*Anas moschata*) mit den Weibchen der gewöhnlichen Hausente (*A. boschas domest.*) Bastarde in Menge zeugen. In beiden Fällen ist der Gröfsenunterschied der beiden adulterirenden Gatten gleich außerordentlich. Endlich ist die Unfruchtbarkeit jener Hühnerbastarde, wenn nicht erwiesen, doch höchst wahrscheinlich gemacht. Von den Männchen unter ihnen erzählt nämlich bereits Nilsson (*Skandinavisk Fauna* III, 1, S. 92): dafs sie, so viel man beobachtet hat, sich nie mit Auer- oder Birkhennen paaren, wenn sie gleich auf die Balzplätze der Auer- und Birkhähne kommen und letztere vertreiben; und dafs man sie noch weniger in Gesellschaft ihrer eigenen (der Rackel-) Hennen sieht. Dafs aber letztere wirklich unfruchtbar seien, wird fast aufser Zweifel gesetzt durch die anatomischen Untersuchungen, welche die Prof. der Anatomie und Zoologie, Retzius und Fries, an zwei dergleichen, freilich im Herbst getödteten, Bastardhennen angestellt haben. Sie fanden die Eierstöcke, welche kaum zu finden waren, sogar in einem weit geringeren Grade entwickelt, als den von einer sehr alten und bereits hahnenfedrig gewordenen, also schon unfruchtbaren Auerhenne (einer sogenannten Gelt-Henne nach dem Jägerausdrucke). Erst nachdem sie in frischem Wasser ausgespült worden waren, konnte man kleine, zusammengedrückte, warzenähnliche Körper entdecken, welche die höchst unvollkommenen Andeutungen der Eier vorstellten. Der Eierleiter war nicht gröfser, als der linke Harngang, und sehr dünnhäutig; seine Franzen und das trichterförmige Ende gleichfalls unvollkommen gebildet. (S. S. 57).

(Der Beschluss folgt.)

### LXVIII.

*Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg im J. 1675. Nach Archivalien des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin u. s. w., bearbeitet von H. von Gansauge. Berlin, bei G. Reimer 1834. 8.*

Die brandenburgisch-preussische Geschichte hat in neuerer Zeit vielfache Bearbeitungen erfahren, durch welche die grofse Schwierigkeit, diesen merkwürdigen Zusammenlauf von Begebenheiten in seiner wahren Lebensrichtung aufzufassen und in seiner eigenthümlichen Gestalt und Bewegung klar hinzustellen, nur immer deutlicher geworden ist. Die Ursache der besondern

Schwierigkeit liegt in dem Entwicklungsgange selbst, in der Macht der Fortschritte, in dem stets hinausrückenden und noch von keinem forschenden Auge zu ermessenden Umfange der Möglichkeiten künftiger Bestimmung, zu welcher dieses Staatsleben emporzuwachsen hat. Ausserdem aber leidet die brandenburgisch-preussische Geschichte auch noch gar sehr an Aufhellung und Festsetzung vieler Einzelheiten, wo die Angaben theils mangeln, theils sich widersprechen, und die kritische Untersuchung noch kein sicheres Ergebnifs geliefert hat. Selbst höchst wichtige und glänzende unsrer vaterländischen Vorgänge schimmern bis jetzt in einem Lichte, welches wenn auch nicht die Haupterscheinung, doch manche Nebenumstände unsicher läfst; und das Bedürfnifs, die Geschichte nicht nur zu wissen, sondern auch lebendig anzuschauen, entbehrt sehr ungern solcher Einzelheiten, durch die nicht selten auch den Hauptsachen eine erhöhte Theilnahme zugewendet wird.

Zu den Vorgängen dieser Art gehört der Feldzug des grossen Kurfürsten gegen die Schweden im Jahre 1675, die wichtigsten Ereignisse von Rathenau und Fehrbellin, welche schon als Kriegsthaten und Beispiele muthiger Entschlossenheit einen selbstständigen Werth haben, aber durch die ihnen verknüpften Folgen nicht minder bedeutend sind. Die vorliegende Schrift behandelt diesen anziehenden Gegenstand, indem sie die vorhandenen Nachrichten sorgfältig zusammenstellt, durch Vergleichung untereinander prüft, und bisher unbenutzte handschriftliche Hilfsmittel mit heranbringt. Der Hr. Verf. hat seiner Aufgabe grossen Fleifs und Eifer gewidmet, und seine Darstellung bezeugt überall den treuen Sinn des redlichen Forschers, der, wie er es selber ausspricht, „ernstlich bemüht ist, der Wahrheit zu dienen.“ Sein Verdienst erscheint am grössten und fruchtbarsten in genauer Ermittlung der eigentlichen militairischen Bezüge, der Anordnung der Märsche, des Laufs der Gefechte, der sichern Bestimmung der Zeit und Oertlichkeit. In letzterer Hinsicht kam dem Hrn. Verf. die gründliche Kenntnifs der Landesgegend, welche der Schauplatz jener Kriegereignisse war, zu Statten; er hat solche genau erforscht, den in ältern Zeiten von der heutigen Beschaffenheit verschiedenen Zustand hervorgehoben, und nach dieser zuverlässigen Leitung einer noch jetzt anschaulichen Wirklichkeit die geschichtliche Ueberlieferung auf ihre richtigen Punkte zurückgeführt. Die beigelegten Abbildungen geben eine willkommene Uebersicht, und wir dürfen diese Untersuchung, welche die Landesbeschaffenheit überhaupt und das Terrain der einzelnen Kriegsvorfälle betrifft, und die schon in früherer Zeit durch einen Aufsatz des Freiherrn von Fouqué glücklich eingeleitet worden, durch die dankenswerthen Bemühungen des Hrn. Verf. nunmehr für vollständig abgeschlossen erachten.

Den sonstigen Ergebnissen der hier ausgeübten historischen Kritik vermögen wir nicht immer beizutreten. Wir müssen im Allgemeinen bemerken, dafs in neuerer Zeit, wo man mit besonderem Eifer neuen handschriftlichen Quellen nachspürt, und aus diesen die bisherige Kenntnifs und Darstellung der Geschichte nicht nur zu ergänzen und aufzuhellen, sondern auch wohl in ganz neue Gestalt umzubilden unternimmt, dieses Bestreben sehr oft eine bedenkliche Richtung genommen und neue Irrthümer



veranlaßt hat. Der Anblick alter Urkunden und Schriften übt einen eignen Reiz, die Beschäftigung mit solchen neu aufgefundenen und bisher wenig oder gar nicht benutzten Blättern erzeugt einen Hang, sie zu überschätzen, sie zum einseitigen Maßstab ansunehmen, und alles zu verwerfen, was nicht aus ihnen geschöpft, oder mit ihnen nicht in Uebereinstimmung ist. Besonders legt man auf das Schweigen solcher Zeugnisse ein unverhältnismäßiges Gewicht, und thatsächliche Angaben, die sich in bisherigen Ueberlieferungen vorfinden, sollen plötzlich nichts gelten, weil ihrer in bestimmten Papieren, deren Vollständigkeit und Entstehungsart noch erst zu prüfen wäre, nicht gedacht worden ist. So hat man, auf Urkunden gestützt, deren Unzulänglichkeit grade für den bestimmten Zweck offenbar am Tage liegt, den brandenburgischen Minister Grafen von Schwarzenberg gegen frühere Anschuldigungen zu rechtfertigen, den Herzog von Friedland alles Verrathes gegen den Kaiser freizusprechen gemeint, und die als Urtheil und Ansicht der mit- und nachlebenden Welt auf uns gekommenen Angaben durch bloße Verneinung aufzuheben geglaubt. Man wird aber Zeugnisse, die einmal bestehen, nicht so leicht verwerfen dürfen, wenn man nicht nachweisen kann, daß sie in der Sache selbst ihren Widerspruch finden, und wie, durch Irrthum oder Absicht, sie haben entstehen und sich behaupten können. So soll auch die Erzählung Friedrichs des Großen von dem Pferdetausch zwischen dem großen Kurfürsten und dem Stallmeister Froben, so wie die Nachricht über den Vorgang mit dem Prinzen von Hessen-Homburg bei Fehrbellin, bloß deshalb ungegründet sein, weil das Tagebuch des Kammerherrn von Buch und Pufendorfs Geschichte des großen Kurfürsten dieser Umstände nicht erwähnen. Unser Hr. Verf. pflichtet den Kritikern eifrig bei, welche jene Angaben, die neben Friedrich dem Großen noch dem Freiherrn von Pöllnitz für sich haben, durchaus bestreiten und verwerfen; nach unsrer Meinung sehr mit Unrecht. Als die genannten Schriftsteller schrieben, war die lebendige Ueberlieferung jener früheren Zeiten noch nicht erloschen (sie ist es sogar noch jetzt nicht, wie selbst die vorliegende Schrift bezeugt), und beide lebten in Verhältnissen und Stellungen, wo eine wesentliche und bündige Kenntniß der jüngstvergangenen Vorfälle und Umstände sicher übertragen und fest bewahrt sein konnte. Die Annahme, Pöllnitz habe jene Geschichten erfunden, ist höchst willkürlich, und kann, so lange man nicht nachweist, daß er überhaupt Fabeln erdichtet, und zu dieser einen besondern Anlaß gehabt habe, nur als ein leeres Vorgeben erscheinen. Das Schweigen Pufendorfs und Buchs (und obendrein auch der Leichenredner!) beweist gar nichts. Wie viele Ereignisse und Bezüge von Wichtigkeit werden grade von Zeitgenossen übergangen, aus hundert Gründen und Zufälligkeiten, die hier nicht aufzuzählen sind! Man muß dabei genau erwägen, was alles zu einer bestimmten Zeit unbekannt oder im Gegentheil allzu bekannt sein mochte, was bedeutend oder unwichtig erschien, unangenehm oder bedenklich zu erwähnen war. Es giebt heutiges Tages Dinge, die jedermann weiß, aber schwerlich sagt, und selbst für sich niederschreiben Bedenken trägt; und eben so andre, deren Erwähnung aus Mißlaune oder Uebel-

wollen absichtlich vernachlässigt wird. Die bestimmte Angabe Friedrichs und Pöllnitzens ist durch zweifelnde Muthmaßung nicht zu beseitigen, und wird in der geschichtlichen Kunde einstweilen noch ihre Stelle fest behaupten. In der Sache selbst ist durchaus keine Unwahrscheinlichkeit aufzustellen; ein bestimmter Widerspruch findet abseits der Erzähler, welche die erwähnten Umstände verschweigen, auch nicht Statt. Der Urheber all dieses Zweifels ist dicmal der als Sammler und Schriftsteller bekannte Ordensrath König, auf den sich auch unser Herr Verf. als auf den Gewährsmann beruft, der diese Sache ganz aufs Reine gebracht habe. Dieser Mann war fleißig, aber ohne allen Geist und Ueberblick. Er gehörte zu den historischen Forschern, welche alles gethan zu haben glauben, was sie Einzelnes an Einzelnes reihen, dies gegeneinander halten, vergleichen und abwägen. Aber auf solche Weise gedeiht keine ächte historische Kritik; diese geht nur aus einer umfassenden Durcharbeitung großer historischer Stoffe, aus einer tiefen, auf Weltkenntniß und Lebenserfahrung gegründeten, und durch weltgreifende Studien allseitig geübten Einsicht hervor, ohne welche die genaue Kunde und das sorgfältige Hin und Her Wenden des besonderen Falles ganz unfruchtbar bleiben muß.

Für die hier zur Sprache gekommene Streitsache tritt aber noch ein ganz eigner Umstand ein! Unser Hr. Verf. stützt sich in Betreff seiner gegen die erwähnte Geschichte Frobens ausgesprochenen Zweifel und Verneinung hauptsächlich auf den Ordensrath König; allein dieser selbst hat seine Zweifel ja späterhin bereut und zurückgenommen! Warum ist dies nicht beachtet? Wie schwer man, auch bei dem redlichsten Willen und strengsten Eifer, in dergleichen Erörterungen und Zusammenstellungen die Gefahr vermeidet sich in Irrungen zu verwickeln, beweist eine andere Stelle unsrer Schrift, wo es heißt: „Friedrich der Zweite macht sein eignes Zeugniß zweifelhaft, da die ganze Erzählung aus den spätern Ausgaben der *Mémoires*, namentlich aus der von 1762, weggeblieben ist. Nun ist bekannt, daß der König eine Durchsicht und Verbesserung der ersten Auflage vor deren Wiederabdruck vornahm, um sie von eingeschlichenen Irrthümern zu reinigen.“ So steht es; aber die Sache verhält sich umgekehrt; grade in den frühesten Ausgaben, namentlich in dem ersten Abdruck, in den *Mémoires de l'Académie de Berlin*, fehlt jene Erzählung, und erst in spätern ist sie hinzugefügt, mit den einleitenden Worten „*Il est digne de la majesté de l'histoire de rapporter la belle action qu'il fit un de ses devoirs dans ce combat.*“ Auch ist es ungenau, wenn dem Könige nachgesagt wird, er zeige uns den Prinzen von Hessen-Homburg „als einen leidenschaftlichen Unentschiedenen“, der König spricht nur von *brillant courage* und *vaillance*, und *d'avoir exposé avec tant de légèreté la fortune de son état*, welche Ausdrücke von jener Bezeichnung noch sehr verschieden ist. — Einige Kleinigkeiten, z. B. daß der Hr. Verf. immer Dörfflinger schreibt, anstatt Derfflinger, worüber die vorliegende Biographie von König sichere Auskunft giebt, — sind leicht zu berichtigen, und dürften in einer andern Schrift, wo nicht so wissenschaftliche Genauigkeit in jeder Art angestrebt und gelangt wäre, kaum anzumerken sein. Varnhagen von Ense.



April 1835.

*Tidskrift för Jägare och Naturforskare, utgifven af Jägare — Förbundet i Stockholm.*

(Schluß.)

Wo möglich noch weit merkwürdiger und von höchster Wichtigkeit in Bezug auf das Abändern der Thier-species durch klimatische und sonstige Einflüsse sind die S. 27—31, 410—11, 845—47 mitgetheilten Erfahrungen über die Kreuz- und sogenannten schwarzen oder Silberfuchse, *Canis cruciger* s. *decussatus* und *C. argentatus* s. *C. nigro-argenteus* der französischen und englischen Schriftsteller. Letzteren diese vermeinten Species angreifen, wie Recensent es bereits vor einigen Jahren im Sinne hatte, würde von den Urhebern dieser sein sollenden Arten damals ohne Zweifel als die ärgste und anmaßendste zoologische Ketzerei verschrieen worden sein; und doch sind sie wirklich keine Species, sondern nur Varietäten des gemeinen oder Rothfuchses, *Canis vulpes*. Es ist kein schlagenderer Beweis hiervon denkbar, als der, welchen die in der Nähe von Stockholm gemachten Erfahrungen über die Fortpflanzung von einem Pärchen Kreuzfuchse, und zwar in einem dem freien nach Möglichkeit ähnlich gemachten Zustande, geliefert haben. Das Weibchen brachte im ersten Jahre (1828) 3 Junge, unter welchen nur einer ein Kreuzfuchs, die beiden andern aber gewöhnliche Rothfuchse waren. (Im nächstfolgenden Jahre kamen die Jungen gleich nach dem Werfen ums Leben). 1830 erhielt man wieder drei, nun aber schon sämmtlich Kreuzfuchse; im J. 1831 vier, zwei Kreuzfuchse und zwei schwarze; 1832 wieder ebenso; im J. 1833 fünf, worunter nur noch ein Kreuzfuchs und schon vier schwarze. Nun werden wir begreiflicher Weise weder Hrn. Geoffroy, noch sonst Jemand von seinen Ansichten zu fragen brauchen, ob sie zugeben wollen, daß wir mit den wackeren Schweden diese ihre Species von der Liste der wirklichen Arten austreichen! — Höchst merkwür-

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

dig bleibt aber der, von selbst hieraus fließende und auch für den Recensenten (seiner langen, vorzugsweisen Beschäftigung mit dem Abändern der warmblütigen Thiere ungeachtet) noch neue Satz: daß es für eine Varietät, die mit einer schon höher entwickelten Färbung geboren ist, doch erst eines gewissen Alters bedarf, um auch Junge zu bringen, die ihr gleichen; daß daher die, welche sie während der ersten Jahre bringt, in Betreff der Färbung noch zum Theile oder meist unter ihr selbst stehen; und daß sie dagegen mit den höheren Jahren, aber ohne sich inzwischen selbst verändert zu haben, fähig wird, immer mehr Junge von einer Abänderung zu zeugen, welche hinsichts der Farbenentwicklung sogar über ihr selbst steht. Merkwürdig ist ferner, daß diese von reinen Kreuzfüchsen gefallen schwarzen Füchse eben so, wie andere der letzteren, schon einige leichte, aber doch bestimmte Abweichungen in der Schädelform zeigen. Hiernach kann man schließen, wie viel Dinge es in der Thierwelt geben mag, von welchen die Philosophie jener obstinaten Speciesmacher von Profession, die, statt umzukehren, in ihrem Treiben meist nur immer noch weiter vorwärts gehen, sich nichts träumen läßt! —

Dies als Beweis, was unsere Tidskrift für wissenschaftliche Punkte leistet. Nicht minderes Lob verdient das Ganze von Seiten der Jagd betrachtet. Ausführlich sind bereits (meist von Ekström) behandelt: die Naturgeschichte und Jagd des Fuchses, Wolfes, Luchses, Bären, Vielfraßes, Fischotters, nordischen (veränderlichen) Hasen, des Bibers und Elennhirsches; des Auer-, Birk- und Weiden-Schneehuhns, der Waldschnepfe, großen Bekassine, und der sämmtlichen sogenannten Dohnenvögel (derer, welche man in Schlingen mit Ebereschen fängt). Jedes Heft enthält eine Menge werthvoller Beiträge über verschiedene Einzelheiten von zoologischem Interesse, namentlich oft Zusätze von verschiedenen Mitgliedern zu den längeren Abhandlungen Anderer; Be-

richte über den Vogelzug, wie über sonstige beachtenswerthe Erscheinungen u. s. w. Jeden Monat kommt ein Heft von zwei Bogen, oder auch, besonders, wenn zu einer langen Abhandlung mehrere Tafeln Abbildungen gehören, ein Doppelheft für zwei Monate heraus. Druck und Papier sind recht gut, der Sache angemessen. Bloß in Bezug auf den Satz würde bei der großen Verschiedenartigkeit des Inhaltes noch eine leichtere Uebersicht zu gewinnen sein durch Anbringung von Columnentiteln. Sonst enthält jedes Heft zu Ende die Anzeige seines Inhalts, und jeder Jahrgang ein vollständiges, alphabetisches Gesamtregister.

Haben wir schon von dem Gehalte der Schrift nur Gutes sagen können und selbe deshalb unter die besten literarischen Erscheinungen zählen müssen; so können wir vollends von den beigegeführten Abbildungen nur Ausserordentliches rühmen, indem wir ihnen nichts in ihrer Art zur Seite zu stellen wissen. Wir müssen sie unbedenklich über alles bisher Erschienene setzen, was man in der Zoologie an Steindrücken besitzt. Nicht ohne freudige Ueberraschung kann man bei diesen herrlichen Bildern und zum Theile Bilderchen verweilen und sehen, wie unerwartet weit es gerade die Schweden hierin gebracht haben. Die besten lithographischen Darstellungen solcher Gegenstände aus Frankreich und England stehen hinter diesen in Zeichnung und Ausführung weit zurück; und bloß im Punkte der ersteren höchstens kommen die von Swainson selbst gefertigten Abbildungen zu seiner Bearbeitung des ornithologischen Theiles von Richardson's Fauna boreali-americana den unsrigen ziemlich nahe, stehen ihnen aber keineswegs gleich. Ueberall muß man in Hrn. Wilh. v. Wright, welcher sowohl die Zeichnung auf Stein, wie den Original-Entwurf aufs Papier besorgt, aber daneben auch noch eine Menge sehr guter Bemerkungen über Geschichte, Jagd und Fang der Thiere liefert, — den viel erfahrenen, practischen Beobachter und Waidmann erkennen. Die Stellung der Thiere kann in der That nicht natürlicher, lebendiger und doch zugleich einfacher, ihre Physiognomie nicht ähnlicher — man möchte sagen: sprechender — sein, als sie hier ist. Die Ausführung, überall in sogenannter Kreidemännier, läßt auch bei Verkleinerung eines Vogels von 9—10" auf ungefähr eben so viel Linien noch die vollständigen Umrisse jeder Schwanz- und Flügelfeder, wo es nöthig wird, sogar der Körperfedern, deutlich und

scharf erkennen. So namentlich auf der vortrefflichen letzten Tafel des 2ten Jahrganges, welche 9 Arten Dohnenvögel (sämmliche Drosseln, den Seidenschwanz, Hakenfink und Gimpel) in 11 Individuen auf nur etwas mehr als der Hälfte einer Tafel großen Octavformat mit noch gar nicht knapper Raumeintheilung auf Einem Baume sitzend vorstellt. Ebenso genau sind die Flecken- und Wellenzeichnung sammt den Federkonturen bei der Birk- und Rackelhenne; trefflich das reine In- und Durcheinanderarbeiten ganz dunkler, halb dunkler, heller und endlich mancher ganz ins Licht tretender Haare bei den Säugthieren u. s. w. Abgebildet sind überhaupt alle diejenigen Thiere, deren Leben und Jagd ausführlich behandelt wird und die bereits oben genannt sind; dann ferner eine Menge verschiedener, zu Jagd oder Fang nöthiger Geräthschaften. Auch diese letzteren Abbildungen ohne Ausnahme, sammt den Titelvignetten, sind ausgezeichnet gut; und die colorirten (d. h. alle die, welche Thiere vorstellen) sind zugleich äußerst sauber ausgemalt. Mehrere können wirklich gleichsam als lithographische Gemälde gelten, und verdienen als Meisterarbeiten schon in künstlerischer Hinsicht, ganz abgesehen von ihrer sachlichen Richtigkeit für den Naturhistoriker, die Aufmerksamkeit des bloßen Kunstfreundes. Ganz besonders würde darunter hervorzuheben sein: der schwarze Fuchs 1ster Jahrgang, Heft 1; die Rackelhenne H. 2; der junge Seeadler H. 4. (dessen Füße jedoch um ein Merkliches zu dünn sind, wahrscheinlich, weil er nach einem ausgestopften, also vertrockneten Originale gezeichnet ist: etwas, was sonst nur bei den Entwürfen von ein oder zwei besonders seltenen Thieren der Fall gewesen ist, aber hier auch schon nicht wieder sichtbar wird); der Fischotter, Jahrg. 2 H. 1.; die lappländische Eule H. 2.; der Wolf, H. 5.; der Auerhahn, H. 6.; das Weiden- oder Morast-, Th. Schneehuhn, H. 7.; die Dohnenvögel H. 8.; der Luchs Jahrg. 3., H. 1.; das Birkhühner-Paar H. 2.

Gloger.

## LXIX.

*Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit, mit besondrer Rücksicht auf die Religionsphilosophie. Allgemeine Einleitung in die speculat. Philosophie und Theologie.*

logie von Dr. Sengler, Prof. der Phil. zu Marburg. Mainz bei Kupferberg 1834. XVI. und 312.

Im ersten Artikel charakterisirt der Vf. ganz kurz den oriental. Geist, die griech. Philosophie und die des Mittelalters, weist dann in ausführlicherer Entwicklung nach, daß die mit Cartesius begonnene Richtung der neuern Philosophie ihre Vollendung in Fichtes subjectivem und Hegels objectivem Idealismus finde. Dieser *negativen* Richtung müsse nothwendig eine Philosophie von *positivem* Charakter entgegen treten, das sei die *neueste* (Schellingische) Philosophie. Der *zweite* Art. bestimmt ihr Verhältniß zur *neuern* und ihre Aufgabe p. 78 seq. Der *dritte* (p. 100 ff.) behandelt ihr Verhältniß zum Theism, Pantheism und zur Hegelschen specul. Theologie, giebt die Hauptmomente des positiven Systems der specul. Theologie an p. 144, das als concreter Monotheism bestimmt wird. Der *vierte*, nachdem er gezeigt, daß die Aufgabe der Religionsphilosophie sei, die geschichtlichen Religionen zu begreifen p. 175, giebt eine ausführliche Darlegung der Hegelschen Religionsphilosophie p. 186—215 und eine Kritik derselben; endlich im *fünften* Artikel werden die neuesten Bestrebungen in diesem Gebiet erwähnt, und nachdem Schelling als Anfänger der neuesten Philosophie genannt worden, Daumer, Musmann, Fichte und Weiss einer Kritik unterworfen. Das Resultat ist: die Logik habe die negative, die Metaphysik die positive Form des Absoluten in seiner Offenbarung zu entwickeln p. 312. —

Es vereinigt sich mancherlei, um unser Interesse für das Werk, dessen Inhalt kurz angegeben, zu erregen. Ein neuer Standpunkt wird uns angekündigt, von dem allein ein Begreifen des Glaubens-Inhaltes möglich, ein Standpunkt, der allen andern philosophischen Systemen als der *positive* entgegenstehe; freilich nur eine allgemeine Einleitung in dies System, der eine specielle noch erst folgen soll, ehe es an das System selbst kommt, aber eine ausführliche Kritik aller andern Systeme läßt auf indirectem Wege eine deutliche Vorstellung von dem System des Verfs. gewinnen, wenigstens von den Differenzen desselben von anderen. — Dann aber kommt hinzu, daß dieses System an einen geliebten Namen geknüpft wird. Der Verf. giebt es für das Schellingische, und zwar für das neueste Schellingische aus. Dergleichen Aeußerungen sind uns nun von andern Seiten

öfter zu Ohren gekommen, und sogen. Neu-Schellingische Lehre oft dargeboten; wer aber die Sucht, sich auf berühmte Namen zu berufen, kennt, wer dabei bedenkt, daß öffentliche Erklärungen davor warnten, dergleichen Nachrichten aus dritter und vierter Hand zu trauen, wird es uns nicht verübeln, wenn wir, was mit den uns vorliegenden Schriften von Schelling nicht übereinstimmte, oder vielleicht gar ihnen widersprach, *bis auf Weiteres* auch nicht als von ihm gesagt ansahen, sogar wenn wir es in Collegienheften fanden. In einem solchen Fall konnten wir der Versicherung: „dies lehrt Schelling“ nur entgegensetzen: es ist möglich — doch wir glauben es nicht. Dabei kann es nun bei diesem Werke nicht bleiben. Hr. S. versteht unter dem neuesten Schellingischen System *nicht* nur seine Vorlesungen, sondern behauptet, „während die übrigen Schellingischen Schriften der früheren (pantheistischen) Periode angehörten, wären die Grundzüge der *neuesten* Philosophie in der Abhandlung von der Freiheit, im Denkmal Jacobis, und in den Gottheiten von Samothrake niedergelegt.“ Eine solche Theilung wird, darnach zu urtheilen, daß Schelling in der Abb. v. d. Frh. z. B. die Schrift Philosophie und Religion, im Denkmal die Darst. seines Systems in der Zeitschr. f. spec. Phys. 2, 2. *bestätigend* citirt, von Schelling selbst schwerlich anerkannt werden. Jedenfalls aber geben die drei genannten Schriften einen festen Boden zur Prüfung der Senglerischen Behauptung, daß dies die neueste Schellingische Lehre sei, es müßte denn Hr. S. von dieser eine *allerneueste* unterscheiden.

Indem nun der Ref., so weit der Raum es gestattet, die Hauptsätze dieser Schrift näher beleuchten will, sind es vornehmlich diese drei Gesichtspunkte, die bei der Beurtheilung festgehalten werden sollen: *Zuerst* nämlich die Natur der vorgetragenen Ansicht selbst, *dann* die Kritik, die der Verf. gegen andere Denkende anwendet, *endlich*, ob diese Ansicht des Verfs. wohl mit der, in jenen drei Schellingischen Schriften niedergelegten, übereinstimmt? — Die Hauptsätze sind nun: 1. „Die neuere Philosophie, die von Cartesius beginnt, und mit Fichte, Schelling und Hegel sich abschließt, hat zur Aufgabe den Gegensatz von Idealem und Realem zu lösen — p. 68 — den höhern Dualismus von Vernunft und Freiheit, hat sie nicht einmal als Problem aufgestellt. *Diesen* aufzulösen ist die Aufgabe der neuesten Philosophie — p. 82 —“. Mit diesem Satz sind wir sogleich in

die Mitte des positiven Systems getreten. Was nun das Verhältniß der beiden Seiten dieses Gegensatzes betrifft, so ist es so verschieden an den verschiedenen Stellen des Werks gefaßt, daß die Sache ganz verworren wird, pg. 72 wird von der Nothwendigkeit (p. 88 von der Vernunft wörtlich dasselbe) gesagt, sie sei von der Freiheit nicht ausgeschlossen, sondern diese habe die Nothwendigkeit als ihr Gesetz in sich, und dennoch werden sie als eben so coordinirte Seiten eines Gegensatzes angesehen, wie Ideales und Reales p. 82, die einer Vermittlung (Geist) bedürfen; ferner wird die Nothwendigkeit *Mittel* der Freiheit genannt p. 72, p. 88 aber die (mit der Nothwendigkeit identische) Vernunft *Folge* der Freiheit. (Aldo Mittel und Folge?) Dann soll die Freiheit ja nicht Willkür sein p. 72, aber p. 89 Freiheit sei nur in dem, was man auch *anders* thun könne. Aber was ist die Freiheit, die zwischen diesem und Andern wählen (küren) kann? Und wie hat eine solche Wahlfreiheit eine Nothwendigkeit in sich? Sagt man aber, es sei von Wahl nicht die Rede, so kann wiederum das Entscheidende, warum man *nicht* anders gewirkt werde, nur der *Zufall* sein. Kurz *incidit in Scyllum*. — Das Wesentliche ist, daß in der Ansicht des Verf. Freiheit und Vernunft als Seiten eines *ungeklärten* Gegensatzes stehn bleiben, da auch die sogenannte Vermittlung, der Geist, nach dem Verf. sich ganz auf die Seite des *einen* Gliedes stellt. — Wie sich nun eine solche Ansicht mit den angeführten Schellingischen Schriften in Einklang bringen läßt, ist schwer abzusehn. Allerdings hat Schelling zuerst (philos. Schr. Vorr. VIII.) auf den Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, aber um ihn zu *lösen*, und wenn p. 402 a. a. O. beide als gleich berechnete, sich ausschließende erscheinen, so ist das nur am Anfange der Untersuchung der untergeordnete, zu verlassende Standpunkt. P. 455 ebendas. wird vom Vf. citirt, wo Schelling sagt, daß sich nicht nur *geometrische* Nothwendigkeit in der Natur finde, sondern Vieles auf Freiheit u. s. w. weise. Daß *hier* unter Freiheit *nicht* das gegen die Nothwendigkeit *Höhere* gemeint ist, ergibt sich leicht daraus, daß *was* auf diese Freiheit weisen soll, nach Schelling selbst das Irrationale und *Zufällige*, das dem *Bösen* Analoge ist. — Freilich geht nach dem

Verf. erst *dort* die Philosophie an, wo das Irrationale anfängt (*sic!* p. 230). — Dagegen weiß ich nicht, ob nicht Hr. S. Schrift auch das *auffallende Phänomen* (Schelling a. a. O. p. 415) darbietet, daß sie behauptet, daß das System, was aus reiner Vernunft Alles entwickle, Alles einer blinden Nothwendigkeit unterworfen müsse, und daß (p. 416) alle Philosophie, die nur rein vernunftmäßig ist, Spinozismus sei oder werde? — Ich weiß nicht, was Hr. S. dazu sagt, daß ebendas. p. 418 das Aufgeben der Vernunft Selbsterfleischung genannt, und p. 419 behauptet wird, daß der Spinozistische Grundbegriff, durch den ideellen Theil, in welchem die Freiheit herrsche, zum *Vernunftsystem* ergänzt werde? — Ich weiß nicht, was zu p. 463, wo gesagt wird, daß der gewöhnliche Begriff der Freiheit (vgl. Sengler p. 89) zu den größten Ungereimtheiten führe, und zu p. 466, daß im intelligenten Wesen die Handlungen aus seinem Innern mit absoluter Nothwendigkeit folgen u. s. f. —

2. „Daraus sei auch das Verhältniß Gottes zur Welt ein freies. Wenn Gott, etwa nach Hegel, die absolute Vernunft wäre, so *müßte* er die Welt erschaffen, nun aber *sei* er nicht die Vernunft, sondern *haben*, daher hätte er sie auch *nicht* schaffen können, er konnte wollen und nicht wollen p. 150. Nach Hegel gebe es darum gar keine Schöpfung. H. habe den Begriff der Schöpfung in den vagen Begriff der Offenbarung verflüchtigt, und erkläre sich ausdrücklich gegen die Schöpfung als *nur einmal* geschehene That p. 129 ff.“ — Wenn *dies*, daß Gott auch hätte nicht schaffen *können*, das Wesentliche der Schöpfungslehre wäre (was unwillkürlich an die scholastischen Fragen, ob Christus in Kürbis-Gestalt erscheinen *konnte* u. s. w. erinnert): so läßt sich allerdings zugeben, daß H. keine Schöpfung statuiert. Wie man übrigens gerade in der künstlerischen Thätigkeit, wo am allerwenigsten ein Können oder Nichtkönnen, oder eine Wahl, sondern der künstlerische *Drang* die That hervorruft, am meisten ein Analogon der göttlichen Schöpfung gefunden hat, so lehrt die christliche Lehre (die Hr. S. etwas sonderbarer Weise selbst erwähnt) daß Gott die Welt, aus *Liebe* geschaffen. Liebe aber ist Gezogenwerden und Sich hingeben.

April 1835.

*Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit, mit besondrer Rücksicht auf die Religionsphilosophie. Allgemeine Einleitung in die speculative Philosophie und Theologie von Dr. Sengler.*

(Schluß.)

Auch hier mögen folgende Stellen aus Schellings Werken angeführt werden: a. a. O. p. 482. wird der Wille des Grundes als bewußtloser Drang von dem schlechthin freien Willen der Liebe unterschieden, aber gerade von diesem heißt es im Verlauf — p. 484 — daß die Wahl aus Gott gänzlich ausgeschlossen sei, daß Spinoza nicht irre, wenn er eine unverbrüchliche Nothwendigkeit in Gott setze, sondern nur, daß er sie unlebendig fasse p. 485. Wenn Gott die Liebe ist, so folgt, was sittlich nothwendig ist, mit einer wahrhaft metaphysischen Nothwendigkeit, — ferner: daß unter andern Ungereimtheiten auch die Möglichkeit einer bessern Welt behauptet sei, endlich p. 492, daß die Selbstoffenbarung Gottes keine unbedingt willkürliche, sondern eine sittlich nothwendige That sei. — Sehr wunderbar ist, es übrigens, daß der Vf. selbst dazwischen seine Behauptungen so weit vergißt, daß er ganz das Gegentheil ganz naiv vorbringt; so sagt er selbst z. B. von einer Stelle, daß Gott nicht unmittelbar die Welt schaffen konnte, und giebt da eine recht scharfsinnige dialektische Entwicklung der Trinitätslehre, — aber wenn er die Welt konnte unerschaffen lassen, warum konnte er sie nicht anders und auf andern Wege schaffen? Die Vorwürfe gegen Hegel vergißt er so sehr, daß er selbst p. 88 Alles in den „vagen Begriff der Offenbarung“ verflüchtigt, und behauptet, die Welt werde in „jedem Augenblick erschaffen.“ — Die Freiheit Gottes wird aber vom Vf. noch aus einem andern Grunde behauptet, um nämlich dem zu entgehen, daß Gott die Welt um *seinetwillen* schaffe (was Egois-

Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1835. I. Bd.

mus wäre) oder ihrer *bedürfe*. Beides sei in der Lehre Hegels enthalten, welcher sage: Ohne Welt kein Gott. Dieser Satz ist eben so unverfänglich, als wenn man sagte: ohne Geschöpf kein Schöpfer. Es kommt bei jedem Satz nur darauf an, was man unter Gott versteht, ob Gott *potentia*, ob *actu*, eine Unterscheidung die gleich an einzelnen Schellingischen Sätzen deutlich gemacht werden kann. Im Denkm. Jac. p. 112 wird von dem Wesen gesprochen, das sich erst später zum persönlichen Gott verklärt, und das man eben deswegen entweder gar nicht Gott nennen solle oder nur *implicite*, während der persönliche Gott *explicite* Gott sei. — Oder in andrer Form: Gott sei das A und O, aber etwas Andres als A und etwas Andres als O. In dieser Rede-weise, die Hr. S. vielleicht geläufiger ist, hieß jener Satz: Gott (als O) ist nicht ohne Welt. — Was ferner die sogenannte Bedürftigkeit (eine unpassende Kategorie, eben so wie Egoismus) Gottes betrifft, so verweisen wir auf die Stellen bei Schelling philos. Schr. p. 438. Daß die Scheidung der Principien nothwendig, damit Gott als Geist offenbar werde p. 452. Daß ohne sie keine Beweglichkeit der Liebe u. a. f.

3. „Das Verhältniß Gottes zur Welt sei drum kein logisches, sondern ein reelles,“ ein Satz, der besonders gegen Hegel gerichtet sein soll. — Obgleich der Gegensatz zwischen Subject und Object, Denken und Sein nach dem Verf. Problem der *neuern* Philosophie gewesen ist, und seine Lösung in derselben gefunden hat, (im Ich), und man daher von demjenigen, der in der *neusten* steht, voraussetzen sollte, daß er um so mehr über ihn hinweg sei, so erscheint doch dieser Gegensatz im ganzen Werke als ein ganz unüberwindlicher, das Gedachte ist dem Vf. ein nur Subjectives, Gedanke und Objectives, Logisches und Reelles schlossen sich ganz aus. Und da nun das Logische als das den Irrthum Hervorbringende erscheint, so wird, da leider in der christlichen Lehre der Logos diese Rolle spielt, öf-

ter mit großem Nachdruck behauptet, daß die Uebersetzung des Faust die richtige sei, daß Logos = That sei. Dennoch bleibt der Vf. dieser Uebersetzung nicht treu, und indem er den *λογ. ἐνδιδόκτος* und *προφορικὸς* unterscheidet, bestimmt er jenen als die *Vernunft* Gottes und diesen als die *Weltvernunft*. Um nun aber doch das Verhältniß zwischen der Vernunft Gottes und der Welt zu bestimmen, stellt der Vf. es so: die Vernunft ist die Folge der Freiheit, die Welt gleichfalls Folge der Freiheit, *mithin* die Welt nur mittelbar Folge der Vernunft p. 88 (!). Wenn es mit der strengen Disjunction zwischen Logischem und Reellem seine Richtigkeit hat, so ist dies ein sehr reeller Satz! Daraus, daß beide gemeinsame Wurzel haben, ließe sich mit demselben Recht (oder vielmehr Unrecht) folgern, daß die Vernunft Folge der Welt sei; — oder: wenn die Welt eine Folge der Vernunft, beide aber Folgen der Freiheit sind, so kann die Welt nur *unmittelbar* Folge der Vernunft und nur durch sie d. h. *mittelbar* der Freiheit sein. —

4. „Deswegen gebe es auch von diesem Verhältniß (wie von allem Speculativen) keine Erkenntniß *a priori*, sondern nur *a posteriori*.“ Obgleich der Verf. ganz richtig p. 29 gezeigt hat, daß beide nur durch eine Abstraction bei Kant ihr Verhältniß behaupteten, hat er selbst ihr Verhältniß nicht genau bestimmt. Indes scheint es, als verstehe er unter Erkenntniß *a posteriori*, was man im gemeinen Leben positives Wissen nennt, d. h. ein Wissen von einem Factum ohne die Einsicht in die Nothwendigkeit. Merkwürdig bleibt aber dann eine Stelle p. 58, wo gesagt wird, daß wir durch den historisch erschienenen Christus so in das göttliche Auge gerückt seien, daß wir in ihm Alles schauen, — sieht denn nun das göttliche Auge auch nur *a posteriori*, oder wehn nicht, kann man da sagen, daß wir in sein (doch *a priori* erkennendes) Auge gerückt seien? Die Stelle von Schelling, die der Verf. anführt, ist gar nicht schlagend. Man kann das zugeben, daß die Philosophie, was *a posteriori* erlappt ist, *a priori* darstellt. Man meint der Nichts voraussetzenden Philosophie einen tödtlichen Streich versetzt zu haben, wenn man zeigt, daß sie nicht durch *generatio aequivoca* entstanden ist. Daß die Philosophie Product und Resultat der Geschichte ist, daß also zur Möglichkeit der Philosophie die Geschichte vorausgesetzt wird, hat noch *nie* Einer, am wenigsten ein Philosoph geleugnet. Etwas

Anderes ist freilich, ob *sie selbst* dies ausdrücklich als Voraussetzung hinzustellen und damit anzufangen habe, was Viele zu folgern scheinen. Die Philosophie ist *a posteriori*, daraus folgt nicht, daß sie alles *a posteriori* darzustellen hat, was auch Schelling in jener Stelle nicht behauptet. In der That hiesse dies, um in des Verf. Redeweise fortzufahren: statt durch das göttliche Auge, in welches wir gerückt sind, zu *sehen*, geschlossenen Auges *nur* davon reden, wie wir hineingekommen sind.

5. „Der Weltprocess sei kein logischer, — wie denn überhaupt im *Denken*, d. h. subjectiven Operiren, das Wort Process keinen Sinn habe. Hegel mache darum den Process der Potenzen in der Natur zu einem willkürlichen Verbinden und scheinbaren Uebergehen logischer Kategorien.“ Wenn nicht die Logik in der Natur nachgewiesen werden soll, so folgt allerdings ganz consequent daraus, was der Verf. p. 149 sagt, daß es *eigentlich* keine Stufen in der Natur gebe, sondern nur qualitativ anders Bestimmtes. Wenn die qualitative Verschiedenheit so gefaßt wird, daß sie das Stufenverhältniß aufhebt, so fällt damit das Princip einer jeden Naturphilosophie, und Alles zerfällt in bloße Atome. Was aber dann der Verf. p. 10 den Menschen den Einheitspunct nennen kann, der alle *Stufen* der Natur in sich habe, und wie er den oben angeführten Satz gegen Schelling vertheidigen will, etwa gegen philos. Schr. p. 435 und 436, — ist ein Räthsel.

6. „Die Persönlichkeit Gottes zu erkennen sei das Ziel der ganzen Philosophie. Die Religionsphil. könne ihren Zweck, die geschichtlichen Religionen zu begründen, nur erreichen, indem sie das Wesen der christlichen Religion festhalte. Dies fehle bei der voraussetzungslosen Hegelschen Religionsphilosophie, die deshalb ganz fundamentlos sei.“ Hierfür sollen nun folgende Sätze sprechen; „Nach Hegel sei Gott *Resultat*, und zwar nicht aus *sich*, sondern aus der (unbewussten) logischen Idee und der Welt.“ Der Verf. erlaube an Denkm. Jac. p. 95 zu erinnern: „die welche einen ein für alle Mal *fertigen*, d. h. todtten Gott annehmen, ... sollten sich nicht ins Philosophiren mischen. *Ebendas.* 112 ist Gott als das A, welches sich *noch nicht* zum persönlichen Gott verklärt hat, doch ein Bewußtloses, aus dem das Bewußte Resultat ist. — Philos. Schr. p. 482. Der Wille des Grundes ist kein bewußter. *Ebendas.* p. 496 „das ideale Princip ist *nun* erst ganz persönliches Wesen“ u. s. f. — Ferner wirft der Verf. Hegeln vor,

dafs „da er keine Persönlichkeit des Menschen annehme, die Religion drum nicht in einer Vereinigung mit Gott, sondern einem Verschwinden in ihm bestehe.“ Dazu wird citirt Religionsphilos. I, 120, wo steht, dafs das Ich sich als endliches aufhebe, sich zu Grunde richte. Etwas was sich aufhebt, ist doch wohl. Auch scheint der Verf. den Begriff des *Aufhebens* und zu Grunde richtens bei Hegel gar nicht zu kennen. — Ferner: „Stärker sei noch nie der Gegensatz gegen die Religion ausgesprochen, als indem man sage, dafs Gott in der Religion sich selber wisse.“ Wenn das ist, so ist es eine irreligiöse Lehre, dafs der *h. Geist* in uns den Glauben wirkt, dafs es nur der *göttliche Geist* in uns ist, der die Tiefen der Gottheit erforscht, dafs *Christus* (und nicht wir) in uns lebt (und also auch wirkt und Gott erkennt und weifs). — Endlich kommt denn auch der vielbesprochene Satz zum Vorschein, dafs Hegel die Unsterblichkeit leugne. Dies scheint dem Verf. so gewifs, dafs er nur die Stelle anführt, wo H. sagt, dafs die Unsterblichkeit gegenwärtige Qualität sei. Wenn dies nicht wahr ist, so weifs ich nicht was der Verf. mit den Stellen der h. Schr. anfängt, wo steht, dafs, wer glaubt, das ewige Leben (schon) hat, — oder: das ist das ewige Leben, dafs sie dich und Christum erkennen, oder: Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet u. s. f.

Dies wären nun die allgemeinsten Umrissse des positiven Systems, von dem das Heil zu erwarten sei. Mit Bedauern erkennen wir unter andrer Maske eine bekannte Erscheinung. Wie vor etwa drei Decennien sogenannte Naturphilosophen ihr Unwesen trieben mit ihrem *a priori*, so fängt itzt ein fanatisches Predigen von der Erkenntnifs *a posteriori* in der Philosophie an. Jenen geschah es, dafs während sie der Erfahrung spotteten, die Gedanken ganz ausgingen, und wider Willen der Inhalt ihrer Lehre nichts war, als spärlich aufgenaschte empirische Einzelheiten, die sie in ihre Schubfächer thaten. Itzt wird nur vom Realen gesprochen und vom Gegebenen, das begriffen werden soll, aber statt dafs die Sprecher es angreifen, und Ernst machen damit, die Probleme der Natur u. s. f. zu erkennen, statt dessen ergehn sie sich in verkümmerten Reflexionen über das Wissen vom Realen; bei dem Genörgel über Erkennen *a priori* und *a posteriori* vergifst man beides, und kommt statt in die Sachen nur in die allgemeine, höchstens die specielle — Einleitung. Recht nützliche, einleitende, aber eigentlich der Philosophie

exoterische Fragen treten so in die Stelle der Philosophie selbst, und dabei ist nichts mehr verschwunden, als — das Reale. — Und auch darin endlich muß man eine Aehnlichkeit zwischen beiden Erscheinungen erkennen, dafs Beide Schelling zu ihrer Autorität herabsetzen wollten. Aber eben weil wir seine vornehme Natur kennen, müssen wir hoffen, dafs der, welcher damals unbarmherzig gegen sogenannte Schüler auftrat, auch itzt, bei dieser Verirrung, bald mit einem gewaltigen: *Quos ego* — die leichten Luftgeister erschrecken werde.

Was endlich das *Formale* des Werks betrifft, so macht der Vf. selbst in der Vorrede auf viele und große Mängel der Form aufmerksam, und weissagt, dafs diese um so mehr würden angegriffen werden, je mehr man sich durch den Inhalt getroffen fühle. Soll das eine Taktik zum Einschüchtern sein? Auf die Gefahr hin, vom Vf. für einen Getroffenen gehalten zu werden, stimmt Ref. ihm völlig bei, dafs das Werk an grösser Breite und Weiterschweifigkeit leidet und der strengen Form, die man von einem wissenschaftlichen Buch erwartet, gänzlich ermangelt. Nur eine Bemerkung sei noch erlaubt. Mit Recht setzt man von jedem Schriftsteller voraus, dafs er sein Werk nicht für vollkommen halte, aber wenn man ein deutliches Bewußtsein hat, wie der Verf., welches die Fehler sind, und dennoch sie nicht verbessert, so ist das, mildest gesagt, eben keine Achtung gegen das lesende Publicum.

Dr. Erdmann.

## LXX.

Ueber die Behandlung der bayerischen Geschichte. Von Dr. Georg Thomas Rudhart. Hamburg 1835, bei Perthes.

Die Spezialgeschichte der heutigen deutschen Bundesstaaten, besonders die der grösseren unter ihnen, bietet für die wissenschaftliche Behandlung in der That so manche erhebliche Schwierigkeit dar. Verhältnissmässig scheint in dieser Rücksicht die Geschichte *Bayern's* eine der leichteren zu sein; die Bewohner des Königreiches sind, die ursprünglich slavische Bevölkerung im östlichen Franken und in der Oberpfalz abgerechnet, rein deutschen Stammes; auch haben die drei, nunmehr unter einem Scepter vereinigten, Völker der Bayern, Schwaben und Franken, schon seit frühen Zeiten her in vielfacher Beziehung eine gemeinsame Geschichte, da sie zu denjenigen Stämmen gehören, welche am Frühesten zu einem deutschen Reiche verbunden worden sind. Viel schwerer dürfte die Behandlung der *preussischen* Geschichte sein; ein wie geringer historischer Zusammenhang

findet zwischen Litthauen und Westfalen oder zwischen dem alten Herzogthume Preussen oder Posen und den Rheinlanden Statt? Und wie häufen sich hier diese Schwierigkeiten, sobald man etwa auch auf die Rechtsgeschichte Rücksicht nimmt, während sich für Bayern aus den angegebenen Gründen die Verhältnisse viel einfacher gestalten. Dennoch aber dürfen wir die Aufgabe: die richtige Behandlungsweise für die bayerische Geschichte zu finden und durchzuführen, als eine schwierige bezeichnen. Der Grund davon liegt aber nicht in dem Stoffe selbst, sondern hauptsächlich in einer tief eingewurzelten Meinungsverschiedenheit und in einem großen Widerstreit der Ansichten über die Behandlung dieses Stoffes, obschon auch über den Umfang desselben Zweifel erhoben worden sind. Der Verf. hat sich indessen dadurch nicht zurückschrecken lassen, seine Ideen und Vorschläge offen und unumwunden, jedoch in würdiger und unverletzender Weise auszusprechen, und es ist ihm, unsers Dafürhaltens, gelungen, die Richtigkeit seiner Ansichten bis zur Evidenz darzuthun. Die kleine Schrift, nicht von Partheisucht dictirt, sondern in der Ruhe gründlicher historischer Forschung verfaßt, enthält auf ihren hundert und achtzehn Seiten außerordentlich viel Gutes und, obgleich sie vorzugsweise vom Bayern handelt, doch auch so manchen Fingerzeig für die Behandlung der Spezialgeschichte überhaupt. — Das Verdienst dieses Buches ist bereits in einer andern Zeitschrift (*Bayr. Annalen*. Jahrg. 1835. N. 3.) gewürdigt worden; fast fühlen wir uns gedrungen das dort gespendete Lob, insonderheit in Betreff der eingeschalteten Digression über die Bojer (S. 72—112) noch unbedingt auszusprechen.

Der Verf. beginnt mit einer literar.-historischen Uebersicht dessen, was bisher für die Geschichte Alt-Bayerns geschehen ist. Er macht hier insbesondere auf den historiographischen Vorrang aufmerksam, welchen Bayern in früherer Zeit behauptet hat. Doch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts trat hierin ein Stillstand ein, bis daß Churfürst Maximilian III. Joseph von Neuem das Studium der vaterländischen Geschichte belebte. Gleichsam durch das Wort jenes Fürsten: „ohne rechte Vaterlandsgeschichte keine rechte Vaterlandsliebe“ erweckt, wurde von vielen ausgezeichneten Männern die Hand ans Werk gelegt, und die Leistungen, welche vornehmlich von der Akademie zu München für die bayerische Geschichte ausgingen, waren so bedeutend, daß jetzt, wo ohnehin ein so großer Aufschwung der Wissenschaften vor sich gegangen ist, ganz andere Anforderungen an einen bayerischen Historiographen gemacht werden können und müssen, als ehemals. Als eine überaus bedeutende Erscheinung dürfen auch hier die *Monumenta Boica* nicht übergangen werden; sie können allerdings vielen Ausstellungen, die sie mit Recht verdienen, nicht entzogen werden, allein dennoch sind sie eine überaus schätzbare Sammlung; was würde Deutschlands Geschichte gewinnen, wenn wir daneben auch *Monumenta Austriaca* oder *Borussica* hätten! Jene Anforderungen an den bayerischen Geschichtschreiber sind indessen auch noch durch einen andern Umstand um Vieles gesteigert worden, indem die früherhin ganz einfache Aufgabe, die Geschichte Alt-Bayerns zu

beschreiben, sich jetzt, da das bayerische Königthum viele neue Erwerbungen gemacht hat, doch mindestens zu einer dreifachen umgewandelt hat, indem nunmehr schwäbische und fränkische Geschichte ebenfalls berücksichtigt werden muß. Allein hier eben entstand die Frage, welche zu dem bekannten heftigen Streite zwischen v. Stollhausen auf der einen und Mannert und dem Ritter von Lang auf der andern Seite, die Veranlassung gegeben hat, die Frage nämlich, welche v. Stollhausen verneinte, ob die Geschichte der neuen Erwerbungen in die bayerische Geschichte mit aufgenommen werden sollte? Nur in so fern wollte der zuletzt genannte Gelehrte diese Provinzialgeschichten berücksichtigen, als mehrere der neueren Acquisitionen schon früher einmal bayerische gewesen seien. Indem nun der Verf. sich unbedingt für die Aufnahme der Provinzialgeschichten erklärt, kommt er weiter auf die Frage: in welcher Weise diese Aufnahme geschehen sollte? und prüft darauf die einzelnen Systeme, welche sich hier befolgen ließen. Die Methode des Einzelvortrages der Schicksale der drei nunmehr verbundenen Stämme würde offenbar keine bayerische Geschichte, sondern vielmehr drei Spezialgeschichten liefern; mehr Vortheile scheint die Einschaltungs-methode zu gewähren. Wir wollen diese freilich keinesweges sehr rühmen, indessen sie ist doch bei der Geschichte andrer Staaten z. B. Oesterreichs und Preussens viel anwendbarer, als bei der bayerischen. Die österreichischen und preussischen Acquisitionen sind ganz allmählig zusammengekommen, die bayerischen aber sämmtlich zu Anfang dieses Jahrhunderts. Dort läßt man sich's eher gefallen, wenn bei Gelegenheit einer neuen Erwerbung die Geschichte des acquirirten Bestandtheiles abgehandelt wird, allein bei der bayerischen Geschichte führte diese Methode doch in ihrem Hauptresultate auf die des Einzelvortrages, denn es würde bis auf die neueste Zeit erst bayerische, dann schwäbische und dann fränkische Geschichte erzählt werden müssen und endlich mit König Max I. würde die gemeinschaftliche Geschichte beginnen können. Dagegen bietet die synchronistisch-ethnographische Methode, für welche der Verf. sich entscheidet, nach welcher die Geschichte aller drei Völkerstämme jedesmal innerhalb eines gewissen Zeitraums vorgetragen wird, die wesentlichsten Vortheile dar; augenscheinlich ist es hier auch am besten, wenn man eben die Zeitabschnitte aus der deutschen Reichsgeschichte entnimmt. Die Frage, wo man nun aber die bayerische Geschichte zu beginnen habe, wird bisher von den Geschichtschreibern sehr verschiedentlich beantwortet, indem von Vielen die Geschichte der alten Bojer in möglichster Ausführlichkeit vom Jahre 600 v. Chr. Geb. ebenfalls in den Kreis bayerischer Geschichte hineingezogen wird. Der Grund davon liegt darin, daß man die Bojer für die Vorfahren der heutigen Alt-Bayern hält und diese, nach Verschiedenheit der Meinung: ob die Bojer Celten oder Germanen waren? für celtischen oder germanischen Ursprungs erklärt. Diesen Ansichten stellt nun der Verf. in der oben erwähnten Digression über die Bojer eine dritte gegenüber, wonach er das Bojertum in keinerlei Weise als die Grundlage der bayerischen Geschichte betrachtet wissen will. Er beweist, daß die früher von den Bojern bewohnten Gegenden völlig romanisirt worden seien, und daß daher auch die Germanen bei ihrer Ankunft es hier eben nur noch mit Romanern zu thun gehabt haben. Dafür zeugen auch vornehmlich die Sprachverhältnisse, sowohl in Tyrol als in der Schweiz; je nachdem die Germanen mehr oder weniger weit in den Alpen vorgedrungen sind, ist in dem Gebirge ihre oder die romanische (oder ladinische) Sprache die herrschende geworden. —

Was schließlich die Zeitabschnitte, welche der Verf. gewählt hat, anbelangt, so halten wir dieselben für durchaus passend und es bliebe unsern Wünschen nach weiter nichts übrig, als die Ausführung einer bayerischen Geschichte nach den in diesem Schriftchen niedergelegten Ideen. Allen Vermuthungen dürfen wir dies als Vorläufer eines vollständigen Werkes über bayerische Geschichte aus der Feder des Verf. betrachten und wir werden uns aufrichtig freuen, wenn er uns bald Gelegenheit gäbe, davon ausführliche Anzeige zu machen.



April 1835.

## LXXI.

*Embryologie ou Ovologie humaine contenant l'histoire descriptive et iconographique de l'oeuf humain par Alf. A. L. M. Velpeau, chirurgien de l'hôpital de la pitié etc. Paris 1833. Fol. avec quinze planches. —*

Wenn es die Pflicht des gerechten und billigen Recens. fodert sich nicht nur mit den Ideen und Resultaten des beurtheilten Werkes genau bekannt zu machen, und mit seinen eigenen Ansichten Vergleiche anzustellen, sondern auch auf die äußeren Verhältnisse, unter denen ein litterarisches Produkt entstanden und gepflegt worden, Rücksicht zu nehmen und so zwar einerseits den allgemeinen Maafsstab des zur Zeit geltenden wissenschaftlichen Standpunktes anzulegen, andererseits aber dieses nothwendige Maafs nicht bis zur Einseitigkeit zu treiben, sondern möglichst zu specialisiren und zu individualisiren: so müssen wir bei Anzeige vorliegender Schrift um so mehr dieser Regeln eingedenk sein, je mehr mit Recht die verschiedensten Urtheile über Velpeau's Arbeit gefällt worden sind. Denn während in Frankreich diese Leistung mit dem Preise der Physiologie gekrönt worden, dürfte mancher fremde Leser, vorzüglich der deutsche, kein so günstiges Urtheil fällen, ja in gewisser Beziehung sich des Tadels zu enthalten nicht im Stande sein. Und doch sind keiner Parthei Vorwürfe zu machen, da der verschiedene Geist der Recensenten verschiedene Anforderungen zu stellen sich berechtigt fühlt. Einige einleitende Worte mögen diese Differenz näher beleuchten.

Zuvörderst ist in Erinnerung zu bringen, daß Velpeau über Entwicklungsgeschichte geschrieben und in Frankreich geschrieben hat. Dieser Zweig anatomisch-physiologischer Wissenschaften, dessen Ausbildung und Pflege der neuesten Zeit besonders angehört, ist mit Recht im engern Sinne ein Eigenthum Deutschlands zu

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

nennen. Denn hier haben nicht bloß im vorigen Jahrhundert Haller, Wolff, Sömmering und Andere Reihen ausgezeichneter Beobachtungen gemacht, sondern hier wurde dieser Disciplin durch Döllinger, Pander, d'Alton, v. Baer, Rathke, Huschke, Burdach u. A. die wissenschaftliche Form gegeben, so daß es sich nicht mehr um bloß vereinzelte Facta, um anatomische Besonderheiten handelte, sondern ein systematisches durch das gesamte Thierreich hindurchzuführendes Ganze hervorging, wie es besonders Burdach in dem zweiten Theile seiner Physiologie geliefert hat. Wenn daher auch die frühesten Entwicklungszustände des Menschen noch viel zu wenig gekannt sind, um z. B. durch Beobachtung über die Urverhältnisse der drei Blätter der Keimhaut u. dgl. entscheiden zu können, so ist es doch eine mit Recht angenommene Analogie, welche auch auf das höchste Wesen der Schöpfung Verhältnisse überzutragen uns gestattet, die sich als allgemeine Phänomene der Thierwelt überhaupt zu beurkunden scheinen. Da aber die Untersuchung menschlicher Früchte der genaueren Beobachtung und scientifischen Auffassung der Entwicklung der Vögel und Säugethiere voranging, so erhielt dadurch die Evolutionslehre des Menschen zwar mehr Zuwachs an mehr oder minder interessanten Details, allein es fehlte ihr jene höhere innere Verbindung und Einigung, welche ihren wissenschaftlichen Werth wahrhaft begründet, die Einzelheiten richtig auffassen, und gehörig deuten und Täuschung vermeiden läßt, welcher der bloß nach vereinzelt sogenannten Beobachtungen tappende Geist unterworfen ist. Dieser frühere Standpunkt ist es aber, auf welchem diejenigen Naturforscher heute stehen, bei denen die von der Würzburger Schule ausgegangenen Ansichten noch keinen Eingang gefunden, oder gar mißverstanden worden sind. Grade dieses ist aber in Frankreich der Fall, wie nicht bloß die vorliegende Schrift, sondern auch die neuesten Arbeiten von Breschet, Coste und Delpech

hinlänglich zeigen. Es wäre daher zum Wenigsten ein gegen Velpeau's Person gerichtetes Unrecht, ihm in dieser Beziehung Vorwürfe machen zu wollen.

Ein anderes Moment zur Beurtheilung vorliegender Schrift giebt die Geschichte ihrer Entstehung. Theils mit Breschet und Dutrochet gemeinschaftlich, theils auch gleichzeitig hatte der Verf. seine Untersuchungen angestellt, und die Resultate seiner Beobachtungen im Jahre 1824 der philomatischen Gesellschaft, in den Jahren 1827 und 1828 der Akademie der Wissenschaften zu Paris mitgetheilt. Von da war ein vollständiger Auszug in die *Annales des sc. naturelles* 1827. p. 172—193 gekommen, der auch in Deutschland in Heusingers Zeitschrift Bd. 2. übergegangen ist. Um diese Zeit aber waren nicht nur die Schriften von Döllinger, Pander u. A. gar nicht, sondern selbst die einzelnen Beobachtungen über Entwicklung des Menschen von Meckel, Oken, Bojanus u. A. nur wenig, besonders in Frankreich gekannt, so daß es uns nicht wundern darf, wenn hier in Deutschland schon bekannte Theile und Resultate für neu gehalten und ausgegeben werden. Man sieht daher, wie sehr der Deutsche in seinem Urtheile über Velpeaus Leistungen von dem Franzosen abweichen muß, da für diesen schon wegen der Menge der in seinem Lande angestellten Beobachtungen dieselben von Wichtigkeit sein müssen. Abgesehen davon gewinnt aber die vorliegende Arbeit dadurch an Werth, daß ein möglichst vollständiges kritisches Repertorium der Litteratur in derselben enthalten ist. Eine Zugabe, welche besonders der gegenwärtigen Ausgabe der Velpeauschen Ansichten angehört. Eine kurze Betrachtung des Inhaltes möge nun zunächst das Gesagte bekräftigen und zu manchen einzelnen Bemerkungen Gelegenheit geben.

Nachdem der Verf. in der Vorrede Einiges über die Schwierigkeiten der Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte gesprochen (p. 1—4), giebt er in der Einleitung eine kritische Uebersicht der Litteratur, welche vorzüglich polemisch gegen Manche seiner Landsleute, besonders gegen Breschet gerichtet, und offenbar nicht ohne Partheigeist und die zu Arbeiten der Art nothwendige Ruhe geschrieben ist. Ueberhaupt verfällt Velpeau, wie in der Regel sonst Leute, welche auf einen einzelnen Gegenstand alle ihre Aufmerksamkeit richten, in den Fehler, daß er Alles, was seiner Ansicht widerstreitet, nicht bloß tadelt, sondern mit Ungestüm

und ohne zureichende Gründe verwirft. Beispiele dieser Art geben seine Urtheile über Dutrochet, Burdach u. A. die am Schlusse p. XXVIII. hinzugefügte Synonymentabelle der *decidua vera* und *reflexa* stimmt ganz mit der von Breschet in seiner Abhandlung über die *decidua* in den *Mém. de l'acad. roy. de Médecine* Vol. II. 1832. 4. p. 113 gegebenen überein.

Das Werk selbst zerfällt in zwei Abtheilungen. 1. Von den Anhängen des Fötus, nämlich Membranen: *Caduca*, *Chorion* und *Amnion*; Blasen: Nabelblase, *Allantois* und *Erythrois*; Circulationsorgane: Nabelstrang und Placenta, und 2. von dem Fötus selbst. Doch soll diese letztere, welche hier etwas kurz ausgefallen, später ausführlicher behandelt werden. Die *Decidua* (p. 1 bis 10) hält bekanntlich Velpeau für eine nicht bloß mit keinen Gefäßen, sondern mit keiner Structur begabte Haut, und schlägt für sie den Namen *Membrana auhiute* vor. Allein abgesehen davon, daß er den Beweis, der allein durch feine Injectionspräparate zu führen ist, schuldig bleibt, würde diese Haut, selbst wenn sie geweblos wäre, sich eben dadurch nicht von mancher andern Membran des Körpers unterscheiden, da z. B. die Linsenkapsel eben in demselben Falle ist. Am Ende hat auch V. hier einen neuen Namen zu den vielen, welche die *Caduca* führt, hinzugefügt. Daß er alle Oeffnungen in derselben, also weder an dem Muttermunde, noch an den Trompeten läugnet, ist nach Rec. eigener Erfahrung ganz richtig, da die angeblichen Oeffnungen in früherer Zeit bestimmt nicht existiren und nur bei minder vorsichtiger Behandlung durch Zerreißen entstehen. Die *reflexa* läßt er durch Einstüßung aus der *decidua* hervorgehen, ganz so wie es besonders schon Bojanus in der Isis schematisch dargestellt, wiewohl vor ihm schon Moreau dieselbe Idee deutlich aussprach. Allein obgleich Rudolphi, Wagner, Burdach, Joh. Müller u. A. dieser Ansicht beitreten, so muß Rec. doch offen bekennen, daß die genügende Seite von Präparaten als Beweismitteln gänzlich noch mangle. Denn abortirte Eier, deren Eihüllen meist degenerirt oder zerstört sind, können eher irre leiten, am wenigsten aber beweisen. Das Chorion (p. 10—23), welches der Verf. für eine Fortsetzung der Epidermis des Fötus gehalten hat, ist nach seiner wiederholten berichtigenden Beobachtung keine solche, sondern eine für sich bestehende Membran, welche jedoch den Nabelstrang bis zum Fötus begleiten soll. Doch ist diese letztere Angabe, wie man in

Deutschland schon längst weiß, unrichtig. Das Chorion ist die Eischalephaut des menschlichen und des Säugethiereies. Wenn nun aber vermöge der Eigenthümlichkeit des Säugethiereies das Ei desselben in unmittelbare oder vielmehr genaue Berührung mit den Produktionen der Gebärmutter treten soll, so müssen die Produktionen der Frucht in die Eischalehaut an der correspondirenden Stelle eindringen, und dieselbe vor sich treiben — ein Verhältniß, welches möglichst genau darzustellen, besonders v. Bär und Burdach sich bemüht haben. Der Streit ob das Chorion selbst aus mehreren Blättern besteht, oder wie V. behauptet, nur aus einem, ist mehr ein Wortstreit, als in der Natur der Sache begründet. Denn Lamellen anzunehmen ist künstlich und überflüssig und erinnert an längst verflossene Zeiten, wo man auf willkürliche Weise jedes kleine künstlich trennbare Blatt, z. B. an dem Penis eine Lamelle oder ein *involucrum* nannte. Solche Distinctionen haben nur einen Schein von Genauigkeit an sich, sind aber in der That, wie alles Willkürliche, jeder wahren Wissenschaft direct entgegengesetzt. Die Resultate seiner Beobachtungen über das Amnion (p. 23 — 32.) sind zum Theil sehr verfehlt. Merkwürdig ist es in der That, wie sehr wenig auf die wahre Genese dieser Haut, welche so leicht aus dem Hähnchen und den Säugethieren zu erklären ist, von Manchen Rücksicht genommen wird. So neigt sich selbst F. H. Weber zu Pockels ganz und gar irrthümlicher Idee hin, und selbst Velpéau scheint zum Theil durch dessen Angaben verleitet worden zu sein. Zu den wichtigsten Abchnitten des ganzen Werkes gehört der über die Nabelblase (p. 33 — 45.), deren Continuität mit dem Darne der Vf. mit Recht vertheidigt, da es ihm mehrere Male gelungen ist, wie Hunter zum Theil schon gethan und wie es später Joh. Müller, Bischoff und Anderen geglückt, das Contentum derselben in den Darm überzutreiben. Bekanntlich stützt sich auf dieses Factum zum Theil die Analogie der Nabelblase mit dem Dottersacke der Vögel, und wenn auch der Vf. nicht der Erste ist, welcher diesen Beweis geführt hat, so müssen wir doch offen bekennen, daß er sich in dieser Beziehung würdig an Oken, Meckel, Bojanus, Kieser, Baer, Burdach, Joh. Müller u. A. anschliesst. In jetziger Zeit dürfte überhaupt die Sache als ausgemacht anzusehen sein, da, so viel uns bekannt, nur Mayer in Bonn mit ungleichen Waffen die alte Emmertsche Ansicht vertheidigt. Uebrigens verdient die

Beschreibung, welche der Vf. von diesem Organe aus verschiedenen Zuständen der Entwicklung giebt, alle Achtung und den Dank der Wissenschaft. Unter dem Namen Allantois (p. 52.) wird jene gallertartige, mit Fäden durchzogene, zwischen Chorion und Amnion befindliche Masse, welche Wrisberg schon kannte, beschrieben. Allein mit mehr Recht deuten, wie wir glauben, diesen Theil, Pockels, Joh. Müller, Bischoff u. A. für das Eiweiß, welches Cuvier schon bei den Säugethieren gefunden, v. Bär in dieser seiner Bedeutung nachgewiesen, und von dem Velpéau selbst sagt (p. 55.), daß er eine ähnliche Masse, wie der *sac reticulé*, in sehr jungen Eiern des Schaafes gefunden habe. Ueberhaupt muß die Streitfrage wegen Allantois des Menschen durch neue vielfache Untersuchungen beigelegt werden, und dürfte am Wenigsten, wie es in neuester Zeit ein junger Schriftsteller gethan, dadurch entschieden werden, daß man eine alte Hypothese in neue Worte kleidet, und für seine eigene große Entdeckung ausgiebt. Gegen die Existenz einer wahren *vesicula erythroides*, wie sie Pockels angenommen, spricht sich der Vf. mit Recht eben so aus, wie es in neuester Zeit Seiler, Joh. Müller u. A. gethan. (p. 57.) Von minderer Bedeutung ist dasjenige, was von dem normalen Nabelstrang gesagt wird (p. 61 — 62.). Wichtiger dagegen dürften die Bemerkungen über die Anschwellungen desselben sein, — eine Erscheinung, auf welche früher schon Christian Burdach, Böhmer, Sömmering, die beiden Meckel, Vater und Sohn, Müller u. A. hingewiesen haben. Ebenso nimmt die Abhandlung über die Placenta (p. 63 — 74.) eine im Ganzen untergeordnete Stelle ein, da der Hauptnachweis ihrer Structur, feine Injectionen, wie sie in Deutschland in neuester Zeit F. H. Weber geliefert hat, fehlen. Einen nicht erfreulichen Beweis, wie weit jene oben bezeichnete Behandlungsweise der Entwicklungsgeschichte des Menschen von der Wahrheit abführen kann, liefert der zweite, über die Entwicklung der Frucht handelnde Abschnitt. Hier wird nach macerirten, kranken und entarteten Früchten geurtheilt, ohne in genauerem Verhältniß der allerersten Organbildung, die der Keimhaut und dgl. näher einzugehen. Es wäre unnöthig, hier Beispiele der Art und Weise anzugeben, da der, der wissenschaftlichen Entwicklungsgeschichte kundige Leser, auf jeder Seite dieselben leicht auffinden kann.

Die 15 dem Werke hinzugefügten Steindrucktafeln

enthalten theils eine Auswahl von Copieen, theils Originalabbildungen, die sich aber auch als solche zum Theil in Breschets Abhandlung über die *decidua* wiederholen. Die Ausführung der Steindrücke ist in jeder Beziehung meisterhaft zu nennen. Nur kann mit Recht ausgesetzt werden, daß in den Originalzeichnungen Velpeau's fast kein gesundes Ei sich befindet. Ja bisweilen sind fast gänzlich macerirte Embryonen, wie Taf. 4. Fig. 4. als Basis zu Schlüssen gebraucht worden.

Sollen wir daher kürzlich über Velpeau's Arbeit unser Urtheil fällen, so dürfte dasselbe in folgenden zwei Sätzen enthalten sein:

1. Von allgemein scientificchem Standpunkte betrachtet fehlt ihm die Idee einer wissenschaftlichen Entwicklungsgeschichte — ein Vorwurf, welcher mehr Frankreich überhaupt, als Velpeau insbesondere zu treffen scheint.

2. Der ganzen Art und Weise der Behandlung des Werks sieht man es wohl an, daß kein Physiolog, sondern ein Wundarzt und Geburtshelfer dasselbe geschrieben, da ihm jener ruhige naturwissenschaftliche trennende und wiederum einende Geist abgeht. Wir sehen daher voraus, daß, so sehr auch V's. Werk seinen Collegen gefallen, der Physiologe ihm zwar auch sein verdientes Lob nicht streitig machen, aber seine wesentlichen Mängel nicht übersehen wird.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß dieses Jahr eine deutsche Uebersetzung der Embryologie von Karl Schwabe erschienen, in welcher mit Recht die unnöthigen Excurse über Breschet hinweggelassen worden. Schon der bei Weitem geringere Preis ist ein Mittel, um diesem manches Gute enthaltenden Werke weiteren Eingang zu verschaffen. Die Ausstattung der Uebersetzung ist im Ganzen zu loben, wiewohl der Text sowohl als die Steindrücke dem französischen Original weit nachstehen. —

Purkinje.

## LXXII.

*Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwicklung. Erster Band. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume, von Dr. Friedrich Cramer. Elberfeld 1832. 510 S.*

Dieses Werk ist, wie wir aus einem Zusatz des

Verlegers zu der Vorrede des Verfa. erfahren, auf 6 Bände angelegt, von denen dieser erste die praktische Erziehung von den ältesten Zeiten bis auf die christlich-germanische umfaßt, der zweite die Theorie der Erziehung, oder die Erziehungs-Systeme der ausgezeichnetesten Männer des Alterthums, die vier folgenden aber die Geschichte des Unterrichts und der Erziehung im Mittelalter und in der neueren Zeit enthalten sollen. Die Trennung der Theorie von der Praxis scheint der Verf. lediglich auf das Alterthum beschränken zu wollen, wenigstens fehlt jede Andeutung eines ähnlichen Plans für das Mittelalter und die neuere Zeit und doch fordert die Consequenz die einmal beliebte Trennung auf die ganze Folgezeit auszudehnen. Aber Ref. kann diese Trennung überhaupt nicht billigen, weil dadurch auseinander gehalten wird, was innerlich zusammengehört, weil ferner Wiederholungen unvermeidlich werden, die dem Ganzen eine unnöthige Weillängigkeit geben müssen. Wir bestreiten keinesweges den Werth einer zusammenhängenden Darstellung der Erziehungs-Theorien des Alterthums, glauben aber, daß der Plan des ganzen Werkes einfacher, und dem wissenschaftlichen Bedürfnisse unserer Zeit entsprechender sein würde, wenn der Verf. das Wesentliche von dem, was jetzt dem zweiten Theile vorbehalten bleibt, in die Darstellung des Practischen im ersten Theile so verwebt hätte, daß die Theorie und Praxis ein concretes Ganzes bildeten.

Aber der Verf. hat schon in diesem ersten Bande jene Trennung wenigstens insofern aufgegeben, als er das, was practisch bei jedem Volke geübt worden, theils mit den wichtigsten Schriftstellen seiner Religionslehre und Philosophen zu verbinden, überhaupt aber alles Factische auf die inneren Gründe zurückzuführen sucht. Allein aus der Trennung der Theorie und Praxis ist eine Vermengung beider Seiten geworden, ein oft höchst unerfreuliches Durcheinander von philosophischen Reflexionen, poetischen Empfindungen, historischen Ueberblicken und ganz abgerissenen, oder auf verfehlte Weise verbundenen Einzelheiten, überhaupt eine Vermischung des Historischen und Philosophischen, wobei das Erstere augenfällig gelitten hat, und das Letztere doch nicht genügen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

April 1835.

*Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwicklung. Erster Band. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume, von Dr. Friedrich Cramer.*

(Fortsetzung.)

Schon die Einleitung, welche den geistigen und sittlichen Entwicklungsgang der alten Welt in Umrissen darstellt, läßt keinen Zweifel darüber, daß der Vf. zur Hegel'schen Schule sich neigt. Wer Hegel's Vorlesungen über Philosophie der Geschichte gehört hat, wird in des Verfs. Gallerie der Volksgeister viel Bekanntes wiederfinden. Weit entfernt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, erwarten wir gerade von der Aufgabe, im Geiste der Hegel'schen Philosophie die Geschichte der Erziehung und des Unterrichts zu behandeln, sofern sie richtig aufgefaßt und gelöst wird, eine sehr dankenswerthe Bereicherung der philosophischen Weltgeschichte, über welche zwar schon früher viele geistreiche Ideen aufgestellt worden, die aber so lange des inneren Zusammenhanges entbehrten, bis Hegel der logischen Idee auch dieses Gebiet vindicirte und, wie die wissenschaftliche Geographie der neueren Zeit die natürlichen Scheldewände und Verbindungsstraßen der Völker nachweist, durch seine Philosophie der Geschichte die Völkerindividuen in geistigen Zusammenhang brachte. Die große, von Hegel auch auf dem historischen Felde mit wahrer Meisterschaft gelöste Aufgabe, alles was der Menschengeist sich erarbeitet hat, als Offenbarung der göttlichen Idee zu erweisen, was ist aus ihr unter so mechanisch nachbildenden Händen Vieler geworden? Sie haben ihr logisches Schema an die Geschichte angelegt, allen Entwicklungsstufen derselben anzupassen versucht, ohne einmal mit der Geschichte in ihrer Unmittelbarkeit vertraut zu sein, oder aus ihren reinsten Quellen geschöpft zu haben; die Uebergänge von einem Volksgeiste zum anderen haben sie mit erstaunenswerther

Zuversicht gebaut, und ihre Armuth und Unselbstständigkeit durch Combinationen aus Hegel's Vorlesungen zu verdecken gesucht. Die Aufgabe, die Hegel seinen Schülern hinterlassen hat, besteht auf dem historischen Gebiete darin, daß zuvörderst alle Stellen desselben durchforscht, und dem Geiste als sicheres Eigenthum überliefert werden, damit er das durch Studium, Gelehrsamkeit und Kritik gewonnene und geordnete Material auf speculativem Wege zu einer geistigen Welt verkläre, in welcher alles Besondere die ihm gebührende Stellung zu dem Allgemeinen erhält. Die Geistigfreien und Selbstthätigen unter Hegel's Schülern haben durch vortreffliche Leistungen dargethan, daß durch innige Verbindung gründlicher historischer und philosophischer Bildung, die geistige Herrschaft über die Geschichte noch nach allen Seiten erweitert, bereichert und tiefer bewahrheitet werden kann, und daß man z. B. über ein antikes Kunstwerk, oder über eine Ersehnung des politischen Lebens der neuesten Zeit eigene Gedanken und Empfindungen haben und gegen die Autorität des Lehrers geltend machen darf.

Aber der Verf. gehört zu keiner dieser beiden Klassen Hegel'scher Schüler, und deutet auch nirgends an, daß er diesem Systeme seine philosophische Bildung verdanke. Gleichwol werden unsere Leser sich vollkommen überzeugen, daß nicht bloß die äußere Anordnung, sondern auch der innere Entwicklungsgang in diesem ersten Bande eine zu auffallende Aehnlichkeit mit der oben erwähnten Vorlesung über die Philosophie der Geschichte hat, um nicht mittel- oder unmittelbar — was wir dahingestellt sein lassen — aus dieser Quelle abgeleitet werden zu müssen. Mögen nun unsere Leser aus der nachfolgenden Berichterstattung, ohne durch ein vorgreifendes Urtheil des Referenten befangen zu werden, entnehmen, wie viel der Verf. aus jenen Vorlesungen entlehnt, wie er dieses Entlehnte nach Maßgabe seiner Eigenthümlichkeit behandelt, wie weit er

das Historische philosophisch durchdrungen, das Philosophische historisch begründet habe. — Nachdem in der Einleitung Erziehung und Unterricht als in geistiger Ehe betrachtet werden, von denen jene das Böse und Besondere aus dem Einzelnen ausrotte — gleich einem beständigen Exorcismus — dieser das Gute und Allgemeine einflösse — weshalb man ihn eine fortwährende Taufe genannt hat — wird das Verhältniß der Erziehungsgeschichte zur Natur, allgemeinen Geschichte, Religion, Gesetzgebung u. s. w. bestimmt, oder eigentlich nur der höhere oder geringere Grad ihrer Wichtigkeit für die Erziehungsgeschichte angedeutet, weshalb auch die inneren Unterschiede zwischen dieser und der politischen Geschichte der Völker nicht recht klar geworden sind, zumal wenn der Verf. die Gesetzgebung als ein Selbstständiges neben die politische Geschichte in einer von den vielen Ergießungen stellt, die den Leser stören und unangenehm berühren, weil die darin liegende subjective Empfindung in einer wissenschaftlichen Darstellung ein unerfreuliches Surrogat des objectiven Gedankens ist, und, indem sie sich von diesem lossagt, nur zu leicht von dem Boden der Wahrheit abirrt.

Daran knüpfen wir die Parallele zwischen den verschiedenen Stufen des Menschen- und Völkerlebens, welche der Vf. in einer höchst gezwungenen Art durchzuführen sich bemüht hat, obwohl er selbst gefühlt, daß die Weltgeschichte in ihrem Aufsteigen von der Kindheit zur Jugend, zum Mannes- und Greisenalter viel reichere und mannigfaltigere Entwicklungsstufen in sich schließt, als die verschiedenen Lebensperioden des einzelnen Menschen. — Betrachten wir nun die Kindheitsperiode des Menschengeschlechts und prüfen die vielfachen Analogieen derselben mit der der Individuen. In diese Periode, wo der Zustand des Kindes ein rein sinnlicher ist, und die gesammte Erziehung eine bloß sinnliche Richtung hat, gehören besonders die wilden afrikanischen und amerikanischen Völker, also im Ganzen die aufereuropäischen und außerasiatischen, wenn wir Asien allein, ohne seine Inseln, betrachten. Daß bei diesen Völkern der Begriff der Zeit ganz zurücktrat, und Stämme der alten und neuen Welt, solche, von denen schon Herodot, und solche, von denen erst neuere Reisebeschreibungen Kunde geben, neben einander gestellt sind, halten wir für gerechtfertigt. Wenn aber diesem Standpunkte der Erziehung und Bildung das religiöse Bewußtsein auf seiner niedrigsten und sinnlich-

sten Stufe entspricht, so leuchtet uns doch nicht ein, wie mit solchen Völkern, die dem Fetischismus ergeben sind, afrikanische Negerstämme auf gleiche Stufe oder auch nur in Eine Periode gebracht werden konnten, die bereits des wohlthätigen Einflusses der muhamedanischen Religion sich erfreuen, und schon Schulen haben sollen, in welchen der Koran gelesen wird.

Den Uebergang vom reinsinnlichen, bloß in äußeren Zwecken befangenen Leben zu einem geistigen und mehr in sich gekehrten Dasein bildet *China*. Wie das Kind im beginnenden Bewußtsein über seine Umgebungen zuerst sein Verhältniß zu den Eltern auffaßt, so hat China, der erste Staat der Geschichte, und zwar in Form einer Familie, in welcher das Volk sich in Kindesverhältnisse zum Kaiser fühlt, zu seiner Grundlage kindliche Liebe. Nächst dem Vater und Großvater gebührt die größte Verehrung dem Lehrer, womit wesentlich der hohe Werth zusammenhängt, den man auf Erziehung und Unterricht legt. China hat zahlreiche hohe Schulen, auch Armen- und Abendschulen; aber wie die ganze Verfassung „ein hinter dem Namen „eines Familienstaats sich bergender starrer Despotismus“, ist, der mit der eisernen Ruthe und strengem Zügel „jede freie Bewegung, jedes Streben nach Selbstständigkeit hemmt;“ so wollen Erziehung und Unterricht nur eine äußerliche Abrichtung, ein todes Formelnwesen erzielen. Erst *Indien* ist die Wiege der Cultur. Wir könnten aus dem allgemeinen Urtheile des Verfs. über Indiens geistiges Princip recht viel Wahres und Gelungenes beibringen; aber theils sind es nur veranschaulichende Bilder, theils Sätze ohne strenge innere Verbindung. So wird die Sonderung in Kasten als ein den Indern für göttlich geltendes Institut bezeichnet, doch das Warum und der nothwendige Zusammenhang dieser Vorstellung mit ihrem sittlichen, geistigen und politischen Leben, also auch mit Erziehung und Unterricht, bleiben unerklärt, wenigstens muß der Leser die Erklärung sich aus nachfolgenden und in ganz verschiedener Verbindung stehenden Sätzen herausuchen.

Der Fortschritt Indiens in Erziehung und Unterricht gegen China liegt in der Unterordnung des natürlichen Vaters unter den geistlichen Vater oder Lehrer. Unbedingte Achtung und Ehrfurcht vor dem Lehrer stellt Menu über die Pflichten der Kinder gegen die Eltern. Die dahin bezüglichen Stellen aus Menu, welche der Verf. mittheilt, glauben wir als das Anziehendste in die-

dem Abschnitte bezeichnen zu können; ganz unbefriedigend finden wir dagegen alles den Unterricht Betreffende. Grammatik, Prosodie und Mathematik, berühmte hohe Schulen werden genannt, aber es bleibt bei leeren Namen und Notizen, und den Lesern anheimgestellt, in welcher Form und Ausdehnung er sich diese verschiedenen Schulwissenschaften und Institute vorstellen will. Auch schwankt die ganze Darstellung zwischen dem Ehemals und Jetzt, und ermangelt der nothwendigen physikalisch- und politisch-geographischen Abgrenzungen. Wollten wir auch übersehen, daß die Religion und Philosophie der Inder nirgends in die Form des reinen Gedankens gefaßt sind, so durften wir doch namentlich über die Familie, Ehe, Stellung der Frauen und ihren Einfluß auf die Erziehung mehr als bloß abgerissene, meistentheils aus Menu entlehnte Schriftstellen erwarten.

Gehen wir zu *Persien* über. Bei dem Namen eines Volkes fragt man natürlich nach seinen Wohnsitzen. Durch die Erwähnung der Lichtreligion im Eingange dieses Abschnittes, dann der luftigen Grenzhöhen von Kabul, dann wieder des persischen Reiches, wird der Leser verwirrt, und weiß nicht, ob er an die Indoder Medo-Perser denken soll, bis die aus Herodot, Plato und Strabo citirten Stellen ihn belehren, daß die Perser unter Cyrus gemeint sind. Aber S. 77 werden die Hyrcanier, Arachosier, Sogdianer so angeführt, daß man versucht wird, sie für identisch mit den Persern zu halten und S. 81 legt der Verf. großen Werth auf eine Stelle in Plato's Gesetzen, nach welcher die Verkehrtheit der persischen Erziehung schon mit und durch Cyrus angefangen haben soll, da dieser die Erziehung der Kinder den Müttern überließe, während die Männer im Kriege abwesend waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

### LXXIII.

*De glandularum intestinalium structura penitiori. Diss. anatomica Auct. Ludov. Boehm. Cum II. tabulis aeri incis. Berolini 1834. 54 S. 4.*

Das genauere Studium der krankhaften Veränderungen, welche die Schleimhaut des Darmkanals in der asiatischen Cholera, im Abdominaltyphus, den bösartigen Weichseln u. a. Krankheiten erleidet, hat neuerlich, besonders in Bezug auf die in diesen Krankheiten sich bildenden Darmgeschwüre, ein großes Interesse für die nähere Kenntniß der Darmdrüsen erregt, weil man den ursprünglichen Sitz jener krankhaften Veränderungen vorzüglich in diesen Drüsen gesucht hat. Hierbei war

nun außer einer sorgfältigen Darstellung des anatomischen Baues der gesunden Drüsen besonders auch eine vereinte Untersuchung aller verschiedenen Arten von Drüsen, welche früher von verschiedenen Verfassern zu verschiedenen Zeiten beschrieben und von späteren oft ohne genaue eigne Untersuchung vermengt und verwechselt waren, wünschenswerth und wir dürfen mit Vergnügen sagen, daß diesem doppelten Bedürfnis von dem Vf. dieser Schrift auf eine sehr befriedigende Weise abgeholfen ist, so daß seine sorgfältigen Untersuchungen zugleich die besten Hoffnungen für weitere Leistungen dieser Art geben. Den Hauptgegenstand, an welchen sich die übrigen Untersuchungen anreihen, bilden die sogenannten Peyerschen Drüsen, welche besonders für den Sitz der im unteren Theil des Dünndarms sich zeigenden Darmgeschwüre gehalten werden. Außer diesen verbreitet sich der Vf. über die Brunnerschen Drüsen (der Vf. nennt sie richtiger Brunnsche Drüsen. Conr. Brunner Prof. in Heidelberg hieß späterhin als pfalzgräflicher Leibarzt Baron v. Brunn zu Hammerstein), welche im oberen Theil des Zwölffingerdarms ihren Sitz haben, ferner auf die im ganzen Dünndarm verbreiteten Lieberkühnschen Drüsen und auf die einzeln im Dünndarm zerstreuten einfachen, größeren Drüsen; endlich erhalten wir eine treue Schilderung der verschiedenen Drüsen des Dickdarms. Von den Peyerschen Drüsen wußte man bisher nur mit Sicherheit, daß sie in polsterförmige Inseln vereinigt sind, welche besonders in der unteren Hälfte des Dünndarms nahe dem Blinddarm sich häufen. Die einzelnen Körnchen, woraus sie bestehen, kannte man nicht genau. Peyer bildet sie mit Oeffnungen an der Spitze ab und sagt, daß sich eine Flüssigkeit ausdrücken lasse. Pechlin und Brunner halten sie nicht für Drüsen, sondern für Bläschen oder Zellen in Form von Fleischwärzchen. J. Müller hatte bei der Katze gesehen, daß sie in Form von Papillen vorstehen und mit einem Kreis von feinen Oeffnungen umgeben sind. Andere, wie Billard, wollten wenigstens zuweilen wieder wie Peyer eine Oeffnung in dem Körnchen selbst gesehen haben. Der Vf. zeigt nun, daß diese Körnchen nicht bloß beim Menschen sondern auch bei vielen Säugethieren geschlossene Säckchen bilden, ohne Zeichen einer ausführenden Mündung, daß ferner im Innern eine Höle befindlich ist, welche eine trübe Flüssigkeit enthält, worin man durchs Mikroskop kleine Kügelchen bemerkt. Jedes dieser papillenartigen Körperchen, deren vereinte Zahl nach der Größe der polsterförmigen Inseln wechselt, zeigt nicht nur beim Menschen sondern auch bei den Säugethieren einen zuweilen sternförmigen Kreis rander oder elliptischer ganz feiner Oeffnungen, die zu röhrenförmigen (unten geschlossenen!) Vertiefungen führen, welche jedoch mit der Höle der Drüsenpapillen nicht zusammenhängen. Zwischen den Papillen und oft auch auf ihrer Oberfläche finden sich Darmzotten; bei Kindern Falten der Schleimhaut. Diese Drüsenwärzchen zeigen beim Menschen außer dem Kranz von Oeffnungen keine weitere Einfassung; bei mehreren Säugethieren bildet sich aber eine ringförmige Scheide durch Faltung der Schleimhaut, so daß nun im Grunde der Scheide die Papille liegt. Die Scheide ist besonders beim Rind so sehr verlängert, daß sie hier als Ausführungsgang einer

Drüse erscheinen könnte. Beim Haasen liegen diese Drüsen in einer sackförmigen Erweiterung des Ileums an der Mündung in das Coecum. Bei Vögeln haben die Drüsen, welche sich durch ihre Lage als Peyersche zu erkennen geben, einen andern Bau. Man sieht beim Huhn netzförmig verschlungene Vorsprünge der Schleimhaut, wahre Geflechte, in deren Vertiefungen wirkliche *Folliculi* mit deutlichen Oeffnungen sich zeigen. Bei der Gans liegen diese Geflechte in absatzweisen Erweiterungen des Darms. Die Lieberkühschen Drüsen bilden einfache kleine tiefer in die Schleimhaut hineinragende *Folliculi* mit freien Mündungen, welche sich überall um die Basis der Zotten und zwischen diesen finden, und besonders bei Vögeln deutlich sind. Im Grunde derselben hatte Lieberkühn weißliche runde Körper beschrieben, von denen der Vf. zeigt, daß sie im gesunden Zustande nicht vorkommen und nur ein krankhaft verhärtetes unlösliches Sekret der Bälge sind, wodurch diese ganz verstopft erscheinen. Von den Brunnschen Drüsen zeigt der Vf., daß sie nicht, wie Mehrere in neuerer Zeit glaubten, einfache *Folliculi*, sondern wirklich, wie Brunn angiebt, zusammengesetzte Drüsen sind, deren traubenförmig gehäufte Körnchen sich mit vereinten Ausführungsgängen in den Darm münden, und also den Namen des *Pankreas secundarium*, welchen ihnen Brunn gab, verdienen. Sie enthalten Kügelchen in ihrem Sekret wie die Peyerschen Drüsen. Die *Glandulae solitariae* des Dünndarms sind bläschenförmige Hölen, die rund um sich auf einer scheibenförmigen Fläche noch zerstreute kleine Oeffnungen zeigen, die zu röhrenförmigen Schläuchen führen. Sie sind hügelartig erhaben und mit Zotten bedeckt. Im Dickdarm finden sich kleine röhrenförmige und größere balgförmige Drüsen. Die kleineren geben durch ihre zahlreiche Oeffnungen der innern Darmfläche ein siebförmiges Ansehn, ragen mit blinden Enden in die Schleimhaut hinein und werden gegen das Rektum hin stärker. Beim Haasen zeigen sie sich umgekehrt, stärker im Anfang des Dickdarms und werden kleiner gegen das Ende, haben übrigens noch das Eigene, daß sie zottenförmig in den Darm vorragen, so daß sie von Einigen für wirkliche Zotten gehalten sind, obgleich sie diese an Größe weit übertreffen. Die größern *Folliculi* liegen zerstreut zwischen den kleineren und sind am häufigsten im Rektum. Sie öffnen sich mit deutlichen Ausführungsgängen, um welche noch kleinere Mündungen stehen, welche zu röhrenförmigen Schläuchen führen. Die Abbildungen sind naturgetreu und recht gelungen in Aquatinta-Manier ausgeführt, so daß sie auf eine sehr wohlgefällige Art die Beschreibungen versinnlichen.

Was nun die Verhältnisse dieser Drüsen zu den Darmgeschwüren betrifft, so sucht der Vf. zu zeigen, daß die Peyerschen Drüsenkörper selbst zur Bildung der letzteren nicht beitragen, sondern daß, wie schon Clarus annahm, in der unter den Drüsen liegenden Gefäßhaut sich oft liniendicke Ausschüszungen bilden, wodurch die unveränderten Drüsenpolster bloß aufgehoben und gereizt werden, so daß sie erst in Folge dieser Reizung leiden. Ungeachtet die Lieberkühschen Drüsen sich häufig durch krankhafte Sekretion verstopfen, so scheint doch keine Geschwürbildung von ihnen auszugehen. Auch die Brunnschen Drüsen sah der Vf. im *Typhus abdominalis* nicht er-

griffen, glaubt aber, daß die *Glandulae solitariae* Gelegenheit zu der zerstreuten Pustelbildung geben könnten. Allerdings werden diese Drüsen häufiger im unteren Theile des Dünndarms, wo gewöhnlich die Darmgeschwüre entstehen, auch zeigen sich, wie ich selbst in dem Darmkanal eines an *Typhus abdominalis* Verstorbenen, den mir Herr Dr. Lesser zur Untersuchung mittheilte, durch mikroskopische Beobachtung von Querschnitten der exulcerirten Stellen gesehen habe, die Anfänge der Geschwürbildung in Pusteln, welche tief in die *Vasculosa* hineinragen; allein diese Pusteln entstanden hier gedrängt zusammen und ebenso unterhalb der Peyerschen Drüsenpolster, auch findet man anfangs meist die Ausbreitung der Geschwüre genau auf die Ausdehnung der Peyerschen Drüsenhaufen beschränkt, was ich auch in dem Darm zweier auf der Pfaueninsel bei Potsdam verstorbener Affen fand; so daß kein Zweifel zu sein scheint, daß die Basis der Körnchen der Peyerschen Drüsen selbst ebenso wie die *Glandulae solitariae* den Heerd der Geschwüre bilden können, was der Vf. eigentlich auch nicht läugnen will, indem er seine oben erzählte Ansicht nur auf gewisse Fälle beschränkt. Was nun, um die Funktion dieser verschiedenen Drüsengebilde im Dünndarm und Dickdarm, besonders im Verhältniß zum Digestionsproceß aufzuhellen künftig erwünscht sein wird, ist besonders die vergleichende Untersuchung derselben untereinander und mit den Magen-, Cardiacal- und Vormagen-Drüsen bei Säugthieren und Vögeln, besonders mit Bezug auf ihre Entwicklungsgeschichte. Es fragt sich nämlich, ob die kleinen Drüsen, welche besonders dem pylorischen Theil des Magens vieler Thiere das fein gekörnte Ansehn geben, den Lieberkühschen Drüsen analog sind, und ob sich diese Drüsen im unteren Theil des Darms in die kleinen röhrenförmigen Drüsen, welche die größeren umgeben, metamorphosiren, oder ob nicht gar selbst die größeren Dickdarmdrüsen durch Metamorphose aus diesen, in dem Maße als die Schleimabsonderung mehr in Fettabsonderung übergeht, entstehen? Sind die Lieberkühschen Drüsen im Darm dasselbe, was die Schweifskanälchen der äußeren Haut sind? Ferner wie verhalten sich die Peyerschen Drüsen der Vögel zu denen der Säugthiere, sind sie den Peyerschen Drüsenkörperchen selbst oder nur den kranzförmig sie umgebenden röhrenförmigen *Folliculis* vergleichbar? Verhalten sich die Kügelchen in der Flüssigkeit der Peyerschen Drüsenkörnchen wirklich wie Blutbläschen, d. h. schwellen sie im Wasser auf und haben sie eine innere Hülung? Wie verhalten sich die Drüsen des Drüsenmagens der Vögel, welche besonders bei der Schwalbe, welche die Tunkinsnester baut, so zierliche kragenförmige Scheiden haben, zu den Scheiden, welche der Verf. bei den Peyerschen Drüsen mancher Säugthiere so schön darstellt? Diese und ähnliche Fragen, aus deren Beantwortung klar werden muß, welchen verschiedenen Zwecken diese verschiedenen Organe bestimmt sind, werden sich dem Vf. selbst darbieten, und da die hier gelieferten naturgetreuen Schilderungen ein besonderes Talent für dergleichen Untersuchungen zeigen, so wird man von niemand mehr als von dem Vf. künftig eine weitere Entwicklung dieses Gegenstandes wünschen können.

Dr. C. H. Schultz.



April 1835.

*Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwicklung. Erster Band. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume, von Dr. Friedrich Cramer.*

(Fortsetzung).

Gleichwohl stellt der Verf. die früheren Perser, unter denen man doch nur die unter Cyrus verstehen kann, in Gegensatz gegen den tyrannischen Hof der späteren Zeit. Bei diesem Durcheinander fehlt natürlich den Behauptungen, daß Persiens ganze Bildung im großen Erziehungshause des Volkes gewurzelt habe, und der Perser ganze Erziehung eine Nationalerziehung gewesen sei, jeder nur einigermaßen feste geographische und historische Anhalt. Die Stufe der Perser in der Erziehung des Menschengeschlechts sollen wir uns derjenigen analog denken, wo das Kind der strengen Obhut der Mutter entwachsen, in harmlosem Spiele und freier Unbefangenheit die Zwischenzeit zwischen der mütterlichen und Schulerziehung verlebt, sehnsüchtig in die Zukunft blickt, und nichts mehr begehrt, als einmal groß zu werden. Aus dieser Quelle soll auch die Erhebungslust des Volkes herzuleiten sein.

Dieselbe Vermischung wahrer und tiefer Reflexionen mit halb wahren, oberflächlichen und ganz trivialen bietet der Abschnitt über das *Judenthum* dar. Im Uebrigen erkennt Ref. die Charakteristik des jüdischen Volkes als richtig und treffend an. Zurüctreten des Politischen gegen das Religiöse und Häusliche, in den Frauen Vereinigung weiblicher Zartheit mit bewundernswürdiger Seelengröße, wodurch sie vor allen asiatischen Frauen sich auszeichnen, Strenge der Kinderzucht in ihrem Zusammenhange mit der väterlichen Gewalt: — diese und andere charakteristische Züge haben uns ganz befriedigt. Aber ungern haben wir uns rücksichtlich der philosophischen Richtung, die in den jüdischen Schulen nach dem babylonischen Exile begann, auf den zweiten Theil

*Jahrb. f. wissensch. Kritik, J. 1835. I. Bd.*

verweisen lassen, und vergebens auch nur Andeutungen des Einflusses hellenischer Sprache und Bildung auf das spätere Judenthum gesucht.

Bei den *Phönicern* macht, im Gegensatze gegen das Gefühl des älteren Judenthums, der Verstand als Herrschendes, wie bei den späteren Juden, sich geltend. Mit der Herrschaft über das Meer wird der Blick, der bei dem Binnenländer überwiegend in das Innere gerichtet ist, freier, und entwickelt sich ein allgemeinerer Welt-sinn; „aber auch diese Verstandesthätigkeit erscheint „noch in der möglichsten Allgemeinheit, weniger gerichtet auf das Einzelne und Besondere, als auf das Ganze „und Grobse.“ Daher das Leben der Phönicier unstät und flüchtig, wie das ihrer Nationalgottheit, des tyrischen Hercules; daher von ihnen, wie bei den Karthagern (über deren Schul- und Unterrichtswesen in einer Anmerkung das Wesentliche aus Bötticher's Geschichte mitgetheilt ist) nur das praetische Interesse der Schifffahrt und des Handels bei der Jugenderziehung beachtet worden zu sein scheint.

Ganz das Gegentheil von Phönicern ist *Aegyptens* trüber und finsterer Volkscharakter, ein Product seiner durch die geographische Lage und das Bewußtsein höherer geistiger Bildung herbeigeführten Abgeschiedenheit von allen Völkern. Die Aegypter parallelisirt der Verf. dem Standpunkte des Knaben, der in den Elementen unterrichtet wird. Als Anfangspunkt wird etwa das 7te Jahr angenommen. — Nächst dem wird Aegypten die Vorschule Griechenlands genannt, woher die Weisesten Griechenlands die Grundzüge ihrer philosophischen und politischen Systeme gesammelt haben sollen.

Wenden wir uns von diesen allgemeinen Betrachtungen, in denen wieder Wahres und Durchdachtes mit schiefen, in's Spielende, fast Komische fallenden Sätzen abwechselt, zu dem Erziehungswesen der Aegypter. Gegen Schwarz, der im alten Aegypten ein vollkommenes Beispiel einer durchgreifenden Nationalerziehung finden

will, beschränkt der Vf., und gewiß mit vollem Rechte, die Erziehung im eigentlichen Sinne bis zur Zeit des Psammetichus auf die beiden obersten Kasten. Nun erwartet man etwas Factisches darüber zu hören, erfährt aber nichts weiter, als daß die Kinderzucht streng, und die Achtung vor dem Alter groß gewesen sei. Dann heisst es, Sesostris habe, nach Diodor's Zeugniß, allen ägyptischen Knaben dieselbe Erziehung und denselben Unterricht ertheilen lassen, was doch offenbar im Widerspruche mit der behaupteten Beschränkung auf die beiden obersten Kasten steht. Weiterhin heisst es: „Zweierlei läßt sich nicht leugnen, daß nämlich kein „Zweig der Wissenschaften weiter verbreitet und allgemeiner war, als der mathematische, der mit den Elementen zugleich getrieben wurde, und daß die Methode „der Aegypter vortrefflich war.“ Aber wenn Plato's Zeugniß um so grösseren Glauben verdient, weil er aus eigener Anschauung schrieb, so hat es der Verf. doch mit Recht nur auf die Zeit eingeschränkt, wo Aegypten durch das Eindringen so vieler fremder Elemente seine Eigenthümlichkeit schon verloren hatte, und derselbe Gewährsmann vermisst bei den Aegyptern den wohlthätigen Einfluß des mathematischen Studiums. Die Darstellung der Zeit nach Alexander finden wir etwas zu dürftig behandelt, und nicht frei von Widersprüchen. Nach den Worten: „Aegypten früher das Land tiefer „Weisheit, wird jetzt der Sitz des Luxus und der Schwelgerei, wird jetzt die Heimath nicht der Bildung, sondern der abstracten Verstandesgelehrsamkeit, welche der „alexandrinischen Zeit so eigenthümlich ist“ — gewinnt es fast den Anschein, als habe Aegypten in dieser Zeit Rück- nicht Fortschritte gemacht. Aber dieses ganze Zeitalter ist ja nicht mehr ägyptisch, sondern griechisch und hat den Charakter seiner Bildung mit allen gebildeten Völkern gemein, die durch Alexander in den Kreis der hellenischen Herrschaft gezogen waren. Wir deuten daher hier an, worauf wir später zurückkommen werden, daß die ethnographische Behandlung des Erziehungs- und Bildungswesens nach Alexander den geistigen Inhalt dieser ganzen Periode, der allen Reichen und Staaten gemein ist, zersplittert, ohne auf Untersuchung der Modificationen, welche das Hellenische in den einzelnen nicht hellenischen Völkern durch deren Grundcharakter erlitten hat, einzugehen. Den Uebergang von Aegypten nach Griechenland vermittelt Oedipus, indem er das Räthsel der Sphinx löst. „Der Genius

„der Menschheit erscheint in Griechenland als ein heiterer lieblicher Knabe u. s. w.“ Die folgenden Betrachtungen über Griechenlands Verhältniß zum Orient und seine verschiedene Bildungsstufen empfehlen sich nicht sowohl durch Neuheit, wie durch Klarheit und Wärme, und geben zu erkennen, daß der Verf. auf einen Boden gelangt ist, wo die Quellen reichlicher fliessen und treffliche Vorarbeiten die Bewältigung des Stoffs erleichtern. Aber auch hier begegnet uns gleich im Eingange eine Reflexion, die wir unbedenklich den Irrthümern beizählen, zu welchen eine mehr im Dämmerlichte des Gefühls befangene, als zur Klarheit des Gedankens befreite Betrachtungsweise des in der Geschichte waltenden Geistes verführt. Die Behauptung, daß die Mythologie die höchste Potenz des Lebens sei, sucht der Verf. folgendermassen zu begründen: „Wenn man schon „(!) die Weltgeschichte in ihrer fortachreitenden Entwicklung als eine Offenbarung der Gottheit betrachtet, so muß dies der mythische Glaube der Völker, „der mit dem allgemeinen Leben und der Volksentwicklung innig zusammenhängt, noch mehr sein.“ Neu ist dieser Gedanke nicht, vielmehr die Grundlage mancher berühmter Schriften über Symbolik und Mythologie, wodurch indessen Vielen klar geworden ist, daß die Annahme, der Geist eines Volkes spiegele sich in seiner Mythologie reiner und klarer ab, als in seinen wissenschaftlichen Schöpfungen, zu einer Degradation der Geschichte unter den Mythos, der Philosophie unter die Poesie und unter mystische, von aller vernünftigen Kritik losgerissene Träumereien führt. Auch die Indier haben eine Mythologie und zwar eine viel reichere als die Griechen; aber sie haben keine Geschichte; und der Vorzug der Hellenen liegt eben darin, daß das Chaos ihrer Mythen unter der ordnenden und bildenden Hand ihrer Dichter zu einem Ganzen verbunden wurde, innerhalb dessen der Volksgeist so lange seine Befriedigung fand, bis aus der dichterischen Hülle der reine Gedanke sich herauswand, und als befreite Subjectivität sich gegen den Götterglauben vernichtend kehrte.

Als wesentlichen Fortschritt der griechischen Götterlehre vor der aller übrigen Völker des Alterthums bezeichnet der Verf. ihren Charakter als Familienmythologie. Erst die Griechen haben das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern nicht als ein bloß natürliches, durch Gewohnheit und äusseres Recht bestimmtes, sondern als ein göttliches und heiliges betrachtet. Die Darstellung

der hellenischen Ehe hat uns nicht befriedigt. Von der wichtigen Rolle der Stiefmütter ist zwar die Rede, aber die nicht minder wichtige der Beischläferinnen bleibt unbestimmt, wie auch die Frage: ob man Polygamie oder Monogamie im heroischen Zeitalter anzunehmen habe. Der zweite Abschnitt behandelt die Erziehung in den dorischen Staaten.

Der *Dorismus* schließt sich einerseits an den Geist der heroischen Zeit an, andererseits enthält er den Fortschritt zur Unterwerfung des bisher nur durch Sitte und Herkommen beschränkten Individuums unter die Gesetze des Staates. Creta's Verfassung, obwohl sie älter als die spartanische ist, läßt der Verf. erst auf die spartanische folgen; von den übrigen dorischen Staaten, namentlich Argos, Corinth, Sicyon, ist nur gelegentlich die Rede, und somit fehlt aller Aufschluß darüber: warum gerade in Creta und Sparta der Dorismus jenen Fortschritt machte und seine Eigenthümlichkeit in gesetzlichen Formen ausprägte, während er in den übrigen niemals in gleicher Festigkeit sich gestaltete, vielmehr schon früh seinen ursprünglichen Charakter verändert zu haben scheint. Und auch an der spartanischen Verfassung vermissen wir alle historische Vermittlung zwischen der heroischen und lycurgischen Zeit, was wir um so weniger entschuldigen mögen, da O. Müller's treffliches Werk, welches der Verf. doch viel benutzt hat, es ihm so leicht gemacht hätte, den inneren Zusammenhang in der concretesten Weise darzustellen. Wie sonach der wahre Anfangspunkt an diesem Abschnitte vermisst wird, so auch eine tiefere Würdigung des Resultats der spartanischen Verfassung; denn „das Wunder der Geschichte, daß sich Lycurg's Gesetze, bei aller Einseitigkeit, die sich nicht verkennen läßt, über 500 Jahre lang, und mit ihnen Sparta's Leben erhielten u. s. w.“, mit welchem Satze der Verf. diesen Abschnitt schließt, kann uns schon deshalb nicht imponiren, weil wir erstens durch die Geschichte selbst es widerlegt finden, zweitens weil selbst, wenn dem so wäre, die Aufgabe des denkenden Historikers eben darin besteht, solche Wunder zu deuten. Dies war hier nur so möglich, wenn der Verf. die Einseitigkeit des spartanischen Wesens und Lebens als solche dargethan, und den Kampf der individuellen Freiheit gegen die harte Despotie der Staatsgewalt, der in Sparta schon lange vor dem peloponnesischen Kriege beginnt und beginnen mußte, bis zu dem Zeitpunkte verfolgt hätte, wo das Wesen der lycurgischen Verfas-

sung zu einer hohlen Form wurde. Eine solche philosophisch-historische Auffassung und Darstellung der spartanischen Geschichte lag dem Zwecke dieses Buches um so näher, da kein Staat vor- oder nachher sich in einem gleichen Verhältnisse zur Familie und zur Jugend-erziehung befunden hat. Der Mangel leitender Gedanken giebt sich auch in der nicht überall zweckmäßigen Anordnung des Factischen zu erkennen, indem z. B. der Tyrannenhafs der Spartaner seine Stelle bekommen hat zwischen der Knabenliebe und der Ehrfurcht vor dem Alter, aus welcher letzteren die Anhänglichkeit an Althergebrachtes abgeleitet wird. Der folgende Abschnitt: Erziehung in den *ionischen* Staaten beschäftigt sich, wie natürlich, vorzugsweise mit *Athen*, dessen Erziehungsgeschichte in drei Hauptperioden getheilt wird: Erste Periode: „die Erziehung der Freiheit, wo die Erziehung mehr im Staate wurzelte, und wo die persönliche Freiheit in der des Staates aufging. Zweite Periode: die der Zügellosigkeit. Dritte Periode: die der „Unfreiheit, oder der macedonischen und späteren Zeit.“

Diese letzte Periode wird nicht im unmittelbaren Zusammenhange mit den beiden ersten behandelt, sondern durch die Darstellung der Erziehung und des Unterrichts von ihnen getrennt. In der Vergleichung des (spartanischen) Dorismus mit dem (athenischen) Jonismus glauben wir den entschiedenen Vorzug, den die spartanischen Weiber vor den athenischen gehabt haben sollen, in Zweifel ziehen zu müssen. Daher möchten wir in der Behauptung: „daß in Athen die wohlthätige Einwirkung des weiblichen Geschlechts viel geringer als in Sparta, und von einem solchen auf kräftiger Weiblichkeit beruhenden Uebergewichte der Frauen, über die Männer gar nicht die Rede ist“ — die für Sparta's Frauen vortheilhaften Prädicate streichen, und wenn dieses Verfahren nicht schon durch die Natur und Bestimmung des Weibes gerechtfertigt scheinen sollte, den Aristoteles wenigstens zu einer negativen Vertheidigung der athenischen Weiber aufrufen, der gerade die Ausschweifungen und Schwelgerei der spartanischen Weiber (wovon schon vor Aristoteles Beispiele bekannt sind), und ihre Herrschaft über die Männer — „eine Erscheinung, die man bei allen *wilden* Nationen wiederfindet“ — scharf tadelt.

Das Eigenthümliche *Thebens* findet der Verf. in dem Hervortreten der Innerlichkeit und des Gemüthes, und stützt diese Ansicht auf eine frühere Stelle, wo er, nach O. Müller's Vorgange, zu erweisen gesucht hat, „daß

„Menschen zum Selbstbewusstsein führt, und durch Erleuchtung der geistigen Finsternis das Herz zugleich veredelt; denn dann würde man nicht so feindlich gegen sie aufgetreten und sie als eine Verderberin der Jugend betrachtet haben.“ Eben so wenig befriedigt uns die Würdigung des Einflusses der Rhetorik. Vergleichen wir diesen ganzen Abschnitt über die Römer, der 139 Seiten, also mehr als den vierten Theil dieses ersten Bandes einnimmt, mit den entsprechenden Abschnitten in Schlosser's Universalhistorischer Uebersicht der alten Welt und ihrer Cultur, so giebt diese in practisch-verständiger Form dem Leser den reichsten Stoff und auch Gedanken genug, um das Verhältniß der Sittlichkeit, Bildung und Litteratur der Römer zu ihrem Staatsleben sich klar zu machen, während unser Verf. einerseits die Erwartung tieferer philosophischer Durchdringung des Römerthums, welche er durch einige treffliche Gedanken im Eingange dieses Abschnittes erregt hatte, nicht befriedigt, andererseits das Factische in so bezugloser Aeußerlichkeit läßt, daß nur der mit den politischen Schicksalen Roms Vertraute einigen Zusammenhang hineinbringen kann. Noch einmal müssen wir auf die vom Verf. beliebte ethnographische Behandlung seines Gegenstandes zurückkommen. Indem das Erziehungs- und Unterrichtswesen der Griechen von dem Verluste ihrer Selbstständigkeit an bis in Justinian's Zeit unabhängig von dem gleichzeitigen römischen behandelt ist, wird das Verständniß der Wechselwirkung zwischen Griechen und Römern erschwert. Was endlich die in der Einleitung von dem Verf. entwickelten Gründe betrifft, weshalb er diesen ersten Band nicht mit dem Auftreten des Christenthums beschloss, sondern bis zum Hervortreten des germanisch-christlichen Elementes ausgedehnt hat, so treten wir ihnen zwar bei, überlassen aber unsern Lesern zu ermessen, ob die Einwirkungen der christlichen römischen Kaiser auf die Bildung ihrer Zeit, ob überhaupt die ganze spätere Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Rom und Constantinopel bis in das 6te Jahrhundert verstanden werden können, wenn der Verf. dem Christenthume eine ganz untergeordnete Stellung giebt, und auch in den Zeiten, wo es Staatsreligion geworden war, es nur gelegentlich berührt.

H. Wendt, in Posen.

## LXXIV.

*Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Erster Band. Berlin, 1834. Bei Duncker und Humblot. XX 516 S. 8.*

Vorstehendes Buch bildet von dem frühern Werke des Hrn. Verfs. „Fürsten und Völker von Südeuropa im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert (vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschaftsberichten. Hamburg 1827. bei Fr. Perthes)“ den zweiten Band. Beschäftigte sich dort Hr. Ranke hauptsächlich nach venezianischen Gesandtschaftsrelationen mit den Osmanen und der spanischen Monarchie, so behandelt er hier die Geschichte der Päpste der neuern Zeit ebenfalls größtentheils nach ungedruckten Berichten.

In der Vorrede wird von diesen Quellen gehandelt. Da schon im ersten Band von der Berliner Sammlung in 48 Foliobänden der *Informationi politiche* gesprochen worden ist, so geht der Hr. Verf. zu den größern Sammlungen dieser Art in Wien über, aus welchen die Nachrichten über Gregor XIII. und Sixtus V. größtentheils entnommen sind. In Venedig brachte er aus Privatsammlungen, der Bibliothek von S. Marco und dem Staatsarchiv allein über Rom acht und vierzig Relationen größtentheils in Original zusammen, wovon neunzehn das 16te, ein und zwanzig das 17te Jahrhundert betreffen. Die große Menge wissenschaftlicher, aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangener, mit dem Leben der Zeitgenossen verschwundener Notizen, gab es ihm, wie er bemerkt, zu einer fortlaufenden Darstellung zuerst die Aussicht und den Muth. Seine Hoffnung in Rom die Mittel zu finden, dieselben zu bewahren und zu erweitern ward ihm nur halb erfüllt, indem ihm als Fremden nur theilweise und vorschriftsmäßig die Benutzung der Schätze im Vatican gestattet ward, dagegen aber standen ihm zur freiesten Benutzung die wichtigen und großen Privatsammlungen in den Pallästen Barberini, Chigi, Altieri, Albani, Corsini offen, worin für die Geschichte der Päpste, ihres Staates und ihrer Kirche Manuscripte von unschätzbarem Werthe sich befinden und Hr. Ranke meint, wenn sich daraus auch nicht vollständige Belehrung schöpfen ließe, so doch ausreichende und authentische. Er verspricht am Schluß des Werkes die römischen wie die venezianischen Schrif-

ten durchzugehen und alles Denkwürdige, was nicht im Laufe der Erzählung berührt werden konnte, nachzutragen.

Als Protestant und Norddeutscher glaubt der Hr. Vf. indifferenter gegen die päpstliche Gewalt zu sein als ein Italiener oder Katholik, welcher durch den Ausdruck persönlicher Verehrung oder persönlichen Hasses seiner Arbeit vielleicht eine glänzendere Farbe geben und in vielen Stücken ausführlicher, kirchlicher, localer sein würde. Hr. Ranke ist der Meinung, daß ihm grade in seinem Verhältnisse sich reinere historische Gesichtspuncte ergeben müßten: er faßt die Geschichte der Päpste in ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung und Wirksamkeit auf und findet, daß die päpstliche Gewalt, wenn er von den Grundsätzen absieht, welche ihr Dasein bedingen, und die sie nicht aufgeben kann, ohne sich selbst zu Grund zu richten, übrigens von den Schicksalen, welche die europäische Menschheit betroffen haben, immer nicht weniger bis in ihr inneres Wesen berührt worden als jede andere. Daher in den Zeiten, welche das Buch umfaßt, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert beobachtete er die Umwandlungen, welche das Papstthum betroffen, wie es gefährdet, erschüttert, sich dennoch behauptet und befestigt, aufs neue ausbreitet, eine Zeit lang vordringt, endlich aber wieder einhüllt und einem abermaligen Verfall zuneigt.

Ohne in die Untersuchung einzugehen, ob diese Ansicht bei der Bearbeitung der Geschichte der Päpste in jenem Zeitraum die richtige ist, glaubt Referent, daß von rein historischem Gesichtspunct aus, von dem hier die Geschichte der Päpste gefaßt wird, einer näheren Prüfung die handschriftlichen Quellen hätten unterworfen werden müssen, damit festgesetzt werde, in wie weit man ihnen als unparteiischen Nachrichten Glauben beizumessen berechtigt sei. Grade die Personen zum Theil, die sie abgefaßt, lassen vermuthen, daß sie zwar von vielen Vorfällen und Verhältnissen unterrichtet sein konnten, welche ihren Zeitgenossen verborgen blieben, aber auf der andern Seite auch Vieles mit Parteilichkeit und Befangenheit berichteten und beurtheilten, da Verhältnisse und Stellung häufig den einfachsten Zuständen eine eigene Färbung geben. Daher läßt sich nicht leugnen, daß ein nicht unbedeutender Theil dieser Gesandtschaftsberichte, Briefe, Abhandlungen u. s. w. in die Classe der Parteischriften gehört. Damit ist aber keinesweges behauptet, daß sie überhaupt nicht zu den

geschichtlichen Quellen gehören. Es lassen sich aus ihnen ohne allen Zweifel für die Geschichte sehr wichtige Resultate gewinnen, wenn sie neben unverdächtigen historischen Quellen zur Auffindung mancher verborgener Triebfedern mit Umsicht benutzt werden: für die Statistik und den Staatsmechanismus im 16. und 17. Jahrhundert aber haben sie einen unbestreitbaren Werth, denn über manche europäische Staaten möchten sie vielleicht die einzigen noch vorhandenen Quellen sein, welche so genaue Angaben des finanziellen Zustandes, der Einkünfte und Ausgaben, der Streitkräfte u. s. w. enthalten.

In Frankfurt a. M., wo auf der Stadtbibliothek eine nicht weniger bedeutende Collection von Venezianischen Gesandtschaftsberichten und andern italienischen politischen Schriften als die Berliner Sammlung der *Informazioni politiche* sich befindet, hat Referent eine nicht kleine Anzahl dieser Relationen durchgegangen, worunter theils solche, die von Hrn. Ranke in Berlin, Wien oder Venedig benutzt worden, theils viele andere sind, die von ihm nicht unter seinen benutzten Quellen genannt worden. Besonders reich ist die Frankfurter Sammlung an Relationen für das 17te Jahrhundert, weswegen sie bei der Fortsetzung des Werkes von Hrn. Ranke nicht unbenutzt gelassen werden durfte, da allein über die päpstliche Geschichte mehrere Bände mit Relationen, Instructionen, Abhandlungen, Briefen u. s. w. vorkommen. Vergleicht man mehrere Relationen venezianischer Gesandten mit einander, so läßt sich eine übereinstimmende Art im Gange der Abfassung der Berichte nicht verkennen. Es geht deutlich daraus hervor, daß der Gesandte in seiner Instruction angewiesen war über gewisse stehende Puncte zu berichten. Diese aber waren meistens folgende:

- 1) Eine Beschreibung des Landes und seiner Bewohner.
- 2) Eine kurze Uebersicht der Geschichte des Staates bis auf die Zeit des Gesandtschaftsantritts.
- 3) Schilderung des Fürsten, seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften, seiner Familie, seines Hofes, seiner Minister und Günstlinge, der Art und Weise der Regierung.
- 4) Zustand der Finanzen, Einkünfte und Ausgaben des Staates.
- 5) Aufzählung und Vertheilung der Streitkräfte des Landes.
- 6) Die friedlichen und feindlichen Verhältnisse des

Staaten zu den übrigen Staaten und besonders zu Venedig.

Nr. 1. u. 2. (die geographischen und historischen Punkte) sind bei vielen Gesandtschaftsberichten, um nicht dasselbe zu wiederholen, was die Vorgänger einberichtet hatten, übergangen, vornehmlich geschieht das im 17ten Jahrhundert, wo die Verbreitung der Karten, geographischen Bücher und historischen Uebersichten den Bericht über beide Punkte nicht mehr so nothwendig machte. Daher bemerkt auch ein Gesandter dieses ausdrücklich in seiner Relation, daß er sich enthalte über die Geographie des Landes zu sprechen, da man diese aus den Karten und Büchern am besten ansehen könne. Bei den der Republik Venedig aber entfernter gelegenen Ländern wird das Geographische in den Relationen nicht übergangen.

Nr. 3. (die Schilderung des Fürsten und seines Hofes und seiner Regierung) gehört mit zu dem interessantesten Theil der Relationen, da derselbe eine Menge Data liefert, die man sonst nirgends findet. Uebrigens mag grade hier der Ausdruck persönlicher Zuneigung oder persönlichen Hasses nicht selten vorkommen. Daher nicht jede Charakterschilderung in den Relationen als unbedingte Wahrheit anzunehmen ist, am wenigsten aber wenn sie mit den unverdächtigen anderweitigen Quellen in Widerspruch steht.

(Der Beschluss folgt.)

## LXXV.

*Philipp Hainhofers Reise - Tagebuch, enthaltend Schilderungen aus Franken, Sachsen, der Mark Brandenburg und Pommern im Jahre 1617. Stettin 1834.*

Die verheerenden Kriege des 17ten Jahrhunderts und ihre bedeutenden Folgen haben den Historikern bis auf die neuesten Zeiten ununterbrochen Veranlassung zu ausgedehnten Forschungen gegeben, ohne daß die Arbeiten derselben bis jetzt einen klaren Blick in die verwickelten Verhältnisse dieses Zeitraumes gegönnt hätten. Die Masse der Leiden und Trübsale dieser Zeit ist zu groß, als daß sich der menschliche Geist leicht darüber erheben und einigen Trost aus freundlicheren Verhältnissen derselben Zeit schöpfen könnte. Es fehlt auch gewiß nicht an Verhältnissen dieser Art; dabei dürfen wir uns den Trost nicht versagen, daß, so lange wir noch an Empfänglichkeit der Menschen für Glück glauben, es an beruhigenden Bildern in einer historischen Epoche nicht fehlen darf und fehlen kann. Ist dies aber der Fall, so gehören sie mit zum wesentlichen Charakter

einer Zeit und dürfen nicht übergangen werden, wenn die Geschichte eines Volks während eines ganzen Jahrhunderts sich nicht in Thränen und Blut auflösen soll.

Dennoch hat es bisher an ausreichendem Stoff einer umfassenden Sittengeschichte des 17ten Jahrhunderts gemangelt. Das vorliegende Werk, welches der Archivar Baron von Medem zu Stettin aus dem Königl. Preuss. Archive daselbst herausgegeben und zugleich den „Baltischen Studien“ des Pommerschen historischen Vereins einverleibt hat, glebt nicht allein einen willkommenen Beitrag zu der Geschichte des 17ten Jahrhunderts von ihrer erhebenden Seite, sondern macht uns dabei auch mit einem Manne bekannt, welcher in der Geschichte deutscher Kunst eine ehrenwerthe Stelle einnimmt.

Philipp Hainhofer war aus einer angesehenen Familie Augsburgs entsprossen. Nach einer sorgfältigen, classischen Erziehung studirte er die Rechte in Padua und Siena, durchreiste Italien und setzte dann seine Studien, mit denen er auch das fremden Sprachen verband, in Colln und Amsterdam fort. Nach seiner Heimkehr trat er in den großen Rath von Augsburg und begann zu derselben Zeit ein gründliches Studium der Kunst und die Anlegung werthvoller Sammlungen. Bald ward sein Leben reicher; an Gelegenheit zur Wirksamkeit konnte es ihm, da Augsburg noch immer ein Hauptort des Verkehrs war, nicht fehlen. Hainhofer ward Agent und Correspondent der Krone Frankreich und nach und nach nicht nur Correspondent, sondern auch Geschäftsträger und Gesandter der meisten deutschen Fürsten in wichtigen Angelegenheiten; von mehreren war er durch Amtsbestellungen förmlich als Rath in ihre Dienste aufgenommen. Es gingen die wichtigsten Geschäfte durch seine Hände; mit seinen Geschäften stieg sein Einfluß und sein Ruf. Selten reiste ein Fürst oder irgend ein angesehener Mann durch seine Vaterstadt, der nicht bei ihm eingekehrt wäre und ihn und seine Schätze bewundert hätte. Eine der wichtigsten Perioden seines Lebens war die Anwesenheit Gustav Adolphi in Augsburg.

Wer die Wichtigkeit der Correspondenz in jenem Zeitalter kennt, wird eingestehen, daß Hainhofer schon als vertrauter Geschäftsführer der deutschen Fürsten seiner Zeit ein Mann von hohem Interesse sein müsse. Was aber seinem Leben und Wirken einen besondern Reiz giebt, ist der Umstand, daß er sein ernstes, bewegtes Leben in einer fürchterlichen Zeit durch die Kunst in einem hohen Grade zu verschönern und zu erweitern verstand. Selbst Künstler, — Maler und Architekt, — übte er daher durch seine künstlerische Thätigkeit und sein Beispiel nicht nur einen bedeutenden Einfluß auf die damalige Künstlerwelt aus (wovon noch der sogenannte *Pommersche Kunstschatz* in der Kunstkammer auf dem Schlosse zu Berlin einen redenden Beweis giebt), sondern machte auch das häusliche Leben an den deutschen Fürstenhöfen reicher, die er nicht nur mit Politik und Rath, sondern auch mit Kunstschätzen aller Art versorgte. Vorzüglich mußte er an dem Hofe des frommen, gelehrten und kunstliebenden Herzogs Philipp II. von Pommern willkommen sein, und dieser Fürst ruhte auch nicht eher, als bis sein Freund ihm im Jahre 1617 in Stettin einen Besuch machte. Das auf dieser Reise geführte Tagebuch bildet den Inhalt des vorliegenden Werkes, welches durch seine Wahrheit und Lebendigkeit durch seine Wärme und Frische eine ungemeine Theilnahme erregt und sicher zu den bedeutendsten „*Memoiren*“ des 17ten Jahrhunderts gehört. Wir verweisen die Freunde einer solchen Gattung von Schriften auf das Buch selbst, das man durch einzelne Auszüge doch nicht genießt und kennen lernt. — Das Leben Hainhofers reicht bis zum Jahre 1647.

Wir können dem Herrn Herausgeber für die köstliche Mittheilung nur dankbar sein, und zugleich dafür, daß er einen *Lebenslauf Hainhofers* aus dem 17ten Jahrhundert aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel und ein reiches Verzeichniß anderer Hainhoferscher Werke in verschiedenen Bibliotheken hinzugefügt hat; von diesen heben wir vorzüglich einen Briefwechsel Hainhofers von 1576 bis 1645 in 8 Bänden auf der Wolfenbüttelschen Bibliothek hervor.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

№ 78.

# J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

April 1835.

*Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat  
im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.  
Von Leopold Ranke. Erster Band.*

(Schluß.)

Höchst wichtig für die Geschichte aber bleiben die drei letzten Punkte, über die von den Gesandten berichtet wurde. Nr. 4. u. 5. in Bezug auf den innern Zustand der Staaten in finanzieller und militärischer Rücksicht, Nr. 6. aber in Bezug auf die Politik und Verhältnisse der Staaten zu einander. Bei dem letzten aber darf nie vergessen werden, daß Alles vom Gesichtspunkt der venezianischen Republik aus beurtheilt wird, wornach es denn auch gewürdigt werden muß.

Die Relationen wurden häufig erst am Ende der Gesandtschaft, welche gewöhnlich mehrere Jahre dauerte, abgestattet: im Laufe der Gesandtschaft selbst wurde über jeden einzelnen wichtigen Vorfall in einem *Dispaccio* berichtet. In den Relationen beziehen sich oft die Gesandten auf die Depeschen, wo sie das Nähere angegeben.

Ganz besonders wichtig sind zur nähern Kenntniß der europäischen Verhältnisse die Relationen derjenigen Gesandten, welche schon vorher eine Reihe von Jahren von verschiedenen Höfen Gesandtschaften bekleidet hatten. So war Michele Giustiniani neunzehn Jahre Gesandter gewesen in Spanien, Deutschland, England und in Rom, als er seine Relation am letztern Ort in der 2ten Hälfte des 17. Jahrhunderts abfasste.

Indem Refer. keineswegs die Wichtigkeit des Gebrauchs der venezianischen Relationen für die neuere Geschichte verkennt, im Gegentheil ihre Benutzung durchaus für nothwendig hält, so glaubt er doch, daß aus ihnen allein die Geschichte keines Landes vollständig und richtig geschrieben werden könnte, selbst wenn auch eine ununterbrochene Reihe von Gesandtschafts-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

berichten vorlägen. Nur bei einer ganz vertrauten Kenntniß mit der neuern europäischen Staatengeschichte und ihren Quellen können durch die Relationen viele Lücken in der Geschichte ausgefüllt, Thatsachen berichtigt, verborgene Triebfedern großer Ereignisse aufgefunden werden, wie aus dem Werke des Hrn. Ranke ersehen werden kann.

Was nun den Inhalt des ersten Bandes der Geschichte der Päpste selbst angeht, so beschäftigt sich Hr. Ranke in demselben nur mit dem sechzehnten Jahrhundert bis auf Sixtus V. Von den vier Büchern, welche der Band umfaßt, enthält das erste drei Capitel: 1) über die Epochen des Papstthums als Einleitung (S. 3—42), 2) die Kirche und der Kirchenstaat im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts (S. 43—78), und 3) politische Verwicklungen. Zusammenhang der Reformation mit denselben (S. 79—128) unter den Päpsten Leo X., Adrian VI., Clemens VII.

Das zweite Buch, welches wie die folgenden keine Capitelunterabtheilung hat, führt die Ueberschrift „Regeneration des Katholicismus“ (S. 129—232). In besonders Abschnitten wird von den Analogien des Protestantismus in Italien, den Versuchen einer Aussöhnung mit den Protestanten, von den neuen Orden, besonders dem der Jesuiten, von der Inquisition, den frühern Sitzungen des tridentiner Conciliums u. s. w. gehandelt.

Das dritte Buch (S. 233—374), „die Päpste um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts“ enthält die Geschichte von Paul III., Julius III., Marcellus II., Paul IV., Pius IV. und Pius V. mit besonderer Rücksicht auf den Fortgang der Protestanten unter Paul's IV. Regierung und die spätern Sitzungen des Conciliums zu Trient unter Pius IV.

Das vierte Buch (S. 375—516) handelt vom Hof und Staat und den Zeiten Gregor's XIII. und Sixtus V.

Schon nach dem Umfange des Buches kann man

nicht erwarten, hier eine vollständige Geschichte der genannten Päpste zu erhalten. Hr. Ranke stellt sie meist nur dar, in so weit seine handschriftlichen Quellen ausreichen, oder es nothwendig war, den Umrissen ein gewisses Leben zu geben. Auf das Bekannte, Gedruckte, Abgehandelte, wird nicht häufig Rücksicht genommen: man findet dagegen eine Menge neuer Thatsachen, neue Andeutungen über den Zusammenhang wichtiger Ereignisse, ein weites Feld für weitere Untersuchungen und Forschungen, für Streitschriften.

Es müßte der in diesen Blättern gestattete Raum einer Anzeige überschritten werden, wollte man nur das Wichtigere näher beurtheilen. Es soll daher nur Einiges berührt werden, was durch die handschriftlichen Quellen neu dargestellt worden ist. Dahin rechnen wir besonders das, was über das Verhältniß des Kaisers Karl V. und des Papstes Clemens VII. zu den Protestanten gesagt wird. S. 85 „den Fürsten in ihren Verwicklungen mit dem römischen Stuhle (war) nichts so erwünscht gewesen, als demselben eine geistliche Opposition hervorzurufen. — Wann aber stand dem Papst ein kühnerer glücklicherer Feind auf, als Luther? Seine Erscheinung allein, seine Existenz gab ihm eine wichtige politische Bedeutung. Von dieser Seite faßte Maximilian die Sache; er hätte nicht gelitten, daß dem Mönche Gewalt geschähe.“ Hr. Ranke hält es nicht für zufällig, daß der Kaiser an demselben Tage die Acht über Luther ausgesprochen, an welchem der Vertrag des Papstes mit Karl V. zur Wiedereroberung Maylands ausgefertigt wurde: dann erst wäre die Einigkeit zwischen beiden wieder hergestellt gewesen und Karl hätte dem Papst diese Concession machen müssen, um jene zu befestigen. Daß aber die Italiener die Gewissenhaftigkeit des Kaisers in der Beobachtung des versprochenen sichern Geleites für Luther anders auslegten und darin nur einen Vorwand des Kaisers sahen, daß er Luther sicher ziehen lasse, um ihn dann wieder gegen den Papst zu gebrauchen, giebt einen Beweis, wie unrichtig man oft einfache Vorfälle aus der Ferne betrachtet, zumal wenn die Gemüther mit Argwohn erfüllt sind. — Wo das Benehmen des Kaisers gegen den Papst räthselhaft ist, bei der Einnahme Roms durch die kaiserlichen Truppen im J. 1527 giebt Hr. Ranke aus den handschriftlichen Quellen keine andere als die schon wenig genügenden bekannten Nachrichten.

Zuviel offenbar folgert der Hr. Verf. aus kurzen Andeutungen in Relationen S. 120 fl.:

„Indem er (Franz I.) sich nun zugleich so eng mit dem Papste verbündete, vereinigte er gewissermaßen Protestanten und Papst in das nämliche System. Und hier erkennen wir, was die politische Stärke der Stellung ausmachte, welche die Protestanten eingenommen hatten. Der Kaiser konnte nicht beabsichtigen, sie dem Papste so gradehin aufs neue zu unterwerfen; er bediente sich vielmehr ihrer Bewegung, um diesen damit in Schach zu halten. Allmählig zeigte sich, daß auch der Papst nicht wünschte, sie auf Gnade oder Ungnade dem Kaiser unterworfen zu sehen: nicht so ganz unbewußt war sogar die Verbindung Clemens VII. mit ihnen; er hoffte ihre Opposition wider den Kaiser zu benutzen, um diesem hinwiederum zu schaffen zu machen.“

Hr. Ranke geht dann noch weiter und möchte aus ziemlich allgemeinen Ausdrücken des am französischen Hofe im Jahre 1535 befindlichen venezianischen Gesandten Marino Giustiniani schließen, daß die Bewegung in Deutschland, wodurch mit Hülfe des Landgrafen Philipp von Hessen der vertriebene Herzog von Würtemberg wieder in sein Land eingesetzt wurde, nicht nur vom König Franz I. von Frankreich geleitet, sondern auch von Papst Clemens VII. bei seiner Zusammenkunft mit Franz in Marseille beschlossen worden sei, und daß die protestantischen Truppen nicht allein in die österreichischen Erblande hätten vordringen, sondern auch nach Italien kommen sollen, um dem Kaiser Mailand zu entreißen, wozu insgeheim der Papst mitzuwirken sich verbindlich gemacht habe.

Daß der französische König einen solchen Plan hatte, mag sein, daß aber der Papst in denselben hätte eingehen können, ermangelt jeder vernünftigen Wahrscheinlichkeit.

Ueber die späteren Sitzungen des tridentiner Conciliums hat Hr. Ranke in der Bibliothek Altieri zu Rom ein höchst wichtiges Document aufgefunden, welches über die Beseitigung der großen Hindernisse einer glücklichen Beendigung des Conciliums vielen Aufschluß giebt. Weder Sarpi noch Pallavicini haben dieses Document gekannt. Es ist dieses eine Relation des päpstlichen Legaten Morone, über seine Sendung an den Kaiser Ferdinand, woraus zu ersehen ist, daß nur durch Einverständniß und Uebereinkunft mit den vornehmsten



katholischen Fürsten der Papst die glückliche Beendigung des Conciliums zu Stand brachte. In dieser Vereinigung mit dem Fürstenthume findet Hr. Ranke (S. 347) eine der wichtigsten Bedingungen für die ganze spätere Entwicklung: daher sieht er in Pius IV. den ersten Papst, der die Tendenz der Hierarchie, sich der fürstlichen Gewalt entgegenzusetzen, mit Bewußtsein aufgab.

Auch der strenge Papst Pius V. hegte gleiche Gesinnungen wie sein Vorgänger, und er suchte diese den katholischen Fürsten seiner Zeit mitzuthemen. S. 370 sagt Hr. Ranke in dieser Beziehung: — „Die französischen Unruhen hatten noch eine andere Rückwirkung. Aus den Ereignissen einer Zeit tauchen immer einige allgemeine politische Ueberzeugungen auf, welche dann die Welt praktisch beherrschen. Die katholischen Fürsten glaubten inne zu werden, daß es einen Staat ins Verderben stürze, wenn er Veränderungen in der Religion gestatte. Hatte Pius IV. gesagt, die Kirche könne nicht fertig werden ohne die Fürsten, so waren jetzt die Fürsten (die katholischen) überzeugt, auch für sie sei eine Vereinigung mit der Kirche unumgänglich nothwendig. Fortwährend predigte es ihnen Pius V.“

Höchst interessant und grobentheils aus handschriftlichen Nachrichten entnommen ist das, was im vierten Buche S. 378—418 über die Verwaltung und die Finanzen des Kirchenstaates zusammengestellt ist.

Wie sehr der eigentliche Nepotismus nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aus der Geschichte der Päpste verschwunden war, wird vornehmlich im Leben des Papstes Gregor XIII. auseinandergesetzt. Seine Verdienste um die Beförderung des Unterrichts und der Wissenschaften und um die Verbesserung des Calenders werden kurz berührt: ausführlich aber wird von der Staatsverwaltung unter seiner Regierung gehandelt. Da er die Staatseinkünfte vermehren wollte, aber weder durch geistliche Concessionen, noch durch neue Auflagen, noch durch den Verkauf kirchlicher Einkünfte, so zog er auf den Rath seines Kammersecretsairs einen großen Theil der Schlösser und Güter der Barone des Kirchenstaates ein, indem er behauptete, dieselben seien theils durch den Abgang der eigentlich belehnten Linie, theils durch die Nichtabtragung des schuldigen Zinses dem Papste heimgefallen. Durch diese zwar im Rechte

begründete, in der Ausführung aber alles Recht verletzende Maßregel ward fast aller Besitz im Kirchenstaat ungewiß und unsicher, da die meisten Gutsbesitzer ihre Rechte nicht urkundlich nachweisen konnten. Beinahe die ganze Romagna gerieth in Auflösung: Parteiungen, Gewalt, Mord, Raub erfüllten das ganze Land und die Provinzen durchzogen große Scharen Banditen. Warum der kräftige Papst nicht im Stande war dieser Auflösung aller Ordnung zu steuern, wird aus den Gesandtschaftsberichten (S. 434 fl.) nachgewiesen. Die weitem Einziehungen der nach den Gesetzen heimgefallenen Lehen unterblieben zwar, aber die Ruhe war deswegen nicht hergestellt.

Obwohl die Geschichte des Papstes Sixtus V. schon mehrere einzelne Bearbeitungen erhalten hat, so wird man doch finden, daß Herr Ranke nach seinen handschriftlichen Quellen manche Data berichtet, im Ganzen aber fast eine neue Darstellung dieses Papstes gegeben hat. Die gewöhnliche Erzählung wie Sixtus V. auf den Stuhl Petri gelangt, wird S. 443 verworfen: „Es ist zwar unzählige Mal wiederholt worden, welche Ränke Cardinal Montalto angewandt habe, um zur Tiara zu gelangen: wie demüthig er sich angestellt, wie er gebeugt, hustend und am Stabe einhergeschlichen: — der Kecker wird von vorn herein erachten, daß daran nicht viel Wahres ist: nicht auf diese Weise werden die höchsten Würden erworben.“

Aus zwei florentinischen Depeschen, welche in Rom benutzt wurden, wird vermuthet, daß der Großherzog Franz von Toscana einen großen Antheil an der Wahl gehabt. Ein Beispiel von Selbstbeherrschung, welches der Cardinal Montalto gab und das jedermann bewunderte, möchte am meisten seine Wahl herbeigeführt, und durch eine sonderbare Verwechslung die gewöhnliche Erzählung, wie er zur päpstlichen Würde gelangt, veranlaßt haben. Nach der unverfälschten Erzählung des Vorgangs, bemerkt Hr. Ranke, heißt es ausdrücklich, daß er nach den Umständen noch in ziemlich frischem Alter, nämlich 64 Jahre, und von starker und guter Complexion war.

In der Geschichte Sixtus V. führt Hr. Ranke einzelne interessante Parteen näher aus. Auf welche Weise die Banditen ausgerottet, der Kirchenstaat beruhigt worden, wird S. 445 fl. angegeben. Bei der Beurtheilung der Staatsverwaltung dieses Papstes, wird

dieselbe nach allen Richtungen beleuchtet. Dafs Sixtus V. erst das Nepotenregiment zerstört habe, wie man nicht selten behauptet hat, zeigt Herr Ranke in seiner Unwahrheit, indem dasselbe eigentlich schon unter Pius IV., Pius V. und Gregor XIII. nicht mehr bestanden hatte. Eine andere Art des Nepotismus aber bildete sich seit Sixtus V. aus. Es gab fast immer zwei bevorzugte Nepoten, von denen der eine zum Cardinal erhoben, die oberste Verwaltung kirchlicher und politischer Geschäfte in die Hand bekam, der andere von weltlichem Stande, reich verheirathet, mit liegenden Gründen und Luoghi di Monte ausgestattet, ein Majorat stiftete und sich ein fürstliches Haus gründete.

Was über den blühenden Zustand der Finanzen unter Sixtus V. Regierung mitgetheilt ist, macht recht anschaulich, wie es möglich war in wenigen Jahren einen Schatz von fünf Millionen Scudi zu sammeln, der zur Vertheidigung und Ausbreitung des katholischen Glaubens verwendet werden sollte.

Obwohl Sixtus V. ein Freund von großen Bauunternehmungen war, so spricht ihm Herr Ranke doch jeden Sinn für die Schönheit der Ueberreste des Alterthums ab, wovon er einen großen Theil zerstören ließ. Nach der handschriftlichen Lebensbeschreibung des Papstes, zu welcher er selbst eigenhändige Bemerkungen fügte, lag ihm nur deshalb die Aufstellung des Obeliskens vor S. Peter so sehr am Herzen, weil er die Denkmale des Unglaubens an dem nämlichen Orte dem Kreuze unterworfen zu sehen wünschte, wo einst die Christen den Kreuzestod erleiden müssen.

Als Schluss fügt der Herr Verfasser zwei Abschnitte bei, den einen über die Veränderungen, welche die römische Curie im sechzehnten Jahrhunderte betroffen und ihren Zustand unter Sixtus V., den andern über die Veränderung der geistigen Richtung überhaupt, wobei zugleich der Zustand der Künste und Wissenschaften besprochen wird. Herr Ranke glaubt, die Restauration des Katholicismus habe auf die Wissenschaft reprimirend, hingegen auf die Kunst und Poesie befördernd gewirkt, indem die Kirche den wis-

senschaftlichen Forschungen eine Grenzlinie vorzeichnete, der Kunst und Poesie aber einen Inhalt, einen lebendigen Gegenstand gab, und nachdem diese Behauptung an den damaligen Künstlern und ihren Kunstwerken, Dichtern und ihren Poesieen nachzuweisen versucht worden, wird die Schlussbemerkung gegeben S. 499. „Geistliche Sentimentalität und Hingerissenheit war der vorzüglichste Gegenstand der Poesie und Malerei. Unmittelbarer, dringender, unwiderstehlicher als jede Unterweisung und jede andere Kunst, in dem Reiche eines idealen Ausdrucks auch zugleich reiner, angemessener, stellte dies die Musik dar und umfieng damit die Gemüther.“

Dafs Herr Ranke eine eigenthümliche Darstellungsweise hat, geistreich schreibt und damit gründliches Studium und Gelehrsamkeit verbindet, ist schon aus seinen frühern historischen Arbeiten bekannt. Auch dieses Buch ist reich an Ideen, zieht an durch eine höchst lebendige Darstellung, giebt einzelne sehr gelehrte Ausführungen, aber ein in sich geschlossenes historische Ganze liefert es nicht. Dieses lag höchst wahrscheinlich auch nicht in der Absicht des Herrn Verfassers: denn sonst würde er nicht einzelne Parthieen nur in allgemeinen Umrissen gezeichnet, andere hingegen sehr sorgfältig ausgeführt haben. Indem das weniger Interessante übergangen oder nur berührt wurde und die durch Charakter, Geistesgröße, Originalität ausgezeichneten historischen Personen ausführlich nach allen Richtungen geschildert im Vordergrund ihre Stelle erhielten, mußte die Darstellung ansprechend, lebendig, ausdrucksvoll werden. Eine solche Behandlungsweise der Geschichte wird aber nur durch Quellen der Art wie die venezianischen Gesandtschaftsberichte möglich.

Möchte Herr Ranke sich auch dazu entschließen mit dem, was für die deutsche, französische, englische Geschichte sich aus den Relationen gewinnen läßt (und dieses scheint nicht unbedeutend), die historische Literatur zu bereichern.

Aschbach.

April 1835.

LXXVI.

*Tafeln der Geschichte. — Die Hauptmomente der äussern politischen Verhältnisse und des innern geistigen Entwicklungsgangs der Völker und Staaten alter und neuer Welt, in chronologischer und ethnographischer Ordnung von Dr. Eduard Vehse, königl. sächsischem Archivar. 60 Tafeln auf Doppelfolioblättern: Abtheilung I. politische Geschichte: 36 Tafeln. Abth. II. Cultur-Geschichte: 24 Tafeln. Dresden 1834. Ch. Fr. Grimmsche Buchhandlung. — Nach einem ganz neuen Plane mit illuminirten Länder- und Völker-Colonnen.*

Das Ganze sollte zufolge des vorangeschickten Prospekts in zwölf Lieferungen binnen spätestens achtzehn Monaten ans Licht treten. Sechs von ihnen, ein und zwanzig Tafeln enthaltend, und auf denselben die ganze Geschichte der alten Welt bis 400 n. Chr. u. die des Mittelalters bis zum Jahre 1000, — liegen gegenwärtig dem Referenten vor Augen. In dem Prospekt und zwei den ganzen Reigen beginnenden Uebersichts-Tafeln ist auf klare Weise in der gedrängtesten Kürze der reichhaltige Inhalt des Ganzen seiner Tendenz und allgemeinen Architektonik nach entfaltet. In zwanzig Verticalcolumnen: (China, Indien, Tartarei, Arabien, Assyrien, Babylonien, Persien, Palästina, Syrien, Phönizien, Kleinasien, Egypten, Africa, Griechenland, Byzanz, Pforte, Italien, Deutschland, Frankreich, England, Spanien, Schweden, Dänemark, Norwegen, Ungarn, Polen, Rußland, Amerika) — sind die gesammten Länder und Völker alter und neuer Zeit eingeschaltet und durch zwölf Farbenabstufungen von einander unterschieden, damit sich gleichzeitig erkennen lasse, wie sich der Einfluß der weltgeschichtlichen Völker nach Zeit und Raum, nach ihrer Dauer und ihrer geographischen Entwicklung über die

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

verschiedenen Ländergebiete verbreite. Auf eine analoge Weise ist das gesammte Material der Culturgeschichte in fünf und zwanzig senkrechte Spalten folgendergestalt eingeschichtet: Religionen und Cultus — Staatsverfassung und Stände — Justiz und Gesetzgebung, Polizei — Finanzen — Krieg und Marine — Ackerbau, Bergbau, Vieh- und Obstzucht — Handel, Gewerbe, (die Städte) — Politik und auswärtige Verhältnisse — Cultur im allgemeinen Fortgang der Künste und Wissenschaften — Schöne Wissensch., Poesie, Kritik — Philosoph. Wissenschaften — Naturwissenschaften — Histor. Wissensch. — Baukunst — Plastik — Malerei — Musik — Luxus, Sitten und Gebräuche — Erziehung — Erfindungen — Reisen. Auch hier ist wiederum der Antheil der verschiedenen Völkergruppen an diesen gesammten geistigen Interessen durch die Färbung noch besonders herausgehoben und abgezweigt. Die dem Werke zum Grunde liegende Idee und Tendenz wird sich nicht kürzer und zugleich vollständiger mittheilen lassen, als indem wir uns der Worte des Verfs. bedienen. „Im Allgemeinen ist das Werk auf das *Bedürfnis derjenigen* berechnet, die einen Ueberblick über das Feld der Geschichte im Großen und Ganzen gewinnen und den mannigfaltigen Zusammenhang des äussern politischen und innern geistigen Entwicklungsganges der Völker und Staaten bei *Lecture, Studien* und *Geschäften* sich gegenwärtig erhalten wollen. Es ist die Absicht, nur charakteristisch ausgewählte Thatsachen, mit Ausschluss alles nicht unmittelbar auf sie gegründeten *Raisonnements*, und mit Vermeidung bloß trockner Nomenclatur aufzunehmen und auf solche Weise hinzustellen, daß jede Thatsache sich nach ihrem faktischen und Causalzusammenhange selbst erkläre, und das Detail sich unwillkürlich unter allgemeine Gesichtspunkte zusammenordne. Dies, die *Ausführlichkeit der Angaben* und die *überwiegende Rücksicht auf den Culturproceß* soll das *Charakteristische* sein, wodurch sich

dieses Werk von allen bisher erschienenen ähnlichen unterscheidet; der vielleicht größte Nutzen dieser Tafeln aber in der Möglichkeit bestehen, die alle einsichtsvollen Benutzer derselben erhalten, sich selbst Combinationen der gleichzeitigen Fakten und mannigfache Abstractionen aus diesen Combinationen zu machen, wodurch auf die Geschichte eine Fülle von ganz neuen und überraschenden Schlaglichtern fällt. — Es soll ferner aus jeder Tafel ein *anschauliches Bild* der betreffenden Zeitperiode mit allen ihren durch die Farbengebung und die Gruppierung der Thatsachen lebendig heraustretenden Hauptindividualitäten resultiren, und die *Orientirung* auf ähnliche Weise erleichtert werden, wie auf den colorirten *geographischen Charten*. Vermittelt der Auskunft, die Staaten des ersten Ranges und vornämlich die weltherrschenden *Nationen* in den Köpfen der Columnen durch illuminirte *breite Felder*, in denen ihre Namen stehen, auszuzeichnen; — die Namen der Staaten vom zweiten Range aber, welche noch durch politischen Einfluß oder geistige Bildung sich bis zu entschiedener Bedeutsamkeit emporgeschwungen, mit daruntergesetzten *schmalen Farbenstrichen* zu versehen; — diejenigen Länder aber deren Geschichte dunkel oder isolirt und ohne Wechselbeziehung geblieben, ganz weiß zu halten — sollen einmal die Staaten nach einer dreifachen Rangordnung in Hinsicht auf ihre politische Bedeutsamkeit classificirt; ferner eine Einsicht in das Ineinandergreifen der auswärtigen Verhältnisse und ihren gegenseitigen politischen Verkehr, in den Grad ihrer Unabhängigkeit, friedlichen und feindseligen Konflikte u. s. w. gewonnen und endlich das geschichtliche Element mit den geographischen Verhältnissen verbunden werden.“ —

Der Verf., durchdrungen von dem Gewicht der mannigfaltigen Anforderungen, welche durch eine so weit-schichtige und allumfassende Aufgabe an den Bearbeiter gemacht werden, erwartet von dem Billigkeitsgeföhle seines Publicums, daß es bei dem Vergleiche des vor Augen liegenden Ergebnisses seiner wirklichen Leistungen, mit der seinem eignen Geiste vorschwebenden Idee und den, in Gemäßheit ihrer, gesteigerten Ansprüchen einer sich nach allen Richtungen verbreitenden Kritik, einen gerechten Maßstab anlegen und berücksichtigen werde; daß das, was er unternommen, zur musterhaften Vollbringung der Gesamtkraft mehrerer, in die einzelnen Fächer vorzugsweise eingeweihten Männer, —

und wir möchten hinzusetzen, der nur im Laufe der Zeit und allmäligen methodischen Entwicklung stufenweis zu gewinnenden Reife — bedarf. Ohne Zweifel reicht das bisjetzt erschienene Fragment des Werkes hin, um demselben in mehr als einer Rücksicht und denklieh den Preis vor allen übrigen zeither bekannt gewordenen Darstellungen ähnlicher Art zuerkennen zu dürfen. Der Fleiß, die Umsicht und Gewissenhaftigkeit mit der eine so inhalts- und beziehungsreiche Mann-geschichtlich interessanter Daten und Notizen aus dem Continuum der historischen Wissenschaft ausgegliedert und nach Zeit, Ort und Wechselbezug in das entsprechende Fachwerk eingefügt worden, verdient ein durch aus belobendes Anerkennniß. Man muß, um von dem Umfang der darauf verwendeten Mühe und Beharrlichkeit eine genügende Vorstellung zu gewinnen, sich selbst mit verwandten Ausführungen beschäftigt, man muß sich in der Anwendung derselben durch längere Benutzung erst eine gewisse Geläufigkeit erworben haben, um das Verdienstliche einer solchen Arbeit und das große Maß ihres mannigfachen Gebrauchswerthes kennen und nach Gebühr schätzen zu lernen. Wenn erst eine solche viel gegliederte und reich ausgestattete Gestalt in ihrer äußern Vollendung und in der Gesamtheit ihrer Bestandtheile vor den Augen des prüfenden Beschauers daliegt, wird mit Leichtigkeit einzelnes Mangelhafte im Umriss, oder Lückenhaftes in der Ausführung entdeckt und verbessert, aber auch leicht manche als Unvollkommenheit voreilig gescholten, was der Verfasser eben so wohl in dieser Beziehung erkannt, aber nach sorgfältiger Prüfung und Beachtung sich kreuzender Rücksichten dennoch als den kleinern Uebelstand beizubehalten sich veranlaßt gefunden hatte. Ist allerdings der Urgedanke oder das Princip der Anordnung, welches den Vehse'schen Geschichtstafeln zum Grunde liegt, seinen wesentlichen Elementen nach grade nicht durchaus neu oder schlechthin unbekannt; hat man nicht gleich seit längerer Zeit des tabellarischen durch irgend welche Färbungsmodalität belebten Schematismus bedient um in das Chaos weitschichtigen Details methodische Verknüpfung des atomistischen Stoffs, bequemes Auffinden der einzelnen Gegenstände und rapiden Überblick der systematischen Gliederung einzuordnen, und hat man von dieser Auskunft auch selbst im Gebiete der Historie sonst schon auf mehr als eine Weise Gebrauch gemacht, um die successive Entwicklung dar-

Simultanen und die Wechselbeziehung von Land- Volk- und Staatsverband, von Faktum, Motiv und Strebung, ihrer Unterschiedenheit und ihrer Verschiedenheit und Zusammengehörigkeit nach zum Verständnisse zu bringen: — so ist bei alledem doch nicht in Abrede zu stellen, daß der Verfasser sich dieser Konstruktionselemente auf eine ihm eigenthümliche, sinnreiche, und dem beabsichtigten Zwecke entsprechende Weise bemächtigt habe, welche noch obenein den Vorzug besitzt, daß sie ihrem wesentlichen Charakter nach mit Leichtigkeit auch auf andre nicht illuminirte Darstellungen dieser Art übertragen und solchergestalt deren Uebersichtlichkeit und Gebrauchswerth in irgend welcher beliebigen Richtung oder Bezugnahme erhöht werden kann.

Daß durch diese und ähnliche Form- und Farben-Schematismen nicht nur der Unterricht sondern auch das Selbststudium und die Speculation der Geschichte ungemein gefördert, erleichtert, einerseits vereinfacht, andererseits vermannigfaltigt werde, ist keinem Zweifel unterworfen; und jeder, selbst minder musterhafte Versuch, dazu einen Beitrag zu liefern und diese Methode in Aufnahme zu bringen, sollte dankbar anerkannt werden. Hiezu mitzuwirken, ist der Hauptzweck dieser Anzeige. Eine vollständig und gründlich durchgeführte Prüfung der angemessenen Auswahl und faktischen Richtigkeit des Aufgenommenen, wie des Organismus der Anordnung bleibt billig andrer Zeit und Veranlassung vorbehalten.

Rühle v. Lilienstern.

## LXXVII.

*Die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas, in Uebereinstimmung gebracht und erklärt von Dr. Conrad Glöckler. Frankfurt a. M. 1834. XVIII. und 906 S. 8.*

Der Verf. dieser harmonischen Erklärung der Evangelien hat sich bereits durch seine Schrift über die Sacramente und seinen Commentar zum Römerbrief als selbstforschender Ausleger der biblischen Wahrheiten bekannt gemacht. Er ist dabei dennoch ein gläubiger Ausleger, d. i. ein solcher, der eine wirklich geschehene göttliche Offenbarung im strengern Sinn annimmt, und seine Exegese auf ihr Dasein und ihre klaren Aussprüche, nicht auf die für das Göttliche ganz unzulänglichen Ansichten der natürlichen Vernunft gründet, wel-

che höchstens, Licht borgend von der Offenbarung, eine kleine Strecke Wegs damit, scheinbar von sich aus, erhellen kann. Neben der Nothwendigkeit strenger grammatischer Interpretation und der Nachweisung des logischen Zusammenhangs der Gedanken und des Pragmatismus der Begebenheiten, erkennt er eine doppelte Natur an, wie jeder Offenbarungsgläubige muß, „eine Natur des Körpers und der gesammten Körperwelt, und eine Natur des Geistes und der gesammten geistigen Welt,“ redet hierüber sehr richtig in der Vorrede des gegenwärtigen Werks, und erklärt demnach die Wunder als Wunder, sieht die Dämonischen als Dämonische an, u. dgl. mehr. „Bei der Betrachtung der Wunder,“ sagt er, „kann man mit dem vollsten Rechte sagen: Es ist Alles natürlich; man muß sie nur vom richtigen Standpunkt aus und nach den Gesetzen derjenigen Natur betrachten, aus welcher sie entsprungen sind, nämlich, wenn ich so sagen darf, nach den Gesetzen der Natur Gottes.“ Und unstreitig hat er hier denjenigen Punkt getroffen, der bei aller Klarheit der Sache (weßwegen wir ihn unstreitig oder unbestreitbar nennen dürfen) so oft verkannt und ganz vergeblich in Streit gezogen wird.

Was Ref. gegen den würdigen Verf. als Exegeten überhaupt bemerken muß, ist — was ihn andererseits als unabhängig von dem blinden Autoritätsglauben rechtfertigt — eine überwiegende Neigung zur Selbstständigkeit und Neuheit der Ansichten, öfters verbunden mit allzu scharfsinniger Auffassung des Buchstabens ohne gehörige Berücksichtigung des fremden Sprachgebrauchs. Nur dadurch, daß er die Versuchung hiezu überwinden und das Eigene mit dem Vorhandenen ruhig abzuwägen lernen wird, möchte seine Exegese der Vollendung entgegenreifen können. Die Väter haben 1800 Jahre lang und sogar weit länger gebaut; der Rationalismus drohte ihre Grundpfeiler umzureissen; aber auch wir dürfen nur mit Vorsicht ihr Einzelnes tadeln, zumal wo es sich nicht unter ihnen selbst von Meinungsverschiedenheiten handelt. Sie waren Menschen, aber sie hatten den verheißenen Geist, und dieser erfordert Achtung und ein scharfes Nachsehen, ob sie ihn wohl verstanden haben. So will auch ein jedes Idiom wohl gekannt und nicht unmittelbar und in allen Fällen mit dem andern (mit der deutschen Muttersprache) verglichen sein. Es giebt überdem Deutungen, die ihren Grund haben, aber die gemeine nicht aufheben; denn das Wort Gottes ist göttlicher Natur.

Es ist des Raums dieser Anzeige wegen kaum möglich, die Hauptentdeckung des Verfs., nämlich seine Behauptung, daß „die Dauer des öffentlichen Auftretens Christi, anstatt auf drei Jahre und etwas drüber, sich bloß vom Spätsommer des Jahrs 782 *a. u. c.* oder 28 *p. Chr.* bis zum Osterfeste des Jahrs 784 *a. u. c.*“ (*a. c.* oder *ab u. c.* oder *p. u. c.*) „oder 30 *p. Chr.*“, also nur auf ungefähr  $1\frac{1}{2}$  Jahr erstreckt habe,“ zu beleuchten. Es wird hinreichend sein, diesen Satz anzudeuten, um die Chronologen des N. T. zur nähern Untersuchung aufzufordern, die leicht ungünstig für den Verf. ausfallen dürfte. Doch wird zuvörderst noch die von ihm versprochene Erklärung des Evangeliums Johannis abzuwarten sein, deren Abgang hier die Beurtheilung dieser evangelischen Zeitrechnung um so unthunlicher macht.

In der Einleitung wird das Evangelium Matthäi als streng chronologisch angesehen, und die Ursprünglichkeit seines griechischen Textes mit guten Gründen vertheidigt. Der Zeitordnung des Matthäus wird sodann vor der des Marcus bei den einzelnen (vielleicht doch nur scheinbaren?) Abweichungen der Vorzug gegeben, und der Zusammenhang des Evangeliums des Lucas nicht als chronologisch, sondern als pragmatisch zum Zweck des Beweises, daß die Heiden zur Theilnahme an der Erlösung berufen seien, betrachtet, wohin auch besonders die Apostelgeschichte ziele.

Nach Aufstellung von harmonischen Uebersichten beginnt sodann der Commentar, welcher sich zuerst mit Festsetzung des Geburtsjahrs Christi beschäftigt. Das Resultat ist, was schon Andre angenommen haben, daß Christus drei Jahre früher, als die Petavische Rechnung mit sich bringt, geboren sei. Dadurch kämen wir auf J. d. W. 3980, was auch das Meiste für sich hat. Hinsichtlich der Lebensdauer Christi wird hier abermals bemerkt, daß in den Evangelien zwar mehrere Osterfeste vorkommen, aber nicht drei, wie man bei der vereinzelten Betrachtung des Evangeliums Johannis glauben sollte, sondern nur zwei Osterfeste, indem das von Johannes als das erste erzählte offenbar eins und dasselbe sei mit dem letzten Osterfeste, an welchem Jesus gekreuzigt worden, in einem Alter von 31 Jahren und ungefähr 4 Monaten; und hievon ist eben die hier aussetzende Frage. Es kommt hauptsächlich darauf an,

ob der Verf. seine Behauptung (S. 47. 49) wird erweisen können, daß die Austreibung der Verkäufer und Wechler aus dem Tempel, welche Johannes schon im 2. Cap. gleich nach der Hochzeit zu Kana erzählt, nicht zweimal vorgefallen, sondern dieselbe sei, welche die drei ersten Evangelisten nach dem Einzug Christi in Jerusalem und kurz vor seinem Tode berichten. Was der Verf. hier mit Wenigem bemerkt, reicht noch nicht zu. Die „Juden“ fragten (Joh. 2, 18.): „Was zeigst du uns für ein Zeichen, daß du solches thun mögest?“ Obgleich die Ausgetriebenen seine höhere Autorität wohl empfunden hatten, so verlangten jene doch eine bessere Beglaubigung des ihnen noch unbekannten Propheten; er that auch ausserdem hierauf (Va. 23) noch Wunder, die Viele zum Glauben an ihn bewogen, und den Besuch des Nikodemus veranlaßten (C. 3, 2.). Nach der zweiten Tempelreinigung thaten zwar die Hohenpriester und Aeltesten eine ähnliche Frage (Matth. 21, 23. Marc. 11, 28. Luc. 20, 2.), aber in allgemeinerem Bezug auf sein ganzes Lehr- und Prophetenamt, und jedenfalls konnte sie zweimal an ihn geschehen, wie die Handlung selbst, als nach zwei Jahren sich derselbe Mißbrauch wieder vorfand. Sogar ist es wahrscheinlich, daß was zuerst die Juden überhaupt in Verwunderung setzte, beim zweiten Mal eine dringendere und förmlichere Anfrage ihrer Obern veranlaßte.

Wir wollen nun diesen von mehreren Seiten empfehlungswerthen und in richtigem Geist geschriebenen Commentar durchgehen, und der Kürze halben hauptsächlich nur bemerken, wo Ref. mit der einzelnen Auslegung nicht einverstanden ist. — Matth. 1, 19 ἀπολύσαι, nicht: „das Verlöbniß aufzulösen,“ sondern: sie (αὐτὴν οὖν Variante) zu entlassen (abzulösen). — Luc. 1, 2 (S. 68) wird allzu gezwungen construiert: καθὼς παρέδοσαν ἡμεῖς τοῦ λόγου, οἱ ἀπ' ἀρχῆς αὐτόπται καὶ ὑπηρέται (τῶν πραγμάτων) γεόμενοι, und ὑπηρέται Theilnehmer, Gehüfen, übersetzt. Die gewöhnliche Interpretation ist gesund; vgl. Apostelg. 26, 16: ὑπηρέτην καὶ μάρτυρα ὃν ἔιδες κ. τ. λ. — Va. 3 ist πᾶσι nicht auf πολλοὶ zu beziehen; auf Personen bezogen, heißt παρακολουθεῖν nachfolgen, nachahmen, was Lucas nicht sagen will; daher ist πράγμασι zu verstehen. Vergl. die Beispiele bei Schleusner Art. παρακολ. —

(Der Beschluß folgt.)

April 1835.

*Die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas, in Uebereinstimmung gebracht und erklärt von Dr. Conrad Glöckler.*

(Schluß.)

Vs. 8 soll *ἐναντί τοῦ θεοῦ* nicht gleichbedeutend mit *ἐνώπιον* sein, sondern anstatt, an der Stelle Gottes bedeuten; abermals gezwungen und unnöthig, auch läßt sich von Gott selbst nicht sagen, daß er Priesteramtspflege. 2 Mos. 6, 12 haben die Alex. *ἐναντί κυρίου* für *ἔναντι*. — Vs. 13 das Gebet des Zacharias um einen Sohn kann weit früher geschehen und jetzt erst erhört worden sein; doch ist auch der Bezug auf die Erlösung des Volks u. s. w. möglich und wahrscheinlich. — Vs. 17 ist *προελεύσεται* allzu ausdrucksvoll, als daß der Sinn: er wird der Vorläufer des Herrn sein, willkürlich heißen könnte, vollends wenn man V. 76 vergleicht. — Vs. 18 *κατὰ τί*, nicht „wozu, warum,“ sondern wobei, woran, *בטח ארע* Gen. 15, 8, wo die Alex. ebenfalls: *κατὰ τί γνώσομαι*. — Vs. 29 *ποταπὸς* heißt nicht *cujus*, sondern dieses heißt *ποδαπὸς*, wenigstens der Regel nach; ersteres ist umfassender. — Vs. 35 *ἐπισκιάζων* nicht bloß „Schutz und Schirm gewähren,“ die angeführten Stellen nebst 2 Mos. 40, 34 u. s. w. deuten auf ein Mehreres. — Luc. 2, 25 *παράκλησις* „Zurufung“ (Verheißung) ist zu buchstäblich; dem Sprachgebrauch nach hier *Tröst*, *הנחומים*. — Vs. 26 *κεχηρηματισμένον*, abermals sprachwidrig: „es war ihm aufgetragen worden von dem h. Geist, d. h. es war ihm von dem h. Geist die Stellung angewiesen worden,“ gegen den sehr bekannten Wortgebrauch von Orakeln. Das Stammwort *χεῖρημα* hat hiebei nicht die Bedeutung von *negotium*, sondern von *aus* (Auskunft). Eben so unrichtig S. 119 zu Matth. 2, 12. — Ebenso Vs. 31 *κατὰ πρόσωπον* „hinsichtlich der Person — hinsichtlich jedes Einzelnen“; es ist *לפני*. — Vs. 35 *ὅπως* geht vornehmlich auf Vs. 34,

und der Anfang von Vs. 35 ist nur Consequenz. — Vs. 38 *ἀρθωμολογίτο* „sie sagte dagegen auf ihrer Seite ganz dasselbe dem Herrn,“ wider den Sprachgebrauch; es ist *הורה*, vergl. die Alex. Man sehe, was oben im Allgemeinen an der Methode des Verfs. getadelt worden. — Von dem Stern der Weisen Matth. 2 wird zu Vs. 9 angenommen, daß er seine natürliche Bahn gehabt habe; allein der Text möchte etwas Anderes sagen. Mit Recht aber wird die Idee einer gewissen Constellation verworfen. — Matth. 2, 23. die Stadt Nazareth hat ihren Namen nicht von *נצר*, Zweig, sondern von *נרס*, Krone, s. die Bemerkung von Simonis im *Onomast. N. T.* p. 114. — Daß bei der Taufe Jesu der h. Geist, nicht bloß nach Art, sondern in Gestalt einer Taube herabgefahren sei, wird S. 147 f. mit unzureichenden Argumenten bestritten; gleich unvollkommen ist die Erklärung von dem Oeffnen des Himmels. — Wenn S. 152 behauptet wird, der Geist Matth. 4, 1. sei Christi eigener (menschlicher?) Geist gewesen, so stimmt hiezu wenigstens nicht die Parallele Luc. 4, 1. — S. 155 f. wird unter dem Versucher zwar der Teufel verstanden, aber keine sichtbare Erscheinung desselben angenommen, sondern „die Versuchung Christi sei, wie jede Versuchung, etwas durchaus Innerliches“ gewesen. Ein Beweis für diese längst bekannte Meinung wird nicht beigebracht, möchte auch nicht beigebracht werden können. — Matth. 4, 4 soll das Futurum *ζήσεται* sich auf das zukünftige Leben beziehen, was unmöglich der nächste Sinn sein kann; vgl. 5 Mos. 8, 3 *יִרְיֶה*, wo nicht von dem Manna des zukünftigen Lebens die Rede ist. — S. 159. 162, zu Matth. 4, 12: *παρεδόθη*, nicht dem Herodes überliefert, sondern von ihm in den Kerker, s. Luc. 3, 19. 20. Matth. 14, 3. 4. — Die Entwicklung der Makarismen im Eingang der Bergpredigt verdient belobende Auszeichnung; aber der Zusatz beim Verlästern und Verfolgen Vs. 10 u. 11: „vor Gericht,“ ist zu

eingeschränkt. — Die „kleinsten Gebote“ Matth. 5, 19 versteht der Verf. von dem Umfang der Worte (die 10 Gebote); allein es ist vielmehr nach dem Folgenden ihr feinsten und scheinbar geringster Sinn. — Vs. 20 περισσεύειν, wird im Griechischen nicht mit dem Accusativ construiert, wie im Deutschen: *einen* übertreffen, sondern mit dem Genitiv oder mit Präpositionen wie *παρὰ* und *ὑπὲρ*, und steht hier, wie an so vielen Stellen, absolut, *πλεον* aber mit dem Genitiv allerdings anstatt *παρὰ* (τὴν δικ. τῶν γραμμ.). Die Vulg. treffend: *nisi abundaverit justitia vestra plus quam scribarum etc.* — S. 198 f. die Stelle 5 Mos. 24, 1 ff. läßt zwiefach eine richtige Auslegung zu, wenn nur nicht die Scheidung, sondern der Scheidebrief, als geboten betrachtet wird. — S. 200. daß Matth. 5, 33 „unter dem Falschschwören nur der Fall der Gelübde gemeint“ sei, ist zu eingeschränkt. Wie kann: *μὴ ὁμόσαι ὅλως*, bloß heißen: „überhaupt kein Gelübde in der Form des Schwurs thun?“ — Vs. 39 ἀντιστῆναι heißt nirgends: sich gleichstellen. — Vs. 48 warum sollte das Fut. ἔστω nicht imperative Bedeutung haben können? desgl. C. 6, 5. Wenn nur *μὴ* und nicht auch *οὐ* einen Imperativ bilden könnte, so wäre auch Vs. 21 *οὐ φονεύσεις* kein Imperativ, vgl. C. 19, 18. Röm. 13, 9, wo überall *οὐ*. Es ist dasselbe wie mit *ἦν* und *ἦλ*. — C. 7, 6. ist die Erklärung: Laßt die Heiligkeit, wonach ihr strebt, sich nicht mit der Lasterhaftigkeit gemein machen, nicht zureichend. M. vergl. S. 474 oben aus Bengel: *Nam qui mysterium etc.* — Wenn Vs. 14 *τί* die rechte Lesart ist, so ist: Wie sehr! (ΠΩ) allerdings befriedigend. Vergl. S. 272 unten zu C. 8, 26. — Vs. 15: „Nehmet euch zusammen, daß ihr keine falsche Propheten werdet,“ mit der Versicherung: „προσέχων (mit ἀπο?) kann nie in dem Sinn von fliehen, vermeiden u. s. w. stehen,“ während d. Verf. C. 10, 17 doch übersetzt: „seid aber vorsichtig vor den Menschen,“ und sogar dort hernach: „nehmet euch vor denselben in Acht.“ — S. 268 Luc. 9, 62: „Wer durch seine Besitzergreifung der Mittel zur Erhaltung seines leiblichen Lebens das Nachherige, die Zukunft, berücksichtigt,“ wenigstens viel zu speciel. Der Pflug zielt auf das neue Ackerwerk, 1 Kor. 3, 6—9, überhaupt auf die neue Lebensbestimmung. — S. 278 unten, nicht: „obgleich nur Einer“, s. Luc. 8, 30. — Wenn S. 280 behauptet wird: „Es ist für den bösen Geist viel leichter zu ertragen, daß er in sein eigenes Reich fortgeschickt wird, als daß

ihm aufgetragen (?) wird, in Thiere zu fahren,“ so stimmt dieses nicht zu Luc. 8, 31. 32, und es wäre sonst noch viel dagegen zu erinnern. — S. 290. Ob Matthäus schon früher auf dem Berge zum Apostel erwähnt worden, kann nach Matth. 9, 9 und den Parallelen sehr die Frage sein; indessen muß der Verf. dieses annehmen, weil er Luc. 6, 17 ff. entschieden für identisch mit der Bergpredigt bei Matthäus hält. — S. 295, Matth. 9, 16 und Marc. 2, 21 ist *πλήρωμα* schwerlich das Loch, sondern die Ausfüllung = *ἐπιβλημα*, daher nicht Accusativ sondern Nominativ, und *αἶρι* steht absolut, wie *σχίσει* Luc. 5, 36, nicht „er zerschneidet.“ — S. 303. Matth. 9, 24 möchten die Worte Christi kein bloßes Vorgeben (?) sondern einen tiefern Sinn enthalten. — S. 314. Thomas heißt *δίδυμος* nicht bei Lucas, sondern bei Johannes. — S. 349. Matth. 11, 25. Bei *ἐξομολογοῦμαι* ist hier und in ähnlichen Stellen nicht der Begriff des Einverständnisses, der Beistimmung, sondern des Einbekenntnisses, des belobenden Zeugnisses (wie in ΠΙΠΙ) zu Grunde zu legen. — Der Vf. behandelt zuweilen bekannte oder geringfügige Dinge weitläufig (wie überhaupt unsere Exegeten öfters um bessere Kürze zu ersuchen wären), und übergeht Stellen, die der Erklärung bedürftig sind, z. B. S. 371, Matth. 12, 27. — S. 394. *Ἄντρος* ist die Lampe, besonders die angezündete, auch die Fackel, und *λυχνία* der Leuchter, Candelaber. — S. 408, Luc. 4, 23: *πάντως ἐρεῖτέ μοι*, allerdings werdet ihr zu mir sagen, Fut. nicht: „auf alle Weise sagt ihr mir.“ — S. 409, Vs. 25: *ἐν ἀληθείας*, nicht: „zur Bekräftigung der ausgesprochenen Wahrheit sage ich euch,“ sondern, „wie man es gewöhnlich übersetzt,“ in Wahrheit, s. Marc. 12, 32. Luc. 22, 59. Apostelgesch. 4, 27. Hebr. ΠΩΝΩ. Wie mag der Verf. so vergeblich tadeln! — S. 424. Marc. 6, 40: „ἀνὰ ἑκατόν bezeichnet die Anzahl der Theilnehmer an einer Gesellschaft, und ἀνὰ πεντήκοντα bezeichnet die Anzahl der Gesellschaften selber,“ also 50mal 100 = 5000. So sinnreich diese Erklärung ist, so wenig möchte sie zu ἀνὰ passen, und Lucas sagt einfach: „zu fünfzig,“ C. 9, 14, wo es sonst heißen müßte: *κλισίας πεντήκοντα*. — S. 443, Matth. 15, 13: Alle Pflanzen = „jeder Plan“ u. s. w., viel zu entfernt; vergl. C. 12, 33, und was Schleusner v. *φυτεία* aus den Rabbinen bemerkt. — S. 486 möchte den Worten des Petrus bei der Verklärung ein consequenterer Sinn beigelegt sein, als sie nach der eigenen Angabe der Eras-



gelisten hatten. Die Consequenz lag in der Handlung Christi. Uebrigens: οὐ γὰρ ᾔδει, „er hatte nicht gesehen (?), was er sprechen wird.“ Bekanntlich hat das Perf. med. οἶδα (wenn auch ursprünglich: ich habe gesehen) die Bedeutung eines Präsens: ich weiß, daher das Plusquamperf. εἶδεν und ᾔδειν die eines Imperf. ich wußte. Sodann ist der Conjunctiv λαλήσῃ, oder nach andrer Lesart der Optativ oder das Futurum (αι, ε), unser Teutsches: was er reden wollte, der Wortverstand mithin sehr einfach. — S. 493. In ἀποκαταστήσει Matth. 17, 11 dürfte ein Mehreres zu suchen sein, als der Verf. unter Berufung auf L. de Dieu angiebt; s. Luc. 1, 16. 17. — S. 532. Ohne Ausschluss der geistlichen Absicht möchte ἐτοιμάζεν doch zunächst die leibliche Aufnahme bezielen; man sehe dieses Wort in andern Stellen. — S. 558 f. Matth. 20, 21. Salome hatte offenbar so wenig die von dem Verf. ihr beigelegten erleuchteten Begriffe von dem Reiche Gottes, als ihren voreiligen sinnlichen Vorstellungen, die viele Jünger mit ihr theilten, und die sich hernach in dem Hosianna! aussprachen, das Prädicat der „Verrücktheit“ gebührt. Wenn ein Zimmermannssohn aus Davids Stamm König werden konnte, so konnten seine Verwandten, obgleich arme Fischer, wohl Minister werden. Vergl. Vs. 24—28. — S. 566 werden die Worte des Zachäus Luc. 19, 8 wider den Zusammenhang nicht von einem bußfertigen Entschlus, sondern von einem Rühmen dessen erklärt, was er im Verborgenen schon gethan habe. — S. 583, Luc. 14, 4 soll ἐπιλαβόμενος nicht bedeuten: ihn anfassend, sondern: sich herausnehmend. Den Gegenbeweis s. Matth. 14, 31. Marc. 8, 23. Luc. 9, 47. C. 20, 20. Apostelg. 23, 19. — S. 594, Luc. 15, 22 πρῶτον, nicht das vorige, sondern das beste Kleid, welches dem Sinn der Parabel weit angemessener. — S. 597, Luc. 16, 9 kann Rec. unter den Freunden weder Gott allein, noch unter ἐκλείπειν bloß das Sterben verstehen; desgleichen kann er damit nicht einverstanden sein, daß nach S. 601 f. das Gleichniß von dem reichen Mann und Lazarus keine Belehrung über den Zustand der Verstorbenen enthalten soll. Desgleichen S. 605 mit der Verbindung, in welche Luc. 17 Vs. 5 und 7 gesetzt werden will. Desgleichen S. 609 f. mit der tadelnden Verbesserung der gewöhnlichen Erklärung von Luc. 18, 8 und der Interpretation von καὶ μακροθυμῶν ἐν αὐτοῖς Vs. 7. Desgleichen mit der von ἡ (γὰρ, αὐ. περ) ἐκεί-

νος Vs. 14; vgl. C. 15, 7. 1 Kor. 14, 19. — S. 621 f. ist die Behauptung, daß Jesus auf der Eselin und nicht auf dem Füllen geritten habe, und dieses nur mitgelaufen sei, offenbar falsch; s. Marc. 11, 2. 4. 7. Luc. 19, 30. 33. 35. Joh. 12, 14. 15, und selbst die Stelle bei Sacharja. „Auf welchem noch nie ein Mensch gesessen ist,“ beweist nicht, daß das Füllen jetzo noch zu jung dazu, sondern nur, daß es noch von Niemand geritten war. Man ritt vorzüglich auf jungen Thieren, 1 Mos. 49, 11. Richt. 10, 4. C. 12, 14. — S. 666 f. Luc. 10, 29: „er wollte sich selbst rechtfertigen,“ heisst eben nicht: „es war ein edles Streben in diesem Schriftgelehrten — es lag ihm recht am Herzen, sich selber gerecht zu machen.“ — S. 668 möchte in γενόμενος der Hebraismus übel angebracht sein. — S. 676, Matth. 23, 14 μακρὰ ist: lang, der natürlichste Sinn, nicht: laut. — S. 677. Vs. 15. Warum soll hier nicht ein Proselyte aus dem Heidenthum, sondern ein Bekehrter zum Pharisäerthum verstanden werden? Letzteres versteht sich bei jenem und seinen Bekehrern von selbst. — S. 683, Matth. 23, 31 μαρτυρεῖτε ist nicht Imperativ, s. Luc. 11, 48, und hierüber S. 693. — S. 700 und anderwärts ist das πλῆθ übel verstanden, es heisst: vielmehr, nur u. s. w. ἤν. — S. 702 scheint der Verf. keinen genauen Begriff vom Gebrauch des Gürtels zu haben. — S. 715, Matth. 24, 2 οὐ βλέπετε π. τ. „bekümmert euch nicht um dieses Alles.“ Das οὐ ist ἴσθι und βλέπετε sehen, wie in den Parall. — S. 723, Luc. 21, 24: „Bis daß erfüllt sind die Zeiten der Völker, hat den Sinn: bis daß die Dauer des Zornes dieser Völker beendigt sein wird“ — ganz unzulänglich, so wie überhaupt die Einsicht in den Zusammenhang der letzten Weissagung Christi unvollkommen. — S. 737, Matth. 24, 51 διχοτομῶν absondern, haben schon Andre; allein das Wort ist zu stark dafür. — S. 738 f. wird angenommen, das Bild sage, daß zehn Jungfrauen „auf einmal“ ihrem Bräutigam entgegengegangen seien. Das ist ein Irrthum. Wie die Braut und die 10 Jungfrauen verschieden und doch einerlei sind, wäre hier zu weitläufig. — S. 803, Luc. 22, 37 τὰ περὶ ἐμοῦ sind allerdings die Weissagungen, wie die erste Hälfte des Verses beweist. — S. 810, Vs. 46: „Betet stehend,“ müßte wohl heißen: „Aufstehend, oder vielmehr: aufgestanden, betet.“ — S. 820: „setzt ihn zur öffentlichen Ausstellung auf einen Stuhl auf dem sogenannten Hochpflaster am Tempel,“ ist unrichtig. Ἐκάθισε

eingeschränkt. — Die „kleinsten Gebote“ Matth. 5, 19 versteht der Verf. von dem Umfang der Worte (die 10 Gebote); allein es ist vielmehr nach dem Folgenden ihr feinsten und scheinbar geringster Sinn. — Vs. 20 *πρωτεύειν*, wird im Griechischen nicht mit dem Accusativ construiert, wie im Deutschen: *einen* übertreffen, sondern mit dem Genitiv oder mit Präpositionen wie *παρὰ* und *ὑπὲρ*, und steht hier, wie an so vielen Stellen, absolut, *πλεον* aber mit dem Genitiv allerdings anstatt *παρὰ* (*τὴν δυν. τῶν γραμμ.*). Die Vulg. treffend: *nisi abundaverit iustitia vestra plus quam scribarum etc.* — S. 198 f. die Stelle 5 Mos. 24, 1 ff. läßt zwiefach eine richtige Auslegung zu, wenn nur nicht die Scheidung, sondern der Scheidebrief, als geboten betrachtet wird. — S. 200. daß Matth. 5, 33 „unter dem Falschschwören nur der Fall der Gelübde gemeint“ sei, ist zu eingeschränkt. Wie kann: *μὴ ὁμοῦσαι ὅλως*, bloß heißen: „überhaupt kein Gelübde in der Form des Schwurs thun?“ — Vs. 39 *ἀντιστῆναι* heißt nirgends: sich gleichstellen. — Vs. 48 warum sollte das Fut. *ἔσεσθε* nicht imperative Bedeutung haben können? desgl. C. 6, 5. Wenn nur *μὴ* und nicht auch *οὐ* einen Imperativ bilden könnte, so wäre auch Vs. 21 *οὐ φρονέσεις* kein Imperativ, vgl. C. 19, 18. Röm. 13, 9, wo überall *οὐ*. Es ist dasselbe wie mit *ἦν* und *ἦλ*. — C. 7, 6. ist die Erklärung: Laßt die Heiligkeit, wonach ihr strebt, sich nicht mit der Lasterhaftigkeit gemein machen, nicht zureichend. M. vergl. S. 474 oben aus Bengel: *Nam qui mysterium etc.* — Wenn Vs. 14 *τί* die rechte Lesart ist, so ist: Wie sehr! (*τις*) allerdings befriedigend. Vergl. S. 272 unten zu C. 8, 26. — Vs. 15: „Nehmet euch zusammen, daß ihr keine falsche Propheten werdet,“ mit der Versicherung: „*προσέχων* (mit *ἀπο*?) kann nie in dem Sinn von fliehen, vermeiden u. s. w. stehen,“ während d. Verf. C. 10, 17 doch übersetzt: „seid aber vorsichtig vor den Menschen,“ und sogar dort hernach: „nehmet euch vor denselben in Acht.“ — S. 268 Luc. 9, 62: „Wer durch seine Besitzergreifung der Mittel zur Erhaltung seines leiblichen Lebens das Nachherige, die Zukunft, berücksichtigt,“ wenigstens viel zu speciel. Der Pflug zielt auf das neue Ackerwerk, 1 Kor. 3, 6—9, überhaupt auf die neue Lebensbestimmung. — S. 278 unten, nicht: „obgleich nur Einer“, s. Luc. 8, 30. — Wenn S. 280 behauptet wird: „Es ist für den bösen Geist viel leichter zu ertragen, daß er in sein eigenes Reich fortgeschickt wird, als daß

ihm aufgetragen (?) wird, in Thiere zu fahren,“ so stimmt dieses nicht zu Luc. 8, 31. 32, und es wäre sonst noch viel dagegen zu erinnern. — S. 290. Ob Matthäus schon früher auf dem Berge zum Apostel erwählt worden kann nach Matth. 9, 9 und den Parallelen sehr die Frage sein; indessen muß der Verf. dieses annehmen, weil Luc. 6, 17 ff. entschieden für identisch mit der Berge predigt bei Matthäus hält. — S. 295, Matth. 9, 16 und Marc. 2, 21 ist *πλήρωμα* schwerlich das Loch, sondern die Ausfüllung = *ἐπιβλημα*, daher nicht Accusativ sondern Nominativ, und *αἶρει* steht absolut, wie *σχίζει* Luc. 5, 36, nicht „er zerschneidet.“ — S. 303. Matth. 9, 20 möchten die Worte Christi kein bloßes Vorgeben (V) sondern einen tiefern Sinn enthalten. — S. 314. Thomas heißt *δίδυμος* nicht bei Lucas, sondern bei Johannes. — S. 349. Matth. 11, 25. Bei *ἑομολογοῦμαι* ist hier und in ähnlichen Stellen nicht der Begriff des Einverständnisses, der Beistimmung, sondern des Einbekenntnisses, des belobenden Zeugnisses (wie in *ἡγήνηται*) zu Grunde zu legen. — Der Vf. behandelt zuweilen bekannt oder geringfügige Dinge weitläufig (wie überhaupt unsere Exegeten öfters um bessere Kürze zu ersuchen wirken), und übergeht Stellen, die der Erklärung bedürftig sind, z. B. S. 371, Matth. 12, 27. — S. 394. *Ἄνθος* ist die Lampe, besonders die angezündete, auch die Fackel, und *λυχνία* der Leuchter, Candelaber. — S. 408, Luc. 4, 23: *πάντως ἐρεῖτέ μοι*, allerdings werdet ihr zu mir sagen, Fut. nicht: „auf alle Weise sagt ihr mir.“ — S. 409, Vs. 25: *ἐπ’ ἀληθείας*, nicht: „zur Bekräftigung der ausgesprochenen Wahrheit sage ich euch,“ sondern, „wie man es gewöhnlich übersetzt,“ in Wahrheit, s. Marc. 12, 32. Luc. 22, 59. Apostelgesch. 4, 27. Hebr. *ἰσχυρῶς*. Wie mag der Verf. so vergeblich tadeln! — S. 424. Marc. 6, 40: „*ἀνὰ ἑκατόν* bezeichnet die Anzahl der Theilnehmer an einer Gesellschaft, und *ἀνὰ πεντήκοντα* bezeichnet die Anzahl der Gesellschaften selber,“ also 50mal 100 = 5000. So sinnreich diese Erklärung ist, so wenig möchte sie zu *ἀνὰ* passen, und Lucas sagt einfach: „zu fünfzig,“ C. 9, 14, wo es sonst heißen müßte: *κλισίας πεντήκοντα*. — S. 443, Matth. 15, 13: Alle Pflanzen = „jeder Plan“ u. s. w., viel zu entfernt; vergl. C. 12, 33, und was Schleusner v. *φυτεία* aus den Rabbinen bemerkt. — S. 486 möchte den Worten des Petrus bei der Verklärung ein consequenterer Sinn beigelegt sein, als sie nach der eigenen Angabe der Evan-

elisten hatten. Die Consequenz lag in der Handlung Christi. Uebrigens: οὐ γὰρ ἔδωκεν, „er hatte nicht gegeben (?), was er sprechen wird.“ Bekanntlich hat das Perf. med. οἶδα (wenn auch ursprünglich: ich habe gesehen) die Bedeutung eines Präsens: ich weiß, daher das Plusquamperf. εἶδον und ἔδωκεν die eines Imperf. ich wußte. Sodann ist der Coniunctiv καλῆσθαι, oder nach anderer Lesart der Optativ oder das Futurum (αι, ει), unser Teutsches: was er reden wollte, der Wortverstand mithin sehr einfach. — S. 493. In ἀποκαταστήσει Matth. 17, 11 dürfte ein Mehreres zu suchen sein, als der Verf. unter Berufung auf L. de Dieu ansetzt; s. Luc. 1, 16. 17. — S. 532. Ohne Ausschluss der geistlichen Absicht möchte ἐτοιμάζειν doch zunächst die leibliche Aufnahme bezielen; man sehe dieses Wort an andern Stellen. — S. 558 f. Matth. 20, 21. Salome hatte offenbar so wenig die von dem Verf. ihr beigelegten erleuchteten Begriffe von dem Reiche Gottes, als ihren voreiligen sinnlichen Vorstellungen, die viele Jünger mit ihr theilten, und die sich hernach in dem Josianna! aussprachen, das Prädicat der „Verrücktheit“ gebührt. Wenn ein Zimmermannssohn aus Davids Stamm König werden konnte, so konnten seine Verwandten, obgleich arme Fischer, wohl Minister werden. Vergl. Vs. 24—28. — S. 566 werden die Worte des Zachäus Luc. 19, 8 wider den Zusammenhang nicht von einem ausfertigten Entschlus, sondern von einem Rühmen dessen erklärt, was er im Verborgenen schon gethan habe. — S. 583, Luc. 14, 4 soll ἐπαλαβόμενος nicht bedeuten: ihn anfassend, sondern: sich herausnehmend. Den Gegenbeweis s. Matth. 14, 31. Marc. 8, 23. Luc. 9, 47. C. 20, 20. Apostelg. 23, 19. — S. 594, Luc. 15, 22 πρῶτον, nicht das vorige, sondern das beste Kleid, welches dem Sinn der Parabel weit angemessener. — S. 597, Luc. 16, 9 kann Rec. unter den Freunden weder Gott allein, noch unter ἐκλείπειν bloß das Sterben verstehen; desgleichen kann er damit nicht einverstanden sein, daß nach S. 601 f. das Gleichniß von dem reichen Mann und Lazarus keine Belehrung über den Zustand der Verstorbenen enthalten soll. Desgleichen S. 605 mit der Verbindung, in welche Luc. 17 Vs. 5 und 7 gesetzt werden will. Desgleichen S. 609 f. mit der tadelnden Verbesserung der gewöhnlichen Erklärung von Luc. 18, 8 und der Interpretation von καὶ μακροθυμῶν ἐπ' αὐτοῖς Vs. 7. Desgleichen mit der von ἡ (γὰρ, αὐ. περ) ἐκεί-

νος Vs. 14; vgl. C. 15, 7. 1 Kor. 14, 19. — S. 621 f. ist die Behauptung, daß Jesus auf der Eselin und nicht auf dem Füllen geritten habe, und dieses nur mitgelaufen sei, offenbar falsch; s. Marc. 11, 2. 4. 7. Luc. 19, 30. 33. 35. Joh. 12, 14. 15, und selbst die Stelle bei Sacharja. „Auf welchem noch nie ein Mensch gesessen ist,“ beweist nicht, daß das Füllen jetzt noch zu jung dazu, sondern nur, daß es noch von Niemand geritten war. Man ritt vorzüglich auf jungen Thieren, 1 Mos. 49, 11. Richt. 10, 4. C. 12, 14. — S. 666 f. Luc. 10, 29: „er wollte sich selbst rechtfertigen,“ heisst eben nicht: „es war ein edles Streben in diesem Schriftgelehrten — es lag ihm recht am Herzen, sich selber gerecht zu machen.“ — S. 668 möchte in γενόμενος der Hebraismus übel angebracht sein. — S. 676, Matth. 23, 14 μακρὰ ist: lang, der natürlichste Sinn, nicht: laut. — S. 677. Vs. 15. Warum soll hier nicht ein Proselyte aus dem Heidenthum, sondern ein Bekehrter zum Pharisäerthum verstanden werden? Letzteres versteht sich bei jenem und seinen Bekehrern von selbst. — S. 683, Matth. 23, 31 μαρτυρεῖτε ist nicht Imperativ, s. Luc. 11, 48, und hierüber S. 693. — S. 700 und anderwärts ist das πλην übel verstanden, es heisst: vielmehr, nur u. s. w. ἤν. — S. 702 scheint der Verf. keinen genauen Begriff vom Gebrauch des Gürtels zu haben. — S. 715, Matth. 24, 2 οὐ βλέπετε π. τ. „bekümmert euch nicht um dieses Alles.“ Das οὐ ist וְלֹא und βλέπετε sehen, wie in den Parall. — S. 723, Luc. 21, 24: „Bis daß erfüllt sind die Zeiten der Völker, hat den Sinn: bis daß die Dauer des Zornes dieser Völker beendigt sein wird“ — ganz unzulänglich, so wie überhaupt die Einsicht in den Zusammenhang der letzten Weissagung Christi unvollkommen. — S. 737, Matth. 24, 51 διχοτομεῖν absondern, haben schon Andre; allein das Wort ist zu stark dafür. — S. 738 f. wird angenommen, das Bild sage, daß zehn Jungfrauen „auf einmal“ ihrem Bräutigam entgegengegangen seien. Das ist ein Irrthum. Wie die Braut und die 10 Jungfrauen verschieden und doch einerlei sind, wäre hier zu weitläufig. — S. 803, Luc. 22, 37 τὰ περὶ ἐμοῦ sind allerdings die Weissagungen, wie die erste Hälfte des Verses beweist. — S. 810, Vs. 46: „Betet stehend,“ müßte wohl heißen: „Aufstehend, oder vielmehr: aufgestanden, betet.“ — S. 820: „setzt ihn zur öffentlichen Ausstellung auf einen Stuhl auf dem sogenannten Hochpflaster am Tempel,“ ist unrichtig. Ἐκείναι

eingeschränkt. — Die „kleinsten Gebote“ Matth. 5, 19 versteht der Verf. von dem Umfang der Worte (die 10 Gebote); allein es ist vielmehr nach dem Folgenden ihr feinsten und scheinbar geringster Sinn. — Vs. 20 περισσεύειν, wird im Griechischen nicht mit dem Accusativ construiert, wie im Deutschen: *einen* übertreffen, sondern mit dem Genitiv oder mit Präpositionen wie παρά und ὑπέρ, und steht hier, wie an so vielen Stellen, absolut, πλείον aber mit dem Genitiv allerdings anstatt παρά (τὴν δικ. τῶν γραμμ.). Die Vulg. treffend: *nisi abundaverit justitia vestra plus quam scribarum etc.* — S. 198 f. die Stelle 5 Mos. 24, 1 ff. läßt zwiefach eine richtige Auslegung zu, wenn nur nicht die Scheidung, sondern der Scheidebrief, als geboten betrachtet wird. — S. 200. daß Matth. 5, 33 „unter dem Falschschwören nur der Fall der Gelübde gemeint“ sei, ist zu eingeschränkt. Wie kann: μή ὁμοσαι δλως, bloß heißen: „überhaupt kein Gelübde in der Form des Schwurs thun?“ — Vs. 39 ἀντιστῆναι heißt nirgends: sich gleichstellen. — Vs. 48 warum sollte das Fut. ἔσθε nicht imperative Bedeutung haben können? desgl. C. 6, 5. Wenn nur μή und nicht auch οὐ einen Imperativ bilden könnte, so wäre auch Vs. 21 οὐ φονεύσεις kein Imperativ, vgl. C. 19, 18. Röm. 13, 9, wo überall οὐ. Es ist dasselbe wie mit ἦν und ἔλ. — C. 7, 6. ist die Erklärung: Laßt die Heiligkeit, wonach ihr strebt, sich nicht mit der Lasterhaftigkeit gemein machen, nicht zureichend. M. vergl. S. 474 oben aus Bengel: *Nam qui mysterium etc.* — Wenn Vs. 14 τί die rechte Lesart ist, so ist: Wie sehr! (τις) allerdings befriedigend. Vergl. S. 272 unten zu C. 8, 26. — Vs. 15: „Nehmet euch zusammen, daß ihr keine falsche Propheten werdet,“ mit der Versicherung: „προσέχων (mit ἀπο?) kann nie in dem Sinn von fliehen, vermeiden u. s. w. stehen,“ während d. Verf. C. 10, 17 doch übersetzt: „seid aber vorsichtig vor den Menschen,“ und sogar dort hernach: „nehmet euch vor denselben in Acht.“ — S. 268 Luc. 9, 62: „Wer durch seine Besitzergreifung der Mittel zur Erhaltung seines leiblichen Lebens das Nachherige, die Zukunft, berücksichtigt,“ wenigstens viel zu speciel. Der Pflug zielt auf das neue Ackerwerk, 1 Kor. 3, 6—9, überhaupt auf die neue Lebensbestimmung. — S. 278 unten, nicht: „obgleich nur Einer“, s. Luc. 8, 30. — Wenn S. 280 behauptet wird: „Es ist für den bösen Geist viel leichter zu ertragen, daß er in sein eigenes Reich fortgeschickt wird, als daß

ihm aufgetragen (?) wird, in Thiere zu fahren,“ so stimmt dieses nicht zu Luc. 8, 31. 32, und es wäre sonst noch viel dagegen zu erinnern. — S. 290. Ob Matthäus schon früher auf dem Berge zum Apostel erwählt worden, kann nach Matth. 9, 9 und den Parallelen sehr die Frage sein; indessen muß der Verf. dieses annehmen, weil Luc. 6, 17 ff. entschieden für identisch mit der Bergpredigt bei Matthäus hält. — S. 295, Matth. 9, 16 und Marc. 2, 21 ist πλήρωμα schwerlich das Loch, sondern die Ausfüllung = ἐπιβλημα, daher nicht Accusativ sondern Nominativ, und αἶραι steht absolut, wie σελαι Luc. 5, 36, nicht „er zerschneidet.“ — S. 303. Matth. 9, 20 möchten die Worte Christi kein bloßes Vorgeben (?) sondern einen tiefern Sinn enthalten. — S. 314. Thomas heißt δίδυμος nicht bei Lucas, sondern bei Johannes. — S. 349. Matth. 11, 25. Bei ἐξομολογοῦμαι ist hier und in ähnlichen Stellen nicht der Begriff des Einverständnisses, der Beistimmung, sondern des Einbekenntnisses, des belobenden Zeugnisses (wie in 11717) zu Grunde zu legen. — Der Vf. behandelt zuweilen bekannte oder geringfügige Dinge weitläufig (wie überhaupt unsere Exegeten öfters um bessere Kürze zu ersuchen würden), und übergeht Stellen, die der Erklärung bedürftig sind, z. B. S. 371, Matth. 12, 27. — S. 394. Λύχνος ist die Lampe, besonders die angezündete, auch die Fackel, und λυχία der Leuchter, Candelaber. — S. 408, Luc. 4, 23: πάντως ἐρεῖτέ μοι, allerdings werdet ihr zu mir sagen, Fut. nicht: „auf alle Weise sagt ihr mir.“ — S. 409, Vs. 25: ἐπ’ ἀληθείας, nicht: „zur Bekräftigung der ausgesprochenen Wahrheit sage ich euch,“ sondern, „wie man es gewöhnlich übersetzt,“ in Wahrheit, s. Marc. 12, 32. Luc. 22, 59. Apostelgesch. 4, 27. Hebr. 10, 2. Wie mag der Verf. so vergeblich tadeln! — S. 424. Marc. 6, 40: „ἀνὰ ἑκατόν bezeichnet die Anzahl der Theilnehmer an einer Gesellschaft, und ἀνὰ πεντήκοντα bezeichnet die Anzahl der Gesellschaften selber,“ also 50mal 100 = 5000. So sinnreich diese Erklärung ist, so wenig möchte sie zu ἀνὰ passen, und Lucas sagt einfach: „zu fünfzig,“ C. 9, 14, wo es sonst heißen müßte: κλισίας πεντήκοντα. — S. 443, Matth. 15, 13: Alle Pflanzen = „jeder Plan“ u. s. w., viel zu entfernt; vergl. C. 12, 33, und was Schleusner v. φυτεία aus den Rabbinen bemerkt. — S. 486 möchte den Worten des Petrus bei der Verklärung ein consequenterer Sinn beigelegt sein, als sie nach der eigenen Angabe der Evan-

elisten hatten. Die Consequenz lag in der Handlung Christi. Uebrigens: οὐ γὰρ ἔδεν, „er hatte nicht gesehen (?), was er sprechen wird.“ Bekanntlich hat das Perf. med. ὥδα (wenn auch ursprünglich: ich habe gesehen) die Bedeutung eines Präsens: ich weiß, daher das Plusquamperf. εἶδεν und ἔδεν die eines Imperf. ich wußte. Sodann ist der Coniunctiv καλῆσθαι, oder nach anderer Lesart der Optativ oder das Futurum (αι, ει), unser Teutsches: was er reden wollte, der Wortverstand mithin sehr einfach. — S. 493. In ἀποκαταστήσει Matth. 17, 11 dürfte ein Mehreres zu suchen sein, als der Verf. unter Berufung auf L. de Dieu ansetzt; s. Luc. 1, 16. 17. — S. 532. Ohne Ausschluss der geistlichen Absicht möchte ἐτοιμάζειν doch zunächst die leibliche Aufnahme bezielen; man sehe dieses Wort an andern Stellen. — S. 558 f. Matth. 20, 21. Salome hatte offenbar so wenig die von dem Verf. ihr beigelegten erleuchteten Begriffe von dem Reiche Gottes, als ihren voreiligen sinnlichen Vorstellungen, die viele Jünger mit ihr theilten, und die sich hernach in dem Hosanna! aussprachen, das Prädicat der „Verrücktheit“ gebührt. Wenn ein Zimmermannssohn aus Davids Stamm König werden konnte, so konnten seine Verwandten, abgesehen von dem gleich armen Fischer, wohl Minister werden. Vergl. Vs. 24—28. — S. 566 werden die Worte des Zachäus Luc. 19, 8 wider den Zusammenhang nicht von einem selbstfertigen Entschlusse, sondern von einem Rühmen dessen erklärt, was er im Verborgenen schon gethan habe. — S. 583, Luc. 14, 4 soll ἐπιλαβόμενος nicht bedeuten: ihn anfassend, sondern: sich herausnehmend. Den Gegenbeweis s. Matth. 14, 31. Marc. 8, 23. Luc. 9, 47. C. 20, 20. Apostelg. 23, 19. — S. 594, Luc. 15, 22 πρῶτον, nicht das vorige, sondern das beste Kleid, welches dem Sinn der Parabel weit angemessener. — S. 597, Luc. 16, 9 kann Rec. unter den Freunden weder Gott allein, noch unter ἐκλείπειν bloß das Sterben verstehen; desgleichen kann er damit nicht einverstanden sein, daß nach S. 601 f. das Gleichniß von dem reichen Manne und Lazarus keine Belehrung über den Zustand der Verstorbenen enthalten soll. Desgleichen S. 605 mit der Verbindung, in welche Luc. 17 Vs. 5 und 7 gesetzt werden will. Desgleichen S. 609 f. mit der tadelnden Verbesserung der gewöhnlichen Erklärung von Luc. 18, 8 und der Interpretation von καὶ μακροθυμῶν ἐπ' αὐτοῖς Vs. 7. Desgleichen mit der von ἡ (γὰρ, αὐτὴ) ἐκεί-

νο; Vs. 14; vgl. C. 15, 7. 1 Kor. 14, 19. — S. 621 f. ist die Behauptung, daß Jesus auf der Eselin und nicht auf dem Füllen geritten habe, und dieses nur mitgelaufen sei, offenbar falsch; s. Marc. 11, 2. 4. 7. Luc. 19, 30. 33. 35. Joh. 12, 14. 15, und selbst die Stelle bei Sacharja. „Auf welchem noch nie ein Mensch gesessen ist,“ beweist nicht, daß das Füllen jetzt noch zu jung dazu, sondern nur, daß es noch von Niemand geritten war. Man ritt vorzüglich auf jungen Thieren, 1 Mos. 49, 11. Richt. 10, 4. C. 12, 14. — S. 666 f. Luc. 10, 29: „er wollte sich selbst rechtfertigen,“ heisst eben nicht: „es war ein edles Streben in diesem Schriftgelehrten — es lag ihm recht am Herzen, sich selber gerecht zu machen.“ — S. 668 möchte in γενόμενος der Hebraismus übel angebracht sein. — S. 676, Matth. 23, 14 μακρὰ ist: lang, der natürlichste Sinn, nicht: laut. — S. 677. Vs. 15. Warum soll hier nicht ein Proselyte aus dem Heidenthum, sondern ein Bekehrter zum Pharisäerthum verstanden werden? Letzteres versteht sich bei jenem und seinen Bekehrern von selbst. — S. 683, Matth. 23, 31 μαρτυρεῖτε ist nicht Imperativ, s. Luc. 11, 48, und hierüber S. 693. — S. 700 und anderwärts ist das πλὴν übel verstanden, es heisst: vielmehr, nur u. s. w. 7N. — S. 702 scheint der Verf. keinen genauen Begriff vom Gebrauch des Gürtels zu haben. — S. 715, Matth. 24, 2 οὐ βλέπετε π. τ. „bekümmert euch nicht um dieses Alles.“ Das οὐ ist ἴσθι und βλέπειν sehen, wie in den Parall. — S. 723, Luc. 21, 24: „Bis daß erfüllt sind die Zeiten der Völker, hat den Sinn: bis daß die Dauer des Zornes dieser Völker beendigt sein wird“ — ganz unzulänglich, so wie überhaupt die Einsicht in den Zusammenhang der letzten Weissagung Christi unvollkommen. — S. 737, Matth. 24, 51 διχοτομεῖν absondern, haben schon Andre; allein das Wort ist zu stark dafür. — S. 738 f. wird angenommen, das Bild sage, daß zehn Jungfrauen „auf einmal“ ihrem Bräutigam entgegengegangen seien. Das ist ein Irrthum. Wie die Braut und die 10 Jungfrauen verschieden und doch einerlei sind, wäre hier zu weitläufig. — S. 803, Luc. 22, 37 τὰ περὶ ἑμοῦ sind allerdings die Weissagungen, wie die erste Hälfte des Verses beweist. — S. 810, Vs. 46: „Betet stehend,“ müßte wohl heißen: „Aufstehend, oder vielmehr: aufgestanden, betet.“ — S. 820: „setzt ihn zur öffentlichen Ausstellung auf einen Stuhl auf dem sogenannten Hochpflaster am Tempel,“ ist unrichtig. Ἐκάθισε

eingeschränkt. — Die „kleinsten Gebote“ Matth. 5, 19 versteht der Verf. von dem Umfang der Worte (die 10 Gebote); allein es ist vielmehr nach dem Folgenden ihr feinsten und scheinbar geringster Sinn. — Vs. 20 περισσεύειν, wird im Griechischen nicht mit dem Accusativ construiert, wie im Deutschen: *einen* übertreffen, sondern mit dem Genitiv oder mit Präpositionen wie *παρὰ* und *ὑπὲρ*, und steht hier, wie an so vielen Stellen, absolut, πλεῖον aber mit dem Genitiv allerdings anstatt *παρὰ* (τὴν δικ. τῶν γραμμ.). Die Vulg. treffend: *nisi abundaverit justitia vestra plus quam scribarum etc.* — S. 198 f. die Stelle 5 Mos. 24, 1 ff. läßt zwiefach eine richtige Auslegung zu, wenn nur nicht die Scheidung, sondern der Scheidebrief, als geboten betrachtet wird. — S. 200. daß Matth. 5, 33 „unter dem Falschschwören nur der Fall der Gelübde gemeint“ sei, ist zu eingeschränkt. Wie kann: *μὴ ὁμόσαι ὅλως*, bloß heißen: „überhaupt kein Gelübde in der Form des Schwurs thun?“ — Vs. 39 ἀντιστῆναι heißt nirgends: sich gleichstellen. — Vs. 48 warum sollte das Fut. ἔσθε nicht imperative Bedeutung haben können? desgl. C. 6, 5. Wenn nur *μὴ* und nicht auch *οὐ* einen Imperativ bilden könnte, so wäre auch Vs. 21 *οὐ φονεύσεις* kein Imperativ, vgl. C. 19, 18. Röm. 13, 9, wo überall *οὐ*. Es ist dasselbe wie mit *ἦν* und *ἦ*. — C. 7, 6. ist die Erklärung: Laßt die Heiligkeit, wonach ihr strebt, sich nicht mit der Lasterhaftigkeit gemein machen, nicht zureichend. M. vergl. S. 474 oben aus Bengel: *Nam qui mysterium etc.* — Wenn Vs. 14 *τί* die rechte Lesart ist, so ist: Wie sehr! (ΠΩ) allerdings befriedigend. Vergl. S. 272 unten zu C. 8, 26. — Vs. 15: „Nehmet euch zusammen, daß ihr keine falsche Propheten werdet,“ mit der Versicherung: „προσέχων (mit ἀπο?) kann nie in dem Sinn von fliehen, vermeiden u. s. w. stehen,“ während d. Verf. C. 10, 17 doch übersetzt: „seid aber vorsichtig vor den Menschen,“ und sogar dort hernach: „nehmet euch vor denselben in Acht.“ — S. 268 Luc. 9, 62: „Wer durch seine Besitzergreifung der Mittel zur Erhaltung seines leiblichen Lebens das Nachherige, die Zukunft, berücksichtigt,“ wenigstens viel zu speciel. Der Pflug zielt auf das neue Ackerwerk, 1 Kor. 3, 6—9, überhaupt auf die neue Lebensbestimmung. — S. 278 unten, nicht: „obgleich nur Einer“, s. Luc. 8, 30. — Wenn S. 280 behauptet wird: „Es ist für den bösen Geist viel leichter zu ertragen, daß er in sein eigenes Reich fortgeschickt wird, als daß

ihm aufgetragen (?) wird, in Thiere zu fahren,“ so stimmt dieses nicht zu Luc. 8, 31. 32, und es wäre sonst noch viel dagegen zu erinnern. — S. 290. Ob Matthäus schon früher auf dem Berge zum Apostel erwählt worden, kann nach Matth. 9, 9 und den Parallelen sehr die Frage sein; indessen muß der Verf. dieses annehmen, weil Luc. 6, 17 ff. entschieden für identisch mit der Bergpredigt bei Matthäus hält. — S. 295, Matth. 9, 16 und Marc. 2, 21 ist πλήρωμα schwerlich das Loch, sondern die Ausfüllung = ἐπίβλημα, daher nicht Accusativ sondern Nominativ, und αἶρι steht absolut, wie σελίς Luc. 5, 36, nicht „er zerschneidet.“ — S. 303. Matth. 9, 28 möchten die Worte Christi kein bloßes Vorgeben (s. S. 314. Theod.) sondern einen tiefern Sinn enthalten. — S. 314. Thomas heißt δίδυμος nicht bei Lucas, sondern bei Johannes. — S. 349. Matth. 11, 25. Bei ἐξομολογοῦμαι ist hier und in ähnlichen Stellen nicht der Begriff des Einverständnisses, der Beistimmung, sondern des Einbekenntnisses, des belobenden Zeugnisses (wie in ΠΙΠΙ) zu Grunde zu legen. — Der Vf. behandelt zuweilen bekannte oder geringfügige Dinge weitläufig (wie überhaupt unsere Exegeten öfters um bessere Kürze zu ersuchen wären), und übergeht Stellen, die der Erklärung bedürftig sind, z. B. S. 371, Matth. 12, 27. — S. 394. ἄνθος ist die Lampe, besonders die angezündete, auch die Fackel, und λυχνία der Leuchter, Candelaber. — S. 406, Luc. 4, 23: πάντως ἐρεῖτέ μοι, allerdings werdet ihr zu mir sagen, Fut. nicht: „auf alle Weise sagt ihr mir.“ — S. 409, Vs. 25: ἐπ’ ἀληθείας, nicht: „zur Bekräftigung der ausgesprochenen Wahrheit sage ich euch,“ sondern, „wie man es gewöhnlich übersetzt,“ in Wahrheit, s. Marc. 12, 32. Luc. 22, 59. Apostelgesch. 4, 27. Hebr. ΠΩΝ. Wie mag der Verf. so vergeblich tadeln! — S. 424. Marc. 6, 40: „ἀνὰ ἑκατόν bezeichnet die Anzahl der Theilnehmer an einer Gesellschaft, und ἀνὰ πεντήκοντα bezeichnet die Anzahl der Gesellschaften selber,“ also 50mal 100 = 5000. So sinnreich diese Erklärung ist, so wenig möchte sie zu ἀνὰ passen, und Lucas sagt einfach: „zu fünfzig,“ C. 9, 14, wo es sonst heißen müßte: κλισίας πεντήκοντα. — S. 443, Matth. 15, 13: Alle Pflanzen = „jeder Plan“ u. s. w., viel zu entfernt; vergl. C. 12, 33, und was Schleusner v. φυτεία aus den Rabbinen bemerkt. — S. 486 möchte den Worten des Petrus bei der Verklärung ein consequenterer Sinn beigelegt sein, als sie nach der eigenen Angabe der Evan-

listen hatten. Die Consequenz lag in der Handlung Christi. Uebrigens: οὐ γὰρ ἦδεν, „er hatte nicht gesehen (?), was er sprechen wird.“ Bekanntlich hat das Perf. med. οἶδα (wenn auch ursprünglich: ich habe gesehen) die Bedeutung eines Präsens: ich weiß, daher das Plusquamperf. εἶδεν und ἦδεν die eines Imperf. ich wußte. Sodann ist der Coniunctiv λαλήσῃ, oder nach anderer Lesart der Optativ oder das Futurum (αι, ει), unser Deutsches: was er reden wollte, der Wortverstand mithin sehr einfach. — S. 493. In ἀποκατάστασιν Matth. 17, 11 dürfte ein Mehreres zu suchen sein, als der Verf. unter Berufung auf L. de Dieu ansetzt; s. Luc. 1, 16. 17. — S. 532. Ohne Ausschluss der geistlichen Absicht möchte ἐτοιμάζειν doch zunächst die leibliche Aufnahme bezielen; man sehe dieses Wort an andern Stellen. — S. 558 f. Matth. 20, 21. Salome hatte offenbar so wenig die von dem Verf. ihr beigegebenen erleuchteten Begriffe von dem Reiche Gottes, als ihren voreiligen sinnlichen Vorstellungen, die viele Jünger mit ihr theilten, und die sich hernach in dem Hosanna! aussprachen, das Prädicat der „Verrücktheit“ gebührt. Wenn ein Zimmermannssohn aus Davids Stamm König werden konnte, so konnten seine Verwandten, obgleich arme Fischer, wohl Minister werden. Vergl. Va. 24—28. — S. 566 werden die Worte des Zachäus Luc. 19, 8 wider den Zusammenhang nicht von einem unbedachten Entschlusse, sondern von einem Rühmen dessen erklärt, was er im Verborgenen schon gethan habe. — S. 583, Luc. 14, 4 soll ἐπιλαβόμενος nicht bedeuten: ihn anfassend, sondern: sich herausnehmend. Den Gegenbeweis s. Matth. 14, 31. Marc. 8, 23. Luc. 9, 47. C. 20, 20. Apostelg. 23, 19. — S. 594, Luc. 15, 22 πρῶτον, nicht das vorige, sondern das beste Kleid, welches dem Sinn der Parabel weit angemessener. — S. 597, Luc. 16, 9 kann Rec. unter den Freunden weder Gott allein, noch unter ἐκλείπειν bloß das Sterben verstehen; desgleichen kann er damit nicht einverstanden sein, daß nach S. 601 f. das Gleichniß von dem reichen Mann und Lazarus keine Belehrung über den Zustand der Verstorbenen enthalten soll. Desgleichen S. 605 mit der Verbindung, in welche Luc. 17 Va. 5 und 7 gesetzt werden will. Desgleichen S. 609 f. mit der tadelnden Verbesserung der gewöhnlichen Erklärung von Luc. 18, 8 und der Interpretation von καὶ μακροθυμῶν ἐπ' αὐτοῖς Va. 7. Desgleichen mit der von ἡ (γὰρ, αὐ. περ) ἐκεί-

νος Va. 14; vgl. C. 15, 7. 1 Kor. 14, 19. — S. 621 f. ist die Behauptung, daß Jesus auf der Eselin und nicht auf dem Füllen geritten habe, und dieses nur mitgelaufen sei, offenbar falsch; s. Marc. 11, 2. 4. 7. Luc. 19, 30. 33. 35. Joh. 12, 14. 15, und selbst die Stelle bei Sacharja. „Auf welchem noch nie ein Mensch gesessen ist,“ beweist nicht, daß das Füllen jetzt noch zu jung dazu, sondern nur, daß es noch von Niemand geritten war. Man ritt vorzüglich auf jungen Thieren, 1 Mos. 49, 11. Richt. 10, 4. C. 12, 14. — S. 666 f. Luc. 10, 29: „er wollte sich selbst rechtfertigen,“ heisst eben nicht: „es war ein edles Streben in diesem Schriftgelehrten — es lag ihm recht am Herzen, sich selber gerecht zu machen.“ — S. 668 möchte in γενόμενος der Hebraismus übel angebracht sein. — S. 676, Matth. 23, 14 μακρὰ ist: lang, der natürlichste Sinn, nicht: laut. — S. 677. Va. 15. Warum soll hier nicht ein Proselyte aus dem Heidenthum, sondern ein Bekehrter zum Pharisäerthum verstanden werden? Letzteres versteht sich bei jenem und seinen Bekehrern von selbst. — S. 683, Matth. 23, 31 μαρτυρεῖτε ist nicht Imperativ, s. Luc. 11, 48, und hierüber S. 693. — S. 700 und anderwärts ist das πλὴν übel verstanden, es heisst: vielmehr, nur u. s. w. 7N. — S. 702 scheint der Verf. keinen genauen Begriff vom Gebrauch des Gürtels zu haben. — S. 715, Matth. 24, 2 οὐ βλέπετε π. τ. „bekümmert euch nicht um dieses Alles.“ Das οὐ ist וְלֹא und βλέπειν sehen, wie in den Parall. — S. 723, Luc. 21, 24: „Bis daß erfüllt sind die Zeiten der Völker, hat den Sinn: bis daß die Dauer des Zornes dieser Völker beendigt sein wird“ — ganz unzulänglich, so wie überhaupt die Einsicht in den Zusammenhang der letzten Weissagung Christi unvollkommen. — S. 737, Matth. 24, 51 διχοτομεῖν absondern, haben schon Andre; allein das Wort ist zu stark dafür. — S. 738 f. wird angenommen, das Bild sage, daß zehn Jungfrauen „auf einmal“ ihrem Bräutigam entgegengegangen seien. Das ist ein Irrthum. Wie die Braut und die 10 Jungfrauen verschieden und doch einerlei sind, wäre hier zu weitläufig. — S. 803, Luc. 22, 37 τὰ περὶ ἐμοῦ sind allerdings die Weissagungen, wie die erste Hälfte des Verses beweist. — S. 810, Va. 46: „Betet stehend,“ müßte wohl heißen: „Aufstehend, oder vielmehr: aufgestanden, betet.“ — S. 820: „setzt ihn zur öffentlichen Ausstellung auf einen Stuhl auf dem sogenannten Hochpflaster am Tempel,“ ist unrichtig. Ἐκάθισε

ist intransitiv, und das Lithostroton war nicht am Tempel. — S. 875, Matth. 27, 66: „sie stellten vor den Stein eine Wache wie ein Siegel, welches Niemand verletzen darf,“ reimt sich weder zum Styl der Erzählung, noch zu einer von den beiden Interpunctionen. Buchstäblich heisst die Stelle: „Sie aber hingehend verwahrten das Grab, versiegelnd den Stein (,) mit der Wache.“ Vergl. Dan. 6, 17.

Recensent hat sich hauptsächlich an das Sprachliche in diesem Commentar gehalten, wo er am meisten zu erinnern fand, und muss die Harmonie und Chronologie, insonderheit was über das Osterfest und Passamahl zu Matth. 26 sehr ausführlich gesagt wird, der umständlichen Prüfung der Leser überlassen. Im Ganzen kann er den wohlgemeinten Wunsch nicht unterdrücken, dass der Verfasser seinen Forschungen, besonders den philologischen, geraumere Zeit gönnen möge.

J. F. v. Meyer.

### LXXVIII.

*Erinnerungen an Winckelmann. Abhandlung von A. Kreck. Berlin, 1835. 4.*

Wenn bisweilen bündereiche Schriften in unsern Anzeigen ohne Nachtheil für die Wissenschaften übergangen werden dürfen, so haben wir dagegen um ihrer Bedeutung willen auch öfters kleine Schriften hervorzuheben, deren Erscheinungsweise die allgemeine Aufmerksamkeit sonst wenig in Anspruch zu nehmen pflegt. Dies ist der Fall bei dem trefflichen Aufsatz, dessen wir hier gedenken. Als Einladungsschrift zu einer Schulprüfung, — unter welcher Gestalt im Preussischen oft die ausgezeichnetsten und werthvollsten Abhandlungen erscheinen, oder vielmehr verborgen bleiben, — wird uns hier eine frische und lebhaft Schilderung Winckelmanns dargeboten, in welcher einige Züge wo nicht völlig neu, doch mit besonderer Kraft gezeichnet sind. Was einen solchen Heros unsrer Bildung und Litteratur auf würdige Weise bespricht, darf uns nicht gleichgültig sein, es gehört nicht uns allein mehr an, sondern der ganzen kunstgelehrten Welt, die unsern grossen Landsmann sich angeeignet hat. Nach der meisterhaften Darstellung durch

Goethe, der sorgsamten Herausgabe der Werke durch J. Schulze und Meyer, der Briefe durch Förster, und manchem guten Worte von Gurlitt, Morgenstern und Andern, ist die Betrachtung Winckelmanns und seiner Schriften und Wirksamkeit noch keineswegs abgeschlossen, sondern eigentlich erst gründlich angeregt, und wir freuen uns, hier einen schätzbaren Beitrag dazu mitgetheilt zu sehen. Der Hr. Verf. giebt durch denselben ein schönes Zeugniß geistvoller und eindringender Beschäftigung mit einem so werthvollen Gegenstande. Vier besondere Charakterzüge desselben sind es, welche er diesmal hauptsächlich hervorhebt, und seinen Abschnitten als Ueberschriften setzt. Sie heissen: Religion, Unabhängigkeit, Darstellung, Reiselust. Dem Hrn. Verf. sind Goethe's Ansichten und Aussprüche wohlbekannt und in hohem Werthe: es ist kein geringes Lob für die seligen, dass sie neben so Großem und Vollendetem ein selbstständiges Verdienst gar wohl behaupten können. Von besonderer Wichtigkeit für die Einsicht in Winckelmanns Charakter erscheint uns vorzüglich der erste Abschnitt, wo die Meinung Goethe's, dass in Winckelmann das Heidnische eingeboren gewesen, bestritten und dafür die Nachweisung versucht wird, er sei im Herzen immerdar ein protestantischer Christ geblieben. Die Gründe und Zeugnisse hiefür sind allerdings triftig, und die Vorliebe Winckelmanns für protestantische Lieder bleibt ein merkwürdiger und rührender Zug in ihm. Ob indess die kindliche Gewöhnung an eine bestimmte Kirchenform, besonders wenn diese selbst so mannigfache Denkweisen in und neben sich gedeihen lässt, wie damals die protestantische, einen wahren Glauben an deren dogmatischen Inhalt nothwendig voraussetze, darüber dürfte uns wenigstens noch einiger Zweifel bleiben. Uebrigens meint der Hr. Verf. nicht, durch seine Deutung ein Lob für Winckelmann einzutauschen, sondern nur den Tadel, dem derselbe auch so nicht entgehen kann, aus andrer Richtung herzuleiten. In den nachfolgenden Abschnitten ist gleicherweise viel Eigengeschaltetes und glücklich zusammengestelltes, und das Ganze auch vorzüglich geschrieben, welches einer Schrift über Winckelmann, der selber den größten Werth auf gut Schreiben legte und derselbe für „das schwerste Menschenwerk“ erklärte, nur ein Merkmal mehr giebt, dass sie ihres Gegenstandes würdig sei. Zu bemerken bleibt noch, dass diese Abhandlung zugleich die hundertjährige Feier des Tages bezeichnet, an welchem Winckelmann als Schüler in das Köllnische Gymnasium zu Berlin aufgenommen worden; diese Aufnahme geschah am 18. März 1735. —

V. v. E.



№ 81.  
**J a h r b ü c h e r**  
f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

Mai 1835.

LXXIX.

*Geschichte von England von J. M. Lappen-  
berg. Erster Band. Mit einer Karte. Ham-  
burg 1834. Bei Friedrich Perthes.*

Das Werk; dessen Anzeige und Beurtheilung wir hier übernommen haben, bildet einen Bestandtheil der von Heeren und Ukert veranstalteten Sammlung europäischer Staatengeschichten. Wir können den Herausgebern und dem Publicum zu der günstigen Wahl, welche jene in Betreff des Bearbeiters der englischen Geschichte getroffen haben, nicht anders als Glück wünschen. Es ist dieses Buch, dessen erster bisher erscheinender Band auch als eine selbstständige Geschichte der Angelsachsen betrachtet werden könnte, in der That ein überaus gelungenes Werk zu nennen. Der Verf. hat außer seiner Liebe zur Sache und einer auf jeder Seite seiner Arbeit sich bewährenden Gründlichkeit, zu dieser auch alle diejenigen erforderlichen Kenntnisse mitgebracht, welche denjenigen Engländern, die bisher die Geschichte ihres Vaterlandes beschrieben haben, fehlen, und verbindet mit jenen Eigenschaften auch das Talent einer angenehmen Darstellung, durch die er das Interesse des Lesers auch an solchen Stellen zu fesseln weiß, wo er durch den thatsächlichen Stoff der Geschichte weniger unterstützt wird, als an andern. Sind bei dieser Bearbeitung der englischen Geschichte die Quellen mit großer Genauigkeit geprüft und ist auf diese Weise das wirklich und unzweifelhaft Geschehene mit scharfem Messer der Kritik von jeder Hülle und Einkleidung gesondert worden, so versteht sich der Verf. auf der andern Seite sehr gut darauf, seine Darstellung durch geschicktes Einweben der oft so anmuthigen Sage noch belebter zu machen, während die ersten Blicke, welche er von Zeit zu Zeit auf spätere Jahrhunderte und auf die Gegenwart wirft, dem überall würdig gehaltenen

*Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

Vortrage noch mehr den Charakter wahrer historischer Gravität verleihen.

Es passen diese Bemerkungen auf jeden der einzelnen Abschnitte des vorliegenden Werkes und wir sind überzeugt, daß dasselbe überall eine günstige Aufnahme und Anerkennung finden wird; nicht leicht aber möchte es Jemand mit größerem Interesse lesen als dasjenige ist, welches es bei dem Unterzeichneten erregt hat, der, nachdem er sich seit Jahren von dem Detailstudium der angelsächsischen Geschichte entfernt hatte, jetzt an der Hand des Verfs. jenes ihm befreundete Gebiet auf eine so angenehme Weise durchwandern konnte. Wenn er denn auf dieser Pilgerschaft, so wie auf der großen durch dieses Leben, andre religiöse Ansichten hat als manche derjenigen sind, welche der Verf. ausspricht und auf welche derselbe seine Beurtheilung kirchlicher Verhältnisse gründet, so möchte dies der einzige Hauptpunkt sein, in welchem wir nicht mit einander übereinstimmen. Da aber eben dieser Punkt mit der großen kirchlichen Streitfrage der drei letzten Jahrhunderte zusammenhängt, so ist es besser, ihn hier für die Folge zu übergehen. Damit scheint uns aber nicht in Verbindung zu stehen die Beurtheilung des Verhältnisses zwischen den britischen und angelsächsischen Christen, bei welchem wir uns gedrungen fühlen, dem Verf. gegen seine Ansichten einige Einwendungen zu machen. Zuvörderst etliche Bemerkungen über die Vertheilung des Stoffes in dem vorliegenden Werke.

Die ältere Geschichte Britanniens bis zum Jahre 1066 zerlegt sich fast von selbst in fünf sich streng von einander unterscheidende Abschnitte; diese bilden daher gleichsam eine naturgemäße Eintheilung jener Geschichte und sind auch von dem Verf. beachtet worden. Da unsre Kenntnisse über die ältesten Zeiten Britanniens nicht umfangreich sind, so läßt sich die Geschichte dieser Insel vor und unter den Römern bis zum fünf-

ten Jahrhunderte bequem zusammenfassen. In einem sehr in die Augen fallenden Gegensatze zu dieser in dem ersten Abschnitte behandelten Periode steht die der Eroberung Britanniens durch die Sachsen, Angeln und Jüten und der Gründung ihrer verschiedenen Reiche, die man gewöhnlich unter dem Ausdrucke *Heptarchie* begreift. Diesen technischen Ausdruck erwähnt der Verf. zwar auch, aber nur in einer mißbilligenden Weise und er hat vollkommen Recht darin, wenn er sich bemühet ihn als irreleitend zu verbannen; derselbe kann gar nicht als charakteristisch bezeichnend für diese Periode gebraucht werden, da für manche Zeiten in dieser älteren angelsächsischen Geschichte eben sowohl von einer Oktarchie und Hexarchie als von einer Heptarchie gesprochen werden kann. Die von dem Verf. glücklich gelöste Aufgabe, die Geschichte der einzelnen angelsächsischen Reiche neben einander darzustellen, war in der That nicht leicht. Sein Verfahren hiebei war das, soviel als möglich diese Geschichten an einzelne ihnen gemeinschaftliche Punkte z. B. Einführung des Christenthums und für die letzte Zeit dieser Periode an einzelne ausgezeichnete Persönlichkeiten, die auf das Schicksal aller oder mehrerer jener Reiche einen entscheidenden Einfluß geübt haben, anzureihen. Von diesem Zeitraume unterscheiden sich dann wieder die beiden folgenden Jahrhunderte wesentlich dadurch, daß die kleinen Reiche zu einem Ganzen vereinigt sind und daß fast gleichzeitig mit dieser Vereinigung die Angriffe der Dänen auf Britannien erfolgen und dann nicht nur bis ins eilfte Jahrhundert fort dauern, sondern auch zur Vertreibung der königlichen aus dem Stamme Cerdics entsprossenen Dynastie und zur Begründung einer dänischen Herrschaft in Britannien führen. Als den eigentlichen Held dieses dritten Abschnittes englischer Geschichte stellt uns der Verf. den großen König Aalfred in seinem ganzen thatenreichen Wirken als muthigen Befreier seines Vaterlandes von fremder Knechtschaft und als weisen Erzieher seines Volkes vor Augen. Er bezeichnet die Zeit nach den Siegen des Königs über die Dänen als „das wahre Fest seiner Regierung, die höchste Feier seines Lebens“ und zeigt nun, was Aalfred Alles gethan zur Wiederherstellung und Verbesserung des Zustandes seines Landes, schildert seine Sorge für die Rechtspflege und seine Bemühungen für Kunst und Wissenschaft u. s. w.; auffallend ist es, daß Aalfred zum Zwecke der Schiffsbauten von auswärts her friesische

Seeleute kommen lassen mußte. In welchem Gegensatze zu diesem Fürsten erscheint hundert Jahre nach ihm sein Enkel Aethelred, des glücklichsten Königs Eedgars Sohn! Unglück und Ungeschick boten sich die Hand, um den Dänen die Herrschaft Englands zu verschaffen. Es warnt jedoch der Verf. vor zu strengem Urtheil über Aethelred, über welchen wir meistens nur durch die gegen ihn partheiisch eingenommenen normannischen Chronisten Zeugnisse haben. Von ganz besonderem Werthe halten wir in diesem Abschnitte auch die allgemeinen Betrachtungen über die Dänen und Normannen (S. 279—289), woran sich denn weiter unten eine interessante Erläuterung der Regner Lodbrogs anreihet. Die sechs und zwanzigjährige Herrschaft der Dänen bildet dann den vierten Abschnitt; unter den drei Königen dieses Stammes ist der erste Cnut ebenfalls mit dem Beinamen des Großen geziert; auch ihn hat der Verf. sehr richtig gezeichnet, wenn er von ihm sagt: „der tapfere Krieger zeigte sich als einen besonnenen und weisen Regenten, welcher alle Segnungen des Friedens anzuerkennen, zu fördern und zu benutzen verstand; er war ein Eroberer, der nicht gehaßt wurde und unter welchem das Volk glücklicher erschien, als unter seinen eignen Königen.“ Desto unglücklicher war es aber unter Cnuts Söhnen und als im Jahre 1042 die vertriebene Dynastie zurückkehrte, so diente sie eigentlich nur zur Vorläuferin für das kommende Regentengeschlecht. Die Geschichte der Regierungen Edwards des Bekenners und Harolds oder die des Unterganges der Könige aus angelsächsischem Stamme bildet den Inhalt des fünften Abschnittes, an dessen Schluß die überaus lebhaft und anziehende Schilderung der Schlacht bei Hastings gestellt ist.

Außerdem hat uns aber der Verf. noch mit zwei andern Abhandlungen beschenkt, denen wir einen großen Werth beilegen, nämlich mit einer literarischen Einleitung, welche der Geschichtsdarstellung vorangeschickt ist und mit einer Entwicklung der inneren Zustände der Angelsachsen, welche den sechsten und letzten Abschnitt dieses ersten Bandes ausmacht. Jene Einleitung ist eine außerordentlich verdienstliche Arbeit; sie ist — wie auch der Verf. selbst seinen Zweck dabei bezeichnet — nicht eine bloße Zusammenstellung literarischer Notizen, sondern eine genaue Würdigung der einzelnen Geschichtsquellen, wobei die Eigenlichkeit derselben und ihr Verhältniß und Ableitung zu

und von einander in ein klares Licht gestellt wird. Der Verf. macht hier zunächst auf die Sammlungen der englischen Chronisten und vornämlich auch auf die verdienstlichen Bemühungen der jetzt zusammengetretenen Recordcommission aufmerksam und geht dann zu dem oben angegebenen Zwecke gründlich beurtheilend die Chronisten, die walisischen sowohl als auch die angelsächsischen und normannischen, durch. Hierauf berücksichtigt er die englischen Reimchroniken und die neueren englischen Geschichtschreiber, deren er jeden im Einzelnen mit wenigen Worten charakterisirt. Das Werk selbst liefert unzählige Beläge, wie der deutsche Verf. auch die gelehrtesten unter den Historikern Englands auf eine sehr genügende Weise widerlegt und ihnen so manches Versähen und so manche Nachlässigkeit aufdeckt. — Wir haben absichtlich auf diese literarische Einleitung ganz besonders aufmerksam machen wollen, weil gerade solche Arbeiten, auf so umsichtige Weise wie vom Verf. angelegt, außerordentlich belehrend sind. Für Deutschlands Geschichte ließe sich eine solche literarische Einleitung zu einem eigenen Buche verarbeiten.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen um den Charakter des vorliegenden Werkes und die Behandlungsweise des gegebenen Stoffes im Allgemeinen zu bezeichnen; wir schließen hieran noch einige Betrachtungen über einzelne Punkte an. — Zum Beginn der eigentlichen Geschichte würden wir eine kurze Schilderung der äußeren Beschaffenheit des Landes, welches der Schauplatz der zu erzählenden Thaten ist, in der Art wie C. Ritter sie über ganze Welttheile so klar zu geben weiß, daß sie vor den Augen des Zuhörenden zu liegen scheinen, sehr willkommen heißen haben. Es wird dem Leser, der sich in eine weite Vergangenheit zurückversetzen muß, dies leichter, wenn ihm gleichsam der physische Boden untergeschoben wird; auf diesem im Geiste wandelnd, kann er um so ungehemmter sich der Anschauung der Thaten und Ereignisse hingeben, welche vor seinen Blicken vorübergeführt werden. Wären wir nicht durch die Sorgfalt verwöhnt, mit welcher der Verf. seine historischen Bilder auszeichnet, so würden wir diesen Wunsch nicht haben laut werden lassen. — Bei dieser Gelegenheit können wir auch nicht umhin, darauf hinzuweisen, wie wir dem Verf. manchen neuen Aufschluß über die Geographie und Topographie des älteren Britanniens durch die Benutzung des Richard von Cirencester verdanken. Diese zwar schon vor län-

gerer Zeit (in Dänemark) gedruckte Quelle war in Deutschland selbst unserm größten Kenner älterer Geographie unbekannt geblieben. Auch über die inneren Zustände der alten Briten erhalten wir manche interessante Mittheilungen. Diese sind vorzüglich geschöpft aus den griechischen und römischen Schriftstellern, denn nur bedingter Weise werden zu diesen Nachrichten die Hauptpunkte beigelegt, welche sich in Betreff der geselligen Verhältnisse aus den Gesetzen des britischen Königs Dyonwall Maelund entnehmen lassen. Dies geschieht aus dem Grunde, weil diese Gesetze sehr viele Kennzeichen späteren, theils römischen, theils sächsischen Einflusses an sich tragen. Merkwürdig aber und wohl als echt britisch anzusprechen ist der Grundsatz, daß in den Clansversammlungen die verheiratheten Frauen ebenfalls mitstimmen, auch scheinen die britischen Weiber in Betreff der Erbfolge mehr begünstigt zu sein und überhaupt eine politisch bedeutendere Rolle zu spielen, als sie ihnen bei den germanischen Stämmen in älterer Zeit zustand. So treten in der britischen Geschichte öfters Königinnen an der Spitze einzelner Stämme auf z. B. die Cartismandua, die Boadicea, womit sich die Stellung der Welleda bei den deutschen Bructerern nicht vergleichen läßt. Und wenn auch Tacitus die durch spätere Quellen vielfach bestätigte Nachricht enthält, daß die Germanen viel auf die Weissagungen der Frauen gegeben hätten, so scheint daraus doch noch keineswegs auf eine Gleichstellung der Weiber mit den Männern in der Rechtsfähigkeit geschlossen werden zu dürfen. Auch verdient die Bestimmung jener vermeindlich bereits 400 Jahre vor Christi Geburt abgefaßten Gesetze Beachtung, daß freigeborne Männer und Frauen (wohl um sich in ihren Freiheitsrechten behaupten zu können) fünf Aecker Landes besitzen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### LXXX.

*Jacob Sturm's Deutschland's Fauna in Abbildungen nach der Natur, mit Beschreibungen. IIte Abtheilung. Die Vögel. Bearbeitet von J. H. C. F. und J. W. Sturm. Nürnberg bei Jacob Sturm. gr. 8. 3 Hefte mit je 6 kolorirten Kupfertafeln. 1stes Heft 1829, 2tes H. 1830, 3tes H. 1834.*

Des ehrwürdigen, genauen und unermüdetlich fleißigen Sturm Flora Deutschlands nach allen ihren verschiedenen Abtheilungen, seine ganz besonders zahlreichen entomologischen Arbeiten, die

gleichfalls entweder ziemlich weit gediehenen oder bereits vollendeten Darstellungen der übrigen niederen Thiere und der Amphibien Deutschlands von seiner Hand, die höchst rühmliche Art und Weise, wie er beinahe all sein Thun, sein ganzes Künstlerleben nur der Naturgeschichte seines Vaterlandes gewidmet, und dieselbe auf das vielfachste zu fördern gesucht hat, endlich der ausgezeichnete Reichthum seiner Naturalien-Sammlungen, besonders in gewissen Fächern, und die durchgängige, sorgfältige Bestimmung besonders seiner Insecten-Vorräthe, sind allgemein bekannt. Vor einigen Jahren hat er nun durch seine beiden Söhne nach gleicher Einrichtung mit dem Plane seiner übrigen Fauna und Flora auch die Darstellung der Vögel beginnen lassen; einer Thierklasse, mit welcher sie, ihrem Vorworte zufolge, sich vorzugsweise gern beschäftigt haben.

Das Ganze soll sich bei seiner Vollendung auf etwa 60—70 Hefte belaufen. Leider ist während der beiden ersten Jahre nur je 1 Heft erschienen, und dann sind, wie die Nachricht auf dem Umschlage zu dem dritten Hefte sagt, „in Folge unabwendbarer Hindernisse“ 3 Jahre vergangen, in welchen gar nichts davon angegeben wurde. Das erste Heft enthält 6 Arten, *Corvus glandarius*, *Eringilla montium* s. *flavivestris*, *Parus cyaneus*, *P. coerules*, *Phalaropus cinereus* und *Podiceps auritus*; das zweite 5 Arten, *Parus lugubris*, *P. palustris*, *Columba livia* (2 Tafeln), *Procellaria pelagica* und *Mormon fratercula*; das dritte 4 Arten, *Falco rufipes* (2 Tafeln), *Pyrrhocorax alpinus*, *Merula rosea* und *Sterna anglica* (2 Tafeln). Man sieht hieraus, daß zwar keine systematische Reihelfolge stattfindet, die auch ausdrücklich nicht beabsichtigt wurde, dafür aber der Vortheil bleibt, daß die Besitzer sich Kupfer und Text nach jedem ihnen selbst beliebigen Systeme ordnen können, da letzterer nicht paginirt und für jede Species abgesondert gedruckt ist. Ein Uebelstand für den Anfänger bleibt es, daß er sonach hier nirgends Gattungskennzeichen findet. Der Text überhaupt ist von bedeutend verschiedenem Werthe je nach den Kräften der Bearbeiter: am schwächsten und unvollständigsten im ersten Hefte, wo er von den beiden Söhnen Sturm's allein bearbeitet worden ist und nur das Bekannteste oder Wichtigste enthält. Besser wird derselbe im zweiten Hefte, wo Dr. Michaelles in *Parus lugubris* eine für Deutschland neue Species, von ihm zuerst bei Triest gefunden, beschreibt, auch die Geschichte der *Columba livia* durch manche neue Beobachtungen bereichert; und im dritten, wo der verstorbene Wagler in der von ihm bearbeiteten Geschichte des *Falco rufipes*, des *Corvus pyrrhocorax* (*Pyrrhocorax alpinus*), und der *Sterna anglica* überall mehr oder weniger Neues aus eigenen Erfahrungen geliefert hat. Der Text bleibt sonach zwar einerseits weit davon entfernt, die Verhältnisse der beschriebenen Thiere unter sich und zur Außenwelt nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft zu erschöpfen und somit ein detaillirtes Bild ihres Wesens zu liefern. Doch muß man auf der andern Seite bekennen; daß derselbe (der Text), wenn die Herausgeber sich fernerhin ähnlicher Beihülfe zu erfreuen haben sollten, nicht bloß zur zweckmäßigen

Verbreitung vieles schon Bekannten dienen, sondern auch zur wirklichen Erweiterung der Wissenschaft selbst mit beitragen werde. Denn, wie wir gesehen haben, ist dieß theilweise schon gegenwärtig geschehen, und Ref. bedauert sehr das gegenwärtig besprochene Werkchen nicht schon vor wenigstens einem halben Jahre gekannt zu haben, um die neue Species, mit welcher die ornithologische Fauna Deutschlands durch dasselbe bereichert worden ist, *Parus lugubris* Natt., noch in den kürzlich erschienenen 1sten Theil seines Handbuches der Naturgeschichte der Vögel Europa's unter die Zahl der besiedelten Bewohner Deutschlands aufnehmen zu können.

Die Abbildungen, dem Plane nach offenbar die Hauptsache bei diesem literarischen Unternehmen und sämmtlich Originale, sind durchgängig gut, manche wirklich recht ausgezeichnet zu nennen. Sie übertreffen die Naumannschen im Allgemeinen meist an Feinheit und Sauberkeit des Stiches, was allerdings schon mit durch das meist kleinere Format bedingt erscheint; in Betreff des Lebens und der Treue der Zeichnung stehen sie ihnen wenig oder kaum nach, ja manche dürften noch einigen Vorzug vor jenen verdienen; und was das Kolorit betrifft, so möchte die Entscheidung zum Vortheile der einen oder der andern nicht leicht sein, besonders da beide noch immer Manches zu wünschen übrig lassen. Im Ganzen behalten die Sturmschen den Vorzug größerer Feinheit im Ausmalen, die Naumannschen hingegen nur theilweise den einer größeren Lebhaftigkeit und Tiefe der Farben.

Loben, und zwar mehr als gewöhnlich loben, muß jeder, welcher die Art der Leistungen erwägt, die Wohlfeilheit des Ganzen; obgleich man hierbei allerdings z. B. im Vergleich mit dem Naumannschen Werke auch wieder nicht übersehen darf, daß bei letzterem die Tafeln weit größer sind und meist jede 2, oft 3, nicht selten sogar 4 einzelne Figuren enthält. Uebrigens sieht auch Ref. wenigstens bei der Treue der Bilder keinen triftigen Grund, um in den Tadel ihrer Kleinheit einzustimmen. (Das Format des Papiers ist groß 8.; daß der Bilder wie des Satzes jedoch so, daß das Ganze auch wieder, wenn man will, gleich den früheren Heften der Sturmschen Flora und Fauna, in Taschenformat gebunden werden kann.)

Recht unangenehm fällt schon das graue Ansehen und die Rauigkeit des Papiers ins Auge; noch lebhafter zu rügen ist aber die ungewöhnliche Fahrlässigkeit in dem sonst nicht ungemüthlichen Drucke. Rec. kann sich in der That gar nicht erinnern, je ein typographisches Product so voll Druckfehler gesehen zu haben, wie diese schätzenswerthe deutsche Fauna. Man kann nicht anders glauben, als daß der Text von einem sehr ungenauen Schriftsetzer nur ganz flüchtig in die Formen geworfen und sofort ohne alle Correctur abgedruckt worden sein müsse. — Aber wohl weder ein Druck- noch ein bloßer gewöhnlicher Schreibfehler kann es sein, wenn überall, (zusammen sieben Mal) und zwar auch unter der Kupfertafel — *Phalaropus* statt *Phalaropus* steht.

Gloger.

Mai 1835.

*Geschichte von England von J. M. Lappen-  
berg. Erster Band.*

(Fortsetzung.)

Das Ackermaß von fünf Hyden Landes findet sich auch in den angelsächsischen Gesetzen als nothwendiges Requisit für das Besitzthum desjenigen, welcher die Rechte eines Thans haben wollte. Das Vorkommen der Ordalien in jenen Gesetzen berechtigt durchaus nicht — wie auch der Verf. bemerkt — zu der Annahme, daß diese den Briten erst durch die Angelsachsen zugekommen seien, sondern weist nur auf eine in höherem Alterthume verborgene Verbrüderung des celtischen und germanischen Volksstammes hin. Kommt ja doch auch in der Antigone des Sophocles ein Ordale vor. Die britischen Gottesurtheile sind freilich ganz eigenthümlicher Art, wenigstens darf man ihnen einigermaßen die Aufgabe beizählen, einen Stier an eingeseiftem Schweife festzuhalten, der sich die der Unkeuschheit angeschuldigten Frauen unterziehen müssen (*Leg. Wallicae II. 42. edit. Wotton. p. 81. 82*). — Aus den Bemerkungen über die römische Provinzialverfassung heben wir hier noch besonders die den *Comes littoris Saxonici* betreffenden hervor. Man hat diesem Ausdrucke verschiedene Deutungen gegeben; die Erklärung des Verfs. ist aber unstreitig die richtige, wornach die seit dem dritten Jahrhunderte beginnenden und vorzüglich von dem mächtigen Carausius begünstigten *Ansiedlungen* der Sachsen in Britannien zu jener erst in der *Notitia dignitatum* vorkommenden Bezeichnung die Veranlassung gegeben haben. Carausius bereitete auf diese Weise die Germanisirung oder Saxonisirung des Landes vor.

Mit dieser bisher noch nicht berücksichtigten Wichtigkeit des Carausius läßt sich nun auch eine andre Ansicht des Verfs. in Zusammenhang bringen, die nämlich, daß die ältesten Nachrichten, welche wir über die gewöhnlich in das Jahr 449 gesetzte Ankunft des Hen-

gist und Horsa haben, keineswegs als historisch wahr, sondern zum großen Theile als sagenhaft zu betrachten seien. Diese, so wie die weiter unten zu erwähnende ethnographische Untersuchung des Verfs. gehören mit zu den interessantesten Bestandtheilen seines Buches. Zunächst macht er auf die eigenthümlichen chronologischen Angaben aufmerksam, welche die angelsächsische Chronik über die Geschichte des Königreiches Kent enthält. Hiebei tritt ganz auffallend die Zahl *acht* entgegen; acht Jahre nach Ankunft der Sachsen ist die Schlacht bei Crayford, acht Jahre darauf die Schlacht bei Wypedesfleth, und ebenso viel Zeit später ein großer Sieg der Sachsen über die Briten; fünfmal acht Jahre nach seiner Ankunft stirbt Hengist und dreimal acht Jahre nach ihm sein Sohn Aesi oder Erich, also achtmal acht Jahre seit der Ankunft der Sachsen in Britannien. Nach achtzig Jahren (zwischen dieser Zeit findet sich keine chronologische Angabe in der Geschichte des von Hengist gestifteten Königreiches Kent) wird Aethelbert als König genannt, er regierte sechsmal und jeder seiner Nachfolger Eadbald und Earconbert dreimal acht Jahre. Aus Zusammenstellung der einzelnen Nachrichten erweist der Verf., daß die Angabe der Jahreszahl 449 für die Ankunft der Eroberer Kents unzweifelhaft unrichtig ist, und daß dies wahrscheinlich darin seinen Grund hat, daß, bei der Vorliebe für die Zahl acht, auch von dem Abzuge der Römer aus Britannien, der im Jahre 409 erfolgte, bis zur Ankunft der Angelsachsen fünfmal acht Jahre verflossen sein mußten. An diese merkwürdige Erscheinung reiht nun der Verf. eine Mehrzahl von Betrachtungen, theils über das Sagenhafte in der Geschichte des Hengist, der nach dem Gedichte von Beowulf als ein Friese erscheint, theils über das altgermanische Zahlensystem an. Zu den in den Noten gemachten Bemerkungen über jene Vorliebe für die gedachte Zahl und das Vorherrschen derselben bei einzelnen Instituten möchte sich vielleicht noch hinzufügen lassen, daß

beim Bergbau die Eintheilung des Tages in dreimal acht Stunden (Schichten) üblich ist und dafs ein Unterschied in den Rechtsverhältnissen gemacht wird, je nachdem acht oder mehr Theilnehmer (Lehnschaft oder Gewerkschaft) an dem *dominium utile* der Grube participiren. Es würde sich aus dieser Untersuchung noch Vieles des Interessanten hervorheben lassen, allein wir beschränken uns darauf noch auf die Frage hinzuweisen, welche der Verf. in Betreff unsrer acht ersten sogenannten arabischen Ziffern aufwirft, ob diese nämlich nicht ihrem wahren Ursprunge nach die acht ersten Zeichen des angelsächsischen Runenalphabetes seien, denen sie der Gestalt nach viel näher kämen, als den wirklichen arabischen Ziffern. Wir müssen die Beantwortung dieser Frage Sachkundigeren überlassen, wünschten aber selbst schon aus der eignen Anschauung der bei Grimm abgebildeten Runen Etwas zur Unterstützung jener Hypothese sagen zu können, allein hier ist uns bei der Rune *uur* der Vergleich mit unserer Zahl 2, wenn wir sie uns auch in der älteren Gestalt zu denken, und bei der Rune *huun* der Vergleich mit unsrer Zahl 8, wenn wir auch die alte Form CIO uns vor Augen stellten, am Schwersten geworden. Für das Vorkommen der Runen bei den Deutschen zur Zeit des Tacitus dürfte ausser der angeführten Stelle dieses Schriftstellers auch noch diejenige zu allegiren sein, in welcher von dem Looswerfen die Rede ist (*Germania* c. 10.) und zu den Bemerkungen über die Rune *huun* und den Ausdruck *hundert* liesse sich noch der Titel der *Lex Satica*, welcher die Ueberschrift: *Incipiunt Chunnas* führt, zur Vergleichung benutzen.

Schon oben erwähnten wir der ethnographischen Untersuchung, die sich an die eben berührten Forschungen des Verfs. anschliesst. Der Zweck derselben ist darauf gerichtet, die Stammesverschiedenheit der einzelnen in Britannien eingewanderten Völker, mit Berücksichtigung ihrer früheren heimathlichen Wohnsitze darzuthun. Es werden hier drei Hauptvölker unterschieden, die *Sachsen*, welche von der Elbe herkamen und den grössten Theil des südlichen Britanniens in Besitz nahmen, die *Angeln* aus dem Schleswigischen, denen ausser den südlichen Gegenden Schottlands der grösste Theil des nach ihnen benannten Englands zufiel, nämlich die vier Königreiche Ostanglien, Mercia, Bernicia und Deira, und die *Jüten*, welche Kent, die Insel Wight und einen Theil des Königreiches Wessex bevölkerten.

Die frühesten Wohnsitze der Sachsen werden *Altsachsen* von Beda genannt; dieser Ausdruck ist aber nicht identisch mit Holstein, Holsatia, Holtsatia und es scheinen sich mit diesem am besten die Namen der Dorsäten, Wiltsäten, Sumersäten in England vergleichen zu lassen, welche allerdings mit unserm heutigen: sitzen (vergl. Grimm, D. G. II. S. 25. no. 281.) zusammenhängen dürften, aber doch keineswegs mit dem Namen: Sachsen zu verwechseln sind. Der Verf. stellt nun Alles, was sich irgend auffinden liefs, auf, wodurch sich jene drei Stämme auch nach ihrer Einwanderung in Britannien von einander unterschieden, und weiset namentlich auch in dieser Hinsicht auf die Wichtigkeit zweier Handschriften im englischen Dialekte hin. Nächste der Sprache haben sich diese Stämme auch in ihrem Rechte von einander unterschieden und es glaubt der Verf. den Mangel eigentlich englischer Quellen (während wir sächsische und kentisch-jütische Gesetze haben) durch die deutsche *Lex Anglorum et Werinorum* ersetzen zu können und so kommen wir auch hier auf diese *Crux Interpretum*. Der Vf. unterstützt seine Ansicht, nächst Anführung von Parallelstellen aus der *Lex Anglorum et Werinorum* und den angelsächsischen Gesetzen, insbesondere auch durch die Gestalt, in welcher jene und die *Lex Saxonum* in der corveyischen Handschrift vorkommen. Unterzeichneter hat selbst früher, ehe er durch Kraut's bekannten Aufsatz in den Eranien belehrt wurde, viel Gewicht auf die Anordnung der Titel und auf die Ueberschriften dieser Handschrift gelegt (s. Deutsch. Privatr. I. 30. 31.), mufs aber dennoch gestehen, dafs er sich die Ansicht, die *Lex Anglorum et Werinorum* stehe *vorzugsweise* in einem genetischen Zusammenhange mit den angelsächsischen Gesetzen, *wenigstens bis jetzt* noch nicht hat aneignen können.

Nachdem der Verf. ausführlich die Kämpfe der germanischen Eroberer mit den Briten geschildert und bei dieser Gelegenheit auch der Heldenthaten des Königs *Arthur* gedacht hat, kommt er auf die sogenannte *Bretwalda*-Würde zu sprechen. Er erläutert dieselbe dahin, dafs, so wie die Sachsen in ihrer früheren Heimath gewohnt gewesen seien für die Zeiten des Krieges aus der Mitte ihrer Ealdormannen Einen als Herzog an die Spitze des Heeres zu stellen, so habe auch nach Stiftung ihrer Reiche in Britannien der ihnen allen gemeinschaftliche Kampf gegen die Briten das Bedürfnis nach einem gemeinsamen Heerführer erzeugt; ein

solcher sei dann aus der Zahl der Könige durch deren, so wie ihres Adels Wahl bestellt worden und zwar gewöhnlich derjenige, dessen Land am Meisten den Angriffen der Briten blosgestellt war. Wenn wirklich unter dem Bretwalda Etwas mehr als der bloß faktische Gewalthaber zu verstehen ist, so ist offenbar diese Erklärung, die die heimathlichen Verhältnisse der Sachsen mit den neu entstandenen geschickt in Verbindung bringt, die passendste; die ganze Art und Weise aber, in welcher die Chronisten von dem Bretwalda sprechen, scheint doch nur darauf hinzudeuten, daß sie sich kein solches durch Wahl angeordnetes, gleichsam juristisches Verhältniß dabei gedacht, sondern daß sie denjenigen angelsächsischen König, der durch Waffenthaten, einerlei ob gegen die Briten oder gegen seine Stammesgenossen und durch Unterwerfung seiner Gegner sich auszeichnete, mit dem hochtrabenden Namen Bretwalda beehrt haben; auch möchte die Stelle aus *Henric. Huntingd.*: *omnia jura regns Anglorum, reges scilicet et procures et tribunos in ditione sua tenebat*, schwerlich auf eine Wahl des Bretwalda Seitens dieser *reges* und *procures* zu deuten sein.

Zu der Schilderung der Kämpfe der Angelsachsen unter einander bietet dem Verf. die Einführung des Christenthums und die durch dasselbe bewirkte Vermittlung und Versöhnung der feindlichen Könige und Völker, einen freudigen Gegensatz dar, den er mit aller Wärme des Gefühles willkommen heißt. Bei dieser Gelegenheit kommt er auf die oben berührte von ihm angenommene wesentliche Verschiedenheit der britischen von der katholischen Kirche zu sprechen. Er findet diese Verschiedenheit in folgenden Punkten (S. 136): „in der abweichenden Ansicht der Briten über die Ansetzung des Osterfestes, den Schnitt der Tonsur, die priesterliche Einsegnung der Ehe, die Priesterehe, in dem Mangel bischöflicher Succession oder der Ordination der britischen Bischöfe, deren fast jede Kirche einen besaß, durch Presbyter, vor Allem aber in der Nichtanerkennung des Supremats des römischen Papstes.“ Allein hier möge uns zuvörderst die Frage erlauben sein, welches denn eigentlich die Quellen sind, aus denen wir überhaupt Etwas über die britische Kirche erfahren? Beschränken sich diese nicht auf Gildas, Beda und außer denjenigen Stücken, welche bei *Wilkins, Concil. Tom. I.* abgedruckt sind, auf die von Mabillon herausgegebene britische Litanei? In diesen Quellen finden

wir aber weder von jener Ordination (davon weiter unten) noch von den abweichenden Ansichten über die priesterliche Einsegnung der Ehe, noch über die Priesterehe ein Wort. Oder soll auf den letzteren Gegenstand die Aeußerung Beda's, daß die britischen Geistlichen sich *castitati ecclesiasticæ contraria* zu Schulden kommen ließen, sich beziehen? Gesetzt den Fall, dem wäre so, so würde, wenn es sich um die altbritische Kirche handelt, das Zeugniß des Gildas den Vorzug verdienen; dieser aber klagend über den Verfall des britischen Clerus, sagt, daß die Priester ihre Mütter und Schwestern aus dem Hause trieben und mit andern Weibern lebten (bei *Gale p. 23*); hier ist aber noch von keiner Priesterehe die Rede, und wenn die Stelle aus Beda darnach nicht eben so zu verstehen wäre, so würde sie doch immer nur davon Zeugniß geben, daß zu Beda's Zeit gegen die Grundsätze der früheren britischen Kirche die Priesterehe hin und wieder vorgekommen sei; dies war aber in noch späterer Zeit in Frankreich und in Deutschland auch der Fall und doch überall gleich durch die Canones verboten. Die unerhebliche Meinungsverschiedenheit über den Schnitt der Tonsur können wir übergehen, wichtiger aber ist der Streit über die Ansetzung der Osterfeier. Der Verf. findet gerade in der britischen Berechnung des Osterfestes einen Grund, daß die britische Kirche mit den orientalischen zusammenhänge und sich auf die ältesten unmittelbaren Ueberlieferungen aus Judäa stütze und glaubt daher (S. 45), daß den Legenden über die Predigt der Lehre von Christus durch morgenländische Apostel sich eine historische Basis unterlegen lasse; er verwirft auch nicht geradezu die Anwesenheit Josephs von Arimathia in Britannien, sondern nur soviel, daß ihm die Gründung des Klosters Glastonbury zugeschrieben werden dürfe. Abgesehen davon, daß nach den Legenden auch viele andre Kirchen ihren Ursprung unmittelbar aus dem Oriente herleiten (z. B. die von Marseille von Lazarus, dem Freunde Jesu), ohne daß bei ihnen von solchen abweichenden Ansichten in Betreff des Osterfestes die Rede wäre, wollen wir nur auf den Umstand aufmerksam machen: daß, wenn die britische Kirche unmittelbar aus Judäa stammte, ihre Osterberechnung mit der römischen bis zum Jahre 444 durchaus dieselbe war, daß aber, wenn aus der Ansetzung des Osterfestes der Zusammenhang mit kleinasiatischen Kirchen erwiesen sein soll, die Briten sogenannte Quartodecimaner gewe-

sen sein müßten, d. h. sie würden das Osterfest mit den Juden am 14ten Nisan gefeiert haben, auch dann, wenn dieses kein Sonntag gewesen wäre; Quartodecimaner waren sie aber nicht (S. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Bd. I. S. 716. 717). Schon zuvor bemerkten wir, daß man in Rom bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts eben so berechnet habe, wie die Briten es thaten; erst nicht lange Zeit vorher, ehe Augustinus nach Britannien kam, hatte man dort den alten fehlerhaften Cylus von 84 Jahren verlassen, und, nach einem kurzen Gebrauche des von dem Aquitanier Victorius erfundenen Cyclus von 532 Jahren, den *Cyclus decemnovennalis* des Dionysius Exiguus an die Stelle gesetzt. Aber daß die Briten ihrem Kalender selbst nicht recht traueten, geht daraus hervor, daß sie nachmals die Verbesserungen desselben durch Sulpitius Severus von den Iren annahmen, wodurch sie der römischen Berechnungsweise auf eine unbedeutende Kleinigkeit ganz nahe kamen, was nur von den mit übertriebenem Eifer beseeelten angelsächsischen Geistlichen mißverstanden wurde, wie denn überhaupt der Streit bei dem Nationalhasse zwischen den Briten und Angelsachsen, vielfältig und durch jede unbedeutende Kleinigkeit neue Nahrung erhielt. — Zwei Punkte sind nunmehr noch zu erörtern geblieben, nämlich der Mangel bischöflicher Succession oder die Ordination der Bischöfe durch Presbyter und die Nichtanerkennung des päpstlichen Primats. Was den ersteren Punkt anbetrifft, so kann — da die obigen Quellen darüber schweigen — strenge genommen davon in Betreff der britischen Kirche gar nicht die Rede sein, sondern jene Meinung beruht zunächst auf einer Verwechselung mit der irischen Kirche. Offenbar hat hier der Verf. die Stelle beim Beda im Auge, wo dieser von der ausgedehnten Jurisdiction des Abtes von Hy spricht, welcher sogar mehrere Bischöfe untergeordnet waren. Das Kloster von Hy war vom heiligen Columba, der aus Demuth die bischöfliche Würde nicht annehmen wollte, gestiftet, aber aus seinem Kloster gingen Bischöfe hervor, die aus Ehrfurcht von dem heiligen Columba auch seinen Nachfolgern, den Aebten von Hy untergeben blieben. Daß diese Bischöfe aber von Presbytern ordinirt worden seien, weil sie aus jenem Kloster hervorgingen, ist durchaus nicht anzunehmen, nicht nur,

weil sie ja füglich von den benachbarten Bischöfen ordinirt werden konnten, sondern ganz besonders deshalb nicht, weil sich unter den Mönchen in dem Kloster Hy selbst ein Bischof befand (S. *Usser. Britann. eccles. Antiquit. p. 701*). Ganz nach dem Muster von Hy wurde auch die Colonie dieses Klosters, Lindisfarne, von Aidan (der ein Irländer, nicht aber wie der Verf. annimmt ein Schotte war) eingerichtet und auch in diesem Kloster gab es einen Bischof. Die ganze Verschiedenheit der irischen und britischen Kirche von der römischen reducirt sich aber hinsichtlich der Ordination der Bischöfe darauf, daß diese dort in einer einfacheren Form und meistens nur von *einem* Bischöfe vollzogen wurde, wofür Usser (a. a. O. p. 684) ein wichtiges Zeugniß aus dem Leben des Bischofs Kentigern von Glasgow anführt. Ueber diese Verhältnisse findet sich auch Vieles in der im Jahre 1684 erschienenen Schrift des anglikanischen Bischofs von S. Asaph und Worcester, W. Lloyd: *historical account of church government, as it was in Great-Britain and Ireland, when they received the christian religion*. — Hinsichtlich der Nichtanerkennung des päpstlichen Primats Seitens der Briten bemerkt der Verf. (S. 136), daß dieser Grundsatz nicht ausdrücklich von den Zeitgenossen ausgesprochen werde, aber eben dieser Umstand habe jenen unbedeutend scheinenden Kämpfen und äußeren Anordnungen große Wichtigkeit verliehen. Der Verf. giebt damit zu erkennen, daß er — wie auch schon von Engländern geschehen — das zuerst von Spelman bekannt gemachte vermeindlich altbritische Document (eine Erklärung des Abtes Dinoh von Bangor an Augustinus), welches zur Unterstützung jener Meinung öfters angeführt wird, für ein späteres Machwerk halte. Wir dürfen hier aber wohl erstens darauf aufmerksam machen, daß es außerordentlich auffallend ist, daß ein so wichtiger Grundsatz, wie die Verwerfung des päpstlichen Primats, gar nicht von den Zeitgenossen bei Gelegenheit der Streitigkeiten erwähnt wird und zweitens darauf, daß sich bei Gildas (*Gale, I. p. 24*) eine Stelle findet, die anders gar nicht verstanden werden kann als so, daß britische Geistliche zur Zeit jenes Schriftstellers häufig nach Rom gegangen seien, um dort ihre Ansprüche auf Kirchenämter in Britannien durchzusetzen.



Mai 1835.

*Geschichte von England von J. M. Lappen-  
berg: Erster Band.*

(Schluß.)

Für den Zusammenhang der britischen Kirche mit Rom spricht ausserdem auch noch die oben angeführte Litanei bei Mabillon; über sie und über Vieles, was hier nur angedeutet werden konnte, findet sich Ausführliches in der zweiten Abtheilung der auch in diesen Blättern schon angezeigten Kirchengeschichte von Döllinger. Schliesslich aber sind bei diesen Verhältnissen wohl noch folgende Umstände überhaupt zu berücksichtigen: Hätte wirklich ein erheblicher kirchlicher Unterschied zwischen der britischen und römischen Kirche bestanden, wie hätte dann wohl Augustinus die britischen Bischöfe aufordern können, mit ihm gemeinschaftlich an der Bekehrung der Angelsachsen zu arbeiten? sollte er es gewollt haben, daß die Briten ihre abweichenden Glaubenslehren weiter verbreiteten und ihm gleichsam unter seine Saat das Unkraut streueten? Wie ist es ferner denkbar, daß die römisch-angelsächsische Geistlichkeit die britischen und irischen Bischöfe sich gegenüber doch als rechtmäßige Bischöfe anerkannt haben? Und endlich müßte sich doch etwas von der inneren Verschiedenheit der britischen und irischen von der römischen Kirche gezeigt haben, als zu Anfang des siebenten Jahrhunderts die Schaaren von Glaubensboten aus Irland und Britannien ausgingen, denen auch so viele deutsche Kirchen ihre Gründung verdanken. Ist jemals von Rom aus gegen die Glaubenslehre des heil. Columba, des heil. Gallus, Kilian, Emmeran u. s. w. etwas eingewendet worden?

Mit Uebergang der vielen interessanten Einzelheiten, die wir aus den folgenden Abschnitten des Buches hervorheben könnten, (z. B. der geschickten Deutung der Sage von der Freundschaft Rollo's und des Königs Aelfred oder gar Aethelstan durch den Umstand,

*Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

daß der Dänenkönig Guthrun nach seiner Taufe den Namen Aethelstan erhielt), wenden wir uns zum Schlusse zu der Darstellung der inneren Zustände der Angelsachsen. Der Verf. behandelt dieselben nach den Rubriken: Staatsrecht, Privat- und Strafrecht, Rechtspflege, städtische Verfassung und Landescultur. Um hier zunächst einige allgemeine Ansichten hervorzuheben, welche wir hieraus entnehmen, so ist mit dem Verf. auf die merkwürdige Erscheinung hinzuweisen, daß in Britannien alle europäischen Nationalitäten, die slawische ausgenommen, zusammentreffen und daß schon aus diesem einen Grunde die englische Verfassung überhaupt von einer so großen Bedeutung sei. Aber auch das ist nicht zu übersehen, daß dasjenige, was wir angelsächsisch nennen, insonderheit angelsächsische Verfassung, schon anzusehen ist als hervorgegangen aus einer Mischung sächsischer und angliker Verfassung, wie jener Ausdruck selbst schon darauf hinzeigt. Der Verf. bekennt sich sodann auch zu der Ansicht, der wir vollkommen beistimmen, daß schon die angelsächsische Zeit das Lehnswesen und das Ritterthum ausgebildet habe, so wie auch die Bemerkung, daß die beiden Institute Gottesurtheile und Tortur in einem nahen Zusammenhange mit einander ständen, gewiß sehr richtig ist. Ueber die Geschwornengerichte dürfen wir uns in dem folgenden Bande mehr Aufschluß versprechen, doch deutet der Verf. seine Ansicht, daß sie allein aus dem Institute der Urtheile hervorgegangen seien, schon jetzt (S. 606) an. Bei der städtischen Verfassung wird jeder Zusammenhang mit älteren römischen Einrichtungen mit Recht zurückgewiesen und gezeigt, welche rein germanischen Verhältnisse, insonderheit die Gilden, zur Ausbildung der städtischen Corporationen geführt haben. Dagegen ist der Verf. der Meinung, daß die Hofämter wohl sämmtlich aus der römisch-byzantinischen Hofverfassung entlehnt seien; hier möchte aber bei dem Ausdruck *Stallere* für Marschall doch wohl der römische

Ursprung des Wortes in Zweifel zu ziehen sein; es ist möglich, daß er mit *Stabulum* zusammenhängt, allein die deutsche Ableitung (vergl. Grimm, D. G. II. S. 41 nro. 464.) scheint doch näher zu liegen. — Für das Wort *Graf* bietet der Verf. die Lambardsche Erklärung von *reafan*, *refan*, also *spoliator* und *exactor*; Unterzeichneter hat seine frühere Deutung durch *gefera* in neuerer Zeit (deutsche Gesch. I.) aufgegeben und sich zu der von Grimm (deutsche Rechtsalterth. 753) gegebenen bekannt, durch welche die Wichtigkeit des Grafen für das Gefolgschaftswesen bewahrt wird; er wagt nicht zu entscheiden, allein der Verf. wird gewiß auf einen Compromiß auf Grimm gerne eingehen. Dagegen scheint die Erklärung, welche der Verf. für den Ausdruck *Sagibarones* giebt, indem er dieselbe für Immunitätsherren hält, vieles für sich zu haben; eine Verwechslung aber ist es wohl, wenn der Verf. die *wite theowas* des angelsächsischen Rechts durch „weiße Theowas“ (d. h. Unfreie) wiedergiebt, es sind offenbar solche, die zur Strafe (*wite*) in die Unfreiheit gekommen sind. Schließlich mögen noch einige Druckfehler bemerkt werden; S. 383 muß es heißen: welchen der tapfere Kanzler Turketul erschlug; S. 443: Witau; auch S. 75 oder S. 69 muß ein Fehler in den angegebenen Jahreszahlen 428 oder 443 sein. —

Wir beendigen diese Anzeige, indem wir von diesem Werke mit aufrichtigem Danke scheiden. Den hohen Werth desselben in vollkommenem Maße anerkennend, wünschen wir dem Verf. zu seiner und zur Ehre deutscher Wissenschaft eine baldige Uebersetzung seiner gediegenen Arbeit ins Englische.

George Phillips.

### LXXXI.

*Muscologia Germanica, oder Beschreibung der deutschen Laubmoose. Im erweiterten Umfange nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, nebst Erörterung der Standörter und ihrer Entdecker, der Synonyme seit Hoffmann und Roth, mit erläuternden Anmerkungen. Bearbeitet von Dr. J. W. P. Hübener. Leipzig, 1833. XII u. 772 S. 8.*

*Hepaticologia Germanica (,) oder Beschreibung der deutschen Lebermoose. Im erweiterten*

*Umfange nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, nebst Erörterung der Standörter und ihrer Entdecker, kritisch und mit erläuternden Anmerkungen bearbeitet von Dr. J. W. P. Hübener. Mannheim, 1834. LXIV und 314 S. gr. 8.*

Die beiden Werke, deren wir hier gedenken wollen, entsprechen in so fern einem Bedürfnis und füllen eine Lücke unserer botanischen Literatur aus, als es bisher noch an einer vollständigen Naturbeschreibung der deutschen Laub- und Lebermoose in deutscher Sprache fehlte, in welcher die zahlreichen Freunde der Botanik, die der lateinischen Sprache unkundig sind, Belehrung suchen könnten. Der Hr. Verf. hat dieses Bedürfnis richtig verstanden, und den Plan seiner beiden Werke dem gemäß wohl angelegt; darum wird es seinen Schritten nicht an Käufern und Lesern fehlen, und der Nutzen wird nicht ausbleiben; liegt ja schon darin, daß einem Mangel abgeholfen werde, die Bürgschaft einer gewissen Nützlichkeit, ganz abgesehen von der Beschaffenheit des Hilfsmittels!

Man darf aber von dem Hrn. Verf. noch mehr sagen, und versichern, daß er in der Charakteristik der Gattungen und Arten, in wohlgeordneten Beschreibungen, in vergleichenden von vieler Sachkenntnis und gegenwärtiger Anschauung zeugenden Anmerkungen, in wohlgewählter Synonymie sehr Ersprießliches geleistet und für ein erstes Bedürfnis befriedigend gearbeitet habe.

Doch sind die beiden genannten Werke in dieser Hinsicht nicht von gleichem Werthe.

Die *Muscologia germanica* zeigt den Verf. weit mehr vorbereitet, und dieses konnte auch nicht anders sein, da die Laubmoose seit langer Zeit mit einer im Einzelne tief eindringenden Liebhaberei unter uns studiert und bearbeitet worden, da zahlreiche Werke, von denen wir nur die von Hedwig, Bridel und Schwägrichen nennen wollen, die Naturbeschreibung dieser Gewächse mit großer Ausführlichkeit abhandeln, und bequeme Sammlungen getrockneter Moose, vorzüglich Funks Moostaschenherbarium, über die Mehrzahl der bis jetzt bekannten deutschen Moosarten sichere Auskunft gaben. So vorbereitet, hat der Verf., wie bekannt, auf seiner Reise durch die Nord-Europäischen Reiche den Laubmoosen eine vorzügliche Aufmerksamkeit geschenkt, auch später sich denselben mit einer fast

allzuweit gehenden Vorliebe gewidmet, daher er sich denn hinlänglich zu einem solchen Unternehmen gerüstet glauben durfte.

Der Beweis hiefür liegt in der Arbeit selbst. Hr. Hübener verstand, seine Vorgänger zu benutzen, die Sphäre, die er bearbeitet, erscheint ihm in bekannter Gestalt, es tritt ihm des Neu- und Unentdeckt-Scheinenden nicht eben viel entgegen, und wo er dergleichen hervorhebt, da ergibt sich bald, daß er es aus klarer Vorstellung des früher Bekannten für etwas Anderes, für etwas Unbekanntes hielt. Diesem entspricht auch die Darstellung; sie findet den Ausdruck, ohne ihn zu suchen, — sie bleibt natürlich und einfach.

Aber als Hr. H. dieses erste Werk mit Glück vollendet sah, gedachte er, auch die *Lebermoose* auf ähnliche Weise zu bearbeiten, auf deren Studium er offenbar schon darum weniger vorbereitet sein konnte, weil es noch mit manchen Schwierigkeiten umgeben ist, die bei dem der *Laubmoose* schon längst hinweggeräumt sind, und weil die Hauptwerke über diesen Zweig in Sprachen geschrieben sind, die dem Hrn. Verf. nicht ganz geläufig scheinen, oder die ihrer Kostbarkeit und Seltenheit wegen ihm nur periodisch zu Gebot standen.

Wie nun die Zierlichkeit dieser Gewächse, das Geheimniß, das auf ihrem Bau zu ruhen scheint, und die Ahnung ihrer Bedeutsamkeit für einen höheren morphologischen Zweck, in gleichem Maße mit dem Widerstreit des Materials und der Hilfsmittel den jugendlichen Beobachter immer mehr anzog und zur Begeisterung für den Gegenstand fortführte, — fühlte er sich berufen, eine *eigene* Bahn zu suchen und auf dem dunkeln Gebiete durch *Entdeckungen* Licht zu verbreiten. Dieses Streben drückt sich, nicht ganz erfreulich, in der *Hepaticologia germanica* aus; man sieht auf jeder Seite, daß der Hr. Verf. für *diese* Aufgabe zu schnell an's Werk ging, zu rasch fortschritt. Die Einleitung, bestimmt in mehreren Abschnitten den Bau der *Lebermoose* nach neuen Gesichtspunkten zu schildern, die Geschichte ihrer Bearbeitung, das Geographische, die systematische Anordnung u. s. w. zu erläutern, sucht ihrem Gegenstande durch einen gewissen Schmuck der Rede, in welchem sich der Vf. besonders gefällt, ein höheres Interesse zu verleihen, und wird dadurch oft unklar, übersehen die *Sachen* um *Worte* zu finden und verfällt häufig da, wo das Streben nach Gründlichkeit am sichtbarsten

hervortritt oder hervortreten sollte, in die größte Oberflächlichkeit.

(Der Beschluß folgt.)

## LXXXII.

*Biblisch-geschichtliche Darstellung der Hebräischen Musik, deren Ursprung, Zunahme, Glanzpunkt, Abnahme und gänzlicher Verfall, mit Bezugnahme auf die den Israeliten sprachlich verwandten Völker. Nach dem hebr. Original-Texte und nächst diesem nach den besten Quellen, mit besonderer Hinweisung auf des Verfassers nächst zu erscheinende musikalisch-kritische Bibliothek bearbeitet, und den Bibel-freunden, der Geistlichkeit, einem gebildeten Israelitischen Publikum und den Freunden der Tonkunst insbesondere zugeeignet von Pet. Jos. Schneider, Dr. der Philos. und Musik. Bonn, 1834. Verlag von Dunst et Comp. XXV. u. XC. S. 8.*

Von einer Geschichte der Hebräischen Musik fordert man vor Allem eine Bestimmung der Instrumente, des Charakters dieser Musik, ihres Verhältnisses und ihrer Beziehungen zur jetzigen Tonkunst. Es wird also hierzu nothwendig sein, über die Instrument-Namen, die musikalischen Ausdrücke, die sich in den Hebräisch-biblischen Schriften, namentlich in den Psalmen-Ueberschriften finden, gründliche Untersuchungen anzustellen, was sich von der Musik anderer alter Völker auffinden läßt, hiermit zu vergleichen, die geschichtlichen Data über diese Musik bis in die letzten Zeiten zu verfolgen und über die Periode der Uebergänge derselben in die christliche Kirchenmusik Licht zu verbreiten. Ueber das letztere fehlt es noch gar sehr an vollständigen Untersuchungen. Würden sie gelingen, so ließe sich ausmachen, wie viel in der Kirchenmusik von der Hebräischen (die auf jede Weise ihre Grundlage bildet) geblieben, was der Einfluß der Griechischen und die Einführung des vierstimmigen Satzes hieran verändert. Man würde also auf diese Weise dahin kommen, sich von dem melodischen Charakter der alten Hebräischen Musik ziemlich richtige Vorstellungen machen zu können, und dies würde zunächst auch über die Ausdrücke der Griechischen Tempelmusik mehr Aufschluß geben. Der Verf. ist hinter allen diesen Forderungen weit zurückgeblieben. Eine ziemliche Belesenheit, die man ihm zugestehen muß, hat ihn zu eigener Forschung nicht geführt. Er begnügt sich damit, was Andere gesagt, nachzusprechen, oder eigene Behauptungen ohne sichere Begründung hinzustellen. Von den Eigenthümlichkeiten seines Buches wird man sich aus folgenden Mittheilungen eine Ansicht verschaffen können.

Der Verf. behauptet S. XI., daß einem musikalischen Geschichtsforscher das Studium der orientalischen Literatur unerläßlich sei. Er sagt dies, um diejenigen bitter zu tadeln, welche *Jubal* „den Erfinder der Tonkunst“ genannt, da es doch nur heiße: „von ihm sind hergekommen die Geigen und Pfeifen“ (wobei demnach nur an Instrumental-Musik gedacht werden könne). Indess der Verf. macht von seinen eigenen orientalischen Studien fast keinen andern Gebrauch, als daß er recht

oft die Worte des Hebräischen Textes anführt, jedoch durch so viele Druckfehler, namentlich in den Vokalpunkten entstellt, daß er oft ein höchst sonderbares Aussehen gewinnt. An eine eigentlich philosophische selbständige Untersuchung der musikalischen Ausdrücke und der Instrument-Namen der Hebräer ist gar nicht zu denken. Auch an der angeführten Stelle behält der Verf. die Worte der Luth. Uebersetzung bei, ohne sich auf eine wirkliche Deutung der dort gebrauchten Ausdrücke *Kinnor* und *Ugab*, einzulassen. Zwar wird S. XV. gesagt: „Niemand wird unter *Geiger* unsere Geige verstehen wollen.“ Denn „der Einfall, einem verächtlichen Schafsdarm durch einen mit Colophonium gestrichenen Rofschweif himmlische Töne zu entlocken, ist sicher in weit späteren Zeiten reif geworden.“ Aber weit einfacher wäre es gewesen, sprachlich nachzuweisen, daß *Kinnor* nichts Anderes als „Cither“ sei.

Wer sehen will, wie der Verf. es anfängt, die Bedeutung der Instrument-Namen sicher zu stellen, lese unter andern S. XXIX. Anm. 24. Hier werden die Schriftsteller, welche *Keren* und *Schofar*, beide für krummgebogen halten (und zwar mit Recht, denn beides bezeichnet nur dasselbe Instrument *Horn*, nur daß bei der Benennung *Schofar* auf den Ton, bei *Keren* auf das Material Rücksicht genommen ist) mit Tadel angeführt. „Wir bleiben“, schließt der Verf., „nun einmal gerade stehen, mindestens doch mit einem Fuße! der andere mag krumm gebogen sein!“ — Dergleichen Versehen und Verirrungen, auch im Gebiete der Wissenschaft, sind übrigens nicht selten. Wer sie alle aufgezählt, *gleichgestellt* und mindestens doch der Hauptsache nach, auf den rechten Weg zurückgeführt, und die Wissenschaft selbst *sicher gestellt* zu sehen wünscht, der beliebe nur die Bibliothek von I—VI. nachzuschlagen.“

Das hier und fast auf jeder Seite des Buches angeführte Werk ist des Verfs. „musikalisch-kritische Bibliothek“, für welches derselbe (am Schlusse der Vorrede) einen Verleger wünscht, da der erstere „sogenannte“ Verleger den Umfang des Buches zu groß gefunden.

Nicht ganz ohne Grund macht der Verf. S. XI. auf das Bedeutsame in den Namen *Mahalael* (Lob Gottes) 1 Mos. 5, 12. aufmerksam, woraus er schließt, daß damals schon „musikalische“ Lobpreisungen Gottes stattgefunden hätten, folglich die Vokalmusik schon in Uebung war, zu welcher dann durch Erfindung des *Jubal* auch die Instrumental-Musik kam.

Mit Recht macht der Verf. darauf aufmerksam, daß die Musik bei den Hebräern von Männern geübt wurde, die die höchsten Ämter verwaltet, aber er behauptet etwas ganz Eigenes, wenn er sagt: „Wir finden, daß ein jeder Anführer oder Richter gemeinlich nicht nur mit dem prophetischen, sondern auch mit dem *bardischen* Charakter bekleidet war.“ S. XXXIV.

Was den Charakter der Hebr. Musik betrifft, so meint der Verf., daß dieselbe nur Melodie, nicht aber Harmonie gehabt. Man spricht allerdings dieser und der alten Musik überhaupt unsere Harmonie mit völligem Rechte ab. Indes scheint es dem Verf. (aus welchen Gründen wird nicht gesagt) wahrscheinlich, daß die Hebräer „schon die Moll- und Durtöne kannten.“ S. LVII. Es läßt sich aber diese wunderbare musikalisch-hi-

storische Betrachtung wird hiermit in Verbindung gebracht) „nicht behaupten, wie einige neuere Rabbinen zur Ehre ihres Volkes zu erweisen suchen, daß sie schon die *Samaritaner* gekannt hätten!“ — Haltbar und standfest sind solche Beweise schon darum nicht zu nennen: weil ihnen, abgesehen von allem andern, schon die Möglichkeit abgeht. Wir wissen, daß da „Samaritanische“ in der Mitte steht, zwischen dem Aramäischen und Hebräischen; das Hebräische oder die Hebräische Sprache selbst aber nur ein einzelner Dialekt eines größern vorderasiatischen Sprach- und Völkerstammes ist. Wir wissen aber auch, daß die meisten dieser Dialekte ausgestorben sind — und dies gerade der samaritanische meist — oder nur noch in unbedeutenden Distrikten fortleben; — nun möchte ich wissen, welche haltbare consequent aufgestellte Behauptungen diese gelehrten Rabbinen noch auszukramen vermögen! Auf welchen Wegen sie uns in hellen Gängen bis zu dem fraglichen so sehr verdunkelten Volkchen hinleiten wollen!“

Uebrigens wird „die Art der Musik“ nach S. LIII., „wahrscheinlich wie die der Aegypter und Griechen beschaffen gewesen sein: weil keine Nachrichten vorhanden sind, die meiner Annahmewidersprechen“, ein Argument, das allerdings unumstößlich ist.

Die Art und Weise der Aufführung Hebräischer Tempelmusiken wird S. LIV. zum Theil geschildert: „Die Musik nahm allezeit nach Ausgießung des Trankopferweines ihren Anfang, und weil die Sänger diesen Proceß nicht so genau von ihrer Bühne beobachten konnten, so wurde ihnen vom Priester vermittelt der Schwingung eines Schweifstaches das Zeichen gegeben, worauf sogleich die Cymbeln geführt wurden. Die Trompeter (eigentlich Kuhhornisten), welche alle Priester waren, hatten nicht einerlei Platz mit den Sängern, indem sie auf den Stufen des Altars standen. Da ein jeder Psalm in 3 Theile pflegte unterschieden zu werden, und zwischen jedem Theile sich die Trompeten hören ließen: so fiel auf solchen Schall das Volk auf sein Angesicht vor Gott zur Erde nieder.“ Eine Anmerkung hierzu enthält keinesweges die Belege für diese ergreifende Schilderung, aber eine andere nicht minder wichtige Bemerkung: „die Trompeten verrichteten also damals denjenigen Dienst, welchen bei uns die Orgel, zwischen den Choral-Strofen, zu verrichten pflegt. Nur findet der Unterschied statt: daß damals das Volk aus purer Andacht zur Erde niederfiel, und heute der Halbgebildete aus Verdruss und Aerger, während des Zwischenspiels, worin der Organist mit Bravour-Läufen seine Kunst zu zeigen sich bestrebt, sein Angesicht verbirgt —: der feinfühlende ausgebildete Musiker aber ohnmächtig zur Erde fallen könnte!“

Der Verf. giebt selbst ein Urtheil über sein Buch ab, S. LXVIII.: „Nun glaube ich schließlic meine Leser versichern zu können, auch hier (dort vergl. Bibl. I—VI.) zum erstenmale eine, von allen bisherigen Verfahrungsweisen, im wesentlichen zwar abweichende und lediglic auf die Zeugnisse der heiligen Schrift sich gründende, darum aber auch wahre, zuverlässige und unwiderlegbare Geschichte der Hebr. Musik im Allgemeinen und sachgemäß besondern, geschrieben zu haben.“ Dem Verf. bleibt nur übrig noch hinzuzusetzen, daß gewiß Niemand, das Buch unerfreut aus den Händen legen wird.

№ 84.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

Mai 1835.

***Muscologia Germanica, oder Beschreibung der deutschen Laubmoose. Im erweiterten Umfange nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, nebst Erörterung der Standörter und ihrer Entdecker, der Synonyme seit Hoffmann und Roth, mit erläuternden Anmerkungen. Bearbeitet von Dr. J. W. P. Hübener.***

***Hepaticologia Germanica (,) oder Beschreibung der deutschen Lebermoose. Im erweiterten Umfange nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, nebst Erörterung der Standörter und ihrer Entdecker, kritisch und mit erläuternden Anmerkungen bearbeitet von Dr. J. W. P. Hübener.***

(Schluß.)

Die „Uebersicht der Fortpflanzungsorgane“ (S. II.) hebt z. B. also an: „Wenn wir das schöne stille Sein „dieser Gewächsreiche betrachten, so finden wir *auch* „hier ein vegetatives Leben und Lebensalter (!), wir „finden Geschlechter, Befruchtung, Geburt und Tod! „Sie alle feiern ein frohes Fest der Aphrodite,“ und so weiter in diesem Tone noch eine gute Weile, ohne daß wir irgend etwas herauslesen könnten, was nicht unmittelbar in der Voraussetzung: daß die Lebermoose Pflanzen seien, enthalten wäre. Seltsame, undeutsche und überhaupt unklare Wendungen, Ausdrücke u. s. w. gehen aus demselben Streben nach einem sogenannten blühenden Style hervor. Von Wiebel, dem Verf. der *Flora Werthemensis*, heißt es, S. XLIX: „Ueberhaupt „gereicht es diesem Autor zum Vorwurf, daß er, ohne „sich an die Grundgesetze der Botanik zu binden“ (was noch dazu ganz falsch ist, denn Wiebel wich bloß von einigen *Formen* der Diagnostik ab) „sein Werk mit gro- „ßer Willkür durchführte, und so geschieht *dem Recht*, „wenn die späteren Forscher *es des Gesetzes der An-*  
*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. 1. Bd.*

„erkennung überheben;“ (soll heißen: es nicht berücksichtigen). — S. XVIII. „die herrschende Form der Blätter (der Lebermoose) *kreist sich* um das Eiförmige.“ — „Entbilden“ z. B. „Innovationen *entbilden*,“ — „Entbildung“ z. B.: „nach dieser Entbildung“ (nämlich nach der Entwicklung der Befruchtungsorgane) „streben ja „alle“ S. III., — „hieraus *entleiten* wir die Inconsequenz u. s. w.,“ — und mehrere dergleichen, mit sichtlicher Auswahl beigebrachte und häufig wiederkehrende Sprachfehler dringen dem Rec. den Zuruf ab: willst du schon zierlich erscheinen? — und wie es dann bei dem Dichter weiter lautet.

Man könnte sich leicht darüber hinwegsetzen, wenn nicht bei dem nichtigen Streben sich interessant zu machen und mit dem Publicum zu kokettiren, gar leicht ein gutes Talent vernachlässigt, eine frische Kraft untergraben würde. Schon zeigt sich die Folge bei Vergleichung solcher Abschnitte, worin Stellen, wie die erwähnten, vorkommen, mit andern, bei deren Bearbeitung Hr. H. sich seinem Gegenstande mehr hingab und von ihm leiten ließ, wie z. B. in dem siebenten (S. XXXVII—XLVII), von der *geographischen Verbreitung der Lebermoose*, welcher die Lebermoose in ihrer Verbreitung über die Erde auf eine anziehende und unterhaltende (discursive) Weise, fast ohne alle verunstaltende Ausschmückung darstellt.

Wie schon oben erwähnt wurde, ging aus der einen Quelle, — dem zu raschen Anfang und Fortgang der Arbeit, — ein anderer, sehr wesentlicher Uebelstand hervor. Um über neu aufzustellende Arten auf einem formenreichen und formwandelnden Gebiete mit Sicherheit zu entscheiden, muß man die früher bekannt gewordenen und im System aufgeführten in lebhafter Anschauung sich klar vergegenwärtigen können. Wer zu oft auf einem schon wohl bearbeiteten Florengebiet Neues erblickt, verräth in der Regel dadurch, daß er das Alte nicht gründlich genug kennt. Darüber aber,

dafs man nicht von allen deutschen Lebermoosen ein klares Bild vor Augen habe, darf sich niemand wundern; es ist nicht leicht, zu dieser Klarheit zu gelangen, ja, ohne Hookers Werk war dieses fast unmöglich, bis uns vor Kurzem Hr. Ekart Hookers Abbildungen, mit manchen andern vermehrt, auf seine Weise zugänglich machte. Flüchtige Blicke auf solche Werke genügen nicht, und Lindbergs wichtige Arbeit forderte ein langes und vieljähriges Studium unmittelbar an der Natur, um sich allmählig über die Hauptformen gehörig zu verständigen. Hr. H. hat offenbar mehrere der bekannten und beschriebenen Lebermoos-Arten in den Darstellungen seiner Vorgänger nicht erkannt, und entweder eine ganz andre Pflanze dafür genommen, oder auch die früher bekannte, wahrscheinlich nach Autorität (doch ohne dieses zu erwähnen) für sich stehen lassen, dieselbe Pflanze aber unter einem neuen Namen und oft an einer sehr entfernten Stelle nochmals aufgeführt. Da hier der Ort nicht ist um dergleichen ins Einzelne zu verfolgen, so will ich nur beispielsweise Folgendes berühren. Die fruchttragende *Jungermannia Sphagni* sieht der unfruchtbaren sehr wenig ähnlich, hat fast aufrechte, hornförmige, mit kleinen anliegenden Blättchen in drei Reihen besetzte Stämmchen, welche an dem kriechenden Grundtheil auf kurzen seitlichen Aesten fructificiren. Ich beobachtete diese Pflanze im Jahr 1816. und beschrieb sie in der Vorrede zu Martius *Flora Erlangensis cryptogamica* unter dem Namen: *Jungermannia denudata*, konnte dieses auch mit um so größerer Zuversicht thun, weil die Beschreibungen der Autoren, die der *Jungermannia Sphagni* gedachten, diese Species mit andern vermengten und deshalb ihre Fructification unrichtig darstellen. Hookers 2te Supplementtafel war mir damals noch nicht zu Gesicht gekommen (das Werk wurde erst Ende 1816 vollendet). Wer aber meine *Jungermannia denudata* kennt, wird beim ersten Blick auf die genannte Tafel wissen, dafs sie keine andere, als die dort abgebildete sei; dasselbe mufs demjenigen begegnen, welcher die *J. Sphagni* in allen diesen Zuständen schon kennt, und dann erst meine ehemalige *J. denudata* erblickt. Hr. Hübener beschreibt aber S. 77 die *J. Sphagni* mit dem Citat: *Hooker brit. Jungerm. t. 33. et Suppl. t. 24.* (soll heißen II.), und giebt daselbst eine treue Schilderung der fruchttragenden Pflanze; er beschreibt aber auch, S. 101 als *Jungerm. denudata* eine hievon ganz verschiedene,

mit *J. sphaerocarpa* verwandte, vielleicht ganz in den Formenkreis derselben fallende Art, wozu er unbedenklich alle die Stellen citirt, welche zur fruchttragenden *J. Sphagni*, der ehemaligen *J. denudata* gehören, — endlich aber stellt er S. 156 dieselbe *J. denudata* als *J. Sphagni fructifera* noch einmal als eine neue „seltsame“ Species unter dem Namen: *Jungermannia Sehmeyeri* auf. — *Jungermannia Mülleri* heifst eine *Jungermannia*, die Hr. Lindenberg zuerst nach meinen Mittheilungen in den *Hepaticae Europaeae* bekannt machte. Hr. H. beschreibt sie S. 153 recht gut, aber S. 176 noch einmal unter dem Namen *Jungermannia Libertae*, weil er hier die Unterblätter übersah und nun auf die Serraturen der Hüllblätter (nicht ohne Grund für die Stelle, welche sie unter den *Jungermannien*, denen die Unterblätter fehlen, einnehmen mufste), ein Gewicht legte.

Aus solchen und ähnlichen Gründen dürften die 20 neuen *Jungermannien*, womit dieses Werk unsere Flora bereichert, gar sehr zusammenschmelzen, wofür denn freilich auch manche andere, wohl begründete Art, die hier noch fehlt, wieder zu der Summe des Ganzen hinzukommen wird. Hr. Hübener zählt, mit Ausschluss der *frondosae*, 129 deutsche *Jungermannien*. Dafs er alle *J. frondosae*, nach einem scheinbar auf die Fructificationstheile gegründeten Charakter für eine Gattung halten will, ist eben so wenig zu loben, als dafs er diese Gattung mit dem Namen: *Gymnomitrium* (um) belegt, welchen Corda schon auf eine ganz anders umschriebene Lebermoos-Gattung angewendet hat. Statt *Echinomitrium* Hüb. S. 46 sollte stehen: *Cordae*; denn auch diese Gattung ist von Hrn. Corda aufgestellt und benannt. Den Gruppen der *Marchantiaceen*, *Riccieen* &c. w. ist von dem Verf. verhältnismäfsig geringer Fleifs gewidmet worden; dagegen hat er in den Beschreibungen der eigentlichen *Jungermannien* vielfältig seine glückliche Anlage bewährt, in Pflanzenbeschreibungen ein zum Ganzen sich rundendes Bild seines Gegenstandes zu entfalten. — Die Unterabtheilungen, in welche die Gattung *Jungermannia* zerfällt wurde, sind allzu zahlreich, und erschweren, da sie grösstentheils blos künstlich, nicht aber aus der Natur geschöpft sind, das Nachschlagen sehr.

In der systematischen Anordnung der *Laubmoose* folgte Hr. H. grösstentheils Brideln. Er zählt 63 Gattungen und 495 Arten nebst einigen wenigen zweifelhaften. Als neue Gattung stellt der Verf., unter dem Na-

men *Dermatodon*, die *Weissia Starkeana*, *affinis*, *lan-  
cesolata*, *palifera* Funk. (*D. Funkii* Hüb.), *latifolia* und  
*cernua* Hüb. zusammen. Die Gattung *Oreas* Brid. heisst  
hier, wegen der früheren gleichnamigen, welche Cha-  
minio aufgestellt, *Apocarpum*.

Die Einrichtung des Drucks, die Anordnung der Syn-  
onyme und was sonst in solchen Werken zur Bequem-  
lichkeit dient und zum Gebrauch einladet, verdienen  
rühmend erwähnt zu werden. In der *Muscologia* (bes-  
ser wäre wohl *Bryologia*) hätte man wünschen mögen,  
einige Freunde und Beförderer des Werks, z. B. Hrn.  
Fürst, nicht etwa blos überhaupt (was bei dem Ge-  
nannten nicht einmal der Fall ist) sondern im Texte  
selbst an den zahlreichen Stellen, denen sein Name nur  
zur Zierde gereichen könnte, ausdrücklich erwähnt zu  
finden.

Nees v. Esenbeck.

### LXXXIII.

*Die Partikeln dafs, ut, quod und die Construc-  
tion des Accusativs mit dem Infinitiv für sich  
und in ihrem Zusammenhange mit der Attrac-  
tion, aus dem Gesichtspunkte der philosophi-  
schen Grammatik betrachtet von Wilhelm  
Lindau, Dr. der Philosophie. Halle 1831.*

Die Grammatik der klassischen Sprachen, Jahrhun-  
derte hindurch mit vielem Eifer von gelehrten und oft  
auch scharfsinnigen Philologen betrieben, ist allmählig zu  
einem grossen, mit mannichfaltigem Stoff reichlich ange-  
füllten Gebäude geworden, welches aber weder auf  
einem tüchtigen Fundamente beruht, noch nach einem  
harmonischen Plane so ausgeführt ist, dass alle einzelne  
Theile gehöriges Licht hätten und in dem richtigen Ver-  
hältnisse zu einander und zum Ganzen ständen. Wäh-  
rend Viele daran Einzelnes weiter ausbauten, jeder nach  
seiner besonderen Idee, blieb den Andern nichts weiter  
übrig, als sich in dem weitläufigen Labyrinth mög-  
lichst zu orientiren und etwa Wegweiser aufzustellen  
oder sonst mancherlei Erleichterungen zu suchen, damit  
sich die liebe Jugend in den dunkeln Gängen nicht stolze  
oder falle oder ganz verirre. Ohne Zweifel ist dabei  
das Eine, was noth thut, ziemlich allgemein fühlbar ge-  
worden, und es hat in der That in unsrer Zeit nicht  
an Versuchen gefehlt, entweder das Ganze der Gram-

matik zu einer in sich konsequenten Wissenschaft zu  
erheben und mit philosophischem Geiste zu ordnen, oder  
wenigstens einzelne Theile vom philosophischen Ge-  
sichtspunkte aus zu betrachten, deren Natur notwen-  
dig erst durchschant sein muss, ehe man sie in das rich-  
tige Verhältniss zum Ganzen stellen kann. Lieb war  
es uns daher, in der vorliegenden Schrift einen Beitrag  
zur lateinischen Grammatik zu finden, und zwar über  
gewisse Theile derselben, die man beim Unterricht der  
Anfänger zusammenzustellen pflegt, um die Erlernung  
der gewöhnlichen Regeln über die Uebersetzung des  
deutschen *dafs* zu erleichtern; je weniger nun diese  
Theile ihrer Natur nach etwas mit einander gemein ha-  
ben, desto nöthiger war es gerade hier, den wissen-  
schaftlichen Zusammenhang zu erforschen und die Ver-  
schiedenheiten gründlich darzulegen.

Wie nun der Verf. seine Aufgabe gefasst hat, da-  
mit sind wir im Ganzen einverstanden; er will, wie aus  
der Vorrede und aus §. 10 erhellt, das Gleiche und das  
Verschiedene in verschiedenen Sprachen in seinen Grün-  
den als auf den Gesetzen des Denkens beruhend nach-  
weisen, und er erkennt an, dass dabei die Kenntniss des  
Einzelnen nöthig sei, um daraus die besondere, in jeder  
Sprache ausgedrückte Vorstellungsweise zu erkennen,  
und dass diese, so wie sie ist, von der Spekulation re-  
spektirt werden müsse. — Leider aber ist dies so ziem-  
lich das Einzige, was wir von dem wesentlichen Inhalte  
des Buchs billigen können. Der Verf. hat ausser sei-  
nem löblichen Streben auch bewiesen, dass es ihm nicht  
an der Fähigkeit fehlt, die verschiedenen Erscheinungen  
in den Sprachen philosophisch aufzufassen; aber wenn  
er wirklich zu Resultaten gelangen will, wird es vor  
allen Dingen nöthig sein, dass er die von ihm selbst  
gestellte Aufgabe löst, dass er sich eine genaue Kennt-  
niss des Einzelnen erwirbt, um von da aus sein Ziel zu  
erreichen. Dagegen hat er bei diesem ersten Versuche  
sich begnügt, das Einzelne als bekannt vorauszusetzen,  
oder wo er die darin noch obwaltende Dunkelheit nicht  
verkennen konnte, die Untersuchung von sich abzuwei-  
sen; und so legt er denn nur das Aeusserliche, ich möchte  
sagen die Form des Ausdrucks zum Grunde, nicht sei-  
nen wahren Sinn und die Gesetze seines Gebrauchs.  
Was die letzteren anbetrifft, so ist es ihm hinreichend,  
sie so zu erwähnen, wie sie in den alltäglichen Schul-  
grammatiken zu lesen sind, ohne auch nur zu ahnden,  
dass diese Satzungen hin und wieder unrichtig oder un-

zusammenhangend und einer philosophischen Darstellung durchweg bedürftig sind. Die Folge davon ist, daß die ganze Untersuchung sich auf der Oberfläche bewegt, daß ihre Ergebnisse sich darauf beschränken, die Spracherscheinungen nicht etwa in ihren Gründen zu erforschen, sondern sie nur mit allgemeinen Ausdrücken zu beschreiben, wie man etwa eine mathematische Aufgabe durch allgemeine Zeichen darstellen kann, ohne sie doch zu lösen. Der Verf. scheint eine philosophische Sprache für Philosophie zu halten, und daher hat er sich mit jener begnügt auf eine höchst unangenehme Weise; denn abgesehen von seinem gezwungenen, mit vielen nicht selten unpassenden Bildern und metaphorischen Ausdrücken überladenen Styl, sind die in seinen Worten verhüllten Gedanken meistens ganz gewöhnlich und unwichtig; scharfe Bestimmtheit vermisst man durchweg, und an Widersprüchen fehlt es nicht.

Es ist hier nicht der Ort, der ganzen Untersuchung Schritt vor Schritt zu folgen; auch würde es nicht eben ersprießlich sein, und der Verf. ist vielleicht im Lauf der drei Jahre seit der Erscheinung seines Buchs schon selbst seines Irrthums inne geworden. Daher mag es genügen, nur einzelne Belege unseres Urtheils anzuführen.

Nach einer kurzen Einleitung über die Entstehung der Sprachen (wobei vorzugsweise der Verstand als thätig angegeben wird, während darüber Richtigeres pag. 4 Anm. gesagt ist), ferner über den Fortschritt der Sprachen zum Bessern und Schlechtern wird das deutsche *dafs* für ein Wort erklärt, das durch Willkür und Gedankenlosigkeit seine ursprüngliche Bedeutung verloren habe; ein übler Anfang, da man doch gewiß nur in den äußersten Nothfällen und bei augenscheinlicher Verwirrung zu einer solchen Erklärung seine Zuflucht zu nehmen berechtigt ist. Es wird nun hierbei und im Folgenden vorausgesetzt, nicht bewiesen, daß unser *dafs* ursprünglich *pron. demonstr.* sei, gegen die Analogie von *quod*, *ὅτι* u. s. w. Ja selbst der im §. 4 geführte Beweis, daß es *nicht nothwendig* sei, *dafs* als ursprüngliches *pron. relat.* zu nehmen, ist keinesweges genügend. Die ganze Auseinandersetzung pag. 6 über die

Bedeutung des *dafs* giebt den Beweis, wie der Verf. mit unnützen philosophischen Phrasen ganz gemeine Dinge sagt; er liefert nämlich von der ganzen 20 Zeilen langen, schwerfälligen Erklärung gleich darauf selbst eine Uebersetzung mit den wenigen, für sich genügenden Worten: „Hiermit ist gesagt, daß beide Sätze durch die demonstrative Natur des Wortes *das* verbunden und als zusammengehörige erkannt werden.“ Was darauf von der Unmittelbarkeit gesagt wird, in welcher der mit *dafs* angeknüpfte Satz belassen wird, der „die Natürlichkeit des Factums, so wie es ist oder geschieht, in lebendiger Wahrheit aufzeigt“, ist sehr unklar und soll doch am Ende weiter nichts heißen, als daß ein solcher Satz eben ein Satz ist, und nicht ein Satzglied, wie der *acc. c. inf.*; denn daß die Abhängigkeit nicht ausgedrückt wäre, kann man nicht sagen, da sie deutlich genug in der Wortstellung liegt, die der Verf. gar nicht berücksichtigt.

Nachdem nun gesagt ist, wie das *pron. das* in eine Conjunction übergegangen sei und so seinen ursprünglichen Sinn verloren habe, werden davon deutsche und lateinische Beispiele angeführt, in denen das *dafs*, wenn es *pron.* wäre, entweder in einem andern Casus als dem Nom. oder Acc. stehen würde, oder in denen es durch ein andres Demonstrativum überflüssiger Weise eingeleitet wird, z. B. ich sage das, daß —. Das lateinische Beispiel für diesen Fall giebt einen starken Beweis von der Flüchtigkeit des Verf.; nämlich in dem Satze: *Quod honestum non est, id utile ut sit, effici non potest* hält der Verf. das *pron. id* offenbar für das Subject von *effici non potest*, das dann durch den Satz mit *ut* weiter ausgeführt würde, da es doch offenbar Subject von *utile sit* ist, in Bezug auf *quod*. Außerdem liegt hierbei die wunderliche Meinung zum Grunde, daß *ut* ursprünglich ein *pron. demonstr.* sei, wie denn auch §. 5, wo der Verf. die Bezeichnung von Zweck und Absicht in *dafs* nur unter der Voraussetzung erklären zu können glaubt, daß es *pron. demonstr.* sei, zugleich behauptet wird, daß dieselbe Erscheinung und derselbe Grund dafür bei *ut* statfinde.

(Der Beschluß folgt.)



Mai 1835.

*Die Partikeln dass, ut, quod und die Construction des Accusativs mit dem Infinitiv für sich und in ihrem Zusammenhange mit der Attraction, aus dem Gesichtspunkte der philosophischen Grammatik betrachtet von Wilhelm Lindau.*

(Schluß.)

Der Verfasser hält also wirklich *ut* nicht für ein Adverbium und zwar für ein relativum, sondern für ein *pron. demonstr.* wie *das*, doch um die Verwirrung vollständig zu machen, stützt er seine Meinung wieder durch eine Vergleichung mit dem wahren *pron. relativum*; und von diesem behauptet er oben ein, daß es die Bedeutung der Absicht und des Zweckes habe, ja er legt ihm deshalb geradezu „die Geltung eines demonstrativen, d. h. vorwärts deutenden“ Pronomens bei, verkehrt es also in sein gerades Gegenheil, da es doch auf der Hand liegt, daß das *pron. relat.* an sich keinesweges Absicht und Zweck ausdrückt, sondern nur mittels des darauffolgenden Coniunctivs. Bei so oberflächlicher und durchaus haltloser Betrachtung, die gar nicht auf die ursprüngliche Bedeutung von *ut* und auf seinen Gebrauch eingeht, ist es denn nicht zu verwundern, daß wir in demselben §. 5 einen andern starken Irrthum finden; bei der ganzen Erörterung nämlich über den finalen Sinn, wobei wiederum viele unnütze Worte gemacht sind, die eine an sich klare Sache nur unklar machen, liegt die Meinung zum Grunde, daß *ut* nicht nur auf Zweck und Absicht hindeuten könnte, sondern auch auf jedes andere Ziel der Vorstellung, was zwar von *dass* richtig, von *ut* aber durchaus falsch ist. Eben so wenig hat sich der Verf. um den Unterschied von *dass* und *damit* bekümmert, was ihn sonst über diese Wörter wie über *ut* zu belehrenden Resultaten geführt haben würde. Was er nun weiterhin §. 17 endlich herausbringt, daß *ut* stehe, wenn der zweite Satz ein Aeu-

feres, dem ersten Satze Anderes und für sich zu Fassendes ausdrücke, das ist doch in der That wiederum weiter nichts, als was er schon oben vom deutschen *dass* gesagt hatte, daß nämlich der abhängige Satz eben ein besonderer Satz ist. Daher ist es denn auch dem Vf. nicht möglich gewesen, den Unterschied zwischen *ut* und *quod* gründlich herzuleiten und zu erweisen; er stellt vielmehr §. 19 ohne weiteres die Behauptung hin, daß der durch *quod* angefügte Satz einen erörternden, auseinandersetzen, oft auch den Grund angegebenden Charakter hat in Beziehung auf den vorhergehenden, und das ist wahrscheinlich ein Lehrsatz aus der „besonderen Grammatik,“ d. h. der gewöhnlichen Schulgrammatik, welcher er denn auch wohl den Beweis dafür überläßt. Als Unterschied zwischen *ut* und *quod* stellt er sodann §. 20 auf, daß zwischen den durch *ut* verbundenen Sätzen, die sich als Andere gedacht werden, keine nahe, innere Beziehung stattfindet, daß dagegen der Grund einer Gemüthsbewegung in viel innigerem, und zwar eingreifendem Verhältnisse zu der Gemüthsbewegung selbst stehe. Aber wer wird dem Verf. glauben können, daß in Sätzen wie *cupio ut venias* und *gaudeo quod venturus es* das *ut venias* weniger innig mit *cupio* verbunden sei als *quod venturus es* mit *gaudeo*? zumahl da er gar nicht angiebt, wonach er den Grad der Innigkeit bestimmt wissen will. Was sagt er nun vollends von Sätzen, wo *quod* nicht den Grund einer Gemüthsbewegung ausdrückt, sondern sich auf *hoc, id, illud* bezieht? — „Es sind deutlich hervortretende Correlate, die sich gegenseitig die Hand geben und die gegenseitige Beziehung der Sätze erkennen lassen.“ Kann man etwas überflüssigeres bemerken? Es kam darauf an, diese gegenseitige Beziehung näher zu bestimmen; oder soll etwa durch das „Handgeben“ ausgedrückt sein, daß sie auch in diesem Falle inniger sei als bei *ut*? Keinesweges; der Verf. fährt fort: „Man darf nicht etwa meinen, daß der durch *quod* angefügte

„Satz abhängig von dem vorhergehenden sei; es läßt sich im Gegentheile oft nachweisen, daß er logisch „unabhängiger sei, als der, worauf er bezogen wird, „obgleich es grammatisch anders erscheint. Dasselbe „gilt bei *gaudeo, doleo, angor etc.*, weil der Grund der „Freude von der Freude selbst nimmermehr als abhän- „gig gedacht werden kann. Dies müssen auch die La- „teiner gefühlt haben, wie der nach *quod gewöhnlich* „folgende Indicativ zu erkennen giebt.“ Was sollen wir nun hiernach über den Unterschied von *ut* und *quod*, über die größere oder geringere Innigkeit der Verbindung annehmen? wie sollen wir die dargelegten Widersprüche vereinigen? Daß dem Verf. selbst die Sache ganz unklar ist, geht auch daraus hervor, daß er in allgemeinen, nichtssagenden Ausdrücken von oft nachweisbarer logischer Unabhängigkeit des mit *quod* angeknüpften Satzes, von dem *gewöhnlich* auf *quod* folgenden Indicativ spricht; denn was aus bestimmten Gründen in manchen Fällen nothwendig, in andern unmöglich ist, davon kann man nicht sagen, daß es oft oder gewöhnlich sei.

Eben so wenig, wie nun durch solche Erörterungen die Bedeutungen und die Unterschiede von *dass, damit, ut* und *quod* irgend Jemand klar geworden sein können, eben so wenig hat der Verf. irgend eine von den mancherlei den Acc. c. inf. betreffenden Fragen auf eine genügende Weise gelöst. Durch einen wahren Hokusfokus verwandelt er ihn, wo er grammatisches Subject ist, in das Object, und am Ende, da auch das noch nicht ausreichen will, nimmt er doch wieder seine schon oben dagewesene Zuflucht zur Gedankenlosigkeit, oder, wie er es hier nennt p. 40., zu einer Art von logischem Anakoluthon. Den schon von dem alten trefflichen Thom. Linacer bemerkten Fall, wo der Acc. c. inf. ein andrer Casus ist als Nom. oder Acc., berücksichtigt er gar nicht, und eben so wenig den griechischen Sprachgebrauch.

Der Raum verbietet uns, noch weiter auf die Behauptungen des Verfs. einzugehen und dabei auch Rücksicht zu nehmen auf den zweiten Abschnitt seiner Schrift, worin er die entgegengesetzten Meinungen Anderer zu widerlegen versucht. Ohnehin will er auch noch eine besondere Schrift über den Infinitiv herausgeben, worin er unter andern zu beweisen hofft, daß der Inf. praes. gegen die gewöhnliche Meinung, auch rücksichtlich der Zeit unbestimmt ist; möge er dabei nur bedenken, daß

nach der gewöhnlichen Meinung der Inf. praes. gar nicht bloß die Gegenwart an sich, sondern auch die relative, d. h. die Gleichzeitigkeit ausdrückt. Möge er überhaupt nicht die Regeln der gewöhnlichen Grammatik als unumstößliche Axiome zum Grunde legen, sondern eher sie entweder zu beweisen und tiefer zu begründen, oder sie umzustossen und durch bessere zu ersetzen suchen, aber mit genauer Rücksicht auf die ursprüngliche Bedeutung der Worte und Formen; möge er sich dazu eine genaue Kenntniß des Einzelnen und eine klare, der Gründe sich bewußte Einsicht in den Sprachgebrauch und seine Gesetze erwerben; dann wird er gelegentlich unter andern auch bemerken, daß die bei ihm gewöhnliche Benennung der *verba volendi* einen groben Schnitzer enthält; dann wird er aber auch in den Hauptsachen zu wirklichen Resultaten kommen, während wir jetzt gestehen müssen, daß seine Schrift der lateinischen Grammatik keinen Nutzen gebracht hat.

F. Haase, in Schulpforta.

#### LXXXIV.

*Chrestomathia Arabica grammatica historica, in usum scholarum Arabicarum ex codicibus ineditis conscripta a Dr. Georg. Guil. Freytag, prof. lit. Orient. publ. ord. Bonnae ad Rhenum. 1834. 8.*

Seitdem die allmälige Verbreitung der indischen Sprachkenntniß eine wesentlich veränderte Anschauungs- und Behandlungsweise der sogenannten classischen Sprachen hervorgebracht hat und täglich mehr hervorbringt, läßt sich auch ein Einfluß auf die Behandlungsweise der semitischen Sprachen nicht verkennen. Allerdings gehören diese beiden Familien verschiedenen Sprachstämmen an, und es bleibt den nachfolgenden Jahren übrig zu ermitteln, inwiefern die sprachlichen Wurzeln in beiden dieselben seien, und ob etwa die anscheinend große Verschiedenheit der Sprachkörper vorzüglich nur bestehe in der verschiedenen Art und Weise die Wurzeln zu benutzen, aus ihnen Wortkörper zu deduciren; — allein diese bis jetzt angenommene Verschiedenheit der Sprachfamilien konnte dennoch einigen Einfluß von der einen auf Forschungen in der andern nicht hindern, weil man durch die eigentlich wissenschaftliche Behandlung der indogermanischen Sprachen

zu sprachlichen Principien überhaupt gelangte, welche nun bei Beschäftigung mit einer neuen Familie ganz unbewußt angewandt, und in den neuen, auch für diese Sprachen daraus entspringenden Resultaten, bewährt wurden. — Gleichwie sich unter den sogenannten klassischen Philologen, welche ihr Studium zweier Sprachen nicht durch das einer dritten vermehren lassen wollten, allmählig eine Opposition bildete, welche nachgerade fast die Geregeltigkeit von politischen Oppositionen in der französischen Kammer angenommen zu haben scheint, so entstanden anfänglich heftige Collisionen, als Ewald zuerst mit einer neuen Behandlungsweise der hebräischen Sprache auftrat. Gesenius hatte seit langen Jahren das Monopol hebräischer Grammatiker zu sein, welches er errang durch die ungemeine Falschheit, worin er dem Schüler die hebräische Sprache darzulegen wußte, ein Verdienst, was nicht genug zu loben ist und ungemein viel beigetragen hat zur Verallgemeinerung der Kenntniß dieser Sprache. Was Gesenius für die hebräische Sprache war, war seit langer Zeit Sacy für die arabische, nur daß Letzterer in seiner Grammatik eine gewisse französische Weitläufigkeit beibehielt, welche den Totalüberblick erschwerte und Gesenius glücklich vermieden hatte. Weiter geht inzwischen der Vergleich zwischen diesen beiden vorzüglichen Männern nicht. Als der Zeitgeist in Deutschland darauf drang, das Wort nicht mehr als einen todten Körper zu betrachten, als die erste Krisis in dem Kampfe zwischen denen, welche die Sprache bloß positiv eingelernt, und denen welche sie verstanden wissen wollten, vorübergegangen war, sah man Gesenius, in dem wissenschaftlichsten Lande Europas lebend, den Zeitgeist verstehen und sich demselben anschmiegen. Zeugniß davon geben nicht bloß seine neusten Ausgaben der Grammatik, sondern namentlich sein neuestes hebr. Lexicon. Anders im Arabischen. Sacy's neuste Grammatik zeigt keinen Einfluß der neuen Forschungen.

Der Herausgeber vorliegender arabischen Chrestomathie, ein mit der arabischen Sprache insofern ausgezeichnet vertrauter Mann, als das Verständniß darin abgefaßter Schriften für ihn ohne alle Schwierigkeit ist, ein Mann, welchem manche jetzt lebende Lehrer der arabischen Sprache — unter ihnen Referent — aufs dankbarste verpflichtet sind und stets bleiben werden als ihrem Lehrer, gehört der Sacy'schen Schule seiner Bildung und seinem jetzigen Standpunkte nach an. Wüßten

wir dies nicht schon aus seinen früheren Schriften, so würde gegenwärtige Chrestomathie den Beleg dafür geben.

Während nach unserer Ansicht das Hauptstreben des Lehrers dahin gerichtet sein muß, den Schüler gleich vom Beginnen an aufmerksam zu machen, welche Theile einer Wortform die radicalen, welche die zur Ableitung und Formbildung dienenden seien, so daß er mit der Bedeutung der Wurzel wie der ableitenden Sprachtheile die Bedeutung des Worts in seinem Entstehen erhalte: geht Herr Freytag in dem ersten Theile seiner Chrestomathie recht eigentlich darauf aus, den Schüler lediglich mit der äußeren Gestaltung des Wortkörpers bekannt zu machen, also nicht etwa auf die Verstandeskraft, sondern bloß auf das Gedächtniß durch öftere Vorführung der Formen einzuwirken. Wir finden da z. B. einen

Abschnitt, überschrieben **أَلْفَظُ الْأَسْمَاءِ لَحْرَفٍ**, worin Beispiele gegeben werden, die den Schüler mit Nominal — Verbal — Formen und Partikeln bekannt machen sollen. Vorrede II. *Primum ut quae essent grammaticae partes, tiranes cognoscerent, verborum, nominum particularumque exempla proposui.* — Lenken wir einen Augenblick von obiger Betrachtung ab, und bedenken wir, welche Leute jene *tiranes* sind. Chrestomathien müssen sich etwas verschieden gestalten je nach der Sprache, zu deren Verbreitung sie geschrieben werden, und zwar deshalb, weil unsere künftigen Gelehrten nicht jede Sprache in denselben Jahren ihres Alters lernen. Lateinisch und Griechisch lernen wir als Knaben, zu einer Zeit wo unsere Gedächtniskraft bei weitem das Vermögen des Verstandes überwiegt. Will man in dem Alter also vorzugsweise durchs Gedächtniß erlernen lassen, was die Denkkraft noch nicht fassen und begreifen kann, so läßt sich weniger dagegen sagen. Jacobs griechische Chrestomathie mag darauf ausgehen, den Knaben mit den Redetheilen bekannt zu machen. Aber wann lernen wir die arabische Sprache? Keinenfalls ehe die Universität bezogen wird, und dann noch erst erfahren sollen, daß in einer Sprache Verba, Nomina und Partikeln existiren, ist für den Studenten wenigstens unangenehm. Hat sich die Sache doch selbst in der hebräischen Sprache nicht so gestaltet, obgleich diese schon auf den höheren Klassen gelehrter Schulen gelehrt wird. Kaum daß man eine Chrestomathie gebraucht — Gesenius Lesebuch wird nicht sowohl gelesen, als gleich begonnen mit dem alten Testament.

Dafs es unsrem Herausgeber mehr um Einprägung der äufseren Gestalt des Worts und der Form, als um das Verständniß derselben zu thun gewesen, belegt der Umstand, dafs er Letzteres aufgeopfert hat, um das Erste zu erreichen. Um nämlich den Schüler mit der Form bekannt zu machen, setzt er eine Reihe von Sätzen an einander, die in gar keinem Zusammenhange stehen, und als abgerissene Theile entweder unverständlich oder leicht misszudeuten sind. Er weifs das selbst. Vorrede III. *Non autem sum nescius, in illis a me propositis exemplis inde tironibus intelligendi quandam difficultatem oriri, quod a reliquo sermone disjuncta inter se non sint connexa.* Wenn er nun eben daselbst hinzufügt, dafs dies freilich eine Unannehmlichkeit für ihn gewesen sei, die inzwischen durch die Lehrer wenigstens vermindert werden könne, so erhellt doch hieraus, dafs das eigentliche Verständniß der Sprachformen nur eine untergeordnete Rücksicht bei Abfassung dieses Abschnittes gewesen sei. — Aufrichtig müssen wir aber gestehen, dafs wir nicht einsehen, worin der Vortheil einer solchen Beispielsammlung bestehe, wenn wir bedenken, dafs auf einer Seite des Korans eben so gut Nominalformen, Verba und Partikeln vorkommen, worauf der Lehrer die Aufmerksamkeit der Schüler hinrichten kann, als in diesem Abschnitte — und hat der Koran dann den Vortheil, dafs keine Missdeutung möglich ist.

Was die abgerissenen Sätze selbst anbetrifft, so erkennt man leicht, dafs ein großer Theil derselben dem Koran entnommen ist; ein zweiter nicht kleiner Theil stammt aus Kalilah und Dimnah, andere gehören historischen Schriftstellern, Locmans Fabeln u. s. w. an. Die in den einzelnen Sätzen beigefügten arabischen Zahlzeichen scheinen den Schüler auf grammatische Regeln aufmerksam machen zu sollen. Dies ist nicht gesagt; wir schließen es aber aus des Herausgebers Bemerkung, Vorr. II. — — *multa — exempla in ordinem grammaticae accommodatum redegi, ut si quis, memoriae inter legendum singulas grammaticae regulas mandans via praescripta paulatim progressus esset, — — grammaticae partes animo teneret.* Ganz deutlich ist uns

die Sache nicht. Man liest z. B. zu Anfang: **عَرَفَ نَفْسَهُ (٢) وَقَدْ عَرَفَ رَبَّهُ دَاخِلَ أَسَدٍ**

(Die Fortsetzung folgt.)

**عَرَفَ نَفْسَهُ (٢) وَقَدْ عَرَفَ رَبَّهُ دَاخِلَ أَسَدٍ** Zu **نَفْسَهُ** ist Nummer 2 gesetzt, scheint es um anzudeuten, dies sei ein Nomen; zu **عَرَفَ** wird Num. 3 gesetzt, um anzudeuten, es sei ein **حَرْفٌ** — oder vielleicht auch, es sei Accusativ eines Nomens!

denn das ist es ja in der That. Zu **عَرَفَ** wird No. 4 gesetzt, weil es ein Nomen im Dual ist. Nachher folgt **عَرَفَ** als Verbum mit No. 5; warum aber ward **عَرَفَ** nicht schon mit einer Nummer als Verbum bezeichnet!

Dann folgt **عَرَفَ** mit No. 6, obgleich es als erstes Wort jenes Satzes unbezeichnet blieb. Es scheint uns hier große Willkür zu herrschen, denn man könnte so viele Nummern machen, als Wörter vorhanden sind. — Im zweiten Paragraphen folgen die Verba, welche nicht von der einfachen, sondern der vermehrten, verstärkten Radix abgeleitet sind. Dafs der Herausgeber diese noch Conjugationen nennt, während der Araber den richtigen Ausdruck **الفعل المنزّه** gebraucht, sowie dafs er sie getrennt hat von dem aus der einfachen Wurzel abgeleiteten Verbum, war freilich nach dem vorhin besprochenen Standpunkte Herrn Freytags zu fürchten, hat aber den wesentlichen Nachtheil, dafs der Schüler zu dem Wahne verleitet wird, das aus der einfachen Wurzel hergeleitete Verbum sei identisch mit der Wurzel und liege zu Grunde für die übrigen Verba. Gleich als wenn im lateinischen *agitare* ein Derivat oder eine Conjugation des Verbums *agere* wäre. — Daher ist denn im dritten Paragraph *das regelmäßige Verbum conjugirt* **تصريف الفعل السالم**, und davon geschieden die Conjugation der Conjugationen (denn so müßte man sich consequent ausdrücken) im 4ten Paragraph. Von fünften an folgen die unregelmäßigen Verbalbildungen, nachher die *verba negandi* und *admirandi*. Nomen kennt der Verf. keine andre, als vom Verbo abgeleitete, worin der oben bereits berührte Irrthum wiederholt ist, dafs die Verbalform der einfachen Wurzel mit der Wurzel identisch sei, während doch die für die Verbalform charakteristischen Vocale gerade häufig gefehlen im Nomen. Diese Nomina folgen von §. 13. an

Mai 1835.

*Chrestomathia Arabica grammatica historica, in usum scholarum Arabicarum ex codicibus ineditis conscripta a Dr. Georg. Guil. Freytag.*

(Fortsetzung).

Mit diesen Beispielen sind die ersten 30 Seiten der Chrestomathie angefüllt. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß auch die Schüler, welche mit Ernst sich vorgenommen haben eine so schwierige Sprache als die Arabische ist zu erlernen, ermüdet und abgeschreckt werden, wenn man sie nöthigen will, diese 30 Seiten, ohne Inhalt, durchzulesen. In den Jahren, wo das Arabische erlernt wird, weicht das Gedächtniß schon der Denkkraft und Beobachtungsgabe. Diese wollen beschäftigt sein durch Stoff und sind nicht zufrieden mit unzusammenhängenden Sätzen. Als den leichtesten Stoff für die erste Zeit scheint sich im Arabischen die Märchen- und Fabelwelt darzubieten. Daher billigten wir insofern ganz Kosegartens Verfahren bei Sammlung seiner Chrestomathie, Märchen aus tausend und einer Nacht an die Spitze zu stellen. Nur konnten wir den später mehrfach ausgesprochenen Tadel, daß sie hinsichtlich der Sprache unglücklich gewählt seien, gleich anfangs nicht zurückdrängen.

Hier tritt nun der Abschnitt, den Freytag als den zweiten in seiner Chrestomathie folgen läßt, als eine wesentlich bessere Aushülfe ein. Fünf und dreißig kleine Erzählungen, geschrieben von Schemsoddin Abu Abdillah Muhammed ben Ahmed, in reinem classischen Arabisch, größtentheils in der Zeit des Propheten und der Chalifen spielend, sind ganz dazu geeignet, dem Schüler nicht bloß durch einen leichtfließenden historischen Stil den Zugang zur Sprache leicht und annehmlich zu machen, sondern ihn zugleich anzulocken durch den eigenthümlich ernststen Humor, der sich in manchen arabischen Erzählungen findet, und ihn gelegentlich bekannt zu machen mit historisch bedeutsamen Persön-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

lichkeiten wie mit den Eigenthümlichkeiten der Schriftsteller und des Volkes, welches fortan gerade der Gegenstand seines Studiums werden soll. Geben wir eine der kürzeren dieser Geschichten als Beispiel.

„Es pflegte Abdollah Almanun unter Kasâis Leitung den Kor-an zu lesen. Er war nämlich damals „noch Kind. Kasâi aber hatte die Gewohnheit das Haupt „zu senken während Jener vor ihm las, dagegen, so „bald Mamun falsch las, das Haupt zu erheben und ihm „anzusehen, worauf Abdollah seinen Fehler verbesserte. „Eines Tages las Abdollah die Sure der Schlachtordnung „(الصف), es ist die 61ste Sure des Korân). Als er nun „gelesen hatte: O Ihr die Ihr glaubt, warum sagt Ihr, „was Ihr nicht vollführt? (Sur. 61, 2), erhob Kasâi sein „Haupt. Abdollah sah ihn an, wiederholte dann den „Vers, aber fand, daß er ihn richtig gelesen. Er vollendete nun seine Lection und Kasâi ging weg. Inzwischen kam Abdollah Almanun zum Reschid und „sagte: O Herr der Gläubigen, hast du Kasâi nicht Et- „was versprochen, was du ihm nicht gehalten hast? „Er antwortete: Allerdings bat er um Etwas zu lesen, „und ich habe es ihm versprochen. Hat er denn dir „Etwas davon gesagt? — Er verneinte es. — Was hat „dich denn darauf gebracht? — Als Antwort erzählte er „ihm den Vorfall, und den Chalifen erfreute dieser „Scharfsinn und die Aufmerksamkeit des Knaben.“ —

Diese und die übrigen Erzählungen, welche die Seiten 31 bis 84 einnehmen, sind entnommen aus einer Handschrift der hiesigen (Kopenhagen.) Königlichen Bibliothek. Eine Durchsicht unseres Cataloges lehrt, daß es der mit No. 20. in 4 bezeichnete Codex ist; derselbe ist leserlich, obwohl nicht elegant geschrieben, im Jahre der Hedschra 1173 durch die Hand des Omar ben Omar Albedrávi عمر بن عمر البدرأوي gefertigt, und von Niebuhr in Arabien angekauft. Schemsoddin schrieb 10 Bücher solcher Erzählungen, welche er theilte nach

den Gegenständen derselben. Z. B. Erstes Buch: über die Vortrefflichkeit der Erzählungen und die Vorzüglichkeit der Antworten der Scharfsinnigen في نجابة الانبأ وحسن اجوبة الانكبا. Zweites Buch. Ueber Handlungen edler Männer aus der Vorzeit, und ihr Vertrauen auf Gott rücksichtlich der guten Folgen. في فعاليل الاجوار من السلف وثقتهم بالله في حسن الخلف.

— Drittes Buch: Ueber Ertheilung von Wohlthaten und Unterstützung des Bedrängten في اصطناع المعروف واغاثة الملهوف.

Viertes Buch: Ueber die Milde und deren gute Früchte, über die Verzeihung und deren schöne Folgen في الحلم وطيب ثمرته والعفو وحسن عاقبته — und so fort. Freitag hat seine 35 Erzählungen willkürlich aus diesen ausgewählt. Einen grossen Theil haben wir namentlich im zweiten und dritten Buch gefunden. Schemsoddin erklärt sich in der Vorrede über den Ursprung des Buchs folgendermassen: „Da ich mit grosser Liebe die Schriften gebildeter Männer las und mich mit dem Studium von Werken früherer Gelehrten beschäftigte, fand ich, daß die meisten derselben Fruchtbare und Nützliches (eigentlich „Regen und Fett) enthielten. Da entstand der Wunsch, aus ihnen eine Schrift zu sammeln, die angenehme Erzählungen und vorzügliche Darstellungen in sich begriffe. So sammelte ich dieses Buch, meidend sowohl einen zu grossen Umfang als einen zu erhabnen Styl.“

فاني لما كنت مولعا ببطالعة كتب المتاديين مشغلا بقراءة اخبار المتقدمين وجدت اكثرها يشتمل علي غيث وسين في غيت ان اجمع منها كتابا مختصرا علي مستحسن الحكايات ومستنجد الروايات فجمعت هذا الكتاب وحببته من الاكثر والاطناب

Der Titel des Manuscripts lautet: Auswahl aus den vorzüglichsten Erzählungen. كتاب المختار من نوابر الاخبار. — Wir haben eine Anzahl Erzählungen verglichen in der Handschrift, und mit Vergnügen die allgemeine und wohlbegründete Meinung von Freitag's Genauigkeit in dem Abdruck arabischer Texte auch hier bewährt gefunden. Einzelne Ungenauigkeiten dürfen dieses Urtheil nicht schwächen. Zu diesen gehört

z. B., daß p. 31 l. 4 nach den Worten وكانت العرب نقضي باحكامهم eine nähere Nachricht über die arabischen Physiognomen ausgelassen ist, die das Manuscript p. 10 in folgenden Worten giebt: انا لحتوا رجلا يقوم او ثقوة عندهم وللشرع حكم بالقضا بقولهم ينفوا das lin. 5 يتغو (vielleicht nur Druckfehler) statt steht, wie man es im Manuscript findet, daß pag. 32 lin. 3 اف. steht فاته منك statt فاته منك (p. 21 cod.) u. z. w.

Wir zweifeln nicht, daß die Uebersatz derjenigen, welche diese Chrestomathie für einen Anfangscursus im Arabischen zu Grunde legen, mit diesen Erzählungen beginnen und die ersten dreissig Seiten überspringen wird. Hat der Schüler sich durch diese einigermaßen die Gesetze der Sprache angeeignet und verstehen gelernt, kann er mit Nutzen zu Fachroddins bekanntem Werke تاريخ الدول fortschreiten, und aus dem pag. 84—96 folgenden Abschnitte sich das Bild eines Regenten, wie ihn der Orientale verlangte, entwerfen. Haupttugenden der Regenten, sagt Fachroddin aus Rei العدل, Einsicht العقل, Gerechtigkeit العادل, sind Einsicht العقل, Gerechtigkeit العادل, und Wissenschaft, eine Frucht der Einsicht, العلم. Doch bedürfe er nicht des Umfangs des Wissens, wie man ihn von Gelehrten verlange, nur insoweit sei es ihm unentbehrlich, daß er mit Gelehrten sich über ihre Wissenschaft unterhalten könne. Dies liesse sich erreichen, ohne daß man schreiben und lesen könne; Beleg davon seien Muajjadeddin Muhammed, der Vezier, und Bedroddin Lulu. Es lasse sich bemerken, wie verschiedene Dynastien verschiedenen Zweigen der Wissenschaft ihre Zuneigung zugewandt hätten. Die Perserkönige hätten vorzüglich die philosophischen, juristischen, historischen und geometrischen Wissenschaften protegirt, die islamischen Regenten vorzüglich die sprachlichen — über Grammatik, Lexicographie, Poesie, Historie. Unter der Mongolendynastie dagegen lagen alle diese Wissenschaften danieder und an deren Stelle trat die Zähl- und Rechenkunst, Arzneiwissenschaft und Astronomie. —

(Der Beschluss folgt.)

#### LXXXV.

Aristotelis de intelligentia sive mente sententia, exposita a F. G. Starke, phil. doct. in gymnasium

Neo-Ruppinensi professore. Neo-Ruppin, 1833.  
33 S. 4.

Aristoteles sagt in einer Stelle der Metaphysik, daß derjenige, der zuerst den  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  als Ursache der Welt und der ganzen Ordnung gesetzt habe, im Vergleich mit den frühern Philosophen gleichsam nüchtern gewesen sei. Wem aber diese Annahme als ihrem ersten Urheber zuzuschreiben sei, möchte wohl schwerlich mit völliger Gewißheit auszumitteln sein, da gerade dieser Begriff zu denjenigen gehört, die nach der Verschiedenheit des philosophischen Standpunktes eine verschiedene Bedeutung erhalten. Die Untersuchungen über den  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  gehören zum Kern eines philosophischen Systems, und schon aus diesem Grunde ist es wichtig, seine jedesmalige Bedeutung kennen zu lernen. Die richtige Auffassung desselben in der Philosophie des Aristoteles ist so entscheidend, daß durch sie allein das so lang gehegte Vorurtheil beseitigt wird, als bewege sich dieser Philosoph bei seinen Untersuchungen nur in den niedern Kreisen des Seins. Der Verf. der oben bezeichneten Abhandlung hat sich die Aufgabe gestellt, den  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  bei Aristoteles in seinem ganzen Umfange zu bestimmen. Das Interesse, welches diese Untersuchung schon an sich gewährt, wird bei dieser Arbeit noch erhöht durch den ruhigen Gang der Forschung und die reine Sprache. Um so mehr halten wir uns aber auch schon wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes selbst verpflichtet, diejenigen Punkte, in denen wir dem Verf. nicht beistimmen können, so weit es hier geschehen kann, näher zu berühren.

Die Schrift zerfällt in drei Theile. Zuerst untersucht der Verf., wie Arist. in allen Theilen der Philosophie von dem  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  sprechen konnte (p. 2—7); darauf handelt er vom  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  im Allgemeinen (p. 8—22.) und endlich vom menschlichen  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  (p. 22—33.). Die Philosophie ist nach Arist. die Wissenschaft, deren Zweck das Wissen selbst ist, nämlich das Wissen von dem wahrhaft Seienden. Die Möglichkeit dieses Wissens beruht auf der Erkenntniß der Prinzipien der Dinge, und diese Prinzipien sind ewig und unveränderlich. Dasjenige Prinzip, welches alle andern in sich vereinigt, ist Gott. Die Erkenntniß dieser Prinzipien ist der Gegenstand der ersten Philosophie oder der Theologie, die deshalb die höchste und göttlichste aller Wissenschaften heißt. Der Verf. widerlegt (p. 3. Anmerk. 3.) mit Recht die Meinung, als sei nach Arist. der Mensch von diesem Wissen ausgeschlossen; vielmehr behauptet Arist., der Mensch müsse immer mehr von dem Sterblichen sich frei machen, und dem bessern, dem göttlichen Theile seiner selbst gemäß leben. — Weil nun die erste Philosophie das Sein, das Göttliche in den Dingen aufsucht, so muß sie allen Wissenschaften gemeinsam sein. Das Ewige ist der eigentliche Gegenstand des  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ ; da aber alle Dinge mehr oder weniger Theil am Göttlichen haben, so folgt daraus, daß in allen Wissenschaften von dem  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  die Rede sein kann.

In den Büchern über die Seele kommt der  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  ποιητικός, παθητικός, πρακτικός und θεωρητικός vor. Zuvörderst spricht der Verf. von den beiden zuerst genannten, und legt bei dieser Untersuchung die Stelle *de an. III.*, 5. zu Grunde. Das richtige

Verständniß dieses Kapitels ist mit manchen Schwierigkeiten verbunden, und der Versuch, sie alle zu beseitigen, konnte wohl nicht in der Absicht des Verfs. liegen; aber wir sind auch zugleich überzeugt, daß eine genaue, ins Einzelne gehende Betrachtung der Stelle den Verf. vor der, wie wir wenigstens annehmen müssen, falschen Auffassung des  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  ποιητικός und παθητικός bewahrt hätte. So viel, sagt der Verf., sei in jenem Kapitel klar, daß der  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  deshalb ποιητικός heiße, weil er Alles thue, παθητικός, weil er Alles werden könne; ersterer eine ewige, von der Materie getrennte Substanz, letzterer vergänglich (p. 8.)! Diese so festgestellte Unterscheidung sucht nun Herr Starke zunächst zu begründen und deutlich zu machen. Wir wollen den Gang der Untersuchung hier kurz angeben.

Es giebt zwei Arten der ewigen Substanzen, die einen haben eine Form in der Materie, das Leben der andern ist von der Materie getrennt; zu diesen letztern gehört der  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ : für ihn gilt keine Bewegung, keine Veränderung, kein Stoff; da keine Bewegung, auch keine Zeit; er ist nothwendig und deshalb einfach. Was bewegt wird, dem ist Ruhe entgegengesetzt; dem aber nichts entgegengesetzt ist, dessen Ruhe ist Thätigkeit. Was nothwendig ist, ist einfach und kann niemals anders sein, deshalb ist es das Beste und Wahrste. Weil diesem nichts entgegengesetzt ist, so betrachtet es sich selbst (*ἡ νόησις νοήσεως νόησις*), und in dieser Betrachtung seiner selbst besteht die Wesenheit des  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  und seine Glückseligkeit. Diese Betrachtung ist aber keine leere: er schaut das ewige und erste Sein der Dinge an, welches gleichsam den zweiten Theil seiner selbst ausmacht, obgleich beide Theile Eins sind. Auf dieser Einheit des  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  beruht alle Wahrheit und alles Wissen der Wahrheit. An diesem  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  hat auch der Mensch Theil, und das Leben, das er diesem gemäß führt, ist ein göttliches und das eigentliche Leben. Obgleich Gott als absoluter Intelligenz kein Machen, Schaffen zukömmt, so ist er dennoch der Urheber aller Dinge, da die Formen der Dinge, die er als ihren Zweck anschaut, Leben und Wirklichkeit haben, und mit dem Stoffe in Gemeinschaft tretend, diesen bilden. Diese Form bedarf nichts; der Stoff aber, mit dem die Beraubung (*στέρησις*) verbunden ist, strebt nach ihr als seinem Zwecke; so geht sie in die Dinge über und bildet sie. So macht Gott Alles durch sein Denken. Dies ist der  $\nu\omicron\upsilon\varsigma$  θεωρητικός. Obgleich der  $\nu$ . ποιητικός ebenfalls eine einfache, ewige Natur ist, so hat er doch eine gewisse Gemeinschaft mit dem, was leidet. Was er macht, das wird nicht nur durch ihn, sondern, er selbst geht auch über in die Gemeinschaft dessen, was wird. So wird er Alles und deshalb heißt er  $\nu$ . παθητικός (p. 13. 14. 22.). Wie sich die Kunst zum Stoffe verhält, so verhält sich auch der  $\nu$ . ποιητικός zum Stoffe: er führt das, was der Möglichkeit nach ist, zu seinem Zweck. —

Diese Bestimmung des  $\nu$ . ποιητικός und παθητικός scheint uns verfehlt. Wir gehen deshalb auf die vom Verf. zu Grunde gelegte Stelle (*de an. III.*, 5.) zurück, und verweisen dabei auf den Kommentar Trendelenburg's zu den Büchern des Arist. üb. d. Seele, namentlich zu dieser Stelle. — Die Philosophie des Ar. ist kein bloßer Empirismus, der durch Abstraktion von den

Gegenständen der Sinnenwelt die allgemeinen Sätze und somit die Wahrheit findet, vielmehr sind die Prinzipien in dem *νοῦς* gegeben. Dieser als das Göttliche in dem Menschen ist nicht eine Fortsetzung oder höhere Stufe in der Reihe der übrigen Geisteskräfte, sondern mit ihm beginnt gewissermaßen eine neue Reihe; deshalb sagt Arist., er komme von außen (*ἐξ ἑαυτοῦ*) in den Menschen. Plato lehrte, der Geist als ewig habe auch die Erinnerung des frühern Lebens, dagegen macht Arist., indem auch er die Ewigkeit des *νοῦς* annimmt, die Unterscheidung zwischen *ν. ποιητικός* und *παθητικός*: ersterer ist ewig, letzterer vergänglich. Sollte jener die Erinnerung des frühern Lebens haben, so fände ein Leiden bei ihm statt, er wäre vergänglich; aber ihm kommt *ἀνάθεια* zu, und in ihm sind die ewigen Prinzipien enthalten. Der *ν. παθητικός* umfasst die niedern Geisteskräfte, die dem erstern nöthig sind zum Aufnehmen, aber nicht zum Verstehen der Dinge; *παθ.* heißt er, weil er von den Dingen afficirt wird; vergänglich muß er schon deshalb sein, weil er von den vergänglichen Dingen abhängt. Hr. Starke's Auffassung des *ν. ποιητικός*, der dadurch *παθητικός* wird, daß er in den Stoff übergeht, scheint uns mit den Worten des angeführten Kapitels zu streiten. Konnte Arist. beide so einander entgegensetzen? Dem *νοῦς* kommt *ἀνάθεια* zu, das *νοῦν* und das *νοῦμενον* ist dasselbe; wie kann nun der *ν. ποιητ.* ein *παθητ.* werden? Beide sind völlig von einander geschieden; ohne jenen kann dieser nichts denken, d. h. ohne die in jenem enthaltenen Prinzipien zu Gründe zu legen. Nach jener Ansicht käme auch der Gottheit ein *ν. παθητ.* zu, was ebenso sehr dem Begriffe wie den ausdrücklichen Zeugnissen widerspricht. — Der *ν. θεωρητικός* ist in Bezug auf die Gottheit zugleich *ποιητ.*; er kommt auch dem Menschen zu, in sofern dieser der Gottheit verwandt ist, und ist also der von außen in den Menschen kommende göttliche Geist. Der Verf. erklärt den *νοῦς ποιητ.* in seinem Unterschiede von *ν. θεωρ.* als den, der die Gedanken Gottes in den Stoff einführt, während dieser, das Beste in sich enthaltend, in ewiger Glückseligkeit ruht. Seinetwegen wird Alles gebildet, und deswegen ist er der Zweck des *ν. ποιητ.* (p. 21. cf. p. 13.), darnach wäre das Denken Gottes nicht das unmittelbar Schaffende, sondern es bedürfte noch eines vermittelnden Prinzips. Wie kann nun aber der *ν. θεωρ.* der Zweck des *ν. ποιητ.* sein, da ja durch das bloße Denken des *ν. θεωρ.* Alles Leben hat? Er ist der *ν. ποιητ.* selbst.

Die Thätigkeit des menschlichen *νοῦς* ist eine poetische, praktische und theoretische. Bei der Erläuterung dieser drei Thätigkeiten spricht der Vf. zuerst von dem Wesen der Kunst. Nachahmung und Lust haben die Kunst hervorgebracht, denn so wie mit jeder sittlichen Handlung, so ist auch mit der Nachahmung des Schönen eine Lust verbunden. Je sorgfältiger diese Nachahmung ist, d. h. je mehr sie das Göttliche in den Dingen ergreift; desto größer ist die aus ihr hervorgehende Lehre und Freude. Deshalb legt Arist. auch dem Phidias und Polyklet Weisheit bei. Die Poesie hat nicht nur etwas Philosophisches,

sondern auch etwas Göttliches. Der Dichter schaut das Wesen der Dinge an, und in dieser Anschauung ist sein Geist gleichsam aus ihm getreten. Das ist Begeisterung, die auch Plato dem Dichter zuschreibt, aber die Einsicht in die Dinge, das Ergreifen des Wesens der Dinge läugnet. Deshalb hält er sie auch nicht für passende Lehrer der Wahrheit und Sittlichkeit; ihm ist Poesie nur Nachahmung im dritten Grade von der Wahrheit entfernt, sie giebt nur Schatten der Dinge: Arist. hingegen behauptet von der Kunst, sie trage zur Läuterung der Seele bei. Das Nähere hierüber findet sich klar dargestellt p. 27 — 30. — Der übrige Theil der Abhandlung spricht von dem *νοῦς ποιητ.* und *θεωρητικός*. Wir brechen hier ab, um noch auf einige andere Punkte aufmerksam zu machen.

p. 5. wird dem Arist. die Behauptung zugeschrieben, daß die Prinzipien durch Induktion von den Einzeldingen erkannt werden. Wir wissen wohl, daß viele Stellen in den Aristot. Büchern sich finden, die für sich betrachtet eine solche Meinung zulassen; aber dagegen zeugen auch viele, und was die Hauptsache ist, die richtige Auffassung des *νοῦς* ist damit unvereinbar. In ihm, dem göttlichen, von außen in den Menschen kommenden, sind die Prinzipien enthalten; nicht erst werden sie durch die Sinne gewonnen. Deshalb heißt es *met. XI., 7. λαβόντων δὲ τὸ τί ἦν εἶναι (αἱ ἐπιστῆμαι) αἱ μὲν διὰ τῆς αἰσθήσεως, αἱ δ' ὑποτιθέμεναι* (cf. Trendelenb. I. I. p. 495. Michelet ad Eth. Nic. p. 262.)

p. 6. setzt der Verf. die Begriffe *τὸ τί ἦν εἶναι*, *ἐντέλεια* und *mundus intelligibilis* als gleichbedeutend. — Nach unserer Ansicht sind sie bei Arist. völlig von einander zu scheiden. *Τί τί ἦν εἶναι* ist der gleichsam zeugende Begriff, durch den der thätige Stoff zu Leben und Thätigkeit getrieben wird (cf. Trendelenb. I. I. p. 192); *ἐντέλεια* ist die Thätigkeit, durch welche etwas Bestimmtes erzeugt wird, so daß also die Form nothwendig mit ihr verbunden ist; sie ist eine der Möglichkeiten in der Wirklichkeit geführt. Die *ἐντέλεια* ist zu vergleichen, mit der Form (*εἶδος*), so wie die *δύναμις* mit dem Stoffe (*ὕλη*). Ganz richtig legt der Verf. bei der Definition dieses Begriffes (p. 13.) die Stelle *de an. II., 4, 4.* zu Grunde: *ἐστὶ τοῦ δυναμένου ὅντος λόγος ἐντέλεια*. Der Unterschied zwischen *ἐντέλεια* und *εἶναι* wird richtig angegeben. Ferner will der Verf. das *τὸ τί ἦν εἶναι* als *mundus intelligibilis* dem Arist. zuschreiben. Plato verstand unter der intelligiblen Welt das vollkommene Ideal, nach welcher Gott diese Welt gebildet hat. Aber dieses Ideal kann in der sichtbaren Welt als einer Nachbildung nicht enthalten sein, also bleibt jenes von dieser getrennt. *Τὸ τί ἦν εἶναι* ist aber das wahrhaft Seiende in den Dingen selbst, der eigentliche Begriff des Dinges, während die intelligible Welt bei Plato dem Stoffe als Muster dient. Der Verf. räumt zwar ein, daß Arist. seine intelligible Welt enger mit dem Stoffe verbinde; aber eben darin liegt auch der Unterschied und der Grund, weshalb das *τὸ τί ἦν εἶναι* nicht mehr intelligible Welt ist.

Dr. Ch. Pansch, in Oldenburg.



Mai 1835.

*Chrestomathia Arabica grammatica historica, in usum scholarum Arabicarum ex codicibus ineditis conscripta a Dr. Georg. Guil. Freytag.*

(Schluß.)

„Wenn Buzurdjmihr meine, daß auch Haß eine für den Regenten nothwendige Eigenschaft sei, so irre er. Nothwendig dagegen sei es für den König, Ehrfurcht einzufloßen (الهيبة), strenge Kriminaljustiz zu üben (الوفاء), Verträge und Versprechen zu halten (السياسة), sich sorgfältig bekannt zu machen mit den Zuständen des Reichs und der Unterthanen (الاطلاع على غوامض أحوال الملكة وبقايف أمور الرعية). — Nach Buzurdjmihr müsse der König gleich der Erde seine Geheimnisse verbergen und geduldig sein, gleich dem Feuer verfahren gegen Missethäter, gleich dem Wasser milde sein gegen den, der sich ihm sanft erweise; er müsse scharfhöriger sein als das Pferd, scharfsichtiger als der Adler, ein besserer Wegweiser, als der Vogel Kathä, vorsichtiger als die Krähe, kräftiger als der Löwe, mächtiger und schneller im Angriffe als die Zeit. Gute Rathgeber könne er nicht entbehren, wie aus einem Beispiele in des Propheten Geschichte, nämlich in der Schlacht bei Bedr, erwiesen wird. Dem Könige folgen in seinen Neigungen und Gewohnheiten die Untergebenen. (الناس على دين ملوكهم). Durch das bloße Mißfallen des Königs fühlt der Unterthan sich schwach und kraftlos, durch das bloße Wohlgefallen desselben ist er stark. Diesen Einfluß auf die Menschen hat kein andres menschliches Wesen. — Die eigenthümliche Stellung des Königs befreit ihn von Zorn, Lüge, Habsucht, Neid, Eidschwüren. — Dagegen muß er darnach streben sich frei zu halten von heftiger Uebereilung, Angst, Ueberdruß und Ekel.“ Dieser Abschnitt ist wahrscheinlich aus dem ersten Theile von Fachroddins Werke entnommen und vermuthlich nach

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

dem Pariser Codex mitgetheilt, der nach Sacy's Angabe im Jahr 701 der Hedschra angefertigt ist. Der Schriftsteller ist bereits durch andere Abschnitte in Sacy's Chrestomathie und Freytag's *loci historici* als leichtverständlich und classisch bekannt. Diesem Abschnitte folgt ein Auszug aus Kemaleddins bekanntem *ربدة الحلب في تاريخ حلب*, wovon ebenfalls ein Abschnitt in Freytag's *loci historici* zu lesen steht, und welches Werk aus desselben Gelehrten *Selecta ex historia Halebi* und „Regierung des Saahd-Aldaula“ hinlänglich bekannt ist. Der Verfasser lebte etwas später, als Fachroddin. Der Schüler schreitet in diesem Stücke zur Lesung eines vocallosen Textes fort, wie es zweckdienlich ist. Seite 139 folgt sodann von einem Achmed Almokri ein Abschnitt über die spanischen Araber, und zuletzt die Krone des Werkes, ein Theil des ausgezeichneten historischen Werkes des Ibn Chaldun (*fin. sec. 8 H.*), wobei besonders erfreulich ist, daß der Herausgeber mehrere Codices gehabt hat, da der Pariser mangelhaft und schlecht geschrieben ist. Der Tuneser Ibn Chaldun, lebend in den Jahren 732–808, wie Abulmahasen berichtet, zeichnet sich vor den übrigen arabischen Geschichtschreibern sehr vortheilhaft aus. Er nannte sein Werk: Buch der Beispiele und Sammlung der ersten Entwicklungszustände und der geschichtlichen Facta zur Zeit der Araber, Perser und Berbern und der gleichzeitigen großen Regenten. *كتاب العبر وديوان المبتدأ والخبر في أيام العرب والعجم والبربر ومن عاصرهم من ذوي السلطان الأكبر*. In der Vorrede zu diesem Werke berichtet er selbst, daß es zerfiele in eine Einleitung und 3 Bücher. „Die Einleitung handelt von der Vorzüglichkeit der Geschichtswissenschaft, der Rectification ihrer Zweige, und der Darlegung von Irrthümern der Historiker. Das erste Buch handelt vom civilisirten Leben überhaupt, und den wesentlichen Momenten desselben, dem König- und

„Kaiserthum; den Erwerbszweigen, Lebensweisen, Künsten und Wissenschaften, sowie den Ursachen, welche „all' dieses hervorriefen. Das zweite Buch enthält die „Geschichte der Araber vom Anfange des Chalifats bis „auf meine Zeit. — Das dritte handelt die Geschichte „der Berbern ab.“ (Vergl. den arabischen Text in *Schulz sur le grande ouvrage historique et critique d'Ibn Khaldoun* pag. 11). Aus dieser Inhaltsangabe erhellt, daß Freytag's Meinung, Ibn Chaldun sei eine *prolegomena* zur Geschichte („*quem in historiam prolegomena appellare licet*“ Vorwort pag. V.) nicht richtig sei, da man höchstens das erste Buch mit diesem Namen belegen könnte. Aus diesem scheint der in der Chrestomathie abgedruckte Abschnitt entnommen zu sein. Denn der Verfasser handelt darin vom Chalifat und Imamat, über die Schiliten, über den Huldigungseid u. s. w. — Noch wollte der Herausgeber diesen Stücken gereimte Prosa und Gedichte beifügen. Erstere würde uns sehr passend geschienen sein. Doch kann man als Schüler sie kennen lernen aus den 3 Fabeln, welche in Freytag's Büchlein *loca historica* u. s. w. am Schlusse gegeben sind. Gedichte aber auch einer Chrestomathie einzuverleiben, scheint uns weniger nothwendig, da sie in keiner Hinsicht so nützlich sind für den Anfänger, als Prosa, und deren so manche auf Kosten der Historiker herausgegeben wurden, daß letztere gerne die ersten zu verdrängen beginnen können. Sucht man sie in einer Chrestomathie, so benutze man *Grangeret de la Granges* Chrestomathie, die nicht mehr bekannt geworden ist, als sie es verdient.

Johannsen.

### LXXXVI.

*Specimen academicum sistens praelectiones problematis, quo potuerit modo homo a Deo desciscere, ipsamque problematis solutionem. Venia summe venerandae facultatis theologiae ad imperialem Alexandream in Finnia Universitatem, publicae censurae defert Mag. Joh. Mat. Sundwall, Philos. et Hist. Natur. ad Gymnasium Aböense Lector, Professor. Helsingforsiae, 1832. 37 S. 4.*

Die spekulative Theologie ist diejenige Form der christlichen Dogmatik, welche sich aus dem Inhalte der

christlichen Wahrheit entwickelt, und diesem als sein Eigenthum angehört, um ihn mehr und mehr zu durchdringen. Zu dieser Durchdringung ist in Beziehung auf die christliche *Dogmatik* in unseren Zeiten ein guter Anfang gemacht worden: es ist nun an der Zeit, und zu erwarten, daß auch die christliche *Ethik*, als die Beziehung der Dogmatik auf den Menschen, in gleicher Weise wissenschaftlich erörtert und belehrt und mit dem Dogma in Verbindung gesetzt oder vielmehr in die ursprüngliche und wesentliche Verbindung mit der Theorie restituirt werde. Zur Vorbereitung der ethischen Wissenschaft gehören aber hauptsächlich drei Fragen, welche das Verhältniß Gottes zum Menschen betreffen, oder die Theologie mit der Anthropologie in Verbindung bringen, und eben deswegen, so oft sie auch beantwortet werden, den Gedanken immer wieder von Neuem in Anspruch nehmen. Es fragt sich *erstens*: warum Gott die Welt und den Menschen geschaffen hat? oder warum sich Gott zur Schöpfung herabgelassen und dieser sich mitgetheilt hat? *cur communicaverit se Deum cum homine seu ente in universum finito?* Es fragt sich *zweitens*: wie der zum Ebenbilde Gottes geschaffene Mensch von diesem seinem Urbilde und hiermit zugleich von dem Ebenbilde abfallen konnte? *quo potuerit modo homo a Deo desciscere?* — Es fragt sich *drittens*: wie der Mensch aus diesem Abfalle errettet und in den ersten Zustand der Unschuld zu dessen normaler Entwicklung zurückversetzt werden kann: *quo modo poterit homo in statum restitui integritatis.*

Die erste Frage war mit andern Worten: Hatte Gott nicht an sich selbst genug? *Quomodo est homo possibilis et in universum possibile ens finitum? Cum uti sibi sufficientissimus et consummatissimus necessario est cogitandus Deus, quid quasi boni per ens quoddam praeter Deum potest effici? Continere videtur creatio mundi hanc repugnantiam, ut sit ens consummatissimum non per se consummatum.* Oder wird denn Gott erst durch seine Schöpfung vollkommen? Dann wär' er von seinem eigenen Werke abhängig, und ohne dieses nicht Er selbst. Darauf ist die Antwort: die absolute Liebe ist der Gegensatz des Solipsismus. *Amor Dei tollit omnem sui-sufficientiam expanditque se ad omnia alia possibilia.* Die Liebe besteht in der Selbstverläugnung: die Liebe liebt das — Andere: und die Schöpfung besteht in dieser Selbstverläugnung: es ist allerdings das Wesen Gottes dieses, nicht allein zu sein.

So ist nun der Mensch da, von Gott geschaffen d. h. es sind von Gott dem Menschen die Elemente des göttlichen Seins gegeben, als *initia humanae naturae, quibus rite explicitis ad similitudinem cum Deo accedere posset homo*. Aber mehr ist nicht gegeben, als dieser *Inhalt*: dessen Entwicklung oder Realisation in der dem Inhalte angemessenen *Form* war dem Menschen selbst, als dem Ebenbilde Gottes, anvertraut. Daß er nun seine Idee d. h. seine Gemeinschaft mit Gott, d. h. seine Freiheit nicht realisirt hat, dies ist seine Sünde, seine Schuld. Das *Erste* ist die unmittelbare Freiheit d. i. unmittelbare Einheit des Sollens und Wollens, *identitas inter legalitatem et moralitatem immediata*; dies ist der *status innocentiae*. Aber hierbei konnte und sollte es nicht bleiben. Das *Zweite* ist der Unterschied, das Bewußtsein des Gegensatzes, *status tentationis*, nicht *status peccati*: Unterschied, nicht Scheidung: Fortgang, nicht Abfall. Das *Dritte* ist die im Bewußtsein vermittelte Freiheit, *identitas reconciliata, status hominis regeneratus: nam vera libertas solum per regenerationem hominis effici potest: non immediate enim potest homo esse vere liber: est itaque verae libertatis essentia ea, ut non per regenerationem, sed per regenerationem esse possit*.

„Ursprünglich, *originitus*, war der Mensch in Gemeinschaft mit Gott, Gottes Abbild, aber diese Gemeinschaft war unmittelbar, *fuit sola possessio, nullo quasi jure firmata*, Besitz, aber nicht Eigenthum. Das Bewußtsein dieser Gemeinschaft konnte aber ohne Bewußtsein des Unterschieds sich nicht entwickeln, *eriri nequivit absque sollicitatione ad defectionem; conditioque hujus sollicitationis (tentationis) erat liberum arbitrium*; Willkür ist gleichsam die Brücke zur wahren Freiheit. *Ipsa lapsus tamen hominis ista sollicitatione solum possibilis, non autem necessarius ad plenam libertatem*.“

In den beiden Worten „*Ich bin*“ ist des Menschen höchster Gipfel und tiefster Fall enthalten. „*Ich bin*“ ist der Ausdruck seiner Gemeinschaft mit Gott: „*Ich bin*“ ist der Ausdruck des Sündenfalls. Denn das Sein ist nach seiner Wahrheit nicht bloßes Sein, nicht das unmittelbare Sein, sondern das Sein-Sollen, die Freiheit des Seins, d. h. das sich selbst setzende Sein, das Sein, das ebenso bald subjectiv ist als objectiv. Dieses wahre Sein, *causa sui*, ist Gott, darum ist nicht das Sein, sondern Gott das Princip aller Dinge, oder das

Subject des Seins, das Denken, welches das Sein an ihm hat. Indem nun der geschaffene Mensch nach seiner Ebenbildlichkeit zum Bewußtsein kommt, so drückt sich dieses Bewußtsein in den beiden Worten aus: „*Ich bin*“; damit ist das subjective und objective Verhältniß des Menschen ausgedrückt: dies ist daher *actus conscientiae sollemnissimus*. Dieses „*Ich bin*“ heißt nach seiner Wahrheit nichts anders als: Ich bin d. h. ich bin in Gott, welchem allein das Sein zukommt: oder mit andern Worten: das Hauptstück ist nicht *Ich*, denn dieses ist für sich nichtig, sondern dieses, daß dieses Ich in Gott ist, daß ihm das Sein Gottes mit angehört. Es bedarf aber nur einer falchen Betonung, es bedarf nur einer Verrückung des Accents: und dasselbige, welches den Menschen zu Gott erhebt, stürzt ihn in den Abgrund des Verderbens; es ist schon geschehen, indem der Mensch an seinem Ich mit dem Tone haften und darin sitzen bleibt. Hiermit verkehrt sich die Aussage des Bewußtseins: „*Ich bin*“ in die Dissonanz „*Ich bin*“; denn hiermit ist Ich Gott geworden und das Sein, welches nach seiner Wahrheit göttlich war und in seiner absoluten Fülle nur der Gottheit zukommt, wird zum Prädikate des Ich herabgesetzt, worüber es seine Bedeutung verliert und zum bloßen Sein entstellt wird. Es kommt Alles darauf an, daß das wahre Sein als *Sein-Sollen*, das Sein-Sollen als die absolute Selbstbestimmung Gottes erkannt wird: das bloße Sein ist nicht wirklich, nicht absolut: sondern diese absolute Wirklichkeit kommt nur dem Sein-Sollen, der göttlichen Freiheit zu. —

Dieses ist der allgemeine Inhalt des vorliegenden lateinischen Programms, welches den wenigsten Lesern zu Gesicht gekommen sein wird. Es ist schon darum wichtig, weil es Fragen zur Sprache bringt, auf welche es jetzt vornehmlich ankommt: und es kann nur erfreulich sein, daß über diese Fragen eine Stimme von Helsingfors zu uns herüber tönt, welche sich namentlich an Franz Baaders Vorlesungen über spekulative Dogmatik entwickelt zu haben scheint. Hier ist hauptsächlich die Frage über die Möglichkeit des Sündenfalls, über das Verhältniß des Bösen zum Vernünftigen, Wirklichen, Freien verhandelt. Und es wäre zu wünschen, daß dieses Thema auch auf den deutschen Universitäten den ganzen Ernst des Gedankens und zwar den *spekulativen* Gedanken in Bewegung setzte, um sich in ihm *abzuspiegeln*. Es ist dieselbe Frage, welche Ref. auch seinerseits schon mehr als einmal zur Sprache ge-

bracht hat: sie ist zuletzt auch in diesen Blättern \*) in kurzer Red' und Antwort an- und ausgedeutet worden.

In der vorliegenden kleinen Schrift hat die Frage über den *Sündenfall* des Menschen ihre richtige Stellung insofern erhalten, als ihr das Kapitel von der *Schöpfung* des Menschen vorausgeht, und die Lehre von der *Erlösung* nachfolgt. Es wird aber auch zugleich bemerkt, daß der Sündenfall nicht die *nothwendige* Folge der Entwicklung des Menschen sei, zu welcher es zwar gehört, versucht zu werden, aber nicht, zu fallen: und daß eben so wenig die Erlösung die Sünde voraussetze, denn der Mensch würde auch ohne Sünde zu seiner Entwicklung ebensowohl der kontinuierlichen *Erlösung* bedürfen, — der Generation folgt immer Regeneration, — als er zur *Selbstentwicklung* vorschreiten mußte. An dieser ist er gefallen, um jene hat er sich gebracht, d. h. um die *Stetigkeit* der Erlösung, welche dadurch unterbrochen worden ist.

Die erste Frage über die *Schöpfung* überhaupt und die Schöpfung des *Menschen* insbesondere wird in der vorliegenden Abhandlung nur Einleitungsweise berührt, um zur Erörterung der zweiten Frage gelangen zu können: sie ist auch ohne den Begriff der *Trinität* nicht zu beantworten, wie wir anderwärts ausgeführt haben. Die letzte Frage über die *Erlösung* lag außerhalb des Zweckes der akademischen Probeschrift: sie kann mit drei Worten ausgedrückt werden: *Cur Deus homo?* oder bestimmter und schriftmäßiger: *Cur Deus hominis filius?* *Cur Deus caro?* Warum ist der göttliche Urmensch ein endlicher Mensch und in die Schwachheit des Fleisches versenket worden?

Zwischen beiden Fragen liegt das Kapitel der *Sünde*, nämlich das dritte Kapitel der Genesis. Zur weiteren Verständigung und Ausführung ist Folgendes hinzuzusetzen. Die Sünde ist *nicht nothwendig*, sondern Willkür: sie ist auch *nicht zufällig*, sondern abfällig: sie ist auch *nicht wirklich*, wiewohl ihr einzelne Momente der Wirklichkeit, Dasein, Fürsichsein, Existenz, Erscheinung zukommen.

\*) Jahrb. 1834. II. Dec. S. 621. S. 888.

Die Sünde ist weder ein Akt der Nothwendigkeit, noch eine That der Freiheit, aber es ist Etwas an ihr, das nothwendig ist, nämlich das Moment des Fürsichseins, nur daß es in ihr verstockt und von der Totalität der Momente der Entwicklung abfällt: es ist auch Etwas an ihr, das auf Freiheit deutet, nämlich die Willkür, welche der Vermittelung der Freiheit vorausgeht, aber die Sünde selbst ist das Gegentheil der Freiheit, nämlich Knechtschaft, denn Freiheit ist die Bestimmung des Willens nach seinem eigensten Wesen, aber die Sünde ist der Abfall von dem eigensten Wesen des Willens. Die Willkür ist zügellos: sie hat mit der Freiheit, zu deren Vermittelung sie gegeben ist, dieses gemein, daß ihr *von aussen* keine Schranke gesetzt ist: sie besteht in dieser negativen Freiheit, und diese Freiheit ist ihr gegeben, nicht daß sie ohne Zucht und Gesetz sei, sondern daß sie in dem Wesen des Willens selbst das immanente göttliche Gesetz finde, von welchem sie sich aber in der Sünde lossagt und hiermit der Knechtschaft verfällt.

So ist auch die Sünde *nicht zufällig*, denn zufällig ist alles Einzelne, als solches, als vereinzelter Moment im Ganzen, das aber zum Ganzen gehört und damit zusammenhängt, nur daß wir den Zusammenhang nicht erkennen. Zufälliges deutet auf ein Zugehöriges, Zufall auf einen nur noch nicht zur Einsicht gekommenen Zusammenhang: das Böse gehört aber als *That* nicht zu dem Ganzen, es ist der Abfall aus dem Zusammenhange. Aber es ist Etwas an der Sünde, das zum Ganzen gehört, nämlich das Moment selbst, dessen Verstockung das Böse ist. Die Auflösung dieser Verstockung ist die Wiederherstellung des Zusammenhanges, Erlösung.

Die Sünde ist auch *nicht wirklich*. Wirklich ist nur — das Rationale, hiermit das Sittliche, und vernünftig ist nur — das Denken d. h. die Durchdringung aller Momente des Denkens, sittlich ist nur die Einheit des Willens mit den im Denken selbst enthaltenen Gesetzen des Denkens. Das Böse ist aber das Irrationale, das Verstockte und Verstockende, das Undurchdringliche, Unvernünftige.

Mai 1835.

*Specimen academicum sistens praelectiones problematis, quo potuerit modo homo a Deo desciscere, ipsamque problematis solutionem. Venia summe venerandae facultatis theologiae ad imperialem Alexandream in Finnia Universitatem, publicae censurae defert Mag. Joh. Mat. Sundwall.*

(Schluß.)

Diese Andeutung führt uns auf ein weitverbreitetes Vorurtheil, mit dessen Erörterung wir schließen. Sie sagen: „Es ist doch in jedem individuellen und hiermit von allem Andern unterschiedenen wirklichen Leben etwas *Irrationales*, nämlich Etwas, das in den allgemeinen Kategorien, welche uns die Logik einzeln vorzählt, nicht enthalten ist, und dieses unbekante, hiermit *irrationale* Etwas ist es eben, wodurch sich eins vom andern unterscheidet, wodurch die Mannigfaltigkeit erzeugt wird, welcher die logischen Bestimmungen ihr graues Einerlei nicht aufdringen können.“ Darauf ist zu antworten: Jedes einzelne, individuelle, hiermit wirkliche Leben ist allerdings mehr, als die einzelnen Kategorien, aus denen es bestehet, denn es bestehet in der Totalität der Kategorien, in welcher die Einzelheit derselben negirt ist. In jedem durchsichtigen Glase ist mehr als Asche und Sand, das Glas ist die Negation seiner einzelnen Bestandtheile, die Durchdringung derselben im Feuer, ohne daß etwas Anderes dazu gekommen ist. Diese Durchdringung ist eben die lebendige Fülle der nur in ihrer Vereinzelung abstrakten Momente. Sie erwidern darauf: „Allein wie erklärt sich hieraus die Individualität, die Verschiedenheit, da sich doch die Kategorien als allgemeine Begriffsbestimmungen in allen unterschiedenen Wesen gleich bleiben?“ Aber wir antworten nicht, wir fragen vielmehr weiter: Ist denn nicht eben diese Verschiedenheit auch ein Gesetz des Denkens, nach welchem Zweie

nicht einerlei sind? Sind nicht der Farben Tausend und aber Tausend, und ihrer doch nur drei Kategorien, oder sechs, aus deren unterschiedener Stellung und Kombination ihrer Legion hervorgehen?

Es ist die feinste Potenz des Materialismus, wenn sie meinen, daß im Leben mehr enthalten sei, als das Denken mit seinen Momenten, und zur Fülle des Lebens noch etwas Anderes hinzutrete, als das Denken; vielmehr ist das, was mehr, was voller, dichter zu sein scheint, ein Mangel etlicher Kategorien. Das Denken hat hingegen seinen Leib und Inhalt an ihm selbst, und hat somit auch die Fülle an ihm selbst.

Wenn hiernach allein das Böse irrational oder unvernünftig, und unwirklich ist, so ist damit auch schon gesagt, daß die Sünde dem Willen Gottes entgegen ist. Denn der Wille Gottes ist wirklich, und will nur die Wirklichkeit, d. h. die flüssige Continuität und Durchdringlichkeit aller Momente oder Kategorien des Seins und des Denkens, in welcher die Vernünftigkeit bestehet. Dagegen kann gesagt werden, daß das *Dasein* und die *Erscheinung* des Bösen, nachdem es von dem Subjecte gewollt und geschehen ist, in dem Willen Gottes liegen; das heißt: Gott will, daß das Böse, nachdem es gewollt und gethan ist, doch nicht realisirt werde, nicht zur Wirklichkeit komme, sondern in den Momenten des bloßen *Daseins* und *Fürsichseins*, der Existenz und *Erscheinung* verstocke, und — verkomme. Dies ist die Strafe der Sünde: diese Strafe ist das Gericht der Verstockung. *Gott verstocket, welchen er will*, 2 Mos. 4, 21. Röm. 9, 18. Das ist ein gewaltiges Gottes Wort! es heißt: das Gericht der Verstockung folgt der Verstockung des Menschen in der Sünde, und enthält die Verstockung der Sünde in dem Menschen, so daß sie, in ihr selbst gehalten und festgebannt, nicht weiter kann, bis sie von sich selbst ablasset, wie das Eis, so lange Eis bleibt, bis es mittelst der Wärme sich löset und flüssig wird. Die Verstockung des Subjects in der Sünde ist seine That,

die Verstockung der Sünde in dem Menschen ist ihre Folge oder Strafe. Die Verstockung des Sünders läßt Gott zu, weil er dem Menschen zum Selbst erschaffen hat und ihn daher gewähren läßt: die Verstockung der Sünde ist aber das Werk Gottes selbst.

So viel für diesmal! Sind es nicht Früchte, die wir bringen, so sind es doch Saamenkörner, welche eben sowohl Früchte voraussetzen, als versprechen. Es ist nichts unbilliger, so schreibt Sundwall mit Franz Baader, als wenn man einem Saamenhändler vorwirft, daß er keine Früchte zu Markte bringt. —

C. F. Göschel.

### LXXXVII.

*Catalogue raisonné des objets de zoologie, recueillis dans un voyage au Caucase et jusqu'aux frontières actuelles de la Perse, entrepris par ordre de S. M. l'Empereur. Par E. Ménétries, conservateur du Musée zoologique de l'Académie impériale des sciences de St. Petersbourg etc. St. Petersbourg, 1832. IV. u. 272 u. wiederum XXXIV. u. VI S. in gr. 4.*

Die Reise, deren Hauptergebnisse für Zoologie hier zusammengestellt werden, war zunächst die wissenschaftliche, i. J. 1829 von den Herren Kupffer, Lenz und Meyer unter der militärischen Leitung des General-Lieutenant Emanuel unternommene Expedition nach dem Kaukasus, welcher sich Hr. Ménétries als Zoolog anschloß. Die Eile, mit welcher letzterer, seinen längst vorausgegangenen Gefährten kaum eben von Petersburg nachgekommen, sogleich nach den Höhen aufbrechen mußte, die hieraus entspringende Unmöglichkeit, die nöthigen Vorbereitungen mit Ruhe zu treffen, die kurze Dauer der Untersuchung auf jenen Gebirgen selbst, welche nicht einmal einen vollen Monat währte, so wie endlich die Nothwendigkeit, sich zur Sicherheit gegen Anfälle der Bewohner stets von einer, natürlich oft hinderlichen, militärischen Wache begleiten zu lassen, müssen es mit Recht entschuldigen, wenn dort von Hrn. Ménétries weniger geleistet werden konnte, als man allerdings für manchen Punkt wünschen möchte. Er hat aber jedenfalls im Ganzen mehr zu Stande gebracht, als man unter solchen Umständen zu erwarten berechtigt gewesen wäre; und sein Buch giebt in mancher

Hinsicht mehr, als der bescheidene Titel desselben verspricht.

Ein kurzer Abriss der Reise auf den eigentlichen Gebirgen sowohl, als nachher in den benachbarten Provinzen bis fast in die letzten Monate des folgenden Jahres, steht S. 1—11, nachdem noch eine Vorbemerkung von 1½ S. vorangegangen ist. S. 12—15 sind einige, leider zu kurze, allgemeine Bemerkungen über die in Betracht kommenden Gegenden und ihre Produkte oder dergl. beigebracht, während andere bereits in dem Reiseberichte vorkommen. S. 16—25 folgt dann die Aufzählung der Säugethiere mit den nöthigsten Bemerkungen; S. 26—58 stehen ebenso die Vögel verzeichnet; S. 59—74 die Amphibien; S. 75—89 die Fische; S. 90—268 die Insecten; S. 269—271 die Weichthiere. Jeder dieser Abtheilungen geht eine, nur der Klasse der Fische vier, der Liste der Insecten gegen drei Seiten, allgemeine Andeutungen voraus. S. I—XXX. läuft dann ein tabellarischer Ueberblick der geographischen Verbreitung der erwähnten Thiere überhaupt und in den bereisten Provinzen insbesondere fort. S. XXXI—XXXIII findet sich eine numerische Recapitulation der vorhergehenden Tabellen. S. I—IV kommt das alphabetische Register der aufgeführten Gattungen (nicht Arten); S. V. Berichtigungen und Druckfehler. — Die Herausgabe geschah auf Veranlassung der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg.

Dem Ref. hat diese Schrift, sobald er von ihr erfuhr, schon im Voraus viel Interesse erregt: besonders weil, abgesehen von der Wichtigkeit solcher Untersuchungen für die Gesetze der Verbreitung, er selbst zufällig der erste war, welcher, namentlich in Betreff der Säugethiere und Vögel, genauere Beobachtungen dieser Art über die Verbreitung von Thieren in einem bestimmten Gebirgsstriche (dem Riesengebirge) mit Angabe sowohl der absoluten Höhen, wie der Beschaffenheit ihrer Umgebungen angestellt und bekannt gemacht hat. (S. Isis v. 1827, S. 566—609). Hr. Ménétries hat für letztere wenig, für erstere nicht genug, und für beide überhaupt wohl nicht so viel gethan, als selbst ein so kurzes Bereisen des Gebirges doch immer noch gestattet haben könnte. Zum Theile muß man den Grund hiervon gewiss auf die Umstände schieben; der Hauptfehler indeß möchte wohl zunächst darin liegen, daß Hr. M. bei Angabe der Höhen (Tabelle S. I—XXX) viel zu allgemein und summarisch verfährt, indem er von 2—6000, von

6—8000 und von 8—10,000 Fufs Seehöhe rechnet. Da nun aber, sobald man erst zu gewissen Höhengraden gelangt ist, oft schon 200' einen merklichen, 100' zuweilen doch einigen Unterschied in der Vegetation, und somit auch in Betreff des Vorkommens von Thieren bewirken; so sind Angaben nach einer Stufenfolge von 2000 oder gar 4000' in viel zu grossem, vagem Mafsstabe angelegt. Dadurch hat die Arbeit zu unserem lebhaften Bedauern sehr viel von ihrem Werthe für die Wissenschaft, und zwar für eine noch ganz neue Seite derselben, verloren. Uebrigens hätte gleichwohl immer noch bedeutend nachgeholfen werden können, wenn Hr. M. sich hätte entschliessen wollen, umfassendere und vollständigere allgemeine Charakteristiken des Gebirges nach den verschiedenen wichtigsten Höhenstufen vorausszusenden. (Die Nothwendigkeit hiervon erscheint gerade bei einem so interessanten und in klimatologischer Hinsicht zum Theile so eigenthümlichen, daher für die Verbreitung der thierischen, wie der pflanzlichen organischen Natur sehr wichtigen Gebirge eben so einleuchtend, wie seine Ausführung, zumal nach mannigfachen, zum grofsen Theile bereits veröffentlichten Vorarbeiten der russischen Botaniker und Physiker, besonders für Hrn. M. leicht gewesen sein möchte). Man würde dann, wenn auch nicht ohne Mühe, die Data der Barometer-Messungen in der tabellarischen Uebersicht dazu benutzen können, um sich jene allgemeinen Orts-Verhältnisse für die speciellen Fälle mit genügender Sicherheit selbst zu entwickeln und zu suchen.

Sonst ist diese tabellarische Uebersicht so gut angelegt, dafs man sie in mehrfacher Hinsicht nur rühmen kann. Deshalb mufs man sie immer noch als dankenswerthe Gabe hinnehmen, wenn man gleich gerade hierdurch auch wieder lebhaft daran erinnert wird, wie leicht sie noch um Vieles nützlicher und die ganze Arbeit zu einem Muster in ihrer Art hätte gemacht werden können. Die erste Rubrik der Tabellen giebt die system. Namen. In der zweiten Hauptrubrik, *Caucase* überschrieben, welche wieder in drei Unterabtheilungen, *Pied des montagnes* 2 à 6000', *Régions cisalpines* 6 à 8000' und *Hautes Alpes* 8 à 10000', zerfällt, bezeichnet ein Sternchen die Höhenregion jedes Thieres. Eben so giebt ein gleiches Zeichen sein Vorkommen zu erkennen in den drei folgenden Rubriken, welche die Ueberschriften führen: *Côtes occidentales de la mer Caspienne*; *Salian jusqu'à Lenkoran*; und *Montagnes de*

*Talyche*, — 6000'. Die letzte Rubrik, *Pays où ces espèces ont été trouvées jusqu'à ce jour*, liefert eine Uebersicht der Gesamtverbreitung der genannten Species; freilich meist nur nach den, inzwischen durch neuere Untersuchungen sehr unzureichend gewordenen Angaben von Temminck in seinem *Manuel d'ornithologie*.

Von Insecten sind eine sehr bedeutende Zahl neuer Arten beschrieben, gegen deren Aechtheit Ref. um so weniger sich ein Urtheil erlauben darf, da in diesem Zweige gerade Hr. M. seine Hauptstärke kund giebt, Ref. dagegen hierin seine Schwäche bekennen mufs. Sie werden mit Recht das günstige Vorurtheil guter Begründung für sich behalten. Umgekehrt ist die Sache in Betreff der Wirbelthiere. Hier mufs sich Rec. namentlich fast ohne einige Ausnahme gegen die neuen Säugethier- und Vögelarten (2 von jenen, 10 von diesen) erklären, welche der Verf. aufzustellen versucht hat. Mehrere der letzteren waren ganz eben so, wie sie hier beschrieben werden, schon bekannt, ja zum Theile seit sehr langer Zeit bekannt; andere sind blofs klimatische Varietäten, und waren theils als solche, theils als vermeinte Arten gleichfalls schon beschrieben. Nur einige waren allerdings noch nicht vor Hrn. M. bekannt gemacht worden; aber darunter ist vielleicht blofs eine, *Anas angustirostris* Mén., eine wirkliche Art.

*Vespertilio serotinus?* des Verfs. scheint bestimmt *V. noctula* L. s. *V. proterus* Kuhl.; *Vesp.* n. 2 mag wohl *V. pygmaeus* Leach sein; *V.* n. 3 ist zu kurz und zu unkenntlich beschrieben, als dafs man sie bestimmen könnte (S. 17—18). Merkwürdig ist (S. 18) das Vorkommen eines weissen Exemplars vom kleinen Wiesel (*Mustela vulgaris*) im Kaukasus: da dieses Thier sein weisses Winterkleid zwar in Scandinavien überall, bei uns aber (z. B. auf dem schlesischen Gebirge und in Thüringen) nur höchst selten und tiefer im Süden nie mehr anlegt, sondern das ganze Jahr hindurch braun bleibt. So ferner die, freilich noch nicht verbürgte Nachricht von dem Vorkommen schwarzer Füchse daselbst (S. 19); und die Gewifsheit von dem Vorkommen des wahren Tigers nicht weit vom oder vielleicht selbst am und im Kaukasus (S. 20). Ebenso (S. 21—22) der Umstand, dafs man eine Art Ziesel, *Spermophilus musicus* Ménétr., die vielleicht wirklich von *Arctomys citillus* Pall. verschieden ist, hoch auf den Alpen, nahe unter der Schneelinie findet. Dagegen ist der schwarze Ham-

ster, *Cricetus nigricans* Brandt, wohl (was schon Pallas glaubte) nur eine solche schwärzliche Ausartung unseres gemeinen, wie man deren nun schon bei fast allen näher bekannten Säugethieren gefunden hat, und die fast immer bei allen Species etwas kleiner sind. Zu unbestimmt in kritischer Hinsicht, aber gleichfalls interessant ist (S. 23) der Artikel: „*Lepus timidus* Linn. Il parait, que c'est le seul lièvre, qui se trouve au Caucase; mais il est en revanche très commun. Sur les Alpes, près de neiges éternelles, on en voit de blancs. Il est moins abondant dans le Khanat de Talyche.“ Hier bleibt noch ein großer Zweifel übrig. Meint der Verf. wirklich den wahren *Lepus timidus* Linné's, welcher aber der *L. variabilis* Bechsteins und der französischen Naturforscher ist; so wäre, da derselbe im Winter überall weifs wird, die Sache wohl so zu nehmen, dafs auf dem Kaukasus nahe an der Schneegränze manche auch zum Sommer weifs bleiben. Dies ist wenigstens das Wahrscheinlichere, und wäre merkwürdig deshalb, weil im ganz hohen Norden dasselbe geschieht. (Daher die beständig weisse, vermeinte Species *L. glacialis* Leach. aus Grönland und dem nördlichsten gebirgigen Scandinavien). Sollte dagegen das Thier gemeint sein, welches Bechstein und die Franzosen etc. *Lepus imidus* nennen, nämlich unser gemeiner deutscher, französischer und südeuropäischer Hase; so wäre es eine ganz neue und sehr interessante Erfahrung, wenn er auf dem Kaukasus unter gleichen Umständen mit dem veränderlichen auch gleich diesem einen weissen Pelz anlegte, den er sonst niemals hat. Vorkommen könnte er wohl in der That leicht auch in jenen Höhen, da er bereits auf deutschen (z. B. dem Riesengebirge) bis zur Gränze des Holzwuchses hinauf geht. — Seine frühere Species *Cervus pygargus* hat Pallas in der *Zoographia* selbst zurückgenommen, und dort als blofse Varietät zu *C. capreolus* gezogen; Hr. M. scheint nun (S. 23) auch den bestimmten Uebergang beider in einander gefunden zu haben. Nicht ohne Interesse sind S. 24—25 die Nachrichten über die Racen der Hausthiere in Kaukasien.

Auch der ornithologische Theil enthält so manche wichtige Notiz über Einzelnes, was nicht gerade allein für die Verbreitung der Thiere von Interesse ist; freilich zugleich wieder manches Unrichtige. Die von dem Verf. allerdings selbst in Frage gestellte *Muscicapa*

*albicollis*? Temm. auf den Ruinen von Baku ist ohne Zweifel *Saxicola leucomela*, welche in jenen Gegenden vorkommt; *Sax. saltator* Ménétr. aber (S. 30) nur *S. aurita* Temm.; seine *Sylvia familiaris* wohl nicht verschieden von *S. galactoides* (!) Temm. Eben so ist former *S. icterops* ohne Zweifel nur die südliche, verschönerte Varietät der *S. cinerea*, welche die meisten Ornithologen bereits seit mehreren Jahrzehenden unter den Namen *S. passerina* und *S. conspicillata* als besondere Arten beschreiben. Doch der Raum gebietet, diese einzelnen Bemerkungen zu schliessen; und Rec. meint, selbe, unter Bezug auf seinen früheren Ausspruch über die neuen Vogelspecies des Verfs., um so mehr hier abbrechen zu dürfen, da ihre Namen in dem gegenwärtig beendigten ersten Theile seines Handbuches der Naturgeschichte der Vögel Europas je an ihrem Orte schon mit angeführt stehen. Uebrigens bleibt aber zur Rechtfertigung des Hrn. M. zu erwähnen: dafs er keineswegs etwa aus Grundsatz zur Zahl derer gehört, welche das Aufstellen neuer Species gleichsam *ex professo* treiben. Im Gegentheile ist auch er einer von denen, welche sich öffentlich gegen diese Uebertreibung namentlich von Seiten des hierdurch bekannt gewordenen Pastor Brehm ausgesprochen haben.

Verhältnismässig noch mehr vorgeschlagene Species enthält die Aufzählung der Amphibien. Doch scheinen unter diesen viele besser begründet, wenn gleich auch von ihnen ohne Zweifel manche werden wieder eingehen müssen. Hier ist zugleich (S. 63) eine neue Gattung, dem *Gymnodactylus* wenigstens sehr nahe verwandt, wenn nicht damit zusammenfallend, unter dem Namen *Ophisops* (!) aufgestellt.

Bei den Fischen, wo wir keiner neuen Art begegnen, auch hin und wieder sonst, sind die russischen Namen mit Beifügung der Aussprache beigelegt, was recht passend erscheint.

Sehr viele und, wie nicht zu zweifeln, wirkliche Bereicherungen hat diesem Werke die Entomologie zu danken. Nächst den vom Verf. selbst entdeckten und benannten sind darin auch viele weniger bekannt gewordene Arten, welche andere Schriftsteller in Russland bestimmt hatten, charakterisirt. Alles, was hierin von Hrn. M. geschehen ist, dürfte schon deshalb sehr willkommen sein, weil es, wie bekannt, viel leichter ist, Naturalien aus vielen Theilen des fernen Amerikas, als aus jenen und manchen anderen Gegenden Russlands und des inneren Asiens, zu erhalten und kennen zu lernen. Von manchen Abtheilungen, z. B. den *Carabiden*, ist der 4te Theil (63 Arten), bei andern, wie den Kurzdeckern der dritte (12 Arten), bei den *Sternoxen* (!) und *Heteromeren* schon mehr als  $\frac{2}{3}$ , bei den Rüsselkäfern sogar etwas über die Hälfte aller Arten neu. Die durch alle Klassen fortlaufende Zahlenreihe der Thiere schliesst mit nr. 1307. Druck und Papier sind gut.

Gloger.



Mai 1835.

LXXXVIII.

*Geschichte der Grafen von Mansfeld von Ludwig Ferdinand Niemann. Mit 3 lithographirten Abbildungen (darstellend 1. den Grafen Peter Ernst. 2. Die Ruinen des Schlosses Mansfeld. 3. Das mansfeldsche und mansfeldsche Wappen). Aschersleben 1834. Druck u. Verlag von C. Lorleberg. XVI. 359. gr. 8.*

Unter den edeln Geschlechtern, welche ihren Sitz am Harze hatten, und deshalb insgesamt Harzgrafen genannt wurden, nahmen die Mansfelder viele Jahrhunderte hindurch eine ausgezeichnete, ja vielleicht die bedeutendste Stellung ein. Fast gleichzeitig mit ihrem beglaubigten Auftreten in der Geschichte bekämpft Graf Hoier in der Schlacht am Welfesholze als Führer der kaiserlichen Mannen die empörten Sachsen, und große Hoffnungen gingen dem Geschlechte mit seinem Falle verloren. Doch bald erhob es sich durch die Entdeckung der Kupfer- und Silbergruben am Unterharze zu größtem Glanze, und erweiterte seine Besitzungen nach allen Seiten, vornämlich nach den gesegneten Bezirken der Saale und Unstrut, von welchen die Volksrede entstand, wen Gott lieb hat dem giebt er eine Wohnung in der Grafschaft Mansfeld. Um die Zeit der Reformation stand das Geschlecht in größter Kraftfülle, welche zum Theil durch Anstrengungen für die Sache der Glaubensfreiheit, zum Theil durch innern Zwist, sorglosen Haushalt und durch übermäßig üppiges Wuchern der Nebenzweige verzehrt wurde. Schon am Ende desselben Jahrhunderts wurde ihr Land einer Sequestration unterworfen, und sie selbst flüchteten sich, wie so viele heruntergekommene Reichsgrafengeschlechter, unter die schützenden Flügel des kaiserlichen Adlers in Wien. Dort wurden ihnen neue Güter, die höchsten Staatsäm-

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

ter und sogar die Reichsfürstenwürde verliehen. Um die Zeit als dieser neue Glanz auf die eine Linie des Hauses fiel, wurde der letzte von der lutherischen Linie, welcher unter den Ruinen der Stammburg gelebt hatte, mit Helm und Schild begraben. Die katholische Linie, ihrem unter Sequestration stehenden Lande fast ganz entfremdet, erlosch 1780, und die Grafschaft, wo man noch jetzt der guten Grafen und ihrer Herrschaft gern gedenkt, fiel den beiden sequestrirenden Oberlehnsheern Preußen und Sachsen anheim, welche dem Hause Colloredo, dem Erben der Alodialgüter, die Fortführung des alten ruhmvollen Namens gestatteten.

Die Geschichte des mansfeldischen Hauses führt uns zwar viele merkwürdige und bedeutende Persönlichkeiten vor, mehr als irgend ein anderes Geschlecht von demselben Range aufweisen kann, z. B. den sagenhaften Hoier, den Kämpfer am Welfesholze, Albrecht, den schicksals- und geistesverwandten Philipps von Hessen, Agnes die Gemalin Gebhards von Cöln, Peter Ernst, den unverzagten Vorfechter der Protestanten im 30jährigen Kriege, und unter den höchsten Staatsbeamten des österreich-spanischen Hauses haben sich viele Mansfelder hervorgethan, aber dem ungeachtet kann eine bloße Familiengeschichte dieses Geschlechts kein anhaltendes Interesse erwecken, vielmehr muß diesem Gegenstand eine Seite abgewonnen werden, wodurch er in einen höhern Kreis historischer Erscheinungen versetzt wird, wie z. B. in der Geschlechtergeschichte derer von Schlieben geschehen ist. Auch für solche Anforderungen bietet die Geschichte der Mansfelder reichen Stoff dar. Vor allem könnten lehrreiche Untersuchungen über ihre verwickelten Lehnverhältnisse angestellt werden, über die Ursachen, welche hier die Bildung eines reichsunmittelbaren Gebiets gehindert haben, trotz der scheinbar schwachen bischöflichen Oberlehnsherrlichkeit, trotz des Reichthums der Grafen an

edeln Metallen, die dem Emporkommen andrer Häuser so förderlich waren. Eine nicht geringere Aufmerksamkeit müßte dem Bergwerk selbst, und den daraus unmittelbar zu Kaiser und Reich entstehenden Beziehungen des gräflichen Hauses geschenkt werden. Zuletzt wäre es für die allgemeine deutsche Geschichte wichtig, wenn an einem Beispiele nachgewiesen würde, wie zerstörend das Schuldenwesen des höhern Adels auf dessen Existenz gewirkt hat, wenn er nicht konnte oder nicht wollte zu dem rettenden Mittel der Landstände schreiten. Zu solchen Untersuchungen könnte die Geschichte der Grafen veranlassen, aber auch ehe dieses Geschlecht erscheint, fällt durch eigenthümliche Gunst des Schicksals, schon aus dem Dunkel der Völkerwanderung Licht auf diese Gegenden des innern Deutschlands. Von dort zogen die Sachsen mit den Langobarden nach Italien, hier stießen die Stämme der Slawen, Sachsen und Thüringer zusammen (noch jetzt wird das Land durchschnitten von der Sprachscheide des Hoch- und Plattdeutschen), hier waren die frühen Schenkungen der Carolinger an Fulda, in den Gauen, welche nach den Schwaben, Friesen und Hessen genannt sind.

Die Geschichte der Grafen und ihres Landes ist schon zweimal ausführlich geschrieben worden. Einmal zur Zeit ihrer größten Blüthe von Cyriac Spangenberg, dessen stürmische Lebensschicksale die Vollenendung seines sehr ausführlichen Werkes verhindert haben, dann von Francke, als das Haus sich schon seinem Ende zuneigte. Zwar haben beide Männer nach dem Standpunkte ihrer Zeit beurtheilt Lobenswerthes geleistet, doch würde eine neue nach den jetzigen Bedürfnissen und Ansichten abgefaßte, d. h. vornämlich auf urkundliche Forschung sich stützende Bearbeitung desselben Gegenstandes, eine von vielen Seiten schon längst gehegte Erwartung befriedigen. In dieser Weise unternommen, wäre denn freilich die Geschichtschreibung dieser Grafschaft bei weitem schwieriger, als es auf den ersten Blick scheinen dürfte. Spangenberg, welcher auf Veranlassung der Grafen schrieb, konnte reiche Urkundenschatze benutzen. Aus diesen zog er heraus, was ihm wichtig zu sein schien, anderes in unsern Augen Bedeutenderes, ließ er unbeachtet liegen. Vielerlei Diplome waren sicherlich schon in dem thüringischen Bauernkriege, dessen Verheerungen sich auf die Klö-

ster der Grafschaft erstreckten, vertilgt worden, mehrere wurden wohl durch die endlosen Verpfändungen einzelner Stücke der Grafschaft zerstreut; am durchgreifendsten haben die Verwüstungen des 30jährigen Krieges, und die Feuersbrünste des 17ten Jahrhunderts zerstört. Keine einzige Stadt dieses Gebiets hat Trümmern eines Archivs gerettet. Zuletzt sind gewiß noch viele Familienurkunden mit der katholischen Linie nach Prag und Wien, und von da in den Besitz des Hauses Colloredo-Mansfeld gekommen. Demungeachtet würde sich mit einiger Regsamkeit eine beträchtliche Anzahl von Urkunden zusammenbringen lassen, 1) aus dem ehemaligen Archiv des Oberaufseheramtes in Eisleben, 2) aus dem Archiv des Bergamtes in Eisleben, 3) aus vorhandenen Privatsammlungen, und 4) wahrscheinlich auch aus dem Archive des Hauses Colloredo-Mansfeld. Ein solches Unternehmen scheint aber nicht in dem Plane Herrn Niemann's gelegen zu haben. Er spricht wohl von einem Urkundenschatze, zu dessen Hebung man keinen Ausländer zulassen wolle, obgleich kein Inländer Schritte dazu thue (p. 1). Ist Herr Niemann (er hat die angeführte Notiz aus einem 1805 gedruckten Wochenblatte entnommen) jetzt noch ein Ausländer? Hat er den Schatz zu heben versucht? Kaum scheint es so. Er wollte vielmehr, nach einem ungenügend motivirten Grunde, den Charakter einer Geschlechtsgeschichte festhalten, d. h. die Schicksale der gräflichen Personen allein zum Gegenstand seiner Arbeit machen. Durch diese willkürliche, unzulässige Trennung umgeht er die Erörterung der Gauen, Grafschaften, Decanatsbezirke und ähnlicher wichtigen Gegenstände, findet aber dafür Raum einige Fabeln aus Rüxners Turnierbuche, dem er jedoch selbst nicht Glauben schenkt, mitzutheilen. Die vorhin angedeuteten wichtigen Punkte, sind entweder gar nicht, oder nur ungenügend beantwortet. Zwischen den Nobelbildern der Rüxnerschen Turnierhelden finden sich einige Namen der mansfeldschen Ortschaften verzeichnet, wie sie allmählig in den Urkunden erscheinen, aber ohne Plan und Genauigkeit, p. 10 sind z. B. mehrere Ortsnamen übersprungen und das wichtige Document in Hrn. v. Lodebur's Archiv für die Geschichte des preussischen Staats Bd. 12 p. 213 ist gar nicht benutzt worden. Dergleichen Angaben müßten, wenn der Herr Verfasser nur eine Genealogie der Grafen schreiben wollte, gänzlich wegge-

lassen werden, jetzt erinnern sie nur an das unausführbare, schwankende des Plans, und an eine gewisse Zufälligkeit in dem Ursprung des Buches, wodurch zugleich auch das Stillschweigen, oder die ungenügende Auskunft über bedeutende Männer des gräflichen Hauses z. B. des Grafen Burchard erklärt werden kann. Am unangenehmsten tritt diese Zufälligkeit in dem sogenannten Urkundenbuche hervor, über welches der Herr Verfasser sagt, um ein vollständigeres Urkundenverzeichnis (denn nur in einem solchen besteht das Urkundenbuch) zu liefern, müßte ihm mehr *Musse* und die Einsicht größerer Bibliotheken und Archive gewährt werden. Diese größere Vollständigkeit hätte der Herr Verfasser schon erreichen können, wenn er nur alle Urkunden, von denen er selbst (z. B. die von 1109) oder Francke spricht, aufgezeichnet hätte. Außerdem finden sich noch mansfeldsche Urkunden in andern leicht zugänglichen Büchern z. B. in Justus Schöpfer unverbranntem Luther 2 Th. Eine Darlegung der einzelnen, ziemlich zahlreichen Irrthümer, würde gegen die Tendenz dieser Blätter sein, wenden wir uns lieber zu der angenehmen Pflicht des Dankens. Der Hr. Verfasser hat sich nämlich ein Verdienst erworben durch die genauere Darstellung der Schicksale des Grafen Ernst. Ueber diesen unerschrockenen, unermüdeten Parteigänger erschienen zahlreiche, theils wohlwollende, theils feindselige Flugschriften, als Vertreter unserer Zeitungsblätter, sie wurden vielfältig nachgedruckt, und erschienen in verschiedenen Ausgaben. Wenn auch ihre historische Glaubwürdigkeit manchen Zweifeln unterliegt, so bleiben sie doch jedenfalls ein schätzbarer Beitrag zu der Geschichte jenes Krieges. Der Herr Verfasser erhielt diese Blätter aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, und beschreibt sie p. 322—328.

Karl Lehmann.

### LXXXIX.

*Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren.*

Von D. J. P. Mynster, Bischof von Seeland, Ordensbischof, Königl. dänischem Confessionarius, Commandeur des Danebrogordens, Danebrogsmann. Uebersetzt von Theodor Schorn. Erster Band. Hamburg 1835. 472 S. 8.

Die Schrift gehört eigentlich der paränetischen Gattung an,

welcher diese Jahrbücher verschlossen sind. Doch hat sie, wiewohl, wie es scheint, aus Predigten entstanden, nicht die Form derselben und vereinigt so viele Vorzüge in sich, daß sie es wohl verdient, vor so vielen ähnlichen der Art bemerklich gemacht zu werden. Die darin angestellten Betrachtungen sind geistreich — hiermit ist ihr wesentlicher Charakter bezeichnet. Es liegt darin, daß sie Gedanken, wenn auch nicht immer stark und bestimmt hervortretend, doch im Hintergrund zeigen und als die bewegende Seele der Darstellung erscheinen lassen. Durch sie ist der verehrte Herr Verf. mitten in seiner lebendigen, blühenden Redeweise doch gegen den armseligen Flitterstaub frappanter Bilder, kühner Wendungen und eitler rhetorischer Kunstgriffe geschützt, womit heutiges Tages so viele die Geistlosigkeit und Gedankenblöße des Inhalts bedecken. Es weht in diesen Betrachtungen ein sanfter Gedankenzug; es geht ein mildes Licht und eine kräftige Wärme durch diese Darstellungen; man sieht hier nicht zwei oder drei arme Vorstellungen sich beständig wiederholen oder im Rauch und Dampf übertriebener Schildereien und herzbrechender Tiraden aufgehen. Die Bildung vieler sogenannter gebildeter Zuhörerschaften, selbst von hohem Stand, ist heutiges Tages so gering in der Religion, daß sie dergleichen zu ihrer Unterhaltung und Erschütterung verlangen, und viele Prediger, welche den Zuhörer gern bei seiner schwachen, statt bei seiner starken Seite angreifen, schwach ihnen darin nachgeben. Der Herr Verf. rechnet auf Hörer oder Leser, die an dem Inhalt des christlichen Glaubens ein denkendes Interesse nehmen. Der Standpunkt der Betrachtung ist der empirisch-psychologische; es werden uns interessante Ansichten, fromme Gefühle und Erscheinungen der Seele, innere Erfahrungen, bestimmte Gemüths- und Lebenszustände mitgetheilt, in der Weise der unmittelbaren, phantasiereichen Vorstellung und ohne sich gerade an dem Faden strenger und trockener Erkenntniß fortzuspinnen. Hat diese freie Betrachtungsweise den Vortheil, daß sie überall Interessantes berühren, die Klarheit, die Evidenz als das höchste Gesetz befolgen kann, wie es der Hr. Verf. verlangt, so hat sie auch das Schwierige, daß sie zu dem tiefen christlichen Lehrinhalt im Mißverhältniß steht: denn läßt sie sich auf solche Punkte ein, dergleichen Vernunft und Offenbarung, die göttlichen Eigenschaften, Dreieinigkeit, Abfall der Welt von Gott, Menschwerdung Gottes und Versöhnung der Welt ist, wie sich denn diese Betrachtungen über alle Grundlehren des christlichen Glaubens erstrecken, so zeigen sich überall Widersprüche, Fragen und Zweifel der forschenden Vernunft, welche der Auflösung bedürfen und in Absicht auf welche nicht gleichsam mit Gewalt bei einem Glauben stille zu stehen ist, der, was er doch ist, kein Wissen wäre; sondern dieses muß mehr oder weniger doch auch aus ihm heraus. Die Unerforschlichkeit Gottes, welche der Hr. Verf. sehr schön beschreibt (aber in Wahrheit nur die Uerschöpflichkeit seiner Erkenntniß ist), die Unbegreiflichkeit der göttlichen Dinge, auf der er besteht, will dann mit demjenigen nicht recht zusammenstimmen, was alles schon als in dem Gedanken der göttlichen Offenbarung enthalten, dargethan worden

ist. Hiermit zieht der Herr Verf. das ganze Interesse an sich, welches der Jacobische Standpunkt hat, nur, daß auf diesem der christliche Glaube an Offenbarung, den der Hr. Verf. aufs würdigste behauptet, ausdrücklich und auch ganz consequent aufgegeben war. Der Unterschied ist hier, daß den Hr. Verf. dem Offenbarungsbegriff zufolge, keinesweges das Wissen des Menschen von Gott leugnet, sondern nur beschränkt und es mit Jacobi nur auf das Dasein, nicht auf das Wesen Gottes bezieht, und sich statt mit der Erkenntniß, vielmehr nur mit der Kenntniß, der richtigen und klaren, beruhigt. Die Betrachtungen über die Eigenschaften Gottes lassen es aber doch keinesweges bei solcher an sich bloß äußerlichen Kenntniß und Notiznahme bewenden, sondern eignen die bestimmten Schrifterkenntnisse durchgängig auch dem Gefühl an. Diese Betrachtungsweise charakterisirt sich am besten in den Worten S. 136. „Doch nutzt es nur wenig, daß dieses Alles auch mit den heiligsten Buchstaben geschrieben vor uns da liegt, wenn diese nicht zu einer lebendigen Stimme erwachen, die in unser Herz hineinspricht. Achten wir aber hier genau auf die Ermahnung des göttlichen Worts, so fühlen wir, das, was es uns hiervon sagt, das wissen wir alle schon tief in unserm Gewissen.“ Und Seite 189: „Eine jede Lehre der Schrift, wie geheimnißvoll und unergründlich sie auch sei, sollen wir aufnehmen in unsern stillen Sinn, in unser Gewissen, in unser Herz, und dann sollen wir uns fragen, ob sie überflüssig sei, ob sie entbehrt werden könne, ob wir sie hintansetzen und dennoch uns noch Christen nennen können.“ Es ist also die Absicht, was in uns ist, an der Lehre der Schrift klar zu machen, und zu deutlicher Erkenntniß, zu subjectiver Lebendigkeit und Gewissheit zu erheben, um davon einen praktischen Eindruck zu empfangen. Diese Absicht bringt es mit sich, sich auf das Moment der Belehrung durch in sich zusammenhängende und fortschreitende Gedankenentwicklung nicht tief einzulassen, in der Besorgniß, sie möchte mit dem vorgesetzten Zweck nicht zu vereinigen sein. Die höhere Aufgabe wird es aber doch sein, das unmittelbare Gefühl in bestimmten Gedanken zu fassen, das so zu Gedanken gebrachte Gefühl zu den allgemeinen Wahrheiten des christlichen Glaubens zu erhöhen und zu erweitern und mit diesen vereinigt und durch dieselben zur Reinheit der Idee gestimmt das Gefühl anzusprechen und zu praktischem Zweck zu bestimmen. Statt dessen befolgt der Hr. Vf. in diesen Betrachtungen meistens den Gang, den christlichen Glaubensinhalt von vorn herein als geheimnißvoll und über den Gedanken und die Vernunft erhaben darzustellen, den natürlichen Zweifel an denselben heranzubringen, dann sich auf die Beschränktheit des menschlichen Geistes zu berufen, der die Tiefen der Gottheit nicht zu erforschen vermöge, hierauf sich der göttlichen Offenbarung in der Schrift unbedingt unterzuordnen

und sie nun um so mehr ins Herz hineinzuführen, welches das Räthsel lösen soll, „wenn die rechte Lösung überhaupt hienieden zu finden ist.“ S. 421. Es läßt sich bezweifeln, ob das Herz in dieser Weise Erkenntnißgrund genug habe, um seine Zuversicht darauf zu bauen. Denn hat der Geist, wenigstens Gott als Geist, in dem Menschen wohnend und Gott erkennend, nicht die Kraft, die ihm der Apostel Paulus ausdrücklich zuschreibt, Alles, auch die Tiefen der Gottheit zu erforschen, so begreift man nicht, wie der Mensch an Offenbarung Gottes glauben und sie gar in der Schrift anerkennen kann, und noch weniger, wie das erkenntnißlose Gefühl und Herz soll die Stätte sein, wo demungeachtet Frieden und Zuversicht wohnt und „wie die holdselige Botschaft des Evangeliums in das verschlossene Herz hineintönen kann, so, daß es sie annehmen und es darin ein Heilmittel finden kann, welches es nicht in verderblichen Schlummer wiegt, sondern es mit der Kraft zum Guten und Edlen erfüllt.“ S. 422. Es kann doch dies alles nur um der erkannten Wahrheit und Nöthwendigkeit willen geschehen. So sagt der Hr. Verf. auch: „Ich will mich unter das Kreuz Jesu Christi setzen. — Ich will nicht die Tiefen in dem Rathschluß der Gottheit zu ergründen suchen, sondern eher die Tiefen in des Menschen Herzen. Ich will zu erkennen streben, was in dem Herzen eines aufrichtigen Menschen vorgehen muß, welcher es recht fest glaubt, daß Christus um unserer Sünde willen dahin gegeben ist u. s. w.“ Obgleich aber der Hr. Vf. sich überwiegend an die subjective Seite hält und die objective Lehre der Schrift und Kirche gleichsam nur zusammenhält und vergleicht mit der äusseren Frömmigkeit, so geht er doch wenigstens an alle, selbst die speculativsten Wahrheiten der christlichen Religion heran, nicht nur um sie anzuerkennen, sondern auch einen Blick in ihre geheimnißvolle Tiefe zu wagen, um von da aus, was ihm mit Recht die Hauptangelegenheit ist, einen Eindruck aufs Herz mitzunehmen. Zeugniß davon könnte mehr als eine schöne Stelle sein. Und so können wir dieses als eine große Zierde dieser Schrift aussprechen, daß sich darin der hohen, über alle Parteimeinungen, wie sich gebührt, erhabenen Stellung des Herrn Verf. gemäß, die untergeordneten Gegensätze der theologischen Ansichten von Offenbarung und Vernunft, von Supernaturalismus und Rationalismus, von Glaubens-Objectivität und Subjectivität, von Glauben und Wissen oder wie man sie sonst noch bezeichnen mag, durch die That aufs beste im Einklang zeigen, wie sie versöhnt sind in der christlichen Kirche und wie sie es werden in der theologischen Wissenschaft. Denn dieses beides — das Versöhnte und werden — bildet an sich ein Ganzes, worin sich der gegenseitige Mangel ergänzt; daher die Wissenschaft nicht des Glaubens der Kirche und diese der Wissenschaft nicht ohne Nachtheil entzogen kann.

D. Marheineke.

Mai 1835.

XC.

*Jacobi und die Philosophie seiner Zeit. Ein Versuch das wissenschaftliche Fundament der Philosophie historisch zu erörtern. Von J. Kuhn. Mainz 1834. 558 S.*

Die Aufgabe des Verfs. dieser Schrift ist die Darstellung und Beurtheilung der Jacobischen Philosophie; um an und vermittelt derselben das Fundament der Philosophie zu bestimmen und zu erörtern. Sein Verhältniß zu Jacobi ist jedoch, wie schon aus diesem Zwecke erhellt, kein rein historisches, sondern ein innerlich bestimmtes. Zwei Momente haben wir daher in seiner Schrift zu unterscheiden: seine Uebereinstimmung mit Jacobi und seine eigenthümliche Verschiedenheit von ihm.

Seine Uebereinstimmung mit dem Pempelforter Philosophen bezeugt der Verf. hinlänglich schon in der ganzen Art und Weise, wie er die neuere Philosophie, die er in das Gebiet seiner Aufgabe nothwendig hineinziehen muß, indem die Jacobische Philosophie nur in ihrer Opposition und Relation zu ihr gehörig begriffen und gewürdigt werden kann, auffaßt und beurtheilt; denn die Begriffe der Demonstration, des Wissens, des Denkens liegen so, wie J. sie bestimmte, seinen Urtheilen, als die leitenden Principien zu Grunde. Er macht deswegen der neuern Philosophie den Vorwurf, daß sie „das Primitive im menschlichen Bewußtsein ignoriert“ (p. 30), daß sie das (im Sinne der Mathematik) demonstrative Wissen für das allein wahre Wissen gehalten habe (p. 64—69, 309—311), daß nur das durch Vorstellungen vermittelte vom Bedingten zum Bedingten fortschreitende und über dasselbe nicht hinaus kommende, das endliche äußerliche Wissen ihr Wissen gewesen sei. So heißt es p. 77: „Eine Folge des Cartesianismus war die Einführung der Demonstration in die Philosophie d. des durchgängigen Vermittelns der Vorstellungen und Begriffe durch einander zum Zwecke der Erlangung der

philosophischen Wahrheit. Daß ein Gott sei, und Dinge außer uns, daß diese in causalem Zusammenhange stehen, sind Sätze, welche nicht eher für gewiß gehalten werden durften, bis sie bewiesen waren und aus keinem andern Grunde (?) Wahrheit haben sollten, als wegen ihrer Demonstrationen“ p. 83: „Die Existenz Gottes geht nicht unmittelbar aus der Vorstellung von Gott hervor, sondern muß durch einen Schluß daraus abgeleitet werden. Gott ist also, sobald nur die Existenz der Vorstellung von ihm in unserm Bewußtsein nachgewiesen werden kann durch einen Schluß.“ Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß die Herrschaft, welche die mathematische Methode nicht nur sondern auch überhaupt die mathematische Anschauung über die Geister der neuern Philosophen ausübte, nachtheilige Wirkungen zur Folge hatte, daß es eine mangelhafte Seite der neuern Philosophie war, daß sie auf ihre Gegenstände die Form der mathematischen Demonstration anwandte. Allein wenn man tiefer auf die philosophischen Systeme der neueren Zeit eingeht, so verschwindet dieser Mangel vor ihrem Inhalte als ein bloßer Mangel in der Form. Denn die Schluß- und Beweisform hat in ihnen nur die Bedeutung einer *subjectiven*, nicht einer realen, objectiven Vermittlung. Die Art, wie der Verf. in den angeführten Stellen den cartesianischen Beweis vom Dasein Gottes auffaßt und ausdrückt, widerspricht daher gänzlich nicht nur dem Geiste, sondern auch sogar den ausdrücklichen wörtlichen Bestimmungen des C. Die Gewißheit nämlich, daß Gott ist, ist nicht die Folge eines Schlusses, ist vielmehr *unmittelbar* mit der Idee Gottes selbst gegeben. C. sagt: das Wesen Gottes allein enthält nothwendige Existenz d. h. das Sein ist unmittelbar mit ihm eins. Nun ist aber das Wesen Gegenstand der Idee; es ist also, da im Object der Idee zwischen Wesen und Sein kein Mittelglied liegt, das sie als unterschiedene erst verbande, zugleich, unmittelbar mit dem Wesen Gottes seine Existenz Gegenstand der

Idee d. h. eben die Idee von Gott enthält die unmittelbare Gewißheit ihrer Realität und Objectivität in sich. Die Verknüpfung oder Vermittlung der Existenz mit dem Wesen, wie sie die Schlufsform enthält, hat keinen andern Zweck, als gerade ihre *unmittelbare* Identität zu zeigen. Die Form des Schlusses verschwindet daher vor dem Inhalt des Schlusses als ein bloßer Nothbehelf des Subjects, der für das Object ohne alle reelle Bedeutung ist. Von dem unmittelbaren Wissen, das Jacobi selbst auf dem Gebiete des Uebersinnlichen geltend machte, wußte freilich Cartesius nichts. So glücklich wie er waren überhaupt die neuern Philosophen nicht. Ihm flogen ja — dem Sonntagskinde — im eigentlichen Sinne die Tauben gebraten in den Mund. Er als — der vor allen Philosophen Bevorzugte — die Früchte vom Baume der Erkenntniß herab, ohne irgend eines vermittelnden Werkzeugs dazu zu bedürfen; er als sie herab bloß mittelst der miraculösen Magie seines auserlesenen Geschmacksinnes, ohne seine Hände, ja ohne das lästige Gebiß des allzermalmenden Verstandes mit den gemeinen Hunds- und Eckzähnen seiner logischen Begriffe dabei zu appliciren. Cartesius dagegen machte, wie so vielen andern seiner Leidensgefährten und Brüder *in corpore*, die Materie mit ihren fünf Sinnen gewaltig zu schaffen; sie stand ihm als eine Gränze zwischen ihm und der Wahrheit im Wege; denn die Materie abstrahirt von Gott. Um zum Lichte hindurchzudringen, fand er daher kein andres Mittel, als vom Sinnlichen zu abstrahiren, als zu denken, geleitet von dem richtigen Instinkt, daß, wie Empedokles sagte, „das Gleiche nur mit dem Gleichen,“ das Unsinnliche nur wieder mit dem Unsinnlichen erkannt wird, daß Gott, da sein Wesen un- und übersinnlich, folglich auch sein Sein es ist, nur auf eine ihm correspondirende, d. i. auch selbst un- und übersinnliche Weise, also nur durch das Denken, als die einzige objective, der Natur des Gegenstandes adäquate Thätigkeit im Menschen ergriffen werden kann; denn was ist das Denken in seiner allernächsten ersten Bedeutung anders, als eine Abkehr von der störenden und zerstreuen den Außenwelt, als ein Abstrahiren vom Sinnlichen und eben damit ein übersinnliches Sinnen? Insofern ist nun allerdings die Idee Gottes und die Gewißheit von seiner Existenz eine mittelbare; denn dazu reicht nicht hin, Augen und Ohren aufzusperren, sie ist vermittelt durch die Abstrak-

tion vom Sinnlichen, durch das Denken. *Ἄντι ὑπόστασις οὐδὲν διδόναι θεοί*, am wenigsten die Seligkeit der Ueberzeugung von ihrem Dasein. Allein mit der Idee Gottes, wenn sie einmal erreicht ist, ist auch alle weitere Vermittlung abgebrochen, dann der Beweis von ihrer Realität ist nur das Mittel, wodurch das Subject die *unmittelbare Identität* der Existenz und des Wesens in Gott sich veranschaulicht. *Quod autem ad Deum attinet*, sagt C. (*Medit. V.*), um nur diese eine Stelle anzuführen, *certe nisi praejudiciis obruerer et rerum sensibilibus imagines cogitationem meam omni ex parte obsiderent, nihil illo prius aut facilius agnoscerem: nam quid ex se apertius, quam summum ens esse sive Deum, ad cuius solius essentiam existentia pertinet, existere*. Nur wer ganz rohe sinnliche Vorstellungen vom Denken sich macht, kann überhaupt verkennen, daß auch ihm die Unmittelbarkeit zukommt, daß wir gar nichts denken und erkennen könnten, wenn das Denken bloße Vermittlung in sich wäre; denn dann wäre es ja eine mit der Zeit völlig identische Thätigkeit, eine reine Succession von Vorher und Nachher, in der die erste Grundbedingung alles Denkens: die Identität mit sich und die Verbindung des Unterschiedenen und Mannigfaltigen in Ein Bewußtsein verloren gieng. Das Denken ist wesentlich die zeitfreie Identität, die simultane Zusammenfassung seiner Vermittlungsreihen; es ist immer zugleich ein alles Folgende anticipirender, über das Discursive übergreifender Act, ein Act der Intuition. Für das Subject entfaltet sich freilich das Denken in einer successiven Reihe von sich gegenseitig bedingenden und von einander abhängigen Gedanken, aber das betrifft nur die Erscheinung, nicht das Wesen des Denkens, bei dem leider! die meisten Menschen den Unterschied zwischen Phänomen und Ding an sich, Erscheinung und Wesen, welchen sie sonst überall so gerne berücksichtigen, sonderbarer Weise völlig übersehen. Wenn nun aber schon dem Denken als solchem, als Thätigkeit überhaupt die Unmittelbarkeit zukommt, um wievielmehr kommt ihm diese in seinem tiefsten Inhalte, in seiner Versenkung in die Idee des Unendlichen, die Idee Gottes zu, in welcher der sonst gültige Unterschied zwischen Idealität und Realität, Denken und Sein sich aufhebt, wie bei Cartesius in dem ontologischen Beweise?

Es ist daher auch ganz unrichtig, wenn der Verf.

p. 24 sagt: „nach den Systemen der neuern und neuesten Philosophie haben die Vorstellungen der übersinnlichen Dinge oder die Ideen zu der Erkenntniß dieser Dinge und zu ihnen selbst dasselbe Verhältniß, wie die Vorstellungen im engeren Sinne zu der sinnlichen Erkenntniß und ihrem Objecte.“ Denn steht etwa die Idee Gottes, die darin vor allen andern Ideen nach C. sich auszeichnet, daß sie *nothwendige* (d. i. vom Wesen untrennbare) Existenz in sich begreift, in demselben Verhältniß zu ihrem Objecte, in dem die Vorstellungen der sinnlichen Dinge, deren Existenz nur eine mögliche und zufällige, also nicht in ihrer Idee enthalten ist, zu diesen sinnlichen Dingen stehen? Oder steht die Idee der Substanz bei Spinoza, die gar nicht anders als *seiend* gedacht werden kann, in demselben Verhältniß zu ihrem Objecte und der Erkenntniß desselben, in welchem die Ideen der endlichen Modificationen, die gedacht werden können, ohne zu existiren, zu diesen stehen? Findet hier nicht eine wesentliche Differenz statt? Oder haben etwa die Ideen, welche nach Leibnitz uns eingeboren sind, weil und wie wir uns selbst eingeboren sind, (*quod ipsi nobis innati sumus*) deren Bewußtsein eins ist mit unserm Selbstbewußtsein, die wir rein aus uns selbst erkennen, (*veritates menti inscriptae omnes ex hac nostri perceptione fluunt*) dasselbe Verhältniß zu ihren Gegenständen, als die Vorstellungen, die wir aus den Sinnen schöpfen, die also nur mittelbar mit unserm Selbstbewußtsein verknüpft sind, zu ihren Gegenständen? So unrichtig wie diese sind aber auch die weitern Behauptungen des Verfs., wie z. B. daß der tiefe inhaltsreiche Gedanke des C.: *Cogito ergo sum* ein „identischer Satz ist“, daß „der Grund (?) seiner Gewißheit der Widerspruch der gegentheiligen Annahme sei“, als wäre dieser Satz des C. nicht gerade deswegen dieser Satz, der er ist und kein anderer, daß er *durch sich selbst allein*, durch seinen *Inhalt* schlechthin gewiß ist, und als dürfte man jener Stelle bei C., die, oberflächlich genommen, allerdings diesen Mißverstand veranlassen kann, eine solche Bedeutung und Wichtigkeit einräumen, als der Verf. Indess der enge Raum, der uns verstattet ist, verbietet uns, weiter in seine Beurtheilungs- und Auffassungsweise der Geschichte einzutreten. Nur seine Ansicht vom Pantheismus des Spinoza möge noch kürzlich berührt werden, da über diese so viel beschriebene Materie die trivialsten und schlech-

testen Vorstellungen im Publikum grassiren und die Ansichten des Vf. hiervon nicht abweichen. „Der Pantheist“, sagt er nämlich unter andern, „liegt ausgestreckt auf dem Boden des Nichtzuunterscheidenden; alle Gestalten fließen in einander“ u. s. w. Wüßte man nicht, daß die meisten gelehrten Herren einen wahrhaft blinden Haß gegen alle wirklichen oder sogenannten pantheistischen Principien hegen, so würde man solche und ähnliche Urtheile über Spinoza und andere ihm verwandte Geister für unbegreiflich halten, da, auch nur äußerlich angeschaut, seine ganze Philosophie nichts weiter ist als eine ausführliche Bestimmung von der Differenz zwischen dem Unendlichen und Endlichen. Ist denn nicht schon von vornen herein gleich in den Definitionen dieser Unterschied von Sp. gesetzt? Beruht nicht bei der zu Grunde liegenden Identität gerade auf dieser Differenz das Interessante seiner Philosophie? Kommen denn der Substanz nicht *besondere*, sie vor allen Dingen und Wesen auszeichnende und bevorzugende Bestimmungen zu? Ist die Substanz nicht dadurch *besonders* bestimmt, daß sie *allein in sich* ist, daß nur in ihr der Begriff des Seins rein aufgeht, daß nur sie Substanz ist, alle andern Dinge aber nur in ihr sind und bestehen, nur endliche Weisen d. i. Participationen des Seins sind? Ist nicht das ganze System des Sp. eine innere Gradation von dem absoluten unendlichen Maasse des Seins, welches die Substanz ist, bis herab zu den endlichen beschränkten Graden des Seins? Mäht also der Pantheist so ohne allen Unterschied mit der Sichel blinder Nothwendigkeit das Endliche nieder? Er huldigt allerdings nicht dem Polytheismus, sei es nun daß dieser in einen gegenwärtigen Olympus oder in ein fernes zukünftiges Jenseits seine unendlichen Endlichkeiten, seine unsterblichen Individuen versetzt; er vergöttert nicht das Endliche; er sagt nicht wie der Dualist: Gott und das Endliche ist, als käme beiden gleiche Realität zu, als wäre beider Sein auf gleiche Weise gewiß; er giebt Jedem nach seinem Maasse, dem Unendlichen unendliches, dem Endlichen endliches (beschränktes, negatives) Sein. Hebt also der Spinozismus den Standpunkt der Erfahrung auf, wie der Verf. meint? Er hebt ihn nicht nur nicht auf, sondern er braucht ihn auch nicht aufzuheben, denn die Erfahrung lehrt selbst sowohl im Gebiete der Natur als Geschichte, daß die einzelnen endlichen Dinge und Wesen sich selbst aufheben, ver-

gänglich sind, daß ihnen nur ein *gewisses* d. i. negatives, aber kein gottgleiches, unsterbliches, absolutes Sein zukommt. Und diese Gradation des Seins beruht nicht etwa, wie die unterschiedenen Attribute des Denkens und der Ausdehnung, die nur aus der cartesianischen Philosophie aufgenommen sind, auf der zufälligen, der Substanz äußerlichen Unterscheidungs-Thätigkeit des Subjectes, sondern sie liegt in dem ursprünglichen Begriffe der Substanz, als welche nicht eine leere, kahle und flache Identität, sondern die Fülle alles Seins, der gedrängte Inhalt, der rein geistige Extract, die Quintessenz, die ausgesuchte Anthologie der Wirklichkeit, die reiche, unergründliche Schatz- und Fundgrube aller Realität und Perfection, die unerschöpfliche Quelle unendlicher Arten und Weisen des Seins ist. Das nähere Princip der Gradation und damit das reale Medium zwischen dem Unendlichen und Endlichen ist aber bei Sp. der Modus, der von ihm in den unendlichen und endlichen unterschieden wird, so daß der Modus also der verbindende Gattungsbegriff ist, indem die beiden entgegengesetzten Begriffe des Endlichen und Unendlichen von ihm prädicirt werden. Zunächst ist nämlich der Modus allgemeine, (im Sinne des Sp.) undeterminirte Bestimmtheit und insofern eins mit der Substanz; aber, da er überhaupt Bestimmtheit ist, so ist er zugleich die Quelle näherer, speciellerer, und dadurch die einzelnen endlichen Dinge in ihrer Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit begründender Bestimmtheit.

So sehr übrigens der Verf., um auf ihn wieder zurückzukommen, in seinen Urtheilen über die neuere und neueste Philosophie, abgesehen von andern Punkten der Uebereinstimmung, von Jacobi's Ansichten bestimmt ist, so nimmt er doch darin einen völlig eigenthümlichen Standpunkt ein, daß er „die Möglichkeit einer Wissenschaft des Absoluten auf dem Grunde des Relativen“ p. 338 statuirt, daß er die Philosophie J's. als das Glied eines Gegensatzes, als ein Extrem auffaßt, und daher die Kluft, die J. zwischen dem mittelbaren und unmittelbaren Wissen machte, durch Verbindungsmittel auszufüllen sucht — ein Bestreben, dessen Verdienstlichkeit unbedenklich anzuerkennen ist. So sagt der Vf. ganz richtig p. 422: „jeder reale Wissensact stellt das ganze Bewußtsein auf eine besondere Weise dar.“ p. 420: „Mittelbares Wissen und unmittelbares Wissen sind für sich genommen nichts, kommen auch niemals rein als solche vor,

sind bloße Momente oder Pole eines ungetheilten Ganzen.“ Die Weise nun, wie der Vf. das Mittelbare und Unmittelbare mit einander zu vereinbaren sucht, mag aus folgender Stelle erhellen: „Das Unveränderliche an der menschlichen Erkenntniß wird nicht in der Art unmittelbar erkannt wie Jacobi will, der diesem Worte die möglichst strengste Bedeutung giebt, und dadurch, als durch eine ewige Kluft, die unmittelbare Erkenntniß und ihr Object von der mittelbaren Erkenntniß und ihrem Object trennt. Denn das Unveränderliche besteht ja nicht schlechthin für sich, sondern an (?) dem Veränderlichen und die Nachweisung desselben an diesem ist zwar nur durch einen *salto*, also gleichfalls unmittelbar möglich, aber darum noch nicht durch einen *salto* aus dem Leeren, sondern aus einem Gegebenen, dergestalt, daß das Mittelbare *Schwingkraft* (?) und *Richtung* (?) zugleich zum Unmittelbaren giebt. Darin nur, nämlich aus einem gegebenen Mittelbaren nicht in ununterbrochener Schlussreihe, also auf mittelbare Weise, sondern in einer freieren, aber gleichfalls bestimmten Weise zum Unmittelbaren zu gelangen, besteht das eigentliche Wesen der Speculation gegenüber der Demonstration p. 45. „Das mittelbare Wissen und Erkennen bleibt das natürliche Vehikel, um das Unmittelbare mittelbar und unmittelbar zugleich zu erkennen“: p. 48 und 407. Indes dürfte dieser schwierige Knoten von dem Verfasser wohl schwerlich befriedigend aufgelöst sein. Er scheint dies auch selbst gefühlt zu haben, wenn er sagt: dieses Problem, nämlich das richtige Verhältniß des primitiven und abgeleiteten Bewußtseins, „ganz zu erklären wird niemals möglich sein; denn soweit man auch darin vordringen mag und gerade je weiter man kommt, desto näher rückt ein Punkt, der ein absolutes Geheimniß bezeichnet“ p. 409 u. p. 50. Uebrigens ist es freilich schon an und für sich selber ein höchst gewagtes und mißliches Unternehmen, von dem unmittelbares Wissen, wie Jacobi es bestimmte, auch nur einen Uebergang zum mittelbaren Wissen auffinden zu wollen, da gerade in seiner rigorosen Ausschließlichkeit, in seiner unvermittelbaren, lediglich mit der Persönlichkeit, dem Gefühl identischen Subjectivität das eigenthümliche Wesen des unmittelbaren Wissens, das am Ende doch nichts ist als eine Idiosynkrasie der neueren Zeit, enthalten ist.

Ludwig Feuerbach.



Mai 1835.

XCI.

*Q. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp. Harlemi 1834. XXXII. u. 551 S. 8.*

Unter den römischen Dichtern sind Virgil und Horaz, welche auch auf den Gang und Charakter ihrer vaterländischen Poesie vor anderen eingewirkt haben, ein Gemeingut der modernen Welt geworden. Indessen hat Virgil ganz eigentlich eine bleibende fruchtbare Stätte sich in Italien erworben, in dem Lande, welchem er vermöge seiner örtlichen Darstellungen, seiner Gesinnung und geistigen Farbe wesentlich angehört; Horaz, der Stoff, Denkart, Komposition weder einer engeren Landschaft verdankt noch auf den Nutzen einer solchen berechnet, ist seiner Weissagung zufolge im ganzen gebildeten Europa einheimisch, und mehr als selbst die klassischen Griechen im Norden nicht minder als im Süden ein Kosmopolit. Und diese schrankenlose Wirksamkeit verdankt er am wenigsten seiner dichterischen Kunst: andere Dichter haben im lyrischen Gesang, in der Charakteristik von Sitten und Zuständen, in den Ergießungen der einsamen Selbstbetrachtung mehr Wärme des Vortrags, größere Tiefe und Lebhaftigkeit des Gefühls und vollends glänzenderen Umfang in philosophischer Beobachtung entwickelt; sondern die kluge Resignation und klare Lebensweisheit, welche sich innerhalb der ruhig erwogenen Gegenwart und ihres bescheidenen Genusses ohne vor- und rückwärts zu schweifen genügen läßt, und mit gleich sicherem Maße im bündigsten Wort, in der gediegensten Eleganz zum Verstande spricht, jener gültige Kern der menschlichen Erfahrung fand in allen Zeiten den empfänglichsten Boden, und die Weltmänner, mochten sie früh oder spät diesem Lehrer sich zuwenden, waren auch ohne Hülfe der Philologen fähig in den Geist seiner Dichtung einzudringen. Wenn nun keiner sich wundern wird, daß eine

*Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

so erstaunliche Menge von Exemplaren, wovon die *Bibliotheca Horatiana* nur ein mäßiges Verzeichniß giebt, das weit verbreitete Bedürfnis der Lesung befriedigen mußte: so mag die Wahrnehmung, wie wenig der Schwarm von Herausgebern bisher gefördert habe, noch leichter zu begreifen sein. Niemand beehrte den innersten Gehalt eines Meisters, den jeder gleichsam seinen Hausgöttern beizählte, glossirt zu sehen, und man überließ es den Erklärern, welche vor lauter materiellem Interesse kaum die Frage nach den persönlichen Anlässen und Bezügen der Gedichte, die Angemessenheit des Plans oder Ausdrucks und was dem gleicht in der Nähe zu beschauen vermochten, die Einzelheiten mittelst einer reichen Gelehrsamkeit von Belegen Schritt vor Schritt abzuzählen. Aber um vieles lässiger betrieb man das kritische Geschäft, das gewissermaßen Sache des Luxus und des unbequemen Herkommens schien; die Haufen der Lesarten führten zu geringen Aenderungen und erregten selten das Verlangen nach vollständiger Kollation der besten Handschriften; sogar die rüstigen Kämpfer der Konjekturekritik dünkten höchstens gut zu sein, um an ihnen zu Gunsten einer zweifellosen Vulgata zum Ritter zu werden. Seltsam genug wagten die Ausleger des Mannes, welcher das *Nil admirari* als den Wahlspruch seines Lebens fast auf allen Blättern empfahl, in scheuer Bewunderung nicht einmal die Aufgaben der Interpretation zu lösen, denen sie sich beim mittelmäßigsten Autor mühselig unterzogen, geschweige die künstlerische Leistung desselben in strenger Analyse zu würdigen: und so kam es, daß er am meisten den betriebsamen Rektoren anheim fiel, welche gestützt auf den selbständigsten Kommentator *Lambin* und dessen Supplemente, *Torrentius*, *Cruquius* und die Compilation von *Jani*, gehoben noch durch die ästhetischen Zuthaten des vorigen Jahrhunderts, ihr Monopol beinahe homiletisch zu handhaben pflegten. Mancher selbst unter unseren Zeitgenossen ist wohl bei der Kluft, welche

zwischen den Chrien des verseichteten Schul-Horaz und dem gesunden Witz des weltmännischen Dichters zusehends sich offenbarte, lange betroffen gewesen und erst spät von seinem Unglauben an die vielbesprochenen Geheimnisse des Horaz zurückgekommen.

Nicht ohne Schwierigkeit und starke Verirrungen hat sich also der Weg einer unparteiischen Methodik geltend gemacht; ihre Gänge waren kühn und überraschend, ihre Principien schwankend und streitig, ihre Resultate zerstückt, bald im Selbstvertrauen vorschnell, bald auch schüchtern hingeworfen, mit sich im Zwispalt, ohne den Anspruch auf allgemeine Ueberzeugung: kurz, mit Horaz zu reden — *et adhuc vestigia ruris*. Die früheren Versuche der Art, die vom älteren Scaliger und von Fr. Guyet, bedürfen nur einer leichten Erwähnung; des ersteren Gedanken und Grillen, die er gleich einem Alexandrinischen Problemenmacher in seiner Poetik austreute, sind nun ziemlich vergessen; die Bedenken des Guyet blieben wie fast alles von diesem scharfsichtigen aber eigensinnigen Manne versteckt am Rande seines Exemplars, und niemand gebrauchte sie als Sanadon. Unstreitig hat hier der einzige Bentley Epoche gemacht, dessen Namen fast unzertrennlich an Horaz geknüpft ist: und doch vermochte sein Werk weder die Zeitgenossen aus dem Schlummer zu rütteln, noch, seitdem holländische und deutsche Philologen des ersten Ranges auf diesen kritischen Schatz hingewiesen hatten, ein unbefangenes Studium anzuregen, sondern verschmäht und als unvermeidliches Uebel von den Horazischen Litteratoren ertragen, wandelte es sich in das objective Lehrbuch der Alterthumsforscher um, an dem Jünger und Meister eine Schule durchzumachen haben. Die Wichtigkeit einer so glänzenden Schöpfung verdient es, daß wir ihren Standpunkt und Gehalt für einen Augenblick erwägen. Nicht leichtsinnig oder (wie mehrere seiner Gegner wähten) mit der Nothdurft von Lexicis gerüstet hatte Bentley seine Ausgabe unternommen, wenngleich er sie in den Nebenstunden einer durch bittere Händel getrübbten Muse beeilen mußte: vielmehr war er mit den Vorräthen der Kritik und Interpretation völlig aufs Reine gekommen, und indem er seine Leser nachdrücklich erinnerte, daß die Arbeiten der Vorgänger eine bloße Voraussetzung und unerlässliche Stufe für das jetzige Zeitalter darstellten (*Diffusa illa lectio et eruditio . . . partis duntaxat infimae et initiorum apparatusque locum obtinet*), liefs er sie un-

ter seiner Führung, ohne Vorurtheil für handschriftliche Tradition, alles nach dem zwingenden Sinn des poetischen Gedankens abmessen und muthig einen Glauben an die höheren Kräfte der Divination gewinnen. Aus dieser genialen Thätigkeit entsprangen zwei Extreme, beide hypothetischer Natur und mitten unter Zweifeln unumstößlich, einerseits die Konjekture, welche von den Schlägen einer kecken, sich selbst überbietenden Syllogistik eingeleitet und wegen der Schärfe, Durchsichtigkeit und Reichthums der Kombination häufiger in ihren Irrgängen als im wahrhaften Ergebniss fruchtbar wurde; gegenüber die gute, fast ideale Meinung vom Dichter, der wie billig immer das richtigste gedacht und in schöner untadelhafter Form werde ausgesprochen haben. Ziehen wir nun sogleich dasjenige ab, was Bentley zu Gefallen seiner logischen, oft an Prosa streifenden Aesthetik sündigte, so lassen sich auch mit einiger Nothwendigkeit die Grade des Widerspruchs bestimmen, welche dieser mündigen Kritik entgegen treten mußten und entgegen traten. Die Konjekture konnte man zuweilen vernichten, öfter schob man sie als eitle Möglichkeit, als Spiel einer üppigen Phantasie zurück; den gewaltigen Gliederbau der Dialektik erklärte man für ein Truggebilde der Sophistik, es war verzeihlich, daß man die furchtbare Waffe haßte, die so grausam die hülfreiche Maschinerie der rhetorischen Polsterkammer (z. B. die *hypallage* und was sonst mit einem *vestram fidem grammatici* und ähnlichen Scheltworten beseitigt wird) zerschlug und von der er selber voraussah, daß sie die Eitelkeit des gelehrten Haufens beleidigen würde; was aber das Horazische Ideal betrifft, so war das künstlerische Bewußtsein zwar auf beiden Parteien eines und dasselbe, doch der einzelne sichtbar im Nachtheil gegen die Menge, welche durchaus auf demselben Standpunkte das für edel und geschmackvoll ausgab, was jener als gemein und ungenießbar verdammt. Hier durfte niemand Verständigung erwarten, wo keine höchste Norm mit evidenter Beweiskraft vorlag und sogar nicht einmal ein Kriegesstand anerkannt war. So ruhte denn dieser Kampf bis auf unsere Tage; nur daß Markland, eine der argwöhnischen Naturen, durch einen paradoxen Machtspruch seine sorglosen Zeitgenossen störte. Denn er scheute sich nicht im Greisenalter zu bekennen, daß er im Horaz unzähliges Dunkel finde (*in toto opere vix una est Ode, Sermo vel Epistola, in quibus hoc non sentio, dum lego*); diese Dunkelheit aber leitete er von

den Verfälschungen her, welche sich aus dem Gebrauch von Schulen und Klöstern in die Exemplare des Horaz nicht minder als der anderen römischen Autoren eingeschlichen hätten. Was Markland ohne Beleg und Entwicklung hinwarf, hat erst jetzt Peerlkamp, Professor zu Leyden, in rücksichtloser Konsequenz an Oden und Epoden zu bestätigen versucht: eine Leistung, die, wie aus obigen Umrißen hervorgeht, nicht gewöhnliche Freiheit und Selbständigkeit des Geistes verräth, und schon als gänzlich unbefangene Polemik, welcher die Stimmen der Menge gleichgültig sind, ein reines Interesse verdient.

Allerdings gebührt dem gegenwärtigen Buche noch von einer anderen Seite her, wenn auch nur im engeren Sinne der Fachgelehrsamkeit, einige Aufmerksamkeit. Es ist nämlich die erste Produktion, mit der die neuere holländische Philologie hervortritt und ein Zeugniß ihrer Fortschritte giebt. Denn was uns dorthier von Ausgaben Monographien und vermischten Werken in unserem Jahrhunderte zugekommen, seitdem die landschaftliche Manier der Niederländer zugleich mit den Umwälzungen ihrer Republik erloschen war, etwa Bearbeitungen von Ovid, Appulejus, Xenophon dem Erotik, Kleomedes, Theon, Darstellungen der platonischen Philosophie, die litterarischen Berichte der *Bibliotheca Critica Nova* mit manchem verwandtem: das alles schien, von den Bewegungen der Nachbarn unberührt, zweifelhaft auf der Grenze zwischen Altem und Neuem zu stehen; im Stil verleugnete es niemals die selbstgefällige Dressur der Wytttenbachischen Latinität; in der fragmentarischen Auffassung von Lesarten und in der massenhaften, durch Parallelen vermittelten Interpretation, woneben der Anklang einer fremden Methode herlief, mischten sich die Farben der Burmannischen und Hemsterhuisischen Zucht; auch verweilte man noch sehnsüchtig an den Apotheosen und Reliquien der beiden letzten Schulhäupter, und mochte nicht das Rüstzeug ihrer klassischen Form gegen den lebendigen Ton des heutigen, noch zum öfteren barbarisch gescholtenen Idioms tauschen. Anders das Werk von Peerlkamp. Sein Verf. bewährt ein umfassendes Studium der römischen Litteratur und Sprache; die zahlreichen Citationen sind dem jedesmaligen Zwecke gemäß erlesen und abgewogen, und wenn auch bisweilen entbehrlich und um der Observation willen hingestellt, doch nicht erborgt oder unnütz; das Urtheil reif, gebildet und selbst wo die Kritik sich in Sprünge verliert besonnen; der

Ausdruck individuell, lebhaft und mannigfaltig, obwohl seine Reinheit durch Nachlässigkeiten getrübt wird. Dennoch ist diese Kenntniß und Gewandtheit noch beträchtlich von wissenschaftlicher Anschauung und Gewisheit entfernt; eine Norm für das was Horaz und Nicht-Horaz bedeuten soll, ohne die sogar die kaltblütigste Skepsis kein Vertrauen erweckt, vermisst man überall; und indem wir dem Treiben einer zerstörenden Polemik nachgehen, welche den Lyriker in großen und kleinen Partien zerstückt, verdünnt und gleichsam dem Messer eines Exercitienmeisters unterwirft, mögen wir immerhin einen solchen Aufwand an Scharfainn und Sachkenntniß bewundern, aber nimmer ein Herz zur unerquicklichen Kunst fassen. Dieses Mißbehagen darf uns indessen nicht hindern, sowohl die verborgenen oder halblauten Grundsätze des Herausgebers als auch den unleugbaren Gewinn seiner negativen Forschung in einer bündigen Summe zu vergegenwärtigen, zu sichten und anderen zur ernsten Prüfung anzuempfehlen. Es scheint natürlich mit der Rechenschaft zu beginnen, welche die Vorrede verspricht, und ihr Ergebniss mit der im einzelnen geübten Praxis zusammenzuhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

## XCII.

*Handbuch für den Liebhaber der Stuben-, Haus- und aller der Zählung werthen Vögel, enthaltend die genauesten Beschreibungen von 200 europäischen Vögelarten, und eine gründliche, auf vielen Beobachtungen beruhende Anweisung, die in- und ausländischen Vögel zu fangen, einzugewöhnen, zu füttern, zu warten, fortzupflanzen, vor Krankheiten zu bewahren und von denselben zu heilen. Unter Mitwirkung des Hrn. Felix Grafen von Gourcy-Droitaumont herausgegeben von Ch. L. Brehm, Pfarrer zu Reuthendorf, (bei Neustadt a. d. Orla) u. s. w. — Mit 8 ganz treu und sorgfältig nach der Natur gezeichneten illuminirten Kupfertafeln. Ilmenau 1832. Druck und Verlag von Bernh. Fr. Voigt. (XXXVI. und 412 S., gr. 8. 3 Rthlr.).*

Was dieses, nicht eigentlich wissenschaftliche Buch doch einer kurzen Anzeige in einer Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik werth macht, sind eine nicht unbedeutende Zahl neuer und schätzbarer, meist von dem Grafen Gourcy-Droitaumont herrührender Beobachtungen über Sitten und Gesang seltener Vögelarten überhaupt; — (abgesehen also von ihrem Verhalten lediglich als Stubenvögel; obgleich auch dieses immer ein na-

turhistorisches Interesse behält.) Leider bedarf es jedoch etwas vielen Suchens, um dieses Neue und wissenschaftlich Wichtigere herauszufinden.

Der lange vielversprechende Titel würde uns eigentlich der Mühe zu sagen, was dieses Werk Gutes enthalte, überheben können: wenn derselbe nicht eben gerade deshalb einiger Erläuterung bedürfte, weil sein Eigenlob doch nur *cum grano salis* zu nehmen ist. —

Die „genauesten“ unter den darin enthaltenen „Vogel-Beschreibungen“ können nämlich beinahe gut genannt werden. Es finden sich aber von solchen, welche zu dieser Kategorie gehören, schon eben nicht viele vor. — Von einer Anweisung auch die „ausländischen Vögel zu fangen“, kann, wie begreiflich, gar kaum die Rede sein, da diese fast sämmtlich auf 5 Octav-Seiten völlig expedirt sind. Selbst was über den Fang der inländischen Vögel (auf den verschiedenen Arten von Heerden mit Treib- und Schlaggarnen, Schlingen, Leimruthen, Fallkasten, vor dem Karze, mit Raubvogelfallen und dergl.) überhaupt gesagt wird (S. 55—6), sind und sollen auch nur Andeutungen sein, die blofs einen ungefähren Begriff geben können. Doch folgt das Nöthigste über den Fang der einzelnen Vogelarten später überall nach; aber wohl selten so, daß nicht gar Manches als hinlänglich bekannt vorausgesetzt würde, was nirgends im Buche allgemein verständlich genug angegeben ist. — Das „Fortpflanzen“ in der Gefangenschaft endlich muß man wenigstens bei den eigentlichen Stubenvögeln, vollends aber bei gewöhnlichen einheimischen Arten, die man ja immer leicht wieder haben kann, für eben so unnöthig halten, als es im hohem Grade Kosten verursachend und schwierig ist. Denn die Versuche bleiben, wie bekannt (mit Ausnahme unseres nun völlig domesticirten Kanarienvogels) selbst bei allem Aufwande von Zeit und Mühe doch meistens ganz erfolglos. — Zum gröfseren Theile recht gut sind die Krankheiten der Vögel und deren Heilung, und sehr genau die ganze Pflege dieser Thiere in dem Buche behandelt. Ueberhaupt erfüllt dasselbe gewifs seine nächste Bestimmung besser, als sonst eines der bisher vorhandenen von gleicher Tendenz; und es verdient schon darum selbst von wissenschaftlicher Seite einigen Dank, weil auch der Ornitholog nicht selten in den Fall kommt, Vögel um wirklich wissenschaftlicher Zwecke willen zu halten.

Indessen, den gegenwärtigen Zeitumständen gemäfs, könnte das Werk doch immer nicht blofs merklich besser ausgefallen, sondern es könnte zugleich auch ohne Verringerung seines extensiven und intensiven Gehaltes, von merklich geringerem Umfange sein, wodurch es wohlfeiler geworden sein würde: — wenn nur seine Anlage bald danach gemacht worden wäre; besonders wenn der Verf. die nicht blofs weit übersichtlichere, sondern auch in jeder Hinsicht viel compendiösere, systematische Anordnung bei Aufführung der Species gewählt hätte. So aber zeugt schon die ganze Einrichtung des Buches nicht von dem Streben eine nach Möglichkeit grofse Masse von Inhalt auf den kleinsten Raum zusammenzudrängen. Auch kann die in dem-

selben versuchte Eintheilung der Sing-Vögel nach dem ungefähren Werthe ihres Gesanges, in *Sänger ersten, zweiten, dritten und vierten Ranges* (I—IV), fast eben so wenig consequent und gerecht, als übersichtlich genannt werden. Letzteres kann sie überhaupt darum nicht sein: weil sie Vögel Einer Gattung, die also ähnliche Eigenschaften haben, jedoch nicht auch einen gleich guten Gesang besitzen, übrigens aber doch meist gleiche Behandlung verlangen, sehr unbequem von einander trennt. (Uebrigens kann man ja so einem jeden Vogel erst dann seinen rechten Platz anweisen, wenn man seinen Gesang genau kennt!) Consequent kann sie auch nicht werden: da nicht allein das Urtheil hierüber eine Sache persönlichen Geschmacks bleibt, sondern sogar nicht einmal alle Individuen Einer Art in einer und derselben Gegend, viel weniger in verschiedenen Landstrichen, einander im Gesange und in diesem Werthe so bestimmt gleichen. Und in der That hat sich der Verf. selbst bewogen gefunden, von dem Wiesenpieper (*Anthus pratensis*) die eine Varietät (S. 139), unter die Sänger des zweiten, die übrigen Vögel der Art (S. 210) unter die Sänger dritten Ranges zu stellen. Gerechtfertigt endlich gegen die kleinen Betheiligten ist diese Eintheilung insbesondere in dem vorliegenden Buche nicht; und gar mancher von ihnen würde sich für berechtigt halten, lebhaft dagegen zu reclamiren, wenn er es vermöchte. Denn sie stellt z. B. den von Natur äufserst schlechtsingenden Gimpel (S. 184), welcher nur die Fähigkeit besitzt, bei recht guter Abrichtung, künstliche Melodien treu aufzufassen und schön vorzutragen, über den von Natur wirklich gutsingenden Wasserpieper und über die fahle Grasmücke, über die Misteldrossel, den Bluthänfling und Stieglitz; ferner den Rohrammer über den schwirrenden oder Wald-Laubvogel (*Sylvia sibilatrix*) u. s. w. —, was nach aller practischen Vogelkenner Ansicht gewifs sehr unrecht ist. Sollte aber doch einmal eine solche ohngeführte Uebersicht des musikalischen Ranges gegeben werden: so hätte es eben so gut in Form eines blofsen Verzeichnisses, mit Verweisung auf die Stelle, wo von jeder Art nach der systematischen Reihenfolge die Rede ist, geschehen können, hier aber ist es umgekehrt gemacht. — Nicht viel besser steht es mit der Eintheilung derjenigen Vögel, welche (V) um des Sprechens willen, (VI) ihrer Schönheit wegen, (VII) aus besonderer Liebhaberei, und (VIII) des Nutzens wegen gehalten werden. —

Uebrigens ist der Verf. in dieser Schrift doch endlich von seinem, mindestens sonderbaren und wissenschaftlich durchaus unbegründeten, daher auch früherhin von allen Seiten angegriffenen, und trotz all seinem Widerstreben längst allgemein verworfenen Verfahren zurückgekommen, sämmtliche Vogel-Species in mehrere (meist in 3, zum Theile 4, 5 oder gar noch mehr) zu zerspalten: d. h. blofs, meist ganz unbedeutend abweichende Varietäten als vermeintliche eigene Arten aufzustellen. —

Druck und Papier sind ziemlich gut. Die 8 Kupfertafeln, 48 Figuren enthaltend, hat man ohne sonstige Veränderung aus der neuen Numerirung, aus dem im Jahre 1831 bei demselben Verleger erschienenen „Handbuche der N. G. aller Vögel Deutschlands“ von demselben Verf. entnommen. Auch nicht Eine von Allen kann mit Recht als „sorgfältig illuminiert“ gerühmt werden, und öfters sind die Farben ganz verfehlt. Tafel 3—8 (von Biedeker gezeichnet) sind hinsichtlich des Entwurfes theils mittelmäfsig, theils gut; nur mit Abrechnung der fast ohne Ausnahme zu dicken Schnäbel und Füfse, und der meist zu grofsen Dicke des Körpers. Tafel 1 und 2 aber enthalten 11 (von Goetz) durchaus verzeichnete, zugleich noch schlechter colorirte und geschmacklos gruppirte, wirklich in allen Verhältnissen verfehlt Mißgestalten, welche das Buch nur verunsichern können und es ohne Noth vertheuern helfen. Es sind Darstellungen, deren heut in der That Verfasser und Verleger der meisten Bilder A B C Bücher sich schämen würden; Muster, wie man eben nicht zeichnen müsse! — Diefs zur nothwendigen Modification dessen was der Titel verheifst.

Mai 1835.

Q. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman  
Peerlkamp.

(Fortsetzung.)

Die Vorrede hebt mit der anmuthigen Erzählung des Verfs. an, wie Horaz ihn frühzeitig gefesselt und in philologischer Thätigkeit beschäftigt habe, wie die Erklärung desselben ihm in dem Lehramt an einer Menge von Stellen, worüber ehemals die Kommentatoren befriedigten, immer dunkler erschienen und bei längerer Betrachtung problematisch geworden sei, so daß in einem so lichtvollen, von den ausgezeichnetsten Männern erläuterten Dichter nicht einmal die Konjekturen ihren Platz fand oder fruchtete. Da erst erkannte er als letztes Mittel die Verwerfung von mancherlei untergeschobenen Versen; sobald dieser Weg in der Gedichtsammlung vollständig verfolgt war, fiel ein Bedenken nach dem andern fort, und die Rede trat in ihren ursprünglichen, von keinen Fehlern entstellten Zusammenhang ein; die Schüchternheit aber, welche den Urheber so starker Paradoxen im Angesicht der Gelehrten befallen mußte, wurde durch die Zeit und Markland's Beitritt gemindert. Daß er endlich zur Bekanntmachung seiner immer mehr abgeschlossenen Kritik schritt, dies erwartet wohl jeder zu hören; und wir thun besser die That- sachen und Erklärungsweisen jener ungewöhnlichen Interpolationen im Horaz vorzuführen. Der Anfang zwar verräth keine sonderliche Schärfe des Urtheils, wenn die verschiedensten Fälle, *Plautinische Komödien*, das *Per- vigilium Veneris*, Kleinigkeiten unter dem Namen von Virgil, Ovid und anderen mehr sammt den Täuschungen neuerer Philologen in bunter Reihe aufgezählt werden; desto gewisseres läßt die nächstfolgende Kombina- tion hoffen. Horaz (heißt es p. IX. sqq.) starb, als er die einzelnen Bücher seiner Gedichte noch nicht zur Sammlung hatte verbinden können; seine Freunde klas- sifizierten alles analoge unter bequeme Schemata, die

Abschreiber verfahren hier willkürlich und um die Zeit- folge unbekümmert, sie griffen aber auch das Innere des *Corpus* an, weil die lyrische Form, die Neuerungen im Sprachschatz, die griechische Farbe, die nur Ken- nern der Griechen verständlich war, zur Aenderung auf- forderten; zuletzt kamen untergeschobene Dichtungen und Verse hinzu, da die wachsende Vorliebe für Horaz sich gern auf jede Weise befriedigen wollte. Dieser Neigung verdanke man einige Gemeinplätze und Ein- schießel in den jetzigen *Carmina*, muthmaßlich von der Hand des *Caetius Bassus* und ähnlicher Lyriker; neben- her lief die Emsigkeit der Grammatiker und Rhetoren, welche Themata zur Uebung aus poetischen Stoffen und auf Verhältnisse der Dichter bezüglich (etwa, *Horatius Maecenatem ad coenam invitat; Horatius se commen- dat Maecenati*) verarbeiten ließen und hiedurch einen erheblichen Zuschuß nächst rhetorischem Geschwätz im Horaz (*hinc in Carminibus toties idem argumentum, eadem imagines et sententias, verbis paulum mutatis, invenimus*) bewirkten; das Mittelalter trug bei dem Ei- fer, den es vorzüglich diesem Autor unter den wenigen Lateinern widmete, nicht wenig zur Umgestaltung des Ausdrucks bei, nachdem *Mavortius* und *Felix* im J. 530. gemeinschaftlich, weder durch gute Codices noch durch eigenes Talent unterstützt, unsere vermeinten *Horatii Carmina* revidirt hatten. Zum Beschlusse wird auf An- laß der Befangenheit, womit die meisten das Herge- brachte zu verehren gesonnen sind, wenn nicht bei ih- nen schon der Verdacht Wurzel gefaßt hat, an zwei von *Pallavicini* gegen Ende des ersten Buches gefundene *carmina* erinnert, und das eine derselben versuchsweise mit einem lobpreisenden Kommentare versehen, wie sol- cher unter anderen Umständen und vielleicht noch en- thusiastischer würde gehört sein: ein übermüthiger Spuk, der für den Scherz zu viel, für den Ernst zu wenig be- deutet, da kein Zeitalter sich von so handgreiflichem Betrug übertölpeln läßt. Noch ist der *Oudendorpschen*

*dictata in Carm. L. I.*, welche durch Fleiß und Genauigkeit die Mehrzahl der uns bekannten Kollegienhefte von holländischen Philologen übertreffen, gedacht worden, weiterhin auch das wichtigste derselben im Auszuge mitgetheilt.

Soweit die Fabel vom interpolirten Horaz: denn eben für ein bloßes Märchen darf man diese mühsame Verkettung von halbahren und übertriebenen Notizen halten. Auch verräth unser Verf. kein so ganz reines Gewissen, wenn er sich unter anderem p. XXX. äußert: *Molestis censorum disputationibus non respondere visum est. — Non invideo, dummodo meam me tenere viam patiantur.* Auf der Recensenten „*cramben centies recoctam*“ hier und sonst antworten zu müssen, wäre freilich hart; aber in einer so jugendlichen und schlüpfrigen Untersuchung, wo weder einer alles sieht und stets das Rechte trifft, noch das gesamte Publicum durchaus Unrecht haben und taub gegen klare Gründe der Vernunft sein kann, sollte man die Saiten nicht zu hoch spannen, sondern der ruhigen wechselseitigen Verständigung, dem langsamen Vorrücken in kritischer Methodik, allenfalls auch der Zeit ihren Spielraum verstatten. Betrachten wir aber das früheste Stadium der Verderbung, angeblich das erste Jahrhundert der Kaiserherrschaft: wie mochte damals Horaz jenen wilden Verfälschungen ausgesetzt sein? Er und Virgil waren seit Augustus, nach dem Zeugniß Quintilian's (I, 8, 5.), die normalen Lehrbücher der römischen Jugend: wer aber weiß nicht, mit welcher Eifersucht die Schule in guten Tagen ihre Bücher hütet und vor bösen Einflüssen bewahrt? wie könnte den Grammatikern, welche fast ihr Lebelang mit peinlicher Betriebsamkeit über Reinheit der gelesenen Autoren wachten, ein irgend gewaltsamer Unfug entgangen sein? gesteht nicht P. selber, daß eine große Zahl der ihm verdächtigen Stellen nicht nur von ziemlich alten Gewährsmännern citirt und durch Anspielungen behauptet, sondern bereits von Quintilian (z. B. *Carm. I*, 12, 41.) anerkannt werde? Größer ist der Irrthum, wenn die damaligen Abschreiber aus mangelhafter Kenntniß des Griechischen ihren Horaz überarbeitet haben sollen. In keiner Periode der römischen Litteratur war man inniger und allgemeiner mit der griechischen Sprache vertraut als im Abschnitt von Tiberius bis auf Hadrian; und wäre man auch in geringerem Grade derselben mächtig gewesen, so treten doch Horazens Gräcismen nirgend allzu schroff oder

zum Nachtheil der Deutlichkeit (wie etwa beim Propertius) hervor. Noch weniger will uns in den Sinn, daß die Neuheit der lyrischen Form zu jenem treulosen Handwerk verführen mochte. Seit dem Prinzipat übte man sich zu Rom in allen erdenklichen Tändeleien und Versmaßen der Lyrik; habe man indessen viel oder selten diese Gattung betrieben, immer lag die Versuchung, mit einem Meister der lyrischen Polymetrie, welcher die Schülerschaft durch keine stehende Phraseologie bequemlich machte, um die Wette zu laufen, minder nahe als beim Epos: dem Ovid und Lukan, dem Lukrez und Klaudian sind Hunderte von Hexametern und Distichen nachgeäfft, untergeschoben, verdreht worden, besser kam Virgil als Autor der Schule davon, in den *Carmina* vom Horaz aber ließen sich bisher nur etliche frei komponirte Strophen (I, 2. III, 4. 11. 17. IV, 4. außer dem einzelstehenden Verse IV, 8, 17.) entdecken, die ganz äußerlich als mythologische *Specimina* eingelegt waren. Höchstens gelten solche Beiläufer für unschuldige Spiele von Lesern; daß aber die Rhetoren fingirte Themen stellten, wie oben versichert wurde, hat seine Richtigkeit für prosaische Deklamation, nicht für die Poesie. Doch es sei dem Verf. alles, worauf er fußt, einstweilen zugestanden: wie sollen wir das unerhörte, Stillschweigen der bewährtesten und zahlreichsten Codices eines so fleißig abgeschriebenen Dichters auslegen, die weder durch Randbemerkungen und Auslassung noch durch starke Variation oder leisere Spuren (wie solches bei Autoren sogar der Fall, deren diplomatische Tradition ganz dürftig ist) auf Betrug hinweisen? Beim Virgil unterstützen die beiden Familien der Handschriften, indem sie konsequent aus einander gehen und doch in den Hauptstücken zusammentreffen, jede tiefere Forschung der Kritik; beim Horaz hätten sich alle Zeugen des Alterthums wider uns verschworen? während gerade in den *Carmina* nicht einmal eine so scharfe Differenz bemerkt wird als in *Serm. I*, 6, 126. wo *fugio rabiosi tempora signi* und *fugio Campum lusumque trigonem* sich gegenüber stehen.

Wir wollen aber nicht länger bei der Theorie verweilen, sondern die Praxis in Erwägung ziehen, die wie gewöhnlich mehr Sicherheit und Tüchtigkeit als die Analyse besitzt. Es kann nun nicht dem geringsten Zweifel unterworfen sein, daß Peerlkamp viele Schwierigkeiten in Gedanken und Latinität zuerst wahrgenommen, überdies sehr beträchtliche Versehen und Fahrläs-

sigkeiten der angesehensten Interpreten gerügt und anderen zur Warnung aufgedeckt habe: daß mithin seine Leistung zu den verdienstlichsten Arbeiten über Horaz gehöre. Wenn man also häufig gezwungen und geneigt ist die volle Stärke der Beweisführung im Commentare zu erkennen, so bereut der Leser vielleicht seine Willfährigkeit, sobald er die Resultate jener Demonstration im Texte durchläuft. Denn ein seltsames Gefühl muß wohl sich regen beim Anblick unseres Doppelhoraz, indem dieser *Horatiomastix* eine gute Zahl langer und kurzer Gedichte, Strophen und Zeilen, worin man fast eingewohnt war, durch den rechts und links gesäten Schwabacher Druck verurtheilt und dadurch ein unheimliches Gemisch von klassischen und schlechten Produktionen unter die Augen gerückt hat. Aber etwas selbstsüchtig würde dies Verfahren desjenigen sein, der ein solches Wagestück mit kaltem Blut verdammt, obgleich er ihm nicht alle Begründung absprechen konnte. Hier ist nichts als das nothwendige Gegenstück zum bisherigen wirren Treiben im Horaz hervorgetreten, und wenn man recht ehrlich sich entschließt von vorn anzufangen, das heißt, die Armuth der mit ihren Reichthümern prunkenden Horazischen Litteratur in der schärfsten Revision zu beleuchten, so werden uns die beiden Extreme um einige Schritte gefördert haben. Sichtbar sind beide Parteien ohne Maß und Wahrheit dort zurückgeblieben, hier am Ziele fehlgesprungen: die meisten Erklärer ließen sich an der Außenseite genügen und schlummernten sorglos um Methode und kräftige Forschung eben an dem Punkte, wo sie, statt jeden Flecken mit dem Mantel der Liebe zu verhüllen, die Waffen einer wackeren Empirie und Wissenschaft üben sollten; ihre wachsameren Gegner, Bentley und die wenigen Anhänger der methodischen Kritik, führten ihre meisten Probleme, welche der Interpretation einen reichen Stoff gewährt hätten, auf einen gemächlichen Prozeß der Emendation zurück. Was darf man aber thun und lassen, um die beiderseitigen Klippen zu meiden und um des ewigen Argwohns, ob nicht versteckte Fehler übersehen worden, sich vollständig zu ent schlagen? Ref. wagt nicht hierüber etwas, das einem Kanon ähnlich klänge, preiszugeben, sondern meint, daß es vorläufig genüge, das eine und andere Moment in Erinnerung zu bringen, worauf die Hyperkritik des Herausgebers am lebhaftesten hinweist. Zuerst nun und vor allen Dingen wollen wir dem verderblichen Satze (p. 87) widersprechen: *Equi-*

*dem Horatium non agnosco nisi in illis ingenii monumentis, quae tam apta et rotunda sunt, ut nihil demere possis, quia elegantiam minuas.* Niemand ertheilt uns die Befugniß zu diesem hochgeschraubten Axiom, am wenigsten Horaz der lyrische Dichter, den weder Zeitverhältnisse noch Individualität noch Charakter der römischen Lyrik und Abzweckung seiner Oden auf den Gipfel des Genies, der objectiven Weltbetrachtung und der künstlerischen Vollendung hoben oder berechtigten. Ohnehin sind seine wie jedermanns Studien langsam vorgerückt und ihre Stufen noch jetzt an manchen Schwächen und Mißgriffen kenntlich, deren Spur zu verwischen nichts anderes als Muthwillen und Ungerechtigkeit gegen den strebenden Autor wäre. Offenbar leidet das erste Buch an allen den Mängeln, welche den Anfänger einer ungewohnten Gattung in Hinsicht auf Beherrschung des Sprachschatzes, der Form und Erfahrung drücken mußten; im zweiten finden wir ihn reifer, beschränkt auf ein engeres Gebiet und gezügelt durch ein ruhiges Bewußtsein seiner Mittel; das dritte bewährt sich als die gediegene Frucht des Mannesalters, das eine harmonische Macht über die poetische Darstellung und den Geist des geselligen Lebens errungen hat; im letzten erscheint er auf den Rückzug bedacht, und indem der frühere Glanz allmählig erlischt, der Ton immer gehaltener und dem engen Raume des entsagenden Dichterlebens gemäßter wird, überzeugen wir uns leicht, daß Horaz ernstlich von jenen halb jugendlichen Spielen des Melos Abschied nehme. Auch ist es nicht so unmöglich als die neuesten Differenzen erwarten lassen, die Chronologie der *Carmina* hiermit in Einklang zu setzen; gegenwärtig wird es schon genug sein, wenn wir den geistig von einander abgesonderten Gesängen nicht einerlei kritisches Gesetz zuerkennen. Eine zweite Bemerkung gilt den Worten p. 47. *Ego interdum doleo Quintilianum felicem Horatii audaciam memoravisse. Multi enim interpretes, omnia frustra conati, tandem securi ad eam audaciam veluti sacram ancoram confugiunt.* Im allgemeinen dünkt uns habe man bisher weder die Eigenthümlichkeit der Dichterrede in der Augustischen Zeit noch das Verhältniß der Sprache vom Horaz zum Gehalt seiner Dichtung gebührend in Anschlag gebracht. In Betreff der ersteren ist es augenscheinlich, daß sie ein gleichmäßig ausgeprägtes Idiom von geistesverwandten Genossenschaften (*collegia poetarum*), eine ganz entschiedene Kunstsprache darlegt,

die trotz der sehr individuellen Mannigfaltigkeit in wesentlicher Uebereinstimmung sich erhält und das rhetorische Element, den Grundzug des Lateins, in seiner vollen Stärke besitzt. Eine Formenbildung der Art kann nicht ohne die Figur, die Mischung von Begriffen, die Neuerung bestehen, sie vermag gar bequem als Werk des Verstandes bis zur Täuschung einer dichterischen Phantasie sich abzurunden, aber niemals wird sie (wie schon das Beispiel der Alexandrinischen Kunstpoeten lehrt) den Irrgängen der bloß logischen Kombination, der Uebertreibung und sonstigen Klippen einer prachtvollen Diktion entgehen. Ohne daher grämlich oder unempfänglich für die wahrhafte Bedeutung dieses unermüdlichen Sprachschatzes zu sein, wird man in der Zergliederung des Virgil, Properz, Ovid ihren Ausdruck bei aller Geistigkeit und Symmetrie oft unzulänglich finden; und auch Horaz theilt das Schicksal seiner Gefährten. Denn Letzterer verdankt, wie Lessing von sich selber gesteht, das Beste seiner Poesie einzig und allein der Kritik, deren Wirkung sich nicht obenhin auf die knappe, fast symbolische Behandlung seines Stoffes erstreckt. Von dem Darsteller einer mäßigen Geselligkeit und Sinnesart, der mit einem äußerst erlesenen Kreise der gebildetsten Männer innerhalb gemessener Principien und Zustände verkehrt, der Empfindungen und Leidenschaften (nirgend vielleicht herber als in der bunten Gallerie von Liebesdingen, welche der buchstäblichen Auslegung des ironischen „*mille puellarum, puerorum mille furores*“ spottet) nach dem Gebot seiner Topik beherrscht und der zufälligen Persönlichkeit mehr oder minder entkleidet, darf man nicht den warmen Hauch, den raschen Flug eines in der Fülle von Objecten verschwimmenden Gemüths erwarten; Horaz hält die Fäden seines Themas kühl zusammen, ihre Fugen und Knoten hat er kein Bedenken nackt vor Augen zu legen, und das Vermögen dieser abstrakten Schöpfungskraft entwickelt sich eben so natürlich als glänzend am Reichthum der Sentenzen und rhetorischen Erweiterung. Es wäre leicht eine gute Reihe von charakteristischen Zügen hieran zu knüpfen; besser werden wir mit den begonnenen Umrissen das verbinden, worin Peerlkamp seinen Autor aus wahrer oder mißverständener Liebe zu purifiziren sucht. Aus Mangel aber an Raum müs-

sen wir mit einigen Proben uns zufrieden geben, wünschen jedoch, daß ein vollständigeres Bild vom Ganzen in anderen Blättern entworfen werde.

Um nun mit den Gedichten anzufangen, die der Herausgeber gänzlich umstößt, so sind es im ersten Buche folgende: c. 20. (wo unter minder erheblichen Einwendungen der Widerspruch in *modicis cantharis, montis imago* vom Echo gesagt und der Epitritus *Vaticani* geltend gemacht werden) und c. 30. angeblich ein Cento aus Horazischen Phrasen; eher mag man indessen diese Kleinigkeit ein „*exile et ieunum argumentum*“ nennen als den windigen Einwurf, *solutis Gratiae zonis* (d. h. *Χαίρες ἀφαιρώντες* und ähnliches in steter Zeichnung der Göttinnen, s. Böttiger Aldobr. Hochz. S. 146 fg.) sei Mannspersonen gegenüber eine anstößige Scene, und Mercurius taue nicht zum Begleiter der Venus (s. allenfalls Stellen bei *Bergh. in Arist. Pac.* 435. *Harpocr.* v. *Ψευδισμῶς Ἐμῆς*, *Seneca de Benef.* I, 3. um von den Hermaphroditen zu schweigen), so ganz ernstlich ausgesprochen sehen. Im zweiten Buche sind c. 11. u. 15. als späte *loci communes* verdammt; wovon jenes einige matte Wendungen neben untadelhaften Ausdrücken enthält (nur für Hypochonder schickt es sich *scortum* aus der christlichen Zeit herzuleiten), nichts um hier das *schlechteste* Gedicht unter den Horazischen zu erblicken; gegen c. 15. ist bloß eine wässrige Analyse gerichtet; mit noch geringerem Erfolge das siebzehnte um mehr als die Hälfte verstümmelt. Aber eine reiche Beute gewährt das dritte Buch, und sogleich die ersten überwiegend sentenziösen und systematisch in einander eingreifenden Dichtungen, an denen immer die Ausfüllung der oben angedeuteten Fugen, *commissurae* oder wie man sie heißen will, Streit und Mühe gemacht hat. Unser Kritiker ist dafür auf ein scheinbar gelindes Mittel zur Auskunft gerathen, das jedoch näher betrachtet nur den verschlungenen Knoten etwas breiter zerrt: auf die Hypothese von einem in 14 Kapiteln bestehenden *carmen gnomicum* (gegen Ende des Buches p. 519–26 in seinem alten Zusammenhange kombinirt), dessen Haupt und Glieder in c. 1–6. stecken, der Schweif völlerer Weise in c. 16. ausläuft, wovon aber die Abschreiber alles verzettelten.



Mai 1835.

Q. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman  
Peerlkamp.

(Schluß.)

Zu Gunsten dieses Katechismus hat er unter anderem, man kann sagen mit der Verwegenheit eines Anfängers, die wichtige Rede der Juno c. 3. als unerbittliches Hinderniß ausgestoßen, nämlich als *oratio composita ab antiquiore aliquo grammatico*; während man in c. 27. weit eher sich entschließen würde die locker angeknüpfte Digression von der Europa. „*magis lusum ingenti luxuriantis quam castigati poetae*“ aufzuopfern. Ferner sind geächtet c. 8. als *thema grammaticum* (wo nach Entfernung der zweiten Strophe wenigstens bedenklich sein kann) und diesem verwandt das scherzhafte c. 17, das höchstens vier Verse zu viel hat; dann aus besseren Gründen c. 14. Im vierten Buche hat kein Gedicht zu gänzlicher Verwerfung Anlaß gegeben; doch sind mehrere der berühmtesten (wie 2. 4. 6. 14.) um einen erheblichen Theil des Ganzen, worin die Rhetorik weiter ausgreift, gebüßt worden. An den Epoden liefs nur einzelnes (am meisten c. 16.) den Argwohn aufkommen; ebenso das *Carmen Saeculare*: dort wird mindestens die Vermuthung, daß die zweite Strophe, *quo Sibyllini monere vertus, virgines leotas puerosque castos dis, quibus septem placuere colles, dicere carmen*, aus ärmlichen Glossen zusammengefloßen sei, eine höhere Stufe der Wahrscheinlichkeit behaupten.

Doch einen freieren Spielraum und zugleich höheren Werth besitzt die Kritik gegen gröfsere und kleine Versreihen durch sämtliche Gedichte hin. Im allgemeinen gilt von dieser Polemik, daß die Mehrzahl der Censuren auf eine andere Formel zurückzuführen sei, indem man theils der Interpretation mehr Umfang, Schärfe und was häufig noth thut lebendigere Begründung des Einzelnen im Ganzen zumuthet, theils nach unbefangener Abschätzung des Für und Wider die Schwächen und Halbheiten der Horazischen Poesie zugiebt. Auch wird

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

man darum noch nicht von einer Prüfung des Mißfälligen abspringen wollen, weil der Herausgeber mehrmals auch den Schatten des Ungewöhnlichen, selbst lexikologe Neuerungen auf die Wageschale legt, und gleichsam in der Geburt belauert, mit Phrasen der Art, „*Scriptis necessitate metri; non credo esse Latinum, nec vidi exemplum; bis in eodem carmine; Horatius sic potius scripsisset; impeditus verborum ordo, qualem Horatius studiose evitat*“, u. a. Wenn er z. B. in I, 28, 20. bei den Worten, *nullum saeva caput Proserpina fugit*, einen Grammatiker zu erwischen glaubt „*metro coactus ad notam ipsi figuram hypallagen confugiens scripsit*“, denn Horaz müßte ja wohl gesetzt haben, *nulli trux capiti Proserpina parcit*: so scheint er Gras wachsen zu sehen; man vergl. nur *Propert. II, 18, 30. num fugere minus Thessala tela Phryges*, oder *Apollon. I, 689, εἰ καὶ με τανῦν ἐνι περὶ ξασσι Κῆρες*. Lieber wünschten wir, es hätten viele seiner Entscheidungen denjenigen Grad der Evidenz, welchen die Mißbilligung von *III, 30, 11. 12. et qua pauper aquae Daunus agrestium regnavit populorum, ex humili potens* besitzt. Jetzt aber kommt diesen Kritiken ein ungleicher Anspruch auf Stärke zu, mehrere reichen nicht einmal an die blitzenden Gedanken der Bentleyschen Syllogistik, einige sind auch aus oberflächlicher Ansicht vom Plane des Gedichts hervorgegangen. Ref. muß sich auf ein Paar Belege einschränken. Die Dedikation des ersten Buches ist weder tief noch frei von Schwächen der Ausführung; P. meint sie durch etliche Ausschnitte völlig geheilt zu haben „*ego septem versibus deletis dignum poeta Romano carmen effeci*“; man erwäge hiegegen ob ohne vs. 3—5. 9. 10. 30. 35. der logische Zusammenhang und das Wesen des dichterischen Glaubensbekenntnisses unverseht sei. C. I, 6. verstümmelt er um die beiden letzten Strophen; die vorletzte könnte man zur Noth entbehren, aber wie sollte man bei Vs. 12. ohne den Gegensatz 17—20. (vergl. die ähnliche For-

derung für I, 15.) abbrechen, oder das komische Bild, *proelia virginum sectis in iuvenes* (auf Wangen wie Furchen hingezogen) *unguibus acrium*, darum für läppisch halten, weil anständige Leute „*antequam ad convivium ibant ungues reseccaverant*“? Ein besonderes Unglück aber hat ihn bei I, 12. betroffen; wovon gelegentlich (Grundriß d. R. Litt. Anm. 118.) erinnert worden, daß dieses Gedicht, wie schon aus dem Verfolge der Gedanken und dem ungewöhnlich schlichten Tone sich ergibt, eine patriotische Nachbildung der alten Tischlieder sei. Unser Kritiker hat, da er eine glänzende Darstellung des erhabenen Stoffes erwartete, durchgängig getäuscht und in seinem Wahne durch kleine Ungenauigkeiten (z. B. die Erwähnung der *Scauri*) bestärkt — vs. 33—48. als bares Wasser oder Gebräu aus *Aeneis VI.* hinausgeschüttet; selbst nicht beim schönen Ausdruck, *Crescit occulto velut arbor aevo fama Marcelli* (sehr ähnliche Züge der stillen sorgsamten Pflege s. bei *Hom. II. d.* 56 fg. *Pindar. Nem.* 8, 68 sqq. *Catull.* 62, 39. u. a.), sich besonnen und des scholastischen Einfalles „*fama potius dicenda erat celerrime crescere*“ erwehrt. Nicht eben verschieden klingt die Bestreitung von II, 1, 9—12. wo jeder augenblicklich wahrnimmt, daß mit Vernichtung der dritten Strophe Plan und Tendenz des Ganzen zerstört werde; wie das gewählte *res ordinaria* nach den Bemerkungen von *Hemsterhuis* (*Thom. M. p.* 188 sq.) oder *Ruhnkenius* (*Praef. Schell. p. XII.*) hindern durfte, läßt sich kaum begreifen. Mit noch größerem Rechte mögen die Verehrer des Dichters zürnen, daß C. I, 24. seinen kunstreichen Anfang verlieren und mit einem stürmischen *ergo* anheben solle; nämlich weil der Verf. mit anderen *praetexte* in einer Aufforderung an die Muse, dieses Lied vielen Tausenden zu verkünden (*Ovid. Trist. II.* 364. *Catull.* 68, 45. *sed dicam vobis, vos porro dicite multis millibus*, nach *Apollon. I.* 22.), nicht verstand.

Endlich fügen wir, da diese Blätter einer weiteren Ausführung keinen Raum gestatten, einen flüchtigen Ueberblick mindestens von denjenigen Konjekturen vor, die Peerlkamp über die schwierigsten Stellen im ersten Buche vorträgt. Zwar scheint seine Stärke nicht in der Konjekturenkritik zu ruhen; doch sind mehrere seiner Vermuthungen scharfsinnig oder geeignet zu besseren Anregungen, wenigstens oft nicht schlechter als viele Sprößlinge der kritischen Laune, mit denen uns die Herausgeber reichlich bedacht haben. Den Anfang

make das berühmte *siccis oculis I.* 3, 18. (nach *Aeschyl. Sept. Th.* 681. gearbeitet), wo P. sich am Ende zur Ausstofsung dieses und anderer Verse entschließt. Unelegant ist 4, 16. *iam te premet nox fabulam atque manes*, und was darauf folgt, („*ego aliquid Horatio dignum excogitavi*“) *et domus exilium Plutonia* 6, 4. *quam rem cunque . . . miles te duce gesseris*: weder in sprachlicher noch historischer Hinsicht befriedigend. 7, 5. *Est quibus unum opus intactae sunt Palladis arces*, unrhythmisch und unhorazisch, doch bloß ersonnen, um sich der beiden nächsten Verse zu entledigen, weiterhin vs. 8. *plurimus in Iunonis honore*, mit Oudendorp. 12, 12. *blandum et auritas fidibus canoris ducere quercus*, wo *cautes* der besseren Steigerung wegen gewünscht wird. Dasselbst vs. 31. *et minax, qua sic voluere*, ein müßiger und holziger Ausdruck, statt dessen es rathsam war, die ganze Strophe für Interpolation und Mißdeutung des *simul refulsit* zu erklären. Dann vs. 52. *tu secundo Caesare regnas*, wo die göttliche Herrschaft gar von der August's bedingt wäre. 13. *extr. suprema hand citius solvit amor die*: Fehlgriff wie *pellas* in II, 2, 14. *relinquor ossa* *Epod.* 17, 22. Nicht annehmlicher 14, 7. *vix durare carinâ possis imperiosius aequor*. 17, 16. *ruris honorem* abhängig von *manabit*, als ob das Füllhorn seine Früchte ausschütze. 21, 12. *humeros* für *humerum*. 31, 5. *Graia* für *grata*. 32. *extr. mihi tuque salve*, was bedeuten soll, *tu etiam mihi salve*: daß *cunque*, *jedesmal*, richtig sei, lehrt *Lucret. V.* 313. 583: In c. 35. wo Peerlk. Kritik meistens in den Nebel greift, vs. 21. *cana Fides*, dann *sed comitem abnegat*. 37, 3. *ornate pulvinar deorum, tempus erat, dapibus, sodales*. Dasselbst vs. 18. *premit* für *citus*. Mit dem dürftigen Vorschlage, *nihil allabores. Sedulum curae neque te ministrum* schließt das erste Buch.

Indem wir hiemit vom Herausgeber scheiden, wiederholen wir den Wunsch, daß sein Werk, welches ungeachtet vieler Auswüchse mit Ernst und gründlicher Gelehrsamkeit unternommen ist, mitten unter den Wüsten und unfruchtbaren Kompilationen unserer Tage nicht verloren gehen möge.

Bernhardy.

### XCIH.

*De alimentorum concoctione experimenta nova. Instituit, exposuit cum adversa digestionis organ. valetu-*

dine comparavit Carolus Henricus Schultz, M.  
Dr. et Prof. p. o. Berol. 1834. 4. c. tab. aeri inc.

Das lebhafteste Interesse welches der berühmte Verf. der in No. 29. der Jahrbücher befindlichen Recension für die in dieser Schrift erzählten Versuche gezeigt hat, möchte es vielen Lesern wünschenswerth machen etwas Näheres über den Inhalt dieser Versuche zu erfahren, weshalb der Unterzeichnete es übernommen hat die wesentlichsten Ergebnisse derselben hier in der Kürze nachträglich mitzutheilen, um so mehr als ihn der Herr Verf. jener Recens. selbst hierzu durch die freundliche Anzeige, „dass nur die Rücksicht auf die mehr allgemeine Tendenz der Jahrbücher ihn hätte abhalten können mehr von den Resultaten jener Versuche aufzuführen“, zu ermuntern die Güte gehabt hat. Wir dürfen die Selbstbeobachtungen dabei übergehen, weil sie mit den Versuchen weiter in keiner näheren Beziehung stehen, als dass sie die Veranlassung dazu gewesen sind. Bei der ersten Reihe von Experimenten über die Verdaulichkeit der Speisen kam es darauf an, die Reihenfolge der Digestion verschiedener von den Thieren gleichzeitig verschluckter Speisen und die Verschiedenheiten in ihren Veränderungen kennen zu lernen, weil dieses allein den Maassstab für die relative Verdaulichkeit derselben abgeben kann. Versuche der Art, wie sie neulich Beaumont angestellt hat, so dass er bloß die Dauer der Digestion ganzer Mahlzeiten, die zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen äusseren Umständen genommen waren, anführt, geben keinen sichern Aufschluss über die Verdaulichkeit, so dass auch B. selbst keine bestimmte Resultate hat anführen können. Die in obiger Schrift erzählten Versuche ergeben folgendes. Hunde, die zugleich gebratenes, geräuchertes, gekochtes und rohes Fleisch verschluckt haben, verdauen zuerst das gekochte, dann das rohe, zuletzt das gebratene und geräucherte. Verschlucken sie in derselben Mahlzeit Austern, geräucherten Lachs, Hering, gekochtes Schweine- und Ochsenfleisch; so verschwinden zuerst die Austern und zugleich die gekochten Fleischstücke, (doch später das Schweinefleisch) und zuletzt der Lachs und der Hering. Verschlucken sie gekochtes Fleisch mit gekochten Kartoffeln und rothen Rüben, so sind die beiden letztern noch unverändert im Magen übrig, wenn alles Fleisch verschwunden ist. Verschlucken sie gleichzeitig alten Käse, gekochtes Hühnerfleisch, gekochtes Hechtfleisch, gebratenes, gekochtes und rohes Kalbfleisch, so verschwindet zuerst der Käse nebst dem gekochten Hühnerfleisch, dann das gekochte Rind- und Kalbfleisch, zuletzt das rohe Kalbfleisch, die Fischstücke und der Braten. Verschlucken sie zugleich holländischen Käse, Fleisch und Krebscheeren, fette Spickgans, Schweinebraten und gekochtes Rindfleisch, so verschwindet zuerst das gekochte Rindfleisch und der Käse, dann der Schweinebraten, später die Spickgans, und wenn beinahe alles verdaut ist sind die Krebsstücke noch unverändert übrig. Erhalten Hunde in einem Futter Austern mit altem Käse, so werden die Austern früher verdaut als wenn sie solche ohne Käse verschluckt haben. Hierbei zeigt sich, dass die am meisten verdauten Speisereste (wie gekochtes Fleisch, Käse) auch am sauersten, dagegen die weniger ver-

dauten Stücke (wie Spickgans, Krebscheeren, Braten) weniger sauer sind, so dass die mit Wasser abgewaschenen Krebscheeren, nachdem sie 4 Stunden im Magen waren, oft ganz neutral reagiren, während das gekochte Fleisch nach dem Abwaschen auch im Inneren durch und durch sauer reagirt. Gemäss der schwereren Verdaulichkeit der Pflanzennahrung verweilt diese im Magen länger als thierische, und demgemäss haben die herbivoren und carnivoren Thiere eine verschiedene Magenform, welche den Speisen eine ganz verschiedene Art von Bewegung mittheilt. Bei den herbivoren ist die kleine Magen-curvatur ganz kurz, Oesophagus und Pylorus stehen dicht neben einander, und die grosse Curvatur bildet beinahe in einem ganzen Kugelabschnitt den fast runden Magen. Die Speisen werden daher nur von der einen Seite (der grossen Curvatur) in Bewegung gesetzt und drehen sich fast kugelförmig um ihre Axe, während nur der geringere digerirte Theil sich gegen den Pylorus fortbewegt. Bei carnivoren, wo die kleine Curvatur gedehnter ist und der Magen mehr darmähnlich, werden die Speisen mehr von beiden Seiten (nämlich von der kleinen und grossen Curvatur); fortgestossen und gegen den Pylorus bewegt, so dass sie sich nicht lange im Magen aufhalten können. Der Mensch als Omnivore hat einen Magen, welcher zwischen beiden in der Mitte steht, aber in den verschiedenen Lebensaltern und Zuständen bald mehr dem der herbivoren bald mehr dem der carnivoren Thiere ähnlich werden kann. Mit diesen verschiedenen Magenformen und der dadurch bedingten verschiedenen Art der Bewegung des Inhalts hängt zusammen, dass auch die antiperistaltische Bewegung beim Erbrechen den Inhalt bei carnivoren leicht rückwärts gegen den Oesophagus treibt, wogegen in der runden Magenform der herbivoren der Inhalt nur umgekehrt rotirt, und dies enthält den Grund, warum dergleichen Thiere, wie die Kaninchen, nicht brechen können. Kinder Erbrechen leichter, weil sich ihre Magenform mehr der carnivoren Thiere, z. B. der Hunde, nähert, Erwachsene besonders wenn sie mehr von vegetabilischer Kost leben, brechen schwerer und oft wird das Brechen fast unmöglich. Der schwarze Kaffee reizt die peristaltische Magenbewegung so sehr, dass die Speisen zum Theil unverdaut aus dem Magen in den Darm übergehen, und die wenig veränderten Fleischfasern, welche sonst schon im Duodeno verschwinden, durch das Mikroskop im ganzen Darm entdeckt werden; weshalb der Kaffee nach Anfüllung des Magens getrunken durch Entleerung zwar augenblickliche Erleichterung verschafft; aber später krankhafte Coecum-Digestion erregt.

In der Reihe von Versuchen über die Dickdarmverdauung zeigte sich, dass die Speisen bei herbivoren und omnivoren Thieren (welchen letzteren auch der Mensch ähnlich ist) nicht bloß wiederholt sauer werden, wie schon Viridet beobachtete, sondern nun auch in bestimmten Digestions-Perioden wieder durch Zufluss von Galle neutralisirt und chylificirt werden, wie vorher im Duodeno. Die Magendigestion ruht in dieser Zeit und die Galle fließt durch den leeren Dünndarm zum Coecum. Offenbar man in dieser Periode die Thiere, so findet man reine Galle von alkalischer Reaktion im ganzen Dünndarm. Werden dage-

gen die Thiere in dieser Periode wieder gefüttert und bald darauf geöffnet, so findet man den Blinddarminhalt sauer, indem die Galle von dem neu aus dem Magen zufließenden sauren Chymus absorbiert wird, so daß zuweilen der ganze Darminhalt sauer reagiert. Durch die nach diesen Digestions-Perioden eingerichtete Art der Fütterung kann man ganz nach Belieben den Darminhalt der Thiere sauer oder alkalisch machen, und zwar so, daß sich diese verschiedene Reaktion bis auf die Exkremente erstreckt. Oeffnet man ein Thier, dessen Blinddarmdigestion noch nicht vollendet, während der Magen leer ist, so findet man im ganzen Dünndarm Galle, allein den Blinddarm ohne peristaltische Bewegung und die Blinddarmklappe geschlossen; die Galle aber vor dieser Klappe angehäuft, während hinter der Klappe der Blinddarminhalt sauer reagiert. Diese Klappe scheint daher den Nutzen zu haben, während der Coecumdigestion den Zufluß der Galle zum Blinddarm aufzuhalten. Nach vollendeter Coecumdigestion fängt die peristaltische Bewegung im Blinddarm wieder an, die Klappe öffnet sich, und die Galle fließt zu. Dieses ist durch 11 verschiedene Arten von Versuchen erläutert worden. So lange bei Kindern die Magenform derjenigen der carnivoren Thiere ähnlich ist, ist der Blinddarm weniger entwickelt; dagegen stärker bei Erwachsenen, wo diese Ausbildung oft krankhaft gesteigert wird. Die Blinddarmdigestion ist bei Thieren und Menschen Abends und Nachts erhöht. Zu dieser Zeit fressen die Thiere instinktmäßig wenig oder gar nicht. Beim Menschen hat das Essen zur Zeit der erhöhten Coecumdigestion die Folge, daß dieselbe wegen Mangel an Gallenzufluß nicht vollendet werden kann, so daß selbst die Exkremente am Ende eine saure Reaktion zeigen, welche man durch Unterlassung des Essens zu dieser Zeit hindern kann. Wird solche widernatürliche Lebensart fortgesetzt, so wird, weil die Leber nicht gleichzeitig für die Magen- und die Coecumdigestion Galle liefern kann, sowohl die Magen als die Coecumdigestion gestört, indem die Speisen grüßtentheils unchymifiziert zum Coecum gehen und die Funktion desselben krankhaft erhöhen. Eine weitere Erörterung dieser Verhältnisse, besonders in Beziehung auf krankhafte Zustände, ist in der Schrift gegeben.

Die Versuche über die Säurebildung im Magen beschäftigen sich zuerst mit dem Grad der Säurebildung. Früher hatte man denselben bloß nach dem Grade der Röthung des Lackmuspapiers beurtheilt. Hier ist er durch Sättigung des Speisebreies mit kohlensaurem Kali näher bestimmt. Der Chymus von Pflanzennahrung erforderte im Ganzen zwischen 0,4 bis 1,5 Procent kohlensaures Kali zur Sättigung. Der Chymus von Fleischspeisen erforderte zwischen 2,08—3 Procent. Käse und Austern geben Speisebrei, der 1,2—1,59 Procent Kali zur Neutralisation erfordert. Hiernach wären Käse und Austern, obgleich leicht verdaulich, doch nicht so nahrhaft als Fleisch.

Die Säure im Speisebrei (besonders aus dem Fundus des

Magens) von Pflanzennahrung läßt sich bei manchen Thieren überdestilliren, und erweist sich als reine Essigsäure. Die Säure im Chymus von Fleischnahrung und auch bei manchen Thieren von Pflanzennahrung (besonders aus dem Pylorus des Magens) ließe sich direkt nicht überdestilliren (Milchsäure), aber zeigte sich dadurch als modifizierte Essigsäure, daß sie mit Kali gesättigt und davon durch Phosphorsäure geschieden flüchtig erschießt und alle Eigenschaften der Essigsäure hatte. Da bei manchen Thieren die Säure im Fundus flüchtig, im Pylorus aber nicht flüchtig ist, so scheint die Essigsäure sich in die nicht-flüchtige Form durch den Digestionsproceß zu modifiziren. Bei der Destillation geht oft Salmiak, der sich in bedeutender Menge in den Flüssigkeiten des Darmkanals findet, mit über und kann Veranlassung geben auf Gegenwart von freier Salzsäure zu schließen.

Aus den Versuchen über den Zustand des nüchternen Magens bei Pferden und Hunden, die längere Zeit gehungert haben, und bei winterschlafenden Fröschen, ergab sich, daß der ganze Darmkanal im nüchternen Zustande von Speichel und Galle alkalisch wird, und daß, wenn aller saurer Speisebrei verworfen, (was erst 5—6 Stunden nach der vollendeten Digestion geschieht, da sich die Magenwände mit der Säure während der Magendigestion imprägniren) auch durch Einführung unauflöslicher Dinge in den Magen keine saure Sekretion erregt werden kann. Speichel wurde bei einem Pferde aus einer Parotis in 24 Stunden 55 Unzen 7 Drachmen abgesondert. Er war so alkalisch, daß jede Drachme einen Tropfen Essig zur Neutralisation erforderte. Der neutralisirte Speichel wurde aber nach einigen Stunden wieder alkalisch. Auch der saure Speichel einiger Menschen wurde nach 6—8 Stunden in der Kälte ohne Zersetzung alkalisch. Die Galle fand sich im gebundenen Zustand immer alkalisch, aber die Alkalescenz rührte weder von Ammonium her (denn auch die eingedickte Galle ist alkalisch) noch von kohlensaurem Natrum, denn die weingeistige Solution behält die Alkalescenz, verliert sie aber durch längeres Stehen. Es scheint ein eigenes organisches Alkaloid die Ursache der Alkalescenz der Galle. Der Grad der Alkalescenz der Galle ist so groß, daß im Durchschnitt zur Sättigung einer Unze derselben eine halbe Drachme Essig gehört. Zur Neutralisation eines Theils von Speisebrei im Zwölffingerdarm gehören bei carnivoren Thieren im Mittel drei Theile, bei herbivoren zwei Theile Galle. Die Säure des Chymus im Blinddarm erfordert  $\frac{1}{4}$  Theil Galle zur Neutralisation. Da der Speisebrei sowohl im Verlauf des Dünndarms als im Dickdarm bei gesunder Digestion ganz neutral wird, so hat also ein Hund, der täglich ohngefähr 6 Unzen Chymus von Fleisch bildet, zur Chylification desselben 18 Unzen Galle nöthig. Beim Ochsen erfordern ohngefähr 20 Pfd. im Magen gebildeter Chymus 40 Pfd. Galle täglich im Duodeno, und bei der abermaligen Säuerung im Blinddarm noch 10 Pfd., so daß also im Ganzen 50 Pfd. Galle zur vollendeten Verdauung bei einem Ochsen täglich erforderlich sind. Da der nüchterne Magen immer alkalisch, die Säurebildung im Speisebrei verschieden ist nach der Verdaulichkeit der Nahrungsmittel, und die verschiedenen zu gleicher Zeit im Magen digerirten Speisen einen ganz verschiedenen Grad von Säuerung zeigen, auch der wirklich ganz leere, von allem sauren Speisebrei befreite Magen alkalisch ist, und durch Reizung nicht zu einer sauren Sekretion veranlaßt werden kann, so scheint die Theorie einer chemischen Auflösung der Speisen in sogenannten Magensaft nichts als ein Irrthum, und die hauptsächlich im Magen wirksame Flüssigkeit der beständig zufließende Speichel zu sein, dessen wässrige Theile absorbirt werden, so daß er in diesem natürlich concentrirten Zustande, in Verbindung mit Magenschleim, das darstellt, was man Magensaft genannt hat

Dr. C. H. Schultz

Mai 1835.

XCIV.

1. *Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les Hiéroglyphes. Par Mr. J. Klaproth. Ouvrage orné de trois planches. Paris 1832.*
2. *Bemerkungen über den Thierkreis von Denderah, von Goulianof; aus dem Russischen übersetzt von C. Goldbach. Dresden 1832.*
3. *Examen d'un passage des Stromates de Saint Clément d'Alexandrie relatif aux écritures égyptiennes. Par Mr. Edouard Dulaurier. Paris 1833.*

Es ist bekannt, daß Klaproth in seiner *Lettre sur la découverte des hiéroglyphes acrologiques*, 1827. von Champollions Erklärungen hieroglyphischer Schriftgruppen mit großer Achtung sprach, darauf aber, als Champollion die von Klaproth aufgestellte acrologische Erklärungsart verwarf, mit jenem sich deshalb entzweite, und nun in der *Seconde lettre sur les hiéroglyphes*, 1827. erklärte, er werde jetzt die Champollionschen Deutungen einer strengen Kritik unterwerfen, und der Welt zeigen, was von Champollions Methode zu erwarten sei. Diese verheißene Kritik erschien darauf als Vorrede zu der von Dorow und Klaproth herausgegebenen *Collection d'antiquités égyptiennes recueillies par Ms. le chevalier Palin*, 1829. Ich habe mich über den Inhalt derselben im Jahrgange 1830. Monat September, dieser Zeitschrift erklärt. Klaproth hat nun, nachdem Champollion gestorben war, jene Kritik in dem vorliegenden Werke nro. I. noch einmal wieder bekannt gemacht. Einiges hat er aus dem früheren Abdrucke weggelassen, z. B. seine übertriebene Behauptung von der starken Einmischung griechischer und arabischer Worte in die koptische Sprache. Früher sagte er, über ein Drittheil der koptischen Worte bestünde in griechischen, und ungefähr

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

ein Viertel in arabischen. In meiner gedachten Recension habe ich bemerkt gemacht, wie ungegründet dieses Vorgehen und die daraus gezogenen Folgerungen seien. Jetzt drückt K. sich über diesen Punkt viel unbestimmter aus. Andres ist in dem neuen Abdrucke hinzugekommen, oder weiter ausgeführt worden. Vieles aber stimmt mit dem früheren Abdrucke wörtlich überein.

Ehe ich mich wieder zu der Klaprothschen Kritik wende, muß ich über das von Champollion Geleistete einiges im Allgemeinen bemerken. Man muß bei Champollion unterscheiden die *Erklärungsfacta* und die *Erklärungstheorie*. In Betreff der Erklärungsfacta, oder der wirklichen Erklärungen einzelner hieroglyphischer Gruppen, hat Champollion sehr viel Beifallswerthes, zum Theil bereits über allen Zweifel Erhabenes geleistet, und keinem anderem als ihm wird dieses verdankt. Andres unter seinen Erklärungsfactis blieb zweifelhaft, ward von ihm selbst später für unrichtig erkannt, und anders dargestellt. Daß auch dergleichen unter seinen Erklärungen vorkam, kann keinen Gelehrten befremden, der mit den in diesem Felde obwaltenden außerordentlichen Schwierigkeiten einigermaßen bekannt ist. Eine vollständige *Erklärungstheorie*, nach deren Regeln alle hieroglyphische Texte gelesen und übersetzt werden könnten, vermochte er nicht zu liefern. Doch hat er auch in diesem Punkte wenigstens soviel hinlänglich dargethan, sowohl theoretisch, wie praktisch, daß ein Theil der hieroglyphischen Schriftgruppen *alphabetische Schrift*, ein anderer Theil aber *symbolische Schrift* enthält. Es kann jetzt gar keinem Zweifel mehr unterliegen, daß z. B. die Gruppe:



alphabetischer Natur ist, und, von der Rechten zur Linken gelesen, die fünf Buchstaben: p t a m n bezeichnet,

welche den bekannten ägyptischen Mannesnamen Petamon, d. i. *der dem Amon gehörende*, bilden. Ebenso ist es vollkommen sicher, daß das Zeichen:

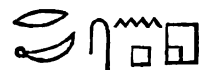


symbolischer Natur ist, und *Wohnung, Behausung*, bedeutet. In dieser Mischung alphabetischer und symbolischer Schrift, und in der daraus erwachsenden grossen Anzahl der Schriftzeichen, liegt die eigenthümliche Einrichtung, und die Schwierigkeit der Erklärung der ägyptischen Schrift. Ein und dasselbe Zeichen kann auch an der einen Stelle alphabetisch, an der andren symbolisch gebraucht sein. Wer nun die Gränze zwischen den alphabetischen und den symbolischen Zeichen angeben, und den Werth jedes einzelnen Zeichens beider Classen zu bestimmen vermöchte, der könnte eine vollständige Erklärungstheorie liefern. Allein von dieser vollständigen Lösung des Problemes sind wir noch weit entfernt, und, soviel mir bekannt, hat auch Champollion niemals behauptet, daß er in seinen Entdeckungen bis zu diesem Punkte fortgeschritten sei.

Was die einzelnen von Champollion gegebenen *Erklärungsfacta* anlangt, deren Zuverlässigkeit angenommen werden darf, so gehören dahin die Namen altägyptischer Könige, wie Amenophis, Thutmosis, Ramses, Meiamon, Sesonchis, Osortasen, Nephereus, Acoris, Psammetichus; die Namen späterer Beherrscher Aegyptens, wie Xerxes, Alexander, Philippos, Ptolemaeus, Berenike, Arsinoe, Kleopatra, Caesar, Autokrator, Tiberius, Nero, Sebastos, Traianus, Sabina; die Namen ägyptischer Privatpersonen, wie Petamon, Tentamon, Amonmai, Amonset, Sotimes, Petarpre, Petosiris, Petisis, Horamon, Horsiesis; die Namen fremder Privatpersonen, wie Antinous, Lucillus, Sextus, Africanus, Rufus; die Namen ägyptischer Götter, wie Amon, Jsis, Osiris, Horus, Phtah, Amon ra, Anubis, Aroeris, Sokaris, Suchis, Thoth, Jmuthes; die Bezeichnungen mancher Begriffe, wie: Gott, Göttin, Götter, König, Königin, Welt, Himmel, Sonne, Mond, Land, Ort, Tempel, Kind; die Namen mancher ägyptischer Städte, wie Memphis, Thebe, Pselkis, Hermopolis, Ombos, Aphroditopolis, Philae; manche Ehrentitel der Götter und der Fürsten, wie: von Chnubis geliebt, liebend den Phtah, von Phtah geliebt, Sohn der Sonne die ihn liebt; einige grammatische Partikeln, wie den männlichen Artikel, den weiblichen Ar-

tikel, die Bezeichnung des Pluralis; viele hieroglyphische Bezeichnungen einzelner Buchstaben, oder sogenannte phonetische Hieroglyphen. Ferner hat Champollion auch für die hieratische und die enchorische Schrift die Bezeichnungen der Monate, und den größten Theil der Zahlzeichen nachgewiesen, und dabei den merkwürdigen Umstand aufgedeckt, daß für das Datiren der Monatstage eine besondere Zahlenreihe gebraucht wird. Zu den Früchten der Entdeckungen Champollions müssen hinzugerechnet werden, manche sichere Erklärungen einzelner Gruppen, welche von andren Männern, wie Salt, Rosellini, Yorke, Leake, nach Champollions Methode geliefert worden sind. Die Beweise für die Richtigkeit dieser Erklärungen liegen vornämlich in entsprechenden griechischen Inschriften. Blicken wir dreissig Jahre zurück, so war damals von allem hier oben aufgeführten nichts bekannt oder erklärt. Daß die von Champollion gegebenen, zuverlässigen Erklärungen, ungeachtet sie nur zerstreute Einzelheiten betreffen, uns dennoch schon wichtige historische Aufklärungen verschafft haben, über das Alter und den Zweck vieler ägyptischer Tempelruinen und ägyptischer astronomischer Denkmäler, über die Benennungen und die Genealogie der ägyptischen Könige, über die Einrichtung der ägyptischen Schrift selbst, liegt klar am Tage.

Ueber die Einrichtung der ägyptischen Schrift machte Champollion unter anderem, in seinem *Précis, second. édit. pag. 158. 159.* die Bemerkung, daß öfter in einem hieroglyphischen Texte die Benennung erst alphabetisch, und dann sogleich hinterher noch einmal, und zwar symbolisch geschrieben wird. Er führte dies besonders in Bezug auf die Namen der Götter an. Der Satz erhält seine Bestätigung auch in Bezug auf die Namen der Städte, z. B. in den Inschriften zu Dakke, oder dem alten Pselkis, in Nubien, welche durch Gau bekannt geworden sind. Die dortigen griechischen Inschriften sagen, der Tempel sei dem Hermes, genannt Pythabis; geweiht. Wir finden denn auch eine hieroglyphische Zeile dort, deren Sinn ist: *Hermes, Gott, dreifach grofs, Vorsteher des Tempels zu Pselk.* Der Name Pselk ist nun erst alphabetisch ausgedrückt, und zwar also:



Das grofse Viereck zur Rechten ist, wie ich schon oben angeführt habe, ein symbolisches Zeichen, welches: Be-

kausung bedeutet, und in den Namen der Städte häufig vorkommt. Wir wollen einstweilen annehmen, die Aussprache des Zeichens sei *ma* gewesen, welches Wort im Aegyptischen *locus* bedeutet; das Alte Testament könnte auf die Aussprache *no* führen, da es den Namen Thebens, oder des *loci Amonis*, bekanntlich *no amon* schreibt. Es folgt die gebrochene Linie, welche häufig den Buchstaben *n*, und daher auch den ägyptischen Artikel *n* bezeichnet. Das kleine Quadrat darunter ist der Buchstabe *p*, und daher auch der männliche Artikel *p*. Der Haken ist *s*; das Oval ist *r* und *l*, welche beide Buchstaben im Aegyptischen häufig mit einander wechseln; die gehäkelte Schaaale ist *k*. Wir erhalten also:

*ma — n — p — slk*

d. i. *locus pselk*, oder *locus scorpionis*. Denn *selk* bedeutet: der Scorpion; im neueren Koptischen wird das Wort *seli* und *scri* geschrieben, mit der gewöhnlichen Vertauschung von *l* und *r*. Die Griechen hätten daher die Stadt Pselkis, nach ihrer gewöhnlichen Weise die ägyptischen Städtenamen zu übersetzen, auch Scorpionopolis nennen können. Auf jenen alphabetisch geschriebenen Namen der Stadt folgt nun unmittelbar in der hieroglyphischen Zeile derselbe Name symbolisch geschrieben, und zwar also:



Diese Gruppe bedeutet: *Scorpionenort*. Vorn steht der Scorpion; der Halbkreis und der gekreuzte Kreis sind ein Zeichen, welches in den Ortsnamen öfter vorkommt, und *regio* bedeutet; Champollion hat es in seinem *Précis* pl. 14. nro. 240. und 244. auch aufgeführt.

Ein andres Beispiel, wie der Name einer Stadt zwar nicht alphabetisch, aber doch *phonetisch* geschrieben ward, nämlich so, daß der Laut des Namens bezeichnet war, giebt der Name der Stadt Hermopolis, so wie er auf einem im Turiner Museum befindlichen Altare geschrieben steht. Champollion erwähnte in seiner *Seconde lettre a Mr. le duc de Blacas* pag. 111. diesen Altar, und die darauf stehenden Städtenamen, und Seyfarth hat in seinen Beiträgen, Heft 3. Tab. 2. eine Abbildung jener geographischen Inschrift geliefert. Die Stadt Hermopolis hieß bei den Aegyptern *Schmân*, wie Champollion in seinem Buche: *l'Egypte sous les Pha-*

*raons*, tom. 1. pag. 291. zeigt. Der Name der Stadt ist nun auf jenem Altare folgendermaßen bezeichnet:



Das große Viereck mit dem kleinen in der Ecke haben wir schon als Zeichen für: *Ort*, kennen gelernt. Die acht kleinen Striche darin sind das gewöhnliche hieroglyphische Zahlzeichen für: *acht*. Die Zahl *acht* heisst aber in der oberägyptischen Mundart: *schmân*, grade so wie die Stadt. Jene Gruppe bedeutet also: *der Ort schmân*, d. i. Hermopolis.

Ich wende mich nun zu Klaproths Kritik der Entdeckungen Champollions. Diese Kritik scheint keine unbefangene und unparteiische zu sein, sondern zum Zwecke zu haben, die Meinung von Champollions Entdeckungen möglichst ungünstig zu stimmen. Ein unparteiischer Richter mußte in den Erklärungen Champollions die verschiedenen Classen, die *sicheren* Erklärungen, und die *unsicheren*, unterscheiden; zuvörderst eine vollständige Schilderung der sicheren dem Leser vorlegen, damit dieser eine deutliche Vorstellung von dem Verdienstvollen erhalte, was Champollion geleistet hat; und sodann die Gränze zeigen, wo die theils unsicheren, theils unrichtigen Erklärungen Champollions anfangen, und Proben derselben mittheilen. Nur auf diesen letzteren Punkt scheint es Klaproth abgesehen zu haben; er beschäftigt sich bloß damit, Proben der unvollkommenen Erklärungen zu geben, und gelegentlich Aeußerungen hinzuwerfen, welche den der Sache unkundigen Leser zu der Meinung führen müssen, als seien alle Erklärungen Champollions unglaubwürdig. So sagt er S. 44: *Voilà, je pense, beaucoup d'exemples qui nous donnent déjà une mesure assez convenable de la foi qu'on doit avoir dans les assertions de M. Champollion, et de la solidité des principes qu'il a établis dans son Précis du système hiéroglyphique*. Alle *assertions* Champollions werden hier für den unkundigen Leser mit gleichem Verdammungsurtheile belegt, obgleich Klaproth sehr wohl weiß, daß viel Richtiges unter jenen *assertions* sich befindet, und obgleich er von diesen richtigen Erklärungen Champollions selbst Gebrauch macht, z. B. in dem, was er über den Namen der Stadt Pselkis pag. 129 vorträgt.

Die oben von mir aufgezählten gesicherten Erklä-

rungen Champollions greift Klaproth nicht an. Er kann dies auch nicht thun, da er sie selbst für richtig hält, und, wie eben gesagt, selbst benutzt. Er macht aber auch den Leser nicht auf sie aufmerksam, sondern übergeht sie in der eigentlichen Charakterisirung der Erklärungen Champollions fast mit Stillschweigen; nur gelegentlich, und für den oberflächlichen Leser fast unmerklich, erwähnt er einiges davon, nämlich da, wo er selbst aus ihnen argumentirt, und sie gebraucht. Hier konnte er sie natürlich nicht ganz umgehen. Eine flüchtige und unvollständige Andeutung derselben giebt er p. 19. 20. 148. Er spendet dem Verdienste Champollions zwar in der Vorrede ein Paar allgemeine lobende Floskeln, indem er z. B. jenen nennt: einen *savant trop tôt enlevé aux sciences qu'il cultivait avec tant de succès et de gloire*; er fügt hier auch nachsichtig hinzu, es würde unbillig sein von dem Entdecker des alphabetischen Theiles der hieroglyphischen Schrift schon zu verlangen, daß er alle hieroglyphische Texte gleichwie eine: *gazette*, geläufig solle lesen und übersetzen können. Aber wenn man nachher das Buch liest, und nichts Andres über Champollions Leistungen kennt, weiß man eigentlich nicht recht, worin denn eigentlich jener *succès* Champollions könne bestanden haben, da das Buch nur von lächerlichen, kindischen und lügenhaften Erklärungen Champollions erzählt, und nur solche mit Sorgfalt analysirt.

Wo das Buch einer gesicherten Erklärung Champollions gedenkt, sucht es wenigstens deren Verdienstlichkeit herabzusetzen. Es räumt z. B. S. 20 ein, daß Champollion die Namen und Epitheta ägyptischer Könige richtig entziffert habe; aber, fügt es sogleich hinzu, dies sei ja keine Kunst gewesen; denn dazu habe man ja gute Hülfsmittel in den Königskatalogen des Manethon, und jeder *bon déchiffreur* würde dasselbe Resultat wie Champollion haben liefern können. Dies geben wir gern zu. Was von einem Menschen erfunden worden ist, konnte auch von andern Menschen erfunden werden, welche gleiche Aufmerksamkeit, und gleiche Hülfsmittel für den Gegenstand anwendeten. Allein ist denn dies ein Grund dazu, dem wirklichen Erfinder das Verdienst der Erfindung abzusprechen? Keine einzige Erfindung würde dann dazu berechtigen, ihrem Urheber irgend einen Ruhm ihrer wegen zuzu-

sprechen. Und wenn denn jene Entzifferung so leicht war, warum hat Herr Klaproth selbst sie nicht schon lange vor Champollion geliefert? Warum ist sie allen den gelehrten Männern entgangen, welche vor Champollion *ex professo* mit den Hieroglyphen sich beschäftigten? Man muß hierbei unwillkürlich an das Ei des Columbus denken. Sonderbarer kann man doch in der That über eine Entdeckung nicht urtheilen, als indem man sie erst einräumt, dann aber hinzusetzt, erheblich sei sie nicht, weil sichere Hülfsmittel vorhanden seien, welche zu der Entdeckung führten, und aus welchen deren Richtigkeit deutlich hervorgehe.

Hierauf sagt Klaproth S. 22, eine Entdeckung habe Champollion freilich gemacht; aber sie werde doch nicht weit führen: *si l'on examine avec soin les découvertes de M. Champollion, on est convaincu qu'elles ne peuvent servir qu'à lire une partie des noms des rois d'Egypte, mais qu'elles ne conduiront vraisemblablement jamais à une intelligence même superficielle des inscriptions égyptiennes, et des nombreux écrits sur papyrus qu'on trouve dans les tombeaux de ce pays*. Daß nun jene Behauptung Klaproth's, Champollion's Entdeckungen könnten nur zur Lesung einiger Königenamen führen, ungegründet sei, ergibt sich aus der oben von mir gegebenen kurzen Aufzählung der einzelnen Klassen sicherer Erklärungen, welche Champollion's Entdeckungen herbeigeführt haben. Daß aber auch Klaproth selbst recht gut wußte, die Entdeckungen Champollion's beschränkten sich nicht auf einige Königsnamen, ergibt sich daraus, daß Klaproth an mehreren Stellen von solchen Erklärungen Champollion's Gebrauch macht, welche keinesweges zu den *einigen Königenamen* gehören. Er liest z. B. S. 130 den Namen der Stadt Pselk so, daß er den einzelnen Zeichen denselben alphabetischen Werth beilegt, welchen ihnen Champollion zuschrieb; er erklärt dort die hieroglyphischen Gruppen: *Hermes, Gott, große, Vorsteher, Gegend*, grade so, wie Champollion deren Werth angab. Ebenso räumt Kl. pag. 21 doch auch wieder ein, Champollion habe auch *Götternamen* entziffert, nur mit dem gewöhnlichen Zusatz, welcher, wenn eine unbestreitbare Erklärung Champollions erwähnt werden muß, nicht ausbleiben pflegt: *il n'étoit pas très difficile de les découvrir dans les inscriptions*.

(Der Beschluß folgt.)



# J a h r b ü c h e r

f ü r

## w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Mai 1835.

1. *Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les Hiéroglyphes. Par Mr. J. Klaproth.*
2. *Bemerkungen über den Thierkreis von Denderah, von Gouliarof; aus dem Russischen übersetzt von C. Goldbach.*
3. *Examen d'un passage des Stromates de Saint Clément d'Alexandrie relatif aux écritures égyptiennes. Par Mr. Edouard Dulaurier.*

(Schluß.)

Klaproth scheint durchaus zu verlangen, daß Champollion etwas durch göttliche Eingebung ohne Hülfsmittel entdeckt haben müsse, wenn seine Lösung des Problems als eine schwierige und verdienstliche genannt werden solle. Da nun Klaproth S. 21 die Früchte der Erklärungen Champollions auf *einige Königsnamen* beschränkt, gleichwohl aber an andern Stellen indirect jenen Erklärungen einen größern Umfang zugesteht, so fragt es sich, wo denn die *bonne foi* in diesem seinem Berichte über Champollions Leistungen bleibt.


Klaproth klagt wiederholt über *Ignoranten*, welche die Meinung verbreitet hätten, Champollion könne alle hieroglyphischen Texte erklären. In der Vorrede heißt es: *les ignorans seuls ont donc pu croire que M. Champollion, en découvrant l'alphabet phonétique de l'écriture ancienne de l'Égypte, étoit parvenu par ce premier succès, à déchiffrer le contenu des inscriptions et des monumens hiéroglyphiques.* Ferner p. 1: *depuis dix ans on parle avec enthousiasme de la découverte de l'alphabet phonétique faite par feu M. Champollion.* Klaproth muß sich in einem Kreise solcher Ignoranten zu Paris befunden haben, welche ihn vielleicht mit Aerger erfüllten. Unter den mir bekannt gewordenen Ge-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

lehrten, welche öffentliche Urtheile über Champollion's Entdeckungen fällten, habe ich dergleichen Ignoranten nicht bemerkt. Ich beziehe mich in dieser Hinsicht auf die Recensionen, welche Sacy im *Journal des savans*, Young in englischen Blättern, Otfried Müller in den göttingischen Anzeigen, über Champollion's Schriften geliefert haben. Mehrere Artikel darüber habe auch ich in verschiedenen deutschen Zeitschriften bekannt gemacht. Alle diese Recensionen haben sehr richtig den wahren Umfang der Entdeckungen Champollion's dargestellt, welcher für den einigermaßen aufmerksamen Leser der Schriften Champollion's durchaus nicht schwierig zu erkennen ist. Jene Recensionen sind weit davon entfernt gewesen, zu berichten, Champollion könne alle hieroglyphischen Texte lesen und übersetzen; und ebensowenig haben sie behauptet, daß alle von Champollion vorgetragenen, zum Theil auch nur als muthmaßliche in Vorschlag gebrachten, richtig seien. Auch in meiner Schrift *de prisca Aegyptiorum litteratura* sagte ich p. 1: *est enim in hoc litterarum genere plura nuper, vel certa, vel probabiliora, per virorum doctorum diligentiam reperta sunt, multum, ut mihi videtur, tamen abest, ut ratio litteraturae aegyptiacae ita penitus iam perspecta sit, ut omnia scripta aegyptiaca feliciter explicare possimus.*

Ich muß endlich noch einige Beispiele der Ausstellungen anführen, welche nun Klaproth gegen einzelne der unsicheren und unrichtigen Erklärungen Champollions macht. Er hält sich dabei vorzüglich an solche Fälle, in welchen Champollion über den Sinn eines Zeichens schwankte, und seine Meinung darüber öfter änderte. Zuerst führt er an, das *Auge ohne Wimpern* habe Ch. anfangs für ein *s* gehalten, hernach für einen Vokal, bisweilen auch für ein figuratives Zeichen, welches *Auge* bedeute. Klaproth scheint einzuräumen, daß es einen Vokal bezeichne, namentlich *i* in den Namen

Arsinoe, Berenike. Er beschwert sich öfter darüber, daß ein und dasselbe Zeichen von Ch. bald als *Buchstabe*, bald als *symbolisches Zeichen* erklärt werde. Inzwischen scheint ein solcher doppelter Gebrauch bei einigen Zeichen in der That statt gefunden zu haben. Der *Kreis* bezeichnet häufig die Sonne, welche bekanntlich ägyptisch *ra* und *re* hieß; daher wird der Kreis auch alphabetisch gebraucht zur Bezeichnung der Sylbe *re* in dem ägyptischen Männernamen Petarpre, so wie ich ihn in meiner obengedachten Schrift S. 35 habe abbilden lassen. Die Sylbe *re* scheint denn auch freilich in der *Bedeutung* dieses Namens wieder den *Sinn*: *Sonne*, zu haben, und die Bedeutung des Namens zu sein: *der dem Orus Sonne angehörende*.

Klaproth bemerkt ferner S. 28. 29, daß Champollion in dem Verzeichnisse der alphabetischen Hieroglyphen in der zweiten Ausgabe manches geändert, einige früher darin aufgenommene Zeichen gestrichen, und andere an deren Stelle gesetzt habe. Da die Zahl der einzelnen Hieroglyphen groß ist, und Champollion seine Forschungen immer fortsetzte, so können jene Aenderungen an und für sich nicht auffallen, noch getadelt werden. Denn bei allen solchen Untersuchungen heist es mit Recht: *dies diem docet*, und das hartnäckige Beharren bei einer einmal gegebenen Erklärung kann als allgemeiner Grundsatz unmöglich gebilligt werden. Damit will ich keinesweges behaupten, daß alle dergleichen von Champollion vorgenommenen Aenderungen richtig seien; aber Klaproth hat auch nicht deren Unrichtigkeit nachgewiesen, sondern das bloße Dasein der Aenderungen bemerklich gemacht. Er führt ferner S. 31. 32 an, Ch. habe eine *fliegende Ente* anfangs für ein *e*, später für ein *p* gehalten, einen *gefüllten Kreis* für ein *u*, einen *gestreiften Kreis* hingegen für ein *k*. Die hierauf folgenden Bemerkungen beziehen sich hauptsächlich auf den schon erwähnten Umstand, daß ein und dasselbe Zeichen bald als *Buchstabe*, bald als *symbolisches Zeichen* genommen werde; z. B. daß das Zeichen  bald den Vokal *u*, *o*, bald den Begriff *Gott* bezeichnen solle. Gleichwohl spricht für diese doppelte Bedeutung des Zeichens sehr vieles. Man darf nur die Namen Ptolemaeus, Amonius, Antimachos, in der enchorischen Schrift ansehen. Hierauf kritisirt Klaproth die Erklärungen mancher wahrscheinlich symbolischer Gruppen; z. B. in der Gruppe, welche *König* bedeutet, vermuthete Cham-

pollion das koptische Wort *suten* Leitung; er bemerkt dagegen, daß *König* doch nur durch das Wort *ura, puro*, bezeichnet worden zu sein scheine. Ich verfolge die einzelnen Ausstellungen nicht weiter, weil, wie ich schon anfangs sagte, allerdings viele Erklärungen Champollions nur hypothetisch sind, und Klaproth also mit Recht dagegen Bedenken vortragen kann. Man kann auch einräumen, daß Champollion in manchen Fällen zu wenig Grund für seine vorgeschlagenen Erklärungen hatte, und sich weiter wagte, als wohin er mit Sicherheit fortschreiten konnte, daher denn spätere Aenderungen nothwendig folgen mußten.

Schließlich bemerke ich, daß die in einem durchaus feindseligen Geiste gegen Champollion abgefaßte Klaprothsche Kritik eigentlich ein günstiges Zeugniß für Champollion ablegt, indem sie sich doch genöthigt sieht, die im Eingange von mir aufgezählten besseren Erklärungen Champollions gelten zu lassen.

Der Verfasser der Schrift *Nro. 2*. Herr Goulianof, ist der Freund Klaproths, welcher mit diesem zusammen die akrologische Erklärung der Hieroglyphen vorschlug. Herr Goulianof spricht grade wie Klaproth selbst. Ob C. Goldbach identisch sei mit J. Klaproth, muß ich dahingestellt sein lassen. Gegen den Sinologen Schott trat J. Klaproth bekanntlich unter dem Namen W. Lauterbach auf. Goulianof stimmt mit Champollion darin überein, daß der Thierkreis von Denderah mit alphabetischen Hieroglyphen den Titel *Autokrator* enthalte; nur fügt er hinzu, befinde sich auch noch ein Monogramm dabei, welches *tb* zu lesen sei, und den Namen Tiberius bezeichne. Sobald Goulianof von Champollions Entdeckungen spricht, glaubt man Klaproth selbst zu hören. Am Schlusse kündigt Goulianof die Theorie an, *alle Hieroglyphen seien bloße Umänderungen des Semitischen Alphabetes*. Dies ist dieselbe Theorie, welche früher Seyffarth vertheidigte, welcher sagte, die Hieroglyphen seien kalligraphische Umänderungen der semitischen Buchstaben. Jetzt hat er jene Theorie aufgegeben, und dafür diese astrologische aufgestellt: *die Hieroglyphen erhielten ihren alphabetischen Werth nach Maßgabe ihrer, und aller übrigen Dinge, Vertheilung unter die Schutzherrschaft der einzelnen Planeten*; z. B. der *Käfer* steht unter der Herrschaft des Marsplaneten; daher bezeichnet der Käfer, wenn er als Buchstabe gebraucht wird, den Buchstaben

4, weil dieser unter der Herrschaft des Marsplaneten steht; *Systema astronom. aegypt. pag. 367.*

In der Schrift Nro. 3. liefert der Verfasser eine genaue und scharfsinnige Erläuterung der bekannten Stelle des Clemens über die verschiedenen Arten der Hieroglyphen. Zweifelhaft blieb in dieser Stelle bisher nur, welche Art Clemens gemeint habe mit den Worten: *ἡ μὲν ἐστὶ διὰ τῶν πρώτων στοιχείων κυριολογική.* Man nahm bisher das Wort *στοιχείον* immer in dem Sinne: *Buchstabe.* Der Verfasser zeigt nun aus Aristoteles und andren griechischen Schriftstellern, daß *στοιχείον* überhaupt die *elementa* eines Dinges, und daher auch die *Form* desselben bezeichnete, und daß daher Clemens diejenigen Hieroglyphen meinte, welche ein Ding durch seine erste äussere Form bezeichnen; z. B. den Begriff *Haus* durch Zeichnung eines Hauses, den Begriff *Stier* durch Zeichnung eines Stieres. Es ist dies diejenige Art der Hieroglyphen, welche Champollion: *figuratifs propres* nannte. Von Champollions Untersuchungen spricht der Verfasser mit Achtung, bemerkt aber, daß er in einigen Grundsätzen von ihm abweiche. Sehr richtig sagt er, man müsse bei Champollion unterscheiden: *ce qui est de fait, et ce qui est de doctrine*, das heisst, die einzelnen *Erklärungen* selbst, und die daraus abgeleiteten *Erklärungsgrundsätze.* Der Verfasser verspricht, seine eigenen Ansichten über die Entzifferung der Hieroglyphen bekannt zu machen, und, nach dem Inhalte dieser kleinen Schrift, darf man von Hrn. Dulaurier nur schätzbares erwarten.

J. G. L. Kosegarten.

### XCV.

*Dorpat'er Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Russlands, herausgegeben vom Prof. Dr. Blum, Bunge, Goebel, Neue, Struve, Syndicus v. d. Borg, Prof. Dr. Friedländer, Kruse, Rathke, Walter. Zweiter Band sechs Hefte. Riga und Dorpat. Verlag v. Ed. Frantzen, 1834.*

Wenn der Ref. mit Freude dem Auftrage Folge leistet, vorliegende Zeitschrift anzukündigen, so kann er wiederum nicht umhin, zuerst über sein eignes Verhältniß zu derselben Etwas zu bemerken. Nicht nur, daß die Redaction derselben aus lauter ihm bekannten und verehrten, zum Theil innig befreundeten Männern besteht, sondern zu der Zeit, als der Plan zu dieser

Zeitschrift gefasst wurde, ward der Ref. selbst zur Mitarbeit aufgefordert; ja, grade in diesem Bande befindet sich ein Aufsatz von ihm selbst, zu jener Zeit eingesandt. Sollte darum das Unternehmen des Ref. sich nicht selber widersprechen, so mußte er sich darauf beschränken, statt einer eigentlichen Beurtheilung nur eine Relation dessen zu geben, was diese Zeitschrift tendirt.

Die Dorpat'er Universität hat durch das Zusammentreffen der mannigfaltigsten Umstände eine sehr eigenthümliche Stellung. Von den Universitäten, welche unter dem russischen Scepter stehen, ist sie die einzige deutsche, d. h. sie hat nicht nur die Einrichtungen der Universitäten Deutschlands, sondern es sind ihre Professoren —, dem größten Theil nach aus Deutschland gekommene, die übrigen in den Ostsee-Provinzen geborene — Deutsche, und die Vorlesungen werden alle in deutscher Sprache gehalten. Wenn darum alle deutschen Unterthanen des russischen Reichs ihre Studien, zum Theil wenigstens, in Dorpat machen, so hat die Universität in den deutschen Provinzen einen direkten Einfluß auf die Bildung noch außerdem dadurch, daß die oberste Leitung aller Schulen in diesen Provinzen, Gliedern der Universität übergeben ist, so daß jene Provinzen die Universität als den unmittelbaren Brennpunkt anzusehn pflegen, aus dem ihre Bildung strahlt. — In einer andern Beziehung reicht der Einfluß dieser Universität über die Grenzen der, zunächst an sie geknüpften, Provinzen hinaus, denn da nur sie eine evangelisch theologische Facultät besitzt, so wird sie von Allen, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen, auch in den entferntesten Provinzen, gekannt und besucht. Namentlich in den letzten Jahren haben sich auch geborne Russen mehr als früher hingezogen, um sich der deutschen Bildung Früchte in der Universität anzueignen, deren Bedeutung eben ist, deutsche Bildung nach Rußland zu verpflanzen und dort zu pflegen, eine Bedeutung, die auch von der Regierung erkannt ist, welche die jungen Männer z. B. die zu Professoren der russischen Universitäten sich bilden sollen, gerade in Dorpat ihre Studien fortsetzen ließ, um sich auf Deutschland vorzubereiten. Sollte darum eine gelehrte Zeitschrift in deutscher Sprache erscheinen, so konnte, sollte sie irgend eine Bedeutung haben, sie nur von dieser Universität ausgehen, daher die allgemeine Theilnahme, womit in Rußland dieses Unternehmen begrüßt ward. —

Die eigenthümliche Lage dieser Universität zeichnete dann aber auch den Weg vor, der bei einem solchen Unternehmen einzuschlagen war. Eine Literaturzeitung der Art zu geben, wie die in Deutschland herauskommenden sind, wo ein Ueberblick und eine Beurtheilung des Neusten in der deutschen Literatur gegeben wird, — darauf mußte verzichtet werden. Denn bei der Entlegenheit der Universität, bei dem langsamen Gange, auf welchem die Bücher bezogen worden, und den kleinen Vorräthen der wenigen Buchhändler wird man erst durch Zeitschriften auf ein Werk aufmerksam, und eine Beurtheilung käme oft, wenn das Interesse daran, (oft sogar schon am beurtheilten Werke,) geschwunden wäre, heraus. Sollte also diese Zeit-

schrift eine Bedeutung haben, so mußte sie sich eine Aufgabe stellen, wo von einem Zuspätkommen nicht die Rede sein kann, das heißt sie konnte entweder selbstständige Abhandlungen geben, oder solche Anzeigen deutscher Schriften, die wenn auch andere Zeitschriften zuvorgekommen waren, ihrem Werth beihilfen, d. h. Ueberblicke über den ganzen Stand einer Wissenschaft, und Anzeigen Epochen machender Werke, endlich aber Beurtheilungen solcher Schriften, wo die Redactoren sich mehr Competenz als allen deutschen Zeitschriften zuschreiben konnten, nämlich der Schriften, die Rußland betreffen. — Alle diese drei Gesichtspunkte hielten die Redactoren auch in der That fest, aber dennoch bilden sie nur den kleinern Theil der Aufgabe, welche sie sich stellten.

Der größere Theil derselben ist, einen möglichst genauen Bericht über das geistige Leben Rußlands und seiner Bewohner zu geben, nicht nur den in Rußland lebenden Deutschen, sondern, ja vornehmlich, dem ganzen Deutschland. Und auch diese Aufgabe ist eine, welche durch die eigenthümliche Lage den Universitäten Dorpat gegeben ist. Denn wenn sie einerseits wie gesagt, die Bestimmung hat, deutsche Bildung nach Rußland zu verpflanzen, so hat sie anderseits mehr als irgend Jemand die Befähigung, dem Mutterlande Nachricht zu geben von allen geistigen Erscheinungen in dem Lande, in welchem sie wirkt. Das Interesse, welches man in Deutschland an Rußland nimmt, wächst täglich, und mit ihm das Verlangen, Sicheres über dieses Land zu erfahren. Die Nachrichten aber, die diesem Verlangen entgegenkommen, sind, man kann es nicht leugnen, ungenügend und erwecken auch nicht besonderes Zutrauen. Von dem literarischen Leben Rußlands, so sehr es auch nur im Entstehen ist, hört man, einige schlechte Uebersetzungen russischer Romane abgerechnet, so gut wie Nichts, — von der Beschaffenheit des Landes und dem Leben seiner Bewohner u. s. f. geben darzwischen Reisebeschreibungen Nachricht, die theils Unkenntniß, theils keinen ganz lauten Willen auf den ersten Seiten verrathen, — ja selbst die statistischen Nachrichten findet man nur mangelhaft und unzusammenhängend in fliegenden Blättern. Es mußte darum wünschenswerth sein, vollständige und wohl verbürgte Nachrichten über alle diese Gegenstände zu erhalten, namentlich durch solche Männer, welche Deutschland kennen und eben darum auch die Gesichtspunkte, von welchen aus der Deutsche die Beobachtungen gemacht wünscht, und die dabei Gelegenheit hätten, sorgfältig Wahres vom Falschen durch Vergleichung mit der eigenen Erfahrung zu sichten. — Die vorliegenden Jahrbücher haben nun die Absicht, allen diesen Forderungen zu genügen, und alle Bedingungen dazu sind gegeben. Es sind erstlich die Beobachtungen deutscher Männer in ihnen niedergelegt. Von den Redactoren, welche der Titel nennt, sind, da der Letzte mit Tode abgegangen, nur zwei in den Ostsee-Provinzen geboren, die Uebrigen als Männer von wissenschaft-

lichem Ruf aus Deutschland hingerufen werden. Andererseits sind sie doch auch nicht bloße Durchreisende, die ihre Notizen geben zugleich mit ihren vorgefaßten Meinungen, und die aus Einzelheiten sich ein falches Bild zusammensetzen, das sie statt der Wirklichkeit schildern, sondern es sind Männer, die lange Zeit jenes Land bewohnen, sich ihm einverleibt und zum Theil durch Familienbände eng verknüpft haben. Endlich ist den Herausgebern von Männern, die die höchsten Stellen im Staat einnehmen, thätiger Beistand durch authentische Nachrichten versprochen, ohne daß darum die Zeitschrift im geringsten den Character der wissenschaftlichen Selbstständigkeit einzubüßen hätte. Nach diesen vorläufigen Bemerkungen geben wir nun ein Inhalts-Verzeichniß dieses Bandes.

Ausländische Werke sind in diesem Bande fünf beurtheilt: *Eymunder - Saga etc. Hafniae 1833.* — Zwei englische statistische Werke, — Wilken: Verh. der Russen zum Byzantin. Reich u. s. w. — A. Erman, Reise um die Erde u. s. w. Ister Band. (Erster Artikel der Recension). —

Was nun den Hauptbestandtheil betrifft, so enthält dieser Band 1) vier selbstständige Abhandlungen, 2) unter vier Nummern kritische und literarische Uebersichten, 3) Kritiken und Anzeigen von in Rußland erschienenen Schriften (16 an der Zahl; 2 theologischen, 1 philosophischen, 3 medicinischen, 1 juristischen in deutscher Sprache), 4) Anzeigen neuer Werke aus russischen Journalen gezogen, 34 an der Zahl, 5) Beiträge zur Länder und Völkerkunde, 6) Literarische Statistik, 7) Bibliographischen Bericht, 8) Kunstnachrichten. —

Die Herausgeber haben den aufgestellten Zweck stets im Auge behalten. Was Bedeutenderes dort erschien, hat eine ausführliche Beurtheilung, minder Bedeutendes eine Anzeige erhalten. Daß nicht mehr und nicht Bedeutenderes anzuzeigen war, kann natürlich nicht den Herausgebern zur Last gelegt werden. Was sie und den Ton der ganzen Zeitschrift betrifft, so hat sie sich frei gehalten von allen leeren Lobsprüchen, welche, we fast nur sich bekannte Männer sich beurtheilen, so leicht kommen, — sie hat überhaupt eine würdige Haltung. Wenn die aus den russischen Journalen ausgezogenen Anzeigen belletrischer Werke in russischer Sprache, zu freigebig mit Lob erscheinen, so muß man, wie in jeder Genügsamkeit, so auch in dieser wenigstens die Freude daran anerkennen, daß überhaupt Etwas geleistet wird. — Die statistischen Nachrichten enthalten viele wichtige Notizen über das Schulwesen, — ferner die Statuten einiger Universitäten u. s. f. — Ref. kann darum diese Anzeige nur mit dem Wunsche schließen, daß der Zweck, den diese Jahrbücher mit haben, in Deutschland gelesen zu werden, mehr als bisher erreicht werde. Auch dieser Band würde dazu dienen, irrige Meinungen zu berichtigen, und unrichtige Nachrichten zu widerlegen.

Dr. Erdmann.

# J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Mai 1835.

## XCVI.

*Grundriss der allgemeinen Weltgeschichte für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht für Gebildete von Dr. E. A. Schmidt. In drei (besonders käuflichen) Abtheilungen, alte, mittlere und neuere Geschichte. Berlin 1833. 143. 162. 140 S. 8.*

*Lehrbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten; für Lehrer und zum Selbstunterricht, bearbeitet von F. A. Pischon, Archidiaconus an der Nikolaikirche und Professor am königl. Cadettencorps in Berlin. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. Berlin, 1833. Mit Register 387 S. gr. 8.*

Keine Litteratur ist so reich als die Deutsche an Lehrbüchern und Compendien jeder Wissenschaft, besonders der eigentlichen Schulwissenschaften. Es wird in Deutschland vieles gelehrt, was bei andern Nationen nur gelernt wird. In der Regel hat die Wissenschaft mit dieser Zurichtung des hergebrachten Stoffs für äussere Zwecke nichts zu thun; ja es ist an der Zeit, dass sie sich ernstlich gegen den Missbrauch erklärt, indem sie häufig blofs der Bequemlichkeit unselbständiger Lehrer gefröhnt wird, denen ein dürftiges Pensum zugemessen wird, was sie maschinenmässig nachmessen sollen, oder ein unzeitiges Verlangen nach Autorruhm den jungen Lehrer antreibt, wenn er sich eben ein Heftchen für seinen Gebrauch zusammengekleibt hat, es mit dem bescheidenen Anspruch allgemeiner Brauchbarkeit, oder *Einführung*, wie es heisst, ans Licht zu stellen. Bei dieser wachsenden Fluth von Lehr- Hand- und Hülfsbüchern ist es nöthig von Zeit zu Zeit diejenigen auszuzeichnen, die dem vorhandenen Bedürfniss des Unterrichts am angemessensten entgegenkommen, und dazu

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

gehören ohne Zweifel die oben genannten Lehrbücher der Geschichte. Beider Verfasser sind Lehrer an einer grossen Unterrichtsanstalt für die dem Offizierstande bestimmte Jugend im Preussischen Staate, aber ihre Lehrbücher halten sich von jeder Standes- und Berufsbeschränkung ganz entfernt und eignen sich überhaupt für den höheren Unterricht, Nr. 2. vorzugsweise vielmehr für den Unterricht in Lateinischen Schulen.

Der Grundriss des Hrn. Dr. Schmidt enthält in gedrängter aber zusammenhängender Darstellung den factischen Zusammenhang der allgemeinen Geschichte, so, wie ein sorgfältiger Lehrer, der kein Factum von einiger Erheblichkeit übergehen wollte, in einem zweijährigen Cursus mit reifen Schülern bei wöchentlich 2 bis 3 Stunden vortragen würde. Die Sprache ist überaus gleichmässig, bündig, gewählt. Die Abschnitte, Perioden und Zeiträume sind durchaus sachgemäss angenommen, die der alten Geschichte ethnographisch, die der mittleren und neuern synchronistisch, mit geschickter Unterordnung der minder bedeutenden Staaten. Ueber die Cultur der Zeit folgen kurze, sachenreiche Uebersichten. In der alten Geschichte sind Quellen und Bearbeitungen in zweckmässiger Auswahl angegeben, theils vor der historischen Darstellung jedes Abschnitts, theils unter dem Text: in der mittleren und neuen Geschichte sind die Quellen gar nicht oder weniger als die Bearbeitungen berücksichtigt. Wir müssen dies als eine Mangelhaftigkeit bezeichnen, der durch einige Seiten mehr leicht hätte abgeholfen werden können. Gründliche Sachkenntniss leuchtet überall hervor: neuere Untersuchungen, namentlich in der alten Geschichte, sind nicht unbenutzt geblieben: nur selten hat sich der Verf. dabei kleine Irrthümer zu Schulden kommen lassen, beispielsweise: S. 78 wird er die Behauptung „dass L. Brutus ein Plebejer gewesen,“ aus der Plebität des Cäsariciden M. Brutus nicht beweisen können; oder was giebt es sonst für Beweise? S. 81 heisst es unrichtig,

vom Dictator sei keine Provocation gewesen; S. 83 soll der Zinsfuß im J. 347 v. Chr. in Rom auf 5 Procent herabgesetzt worden sein: das *fenus semunciarium* ist aber  $4\frac{1}{2}$  Procent, wenn nicht der Verf. ein zehnmonatliches Jahr von 304 Tagen annehmen will, dessen Unstatthaftigkeit *Ideler* in dem Handbuch der Chronologie vollständig erwiesen hat. Diese Ausstellungen selbst mögen die Gründlichkeit des Verfs. wo es ihm angemessen schien in Einzelnes einzugehen beweisen.

Nur Eines haben wir an der Auffassung des Ganzen auszusetzen, dies, daß der geistige Fortschritt in der Geschichte nicht genug hervortritt, am wenigsten, wo es am nöthigsten ist, in der neuern Geschichte. Der sogenannte *factische* Stoff überwiegt durchaus; die Durchdringung desselben mit einer moralischen oder politischen oder philosophischen Idee, je nachdem der Verf. die Bewegung der Geschichte hätte auffassen wollen, fehlt. Herr Schmidt scheint diesen Mangel selbst gefühlt zu haben. In der mittleren Geschichte fügt er unter dem Text Anmerkungen hinzu, in denen jene Bewegung in politischer Hinsicht betrachtet wird. Als hinzukommende Anmerkungen erscheinen sie unverhältnißmäßig lang, aber der Verf. wußte wohl, daß das eigentliche Interesse der Geschichte in ihnen liegt. Die neuere Geschichte ist dagegen reine Factizität und wird mitunter ermüdend in diesem Gewirr der Begebenheiten, durch welche kein Urtheil über erreichtes oder verfehltes Ziel dringt. Friedrichs des Großen Bedeutung als Gipfel der würdigen Souveränität und Vorbild aller Pflichtmäßigkeit auf dem Herrscherthron tritt nicht hervor; selbst das Phänomen der neusten Zeit Bonaparte wird weder bei seinem Auftreten, noch da er das ganze Festland beherrschte, gewürdigt; er heißt nur ein Mal „der 26jährige.“ Der Wiedererhebung der zu Boden getretenen Deutschen Nationalität wird mit keinem Worte gedacht, nur den Russen wird, gleichsam zufällig, „begeisterte Anstrengung“ zugeschrieben.

An Zusammendrängung des möglichst vielen Einzelnen in schwer zu übertreffender Präcision, ohne Ueberladung und stilistische Schwerfälligkeit, finden wir den Abriss musterhaft. Es wird aber dem Lehrer schwer werden danach zu dociren; denn, wenn er nicht im Stande ist ein neues Element hineinzutragen, so wird er nur wiederholen, umschreiben und auseinander legen können; was der Verf. zusammengedrängt hat. Am meisten eignet sich dieser Abriss zur Privatlectüre des

schon Gebildeten, der sich einen möglichst raschen und doch sachlich reichhaltigen Ueberblick der geschichtlichen Vorgänge erwerben, oder seine zerstreuten factischen Kenntniss wieder vereinigen will.

Das *Lehrbuch* des Herrn *Pischon* (bis jetzt erst die alte Geschichte) hat eine durchaus praktische, pädagogische, Einrichtung. Es besteht aus Textesparagrafen, die auch besonders gedruckt unter dem Titel *Leitfaden* zum Gebrauch für die Schüler beim Unterricht erschienen sind, und aus klein gedruckten Anmerkungen dazu, welche Zusätze, Erweiterungen und Erläuterungen für den Lehrer, der nach dem Leitfaden unterrichtet, und für den repetirenden Schüler enthalten. Der Verf. empfiehlt auf dem Titel und in der Vorrede auch noch den Gebrauch des Buchs zum *Selbstunterricht*. Dieser will uns aber nicht recht einleuchten, denn die Anmerkungen sind gar zu häufig bloß Andeutungen für den Kundigen, und ungenügend für den, der sich erst unterrichten will. Was helfen z. B. einem solchen die *Stichwörter* „Themistokles' List“ oder „Themistokles in Sparta“, wenn er nicht schon weiß, worin jene List bestanden, und was Themistokles in Sparta verrichtet hat? Dies ist ein Uebelstand, der den Gebrauch des Buches auch für Lehrer, d. h. zur Vorbereitung auf den Unterricht, den sie ertheilen sollen, erschwert. Wenigstens müssen sie noch eine andere zusammenhängende und ausführliche Darstellung zu Rathe ziehen, wenn sie die abgerissenen Sätze im Sinn des Verfs. verstehen wollen. Haben sie dies einmahl gethan, so werden ihnen die Anmerkungen ein bequemer Leitfaden sein, wie sie ihre Vorträge über die Paragrafen des Textes einzurichten haben. Aber wäre es nicht viel rathsamer gewesen die Anmerkungen von vorn herein so weit lesbar und ausführlich zu machen, daß der schwache Lehrer zur Noth anderer Hülfsmittel entbehren könnte? Der Verf. hat das auch im Verlauf seiner Arbeit mehr und mehr erkannt: er wird, je näher dem Ende, desto ausführlicher; freilich nicht bloß in den Anmerkungen, sondern auch im Text (welche Inconsequenz das Gegentheil von dem *nonum prematur in annum* bezeugt); aber was die Anmerkungen betrifft, so giebt er mit Recht die bloßen Stichwörter auf, und wenn auch die abgerissene Art des Ausdrucks bleibt, so ist doch darin alles Wesentliche enthalten. Wir würden den Verfasser auffordern bei einer zweiten Ausgabe erstlich auch dem ersten Drittheil des Buches, der Asiatischen

und Griechischen Geschichte, denselben Grad sachlicher Ausführlichkeit zu geben, den die Römische Geschichte bekommen hat. Denn die Asiatische namentlich eignet sich jetzt ungefähr für Quartaner, während die Römische Primaner genügt. Zweitens die abgerissenen Andeutungen mehr und mehr in zusammenge-drängten Bericht oder Erläuterung zu verwandeln. Eine *darstellende* Erzählung verlangt man nicht, doch giebt es einen Mittelweg, der ohne des Verf. pädagogischer Absicht zu nahe zu treten, mit geringer Erweiterung der Bogenzahl dem Bedürfnis derer, die Belehrung suchen, genügen würde. Wenn es S. 313 undeutsch heisst „*Alexander Severus regiert vortrefflich (Herodian stellt es wohl anders), doch auch streng, so gegen die Soldaten, auch einzelne Christenverfolgungen (so die Jungfrau Cäcilia nach Eusebius getödtet), obschon Alex. soll Apollonius, Christus, Abraham und Orpheus verehrt haben,*“ so wäre es doch wahrlich nicht schwer mit einigen Wörtern mehr dieser formlosen Abgerissenheit grammatischen Zusammenhang zu geben.

Sonst ist die Form von Textesparagraphen und erläuternden Anmerkungen gewiss die passendste für ein Schulbuch, zugleich auch, wenn die Schüler bloß den Text besitzen, die bequemste für Lehrer von schwachen Gaben und Kenntnissen. Was die Anordnung des Stoffes betrifft, so ist die alte Geschichte in vier Zeiträume, bis Cyrus, bis Alexander, bis Actium und bis zum Untergange eingetheilt. Dies scheint auf synchronistische Anordnung zu führen; aber der Hr. Verf. berücksichtigt diese Eintheilung fernerhin nicht, sondern wandelt sie im Bucherselbst in die richtigere ethnographische um, Asiaten, Griechen, Macedonier und Römer. In der Periodeneintheilung ist es unpassend, daß die Perserkriege erst mit 490, statt mit 500 beginnen. Dadurch ist Zusammengehöriges durch den Einschub vieles Fremdartigen (der Spezial- und Kulturgeschichte der ältern Jahrhunderte bis zum Jahre 490) getrennt.

Die Gelehrsamkeit und der Fleiß des Verf. verdient ausgezeichnete Anerkennung. Die Anmerkungen enthalten einen Schatz von factischen, zum Theil recht entlegenen Notizen, die ein geübter Lehrer leicht zu einem interessanten Vortrag verarbeiten kann. Die Quellen der Geschichte sind im Texte nachhaft gemacht, und in den Anmerkungen wird nicht selten auf sie verwiesen. Bearbeitungen werden nirgends ausdrücklich angegeben, aber aus dem ganzen Buche leuchtet die Wahr-

heit der Versicherung in der Vorrede ein, daß der Vf. die Litteratur der Geschichte im Allgemeinen und im Einzelnen, so weit sie seinem Maassstabe von Ausführlichkeit zusagte, gekannt und benutzt hat. Für die Römische Königsgeschichte hat er sogar im Texte eine doppelte Darstellung gegeben, zuerst die überlieferte, dann eine wahrscheinlichere, wie er sie nennt, nämlich die Niebuhrische. Aber eben deswegen, weil das Buch nicht den thörichten Anspruch macht, ohne die zahlreichen Vorarbeiten anderer entstanden zu sein, sondern umgekehrt verheißt, das Beste aus den neuesten Bearbeitungen, mit den Quellen verglichen, wiederzugeben, hätte der Verf. auch wirklich die Litteratur der Specialschriften an Ort und Stelle angeben sollen, damit der Lehrer, den er unterstützen will, erführe, wo er das Weitere am besten nachlesen könne. Der wirklich brauchbaren Specialgeschichten giebt es nicht so viel, daß dadurch das Buch auch nur um 3 Seiten stärker geworden wäre.

Bei dem Umfange des Buchs und dem reichen Stoff der Anmerkungen kann die Kritik eine Anzahl Mifsgriffe rügen, ohne deswegen die Gelehrsamkeit des Vfs. oder die Brauchbarkeit seiner Arbeit in Zweifel zu ziehen, zumal da unser Verf. nicht abgeneigt ist, Hypothesen, die sich ihm in abhandelnden Schriften darbieten, sogleich auf dieses Gebiet des Schulunterrichts zu verpflanzen, wie er denn z. B. ohne Weiteres S. 14 behauptet, die phonetischen Zeichen der Aegyptischen Hieroglyphenschrift seien *vollständig entziffert*, und S. 132 figd. manche unerwiesene Behauptungen Niebuhrs in der neuesten Ausgabe seiner Römischen Geschichte als unbedenklich empfiehlt. S. 5 heisst es: „dem Confutse werden unter den heiligen Büchern der Tschu-king oder Schi-ging zugeschrieben.“ Was ist das für ein *Oder*, ein gleichsetzendes oder schwankendes? Beides ist aber falsch. Dem Confutse werden *alle* sogenannten Fünf-Bücher (Wu-king) mit ungleichem Antheil zugeschrieben, ein philosophisches, zwei historische (der Schu-king und der Tschün-tschj), eine Liedersammlung (Schi-king) und ein Buch über das äussere Benehmen. S. 30 „Vor den Phratrien (in Athen) Aufnahme unter die *Männer*.“ Das ist sehr zweifelhaft. Vielmehr Vorstellung der *Kinder* und Einzeichnung in die Geschlechterslisten. Gleich darauf: „Es gab also 10,800 Genetten; die überzähligen (attrakastoi) rückten allmählig ein.“ Dies möchte dem Verf. schwer fallen zu beweisen; we-

nigstens hat niemahls dergleichen in so polizeilicher Regelmäßigkeit bestanden. Hinter die Zahl hätte der Vf. getrost ein Fragezeichen setzen sollen, was S. 42 als Zweifel an der Zahl der bei Marathon gebliebenen 192 Athener nicht passend angebracht ist. War es nicht eine Ehre, bei Marathon für das Vaterland sein Blut verspritzt zu haben? Warum sollte die Zahl der Gebliebenen verringert worden sein? S. 90 ist die Eintheilung des Macedonischen Heeres durchaus unrichtig angegeben, vergl. des Ref. Abhandlung über diesen Gegenstand in der Zeitschrift für die Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 2. Band, Berl. 1824. S. 96 *Kelainai* liegt nicht in Syrien, sondern in Lydien. S. 169 heisst es: „die Colonien Roms sehr bedeutend als *Abzugskanäle* der schädlichen Stoffe“ — übelgewählter Ausdruck und für diese Zeit unrichtig — „da auch Latiner Colonien anlegen konnten.“ Die Latiner legen keine Colonien an, wenn sie auch von den Römern zur Theilnahme zugelassen werden; diese heissen daher auch nicht *coloniae Latinorum*, wie der Verf. hat, sondern *Latinae*. S. 169 flg. ist die Beschreibung der *Präfecturen* in Italien verworren. Es heisst: „diese Präfecten werden theils vom Volke durch ein *Collegium der Sechszwanziger* gewählt, theils vom Praetor urbanus geschickt.“ Was ist das für ein seltsames *Wahlcollegium* der XXViri? Die IVviri in Campaniam sind selbst ein Theil der XXViri. Die Sechszwanziger sind die jährlichen sogenannten niederen Magistratus. S. 210 soll *Angusticlavium* ein äusseres Kennzeichen des Röm. Ritters sein. Was ist das für ein Wort? Doch wohl der *clavus angustus*. S. 211 ist es bei der sonst präzisen Beschreibung des Römischen Lagers unrichtig, dass die *portae principales* ein Drittheil von der Rückseite entfernt gewesen. Vielmehr  $\frac{2}{3}$ , oder der Verf. mufs die *porta praetoria* in der Rückseite angebracht, und den Plan verkehrt genommen haben. S. 343 sollen *sechs* praefecti praetorio durch Constantin eingesetzt sein. Nein, es sind nur 4 praefecti praetorio. Der Verf. rechnet vielleicht die beiden praefecti urbis, in Rom und in Constantinopel, hinzu, die aber eine durchaus verschiedene Bedeutung haben.

Jedoch diese und dergleichen Anstellungen sollen unser Urtheil über die Brauchbarkeit des Buches nicht aufheben, so sehr wir auch wünschen müssen, dass der geehrte Verf. Gelegenheit erhalten möge, sie in einer

zweiten Ausgabe zu berichtigen. Dann wird er auch die Ungleichheit der Behandlung zu Anfang und gegen Ende des Buches beseitigen, und eine Anzahl sinnstörender Druckfehler entfernen können, die jetzt aller Verbesserung gespottet zu haben scheinen. S. 88 werden 1000 Makedonen nach Hause entlassen, und S. 91 sind es richtiger 10,000. S. 124 wird eine Landschaft im südlichen Italien *Bruttium* genannt, was der Hr. Verf. im Anhang berichtet und dafür *Bruttii* oder *ager Brutii* gesetzt haben will. Aber dicht daneben hat er den „*Laventinischen Busen*“ unberichtigt gelassen, der doch wohl kein anderer als der *Tarentinische* ist.

C. G. Zumpt.

## XCVII.

*Meine Beobachtungen über die am Eisleber Salzsee vorkommenden Vögel. Ein kleiner Beitrag zur Vögelkunde. Von A. Just. Leipzig 1832. In Commission bei Chr. E. Kollmann. IV. und 116 S. klein 8.*

Unter diesem Titel hat der Verfasser, der wahrscheinlich Forstmann ist und sein kurzes Vorwort von Quersfurth aus datirt, vorläufig eine Reihe von Erfahrungen über die den Eisleber Salzsee und dessen Ufer besuchenden Wasser- (Wad- und Schwimm-) Vögel zusammengestellt; Nachrichten, welche er durch fortgesetzte Beobachtungen mit der Zeit zu vervollständigen gedenkt. Es sind Bemerkungen über den Aufenthalt und das Betragen der Thiere, ohne Beschreibungen, welche letztere auch in der That ganz entbehrlich sind und das Schriftchen nur vertheuert haben würden, da man dem Verf. bald anmerkt, dass er völlig mit seinem Gegenstande vertraut ist und seine diagnostischen Bestimmungen den Stempel voller Zuverlässigkeit tragen. Etwas, was diesen einfach und anspruchslos, freilich auch nicht besonders correct, aber recht unterhaltend geschriebenen Nachrichten überhaupt, vorzüglich jedoch in den Augen des ornithologischen Jägers, eine sehr ansprechende Lebendigkeit giebt, sind eine Menge von Erzählungen über die von dem Verf. nach den aufgeführten selteneren Vögeln angestellten Jagden, deren Art und Verlauf immer dazu dient, die Eigenheiten dieser Thiere näher kennen zu lernen. Für diesen Zweck liefert das kleine Buch in der That gar manchen, recht erwünschten Beitrag und sichert seinem Verf., welcher sich überall als tüchtigen practischen Vogelkenner zeigt, den freundlichen Dank der wissenschaftlichen Leser; so wie wir auch nicht zweifeln, dass der bloße Jagdfreund dasselbe, schon als Mittel zur Unterhaltungs-Leetüre betrachtet, nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen werde. — Der Druck ist ziemlich gut, das Papier ist mittelmässig.

Gloger.



Mai 1835.

XCVIII.

*Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte. Zweiter spekulativer Theil. Auch unter dem Titel: Grundzüge zum Systeme der Philosophie. Erste Abtheilung: das Erkennen als Selbsterkennen. Heidelberg im Verlag der akademischen Buchhandlung bei J. C. B. Mohr. 1833. Vorr. S. XVIII, Text 317 S.*

Wie der flüssige Zusammenhang der Vorstellungen momentan durch eine fixe Idee unterbrochen werden kann, zum Unglück des Menschen, so finden wir selbst in der Geschichte ganze Zeitalter, durch welche sich irgend eine fixe Vorstellung hindurchzieht, und den allgemein geistigen Zusammenhang wenn nicht aufhebt, doch gewaltsam stört. Auch in der Wissenschaft und ihrer Geschichte begegnen uns solche Vorstellungen, die den Fortgang der Erkenntniß der Wahrheit zwar nicht aufhalten können, aber doch zum Schaden der Wissenschaft denselben unterbrechen, und wohl gar rückgängig zu machen streben. Daß auch dergleichen fixe Vorstellungen und Ideen in Betreff einer wissenschaftlichen Lehre ein respectables Vorurtheil abgeben können, versteht sich von selbst.

Heutiges Tags fängt in Hinsicht der Hegelschen Philosophie eine solche fixe Idee an, sich in den Köpfen mehrerer Individuen zu bilden und festzusetzen. Sie wird fast in allen Büchern der Zeitpolemik gegen diese Philosophie laut. Man kann sie, wie in unseres Verfassers Büchern, so auch noch in den Büchern mehrerer Andern finden.

Diese fixe Vorstellung ist mit einem Wort der *Pantheismus*, nach welcher Hegel nur die *Immanenz* Gottes in der Welt lehren soll, nicht auch die *Transcendenz* Gottes außer der Welt. Nichts ist unbegründeter und

ungerechter, als dieser Vorwurf, der die ganze Hegelsche Philosophie in ihrem innersten Kernpunkt entstellt und verdreht. Diese Herren reißen die innere und lebendige Einheit der Hegelschen Lehre, die Einheit der Immanenz und Transcendenz auseinander, indem sie beide Bestimmungen als entgegengesetzte Bestimmungen fixiren, und damit sowohl die eine als die andre zur fixen Idee machen. Die fixe Vorstellung von der Immanenz bürden sie Hegel auf, indem sie die fixe Idee der Transcendenz für sich behalten, und mit dieser gegen jene polemisiren. Ihre ganze Polemik ist deshalb eine fixe Idee, die nicht von der Stelle kömmt.

Indem sie die Transcendenz von der Immanenz trennen, meinen sie, die Wissenschaft zu fördern. Denn Hegel mache sich, wie sie glauben, bloß einseitig mit der Immanenz zu thun. Aber im Gegentheil, sie hemmen den Fortgang der Wissenschaft, welche über diese Trennung und Einseitigkeit durch Hegel längst hinaus ist. Sie fallen deshalb auf einen frühern Standpunkt zurück. Dieser Standpunkt ist der Dualismus, welcher an dem Unterschiede Gottes von der Welt, an dem Göttlichen als einem der Welt jenseitigen Wesen einseitig festhält.

Sie sprechen ihre fixe Vorstellung von der Immanenz als der vermeinten Lehre Hegels so aus, daß Gott nach Hegel bloß Resultat des dialektischen Processes und der Dinge, oder daß Gott, der absolute Geist, nur das Letzte, nicht das Erste sei. Das Erste sei das Sein gleich Nichts. Aber Gott ist nach Hegel das Erste wie das Letzte, er ist als Resultat der Bewegung das Ursprüngliche, oder nach dem Ausdruck des *Aristoteles* das Unbewegte, was Alles bewegt. Dieser falschen Vorstellung, als sei Gott nach Hegel nur Resultat der Welt und ihrer Bewegung, oder das Letzte, stellen sie nun ihre fixe Idee von der Transcendenz entgegen. Sie wollen Gott, um seine Transcendenz zu sichern, als das Erste in den Vordergrund gestellt wissen, oder mit Gott

anfangen. Aber damit machen sie Gott zum absoluten Prius, das bloß *unbewegt* und *unmittelbar* ist. So ist Gott freilich nicht Resultat der Welt, das Letzte, aber auch nicht wirklich das Erste, *weil er es nicht aufhebt*, Resultat zu sein. Aber dies geschieht in der Philosophie Hegels, welche nicht einseitig an der Immanenz festhält, wie sie sagen, sondern eben so sehr die Transcendenz lehrt, nur nicht einseitig, wie sie thun, die ihm die Immanenz vorwerfen, oder höchstens wie z. B. Weisse die Transcendenz mit der Immanenz äußerlich tingiren. Nach Hegel ist weder die Immanenz noch die Transcendenz fix und fest, sondern sind beide flüssige Bestimmungen. Nach ihm *ist* Gott nicht bloß das Ursprüngliche, sondern *manifestirt* sich als dasselbe, indem er als das Letzte zugleich das Erste ist.

Aber keiner hat den Hegelschen Standpunkt (schon im ersten Theil dieser Schrift) so verrückt und verschoben, so verfälscht und gänzlich auf den Kopf gestellt, als der Verfasser. Sein Thun und Treiben ist zu plump, um etwa eine Rechtsverdreherhelmenkunst im Aristophanischen Sinn zu sein, denn es beruht auf halbem Studium. Uns kann es gar nicht einfallen, ihn belehren zu wollen, indem uns nur einfällt, was Jean Paul über solche Belehrung längst gesagt hat.

Genug, seine fixe Idee ist, daß nach Hegel das Einzelne bloß zum Schein bestehe, indem das Allgemeine über dasselbe übergreife, wobei er sich, beiläufig erwähnt, auf Gablers Anzeige der Hegelschen Encyclopädie in diesen Jahrbüchern beruft. Dies gilt nur von der schlechten Immanenz, die an der äußern Form klebt, nicht von der wahren, welche die Transcendenz nicht ausschließt. Diese wahre Immanenz, die die immanente Form ist, ist die Immanenz der Hegelschen Philosophie, die der Verf., indem er sie für die schlechte Immanenz ausgiebt, nicht versteht. Die schlechte Immanenz ist nach Hegel das Eitle, Vergängliche an den Dingen, nicht die immanente Form der Dinge selbst, wodurch sie bestehen. Nach dieser Form sind die Dinge Dinge an sich, welche ewige Natur der Dinge der Inhalt und Gegenstand der Hegelschen Philosophie ist.

Die schlechte Immanenz ist der eigentliche Pantheismus, dessen Hegel öfters eben so falsch als ungerathen von so Vielen beschuldigt wird. Solche mögen nur zusehen, wie der Verf. auch, daß sie nicht in denselben Pantheismus verfallen, sie wissen gar nicht, wenn sie gleich sich Himmel weit von ihm entfernt dünken,

wie nahe sie ihm sind, weil sie sich in der Erkenntniß nicht zur wahren Immanenz erheben. Freilich ist die Vorstellung dem Inhalt nach pantheistisch, wornach das Einzelne bloß äußere Form ist, und keinen Bestand hat, aber auch der Form nach dualistisch aus demselben Grunde. Pantheismus und Dualismus begegnen sich hier. In diesem Sinne nannte Ref. selbst noch das Schellingsche System dualistisch, worüber der Verf. sich höchlich verwundert. Nach seiner eben so oberflächlichen als falschen Kritik des Schellingschen und Hegelschen Systems im ersten Theil dieses Buchs ist das ganz in der Ordnung. Das Schellingsche System heißt ja allgemein Identitätssystem, was das grade Gegentheil aller Dualismus ist. Wie sollte es dualistisch sein können! Aber in diesem System ist die Form des Seins Gottes dem Sein Gottes selbst nicht gemäß, indem das, wovon Gott die Einheit ist, nämlich die Natur und der Geist, und die Einheit, welche Gott selbst ist, ins Unendliche unterschieden bleiben. Deshalb bringt dieses System es auch noch nicht zur immanenten Form, als zu derjenigen, welche den Unterschied wirklich zur Einheit aufhebt. Im Grunde enthält auch die neueste Erklärung Schellings in dem Vorwort zu der Cousinschen Brochüre nichts anders, als den Dualismus der Einheit und des Unterschiedes Gottes und der Welt, wogegen die wahre, immanente Form diese Einheit und dieser Unterschied in einer Einheit ist.

Es ist possirlich zu sehen, wie der Verf. den Einwürfen des Ref. begegnet, die dieser ihm in der Anzeige des ersten Theils seines Buchs mit Fug und Recht gemacht hat. Daß er sich gegen den Ref. deshalb ungebührlich aufführt, will dieser ganz und gar übersehen. Der Vf. beklagt sich darüber, daß Ref. gesagt, er kenne die Hegelsche Methode der Manifestation nicht, und fasse die logischen Denkbestimmungen nicht als allgemein vernünftige Bestimmungen auf. Ref. müsse doch das Gegentheil bei ihm gelesen haben. Aber es kommt nicht darauf an, ob man die Worte richtig niedergeschrieben hat, sondern vielmehr darauf, ob man auch wirklich den Sinn der Worte versteht. Wie Viele reden nicht mit Hegels Worten, und machen seine Gedanken zu Worten ohne Sinn. — Wie konnte doch der Verfasser Hegel des Pantheismus zeihen, wenn er die Hegelsche Methode richtig verstanden und aufgefaßt hätte? Und wie konnte er gleichfalls die Hegelsche Logik ein Rechenexempel auf gut Glück nennen, wenn

er dieselbe wirklich nach ihrem wesentlichen Gehalt erkannt und begriffen hätte? Fast jeder weiß, daß diese Logik die tiefste und großartigste Dialektik ist. Sollte der Verf. wirklich nicht wissen, daß in einem Rechenexempel, überhaupt in der Arithmetik keine Dialektik gefunden wird?

Im ersten Theil dieses Buchs hatte der Verf. als Hegels Lehre ausgegeben, daß Gott nur im Menschen zur Persönlichkeit komme, oder zum Selbstbewußtsein. Dies hatte ihm Ref. als eine factische Unwahrheit vorgehalten. Nun will er dies dem Ref. komisch genug sogar aus Hegels Encykl. §. 564, S. 576, 3te Ausgabe nachweisen, mit folgenden Worten Hegels selbst: „Was Gott als Geist ist, dies richtig und bestimmt im Gedanken zu fassen, dazu wird gründliche Speculation erfordert. Es sind zunächst die Sätze darin enthalten: Gott ist nur Gott, insofern er sich selber weiß; sein Sichwissen ist *ferner* sein Selbstbewußtsein im Menschen, und das Wissen des Menschen von Gott, das *fortgeht* zum Sichwissen des Menschen in Gott.“ Hegel sagt hier ausdrücklich, daß in dem Gedanken, was Gott als Geist ist, Sätze enthalten seien. Aber aus diesen Sätzen macht der Vf. einen Satz, so daß er nicht einmal richtig liest, und noch weniger, was er ab- und niederschreibt, versteht. Der *erste* Satz ist: Gott ist nur Gott, insofern er sich selber weiß d. h. *zuerst* ist Gott Wissen, an und für sich Selbstbewußtsein. Dieser Satz, welcher für sich ein Satz ist, drückt die Transcendenz aus. Dann folgt der *zweite* Satz: sein Sichwissen ist *ferner* sein Selbstbewußtsein im Menschen. In dem Wort „ferner“ liegt schon, daß auch dieser Satz für sich ein Satz ist. Derselbe drückt die Immanenz aus. Wenn Gott dem menschlichen Geist nicht immanent wäre, könnte dieser von Gott nicht wissen, und nicht dazu fortgehen, sich in Gott zu wissen. Aber darum ist derselbe so wenig Gott, als Gott *nur* im Menschen Selbstbewußtsein ist. Der Verf. sieht in allem dem nur die leere Einerleiheit, die von keinem so gründlich widerlegt ist, als von Hegel. Dazu meint er nach dem ordinärsten Verstand, daß der Mensch, um Gott zu wissen, Gott selbst sein müsse. Er verwechselt Gott haben und Gott sein. Wir haben dies nur deswegen hervorgehoben, um unsern Lesern ein factisches Beispiel vorzuführen, was man nicht unverständiger Weise alles aus speculativen Sätzen machen kann.

Ferner hatte Ref. in jener Anzeige des ersten Theils

sich über die Aeußerung des Verfs. in Betreff des Anfangs der Hegelschen Philosophie ausgelassen. Der Vf. meinte, daß das reine Sein, womit Hegel anfängt, nicht der rechte Anfang sei. Dieser müsse erst gefunden, und von einer Theorie des Bewußtseins aus gemacht werden. Eine solche Theorie, entgegnete Ref., habe Hegel in der Phänomenologie des Geistes gegeben. Aber dies habe schon früher Kant versucht, erwiderte der Verf., was Ref. gar nicht geleugnet hatte. Nur ist die Kantische Theorie fehlgeschlagen, und fängt übel an, weil sie theoretisch und praktisch die Vernunft voraussetzt. Diese Voraussetzung mußte durch das Bewußtsein selbst aufgehoben werden, was in der Phänomenologie des Geistes geschehen ist. In dieser macht sich die Vernunft durch die Erkenntniß von aller Voraussetzung frei, indem sie sich wirklich zur Erkenntniß der Wahrheit vollendet, was in der Kantischen Kritik nicht der Fall ist. Darum meinte Ref., es könne mit dem Bewußtsein angefangen werden, insofern dasselbe sich zum reinen Gedanken aufhebt, und von allem Gegebenen reinigt. Aber der reine Anfang werde nur dadurch möglich, daß der Gegensatz des Bewußtseins wirklich geschwunden sei. Daraus zieht nun der Verf. den Schluss, daß Ref. nicht nur einen Anfang wolle, sondern zwei, und daß er nicht zu wissen scheine, welcher von beiden der rechte Anfang sei. Der Anfang des Bewußtseins hebt sich mit dem Gegensatz desselben auf, und geht dem logischen Anfang nicht wirklich vorher, als wenn er neben diesem ein besondrer Anfang wäre. Im logischen Gedanken als dem aufgelösten Gegensatz des Bewußtseins ist er verschwunden.

Aber Ref. erkennt gar keinen rechten oder wirklichen Anfang der Philosophie an, weil derselbe eine Voraussetzung sein würde. Es giebt eigentlich gar keinen Anfang der Philosophie, denn diese fängt überall, auf jeder Stufe an. Alle Stufen sind jede die vollendete Totalität, jeder wirklicher Anfang ist bloß scheinbar. Nun sagt der Verf. in der Vorrede ausdrücklich, daß die Frage nach dem Anfang des Systems entscheidend sei. Indem wir ihn beim Wort halten, werden wir zeigen, daß sein Anfang ein wirklicher Anfang der Philosophie selbst, und deshalb eine Voraussetzung ist, womit dies ganze Buch nach der von ihm selbst aufgestellten Theorie über den Haufen fallen würde.

Für's erste glaubt der Vf., daß nach Hegel die Philosophie mit dem Sein gleich Nichts wirklich anfangen.

Alsdann wäre sie dem Inhalt nach bestimmt, und das Sein würde statt Nichts Etwas sein. Dies Sein ist bloß Ausgang der Erkenntniß, nicht wirklicher Anfang, auch ist es nichts außer dem Werden, weshalb eigentlich von diesem ausgegangen wird. Nach Hegel ist die Philosophie gar nicht dem Inhalt nach bestimmt, wie dies noch bei Schelling der Fall ist, sondern bloß der Form nach. Sonst würde sich der Inhalt nicht durch sich selbst beweisen, sondern vorausgesetzt werden. Der Verf. vergleicht die Abstraction des Seins bei Hegel mit dem von allem Inhalt abstrahirten Begriff des Bewußtseins, welchen er den Urbegriff nennt. Aber dieser ist nur durch den Gegensatz des Bewußtseins möglich, und entsteht aus diesem Gegensatz, anstatt die Abstraction des Seins der aufgelöste Gegensatz des Bewußtseins ist. Ueberhaupt ist das Sein, welches bei Hegel den Anfang macht, weder von Seiten des Bewußtseins, noch seiner selbst, sondern vom Standpunkt des Begriffs zu betrachten. Dieser giebt als Princip der Freiheit seinen immanenten Bestimmungen die Unmittelbarkeit des Seins, und den Schein des Wesens. Aber das Sein (Objectives) und das Wesen (Subjectives) ist jener Freiheit wegen jedes an sich die Einheit und Totalität des Begriffs selbst. Denn Freies kann nur Freies wollen. Dasselbe gilt von dem ganzen Inhalt der Hegelschen Philosophie, kein Moment macht den bestimmten Anfang, weder die Logik noch die Natur und der Geist, keins ist im Grunde *mehr*, wie die alle Zeit dualistischen Mehrer des Reichs wollen, sondern jedes verhält sich eben so sehr nach der andern Bestimmung, weil jedes die ganze Totalität ist. Siehe Hegels Encykl. gleich erste Ausg. §. 475 u. folgd. Nach diesen §§ ist der Schluss, dem zu Folge „die logische Idee als das Allgemeine (Idee an sich) durch die Natur (Idee für sich) sich zum Einzelnen und Concreten, dem Geist (Idee an und für sich) bestimmt, bloß eine Form der Erscheinung und Vermittlung, deren Einseitigkeit von der Philosophie selbst aufgehoben wird, in dem Resultat, daß kein Moment den bestimmten Anfang macht, sondern jedes eben so sehr vermittelnd als vermittelt, und eben so unmittelbar identisch die eine Substanz ist.“

Alsdann will der Vf. den wirklichen Anfang selbst finden. Er sagt, daß man, um denselben zu finden, auf den Kantischen Standpunkt zurückgehen müsse. Indem er auf denselben wirklich zurückkehrt, braucht er ihn nicht erst selbst zu finden, sondern kann ihn als schon

gefunden aufnehmen. Bei Kant *findet* er denn auch den Anfang im wirklichen Sinn des Worts, weshalb er auch die Philosophie, wie Kant, mit Sinn und Verstand, mit dem Selbstbewußtsein anfängt. Er irrt aber gewaltig, wenn er glaubt, daß das Selbstbewußtsein unmittelbar sei. Es ist zwar Erstes und Gewisses, aber ist zugleich freies Urtheil, und Vermittlung mit sich selbst, es ist als Wissen Verhältniß zu sich selbst, Beziehung. Weil deshalb nicht Unmittelbares, ist der Anfang des Vfs. kein eigentlicher Anfang. Er mußte schon auf das bloß Abstracte reflectirt haben, um im Gegensatz gegen dasselbe das Selbstbewußtsein als Anfang nur annehmen und aufstellen zu können. Hiemit können wir die Frage nach dem Anfang der Philosophie, weil der Anfang des Vfs. kein reiner Anfang ist, schon als erledigt betrachten, und sein ganzes Buch laut Vorrede als beseitigt ansehen.

Der Vf. führt wie Kant das Wissen ein ins Bewußtsein und Selbstbewußtsein, und darum auf eine vergangene Stufe der Bildung zurück. Deshalb sollte man glauben, müßte er bescheiden thun, wie sich's gehörte, aber an Großthun und Uebermuth sucht er seines Gleichen. Es kann darum nicht schaden, wenn ihm dieser ein wenig gebrochen wird. Er geht wie Kant von bloß psychologischen Bestimmungen aus, indem er so wenig als dieser über das bloß Subjective hinauskömmt. Aber das hindert ihn gar nicht, diesen Rückfall für einen Fortschritt auszugeben, wie Viele seines Gleichen thun. In Betreff des Anfangs selbst unterscheidet er den subjectiven Antrieb zum Philosophiren von dem objectiven des Systems. Den erstern nennt er den Entschluß, überhaupt denken zu wollen (wie Hegel), den letztern bezeichnet er als unmittelbares Bewußtsein, wie dasselbe mit dem Gegensatz des Zufälligen und Nothwendigen behaftet sei. Dasselbe sagt Kant, wenn er behauptet, daß, weil in der Wahrnehmung Nothwendiges und Allgemeines nicht zu finden sei, deshalb zum Denken fortgegangen werden müsse. Das Bewußtsein soll nicht bloß als reines gegeben sein, sondern als Bestimmtes, beides durch einander, keins soll einseitig aus dem andern hergeleitet werden. Das Bewußtsein soll sich als Gegensatz des Seins und Denkens unmittelbar gegeben finden. Aber wo Gegensatz ist, ist Vermittlung, der Vf. zeigt nicht auf, wie das Bewußtsein dazu kömmt, solche entgegengesetzte Bestimmungen in sich zu vereinigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mai 1835.

*Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte.*

(Fortsetzung.)

Auch hält er nicht rein am Bewußtsein fest, wie er doch seiner Theorie zu Folge thun sollte, sondern bringt durchweg psychische Bestimmungen hinein, er geht, wie schon erinnert, nicht bloß von solchen Bestimmungen aus. Diese gehören dem Bewußtsein als solchem aber nicht an, sie setzen vielmehr die Auflösung des Gegensatzes und Bewußtseins voraus. In dieser Beziehung nimmt er das Bewußtsein als das Gemeinsame des Wahrnehmens und Denkens, als Abbilden und Wiederbilden dieser Bestimmungen,

In der ersten Epoche, wie der Verf. schreibt, betrachtet er das Ich, wie dasselbe als wahrnehmendes sich vom Unmittelbarsten durch die innere Kraft des Bildens befreite. Das Bewußtsein soll sich in seiner unmittelbaren Gegebenheit nach drei Stufen verlaufen: als wahrnehmend, gewahrend und anerkennend, was wieder psychologisch ist. Darnach soll es erst zur einfachen Empfindung als zu sich selbst kommen. Aber wie dies geschieht, läßt der Verf. auf sich beruhen. Anstatt dessen findet er es so, daß Ich sich unmittelbar als sinnlich empfindendes anschauet, oder einen Leib habe. Dies ist höchst oberflächlich. Es wäre zu zeigen gewesen, wie der Geist zunächst als Leben und Lebensgefühl sich organisirt, und gliedert, oder verleiblicht. Denn dadurch, nämlich durch die Sinnebildung wird das Empfinden erst möglich. Von einer Entwicklung des Gefühls durch den Sinn zur Empfindung wird aber gänzlich abstrahirt. Der Verf. deducirt eben nicht, sondern setzt voraus, denn er hat es ja mit der unmittelbaren Gegebenheit im Anfang zu thun. Darum nennt er auch die Empfindung einfach, was sie gar nicht ist, sie ist nicht wie das Gefühl unbestimmt und einfach, sondern bestimmt. Mit dem Gefühl hätte der Verf. an-

fangen müssen, wenn er das Bewußtsein in psychischer Bestimmung fassen wollte, nur das Gefühl ist unmittelbar. Mit der Empfindung fängt Ich nicht unmittelbar von sich selbst, sondern von Andern an. Empfindung ist Gefühl im Andern, nicht reines Gefühl und Selbstgefühl. Jenes setzt dieses voraus.

Alsdann betrachtet der Verf. weiter, wie Ich allem Empfinden gegenüber zu sich selbst kommt, zum Bewußtsein und Selbstbewußtsein. Dies nämlich geschehe durch fortwährende Erneuerung der Selbstempfindung. Dadurch soll das Bewußtsein vorstellende Thätigkeit werden, Erinnerung und Einbildungskraft, indem es die Empfindungen zu innerlichen Vorstellungen mache. Insofern es darin den weitem Stoff alles Erkennens habe, wird ihm das Bewußtsein Trieb nach dem Empfundnen, und damit zum Willen. Daher soll Empfinden, Vorstellen und Wollen im Bewußtsein ursprünglich eins und gegeben sein. Mit dieser unmittelbaren Annahme des Theoretischen und Praktischen muß aber der Verf. von der Selbstbestimmung des erstern zum letztern abstrahiren. Deshalb will er sich auch nur an das Theoretische halten, an das Empfinden und Vorstellen, und das Praktische des Willens von der Untersuchung ausschließen. Dies ist ganz inconsequent. Der Wille darf, wenn er zu dem ursprünglich Gegebenen des Bewußtseins gehören soll, nicht von der Untersuchung ausgeschlossen werden. Dadurch wird eine große Lücke in der Erkenntniß offen gelassen. Es ist klar, daß der Verf. mit dem Willen, mit dem Geist nichts anzufangen weiß.

In der zweiten Epoche wird Ich als vorstellendes entwickelt, nach den Stufen der Erinnerung, Einbildungskraft und Sprachdarstellung. Wie nach Kant Ich alle Vorstellungen begleiten kann, soll auch hier das Ich als Selbstananschauung die ursprüngliche Einheit und Grundbedingung sein. Zur Erinnerung rechnet der Verf. noch das Gedächtniß, welches er bewußte Erinnerung

nennt. Aber das Gedächtniß ist wie die Einbildungskraft productiv zu fassen, weil es Zeichen für die Vorstellungen erschafft, und deshalb von der bloßen Empfindung frei ist, was von der Erinnerung nicht gesagt werden kann. Auch diese Epoche ist bloß psychologisch, ohne metaphysischen Gehalt, wie es eine Theorie der Erkenntniß erfordert.

In der *dritten* Epoche macht der Verf. das Ich als denkendes zum Inhalt nach den Stufen des Begriffs, Urtheils und Schlusses. Das Bilden der Begriffe und das Urtheilen betrachtet er auf gewöhnliche Weise, vom Standpunkt des Bewußtseins, nur die Lehre vom Schluss ist aus Hegel entnommen. Daneben spricht er von der allgemeinen Bestimmung des Begriffs, in welcher Hegel das ausgebildete Verhältniß von Besondern und Einzelem anticipirt haben soll. Aber das Allgemeine des Begriffs ist nach Hegel ohne die beiden andern Bestimmungen des Besondern und Einzelnen gar nicht möglich. In der Abstraction von diesen ist das Allgemeine gar nicht Begriffsbestimmung, sondern nichts. Die vermeinte Anticipation rührt von der abstracten Vorstellung her, welche der Verf. sich vom Allgemeinen macht, aber in der ganzen Hegelschen Philosophie gar keine Stelle hat. Nach Hegel ist vielmehr jede Begriffsbestimmung der *ganze Begriff*, erst indem sich das ursprünglich Eine theilt, kömmt es zum Urtheil, für sich und abgetrennt von den andern hat keine Bestimmung mit dem Begriffe etwas zu schaffen. Solchen offenbaren Mißgriffen des Verfs. begegnen wir nur zu häufig, sie alle buchstäblich berichtigen zu wollen, dazu würde gar zu viel Geduld gehören, und mehr Lust, als Ref. hat. Nur muß er nicht glauben, daß er mit solchen oft höchst trivialen und leeren Bemerkungen den Mann beurtheilt, dem er noch die wenigen speculativen Begriffe, die er hat, verdankt. Da er Begriff, Urtheil und Schluss wieder ganz in das Bereich des Bewußtseins herabziehen möchte, kommt bei ihm der Begriff nicht dazu, seine Bestimmungen als das Objectiv zu setzen. Was herauskömmt, sind bloß die gewöhnlichen Kategorien und Reflexionsbestimmungen.

In der *vierten* Epoche bespricht der Verf. das Ich als erkennendes, indem das Denken durch den Schluss zum Erkennen werden soll. Das Bewußtsein soll zum Denken entwickelt sich darin selbst begreifen und verstehen lernen. Diese Bestimmung habe die Philosophie auch bei Hegel, aber Hegel postulire das absolute

Denken, indem er es aus dem nicht absolut denkenden Bewußtsein nicht entwickle. Die Phänomenologie des Geistes muß dem Verf. ganz unverständlich geblieben sein, denn diese entwickelt, nicht nur, wie das Bewußtsein in der Erkenntniß des Gegenstandes sich selbst versteht und begreift, sondern auch wie das nicht absolut denkende Bewußtsein sich wirklich zum absoluten Denken vollendet. Auch hier hat Hegel, wie immer, wieder wirklich vollbracht, was er nicht gethan haben soll. Alsdann hat die Phänomenologie des Geistes nicht den engen Standpunkt des bloßen Bewußtseins, wie die Kantische Kritik und vorliegendes Buch nach dem Vorgang und Beispiel der erstern, sondern enthüllt uns die wesentliche und wahre Natur des Geistes selbst für das Gesamtgebiet seiner Erscheinung im Bewußtsein. Gegen solchen Reichthum der Gestalten nimmt sich der Inhalt dieses Buchs gar zu kahl und armselig aus.

Das Erkennen selbst gestaltet sich dem Verf. als empirisches, reflectirendes und speculatives. Ersteres wurzelt ihm in der Anschauung, und bestimmt sich daraus zum aposteriorischen Denken fort. Das zweite denke das Denken selbst, wohin die Skepsis, die Kritik und der subjective Idealismus gerechnet wird. Zuletzt werde die Reflexion genöthigt, den Schein aufzugeben, und das Urseiende, das Wahre zu finden. Darum mache das letzte das Princip aus, wodurch das Bewußtsein den Quell der Wahrheit in sich selbst finde. Erfüllt vom Absoluten soll es dasselbe im reinen Denken aus sich selbst entwickeln. Dies fange mit der Vernunftanschauung an, und gehe zum speculativen Denken als solchem fort, aber endige mit dem speculativ anschauenden Erkennen. Hiebei zieht der Verf. die Bedeutung des Widerspruchs in der Hegelschen Dialektik in Betracht, welche Betrachtung abermals der factische Beweis ist, daß er die Hegelsche Methode der Manifestation trotz seiner Versicherung gar nicht faßt, indem er die falsche Behauptung in Cours zu bringen sucht, daß Hegel an dem Gegensatz des *a priori* und *a posteriori* haften bleibe. Nun ist aber die speculative Methode Hegels als Einheit der analytischen und synthetischen Methode der aufgelöste Gegensatz des *a priori* und *a posteriori*, und deshalb wieder das Gegentheil von dem, was der Verf. berichtet und versichert. Ferner soll Hegel den Widerspruch und die Dialektik bloß nach der negativen Seite kennen, als das Hervorarbeiten des Widerspruchs, womit es bei der Aufhebung des ab-

Widersprechenden als Resultat sein Verbleiben habe. Das Resultat der Aufhebung soll bei Hegel unendliche Negation, nicht die daraus hervorgehende positive concrete Wirklichkeit sein. Es ist aber Welt bekannt, daß Hegel nicht bei dem bloß dialektischen Moment, dem Widerspruch, oder dem Sich-Aufheben entgegengesetzter Bestimmungen stehen bleibt, sondern zum Positiv-Vernünftigen fortgeht, was ihm erst das wahrhaft Speculative ist. Gleich in der ersten Ausg. der Hegelschen Encykl. finden sich im 16ten §. S. 18 folgende Worte: „die Dialektik hat ein *positives* Resultat (also kein negatives, wie der Verf. hinzuschreiben sich nicht entblödet), weil sie einen bestimmten Inhalt hat, ihr Resultat nicht das leere Nichts, sondern die Negation von gewissen Bestimmungen ist, welche deswegen im Resultat enthalten sind.“ Da ist also mit dürrn Worten das Gegentheil von des Verfs. Behauptung bei Hegel selbst zu finden und zu lesen. Freilich ist das Dialektische nach Hegel die eigne Natur der Dinge, und hat nicht in einer äußern Reflexion seinen Sitz. Es wird die Negation, die das Beschränkte und Endliche an sich hat, durch dasselbe gesetzt. Im Endlichen liegt das Andre seiner selbst, wodurch es sich aufhebt, indem es zum Andern in Beziehung ist. Es hält den Widerspruch nicht aus, sondern geht zu Grunde, ohne daß dies aber das Letzte wäre. Dies würde wieder die schlechte Immanenz sein, das Letzte ist vielmehr der aufgehobne Widerspruch, die immanente Form, wodurch es an sich ist, oder absolute Position. Diese vermeinte Negation des Widerspruchs soll ferner bei Hegel das Kreatürliche zum unendlich Aufgehobnen, zur schlechten Endlichkeit machen. Aber Hegel kennt solche schlechte Endlichkeit gar nicht, wie der Verf. fabelt, er weiß ebenfalls nur von der guten, wie der Verf. das Endliche *art* nennt, von der Individuation, aber auch nicht bloß von dieser, wie der Verf., sondern vom Geist. Und dieses schlechte Endliche soll der Grund sein, warum der Vf. Hegel berichtigen will, und auf welcher Berichtigung er seine Theorie basirt. — Der Verf. spricht unter andern in der Vorrede, daß Ref. in Betreff seiner das Ding geredet habe, was nicht sei. Eben dies Ding macht er zum Grunde seiner Theorie, das Ding, was nicht ist.

Aber Ref. hat nicht das Ding geredet, was nicht ist. Sondern er redete, in Betreff des Verfs., wie sich's nun auch erwiesen hat, das Ding, wie's geworden ist,

und wirklich ist. Er sagte nämlich in der Anzeige des ersten Theils dieses Buchs: „die Unmittelbarkeit wird der Verf. zur *Grundlage* machen (ist auch geschehn), alsdann zur Vermittlung übergehen, und sich diese als einen Durchgangspunkt aufheben lassen. Dadurch wird er zur Unmittelbarkeit aus der Reflexion zurückkehren, und dieselbe für gerechtfertigt halten. Dies Glauben (Vernunftanschauung, wie der Verf. es nennt) und Wissen neben einander wird er für die Lösung der Aufgabe ansehen, das Subject mit dem Object zu verhöhnen.“ So ist es wirklich, Ref. hat wahr prophezeit. Wenn nämlich das Bewußtsein Gott bloß in sich findet, wie der Verf. will, kann auch die Vermittlung nicht anders als in das Bewußtsein fallen, es kann sich auf Gott als das Ursprüngliche nur besinnen. Insofern das Bewußtsein Subject und Object der Erkenntniß, und Gott nur Gott des Bewußtseins ist, wird die Ich-form nicht durchbrechen. Da das bloß Subjective des Bewußtseins beharrt, spiegelt sich Gott nur in der Ichheit ab. Aber solches Gottbesinnen, solche Offenbarung Gottes im Bewußtsein ist nicht wirkliche Offenbarung, welche nur vom Standpunkt des Geistes möglich ist.

(Der Beschluß folgt.)

## XCIX.

*Naturgeschichte der Insekten, besonders in Hinsicht ihrer ersten Zustände als Larven und Puppen von P. Fr. Bouché, Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin u. s. w. Erste Lieferung mit 10 Kupfertafeln. Berlin, Nicolai 1834. 8. 216 S.*

Diese Schrift ist unter den zahlreichen systematischen Arbeiten, welche in neuerer Zeit über Gegenstände der Entomologie in größerem oder geringerem Umfange erschienen sind, eine überraschende und um so angenehmere Erscheinung, als der Glaube an die Fähigkeit unseres Zeitalters zu Arbeiten, wie wir sie bei *Reaumur* und *de Geer* mit Recht bewundern, verloren gegangen und an seine Stelle die Meinung getreten zu sein schien, nur systematisch ordnende oder anatomisch-physiologische Untersuchungen könnten der Entomologie förderlich und ersprießlich werden. Den Gegenbeweis liefert die Arbeit des Herrn *Bouché*; sie zeigt, daß die alleinige Betrachtung des letzten vollkommenen Lebenszustandes für die natürliche Systematik nicht ausreichte, und daß, wenn man die Verwandungsverhältnisse der Kerfe übersieht, auch eine natürliche Stufenfolge der Familien aufzufinden kaum möglich sei. Es hat freilich der Herr Verf. diese Ansicht nirgends selbst ausgesprochen;

allein sie drängt sich dem aufmerksamen Leser beim Durchgehen des Werkes so sehr auf, daß man sie dennoch als die Grundidee des Gegebenen bezeichnen muß. Schon die Annahme des vom *Referenten* in mehreren Arbeiten aufgestellten und nachgewiesenen Systemes, welches ganz auf der eben ausgesprochenen Ansicht gegründet ist, zeugt für die gleiche des Verfs., und es rechtfertigen sich zum Theil jene vom *Ref.* getroffenen Einteilungen durch die Beobachtungen des Herrn Bouché, während sie andern Theils durch dieselben verbessert und verändert werden. —

Indem es nämlich die Aufgabe des Verfs. war, die Larvenzustände und Verwandtschaftsverhältnisse der Insekten zu schildern, mußte er von der Verschiedenheit zweier Hauptgruppen unter den Kerfen, welche *Ref.* als *Insecta ametabola* und *Ins. metabola* bezeichnet hatte, ausgehen. Von den Ersteren, oder den Kerfen mit unvollkommener Verwandlung, wird nur die Gattung *Carcus* Lin. einer näheren Untersuchung unterworfen und eine neue Gruppe derselben unter dem Namen *Aspidiotus* aufgestellt, welche sich durch das freie, die Larven und Weibchen stets bedeckende, Schild von allen verwandten unterscheidet.

Die Kerfe mit vollkommener Verwandlung werden in der Reihenfolge des genannten Systems aufgeführt; es folgen also zunächst die Zweiflügler (*Diptera* Lin.). Diesen hat Hr. Bouché mit Recht die größte Aufmerksamkeit gewidmet, da sie bisher die am wenigsten bekannten waren. Den Unterschied, daß einige ihrer Larven sich vor dem Uebergange in die Puppe häuten, andere als Puppe in der alten Larvenhaut stecken bleiben, hebt der Verf. ganz besonders hervor. Zur ersteren Gruppe gehören die Familien: *Tipularia* (25 Art.), *Scenopinea* (1 Art.), *Empidodea* (1 Art.), *Leptodea* (1 Art.), *Therevanidae* (2 Art.), *Asilina* und *Tabanina*; zur letzteren alle übrigen. Aus beiden Gruppen werden die Larven vieler Arten beschrieben, theils überhaupt zuerst, theils kenntlicher und charakteristischer als vorher von Anderen; sehr zahlreich sind besonders die Beobachtungen über Glieder der Familie *Muscina*, wovon 55 Arten, insgesamt aber 95 Arten, im Larvenzustande beschrieben werden, manche auch im vollkommenen Lebensalter zuerst. — Unter den Schmetterlingen (*Lepidoptera* Lin.), deren Verwandlungsgeschichte schon am vollständigsten bekannt war, wurden besonders die zahlreichen Formen der *Mikrolepidopteren* genauer beobachtet und die früher nicht beachtete Verwandlungsgeschichte vieler längst bekannter Arten mitgetheilt; die Gesamtzahl der beobachteten Arten beläuft sich auf 54. — Die Larven der folgenden Ordnung, *Immen* (*Hymenoptera* Lin.), zeigen wie die der Zweiflügler, eine doppelte Verschiedenheit, insofern die meisten fühllos, einige dagegen mit vielen Füßen ausgerüstet sind. Letztere, die Familie der *Blattwespen* (*Tenthredonidae*) bezeichnend, verlangten wegen hinreichender Bekanntheit nur eine kurze Beachtung, daher nur 8 Arten im Larvenzustande beschrieben wurden; erstere dagegen werden weitläufiger abgehandelt. Neu sind besonders die Verwandtschaftsverhältnisse vieler (45 Arten) *Schlupfwespen* (*Ichneumonidae*) zumal hinsichtlich der Wirthiere, in denen sie als Larven leben; wobei

den auch viele früher noch nicht beobachtete Arten im vollkommenen Lebenszustande beschrieben werden, oft jedoch, da läßt sich nicht leugnen, kürzer als der Leser es wünschen dürfte, indem ja grade diese Insekten so veränderlich und in ihren charakteristischen Artunterschieden so spitzförmig gebildet sind. Uebrigens wurden aus dieser Ordnung im Ganzen 76 Arten in Betracht gezogen. — Der letzten Ordnung, den Käfern (*Coleoptera* Lin.), ist ein geringerer Raum gestattet, als man es vermöge des großen Umfanges derselben erwarten sollte; allein es treten ja grade bei dieser Ordnung ganz besondere Schwierigkeiten ein, welche die Beobachtung ihrer früheren Lebenszustände erschweren. Herr Bouché deutet den verschiedenen Bau der Larven nur an, ohne, was sehr verdienstlich gewesen wäre, eine Zusammenstellung und Uebersicht der Familien nach dem Bau ihrer Larven zu geben. Von den 36 hier im Larvenzustande geschilderten Käfern gehören 4 den früher in dieser Lebensperiode noch nicht beobachteten Micropteren, 5 den Elatereen, 7 den Curculioniden, 3 den Chrysomelinen, die übrigen je einzeln verschiedenen anderen Familien an, unter welchen sich als besonders wichtig für die natürliche Systematik die Gattungen *Nitidula*, *Byturus*, *Crypticus*, *Ptycho*, *Myetacharis* und *Cis* auszeichnen; alle gehören zur Gruppe der mit sechs deutlichen, gegliederten hornigen Füßen versehenen Larven. — Eine kurze Nachlese führt von *Insectis ametabolis* noch einen *Thrips*, von *Ins. metabolis* mehrere *Dipteren* und einen *Eulophus* auf, welche die Zahl aller hier in ihrer Verwandlung geschilderten Kerfe auf 278 Arten steigert. —

Was die Art der Behandlung anbelangt, so ist es besonders anzuerkennen, daß Herr Bouché sich einer lobenswerthen Kürze befleißigt hat, und darin zumal von seinen Vorbildern *Requarr* und *de Geer* abgewichen ist, daß er sich nicht mit Nebendingen befaßte, sondern überall die Hauptsachen bündig hervorhebt. Trotz dem kann *Ref.* nicht umhin den Wunsch auszusprechen, der Herr Verf. möge bei der Fortsetzung seines Werkes in der Beschreibung etwas ausführlicher sein, und namentlich auf die Schilderung der Mundtheile, Fühler und Beine eine noch größere Sorgfalt verwenden. Dieser Wunsch würde sich kaum dem Leser aufdrängen können, wenn die auf 10 Tafeln beigegebenen Abbildungen weniger schematisch gehalten wären, und mehr individuelles und Charakteristisches sich an ihnen erkennen ließe, was leider nicht immer der Fall ist. — Nichtsdestoweniger ist die Arbeit von ganz besonderer Wichtigkeit, und wird gewiss durch das viele Neue und Anziehende, welches sie enthält, Andere zu gleichen Beobachtungen auffordern, oder diejenigen, welche schon ähnliche Beobachtungen gemacht haben, zur Bekanntmachung derselben veranlassen. *Ref.* wünscht, daß sie außer anderen heilsamen Folgen für die Wissenschaft, ganz besonders die eben angedeutete haben möge, damit wir endlich einmal über die Verwandtschaftsverhältnisse der Kerfe vollständig unterrichtet werden. Aus eben diesem Grunde sehen wir der folgenden Lieferung mit gespannter Erwartung entgegen. — Druck und Papier sind gut.

Burmeister.



Mai 1835.

*Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte.*

(Schluß.)

So fällt denn unser Verf. wieder auf den Standpunkt der Reflexion und Unmittelbarkeit, wie so viele Andere, zurück. Darum spricht er auch gern davon, daß der arme Mensch ein halbvollendetes, ahnendes und sehnüchziges Wesen sei, daß ihm das Höchste nur mit Sehnsucht und geheimer Trauer gemischt erscheine, und was dergleichen mehr ist. Dies mag allen schwachen Geistern gesagt sein, die neben der Erkenntnis und der Macht und Tiefe des Geistes nun einmal von der Ohnmacht des Nichtwissens und Gefühls nicht lassen können. Der Verf. hat oft viel Suade ganze §§. hindurch, und ist insbesondere redselig, wenn der speculative Gedanke herrschen sollte. Nach dem Platonischen Ausdruck ist aber nicht Allen vergönnt, unverwandt in die Sonne zu blicken, den speculativen Gedanken unverfückt zu ertragen. Er redet dafür lieber von Urgrundsätzen und Urgesetzen (von welchen Thatsachen des Bewusstseins längst nicht mehr die Rede sein sollte) ungefähr so, wie Samuel Square bei Bulwer in England und den Engländern.

Ob der Verf., indem er dies liest, das Gefühl haben mag, wir setzen hinzu, des Lächerlichen; welches entsteht, wenn von allem, was man beabsichtigt, das Gegentheil herauskommt, und die Reflexion auf sich selbst zurückgeworfen wird, dürfen wir kaum glauben, weil dazu vor allen gehört, daß man nichts habe in sich fix und fest werden lassen. Er wird ferner es sich angelegen sein lassen, in allen Journalen nach der Reihe die unglaublichsten Cruditäten, Vorurtheile und Abgeschmacktheiten bis zum Unsinn über Hegel und die Hegelsche Philosophie möglichst zu verbreiten. Unwissende und Uebelwollende giebt es allenthalben, die solch' marktschreierisches Thun und Treiben für wissenschaftliche Einsicht halten dürfen.

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

Diese Anzeige ist etwas verspätet worden. Es gehört (wenigstens für den Ref.) eine eigne Ueberwindung dazu, an dergleichen Zeit und Mühe zu verlieren. Aber weil so Viele nicht müde werden, immer fort von Neuem ihre fixen Ideen und Meinungen an den Mann zu bringen, die selbst auch im Publikum nach und nach fix und fest werden dürften, hat er seine Unlust für diesmal wieder besiegt. Er hat aber nicht geglaubt, allen denen, und am wenigsten dem Verf. die fixen Vorstellungen über die Hegelsche Philosophie benehmen zu können, welcher letztere sich, wie keiner, in dieselben hineinbornirt hat. Mögen sie fortfahren, die gröbsten und factischen Unwahrheiten dem Publikum immerfort zu wiederholen, als da sind: daß Hegel die Unsterblichkeit der Seele läugne, daß nach ihm keine freie Schöpfung und Offenbarung Gottes möglich sei, und keine substantielle Individualität des creatürlichen Geistes; daß er nicht mit der Idee von Gott zur Persönlichkeit des Geistes hindurchgedrungen, und Gott nach ihm nur im creatürlichen Bewusstsein Person werde, und zuletzt, um dem Absurden die Krone aufzusetzen, daß Gott sich erst in des Philosophen Person vollendet habe. Die Wahrheit wird den Sieg behalten. —

Ein philosophisches System muß sich selbst die Bahn brechen, was ohne Kampf nicht möglich ist, wenn es anders keine einsame Sache bleiben soll. Es muß sich durch den Kampf der Anerkennung und des Verständnisses in das Bewusstsein der Zeit hineinarbeiten, wodurch es eine gemeinsame Sache, ein Gemeingut wird. Die Angriffe gegen die Hegelsche Philosophie sind bis jetzt nur Mißverständnisse über sie gewesen, die ihren Kernpunkt unberührt gelassen, ja meistens nicht einmal geahnet haben. Aber sie haben dazu gedient und werden ferner dazu dienen, daß Andre sich veranlaßt sehen, was Hegel in Betreff des Verständnisses oft nur angedeutet hat, näher zu bestimmen, und dem allgemeinen Bewusstsein zugänglicher zu machen.

Wir aber schliessen mit der Platonischen Klage, daß es schwer sei, den Schöpfer zu erkennen, und wenn man ihn erkannt habe, es unmöglich ist, dies Allen zu sagen, oder verständlich zu machen.

Hinrichs.

### C.

1. *Meletemata botanica. Auctoribus Henrico Schott et Stephano Endlicher. Vindobonae 1832. typis Caroli Gerold. 36 S. u. 5 Kupfert. Roy. Fol.*

*Atakta Botanika. Nova genera et species plantarum, descripta et iconibus illustrata a Stephano Endlicher. 1—4te Lieferung. Vindobonae 1833. apud Frid. Beck. Zusammen 26 S. Text u. 40 Kupfert. Roy. Fol.*

No. 1. ist eine Ehrengabe, dem würdigen Vorsteher des botanischen Gartens zu Calcutta, Hr. Wallich, während seines, für alle Botaniker Europas so lehr- und gewinnreichen Aufenthalts in Europa dargebracht, und diesem Zwecke gemäß von den beiden Herrn Verfassern aufs Beste ausgestattet. Papier, Druck und Tafeln gehören zu dem Schönsten, was uns in dieser Art vorgekommen, und was insbesondere die 5 Tafeln anbelangt, so gewähren diese dem Auge alles, was es nur immer von der radirten Manier auf Stein erwarten kann.

Die ersten beiden Tafeln stellen die, von Herrn Schott in Brasilien entdeckten und hier von Hr. Endlicher bearbeiteten *Balanophoreen* Gattungen: *Lophophytum* und *Scybalium* dar, und der Verf. verfolgt die, dadurch eingeleitete Untersuchung weiter, um uns ein vollständiges Bild dieser seltsamsten Gruppe des Gewächreichs in ihrem ganzen Umfange zu zeichnen, dieselbe als eine eigne *Klasse* festzustellen, und alle bekannten Gattungen nach ihren Ordnungen und Zünften mit den darunter begriffenen Arten zusammen zu stellen. Als das charakteristische Merkmal betrachtete Hr. E. mit Recht die unvollkommne Ausbildung der Saamen, welche klein, sporenartig und ohne vorgebildeten Embryo sind, neben einer ziemlich weit gediehenen Entwicklung der äußern Fructificationstheile. Wenn er als zweites, noch gewichtiger scheinendes Merkmal die gänzliche Abwesenheit des Gefäßsystems anerkennt, so ist dieses schon früher durch Hr. v. Martius Beobach-

tung, welche der Gattung *Langendorffia* Gefäße zuschreibt, ganz neuerlich aber durch Hr. Rob. Brown, der bei *Rafflesia*, *Hydnora*, *Cytisus*, *Cynomorium* und *Heforis* Spiral-Gefäße gefunden hat, zwar aufgehoben, es darf aber immer noch ein bedeutungsvolles Zurücktreten des Spiralgefäßsystems gegen das Zellsystem mit in den Complex der harmonisch verbundenen Merkmale, welche diese Classe charakterisiren, aufgenommen werden, und diese wird immerhin ihre Stelle an der Grenze der niederen sogenannten Zellenpflanzen und der Gefäßpflanzen beibehalten können. Das parasitische Verhältniß ist allen gemein. Sie haben keine Spaltöffnungen, keine grünen Blattgebilde, viele unter ihnen nicht einmal einen Stamm. Einerseits steht die gigantische *Rafflesia*, welche Hr. Rob. Brown zu einer seiner geistvollsten Arbeiten Anlaß gegeben und Hr. Blume, der ihr die Gattung *Brugmansia* beigesellte, weiter in das gründliche Studium der ganzen Gruppe hineingeführt hat. Die einige Fuße im Durchmesser haltende, stengellose auf Cistus-Wurzeln schmarotzende, hoch- und buntgefärbte *Rafflesia*, mit ihren in jeder Hinsicht abnorm gebildeten Fructificationstheilen, schließt sich durch Blüthen *Brugmansia* an die noch kleinere (erbsengroße) Gattung *Apodanthes* an, die in Guiana aus der Rinde der *Casuarina macrophylla* hervorkeimt, und welcher erst vor Kurzem (*Annales des sc. naturelles* 1834. *Juillet* p. 19. t. 1.) Hr. Guillemin die Gattung *Pilostyles* zur Seite gestellt hat, — vielleicht nur die männliche Pflanze einer andern Species von *Apodanthes* darstellend, — welche von Bertero in Chili auf dem Stamme der *Adesmia arborea* gefunden wurde.

Fremdartiger nimmt sich schon die, von Hr. Prof. Meyer in den *Actis Naturae Curiosorum* (Vol. XVI. 2) und vor Kurzem weiter durch Hr. Rob. Brown untersucht und erläuterte Gattung *Aphyteia* des südlichen Africas aus. —

Die *Cytineen* zeigen sich schon vielblumig auf einem mehr erhobenen Stamme, getrennten Geschlechtes; die männliche, 4 — 6spaltige Blüthe bringt auf gemeinschaftlichem Träger doppelt so viele Staubbeutel als die Blüthe Abschnitte hat, und der mit dem Blüthenrohr erwachsene einfächrige Fruchtknoten hat an den Wänden acht Saamenböden. — Bei den *Balanophoreen* stehen die Blüthen, gleichfalls getrennten Geschlechtes, auf besondern Blüthenböden; die männliche Blüthe hat entweder nackte, einzelne, oder 3 durch die Träger verbun-

dene Staubfäden in einer dreitheiligen Blüthe; die weibliche Blüthe ist ohne Blüthendecke, zweigrifflig, mit zweifächrigem Fruchtknoten, der in eine einfächrige Frucht mit geballten, einen einfachen Saamen vorstellenden Keimkörnern übergeht. Nach dieser wesentlichen Abstufung der immer tiefer sinkenden Ausbildung nimmt Hr. Endlicher in der Classe der *Rhizantheen* 3 Ordnungen an, nämlich:

I. *Balanophoreae*, welche wieder in 4 Tribus zerfallen;

1. *Lophophytæ* mit freien Staubfäden ohne Blüthendecken und mit mehreren Blütenböden auf einem Stamme; dahin 1) das merkwürdige *Lophophytum* dieses Werks, Fufsalang, gleich dem Kolben einer Aroidee unten mit vielen halbkugligen Haufen weiblicher — nach der Spitze zu mit ähnlichen Haufen männlicher Blüten in spiraliger Stellung bedeckt; ein Zwischenraum trennt die beiden Geschlechter. Der Stamm ist unterhalb beschuppt; unter den weiblichen Blütenböden steht ein kurzes Deckblatt; statt der Blüthendecken mischen sich stumpfe fleischige Schuppen zwischen die Staubfäden. Von Schott in Brasilien entdeckt. — 2) *Sarcophyte* Sparrm. (*Ichthyosma* Schlechtend.).

2. *Cynomorieae*, mit freien Staubfäden und einem einzelnen eingeschlechtigen Köpfchen auf jedem Stamme. — Die Europäische Gattung *Cynomorium*.

3. *Helosieae*, drei verwachsene Staubfäden; die einzeln auf dem Ende der Stengel stehenden eingeschlechtigen Köpfchen sind mit abfallenden Deckblättern umgeben. Gattungen sind: 1) *Helosis* mit 5 Arten, und 2) *Scybalium* (*Fungiforme*) gleichsam eine schwammartig wachsende, *Dorstonia*. Die Scheibe, auf kurzem verkehrt-kegelförmigem schuppigem Stiele, trägt zwischen dichten Spreublättern die Blüten, und die männlichen sind außerdem noch mit Fäden untermischt; oft stellen sich, zu einer mehr knolligen Masse verwachsend, mehrere weibliche Scheiben um die endständige männliche herum. Die Pflanze wird 1—2 Zoll hoch, und die Scheibe gegen 1 Zoll breit. Man glaubt eine eigenthümliche monströse Form von *Eriocaulon* zu erblicken. Auch diese Pflanze entdeckte Herr Schott in Brasilien.

4. *Langsdorffieae*, — wie *Helosieae*, aber ohne Deckblätter um die Blütenböden. Dazu die Gattungen *Langsdorffia* und *Balanophora*.

II. *Cytineae*, der Grundcharakter wurde schon oben angedeutet. Dazu gehört eigentlich nur *Cytinus* Lin. Herr Endlicher bringt aber noch als *Genera affinia* hieher: 1) *Hypolepis* Pers. die schwerlich von *Cytinus* verschieden ist; 2) *Aphyteia* Thunberg; 3) *Apodanthes* Poit. Unserer Meinung nach muß *Aphyteia* eine eigne Ordnung: *Hydnoreae* bilden, *Apodanthes* aber, nebst der hier noch einzuschaltenden Gattung *Pylostyles* Gusslem. zur dritten (oder wenn *Aphyteia* zur Ordnung erhoben wird, zur vierten) Ordnung, *Rafflesieae*, wohin noch außer den beiden genannten kleinen Nebenbildern die stattlichen *Brugmansia* und *Rafflesia* gehören; vermischt werden.

Am Schlusse dieser Abhandlung S. 15, nimmt Hr. Schott von der hie und da angeregten Verwandtschaft der *Rhizantheen* mit den *Aroideen* die Veranlassung, eine *Synopsis Aroidearum* anzureihen, welche viel Licht auf diese schwierige Familie wirft, und künftig als Canon für dieselbe dienen wird. Diese Abhandlung erstreckt sich bis S. 22 und legt alle bekannten Aroideen in 42 Gattungen auseinander; sie leidet aber keinen Anzug, eben so wenig als die nun folgenden, von beiden Herausgebern abzuleitenden Beschreibungen einzelner Pflanzen, deren jede wieder zu den lehrreichsten Exkursen Gelegenheit bietet. Wir wollen die hier beschriebenen Pflanzen bloß nennen. *Mayaca Vandellii* Taf. 3; *Ungeria floribunda*, eine schöne Sterculiaceengattung, Hrn. Dr. Unger zu Kitzbühl in Tyrol gewidmet, Taf. 4; *Methorium canum* aus Neu-Holland, — worauf Betrachtungen über die Familie der Sterculiaceen und eine synoptische Zusammenstellung der dazu gehörenden Gattungen dieses schöne Werk abschließen.

Ein Werk wie das unter No. 2 angeführte, kann hier nicht in seinen Einzelheiten verfolgt und dargelegt werden. Der Titel charakterisirt es hinlänglich: es enthält botanische Atakta, und zwar aus dem Gebiete der systematischen Pflanzenkenntniß, — Beschreibungen einzelner, seltener, merkwürdiger oder neuer Pflanzen.

Dabei könnte man freilich zunächst auf den Gedanken kommen, daß es solche Werke, die das Einzelne des Gewächsreiches vereinzelt darstellen, schon eine große Menge gegeben habe und noch gebe.

Man darf aber Herrn Endlicher's Atakta nur zur Hand nehmen, um sich bald zu überzeugen, daß es Werke dieser Art nur wenige gegeben habe, und daß

gegenwärtig nichts im Gange ist, was sich diesem an die Seite stellen liesse.

Wer nämlich, durchdrungen von der richtigen Erkenntnis der im Pflanzenreich allgemein waltenden und bildenden Gesetze, eine einzelne Pflanzenspecies durch alle Besonderheiten ihres Baues verfolgt, dem wird die Reconstruction aller dieser Einzelheiten zur Einheit der ganzen Pflanze unmittelbar zur anschaulichen Construction eines *Bildungsgesetzes*, welches er somit als real vor seinen Augen hinlegt und dem Beschauer so vor Augen stellt, daß dieser ein Besonderes schauend, zugleich die identische Nothwendigkeit des Allgemeinen der Idee mitanschaut, und sich dieser Identität nicht weniger klar, als bei einer mathematischen Construction, bewußt wird.

Wenn nun der Darstellende noch außer dem seine Wahl des Darzustellenden schon in diesem Geiste trifft, und von Anbeginn aus einer umfassenden Kenntniss des Gewächsreichs herausblickend, das Einzelne nach seiner Bedeutsamkeit für das Höhere, nach seiner Anschaulichkeit oder auch nach seiner prägnanten Fülle und Verwicklung, zu würdigen weiß, so erhebt er dadurch sein Werk weit über die Stufe der gewöhnlichen, nur das Einzelne als solches und in seiner trüben Verslossenheit vorliegenden Bilderwerke, und giebt ihm eine wissenschaftliche, in Bildern Ideen verkündende Bedeutung.

Dazu gehört aber, was die bildliche Darstellung anbelangt, vor allen Dingen ein gutes Geschick des Zeichners, eine sichere Haltung, die schon im Bilde des individuellen Ganzen alle Einzelheiten hervorzuhoben weiß, und weiter noch der eindringende Verstand, der auf das Bedeutsame einen sinnreichen Nachdruck legen und dessen Eindruck auf den Beschauer verstärken kann, ohne dadurch die Harmonie der Züge zu stören. Herr Professor Braun aus Carlsruhe, zeigte bei der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Stuttgart im Herbst 1834 der botanischen Section Zeichnungen von *Charen* vor, die in diesem Geiste entworfen, alles hinter sich lassen, was uns noch in ähnlicher Art vorgekommen ist.

Was nun ein solches Bild im Gesamtausdrucke dargeboten hat, muß dann weiter in analytischen Figu-

ren aufs vollständigste und vielseitigste auseinander gelegt und treulichst dargestellt werden, und zwar nach einem großen Maasstabe, der die völlige, hinlänglich ins Auge fallende Umgrenzung jeder, auch der relativ kleinsten Besonderheit mit kräftiger Bestimmtheit zuläßt; mehrseitige Ansichten körperlicher Dimensionen müssen sich untereinander ergänzen, und wo die Gesamtheit der Anordnung nicht auf der Fläche der Tafel vollständig darzulegen ist, da müssen ideale und willkürliche Bezeichnungen, Diagramme, das Vereinseln wieder in seinen wahren Zusammenhang bringen und begreiflich machen.

Herr Endlicher hat in diesem Stück bewiesen, daß er in Bauers Fußstapfen als würdiger Nachfolger treten könne, ja er hat in kunstreichen idealen Durchschnitten, in der Fertigkeit, Lagen, Stellungen, Aufeinanderfolge und Deckungen einzelner zu einem Organ verbundner Theile nachbildend oder durch Zeichen zur Anschauung zu bringen, ihn übertroffen, wie es von einem Manne zu erwarten war, dem kein Fortschritt unserer Wissenschaft bis auf diesen Tag fremd geblieben ist.

Endlich was das Bild zeigt, soll die Beschreibung in Worten der lebendigen Anschauung nach — dem Beschauer des Abbilds versprechen.

Wir können unsere Anzeige mit der Versicherung schließen, daß Hrn. Endlicher's *Atakta* allen Anforderungen, die in einer solchen Aufgabe liegen, völlig entspreche, und daß sie folglich nach unserer Uebersetzung hoch zu rühmen und zu empfehlen sei.

Alle in diesem Werke abgebildeten Pflanzen sind noch nirgends in Abbildung geliefert; nur *Dioscorea scandens*, Taf. I. und II. und *Hemipadon pilosum* tab. III. kamen schon in der *botanischen Zeitung* vor, wo sie Herr Endlicher selbst mittheilte, — der merkwürdigen Gattung *Ceratotheca* aber hatte derselbe schon früher in der *Linnäa* eine geistreiche Abhandlung und eine bildliche Darstellung gewidmet.

Ueber *Ficinia aphylla*, Tab. XII., will ich noch eine Bemerkung hinzufügen. Die Kapsche Pflanze unterscheidet sich von den übrigen Ficinien sehr auffallend durch ihren Bau im Allgemeinen, und hat außerdem einen zwispaltigen Griffel und eine biconvexe Frucht, während alle mit dem gemeinsamen Ausdruck der Ficinien-Gattung begabte Arten auch einen dreispaltigen Griffel und eine dreiseitige Frucht haben. Ich bilde daher aus diesem Typus in meiner „*Uebersicht der Cyperaceen-Gattungen*“ in *Schlechtendals Linnäa* IX. Bd. 3tes Heft, S. 291 die Gattung *Schoenidium*. Als Synonym gehört hieher: *Schoenus lateralis* Vahl. En. II. p. 211, welchen Namen ich a. a. O. wieder herstelle (*Schoenidium laterale*), nachdem ich mich überzeugt habe, daß beide Pflanzen wirklich zusammen gehören.

Nees v. Esenbeck.

N<sup>o</sup> 100.

# J a h r b ü c h e r

f ü r

## w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Mai 1835.

CI.

*Die Aesthetik aus dem Gesichtspunkte gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen gehalten zu Bremen von Dr. W. E. Weber. Erste Abtheilung. Leipzig u. Darmstadt, 1834. bei Leske. 360 S. 8.*

Ref., obgleich Philosoph von Profession, gehört doch keineswegs zu denen, die auf die Rechte ihrer Wissenschaft eifersüchtig, jedem nicht gerade schulgerechten oder ausdrücklich auf speculative Principien begründeten Versuche einer Verständigung über ästhetische Gegenstände den Eintritt in das Bereich der Literatur verwehren möchten. Er weiß den Gewinn zu schätzen, der unserer Zeit aus der Gewohnheit einer denkenden Beschäftigung mit den großen Dichtern unserer und früherer Zeiten, und mit der Kunst in ihrem ganzen Umfange, auch unabhängig von eigentlicher philosophischer Wissenschaft, erwachsen ist. Es ist ihm nicht unbemerkt geblieben, daß es heut zu Tage gar nicht Wenige giebt, denen solche Beschäftigung die Stelle nicht etwa nur des philosophischen Denkens, sondern selbst der religiösen Andacht vertreten muß; die in ihr geradezu das Einzige haben, was sie über das prosaische Treiben der Welt und die gemeine Alltäglichkeit erhebt. Wenn irgend jemand, so ist er bereit, das Bedürfnis anzuerkennen, daß durch leicht verständliche, jedem Gebildeten zugängliche Darstellungen ein gründliches und lebendiges Verständnis der Poesie und Kunst im Ganzen wie im Einzelnen, immer von neuem wieder gefördert werde, und solche Darstellungen, wenn sie ihm geboten werden, mit aufrichtigem Danke zu nehmen. Bei Darstellungen solcher Art kommt es ihm keineswegs darauf an, wie viel oder wie wenig ausdrückliche Ehre der Philosophie überhaupt oder gewissen bestimmten philosophischen Bestrebungen von ihnen ge-

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

zollt werde; ist nur der Kern des Gedankens in ihnen ein edler und tüchtiger, so gestaltet sich das Verhältniß zur Philosophie von selbst, und es bedarf nicht einer ausdrücklichen Anerkennung auch der streng wissenschaftlichen Leistungen oder Beziehung auf solche. Nicht hingegen vermag Ref. seinerseits die Toleranz und Anerkennung so weit zu erstrecken, daß er einem princip- und ideenlosen Raisonnement die Berechtigung sich als Ästhetische Wissenschaft zu gebärden zugestehen und es gut heißen sollte, wenn solches Raisonnement, das Verdienst der ästhetischen Betrachtung einzig in das, was sich für diese Betrachtung von selbst verstehen sollte, in den richtigen *Geschmack* oder die Genuß- und Unterscheidungsfähigkeit des Schönen, und dann etwa noch in die Gabe eines eleganten, wort- und phrasenreichen Ausdrucks setzend, dabei auf die eigentliche Philosophie, als auf eine für das Verständnis des Schönen völlig unnütze, ja dieses Verständnisses nothwendig und überall entbehrende Schulfüchseriei hochmüthig herabblickt.

Daß ein Mann wie Hr. Weber, als gelehrter Kenner des Alterthums, als gebildeter und geschmackvoller Kritiker und über Beides noch als tüchtiger Schulmann vortheilhaft bekannt und vielfach gerühmt, einen solchen Mißgriff begehen konnte, wie ihn das gegenwärtige Werk enthält, kann nur das lebhafteste Bedauern erwecken. Wenn irgend ein Anderer, so sollte ein Lehrer der Jugend, ein Vorsteher und Lenker des Erziehungswesens das Bewußtsein hegen, welchen Nachtheil aller gründlichen Bildung solch flaches und prätentioses, ästhetisches Raisonniren und Schönthun bringt. Wir zweifeln auch keinen Augenblick, daß der Hr. Verf. uns diesen Nachtheil, und das Verwerfliche der gemeinhin so genannten Bellettristerei im Allgemeinen zugeben wird. Wie es aber hat geschehen können, daß er selbst, ohne es gewahr zu werden, in diesen Fehler

gefallen ist, darauf dürfte es vielleicht der Mühe lohnen, mit einigen Worten aufmerksam zu machen. — Wir sehen in ihm, nur mit Uebertragung in andere Zeitverhältnisse und einen andern Literaturkreis, genau denselben Irrthum sich wiederholen, der in früherer Zeit so manchen ehrenwerthen Schulmann zu einer gehaltlosen, aber durch elegante Latinität bestechenden Rhetorik und Phraseologie über Gegenstände oder Sentenzen, die durch das Studium des Alterthums angeregt wurden, verleitete. Gewiss waren diese würdigen Männer nicht weniger, als Hr. Weber von der Trefflichkeit unserer neuern Dichter es ist, von der Trefflichkeit und dem hohen Werthe der Alten durchdrungen und begeistert; gewiss standen sie nicht minder aufrichtig und ehrlich in der Meinung, durch ihre sorgfältig ausgearbeiteten, obgleich überall nur von selbst sich Verstehendes breit auseinander legenden Discurse das Verständniß jener Alten in einem gediegenen Zusammenhange zu eröffnen, wie Hr. Weber durch seine Vorlesungen das Verständniß unserer Künstler und Dichter. Was aber den Beweis betrifft, den die Darstellung selbst durch ihren Styl und ihre Form für ihr Eindringen in den Geist und Sinn ihres Gegenstandes zu führen hat, so war der ciceronianische Periodenbau jener gründlich gelehrten Abhandlungen kein schlechterer, als die zierliche und kunstreich verschlungene, aber etwas frostige deutsche Schreibart unsers Hrn. Verfs., welche vorzüglich Goethen zu ihrem, doch schwerlich überall richtig erfassten Vorbilde zu haben scheint. Die Verachtung, welche jenen Männern ihre Versenkung in den Geist und die Formen der alten classischen Welt gegen alles Moderne einflößte, findet ihr Gegenbild in der Geringschätzung, mit welcher Hrn. Weber seine ästhetischen Studien gegen die speculativ philosophischen erfüllt haben. Wenn man jene obgleich auf ehrenwerthem Grunde beruhende, doch hin und wieder in das Lächerliche übergehende Vorliebe für das Alterthum als *Pedanterei* bezeichnet hat, so dürfte auch dieser Ausdruck wohl auf die Vergötterung einiger grossen neueren Schriftsteller sich übertragen lassen, wenn dieselbe dergestalt zur fixen Idee geworden ist, daß sie z. B. Hrn. Weber verleitet, Börne'n, dem er alle seine andern Sünden zu vergeben sich geneigt zeigt, nur diese eine als unerläßlich zu behalten, daß er Goethe'n gelästert. — Ref. muß, um nicht mißverstanden zu

werden, hinzufügen, daß er gegen das Urtheil, welches der Verf. über Börne ausspricht, nichts einzuwenden hat, aber daß es ihm scheinen will, als ob man Börne's Humor dasselbe Recht, wie gegen so vielen andere Grosse und Würdige, auch gegen Goethe, zugestehen müsse. Hr. Weber nimmt für Aristophanes das Recht in Anspruch, den Sokrates zu verspotten. Ist Börne, worauf ungefähr Hrn. Webers Andeutungen über ihn hinauszukommen scheinen, ein moderner Aristophanes, warum sollte er nicht für sich ein gleiches Recht gegen Goethe in Anspruch nehmen können? Oder warum sollte Goethe durch Börne's Verunglimpfung mehr verletzt werden, als Sokrates durch die Verunglimpfung des Aristophanes? Warum, als weil Hr. Weber Pedant in seiner Vorliebe für Goethe, aber nicht mehr wie Andere vor ihm, denen er dies gewaltig übel nimmt, und sie vornehm deshalb zurecht weist, für Sokrates, ist!

Bei der Parallele, wie wir sie hier zwischen der ehemaligen Schulrhetorik und einer phraseologischen Ästhetik der Art, wie die vorliegende es ist, ziehen, können wir uns jedoch nicht verbergen, daß die Gefahr und der Nachtheil, welchen die erstere brachte, stets ein ungleich geringerer war, als welchen die letztere uns zu bringen scheint. Jene nämlich setzte auch bei ihren Lesern ein gründliches Studium, wenigstens der alten Sprachen und des Aeußerlichen der alten Denk- und Ausdrucksweise voraus; diese hingegen ist nur allzueignet, der Eitelkeit und dem Dünkel Solcher zu schmeicheln, die auf dem königlichen Wege einer genussreichen Lecture von Dichterwerken und einer epicureischen Kunstbeschauung eben dahin zu gelangen meinen, wohin Andere nur die ernste Arbeit des Gedankens führt. Wir können uns recht lebhaft die selbstgefällige Lust der eleganten Cirkel vergegenwärtigen, vor denen Hr. Weber gesprochen und für die er geschrieben hat, wenn sie durch die wohlgesetzten Worte des Redners belehrt werden, daß, was sie selbst schon längst bei der Lecture von Göthe, Jean Paul, Leopold Schefer gedacht und empfunden, nebst den allgemeinen Vorstellungen, Reflexionen und Redensarten über Kunstschönes, die ihnen gleichfalls längst geläufig waren oder es beim Anhören jener Worte augenblicklich werden, die höchste Weisheit, und alle Schulwissenschaft dagegen gering zu schätzen ist. Wir hegen zu der Gewissenhaftigkeit und zu dem pädagogischen Takte des Hrn. Weber das gün-

stige Zutrauen, daß er den Zöglingen seiner Gelehrten-  
schule den Eintritt in seine ästhetischen Vorlesungen un-  
tersagen, und die Lecture seines Buches widerrathen  
wird; denn diese wenigstens wären zu beklagen, wenn  
sie dadurch zu einer falschen Richtung verleitet werden  
sollten, während an den Mitgliedern jener Cirkel freilich  
in der Regel nach dieser Seite hin wenig mehr zu ver-  
derben sein mag. Nicht, daß wir die heranreifende Ju-  
gend von der Lecture und auch von der denkenden Be-  
trachtung der Kunst überhaupt, und insbesondere der  
vaterländischen Dichter ausgeschlossen wissen wollten.  
Vielmehr sind wir bereit, die Einführung dieser Studien  
auch in den wissenschaftlichen Jugendunterricht als ei-  
nen erfreulichen Gewinn anzuerkennen, dafern sich nur  
allenthalben Männer finden, die aus der ästhetischen Ge-  
genständlichkeit auf populär eindringliche Weise einen  
wahrhaften Gedankeninhalt hervorzuentwickeln verste-  
hen. Dies nämlich ist es, was wir von aller und jeder  
reflectirenden Behandlung jener Gegenstände, sei die-  
selbe nun der Jugend oder auch „gebildeten Freunden  
des Schönen“ gewidmet, fordern, dafern wir ihr irgend  
einen Werth oder Berechtigung zugestehen sollen: daß  
sie den Leser oder Hörer, wo nicht zu einem lebendigen  
Bewußtsein, doch wenigstens zu einer Ahnung der *Pro-  
bleme* bringe, die für den denkenden Geist in der Kunst  
und der Schönheit niedergelegt sind. Der schwerste Ta-  
del für ein Unternehmen solcher Art ist uns dieser, wenn  
dadurch das ganze Gebiet jener Gegenständlichkeit so  
plan und eben gemacht wird, daß für den Betrachter  
nicht die mindeste Schwierigkeit, nicht der kleinste An-  
stoß, der ihn zum Weiterdenken anregt, übrig bleibt.  
Wir verlangen nicht, daß Alle, zu denen über Schön-  
heit, Kunst und Poesie gesprochen wird, zu Philosophen  
gebildet werden sollen, wohl aber verlangen wir, daß  
in ihnen eine, wenn auch noch so ferne und leise Vor-  
empfindung dessen geweckt werde, was die Werke der  
Poesie und Kunst für den Philosophen sind. Wenn es  
der Aesthetiker nicht dahin bringen kann, daß seine  
Zuhörer die Art und Weise, wie in jenen Werken das  
Räthsel der Welt und des Lebens niedergelegt ist, *gewart  
werden* — die Lösung des Räthfels mögen sie immer-  
hin Andern überlassen —: so ist sein Beginnen ein eit-  
les und nichtiges.

Doppelt bedauerlich war uns der Charakter des ge-  
genwärtigen Werkes noch darum, weil er den Gegnern

der darin ausgesprochenen kritisch-ästhetischen Ansich-  
ten über Werth und Unwerth neuerer Dichter, welche  
mit wenigen Ausnahmen die richtigen sind, und dem ge-  
bildeten Geschmacke des Hrn. Verfs. Ehre machen, ei-  
nen willkommenen Vorwand zur Schmähung dessen ge-  
ben wird, was hier als der hauptsächlichste Gegenstand  
der Verehrung ausgesprochen wird. Wäre z. B. die  
Art, wie hier Göthe gefeiert wird, die dem Geiste und  
Sinne unsers großen Dichters wirklich gemäße, so würde  
der Tadel, den Wolfgang Menzel fortwährend über den  
Dichter, und der Spott, den er über dessen Anhänger aus-  
giesst, aufhören ein ungerechter zu sein. Aber wenn  
von irgend einem Schriftsteller, so hätte Hr. Weber von  
Göthe lernen können, was es heißt, in den Sinn und  
Geist bedeutender literarischer Erscheinungen betrach-  
tend einzudringen, und wie das Recht, seine Bewunde-  
rung großer Menschen oder Kunstwerke auszusprechen  
und geltend zu machen, nicht dadurch erworben wird,  
daß man die Bewunderung für sie empfindet und in  
wohlklingende Floskeln einzukleiden weiß, sondern al-  
lein dadurch, daß man diese Bewunderung in höherem  
Sinne zu motiviren, daß man sich zu ihnen in eine in-  
dividuelle und persönliche Beziehung zu setzen und ih-  
ren eigenthümlichen Inhalt auf eine Weise, die selbst  
der Eigenthümlichkeit nicht entbehrt, an das Licht zu  
ziehen versteht. Wo Göthe solcher individuellen Be-  
ziehung entbehrte, da hat er, so groß auch seine Hoch-  
achtung, seine Bewunderung für so manches ihm Begeg-  
nende war, so lebhaft und so tief er von allem Aechten  
und Schönen ergriffen ward, jederzeit geschwiegen. Daß  
er stets wohlgefällig auf Alle, welche Verehrung und  
Bewunderung für ihn zur Schau trugen, hingeblickt, ist  
eine Verläumdung; nur Solche beachtete er und freute  
sich ihrer, die von irgend einer Seite her ein originel-  
les Eindringen in seinen Geist bezeugten. Wir ge-  
ben zu, daß, wer eine zusammenhängende Uebersicht  
der Aesthetik geben will, manche Erscheinungen der  
Poesie und Kunst auf eine mehr allgemeine Weise zu  
berühren, und hergebrachte, fertige Urtheile und Ansich-  
ten über dieselben zu wiederholen nicht wohl umhin  
kann. Aber auch hier wird billig, wenn nicht überall  
eigentliche Originalität der kritischen Aeußerung, so we-  
nigstens Einreihung des Bekannten in einen eigenthüm-  
lichen wissenschaftlichen Zusammenhang, wodurch die-  
ses Bekannte in ein neues Licht gestellt wird, oder ein

erhöhtes Gewicht erlangt, gefordert. Wer aber, wie Hr. Weber, die gesammte geistige Substanz seiner Wissenschaft so ausschliesslich in die receptive Seite derselben, in die Anschauung und Bewunderung des gegebenen Kunstschönen verlegt, und für den Ausdruck und die beredte Darlegung seiner ästhetischen Denk- und Sinnesweise so viel Präention macht, von dem erwartet man allerdings, dass er nicht bloß mit bewährten, sondern auch, einigermassen wenigstens, mit neuen und eigenthümlichen kritischen Gesichtspunkten und Wendungen anregend und belebend hervortreten wird. Wir aber müssen bekennen, in dem ganzen Buche auch nicht Einem wahrhaft neu zu nennenden Gedanken begegnet zu sein.

L. H. Weisse.

## CII.

*Observationes neurologicae, quas ut locum in facult. med. Univ. litt. Frid. Guil. rite otineret evulgavit Frid. Schlemm, M. et Ch. Dr. et Prof. p. o. etc. Berol. 1834. 4o. cum III. tab. aeri inc.*

Diese Schrift des verehrten Herrn Verf. enthält einige neue Beiträge zur Anatomie des Menschen, welche um so dankenswerther sind, als auf diesem so viel bebauten Felde die neuen Früchte immer seltener werden. Die Natur des Gegenstandes erlaubt es nicht die Darstellungen des Hrn Verf. so weit ins Einzelne hier zu verfolgen, dass dem Leser ein vollständiges Bild des Geleisteten gegeben werden könnte. Wir begnügen uns deshalb nur die wesentlichsten Punkte anzudeuten, welche in den mitgetheilten vier Arten von Beobachtungen enthalten sind.

I. Ueber die Zahl der Sakral- und Steißbeinnerven und über die an den Steißbeinnerven neu entdeckten Ganglien. Frühere Schriftsteller weichen in Angabe der Zahl dieser Nerven sehr von einander ab, indem einige 5, andere 6 Steißbeinnerven oder 5 Steißbein- und 1 Sakralnerven beschreiben. Durch 7 verschiedene Beobachtungen, von denen 5 an männlichen und 2 an weiblichen Leichnamen angestellt sind, gelangt der Verf. zu folgenden Resultaten: 1) Man findet in jedem Rückenmark 5 Sakral- und 1 Steißbeinnerven. 2) Selten jedoch zeigen sich 2 Steißbeinnerven, was eine Abnormität zu sein scheint. 3) Die

Steißbeinnerven haben ebenfalls Spinalganglien. Sie liegen innerhalb des Sackes der *Dura mater*, bald am Ursprung bald am Ende, bald in der Mitte der Wurzeln. Nur in einigen Nerven fand sich kein Ganglion, was der Verf. einer Verletzung beim Präpariren zuschreibt. 4) Die Steißbeinnerven haben, wie die übrigen Spinalnerven, zwei Wurzeln, von denen eine in seltenen Fällen fehlt. 5) Das Ganglion der 5 Sakralnerven liegt, entweder auf einer oder auf beiden Seiten innerhalb des Sackes der *Dura mater*, daher es von Einigen, die es außerhalb des Sackes gesucht zu haben scheinen, übersehen ist. 6) Die Ganglien der Steißbeinnerven nennt der Hr. Verf. *G. spinalia infim. s. rhachitico-coccigea*. Bock hat zwar dieser Ganglien Erwähnung gethan, aber ihnen eine andere Stelle (nämlich außerhalb des Sackes der *Dura mater*) gegeben als sie wirklich haben, so dass sich der Hr. Verf. demnach mit Recht diese Beobachtung als die seinige vindicirt.

II. Ueber die verschiedene Zahl der Wurzeln des Ganglion ciliare, so wie über einige bisher übersehene Nervenzweige, welche zum unteren geraden Augenmuskel gehen. Der Hr. Verf. führt an, dass Varietäten in der Wurzelbildung des Ganglion ciliare bereits von Zinn, Meckel, Sömmering, Arnold, Bock beschrieben seien. Der Hr. Verf. erzählt zwei neue Beobachtungen. Bei der einen fand sich, dass die lange Wurzel vom N. naso-ciliaris einen Zweig zum N. lacrymalis gab, und drei kurze Wurzeln aus dem N. oculo-motorius kamen. Hier fanden sich zugleich drei Nervenzweige aus dem N. oculo-motor. zum unteren geraden Augenmuskel. In der zweiten Beobachtung verband sich die lange Wurzel des Ganglion mit einem Astchen an dem oberen Zweige des N. ocul. mot. Die kurze Wurzel war dreifach und zugleich ging ein Zweig vom N. sympathicus zum Ganglion.

III. Beobachtung über eine Varietät in dem Ursprung des Ohr- und Hinterhauptszweiges vom N. facialis, deren Verlauf in den Muskeln genau beschrieben wird.

IV. Ueber die Augennerven (mit Ausnahme des N. opticus) und den N. Vidianus des Truthahns. Wir begnügen uns auf die letzteren Beobachtungen nur aufmerksam gemacht zu haben, da eine Angabe des Inhalts ohne die erläuternden Figuren doch nicht anschaulich werden kann. Die Kupfertafeln sind wie die Beobachtungen selbst mit ausnehmender Sorgfalt ausgeführt. Die erste Tafel enthält eine Abbildung der Sakral- und Steißbeinnerven mit den Ganglien und in zwei besonderen Figuren die Varietäten der Wurzeln des Ganglion ciliare. Die beiden letzten Tafeln stellen die Augennerven beim Futer vor.

Dr. C. H. Schultz



Juni 1835.

III.

*Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zweiter Band in 3 Abtheilungen. Hamburg 1829—1831. bei Fr. Perthes. 1072 S. 8. \*).*

Erster Artikel.

Der ehrwürdige Herr Verfasser des im Jahrgang 1829 dieser Jahrbücher beurtheilten ersten Bandes der Kirchengeschichte, hat seitdem mit unermüdlichem und rüstigem Fleiße sein Werk fortgesetzt. Der zweite Band, welcher die Kirchengeschichte von Constantinem Großen bis auf Gregor den Großen enthält, ist seit Jahren schon in den Händen aller derer nicht nur, in deren Beruf es liegt, die Vergangenheit der Kirche wissenschaftlich zu verfolgen, sondern auch vieler, die ohne diese Nöthigung des Berufes eines Werkes sich freuen, welches mit stets sich selber gleicher Sinnigkeit die frühere Gestalt der Kirche ihnen vergegenwärtigt. Das Werk hat sich schon in die Zeit eingelebt und einen merkwürdigen Wechselverkehr der verschiedensten „Richtungen“ um sich herum hervorgebracht. Der Standpunkt des Werkes hat in einem weiten Umfange Anklang gefunden und seine Seele und Gesinnung die Zeit in einem solchen Zustande getroffen, daß sie die Beseelung der heterogensten Glieder werden könnte. Indem es das Geschäft und die Pflicht des Rec. ist, diese Seele, das Wesentliche vorliegenden Werkes zu bestimmen, so erwächst ihm aus der Stellung desselben der Vortheil, daß es vom Vf. gleichsam abgelöst und

als der Ausdruck eines größeren Kreises anerkannt ist. Dieser Vortheil scheint aber zu verschwinden, wenn Ref. auf das Terrain reflektirt, auf dem der Hr. Verf. jenem Kreise seine eigentliche Herzensgesinnung mittheilt — die Vorreden. Wenn nämlich die Beurtheilung nicht nur eine einsame Sache sein, sondern sich an den Kreis richten will, in den das Werk so vielfach eingegriffen hat, so scheint durch jene Vorreden alle Möglichkeit wissenschaftlicher Communication abgeschnitten zu sein.

„Die Demuth des Herzens und die Freiheit von Menschenknechtschaft“ bestimmt Hr. Neander (Band I. Abtheil. III. Vorr. p. XIV) mit dem vollen Bewußtsein, welches dem eingreifenden Wirken zukommt, als die beiden Punkte, um welche sich die Ellipse seiner Wirksamkeit abzurunden habe. Beide Punkte waren entscheidend, um sogleich von Anfang an nach zwei Seiten hin ihre anziehende Kraft zu äußern. Nur die freudige Begrüßung des Pietismus und, die schonendste Beschuldigung desselben trennte die beiden Seiten, welche im Grunde des Werkes sich dennoch die Hände boten und ihre Union repräsentirt sahen.

Die Theologie hatte in vielen Gemüthern sich dadurch aus der Verkümmernng des Objects zu erheben begonnen, daß sie wieder zur Betrachtung „göttlicher Dinge“ geworden war. Die Wissenschaft wurde zum unmittelbaren Hineinleben in die „göttliche Kraft des Christenthums“, von der man das Gefühl bestimmt fühlte. Eine Kirchengeschichte, in der ihr heruntergekommenes „Skelett“ von jenem Gefühl wieder erwärmt die „Stimme der Erbauung“ erhalten hatte, mußte bedeutungsvoll in den Kreis derjenigen eingreifen, welche nun ihrem „praktischen Bedürfnisse“ soweit abgeholfen sahen, daß sie die Offenbarungen ihres unsichtbaren Principis im Spiegel der Geschichte reflektirt erhielten. Das Nichtwissen des Gefühls, von wannen sein Princip komme und wohin es fahre, empfing aus der Hand der gründ-

\*) Nachdem der Hr. Prof. Dr. Pelt in Kiel vor mehreren Jahren die fernere Beurtheilung dieses wichtigen Werkes übernommen, zuletzt aber der Soc. f. wiss. Kritik den Wunsch geäußert hatte, diese Arbeit einem Andern überwiesen zu sehen, ist dem Unterzeichneten das Geschäft übertragen worden, dem er sich auch mit Vergnügen unterzogen hat.  
Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

lichsten Gelehrsamkeit in der Geschichte den „Compafs“, der es im Fluktuiren sichern sollte.

Die eigenthümliche Erscheinung, daß auch der Rationalismus sehr bald sich in das Werk hineinfänden konnte und nur der Respekt vor dem „Pietismus“ desselben eine Scheidewand zog, hat der Hr. Verf. auch außer dem Werke in dem Vorwort zu Band I. Abth. III. genügend erklärt. Das Christenthum, heißt es p. IX, sei „keine Offenbarung eines spekulativen dogmatischen Systems.“ Ja im Vorwort zu Band II. Abth. II. p. VIII bekennt der Hr. Vf., daß ihm „ein orthodoxes Pabstthum“ „ein Gräuel“ sei. Die Scheu, welche im System und in der Orthodoxie Knechtschaft unter menschliche Bestimmungen fürchtet, bildet nun die Brücke der Gegensätze, welche in diesem Werke sich vereinigt sahen. Die „Geistesfreiheit“ ist das Wort, an dem sie sich erkennen, nur daß das Gefühl des Göttlichen der Pietismus der Geistesfreiheit ist.

Für die Beurtheilung würde das einzige, aber wichtige Interesse darin bestehen, wenn nachgewiesen würde, wie das „lebendige Christenthum“ in den Gegensätzen dieses Werkes, in der Verbindung des Pietismus und des Rationalismus, des Gefühls und des Verstandes nach nichts anderm als nach seinem Verständniß, nach dem Begriffe ringt. Dagegen aber verbinden sich wiederum beide Gegensätze mit der äufsersten Anstrengung, weil sie in ihrer wahren Einheit ihr Nebeneinander zu verlieren fürchten und der Hr. Verf. stimmt „von ganzem Herzen“ in die Erklärung des Rationalismus gegen diejenigen ein, „die den lebendigmachenden Geist durch Formeln zu bauen suchen.“ Vorr. zu Band I. Abth. III. p. XII. Und nach dieser offenen Erklärung der Herzengemeinschaft unterzieht sich der Hr. Vf. dem Geschäfte, das Herz, was nach seiner Theorie den Theologen macht, in „Verachtung“ gegen diejenigen zu ergießen, welche „nach gewissen Schulformeln eine Geschichte a priori zurechtmachen.“ Es vergeht keine Gelegenheit einer Vorrede, die der Hr. Vf. nicht dazu benutzte, die Verachtung und Präscription entweder zu wiederholen oder in neuen Herzensergießungen sein Herz zu erleichtern, und noch die Dedikation des letzter erschienenen 3ten Bandes der Kirchengeschichte schließt mit der heftigsten Expectoration gegen „anmaßende Begriffsvergöſstrung.“

Eine wissenschaftliche Beziehung scheint so unmöglich gemacht zu sein; die Verachtung ist unbedingt

und eigentlich *sans phrase*, zugleich aber in dieser absoluten Form hinreichend im Kreise der „Geistesfreiheit“ Scheu und Furcht vor jenen Begriffsformeln hervorzurufen und das Vorurtheil zu unterhalten, daß die wissenschaftliche Methode der Geschichtschreibung, die sich die objective nennt, den Inhalt der Geschichte alterire, dem Reichthum des geschichtlichen Lebens im Begriff Zwang anthue und den Stoff zu Meinungen über ihn verflüchtige.

Dennoch ist schon dadurch, daß der Abscheu und die Verachtung selbst sich als Vorurtheil beweiset, der wissenschaftliche Verkehr wieder hergestellt, ja nothwendig gemacht, denn es ist nun Pflicht der Wissenschaft, dem mühelosen Vorurtheil ihr schwer erarbeitetes Urtheil nahezubringen. Noch weniger aber ist die Hoffnung aufzugeben, daß wenn in den Vorreden die Humanität, die Verständigung im Denken, im Begriff, verachtet wird, im Werke selbst das Humane, das Denken wiederkehrt und auch so wieder den wissenschaftlichen Verkehr anknüpft. Dann aber ist die entscheidende Frage die: ist nicht vielmehr das Denken, das sich dem Begriff der Sache entgegensetzt, eben die Form des *a priori*, welche nothwendig die Sache alterirt und dem Zwang der subjectiven Meinung anheim giebt? Ist nicht die Methode, die den Zwang des Begriffs flieht, ein fremder Zwang für die Sache?

I. Die Frage nach der historischen Methode des Werkes ist zunächst die Frage nach seinem Anfang. Womit also fängt das Werk an? Hier muß es sich sogleich entscheiden, wie durch die Subjectivität das spröde Entweder - Oder des Subjects und Objects, worauf die Vorwürfe jenes Vorurtheils basirt sind, gelöst wird. Womit also beginnt das Werk? Mit einem absoluten Akt des Subjects, es theilt den Stoff ein, oder vielmehr, da es sogleich mit dem ersten Abschnitt, von der Ausbreitung und Beschränkung der Kirche beginnt, das Werk setzt jenen absoluten Akt des Subjects voraus, und setzt ihn als wahr voraus. Das Werk beginnt mit einer subjectiven Voraussetzung.

Es kann zwar das Werk damit gerade seine Voraussetzunglosigkeit bezeugen, daß es ohne weiteres mit dem Anfange beginnt und aus dem Verlauf des Inhalts die Nothwendigkeit seiner Eintheilung rechtfertigt. Zu dem Zwecke müßte jeder Abschnitt dadurch seine nothwendige Stellung beweisen, daß sein Inhalt, die einzelne geschichtliche Bethätigung der Kirche aus dem

Inhalt des vorhergehenden Abschnittes resultirt. Da ferner die Mehrheit der geschichtlichen Bethätigungen der Kirche darin eine Einheit ist, daß die Eine Kirche in ihnen sich bethätigt, die Eine Idee der Kirche in ihnen sich geäußert hat, so wird zur Rechtfertigung der Eintheilung die Darstellung dieser Idee und des kirchlichen Bewußtseins in seiner Einheit gefordert. Oder vielmehr eben dieses Eine kirchliche Bewußtsein muß in jedem einzelnen Abschnitt als bestimmende Macht auftreten und nun den Zusammenhang des Einzelnen reguliren. Die Einheit dieser kirchlichen Idee und die Darstellung ihrer Bethätigung im Einzelnen nennt aber der Hr. Vf. im Vorwort zu Band II. Abth. III. p. IX „armselige Bngrißformeln, in die Alles hineinpassen muß.“ Er selbst widersezt sich also jener gegenseitigen Beziehung des Mannigfaltigen und der Einen Idee in diesem. Die Eintheilung soll nicht gerechtfertigt werden. Und doch heist es p. X, daß die in der Geschichte an das Licht geförderte Wahrheit „von dem Walten des Göttlichen zeugt;“ sollte ein solches Walten nicht in seiner Einheit und als die leitende und regelnde Macht des Einzelnen bestimmt gewußt werden können? Wenn das Göttliche sich bezeugt hat, so ist damit selbst schon ein Verhältniß seiner zur Erscheinung, zu einem Umfange von Erscheinungen bezeichnet und dies Verhältniß muß als die durchgehende Weise seines Bezeugens den Kreis der Erscheinungen zusammenzuschließen vermögen. Denn es selbst das Göttliche ist doch das Eine in der Zersplitterung der Erscheinungen; es muß die Ordnung und das System der Erscheinung bestimmen, d. h. das Verhältniß des Göttlichen zu dem, worin es sich bezeugt, muß als die durchgreifende Macht, als die Eine Idee der Erscheinung erkannt sein, um das System der Erscheinung zu erkennen. Der Hr. Verf. bekennt somit selbst die Nothwendigkeit der Einen dominirenden Idee. Soll aber diese in ihrer regelnden Autorität erkannt werden, so muß das Göttliche seine neutrale Form von sich abthun. Denn als dieses unbestimmte Nentrum kann es weder sich selbst in seiner erscheinenden Bezeugung wissen, noch kann es gewußt werden. Im Werke selbst nun wird dies Bezeugen als die die Periode bestimmende und ihre Gliederung schaffende Idee nirgends hervorgehoben. Das Göttliche bleibt unbestimmt.

Daher ist es nun auch völlig willkürlich und nur eine subjective Construction der Geschichte, wenn *a*

*priori* die einzelnen Abschnitte festgesetzt werden und eben so *a priori* ihre Aufeinanderfolge bestimmt wird. Weshalb ist die Geschichte der Lehre der vierte Abschnitt, weshalb geht er nicht dem Abschnitt von der Geschichte des Cultus und der Darstellung des christl. Lebens voran oder könnten nicht noch mehrere, nicht andere Abschnitte gemacht werden? Alles dies wird nicht bestimmt, wird beliebig abgemacht, und es kommt nun darauf an, wie ist in den einzelnen Abschnitten verfahren, begiebt sich das Subject in ihnen seiner *a priori*-schen Gewalt oder überhaupt, welches Verhältniß nimmt es zum einzelnen Stoff der Geschichte ein?

Den ersten Abschnitt bildet „die Ausbreitung und Beschränkung der Kirche in der Welt“ p. 1 — 183. Die Kategorie des Raumes giebt also hier das bestimmende Princip ab und zwar wird „von dem Verhalten der römischen Kaiser zur Kirche, von der schriftlichen Polemik der Heiden gegen das Christenthum, von den verschiedenen Hindernissen, welche der Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden entgegenstanden und von der Ausbreitung des Christenthums außerhalb des römischen Reichs“ gehandelt. Ref. will nicht sogleich darüber urtheilen, weshalb die innerlichsten Fakten, die Herausbildung der gegenseitigen Stellung von Kirche und Staat und die wissenschaftliche Polemik des Heidenthums, unter die äußerlichste Kategorie des Raumes subsumirt werden. Es wäre dies ein Vorurtheil, wenn nicht vorher untersucht ist, ob denn jene Fakten in der That als innre, geistige Fakten aufgefaßt sind.

Das Werk nimmt die Geschichte an dem Punkte auf, wo die christliche Kirche aus der blutigen diokletianischen Verfolgung siegreich hervorgegangen war und die Möglichkeit einer weitem Bethätigung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat findet es „in dem Eigensinn des Fanatismus und des Despotismus, den keine Erfahrung zu belehren vermag“ p. 1. Immerhin mag der Erzähler mit diesen Worten seinen persönlichen Abscheu gegen Thaten aussprechen, die aus jenem Verhältniß hervorgingen, es selbst ist damit noch nicht dargestellt, nur das subjective Gefühl über es ist ausgesprochen. Wenn nun der Eigensinn des Fanatismus und Despotismus überwunden ist, was doch im Anfang unserer Periode geschieht und wenn nichts als dieser Eigensinn sich mit der Kirche in Verhältniß gesetzt hat, so scheint die Kirche nach ihrem Triumph einsam und allein zu stehen, denn was ihr Gegensatz war, ist gefallen. Der

Hr. Verf. sieht sich aber doch wieder gezwungen im zweiten Abschnitt vom Verhältnisse der Kirche und des Staates zu sprechen und somit scheint jener Eigensinn nicht nur der Eigensinn des Fanatismus gewesen zu sein, nicht nur der Eigensinn eines subjectiven Phantoms, sondern er muß eine Substanz in sich getragen haben, welche ihn zu dieser Opposition berechtigte und welche blieb, nachdem er selbst besiegt war. So ist es, es war der Eigensinn des Staates, der seine Existenz gefährdet glaubte, als die christliche Kirche mit ihrer mächtigen Innerlichkeit ab ihn herantrat, und der zugleich wohl erkannte, daß es das gelte, was er für sein Princip hielt, das Heidnische in ihm. Je mehr die Kirche in sich erstarkte und ihr Selbstbewußtsein tiefer entwickelte, um so heftiger war sein Widerstand, bis die höchste Stufe des kirchlichen Bewußtseins unter Diokletian den blutigsten Gegendruck hervorrief. Der Staat wollte sich erhalten, dazu war er berechtigt, das mußte er, aber sein absoluter Eigensinn war es, daß er sich als heidnischen erhalten wollte.

Diese Berechtigung des Staates, sich vor der Innerlichkeit der Kirche zu sichern, giebt der Hr. Verf. nicht zu, noch weniger, daß die Kirche von Anfang an dahin arbeitete, ihre Innerlichkeit zu äußern und so auch in ein positives Verhältniß zum Staat zu treten. Hat die Kirche dies nicht von Anfang an gethan, sobald sie sich in der Welt constituirte, so erscheint es dann höchst unbegreiflich und beklagenswerth, daß sie endlich dies ihr positives Verhältniß zum Staate zur Erscheinung brachte. Der zureichende Grund dieser Veränderung ist daher dem Verf. Constantin p. 184. Bis auf Constantin war die Kirche „ein in sich abgeschlossenes Ganze.“ Von Constantin an datirt sich die „Staatskirche;“ Constantin hat sie geschaffen.

Das einzige Verhältniß, welches der Hr. Vf. der Kirche vor Constantin zum Staate zuschreibt, ist, daß sie „vom Staat bekämpft sei“ p. 184. Wir wollen noch nicht fragen, ob es der Kirche geziemte, ohne Continuität mit ihrem Gegensatz sich als Ganzes in sich abzuschließen. Die Geschichte bezeugt zu laut, daß es nicht geschehen sei. Die Kirche hat sich von Anfang an mit dem Staat in die lebhafteste Beziehung gesetzt, sie hat ihn auf die gründlichste Weise bekämpft, ihn in seinem innersten Centrum angegriffen und auf eine ihrer wör-

dige Weise überwunden. Sie ist nicht nur bekämpft worden, sie hat den Staat noch mehr bekämpft, sie hat sein heidnisches Princip bis zum Untergang bekämpft. Mit dieser Polemik gegen den Staat verband die Kirche das bestimmte Bewußtsein, daß sie nicht gegen den Staat als solchen, sondern nur gegen das Heidnische in ihm sich feindlich verhalte. Den Staat erkannte sie von Anfang an als nothwendig, als berechtigt an. Gegen die Idee des Staates ist die Kirche des Alterthums nie aufgetreten. So ergiebt sich nicht nur die Schärfe jenes feindlichen Verhältnisses der Kirche gegen den Staat, sondern auch ihr positives Verhalten gegen ihn, kraft dessen sie ihn gerade zu erhalten und zu vollenden suchte, indem sie ihn vom Heidnischen befreite und ihr göttliches Princip als die Bestätigung seiner innern Gesetze ihm einpflanzte.

Aus diesem auch in den ersten Jahrhunderten des christlichen Alterthums schon vorhandenem immanenten Verhältnisse der Kirche zum Staate wäre es allein zu erklären, daß der Staat nicht völlig in sich unterging, wenn es erlaubt wäre einen so abstrakten und daher unwahren Gedanken anzusprechen. Der Staat wenigstens von seiner Seite war auf seinen eignen Ruin ausgegangen, als er sich nur in der heidnischen Form erhalten wollte. Die Kirche hat ihn kraft jenes innersten Verhältnisses zu ihm gerettet und dadurch wohlbehalten aus der Krisis herausgeführt, daß sie ihn zwang, in sie einzugehen, sie anzuerkennen und ihre Anerkennung zum Zweck seines innern Zweikampfes zu erheben. Dies geschah durch Constantin.

Der Hr. Verf. bedauert p. 7, daß von dem „höchsten Bildungsgang des Mannes,“ von dem die Umgestaltung des Verhältnisses von Kirche und Staat „ausgeht,“ zu wenig „Merkmale“ gegeben wären, um die „psychologische Entwicklung“ desselben ins Klare zu kommen. Schon das Gefühl dieses Mangels hat dazu hinführen sollen, den Grund dieser Umgestaltung nicht nur in Constantin, sondern in der frühern Stellung von Kirche und Staat zu suchen. Wenn die Constantin's Entwicklung Merkmale fehlen, so giebt es doch Gedanken und ihre Thesen in der frühern Politik des Staates und der Kirche, welche hinreichend für jene Merkmale, die für sich nichts mehr als tote Denksettel statt des Denkens sind, entschädigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Juni 1835.

*Allgemeine Geschichte der christlichen Religion  
und Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zwei-  
ter Band in 3 Abtheilungen.*

(Fortsetzung).

Sogleich das zweite Edict, welches Constantin in Gemeinschaft mit Licin a. 313 erlies, überschreitet jede Deduction aus der psychologischen Verfassung eines Subjectes. Wenn auch die allgemeine Gewissensfreiheit, die in diesem Edict als Gesetz ausgesprochen wurde, noch nicht dem Gesichtspunkt der Kirche angemessen war, denn diese will das Wahre als solches anerkannt wissen, so muß doch auch der Hr. Vf. in ihm den Einfluß des Christenthums, wenn auch als „mittelbaren“ anerkennen p. 19. Sobald dieser Einfluß aber ein mittelbarer ist, so muß sich auch geschichtlich verfolgen lassen, wie er sich vermittelt hat. Diese Vermittlung liegt in der oben angedeuteten frühern Stellung der Kirche und des Staates, und nur sie ist geschichtlich. Die Muthmaßungen aber, welche unser Werk über die psychologische Entwicklung des Constantin zu jenem Behuf aufstellt, sind nur subjectiv und das Resultat einer *a priori* gebildeten Historie. Die nächste Vermittlung lag darin, daß die Kirche durch den Sieg über die Diokletianische Verfolgung an objectiver Kraft gewonnen hatte. Die Stellung der Kirche vermittelte jene Edicte und Rescripte, sie waren die Resultate der eignen Entwicklung der Kirche. Nicht die Kaiser dictirten sie, sie waren vielmehr dieselbe gegenseitige Dialektik des Staates und der Kirche, die früher in Verfolgungen sich Luft machte, jetzt beim hervortretenden Sieg der Gemeinde des Geistes auf dem Forum der Welt sich in rechtlicher Form aussprach. Der Staat des Alterthums lernte an seinem siegreichen Gegner die Macht kennen, welche ihn selbst und alle seine feindlichen Anstrengungen überdaure, und in der er allein seine eigne Erhaltung gewinnen könne. Wenn daher der Hr. Vf.

p. 21 sagt, daß der Krieg zwischen Constantin und Licin a. 323 kein Religionskrieg war, weil er nur von politischen Beweggründen hervorgerufen sei und wenn hinzugefügt wird, daß man von beiden Seiten wohl wußte, vom Ausgange des Kampfes hänge der Sieg der heidnischen oder der christlichen Parthei ab, so ist dies Bewußtsein der damaligen Welt doch eine sehr große Beschränkung jenes nur politischen Charakters. Ja noch mehr, wenn Constantin seine religiöse Ueberzeugung aus diesem Krieg erhöhter und gestärkter zurückbrachte, wie p. 26 angedeutet wird, so weist dies noch zwingender auf die Macht der Kirche hin, die jetzt einen so hohen Grad von Kraft erlangt hatte, daß sie die eine Hälfte des Reichs in den Kampf gegen die heidnische Parthei ausschicken und dem Ganzen das Bewußtsein mittheilen konnte, es handle sich um ihre Existenz. Es war nicht nur die List, im Zwiespalt beider Reichshälften ihre Anerkennung und Grund und Boden zu gewinnen, ohne daß die Streitenden von ihr gewußt hätten, sondern es war jetzt der Glaube der Welt, der mit vollem Bewußtsein sich seine äußere und erscheinende Existenz verschaffte. Die Kirche hat gesiegt und den Staat in ihre Mitte und sich in den Staat eingeführt.

Rubricirt nun vorliegendes Werk diese That der Kirche unter „die Ausbreitung und Beschränkung“ derselben, so ist das in sofern richtig, als jetzt die Kirche Raum gewonnen hat, ihre Idee und das Bewußtsein von ihr in die erscheinende Wirklichkeit hinüberzutragen. Daß dies aber That der Kirche selber gewesen sei, ist in der bloßen Kategorie des Raumes nicht auszusprechen, das Gegentheil wird vielmehr behauptet, wenn eben diese That nur als „Verhalten der römischen Kaiser gegen die Kirche“ zusammengefaßt wird. Die Kirchengeschichte wird so nur zu dem was an der Kirche und mit ihr geschehen sei, nicht von dem, was sie gethan hat. Für so äußerliche Fakten ist die *a priori* gesetzte Kategorie des Raumes wenigstens die gerech-

teste; sie spricht den zufälligen, losen und zerfallenden Charakter des unter sie rubricirten selber aus. Die Alteration der Geschichte bezeichnet sich mit ihrer eignen Ueberschrift.

Wenn in dem Akte, in dem Kirche und Staat ihren Gegensatz überwunden haben, die That der Kirche selber nicht anerkannt ist, so muß dies für die Auffassung der Einheit von Kirche und Staat von Constantin an ganz besonders einflußreich sein. Fahren wir zunächst fort, das „Verhalten der Kaiser zur Kirche“ zu verfolgen, ob auch dieses weitere Verhalten nicht nur von den Kaisern ausging, sondern von der Kirche selbst bedingt wird.

Ref. berührt nur in Kurzem das Verfahren des Constantius, der mit äußerer Gewalt das Heidenthum zu unterdrücken suchte. Auch er stand hierin nicht allein und that es nicht nur als Kaiser. Der Hr. Vf. muß zu seinem Leidwesen bezeugen, daß christliche Kirchenlehrer den Kaiser selbst dazu aufforderten und nicht weniger mit äußern Mitteln das äußere Residuum des in der geistigen Polemik überwundenen Heidenthums, seine Leiche völlig zu beseitigen suchten. Ref. geht sogleich zur kurzen aber wichtigen Regierung Julian's über mit der wiederholten Frage, ob hier auch nur von einem Verhalten der Kaiser gegen die Kirche und ob nicht vielmehr von einem Verhalten, ja von einer That der Kirche selbst in ihrem größten Widerpart die Rede sein müsse.

Das Urtheil vorliegenden Werkes über die Gestalt des Heidenthums, wie es Julian zu behaupten und zur Herrschaft zu führen suchte, kann nur mit der vollständigsten Einstimmung berichtet werden. Dies „aus den Schulen schwülstiger, mystischer Philosophen oder Sophisten und eider Rhetoren hervorgehende, den alten Volksaberglauben neu aufputzende Religionsgebäude, wird ein in sich selbst kraft- und kernloses“ genannt, „ein Flitterwerk, das kaum Jemanden die Begeisterung Martyrer zu werden, mittheilen konnte“ p. 49. Das sind ganz richtige Prädikate, aber es sind auch nur Prädikate. Die Sache selber sind sie nicht. Sie sind nur subjective Aussagen über sie.

Es hat dem Hrn. Verf. nicht gefallen, diese merkwürdige letzte Erscheinung der heidnischen Philosophie näher darzustellen, nur gelegentliche Aussprüche Julian's, die aus ihr entlehnt sind, werden angeführt und in der deshalb unnöthigen Rubrik „von der schriftlichen Pole-

mik der Heiden gegen das Christenthum“ nicht weniger nur einzelne Sarkasmen Julian's erwähnt, so daß jene Prädikate um so zufälliger erscheinen, weil ihr Subject nicht selber zur Sprache kommt. Diese letzte Gestalt der heidnischen Philosophie hätte es um so mehr verdient, näher bestimmt zu werden, da sie am heftigsten unter allen Formen der alten Philosophie gegen das Christenthum aufgestanden ist, vornehmlich aber, da sie alle Kraft, die in ihr war, aus der Berührung mit dem Christenthum oder vielmehr aus ihm selber erhalten hatte.

Zuerst in Philo den Schein der christlichen Logik lehren anticipirend, sodann in den gnostischen Systemen begierig nach dem wirklich erschienenen Christenthum greifend und sich mit ihm vermischend, war die Alexandrinische Philosophie endlich von den großen Alexandrinischen Kirchenlehrern so weit mit dem Glaubensinhalt versöhnt, daß der allgemeine Glaube der Kirche zum Inhalt des Wissens geworden war. Was war es anders, was die Philosophie dieser Vereinigung mit der christlichen Lehre entgegentrieb als der Schatten der christlichen Idee in ihr, der nach dem Fleisch und Blut des wirklichen Christus verlangte, um zur belebten Gestalt zu werden? Was war es anders als eben diese Saamenkörner der christlichen Idee, die die Kirchenlehrer aus der heidnischen Philosophie zusammensuchten, um ihr christliches Eigenthumsrecht geltend zu machen? So tritt die intensive Macht eines innerlichen Verhältnisses der christlichen Wahrheit zu jener Philosophie herein. Feindlich wurde dies Verhältniß, als der Schein der christlichen Idee im Heidenthum für sich bestehen wollte und sich in der neoplatonischen Philosophie endlich der heidnischen Götterwelt einbildete. Diese Einbildung schuf jene haltungslose Schwärmerei und die doketische Welt ihrer Götter. Und als die Kirche in der Bestimmung der Trinitätslehre das, wovon die heidnische Philosophie nur den Schein besaß, im tiefsten Akt der Erinnerung sich gesichert hatte, rief sie selbst die Polemik der Einbildung gegen sich hervor. Julian übernahm die kurze Rolle, die Welt des Scheins gegen die Realität zu behaupten und das Vergebliche, Hohle und Bodenlose dieses Unternehmens sprach sich statt zu handeln nur in gereizten Sarkasmen aus. Seine ganze Erscheinung war nur der von der vollsten Wirklichkeit aufgereizte Schein. Die letzte Reaktion des Heidenthums war bedingt durch die eigne That der Kirche.

Das weitere Verhalten der römischen Kaiser zur christlichen Kirche vom Tode Julian's bis Justinian p. 95—120 hätte vielmehr das Verhalten der Kaiser in Einheit mit der Kirche zum untergehenden Heidenthum genannt werden müssen, wie denn auch nichts anderes in diesem Abschnitt berichtet wird. Der Hr. Verf. hat sich *a priori* dafür entschieden, daß die Kirche von Anfang, selbst von Constantin an, nicht sich noch mehr zu Kaiser und Reich verhalten habe, als diese zu ihr; die That der Kirche sich zu öffentlicher Anerkennung zu bringen, ist als That der Kirche geläugnet worden und es fragt sich, wie ist das Resultat dieses kirchlichen Aktes, die Einheit von Kirche und Staat aufgefaßt worden?

II. Da der Hr. Vf. der Kirche von Anfang an wesentlich gar kein Verhältniß zum Staate zuschreibt, denn die Kirche sei ein in sich abgeschlossenes Ganze gewesen, nur der Staat habe sich durch Verfolgungen zu ihr verhalten, und daß das Christenthum Staatsreligion geworden, sei von den übergetretenen römischen Kaisern bewirkt, aus alle dem folgt, daß er die eingetretene Einheit von Kirche und Staat als den störenden und hemmenden Einfluss „einer fremdartigen weltlichen Macht“ auf die Kirche ansehen muß. Von p. 184—191 versiert die Auseinandersetzung in den bittersten Klagen über das betrübende Schauspiel, wie die despotische Willkür des Staats in die kirchliche Entwicklung sich eingemischt habe. Das Verderben des Staates habe sich endlich, wie es im byzantinischen Reich geschah, der Kirche mittheilen müssen und die Wahrheit sei zur Lüge geworden.

So richtig nun diese klagende Historie in Bezug auf einzelne Erscheinungen ist, so unwahr ist sie, wenn auf die Meinung, die ihr zu Grunde liegt, reflektirt wird. Indem sie die Ausbildung der „Staatskirche“ als die Wurzel der Lüge und Knechtschaft darstellt, meint die Historie jene Ausbildung selbst dargestellt, begriffen und zugleich den Begriff der Staatskirche in seiner Unwahrheit demonstrirt zu haben. Die Gewissheit dieser Meinung steigert sich zum Horror und Abscheu vor dieser geschichtlichen Erscheinung selber. Hier stellt sich aber sogleich das Unangemessene zwischen der Meinung und ihrem Inhalt heraus; sie meint der Sache gewiß zu sein, ja sie begriffen zu haben und doch bringt sie es nur zum Gefühl des Abscheu's. Sie spricht nicht die Sache selber aus, sondern nur ihr Gefühl bei der Sache.

Das Gefühl äußert sich über die Sache und indem es sich äußert, sich mittheilt, theilt es nicht die Sache mit; diese bleibt außer der Region des Gefühles, welches sich von ihr nur abgestoßen fühlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### CIV.

*View of the origin and migrations of the polynesian nation, demonstrating their ancient discovery and progressive settlement of the continent of America, by J. Dunmore Lang, principal of the Australian college, Sidney u. s. w. London, 1834. 8,*

Die vor drei Jahrhunderten erfolgte Entdeckung Amerikas hat mit der Erforschung der im großen südlichen Ozean zerstreuten Länder, welche in unsere Tage fällt, viel mehr gemein, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Namentlich sind beide große Ereignisse von ganz analogem Einflusse auf die Erweiterung der Wissenschaften gewesen, und es ist kaum für zufällig zu halten, daß, so wie bald nach der Entdeckung Amerikas der Eifer und Fleiß der europäischen Gelehrten sich darauf wandte, die Abstammung der Amerikaner zu entgründen, so in unseren Tagen seit Reinhold Forster die Untersuchung der Stammverwandtschaft der Polynesier untereinander sowohl, als besonders mit den asiatischen Völkern eine Lieblingsache und ein Hauptpunkt der Erörterung geworden ist. Man ist jedoch darin bis jetzt noch zu keinem Resultate gekommen, und das vorliegende Werk liefert den neuesten Versuch zur Schlichtung der großen Streitfrage, ein Versuch, der sich von allen bisherigen dadurch unterscheidet, daß er zugleich die frühere Untersuchung aufnimmt, und die Abstammung der Amerikaner mit der der Polynesier in die angeste Verbindung setzt.

In der Vorrede berichtet der Verf. über die Entstehung seines Werkes. Es ist auf einer Reise von Australien nach Europa geschrieben. Daher heißt es (p. VI.): *it would have given me much pleasure to have it in my power to spend a few days in the library of the british museum to collect facts and illustrations bearing on the subject of investigation in the following pages, from works that are not elsewhere obtainable.* Trotz dem heißt es weiter unten (p. VII.): *i flatter myself, if (the work) will enable the reader to answer to his own entire satisfaction a question which has hitherto remained unanswered u. s. w.* Der Verf. giebt es also gewissermaßen zu, daß ihm die nöthigen Hülfsmittel und Kenntnisse, ohne welche einen so schwierigen Gegenstand zu behandeln, doch sehr mißlich ist, gefehlt haben. Die günstige Meinung aber, die er von seinem Werke hegt, können wir nicht im mindesten theilen; nach unserer aufrichtigen Meinung ist vielmehr von allen bisherigen Versuchen, jenes Problem zu lösen, dieser der allerunglücklichste.

Dies Urtheil zu begründen, werden wir den Lesern dieser Blätter eine Uebersicht des ohne alle Abtheilung fortlaufenden Werkes geben. Es zerfällt in drei Hauptabschnitte, in denen der Beweis geliefert wird, daß die Polynesier und die malaischen

Stämme nahe verwandt sind, daß sie beide von den Mongolen herstammen, und daß sie zugleich die Vorfahren der Amerikaner sind. Der Verf. denkt sich nämlich mongolische Stämme aus China etwa absegelnd, und allmählig eine Gruppe des Oceans nach der andern bevölkernd, bis sie dann endlich an den großen Continent von Amerika gelangen; die Einwürfe aber, die aus den Passatwinden gegen eine solche Richtung der Bevölkerung hergenommen sind, bestreitet er mit den gewöhnlichen bekannten Gründen. Jeder jener drei Sätze wird auf doppelte Art bewiesen, durch die Aufstellung der Aehnlichkeiten in Sitten und Gebräuchen und durch Nachweisung der Gleichförmigkeit in den Sprachen. Was die erste Art des Beweises betrifft, so werden wir uns darüber aller Bemerkungen enthalten, da der Verf. es unterlassen hat, nachzuweisen, was denn allgemein menschlich und speciell volksthümlich ist; wir sind übrigens überzeugt, daß Zusammenstellungen der Art in dieser Untersuchung nichts entscheiden können. Viel größeres Interesse haben die Bemerkungen über die Sprachen, und sie können zugleich als ein Muster dienen, auf welche sonderbare Weise englische Gelehrte dergleichen Gegenstände zu behandeln pflegen.

Indem wir den sprachlichen Beweis des ersten Satzes und des Verf. Bemerkungen über die Verwandtschaft der polynesischen und malaischen Sprachen ganz übergehen, weil wir hier nichts als das längst Bekannte finden, wenden wir uns sogleich zum zweiten Theile, der von der Stammverwandtschaft der polynesischen und mongolischen Sprachen handelt, die der Verf. besonders am Chinesischen und Neuseeländischen nachweist. Wir sind ganz außer Stande, die Bemerkungen Lang's über die erste Sprache zu würdigen, allein es scheint aus einigen Stellen des Buches zu erhellen, daß sie nicht tiefer sind, als was er von einigen chinesischen Handwerkern in Sidney erfahren konnte. Im Wesentlichen lernen wir jedoch, daß es im Chinesischen wie im Neuseeländischen, gewisse Partikeln, (was unter diesem Worte verstanden sei, ist ganz unklar,) gebe, die gleichlautend seien, ohne darum; wie es scheint, gleichbedeutend zu sein. Aber es muß sehr gerechtes Mißtrauen erregen, wenn dem zu Liebe neuseeländische Worte, wie *tolunga*, *toki*, *pepe*, so getrennt werden, daß die Partikeln *to* und *pe* darin sich finden. Sollten denn die Missionarien, die Grammatiken und Bücher in jener Sprache verfaßt haben, wirklich jene Partikeln so lange verkannt haben, da sie alle jene und viele andere Wörter stets für ein Ganzes gehalten haben? Wenn dann Lang ferner eine Sprachähnlichkeit darin finden will, daß beide Sprachen keine Flexion haben, und neue Begriffe durch eine bloße Zusammenstellung verschiedener Worte bilden, so ist das wunderbarlich; wenn aber endlich aus dem bloßen Klang und Anblick (*the very aspect* p. 44) chinesischer und neuseeländischer Redensarten, (immer ohne Rücksicht auf Gleichheit der Stämme und der Bedeutung) etwas gefolgert werden soll, so führt uns das auf diejenige Weise der Untersuchung, die, wie sich gleich zeigen wird, die Hauptsache des Ganzen ausmacht.

Denn in der Vergleichung der polynesischen und amerikanischen Sprachen geht der Verf. so sehr über alles vernünftige Maas hinaus, daß, wenn ein Deutscher dergleichen aufstellen wollte, man es höchstens für eine Ironie halten würde. Es fehlten ihm alle Mittel diesen Gegenstand zu untersuchen, er besaß keine Grammatik, kein Lexicon irgend einer amerikanischen Sprache; es stand ihm nichts zur Seite, wovon er ausgehen konnte, als ein Vocabular von kaum 80 Wörtern eines gujanischen Stammes vom Flusse Essequibo, und die Eingennamen, die er auf der Landcharte zusammen gelesen hat, und mit solchen Mitteln ging er an das Werk, die Identität zweier so ausgedehnten Sprachfamilien zu beweisen. Wie das geschieht, davon geben wir nur ein Beispiel. Das eben erwähnte Vocabular hat Wörter, wie *maroko*, *maama*, *mahoro* u. s. w., das Neuseeländische andre wie *mahana*, *marama*, *maka*. Aus diesem ungefähren ähnlichen Klange (denn die Bedeutung dieser Wörter ist himmelweit verschieden,) folgt denn die Sprachverwandtschaft, und der Verf. nennt das alles Earnstes *a presumptive evidence of a general affinity between the polynesian and the Indo-american languages* (p. 145). Wir beneiden Lang gewiß nicht um die Kunst, aus dem ungefähren Gleichklange von Wörtern verschiedener Sprachen ohne Rücksicht auf Bedeutung und grammatischen Sinn, über die Verwandtschaft der Sprachen zu entscheiden, wir glauben nicht, daß die Lehre von der *identity of sound*, (eine Methode, die freilich bequem genug ist) der Wissenschaft großen Vortheil verschaffen werde.

Es finden sich außerdem in Langs Werke noch mancherlei neue Ansichten, deren einige ergänzlich genug sind. Die bekannte Anthropophagie der Neuseeländer und anderer polynesischer Stämme leitet er her von der großen Noth, in welche die ersten Entdecker bei ihren unvermeidlich oft sehr langen Seereisen gerathen sein müssen. Sie hätten sich deshalb zuletzt aus Hunger einander verzehrt, und als sie später ans Land gekommen, die einmal eingeführte Sitte beibehalten (s. S. 70 R). Ein Mann, wie R. Forster, dessen Erklärung jener Erscheinung aus dem Mangel an animalischer Nahrung freilich auch falsch ist, konnte allerdings nicht darauf fallen, daß es Menschenfresser aus Gewohnheit geben könne. An einer andern Stelle (S. 150 ff.) erfahren wir des Verf. Ansichten über die großen Sprachfamilien des menschlichen Geschlechts. Es giebt dem drei, die mongolische (mit den polynesischen und amerikanischen Sprachen), die kaukasische, wozu hier das Sanskrit, das Persische, das Celtische, das Deutsche und das Palaagische (!) gerechnet werden, und die afrikanische (die Sprachen der afrikanischen Neger und der Papua umfassend). Die koptische und magyrische Sprache gehören entschieden zu dem mongolischen, die semitischen und slavischen Sprachen scheinen aus einer Vermischung des kaukasischen und mongolischen Sprachstammes entstanden zu sein. Doch, das mag genügen.

Meincke



N<sup>o</sup> 103.  
**J a h r b ü c h e r**  
f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

Juni 1835.

*Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zweiter Band in 3 Abtheilungen.*

(Fortsetzung.)

Das Gefühl steht so in der Meinung, allein dazu bevorzugt zu sein, ein Inneres zu besitzen, ja das Innerste selber zu sein. Hat aber der Staat nicht auch ein Innres, so daß der Stolz jenes Privilegiums wenigstens einen Rivalen erhält? Und kommt es in dieser Rivalität nothwendig zur Frage, welches das wahrhafte Innre sei, siegt da nicht der Staat, weil dessen Innres der Geist ist, der nicht nur Gefühl bleibt und somit nur ein Innres, sondern die Welt seiner objectiven Erscheinung mit der stärksten Anstrengung ausarbeitet? Das Gefühl ferner fühlt sich nur als jenen Horror, sofern es seinen Gegensatz, die Erscheinung von sich stößt, es genießt sich nur im Gegensatz. Nicht so der Staat, der unablässig dahin arbeitet, sein Innres und seine Erscheinung als Eins zu wissen und in dieser Einheit zum Bewußtsein seiner Idee zu gelangen.

So beweist sich vielmehr der Staat als die über jenes innre Gefühl unendlich erhabne selbstbewußte Objectivität des Begriffs. Dem Gefühl kommt es nun zu, in das Innere dessen, was sein Anstoß war, einzugehen und wenn es sich zu diesem Begriff des Staates erhoben hat, sich ernstlich, ohne Stolz und Abscheu zu fragen, soll der Staat nur dazu bestimmt sein, außerhalb der Kirche zu stehen? Diese Frage aber wirft der Hr. Vf. nicht einmal im ganzen Werke auf und ehe Ref. ausspricht, daß sie *a priori* verneint sei, ist noch zu untersuchen, ob der Hr. Verf. nicht von der Idee der Kirche aus zur Einheit derselben mit dem Staate gelangt.

Damit wird auf den letzten innersten Grund jener Meinung reflektirt. Denn nun muß es an den Tag kommen, ob das Gefühl, welches der Grund dieser Meinung ist, an der Idee der Kirche die Möglichkeit be-

sitze, seine abstrakte Innerlichkeit und den Abscheu vor der Erscheinung zu überwinden. Wenn das Gefühl im Innern des Staates nicht den Begriff anerkennen will, der über seine objective Erscheinung hinaus in die Idee der Kirche übergreift, erkennt es vielleicht im Innern der Kirche die Idee an, die in ihrer Erscheinung nothwendig in den Begriff des Staates eingreift? Auf diese Frage antwortet der Hr. Vf. im Vorwort zu Band II. Abth. I., daß der Begriff der unsichtbaren Kirche das Grundprincip seines Werkes sei, und im Werke selbst antwortet darauf das durchgehende verletzte Bewußtsein, diesen Begriff der Kirche ununterbrochen von der Erscheinung widerlegt zu sehen. Denn das unsichtbare Princip erscheint, und formt sich in Verfassung, Lehre, Cultus. Das Verhältniß des Principis zu seiner Erscheinung ist daher nur das, daß es die Erscheinung nicht ist. Der Begriff der Kirche ist nichts von dem, was er gesetzt hat. Das Gefühl sagt nur, was der Begriff der Kirche nicht ist, was er ist, ist nicht gesagt.

Dieses Nichtsagen und Nichtwissen was der Begriff der Kirche ist, ist also das Princip des Werkes und der Grund des Widerwillens gegen die „Staatskirche.“ Die *a priori* gesetzte Hypothese der unsichtbaren Kirche kann sich nur in dieser Opposition gegen die Geschichte erhalten, indem sie meint die Erscheinung sei doch nicht das, was die Innerlichkeit ihres Gefühles sei, denn die Erscheinung sei ja das Sichtbare, das Außere. Das Gefühl bedenkt aber nicht, daß seine eigne Existenz, sein einziger Unterhalt aus diesem Außern fließt, denn es ist nur wirklich, so lange es sagt, es sei nicht das Außere; es wäre nicht das Innre, wenn es das Außere nicht hätte, dem es sich entgensetzte. Würde das Gefühl dies bedenken, so würde es sich zum Bewußtsein den Weg bahnen, daß das Außere überhaupt nicht ohne das Innre ist und das Innre nicht das Innre, wenn es sich nicht äußerte. Der Hr. Verf. fühlt die Nothwendigkeit dieses Uebergangs durch das ganze

Werk hindurch und zwar mit Recht als etwas, was noch nicht das wahre Verhältniß des Innern und Aeußern sei, denn er klagt über die Verwechslung des Innern und Aeußern. Diese Klage ist nichts als die unbefriedigte Ahndung der Idee der Kirche, der es wesentlich ist ihre Erscheinung zu setzen und sich als übergreifendes Princip der Erscheinung zu wissen. In der Kirchengeschichte, die sich zum Bewußtsein dieser Idee erhoben hat, wird keine Klage gehört werden, kein subjectives Meistern der geschichtlichen Entwicklung. Das unglückliche Bewußtsein wird vielmehr auf diesem Standpunkt zur beruhigten Gewissheit, daß die Idee der Kirche auch geschichtlich über ihre noch unvollkommene Erscheinung hinausgeht, wie sie an sich über ihr erhaben ist und ohne Unterlaß daran arbeitet, die ihr angemessene Erscheinung zu setzen.

Will nun der Hr. Verf. gar kein Verhältniß der Kirche zum Staat statuiren? Wohl; doch nur die „sicherste“ und „reinste“ Weise dieses Verhältnisses, die Einwirkung durch die „Gesinnung“ der der unsichtbaren Kirche Angehörigen. Diese Art der Einwirkung der Kirche auf den Staat habe aber ihre Reinheit verloren, als das Christenthum „Staatsreligion“ geworden war.

Es ist die eigne Schuld des von der Wirklichkeit sich zurückziehenden Gefühls, wenn seine Meinung die abstrakteste wird, als solche Abstraktion nothwendig in ihr Gegentheil übergeht und so sich selber ihr Ende und ihren Untergang bereitet. Die Gesinnung nämlich scheint das reinste, unschuldigste und unverfänglichste Medium zu sein, durch welches hindurch Staat und Kirche sich verhalten und vereinigen können. Die Gesinnung muß sogar als das Fundament betrachtet werden, auf dem der Staat die Sicherheit seiner Existenz und von dem aus die Freiheit, sein Zweck, der Wille seines Rechtes, wenn noch nicht ihren wahren Inhalt doch ihre Richtung auf den Willen Gottes erhalte. Besteht aber nicht die Pflicht des Staates darin, nicht auf dieser Grundlage der Gesinnung nur stehen zu bleiben, sondern auf ihr eine Welt des Rechts zu schaffen, *erscheint* nicht auch die unsichtbare Kirche, gehen in dieser beiderseitigen Reflexion in sich Staat und Kirche nicht auseinander, und tritt nun nicht erst die schwierigste Frage nach dem Verhältniß dieser freien Wirklichkeiten zu einander ein? Diese Frage läßt der Herr Verf. ungelöst, weil er die Ausbildung der erscheinenden Wirklichkeit der Kirche auch in ihrer „innern Or-

ganisation“ p. 206 — 252 als einem Abfall von einem Zustand ansieht — der aber nirgends existirt hat.

Hätte die Kirche auch des frühesten Alterthums nur durch die Gesinnung sich auf den Staat bezogen, wahrlich der Staat wäre an ihr zergangen und zertrümmert. Die Kirche hätte den Staat, der die Gesinnung zur Bestimmtheit und zur besondern Gestalt seiner Gesetze und die Vernünftigkeit seiner Gesetze zu wirklichen Zuständen umschafft, seiner Auflösung entgegenführt, wenn sie nur die abstrakte Innerlichkeit der Gesinnung gegen ihn bethätigt hätte. Sie hat aber von Anfang an ihre Gesinnung im System ihrer Verfassung, in Lehre und Kultus zur Form der Bestimmtheit herauszuarbeiten gesucht und dieselbe Bestimmtheit am Organismus des Staates achten gelernt. Kraft ihrer Ausbildung des Allgemeinen zum Kreise der einzelnen Bestimmungen hat sie ihre Einheit mit dem Staate herbeigeführt. Je mehr sie in der Entwicklung ihres Lehrbegriffs, in der Geschichte ihrer Disciplin, in der Ausbildung des Kultus und in der Sicherung ihrer Verfassung zunahm, um so mehr arbeitete sie sich dazu aus, den Staat, der die Welt umfaßte, in sich aufzunehmen. Die reine Gesinnung hätte als unbestimmte und unbeschränkte Innerlichkeit dem Organismus des Staates ein Ende gemacht; oder wenn sie sich den einzelnen Bestimmungen des Rechtes im Staate fügte, dennoch als das gedrückte Gefühl der frommen Innerlichkeit ihre Sprödigkeit bewahrt. Die alte Kirche war aber nicht nur die *ecclesia prima*, sie triumphirte durch das *erscheinende* System ihrer Innerlichkeit.

Die Vorstellung der unsichtbaren Kirche, welche die sinnlichste Kategorie auf die geistigern Verhältnissen überträgt, kann dies erscheinende System sich nur als ein sichtbares Object vorstellen. Erschien aber die Aeußerung der kirchlichen Gesinnung zur Bestimmtheit des Lehrbegriffs nicht selbst als das Innerste und im Bewußtsein der vernünftigen Welt, welche der Staat ist? Störte der Staat nur als eine fremdartige weltliche Macht die Kirche, als er an ihrer Ausbildung Theil nahm, könnte der Hr. Verfasser nicht eben so gut sagen, die Kirche störte den Staat, als sie ihn zwang ihre Bestimmungen auch als seine anzuerkennen? In der That aber war es in dem Momente, als die Kirche ihre gläubige Gesinnung im System ihres Lehrbegriffs zu äußern begann, daß das „Fremdartige“ des Staates und der Kirche dem Bewußtsein ihrer Einheit wich. Wie ist also,

fragt es sich endlich, die Entwicklung des kirchlichen Lehrbegriffs und das Verhältniß des Staats zu dieser kirchlichen That aufgefaßt?

III. In Beziehung auf die Lehrentwicklung bezeichnet der Herr Verf. als den Wendepunkt der Perioden vor und nach Constantin mit Recht die Ueberwindung des heidnischen und jüdischen Gegensatzes, und mit gleichem Recht wird der Herr Verf. sogleich im Anfange dieses Abschnittes p. 494 auf eine „Wechselwirkung“ der im „Entwicklungsgange der begrifflichen Auffassung des Christenthums“ eingetretenen Veränderung mit der von den „äußerlichen Verhältnissen“ d. h. vom Staat ausgehenden Veränderung hingeführt.

Der Hr. Verf. giebt in den angeführten Worten das Beispiel, mit welcher unabweisbaren Aufdringlichkeit selbst der verachtete Begriff schon in der Sprache vom Subject sein Zeugniß verlangt, wie er aus dem Object der einfachen Betrachtung entgegenkommt und wie in diesem anfangenden Flusse des Subjects und Objects ihre Einheit sich zu formen sucht. Der Herr Verfasser kommt nämlich hier zu einer „Wechselwirkung“ zwischen der dogmatischen Arbeit der Kirche und ihrem Verhältniß zum Staat. Der spröde Argwohn gegen die Staatskirche scheint so biegsamer und versöhnlicher zu werden und die Verachtung des Begriffs scheint der Befreundung mit ihm entgegenzugehen. Was ist die Wechselwirkung anderes als die letzte und höchste Anstrengung den Begriff zu erreichen? Denn wenn in ihr die Wirkung der Ursache ebensowohl wieder die Ursache bedingt, so ist dies die reine Beziehung der Ursache in der Wirkung auf sich selbst, die reine Beziehung auf sich selber, der Begriff. Wenn Staat und Kirche miteinander in Wechselwirkung stehen, die Einwirkung der Kirche auf den Staat die Einwirkung des Staats auf sie hervorruft, die Beziehung der Idee der Kirche auf den Begriff des Staats die Beziehung des letzteren auf die erstere mit sich führt, ist dies möglich ohne das Vernünftige in beiden und sucht die Wechselwirkung des in beiden immanent Vernünftigen nicht seine Correspondenz, seine Einheit, das Bewußtsein, den Begriff seiner Einheit herauszubilden? In der Anerkennung dieser Wechselwirkung von Staat und Kirche ist der Hr. Vf. auf dem Wege auch ihre Einheit anzuerkennen, und durch die Wechselwirkung hindurch auch den Begriff ihrer Einheit zu erreichen, sobald er das Gefühl aus sel-

ner Verslossenheit dem Eindruck der Seele und des Triebes jener Wechselwirkung nur darbieten will.

Dazu gehörte, daß das Gefühl den Schrein seines Innern öffnete, und indem es dem Begriff der Sache sich zugänglich macht, sich aufopferte und aufhörte nur Gefühl zu sein. Das ist zuviel. Der Hr. Verf. verwirft den Begriff wieder, dem er so nahe stand, zugleich mit der Wechselwirkung von Staat und Kirche. Von ihr ist im Folgenden keine Rede mehr, nur das wird weiter ausgeführt, daß die begriffliche Ueberwindung des Gegensatzes mit dem Judenthum und Heidenthum „so ganz von innen heraus“ sich bilden mußte. Der Hafen des Innern ist wieder erreicht; aber auch nur des Innern im Subject, nicht im Object. Hätte sich der Verf. dem Wege in dessen Tiefe anvertraut, er würde das „von innen heraus“ nicht verloren haben; denn die beginnende Causalität jener Wechselwirkung ging aus dem Innersten, aus der Idee der Kirche hervor; aber er würde sich dann auch im Resultat dieser Wechselwirkung, in der Erscheinung, vor der er sich so scheut, eingewohnt, in ihr das Innere wiedergefunden haben. Wie die Kirche nämlich nur dadurch das Heidenthum überwinden konnte, daß sie das Christliche in ihm als *λόγος σπερματικός*; anerkannte und dies Logische in ihm von der heidnischen Hülle entkleidete, so konnte sie auch den heidnischen Staat nur dadurch überwinden, daß sie das Vernünftige in ihm anerkannte, in es einging und vom Heidnischen befreite. Da aber der Staat das Vernünftige in ihm zur Erscheinung umzubilden hat, so erhielt die Kirche, als sie „so ganz von innen heraus“ oder „begrifflich“ das Heidenthum überwunden hatte, am „christlichen“ Staat auch in der Existenz die Anschauung ihres Sieges über das Heidenthum. Das war das Zweite in jener Wechselwirkung; der Staat in der Einheit mit der Kirche demonstirte auch von Seiten seiner Erscheinung die Endlichkeit des Heidenthums. Denn seine Erscheinung als christlicher war die Erscheinung dessen, „was ganz von innen heraus sich bilden mußte.“ Das Dritte endlich, worin die Wechselwirkung sich vollendete, würde darin bestehen, daß das, was aus der Idee der Kirche in die Erscheinung des Staates sich hinübersetzt hat, aus der Erscheinung heraus sich zum Wissen seiner Innerlichkeit wieder sammelte. In diesem Wissen würde die Einheit von Kirche und Staat ihren höchsten Ausdruck erhalten. Dies geschah im Symbol.

Der Hr. Verf. scheute sich in die Erscheinung jener Wechselwirkung einzugehen; wir kehren zu ihm zurück, ob seine weitere Darstellung von der Entwicklung des christlichen Glaubensinhalts zum Dogma ihn am Ende zur Versöhnung mit der Wechselwirkung von Staat und Kirche bewogen hat.

Die Arbeit der Kirche in der Entwicklung ihres Lehrbegriffs nimmt der Hr. Verfasser da auf, wo sich manche Keime von Gegensätzen in der Auffassung der einzelnen christlichen Lehren gebildet hatten, p. 495. Der Grund der Ausbildung der vorhandenen Keime wird zugleich den Grund der Keime selbst enthalten müssen, weil sie nur von diesem Grunde an das Tageslicht hervorgetrieben werden konnten. Indem der Herr Verf. wirklich auf diesen Grund eingeht, in den Grund der Sache niedergeht, was sucht er anders als den Begriff, den Begriff der Sache, und zwar den Einen Begriff der Sache in jenen vielverzweigten und in sich verschlungenen Streitigkeiten? Wird der Hr. Verf. sich bei dieser letzten Entscheidung der Sache, dem Dogma mit ganzer Seele einmal hingeben und die Seele der Sache in sich aufnehmen, dem Begriff des Dogma sich einbegreifen? In dem „Wesen der menschlichen Natur“ findet er den Grund der dogmatischen Gegensätze vor. „Es lag in dem Wesen der menschlichen Natur, daß die Keime dieser Gegensätze sich immer weiter entfalteten und entwickelten,“ heisst es p. 495. „Wie einmal die menschliche Natur beschaffen ist, konnte nur aus den Gegensätzen heraus die harmonische Auffassung des Christenthums hervorgehen,“ tröstet sich ebend. der Verfasser.

Mit diesem Gedanken des „Wesens“ betritt der Hr. Verf. wieder die Vorstufe des Begriffs, es kommt nur auf ihn an, dieses Wesen aus seinem innern Dunkel herauszuführen und seine Attribute als die freien Selbstbestimmungen des Begriffs zu erkennen. Wenn das „Wesen“ der menschlichen Natur das Wesen jener Streitigkeiten, von dem sie gesetzt, von dem aus sie verstanden sein sollen, wenn in diesem Wesen die Einheit des Subjects und Objects verhüllt ist, was ist dies geheimnisvolle Wesen? Ohne die Beantwortung dieser dringenden wichtigen Frage darf der Verf. zum Einzelnen nicht übergehen, denn nur aus der Erkenntnis dieses Wesens sollen ja die einzelnen Gegensätze erst verstanden werden. Trotz der Wichtigkeit dieser Frage, trotz der

Gewalt mit der der Begriff aus dem Wesen hervorstrebt, bleibt das Wesen unbestimmt, es bleibt als das unerkannte Ansich im dunkeln, trüben, unerleuchteten Grunde liegen und der Hr. Verf. geht sogleich zu so manchem „Traurigen“ über, was sich in jenen Streitigkeiten inserierte, ohne zu bestimmen, ob dies auch die wesentliche Aeußerung jenes Wesens gewesen sei.

Das Unerkannte und Unbegriffene also bildet wieder den *a priori* feststehenden Ausgangspunkt. Da aber dieser keinen Impuls zu einem kräftigen sichern Fortgang der Methode geben, da er den Lebensodem des Begriffs der Entwicklung nicht einhauchen kann, denn er selbst ist nicht begriffen, so fixirt der Verf. einzelne Kräfte der menschlichen Natur, um die Lehrstreitigkeiten aus ihnen zu erklären. Seine Methode ist die psychologische. Weil aus Grundrichtungen der menschlichen Natur ein Werden der Gegensätze aufgezeigt werden soll, so rühmt sich diese Methode genetisch zu sein. In Wahrheit aber würde sie dies erst dann sein, wenn nicht mehr einzelne Kräfte das Bestimmende der Gegensätze sind, sondern wenn aus dem Einen Wesen der menschlichen Natur die Gegensätze sich entwickelten. Darin wäre auch die reelle Möglichkeit gegeben, daß sie zur Einheit zurückkehrten. In der Anerkennung dieser Einheit, die die Gegensätze ihre feindliche Spannung aufzugeben bewegt, fürchtet aber der Herr Verf. nicht mehr und hartnäckiger als den Verlust der Freiheit, er verabscheut in dieser Einheit den „Gräuel eines dogmatischen, orthodoxen Pabstthums“ und diesen Abscheu vor der Einheit des Begriffes im Herzen erwähnt er mit keinem Worte in der allgemeinen Einleitung zu den Lehrstreitigkeiten, daß es auch eine Kirche gab, die über die Gegensätze sich erhob; mit ganzer Seele vielmehr lebt er sich in die beiden Grundrichtungen der menschlichen Natur ein, die nach ihm allein jene Streitigkeiten bestimmten und in interessanten Persönlichkeiten und Schulen sich aussprachen, in den sondernden Verstand und in das Gefühl. Hier fühlt sich der Verf. wohl und bringt er gediegene Schätze seiner Untersuchungen zu Tage. Gaben aber diese Phänomene, die Grundrichtungen der menschlichen Natur nicht, ja die Geschichte selber ihre Gediegenheit auf, indem die Kirche ihre Sprödigkeit in die Form des Dogma schmolz und die getheilten Richtungen zur Einheit, die einzelnen Glieder zur Gestalt vereinigte?

(Der Beschluß folgt.)

Juni 1835.

*Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zweiter Band in 3 Abtheilungen.*

(Schluß.)

Der Vf. hätte sich in der Erscheinung dieser Grundrichtungen nur nicht abschließen sollen, er würde ihre gegenseitige Reflexion aufeinander und ihren Trieb zur Einheit des Begriffs herausgeföhlt haben. Weisen sie als Phänomene der Einen menschlichen Natur nicht auf das Wesen derselben, welches in ihnen erscheint und als Grundrichtungen haben sie nicht ein Object, worauf sie sich richten, und da sie in dieser Richtung auf das Object als das Wesen der menschlichen Natur noch oberflächlich aber wahr das Denken des Objects bezeugen, führen sie nicht selbst über das nur Psychologische hinaus zur wissenschaftlichen Methode, die in ihnen den Anfang des kirchlichen Wissens, die beginnende Bewegung des gläubigen Subjectes zur Erkenntniß des Glaubensinhalts erkennt? Der Hr. Vf. wehrt diese Bewegung des Subjects zur Einheit seines Bewußtseins mit seinem Glaubensinhalt ab. Die That der Kirche interessirt ihn weniger als das System eines Heresiarchen und er will das Wahre eines solchen Systems auch nicht im System der Kirche wiederfinden. Nur der Standpunkt, wo das Bewußtsein noch für sich in der Trennung vom Object seine Geistesfreiheit exercirt, kann sein Mitgeföhle erwärmen und die Herzlichkeit seiner Theologie überfließen machen. Darüber verkennt er aber die „Geistesfreiheit“ auf dem Punkte, wo das Bewußtsein aus der Trennung von seinem Inhalte befreit ist, wo der Geist der Gemeinde von ihren Gliedern gewußt wird, indem er selbst das reelle Wissen in ihnen ist. Dieses Wissen, welches im Dogma und Symbol sich aussprach, ist erst das wahrhafte „Wesen der menschlichen Natur,“ dessen noch unvollendete Erscheinungen die Gegensätze der kirchlichen Lehrentwicklung bildeten. Als das kirch-

liche Wissen ist es die Erscheinung, die dem Wesen in Wahrheit angemessen ist; es ist der Geist. In ihm hat das nur Psychologische und nur Subjective sein Ende, weil in ihm der Gegensatz mit dem Inhalt, der jenes nur Subjective bewirkte und verknöcherte, zur Einheit mit dem gewußten Inhalt geworden ist. —

Der Hr. Verf. legte in dem oben Angeführten das stärkste Zeugniß dafür ab, mit welcher Gewalt der Begriff der Sache auch dem Widerwillen sich aufdrängt, mit welchem Zauber die Denkbestimmung in der Sache den Gegner selbst in ihren Kreis zu ziehen sucht. Die Idee ist dessen gewiß, wenn erst der Kampf in ernstlicher, aufrichtiger Weise mit ihr beginnt, daß ihr Sieg dem Besiegten zu Gute kommt, sein Segen wird. Hätte der Vf. sich in den Kampf auf Leben und Tod mit diesem Begriff, der ihm entgegen kam, eingelassen, er würde ein Innres gefunden haben, welches seine Innerlichkeit nicht nur erfüllt, sondern auch durch die Fülle unendlich erweitert hätte. Hr. Neander hat sich diesem Entgegenkommen der Idee aus der Geschichte verschlossen, die Denkbestimmungen, die er fand, ließ er unbenutzt liegen, er verkehrte sie zu unfruchtbaren Verstandesbestimmungen und nun in sein Geföhle eingeschlossen, verkannte er zuletzt auch die That der Kirche, die ihre Aufgabe im Wissen ihres absoluten Principis vollführte. In dieser Abgeschlossenheit macht ihn alles mißmüthig, was das nur Subjective überschreitet, und wird ihm was der Lebenstrieb der Kirche war, ein Quell von Traurigkeit.

So wird es p. 495 als das „Traurige“ der kirchlichen Lehrstreitigkeiten bezeichnet, daß „in diesen Gegensätzen die Einheit des Alle verbindenden christlichen Bewußtseins ganz vergessen werden konnte, daß jede Parthei den Gegensatz nur von ihrem Standpunkt aus auffaßte.“ Kurz zuvor hieß es „das Christenthum mußte auch in diese Gegensätze eingehen.“ War das Christenthum in diese Gegensätze eingegangen, wie es in der

That war, so waren es doch nicht nur die Partheien der Subjecte, die sich befeindeten, so waren es die in den Unterschied eingegangenen Momente des „Christenthums“ selber, die in der Erbittrung der Dialektik sich suchten, sich entgegenkamen, nach ihrer Einheit rangen — und war es nicht die Kirche, die jeden Schein des „Taurigen“ tilgte, als sie die Einheit der in den Unterschied gespannten und gefangenen Momente vollbrachte, ja mit Bewusstsein vollbrachte? Diese Siegesfreude der Idee über die Gegensätze klingt fast auf jeder Seite der Werke eines Athanasius, Augustinus und Leo wieder.

Das Gefühl kann in seinen Klagen elegisch und selbst in seiner Trauer schön und erhebend sein, aber nur, wenn sein Fonds die Idee ist, zu der es sich aus der Nichtigkeit der einzelnen Erscheinung zurückzieht. Der Gedanke muß auch der elegischen Klage Kraft und Haltung geben. Dieses Maß fehlt dem Gefühl des Vfs.; es ist nur triste und gereizte Unzufriedenheit, weil es vom wirklichen Gedanken sich abwendet und nun nur postulirt, was in der erfreulichsten Wirklichkeit vorhanden ist und verneinen möchte, was geschehen ist. So heißt es p. 496: „Alles würde anders geworden sein, wenn man das Verhältniß der einzelnen christlichen Lehren zu dem, was das eigenthümliche Grundwesen des Evangelii ist, zu der Lehre von Christus als dem Erlöser der Menschheit mit klarem Bewusstsein aufgefasset und festgehalten hätte“. Dieses Postulat tritt in den unglücklichsten Widerspruch gegen die am offenen Tageslicht liegende Vernunft der Geschichte. Fordert der Vf., daß das einzelne Dogma in stätiger Beziehung auf die Lehre vom Erlöser hätte bestimmt werden sollen, so antwortet darauf das Bewusstsein der kirchlichen Heroen, denen eben die Beziehung auf den Glauben der Gemeinde an den Erlöser die Bürgschaft war, daß das gewonnene Dogma der Glaube der Gemeinde sei. Die Beziehung auf das „Grundwesen des Christenthums“ auf die „Lehre vom Erlöser“ ging soweit, daß diese Lehre im Alterthum nicht einmal als bestimmtes Dogma ausgebildet, sondern in den einzelnen Dogmen bestimmt wurde; sie war der Mittelpunkt, der sich zum System der Dogmen erweiterte. Die Forderung des Verfs. ist wahrhaft beruhigend in der Geschichte erfüllt. Meint aber seine Forderung, jene Beziehung hätte nur anders, nicht so immanent geschehen sollen, und verwirft er jene kirchliche That, so tritt er wieder damit in Widerspruch,

daß eine Lehre nur christlich ist, wenn sie zu dem „Grundwesen des Christenthums“ sich nicht nur verhält, sondern es in sich trägt und bestimmt.

Es liegt im Wesen der nur subjectiven Reflexion über die Sache, nicht nur das Gegentheil von dem was diese ist zu sagen, sondern auch die eigne Meinung so vorzutragen, daß sie sich selbst in ihr Gegentheil verkehrt, ohne daß es der nur subjectiv Reflektirende weiß. So beklagt der Hr. Verf. p. 496, daß „man in jenen dogmatischen Streitigkeiten nicht anerkannt habe, daß die begrifflichen Auffassungen, sobald nur die Einheit in dem Grundwesen des Christenthums auch im Begriff festgehalten wurde, wohl nebeneinander bestehen konnten.“ Was fassen diese „begrifflichen Auffassungen“ anders auf, als das Grundwesen des Christenthums, ist das nicht ihre Einheit, die Mitte, die sie um sich versammelt? Diese Einheit ist das innerste Centrum jener Verschiedenheit. Der Hr. Verf. postulirt sie noch neben der Mannigfaltigkeit. Hat er nie gefühlt, wie die Einheit in jener Verschiedenheit sich hervorzuarbeiten, hervorzuringen sucht, um zum Bewusstsein, zum Begriff ihrer selbst zu gelangen? Hat er im Streit und Kampf dieser Dialektik nie sich an dem erquickenden Anblick gelabt, wie die Einheit in den Gegensätzen irrend sich sucht, wie sie die Gegensätze abarbeitet, die Verschiedenheit abstreift, um ihre wahrhafte Gestalt hervorzutreiben? Ref. muß mit Betrübniß sagen: Nein! Es ist ihm schon zum *a priori* geworden, daß das kirchliche Dogma diese Einheit des Begriffs nicht entlockt habe. Würde er sie sonst noch postuliren? Nach allen Seiten nun, nach denen man auf sein Postulat reflektire, verschwimmt und zerfließt es in Unbestimmtheit, eben da es sich der wirklichen Geschichte gegenüber am reichsten meinte. Wenn der Hr. Vf. auch die Einheit in Begriff fodert, muß denn dieser Begriff nicht der wahre sein und kann er noch gleichgültig neben der Verschiedenheit existiren? Der kirchliche Lehrbegriff erhob sich über die Verschiedenheit und war so wenig gleichgültig gegen die Verschiedenheit, daß er ihre Einheit in der That war. Nur die Gegensätze, so lange sie sich als Gegensätze verhärteten, verläugneten die in ihnen vorhandene Einheit. Sie hielten die Reflexion auf die eine Seite des Glaubensinhalts fest, die Reflexion auf die andere schlossen sie aus. Da somit in jeder Lehrthatigkeit die Doppelseitigkeit des sich gegenseitig ausschließenden Widerspruchs eintrat, so reflektirte die

Kirche auf das, was die Partheien mit ihr verband, was die Gegensätze gegenseitig verband, auf die in ihnen getrennten Momente der Wahrheit, sie schloß sie im Lehrbegriff zusammen. Das allgemeine Bewußtsein der Gemeinde wurde so zur Gewißheit seiner „Einheit im Grundwesen des Christenthums.“ Die Gemeinden hingegen, welche das erlangt haben, was jenes Postulat für die mannigfaltigen Auffassungen wünscht, das Nebeneinanderbestehen, sind entweder nur zu einer kümmerlichen in Bewußtlosigkeit versunkenen Existenz gekommen, sie sind in sich verdampft, wie die Nestorianischen Gemeinden im Orient, oder sie sind untergegangen, wie die Ariaischen Staaten des Occidents.

Die Einheit des allgemeinen Lehrbegriffs muß daher wohl auch mehr Lebenskraft mitgetheilt haben, als der Hr. Verf. meint, wenn er klagt, daß „das Streben nach einer beschränkten und beschränkenden Einförmigkeit am Ende die freie und naturgemäße Entwicklung des christlichen Glaubenslebens hemmen mußte.“ Jene Gemeinden, die sich frei von der beschränkenden Einförmigkeit entwickeln konnten, sind abgestorben vom Leibe der Kirche oder sind nur erstarrte, gelähmte Glieder an ihm. Das Leben der Kirche nahm aber in dem Maße zu, als sie das Bewußtsein ihres Principis im Dogma bestimmte und gestaltete. Beschränkung kann diese Gestaltung insofern genannt werden, als jede Bildung formlos und diffus wird, wenn sie durch ihr eigenes inneres Gesetz nicht begränzt und beschränkt wird. Da aber die Kirche in der Entwicklung ihres innern Gesetzes es mit Freiheit als ihr Gesetz setzte, so ist das Dogma, das Resultat dieser Entwicklung, kein Joch, „in welches man alle verschiedenen Geistesrichtungen hineinzwingen wollte,“ sondern es war die freie Selbstbestimmung der Kirche. Der Gläubige der Gemeinde vermittelte dadurch seine Einheit mit dem Dogma, daß er es vermittelst des Bewußtseins, es sei die Bestimmtheit seines Glaubens, auch als die Selbstbestimmung seines Willens anerkannte. Jenes Joch ist das unendlich freimachende Joch, welches der Gläubige um so mehr auf sich nimmt, je mehr der Herr in seiner Kirche Gestalt gewinnt und je mehr das Bewußtsein seiner gestaltenden Gegenwart die Schranke für die Abstraktion und Willkür und die belebende Befreiung des objectiven Gedankens wird. —

Das Convolut von Klagen, die zum Verständniß der folgenden Lehrstreitigkeiten vorausgeschickt wer-

den, erhält endlich seine gewichtigste Beilage mit der Bemerkung p. 496, daß „der Gang dieser Streitigkeiten durch die Einmischung einer fremdartigen Staatsmacht noch nachtheiliger wurde.“ Ref. folgte dem Hrn. Vf. in seine Reflexion über „die kirchliche Lehrentwicklung“ in der Erwartung, ob er hier am Ende die Reflexion bis zu ihrem Ende, bis zum Begriff der Erscheinung, daß in unsrer Periode, wie in der ganzen Kirchengeschichte der Staat im kirchlichen Symbol sich als Mitwisser bethätigt hat, fortführen werde. In dem Gange des Objects, in dem Verlauf der Lehrentwicklung liegt wenigstens eine Kraft, die mit fast unwiderstehlicher Gewalt das Subject in seine Bewegung zu ziehen vermag und zur Anerkennung des immer wiederkehrenden Fakti, daß Staat und Kirche sich im Symbol begegnen, bewegen kann.

Ref. erwartete hier die letzte Entscheidung über „die Staatskirche.“ Der Hr. Vf. hat sie gegeben. Er hat in obigen Klagen die Entwicklung der Kirche zum Dogma, zum Symbol abgebrochen, die Bewegung zur Bestimmtheit mit *a priori*'scher Gewaltthätigkeit unterbrochen und nun dem Staat und der Kirche die geistige Nahrung ihrer Einheit entzogen. Der Gang jener kirchlichen Entwicklung war „traurig und nachtheilig“ und nun ist es noch „nachtheiliger,“ wenn der Staat auch zu jener Entwicklung hinzutritt.

Der Hr. Verf. erklärt somit, unserer Periode nicht bis zu ihrem Höhepunkt folgen zu wollen, er fürchtet, das Gefühl müsse in der Schärfe ihrer dogmatischen Bestimmtheit erkalten und die Geistesfreiheit in der Einheit der Kirche mit dem Staat dem Despotismus erliegen. Sein Gefühl bricht mit der Geschichte und sein Bericht ist der Erguß der vom Object beleidigten Subjectivität. Auf diesem Scheidepunkte, wo das Subject durch den „Gräuel“ der Staatskirche die „Wahrheit zur Lüge“ umgewandelt glaubt, ist es nur die Liebe des im Object verachteten Begriffs, welche noch einmal dem starren Gefühl zuspricht, in dem sie ihm den Besitz dessen weist; was es nur postulirt. Die Kirche „hätte“ in ihrer Lehrentwicklung frei sein sollen. In Wirklichkeit aber war und ist es nur die eigne Reflexion der Kirche auf ihr inneres Princip, wenn sie dazu übergeht, den Inhalt ihres Glaubens zum System der Dogmen zu entfalten. Keine Macht der Erde kann sie davon abhalten oder darin unterstützen, wenn ihr Geist sich dem Geschäft unterzieht, aus der Unbestimmtheit des Gefühls heraus den Glau-

bensinhalt in seinen innern Bestimmungen zu wissen. Die Abfassung des Symbols ist daher immer kirchliche Arbeit gewesen, und die Anmaßung einiger römischer Kaiser, Glaubensedikte zu erlassen und sich das, was der Kirche zukommt, zu arrogiren, trug sogleich den Keim des schleunigsten Unterganges in sich. Die Kirche verwand solche Angriffe auf ihre Würde durch den leisen Gegendruck ihrer Activität. Dieses absolute Recht der Kirche hatte der Hr. Verf. im Sinn, wenn er über das Eingreifen des Staates in die kirchliche Lehrentwicklung so bitter klagt, die Kirche hat es besessen.

Soll aber dieses Recht dazu übergehen, Unrecht zu werden, daß die Kirche den Staat als absoluten Layen von sich entfernt hielt? In der Ausbildung ihres Lehrbegriffs kommt sie im Gegentheil dem Staat entgegen, wie der Staat durch seinen Begriff befähigt ist, ihr eben dort entgegen zu kommen. Der Staat ist nicht nur die unmittelbare Existenz und Ausbreitung seiner Vernünftigkeit, sondern er weiß diese als sein Gesetz, als ein System von Gesetzen. Was er ist, davon verschafft ihm seine Weltweisheit auch die Wissenschaft. Wird er der christliche, so wird die ihm wesentliche Wissenschaft aus der Weltweisheit zum Wissen des in ihm christlichen, oder der Staat kann nicht in die Kirche eingehen, ohne zu wissen, was ihre Wahrheit ist. Der erste Akt, den der Staat bei seinem Eintritt in die Kirche ausführte, war daher die Forderung der Bestimmtheit des Wissens; diese Forderung war aber auf dem Punkte, durch die freie That der Kirche realisirt zu werden, als diese die Wahrheit ihres Glaubens im System ihrer Lehre zu äußern begann und sich zubereitete, das „Fremdartige“ zwischen ihr und dem Staat zu beseitigen, indem sie die Bestimmtheit ihres Bewusstseins nun auch dem Bewusstsein des Staates mittheilen, und in der Einheit des Bewusstseins ihre Einheit mit dem Staat gründen konnte. Als der Staat in die Kirche einging, verlangte er zu Nicaea diese Bestimmtheit des Wissens, die Kirche sprach im Symbol das Resultat ihrer vorangegangenen Reflexion auf ihr absolutes Princip aus, der Staat erkannte ihr Bewusstsein ihres Princip als die nothwendige Bestimmtheit seines Bewusstseins an, und ihre Einheit war vollbracht. Jedes neue Symbol der Kirche bezeugt seitdem mit dem Wachsthum ihrer innern Reflexion zugleich die tiefere Begründung ihrer Einheit mit dem Staat.

Selbst das Mangelhafte der ersten Erscheinung dieser Einheit ist nur dann verstanden, wenn es als Mangel an der Erscheinung der innern Vernünftigkeit der Sache begriffen ist. Dem Gefühl erscheint sie allein gegen die Vortrefflichkeit seiner Innerlichkeit gehalten als mangelhaft und es kann sein in der Erscheinung der byzantinischen Staatskirche gedrücktes Herz nur in die bittersten Vorwürfe ergießen. Der Begriff erkennt auch in diesem noch abstrakten Ineinandersein von Kirche und Staat die Nothwendigkeit, mit der sich beide zu einigen suchen, ja den Triumph der Kirche, die ihre Substanz zur Substanz jenes Reiches erhob, hatte und der Theologie für immer ihren Platz im Staate bestimmte. Der Geschichtschreiber muß sich zu derselben, objectiven Geduld bearbeiten, mit der der Begriff sich durch die Phänomene seiner einzelnen Gestalten hindurchwindet und keine eher verläßt, bis er nicht die Kraft erhalten hat, sie zu zerbrechen und seine höhere Erscheinung zu schaffen. Weil das Gefühl diese tolerante und mühsame Ausbreitung des Begriffs nicht kennt, sondern Alles in den Knäuel seiner spröden Punctualität zusammenfassen möchte, so vergeht es sich vorzeitig an der einzelnen Erscheinung und verlangt es, sie hätte, um die wahre zu sein, nichts als diese eigne Innerlichkeit des Gefühls sein müssen. Mit der Einbildung, „Alles würde anders geworden sein“ construirt es sich *a priori* eine Geschichte über der Geschichte, setzt es die wirkliche Geschichte und behauptet es *a priori*, diese sei nicht die wahre, weil sie nicht seiner Einbildung entspricht. Das Gefühl verfestet sich *a priori* zum Gegensatz und Widerspruch gegen die Geschichte.

Die Wissenschaft erweicht und löset diesen Gegensatz des *a priori* und der Geschichte bis zu ihrer gegenseitigen Versöhnung, indem sie den Begriff des *a priori* entkleidet, vielmehr die Erscheinung ihrer verachteten und vom Gefühl verschmähten Aeußerlichkeit entkleidet, sie vielmehr als Erscheinung des Begriffes weiß. Sie erkennt in der Erscheinung die Entäußerung des Begriffs und als dies Erkennen ist nichts als die Erinnerung solcher Entäußerung. Die Resignation auf alles *a priori* ist die begriffene Erscheinung.

B. Bauer.



# J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Juni 1835.

CV.

*Le Monde comme il est; par le Marquis de Custine. Paris, chez Eugène Renduel, 1835. 2 Vols. 8.*

Goethe nennt in einem Briefe an Zelter die neusten Französischen Romane und verwandte Dichtungen *eine Litteratur der Verzweiflung*, und grade das merkwürdigste und eigenthümlichste Werk aus diesem Kreise, Victor Hugo's *Notre-Dame de Paris*, muß ihm hiefür als Beleg dienen. Wir dürften seiner scharfen, bis zum Unwillen gesteigerten Kritik dieses Buches mit gutem Grunde mancherlei entgegensetzen; allein, auch zugegeben, daß jener bezeichnungsvolle Ausspruch im Allgemeinen wohlgütig und treffend sei, — wie denn Goethe nie etwas Leeres und bloß Eingebildetes oder Willkürliches sagt, sondern immer ein Wirkliches, Angeschauetes vor Augen hat, — so dünkt uns doch, der weltkundige Greis, der von seiner hohen Warte das ihn umwogende Leben mit seltner Einsicht und Klarheit beobachtet und beurtheilt, habe diesmal den Gegenstand, der ihm so anstößig und widrig erscheint, in einer zu vereinzelter Betrachtung aufgefaßt. Die Litteratur steht nicht für sich allein; ihre Gestalt, ihr Glanz und ihre Verdunklung, ihr Stoff und ihre Richtung, hängen nicht von der Laune der Schriftsteller ab, sondern von Volks- und Weltbezügen, die sich in den Geisteserzeugnissen ausdrücken, und mit denen sie stets im lebendigen Zusammenhange anzuschauen sind. Goethe hat diese Verhältnisse der Französischen Litteratur, eben so wie deren innere Bestandtheile, im gegenwärtigen Falle wie uns scheint, mit zu eiligem Unmuth abgefertigt. Ihm werde das nicht verargt, er hat mehr als jeder Andere das Recht, auch eine Stimmung des Augenblicks abschließend auszusprechen, und er hat auch in ihr ein glückliches Wort gesagt, das bleiben wird: uns aber gebührt,

dasselbe anzuerkennen, ohne uns davon beschränken zu lassen.

So fällt uns bei jenem Französischen Romantismus alsobald der Bezug auf, welchen diese Anhäufung von Schrecknissen und Ausschweifungen, Absonderlichkeiten und Verzerrungen, worin sich die Schriftsteller überbieten, zu dem heutigen Lebenszustande hat, der solche Bilder zum Vergnügen annimmt. Da finden wir denn, daß in diese Litteratur sich alles Entsetzliche und Furchtbare gezogen hat, was ein Menschenalter früher in zerstörender Wirklichkeit wüthete; wir finden als Dichtung und zur Unterhaltung den Lesern in die Hände gegeben, was früher als grimmige Gewaltthat über ihren Köpfen schwebte, und blutig ihre Nacken traf; während jetzt sogar bei den anerkanntesten Verbrechen die Todesstrafe nur selten noch in Anwendung kommt! Diese Verwandlung jenes grauenvollen Zustandes, der politischen Terreur, an welche kein Franzose ohne tiefe Bestürzung und Scham zurückzudenken vermag, in einen litterarischen Nachklang, ist ohne Zweifel ein nothwendiges und heilsames Mittelglied in den Uebergängen, zu welchen die jetzige Welt genöthigt ist. Wenn aber, nach Gesetzen einer auch im Geistigen waltenden Naturentwicklung, diese romantische Terreur als eine Bürgschaft dastehen dürfte, daß die politische erschöpft und ihre Wiederkehr ferner unmöglich ist, so hätte man der Phantasie wohl nur zu danken, und mit Befriedigung anzuerkennen, daß sie den dämonischen Fluthen einen Raum eröffnet, in welchem sie unschädlicher hinströmen, und ihre Macht schon verloren haben. Wer würde reicher und fruchtbarer seine Betrachtungen hier angeknüpft haben, als eben Goethe, wäre sein Blick in dieser Richtung nur einen Moment festgehalten worden!

Aber auch für die innern Bestandtheile selbst, welche jene Litteratur bilden, scheint uns eine schärfere Unterscheidung nöthig, als der allgemeine Spruch Goethe's

the's zulassen will. An Gehalt wie an Darstellung sind die Schriften, welche hier zusammengefaßt werden, höchst ungleich, und keineswegs in eine und dieselbe Verdammniß zu werfen. Allerdings herrscht in den meisten eine verzweiflungsvolle Stimmung, eine trostlose Weltansicht, und den vernichtenden Eindruck, den die Ausschließung der Himmelmächte aus den Schilderungen des jammervollen Irdischen im Gemüth hervorbringt, vermag keine Verschwendung von Geist und Talent aufzuheben. Die Verzweiflung für sich allein hört auf poetisch zu sein, sie thut wie ein wirkliches Uebel weh, und dem Schmerze weicht man aus. Allein zu verbannen ist sie darum aus der Poesie noch nicht, sie ist in ihr, wie im Leben selbst, ein unabweisliches Element, und Goethe selber sagt: „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben.“ Nur soll sie in gehöriger Mischung herantreten, und die entgegengesetzten Elemente der Versöhnung, des Trostes, der Erhebung dürfen uns nicht fehlen. Diese nothwendige, mildernde und erweckende Beimischung mangelt aber so wenig dem berühmten Romane Victor Hugo's, als vielen andern Schriften derselben Schule, wenn auch nicht immer durch ausdrückliche Formeln und Gestalten dafür gesorgt ist, jene Elemente so bestimmt, wie die des Schauerhaften und Schrecklichen, hervorzustellen; sie sind in dem Ganzen oft nur als Auflösung vorhanden, aber darum nicht minder lebendig, und sie sind es, welche solchen Schriften, die sonst den gesunden Sinn nur abstoßen müßten, den mächtigen Reiz und die große Wirkung geben, die niemand ihnen ablängnen kann. Mag das höhere Leben in diesen Dichtungen für den einzelnen Fall immerhin erliegen, dadurch entgeht es ihnen nicht; dies geschieht nur da, wo dasselbe schlechterdings gelängnet, oder dessen Wesenheit sich dadurch aufhebt, daß alle Erscheinungen desselben auf Gemeines und Todtes zurückgeführt werden. Von dieser letztern Art sind allerdings manche Erzeugnisse der Französischen Romantiker, die wir in ihrer traurigen Menschenfeindlichkeit und Gottentbehrung nur mit einigen Versuchen der Französischen Metaphysiker des achtzehnten Jahrhunderts, zum Beispiel mit dem verrufenen *Système de la nature*, vergleichen können. Allein die bessern der heutigen Schriftsteller gehen unläugbar auf einer andern Bahn, und weit entfernt, dem Schrecklichen, das sie darstellen, als einer Allmacht zu huldigen, lassen sie über demselben ein Hö-

heres ahnden, bei welchem Zuflucht und Trost gewährt sind. Wir können hier neben Hugo namentlich auf Alfred de Vigny und Balzac hinweisen, von denen freilich letzterer so ungleich in seinen Erzeugnissen als fruchtbar ist!

Seit kurzem indess arbeitet sich aus den Trümmern so vieles Zerstörten, neben dem Nichtigen und Verworfenen, welches noch lange Zeit den Hauptbestandtheil der Französischen Romantik zu bilden bestimmt scheint, ein neu belebender Geist in ganz entschiedener Gestalt hervor, und die bisher nur aufgelösten Elemente eines trostreichen Höheren erscheinen in ausdrücklicher Selbstständigkeit. Es ist bekannt, daß die Französischen Romantiker ihrem politischen Charakter nach wesentlich dem alten Frankreich, dem legitimen und hierarchischen, angehören; im Gegensatze der revolutionairen Schriftsteller, welche mit größerer Strenge auf die sogenannten klassischen Formen ihrer früheren Litteratur halten; beide Partheien scheinen hiebei in Widerspruch mit sich selber zu gerathen, folgen aber mit richtigem Takte nur dem Gebot ihres wahren Verhältnisses. Die Republikaner bedürfen der trocknen Denkart und Verstandesaufklärung, die vor der Revolution herrschend waren; die Freunde des Königthums und der Kirche wenden sich zu den Wunderkräften des Mittelalters. Die legitimistische Richtung ist in der Politik zwar geschlagen, aber in der Litteratur ist sie die Herrscherin des Tages; sie nimmt Theil an dem Sturme der Zerstörung, den auch sie nur fortsetzen muß, wenn sie zu einem ihr gemäßen Ziele gelangen will; aber sie darf auch schon den Geist und die Richtung zeigen, in denen sie das wahre Leben zu finden hofft, ja zu besitzen meint. Nach den letzten Stürmen mag es in Frankreich unmöglich sein, das gefallene Königthum als Mitte eines höheren Lebens wieder aufzunehmen und anzupreisen; die entschiedensten Anhänger versuchen es nicht, diese politische Seite ihrer Denkart durch ästhetische Behandlung geltend zu machen. Anders aber steht die religiöse Seite, für diese ist kein wesentlicher Halt verloren, sie hat vielleicht durch Scheidung manches Unreinen nur gewonnen, sie kann noch als ein fester Mittelpunkt geschildert und angeboten werden, und mit Eifer wird dieses Element, die katholische Religion und Kirche, in den Kreis der ästhetischen Gebilde gezogen, die bisher eines solchen Bestandtheiles meist entbehrten. Könnte es gelingen, dieses Element in seiner Wesenheit wirklich zum Geiste der dichter-

schen Erzeugnisse und in dem Sinne der Leser wurzeln zu machen, so würde gegen ein so mächtiges Positive alle Steigerung und Vielfachheit des Negativen nicht mehr aufkommen, und mit der Litteratur der Verzweiflung wäre es dann vorbei. Ob es je zu diesem Ergebniss kommen könne, und wie weit überhaupt in dieser Richtung vorzudringen sei, wollen wir nicht entscheiden. Uns genügt hier, den Versuch anzumerken, der gemacht wird, auf diese Weise dem trüben Wüste zu entsteigen, und in der Zerstörung und Nacht eine helle Zuflucht zu gewinnen. Mit großem Geist und Talent hat neuerlich Sainte-Beuve nicht nur die Kraft des katholischen Glaubens, sondern sogar die Formen des katholischen Priesterthums in eine Novelle verwebt, welche zu den edelsten und schönsten dichterischen Erzeugnissen gehören würde, wenn der Autor vermocht hätte, die unreinen Stoffe so würdig wie die reinen zu behandeln. Eine merkwürdige Erscheinung in gleicher Hinsicht dünkt uns das Buch von Custine, zu dessen Anzeige wir diese Vorbetrachtungen nöthig hielten.

Der Marquis von Custine ist ein Enkel des berühmten Generals, verlor seinen Großvater und Vater durch das Beil der Guillotine, und gehörte, wie durch Geburt und Stand, so auch durch Sinn und Streben von jeher der royalistisch-kirchlichen Denkart an. Zuerst aufgetreten als Schriftsteller ist er, unsres Wissens, durch eine Novelle „Aloys“, in welcher höchst eigenthümliche Lebensverwicklungen und innere Erfahrungen spielen, und endlich durch katholische Frömmigkeit abgeschlossen und beruhigt werden. Darauf gab er unter dem Titel *Mémoires et voyages* eine Reihe von Reisebildern aus Italien und England, voll geistreicher Ansichten und Bemerkungen, die durch eine lebhaft und anmuthige Schreibart noch besonders gehoben sind. Der gegenwärtige Roman vereinigt die beiden Richtungen des Verfassers, welche bisher getrennt erschienen waren, sichere Auffassung der äußern Welt, Schilderung der Natur und der Lebensverhältnisse, und daneben Aufschließung der inneren Gemüthswelt, leidenschaftliches Wesen der Herzen, und Drang und Hinweisung zum Religiösen. Seiner Dichtung liegt unstreitig Wahrheit zum Grunde, wir möchten die einzelnen Bestandtheile, Bilder wie Gefühle, sämmtlich aus dem Leben entlehnt glauben; nur die Anlage, durch welche sich alles zu einem Ganzen reiht, ist erfunden, und sehr glücklich erfunden. Der Verfasser

hat ein ganz neues und überaus reiches Triebwerk angewandt, wie dasselbe noch in keinem Romane vorkommt. Der Held ist ein junger Mann, der sich auf den Wogen der Eitelkeit und des Genusses dahintragen läßt, die Gunst des Augenblickes wahrnimmt, und als eine solche auch den Besitz einer reichen Erbin betrachtet, die er ihres Vermögens wegen heirathen will, ungeachtet sie sehr häßlich ist. Er bekennt seine Zwecke und Meinungen, ist aber im Innern besser als diese, und er muß sich in die Häßliche, die er nur zu heirathen dachte, leidenschaftlich verlieben. Sie aber, die ihn schon liebte, als er sich und sie noch mißkannte, muß ihn verachten, da man ihr seine Denkart enthüllt; und dieser Keim des Unheils entwickelt sich nun fort und fort, unter stets erneuertem Verkennen und Leiden, zu un widerrufflicher Trennung, zum völligen Untergange. Der Verfasser hat von beiden Motiven, der ächten Liebe, welche das Herz eines sich selbst herzlos glaubenden Mannes ergreift, und dem Mißtrauen eines Mädchens, die das Erwünschte in dem falschen Scheine nicht zu erkennen vermag, allen reichsten Vortheil gezogen, und ein großes, tiefes, verhängnißvolles inneres Leben an den Tag gestellt. Wo die äußere Welt der Geselligkeit, ihre Bewegungen und Ränke eingreifen, finden wir die Schilderung oft allzu grell, die Personen zu sehr in Träger bestimmter Richtungen und Eigenheiten verwandelt, aber die einzelnen Zustände wahr und lebendig, die Bilder der Zeit und ihrer Verhältnisse in sprechenden Zügen vortrefflich ausgedrückt. Von besonderem Werthe ist das Gemälde der Normandie, des landschaftlichen Charakters dieser Provinz, und der Art und Sitten ihrer Einwohner. Der Verfasser, für das alte Frankreich gestimmt, verläugnet keineswegs die traurige Rolle, welche dieses in der unreinen Vertretung spielt, die sich demselben im Gemisch und Kampfe der Neuerungen aufgedrängt hat. Er verehrt das Königthum, aber den Hof, wie er sich gestaltet hat, giebt er preis; die katholische Religion ist ihm heilig, aber in dem falschen Treiben ihrer unredlichen Diener sieht er nicht das Priesterthum; ebensowenig will er die beschränkte Gemeinheit des Volks und die Aristokratie in ihrer Entartung vertheidigen. Mit großer Geistesfreiheit sondert er die falschen und verdorbenen Formen von dem Wesen der Dinge, und hält sich an dies, indem er fallen läßt, was nicht bestehen kann. Er gewinnt auf diese Weise wirk-

lich ein höheres Positive, das über den Trümmern der Lebenswirren siegreich schwebt. Das Höchste dieses Positiven ist ihm die katholische Kirche, seine letzte Zuflucht und Tröstung der katholische Priester, dessen Auftreten und Wirken allein die Stürme der Welt zu beruhigen vermag. Zwar in dem Verlaufe des Romans selber hat dieses Element keine Stelle gefunden, die Geschichtserzählung führt alles dem Verderben zu, und ohne die Lehre und Warnung, welche der Verfasser als solcher eigends hinzugesellt, wäre der Ausgang einer der verzweiflungsvollsten. Auf diese Weise jedoch, indem der Autor gleichsam neben seiner Darstellung mitwandelt, und durch persönliche Meinung ergänzt, was er als Dichter unvollständig läßt, nimmt das Buch eine seltsame Gestalt; es ist weniger als ein Kunstwerk, und mehr; es ist ein Buch voll wahren Lebensgehaltes, indem es die Erfahrungen, Gefühlswesen, Ansichten und Hoffnungen eines eigenthümlichen, reichbegabten, in der Fülle der Welt wie in den Tiefen der Seele heimischen Menschen darlegt. Wenn zuweilen die ordnende Kunst und die Maßverhältnisse des Meisters vermisst werden, — wie dies besonders in dem allzu starken Gebrauche des Zufalls häufig eintritt, — so fehlen doch Talent und Anmuth nicht, und das Ganze durchblitzen unzählige feine Züge der schärfsten Beobachtung, die treffendsten Bemerkungen, die geistreichsten und gewichtigsten Betrachtungen. Selbst für die politische Beurtheilung des heutigen Frankreichs gewährt das Buch eine schätzenswerthe Ausbeute, und es ist wohlthuend, dieses Land nebst seinen Zuständen einmal aus dem Standpunkt einer eigenthümlichen Gemüthsart betrachtet zu sehen.

Hr. von Custine kennt Deutschland und seine Literatur. An einer Stelle seines Buches werden die Wahlverwandtschaften von Goethe angeführt, jedoch mit einem Mißverständnisse, der freilich auch in Deutschland noch oft genug vorkommt. Er meint nämlich, der Goethe'sche Roman lehre die Auflösung der Ehe und vernichte deren Heiligkeit. Dies ist allerdings der Stoff des Buches; aber nicht sein Inhalt. Wann wird man diese Verwechslung aufhören sehen? Wäre es richtig, wäre es erlaubt, den Inhalt lediglich nach dem Stoffe zu deuten, welches

Verdammungsurtheil würde Hr. von Custine gegen sein eignes Buch auszusprechen haben? Wir sind weit entfernt, diesem solche Mißdeutung zu geben, wie er sie den Wahlverwandtschaften giebt, über deren reinen und hohen Gehalt die Tagesmeinung irren konnte, die späteren Leser aber sich mehr und mehr verständigen werden, und hiezu durch Weisse's und Göschels eindringende Erörterungen schon trefflichst angeleitet sind. —

Varnhagen von Ense.

## CVI.

*Due opuscoli archeologici di Niccolò Maggiore. Palermo dalla tipographia del Giorn. letterario. 1834. 8. S. 44 mit einer Kupfertafel.*

Eine Publication von eiqigem Interesse für die architektonischen Alterthümer Siciliens. In dem ersten Aufsätze, Bemerkungen auf einer antiquarischen Reise von Palermo über Girgenti, Selinus und Segesta zurück, beschäftigt sich der Verf hauptsächlich mit dem Beweise, wie unsicher alle traditionellen Benennungen der Agrigentischen Tempel, mit Ausnahme des großen Juppiterstempel, sind: besonders zeigt er die Unrichtigkeit der Benennungen *Tempel der Concordia* und *Juno Lucina* — vollkommen genügend. Ueber die nunmehr zu Ende gebrachten Ausgrabungen im Theater von Segesta, von denen er interessante Kunde giebt, sehen wir das Genauere im Zusammenhange in den *Antichità della Sicilia* vom Duca Serradifalco entgegen. Die nach der Versicherung des Hrn. Maggiore genauer als bisher copirte Inschrift in *Erice* macht immer noch große Ansprüche an den Scharfsinn eines Erklärers. Sie ist: *ἡμετέραν τε καὶ τοῦ καυκίου λυκίου υἱοῦ περὶ τοῦ πατρὸς λυκίου σίσυφι . . . ἐργασίας χιλ. αργήρας*. Der zweite Aufsatz handelt von den sogenannten Giganten in den Ruinen des Juppiterstempel zu Agrigent, to lossale Tragstatuen, wie es scheint, deren drei noch im spätem Mittelalter standen und in das Stadtwappen von Agrigent aufgenommen wurden. Herr Maggiore stellt gegen Cockerell und andere Restauratoren seine Ansicht auf, daß sie in den Pfeilern der Cella nischenartig eingefügt waren, wogegen sich nichts Bedenkliches einwenden lassen wird, da es doch scheint, daß Cockerell's Restauration als zu kühn beseitigt werden muß.

C. G. K.

Juni 1835.

CVII.

*Le Antichità della Sicilia esposte ed illustrate per Domenico Lo Faso Pietrasanta Duca di Serradifalco, socio di varie Accademie. Volume II. (le antichità di Selinunte.) Palermo presso Andrea Altieri, 1834. 108 Seiten Text und Noten, 35 Kupfertafeln oder lithogr. Blätter. Fol. (Aus Leipzig durch die Brockhausische Buchhandlung zu beziehen.)*

Die Antiquitäten eines so reichen und klassischen Landes, wie Sicilien ist, verlangen von Zeit zu Zeit neu bearbeitet zu werden, weil die Entdeckungen bei dem wiederbelebten und rastlos fortschreitenden Interesse der Untersuchung sich häufen, und der Fortschritt der Wissenschaft eine andere und andere Behandlung wünschenswerth macht. Der Vf. des vorliegenden Bandes will sie nach einem umfassenden Plan, mit Segesta beginnend, der alten Straße an den Küsten herum über Selinus, Agrigent, Acrä, Syracus, Catana, Tauromenium, Tyndaris, bis Soluntum folgend, beschreiben. Er hat diesen Band, der die Beschreibung der Alterthümer von Selinus enthält, und der zweite mit Rücksicht auf den ganzen Plan heisst, zuerst ans Licht gestellt, weil er sobald als möglich seinen eignen trefflichen Fund von fünf Metopenreliefs den Freunden des Alterthums mittheilen wollte. Inzwischen sind auch die Ausgrabungen am und im Theater von Segesta beendigt worden, und der erste Band, der, zugleich mit der Beschreibung des alten Segesta, auch dasjenige Allgemeine, was die ganze Insel betrifft, als Einleitung zum großen Werke enthalten soll, wird unmittelbar dem vorliegenden Bande folgen. Wir dürfen dem Unternehmen den besten Fortgang versprechen. Der edle Verfasser, schon früher durch einige archäologische Abhandlungen bekannt, ist von dem eifrigsten Eifer erfüllt, die Alterthümer sei-

nes Vaterlandes aufzubellen; die Theilnahme seiner Landsleute unterstützt ihn dabei, die Litteratur des Auslands ist ihm nicht unbekannt, und namentlich sind wir durch seine Kenntniß der neusten deutschen Litteratur dieses Faches überrascht worden. Es ist also zu wünschen, daß auch diesseits der Alpen das kostbare Unternehmen von den Freunden der Kunst und des Alterthums begünstigt werde und ermuthigender Antheil sich ausspreche.

Der vorliegende Band zerfällt in drei Abtheilungen, indem zuerst von der Geschichte der Stadt, dann von den architektonischen Ueberresten derselben, und zuletzt von den Skulpturen, die erst im letzten Decennium aufgefunden sind, gehandelt wird. In den Noten zu jedem dieser drei Theile werden die Citate und weiteren gelehrtten Beweise beigebracht.

Die *Geschichte* der Stadt Selinus ist in vollkommen genügender Ausführlichkeit vorgetragen worden. Das Resultat ist dies, daß Selinus von seiner Stiftung 628 vor Chr. bis zu seiner ersten Zerstörung durch die Karthager im Jahre 409 als die mächtigste Stadt im westlichen Theil der Insel blühte. Durch Gränznähe mit dem benachbarten Segesta veranlaßte es endlich die Feldzüge der Athener nach Sicilien, dann die Ausbreitung der Karthagischen Macht auf der Insel und seine eigne Zerstörung. Aber nach derselben erstand es von neuem durch exilirte Syrakusaner, wahrscheinlich in dem engeren Umkreise der jetzt sogenannten Akropolis, auf dem westlichen der beiden mit Ruinen bedeckten Hügel. Auch diese Stadt wurde nochmahls von den Karthagern im ersten Römischen Kriege um 250, als sie sich auf die Behauptung der westlichsten Vorgebirge der Insel beschränkten, aus militärischen Rücksichten zerstört, die Einwohner nach Lilybäum verpflanzt. Einen Wiederaufbau der Stadt und eine dritte Zerstörung durch die Saracenen im Mittelalter stellt der Hr. Duce wegen Mangels an genügenden Beweisen in

Abrede — anders als unser gelehrte Mitarbeiter, Hr. Reinganum, der in seinem Buche *Selinus und ihr Gebiet* (Leipzig 1827. 8.) dem ältesten der Sicilischen gelehrten Antiquare, dem Fazellus, folgend den endlichen Untergang der Stadt in das Jahr 827 nach Chr. setzt. Diese Schrift des Deutschen Gelehrten scheint unser Sicilische Verf. nicht aus eigener Ansicht zu kennen; er citirt zwar einmahl etwas undeutlich wahrscheinlich eine Recension derselben „V. anche Göttling in Reinganum Ueber Selinus, Hermes p. 243,“ in Betreff des Stiftungsjahres der Stadt, die Abhandlung selbst aber nirgends. Sie würde ihm sonst noch einige Beiträge zu seinem Zweck geliefert haben und verdiente jeden Falls berücksichtigt zu werden. Der Hr. Duca ist darin vollständiger, daß er unter den litterarisch berühmten Selinuntiern auch des alten Dichters Aristoxenus gedenkt, den Hr. Reinganum anzuführen vergessen hat; s. Hephæstion p. 45 edit. Lond. aus welcher Stelle hervorgeht, daß Aristoxenus älter als Epicharmus gewesen und das anapästische Metrum geübt hat. Aber wiederum übergeht der Hr. Duca die Münzen von Selinus, wohl mit Unrecht, da aus denselben interessante Belege über die Verehrung des Flusses Hypsas und das städtische Wahrzeichen den *Eppich* zu entnehmen sind. Der S. 4 erwähnte Rhodier *Pentalo* ist richtiger *Pentatlo* (Pentathlus), und war Bundesgenoss der Selinuntier, nicht der Segestaner, so daß es auf derselben Seite nicht *pei primi* heißen muß, sondern *pei secondi*. Ferner sind p. 8 nicht *seicento condotti nell' interno dell' Africa*, sondern *cinque mila*, wie Diodor 13, 57 entschieden sagt. Der Hr. Verf. liefs sich doch nicht etwa durch das Zahlzeichen der Lat. Uebersetzung 100 täuschen? Eine treffliche Zugabe zur Abhandlung ist die genaue Karte der Gegend mit Angabe der zerstreuten Ruinen.

Diese Tempelüberreste werden in der zweiten Abtheilung des Werkes behandelt und nach sicheren Grundlagen restaurirt. Es sind im Ganzen sieben in zwei Gruppen. Die eine westliche Gruppe innerhalb der sogenannten Akropolis besteht aus 4, die andere weiter östlich gelegene aus 3 Tempelruinen. Zu der letztern gehört der kolossale Hypäthros, der nach dem Zeustempel in Agrigent der größte aller antiken Tempelruinen überhaupt ist. Ja er weicht diesem nur in der Breite und im Diameter der Säulen, sonst ist er etwas länger, indem er 425 Palmen, jener nur 417 mißt. Aber die Breite macht den Unterschied bedeutend, indem der Agri-

gentische Tempel 203, der Selinuntische 192 Palmen Breite hat. Er hat der ganzen Gruppe mit Recht den heutigen Namen *Riesenpfiler* gegeben. Auf der dritten Tafel werden die Grundrisse aller sieben Tempel nach gleichem Maafsstabe zusammengestellt; Grundriß, Aufrifs und die merkwürdigsten Architecturstücke der einzelnen Tempel sind auf den folgenden Platten gegeben; die Maafse der Theile sind genau verzeichnet nach Sicilianischen Palmen, die sich zum Französischen Fuß wie 1 zu 1,26 verhalten. Alle Selinuntischen Tempel gehören mit Ausnahme einer kleinen Capelle auf der Akropolis zur Gattung *peripteros*; der kolossale Hypäthros hat aufer der Vorzelle noch eine Säulenhalle und zeichnet sich durch die Angemessenheit seiner Verhältnisse ungemein aus: 8 Säulen in Front, 17 auf den Seiten, Vorhalle von 4 Säulen in Front und 2 in der Tiefe. Der feste Kalkstein der Gebäude brach eine gute deutsche Meile nordwestlich von Selinus in Steinbrüchen, die ganz zu Tage liegen und gleichsam eben erst verlassen worden sind. Es ist bekannt, daß nur etwa 10 Säulen im Ganzen noch stehen, und daß die meisten mit einer solchen Regelmäßigkeit niedergeworfen liegen, daß man daraus auf eine Zerstörung durch ein Erdbeben geschlossen hat. Wahrscheinlich ist dies aber nur eine Folge der planmäßigen Räumung der Stadt durch die Karthager und der Auswanderung ihrer Einwohner, die keinen Nachfolgern Ansiedelung auf ihrem heimatlichen Boden gestatten wollten. Der Graus der Verwirrung und der Sieg der Zwietracht über die friedliche Kunst der Alten, der auf jeden Reisenden heutiges Tages einen tiefen melancholischen Eindruck macht, tritt auf der ersten lithographirten Tafel hervor, die einen mahlerischen Prospect von dem Hügel der Akropolis auf das Feld der Ruinen giebt.

Ein besonderes Interesse gewähren diese architectonischen Ueberreste noch durch einen lange verkannten oder nicht hinlänglich beachteten Umstand. Mehrere von diesen Tempeln geben deutliches Zeugniß von der bei den Alten häufig geübten Kunst des farbigen Anstrichs der Gebäude, dergestalt, daß nicht etwa bloß das ganze Gebäude einen gleichförmigen Anstrich des aufgetragenen Stucks erhielt, sondern daß die architectonischen Linien und Ornamente durch abwechselnde Farben, weiß, schwarz (oder aschgrau), blau, grün, gelb und roth hervorgehoben wurden. Nach Tafel VII (über den kleinen Tempel B auf der Akropolis) ist die Grund-

farbe des Gebäudes und der Säulen blaßgelb, das Band des Architravs und die Leisten des Hauptgesimses sind roth, die Triglyphen und die Riemchen unter ihnen blau, die Kanäle schwarz, die Tropfen weiß u. s. f. Aehnlich die architektonischen Ornamente an den Tempeln E und F ausserhalb der Akropolis auf den Tafeln XVII und XX. Auch die Metopen des Tempels C auf der Akropolis haben einen farbigen (rothen) Grund, und die Skulpturen in denselben sind durch farbigen Anstrich einzelner Theile gehoben. Man denke sich den festlich heiteren Anblick eines so geschmückten Bauwerks: wir fürchten nicht, daß die großartige Schönheit der Architectur darunter litt, wenn der Anstrich nur den Zweck hatte die architektonischen Glieder abzusondern. Der Verf. stellt darüber S. 26 flgd. interessante Thatsachen zusammen, aus denen er die *Allgemeinheit* des Gebrauchs folgert, den man bisher aus Vorurtheil entweder ganz verkannt und gemißbilligt oder nur wenig beachtet habe. Er leitet ihn aus Aegypten, als dem Vaterlande der höheren Baukunst, ab. Nur deshalb, sagt er, sprechen die Alten nicht davon, weil er ganz gewöhnlich gewesen. Die Sache selbst leidet keinen Zweifel, und ist in neuester Zeit von vielen Seiten her angeregt worden, besonders von *Hittorf* in seinem *memoire sur l'architecture polychrome*, welches unser Werk citirt, und von *Semper* in den Bemerkungen über bemahlte Architectur und Plastik bei den Alten, welche Schrift dem Hrn. Duca noch nicht bekannt sein konnte\*). Auch in Rom hat man an der Trajanssäule neuerdings einen nach der Verschiedenheit der abgebildeten Gegenstände wechselnden Farbenüberzug entdecken wollen. Man dürfte aber leicht, so wie früher in der Abneigung gegen allen farbigen Schmuck in der Architectur und Skulptur, so vielleicht bald auch in der Empfehlung wieder zu weit gehen. In Reliefs scheint man nur die Schlechtigkeit des Steines durch farbigen Anstrich bedeckt oder verbessert zu haben, während der Marmor ungefärbt gelassen wurde, und bei architektonischen Werken wird die Sitte nach Ort und Zeit sehr gewech-

elt haben. Von Vielfarbigkeit der Façade Römischer Bauwerke vernimmt man durchaus nichts, und die nicht seltene Erwähnung von einfachem Abweissen (albare, dealbare) der öffentlichen Gebäude in Rom (z. B. Cic. in Verr. I, 55) möchte auch dagegen zeugen. Doch verdient die Sache alle Beachtung praktischer Architecten, weshalb wir ihnen die Ansicht der Tafel VII sehr empfehlen; denn so viel ist gewiß, daß der gebildete Kunstmann der Alten an verschwärzten und unkenntlichen Ornamenten keinen Gefallen fand, sondern entweder durch bunte Färbung oder häufiges Abweissen dem Auge zu Hülfe kam.

(Der Beschluss folgt.)

### CVIII.

*Catalogue of Manuscripts in the British Museum. New Series. Vol. I. (Part I. The Arundel Manuscripts.) Printed by order of the Trustees (London) 1834. VIII. 168 S. Fol. Mit acht Kupfertafeln, welche Schriftproben und Nachbildungen von Gemälden verschiedener Handschriften darstellen.*

So wie schon früher von verschiedenen Sammlungen, welche nach und nach mit der reichen Bibliothek des British Museum zu London vereinigt worden sind, Verzeichnisse durch den Druck in glänzender Ausstattung bekannt gemacht worden sind (von den Cottonian Manuscripts im Jahre 1802 in Einem Foliobande, von den Harleian Manuscripts in den Jahren 1808 bis 1812 in vier Folianten, von den Landsdown Manuscripts im Jahre 1819 in Einem Foliobande): so eröffnet der vorliegende schöne Band, wovon die hiesige Königliche Bibliothek ein Exemplar mit colorirten Kupfertafeln der Freigebigkeit der Königl. Preuss. Gesandten zu London, Hrn. Freih. v. Bülow, als Geschenk verdankt, eine neue Reihe solcher höchst dankenswerther Verzeichnisse.

Der Verfasser dieses Verzeichnisses der Arundelschen Handschriften, Herr J. Forshall, einer der Trustees des Britischen Museums und als ein ausgezeichnete Gelehrter im Fache der Aramäischen Sprachen bekannt, theilt in der Vorrede die Geschichte der von ihm beschriebenen Sammlung mit; und wir heben aus dieser Vorrede die nachfolgenden Notizen aus. Die Arundelsche Sammlung verdankte ihre Entstehung dem Thomas Earl von Arundel, Enkel des bekannten im Jahre 1572 wegen seines Einverständnisses mit Maria Stuart verurtheilten und hingerichteten Herzogs Thomas von Norfolk (s. Fr. v. Raumer Gesch. Europa's seit dem Ende des 15 Jahrh. Th. II. S. 527—529). Thomas Earl von Arundel (geb. 1592, gest. zu Padua 1636), obgleich die Theilnahme seiner Vorfahren an mißlungenen politischen Umtrieben eine beträchtliche Verminderung des Vermögens und Einflusses seiner Familie zur Folge gehabt hatte, verwandte gleichwohl bedeutende Summen auf die Unterstützung von Gelehrten und Künstlern und sammelte mit leidenschaftlichem Eifer Merkwürdigkeiten für Kunst und Wissenschaft; Camden und Selden waren seine vertrauten Freunde, der berühmte

\*) Bei dem Abdruck dieser Anzeige geht Ref. auch eine Abhandlung von Dr. Franz Kugler über die Polychromie der Griechischen Architectur und Skulptur und ihre Gränzen, Berlin 1835, zu. Diese Gränzen sind in der Architectur keine andern, als wie sie an den Selinuntischen Bauwerken erscheinen, aber in den wenigsten Fällen scheint die bunte Färbung so weit geführt zu sein.

Kupferstecher Wenceslaus Hollar wurde durch ihn aus Prag nach London gezogen, und für die Sammlung des Daniel Nice von Münzen, geschnittenen Steinen und andern Merkwürdigkeiten bezahlte er mit Einem Male 10,000 Pfund Sterling. In seiner Sammlung befand sich die berühmte, von seinem Enkel Heinrich Howard, Herzog von Norfolk, der Universität Oxford geschenkte Parische Chronik, deren Wichtigkeit für die ältere griechische Geschichte und Chronologie von Böckh im zweiten Bande des *Corpus inscriptionum graecarum* in einer höchst lehrreichen Weise von Neuem geltend gemacht worden ist. Als die Sammlungen des Grafen Arundel nach dessen Tode zerstreut wurden, so kamen durch Schenkung des eben gedachten Herzogs Heinrich von Norfolk im Jahre 1681 die gedruckten Bücher des Grafen in den Besitz der Royal Society, und die Handschriften desselben wurden zwischen dieser gelehrten Gesellschaft und der in den Fächern der Heraldik so wie der Geschichte und Alterthümer von Großbritannien sehr beträchtlichen, Bibliothek des *College of Arms* getheilt. Von dieser beträchtlichen ehemaligen Arundelschen Bibliothek gingen die Handschriften, welche der Royal Society zugefallen waren, im Jahre 1831 vermöge einer Vereinbarung zwischen jener Gesellschaft und den Trustees des Britischen Museums an das letztere über, mit Ausnahme eines Chartulariums über verschiedene Grundbesitzungen der Familie Howard, welches die Royal Society an den jetzigen Herzog von Norfolk zurückgab, und der Handschriften in der Hebräischen und andern Morgenländischen Sprachen, die noch gegenwärtig im Lokale der Royal Society in Somerset House aufbewahrt werden.

Die Zahl der nunmehr in der Bibliothek des Britischen Museums befindlichen Arundelschen und in dem vorliegenden Kataloge verzeichneten Handschriften beträgt 550, welche der Graf Thomas von Arundel zum größern Theil auf seinen Reisen vorzüglich in den Niederlanden und Italien gesammelt zu haben scheint. Mehrere jener Handschriften befanden sich ehemals in deutschen Büchersammlungen, zehn derselben wanderten aus der Bibliothek des Carthäuser Klosters zu Mainz nach England, eine noch beträchtlichere Zahl war ehemals das Besitzthum des Nürnberger Patriciers Johann Pirckheymer, des Urenkels von dem als Numismatiker und lateinischen Dichter berühmten Bilibald Pirckheymer, und auch das Marienklöster zu Eberbach hat einen Codex (No. 490) beigezeichnet. Die Arundelsche Sammlung ist nicht reich an alten Manuscripten classischer Schriftsteller; denn wir können für die römische Litteratur nur *Plinii historia naturalis* und den paläographisch sehr merkwürdigen Sallust, beide aus dem zwölften Jahrhunderte, von welchen auch schöne Facsimile's mitgetheilt werden, und den Codex von *Isidori Originis* aus dem zehnten Jahrhunderte, von welchem ebenfalls ein Facsimile gegeben worden ist, als wichtig bezeichnen; und unter den wenigen griechischen Handschriften verdienen nur genannt zu werden die *Codices* des Thucydides und des Hephæstion, beide auf Papier aus dem funfzehnten Jahrhunderte, und in paläographischer Beziehung die Handschriften der Homilien des Basiliius und des Johannes Chrysostomus, deren erstere in das sechste Jahrhunderte, die andere in das elfte Jahrhunderte von

Herrn Forshall gesetzt werden. Wir erwähnen jedoch unter den griechischen Handschriften noch der Chronik von Cypern in den Jahren 1456 bis 1474 (No. 518.), welche für die Geschichte von Cypern in dieser Zeit nicht unwichtig zu sein scheint; auch der unter No. 516 angeführte Codex der Novellen mag der Berücksichtigung werth sein. Dagegen ist die Arundelsche Sammlung sehr reich an wichtigen Handschriften für die Geschichte und die Sprachen der drei vereinigten britischen Reiche, unter welchen wir einen Pergamentcodex aus dem vierzehnten Jahrhunderte im Dialekte der Grafschaft Kent, den *Bestiarius* in englischen Versen aus dem dreizehnten Jahrhunderte, den lateinischen Psalter mit Angelsächsischen Interlinearglossen aus dem elften Jahrhunderte, die Pergamenthandschrift der dem Johann Wickliffe zugeschriebenen englischen Bibelübersetzung aus dem funfzehnten Jahrhunderte, den Codex in irischer Sprache medicinischen und philosophischen Inhalts aus verschiedenen Zeiten vom dreizehnten bis funfzehnten Jahrhunderte No. 333, so wie die Handschrift No. 285, welche Gedichte und prosaische Aufsätze in schottischer Sprache aus dem sechzehnten Jahrhunderte enthält, auszeichnen. Auch eine schöne und mit Gemälden gezierte, aber leider! verstümmelte Handschrift der Chronik des Johann Froissart, welche auf mehreren Randgemälden die Strausfedern und den Wahlspruch des Prinzen Arthur von Wales, des ältern Bruders von König Heinrich VIII.: „pour elle“ darstellt und wahrscheinlich für diesen Fürsten geschrieben wurde, findet sich in dieser Sammlung. Unter den Handschriften für die deutsche Geschichte empfehlen wir denen, welche mit der Geschichte des Kaisers Sigismund sich beschäftigen wollen, den Codex No. 6, so wie auch die Handschriften der Chronik des Otto von Freysingen aus dem funfzehnten, der Chronik des Regino aus dem zehnten Jahrhunderte, und der gleichzeitigen Chronik von Trier bis zum Jahre 1131 genannt zu werden verdienen; ein deutscher Bibliothekar würde sich übrigens bei dem Codex No. 371 nicht auf die Angabe beschränken haben: *Nomina rectorum civitatis ejusdam in Germania*, da es wahrscheinlich leicht sein wird, die *civitatem* *quandam* zu ermitteln. Endlich erwähnen wir noch der Handschrift No. 263, welche mehrere sehr merkwürdige Aufsätze von Leonardo da Vinci's eigener Hand mittheilt, unter andern nach der Bezeichnung des Herrn Forshall *Payments made for colours* und *Directions for an equestrian portrait of Mess. Antonio Grimaldi*, und der für die Geschichte der Musik nicht unwichtigen Handschrift No. 248 aus dem vierzehnten Jahrhunderte, in welcher sich mehrere mit Melodie versehenen lateinische und englische geistliche Lieder finden; so wie in palaeographischer Beziehung des medicinischen Codex No. 166 aus dem neunten Jahrhunderte und einer der ältesten bekannten Handschriften auf Lumpenpapier No. 266, welche eine lateinische Uebersetzung der *Phænomena* des Aratus enthält.

Die Angaben des Herrn Forshall von dem Inhalte der verzeichneten Handschriften sind sehr kurz gefaßt, und geben nur von weniger bekannten Werken die Anfänge; weitere Mittheilungen finden sich nur selten. Vorzüglich dankenswerth sind aber die 8 12 mitgetheilten Sprachproben aus dem vorhin erwähnten, in dem Dialekte der Grafschaft Kent geschriebenen Codex. Dagegen vermißt man ungern bei vielen weniger bekannten Artikeln die Angabe, wann und wo sie bereits gedruckt worden.

Die Facsimile's der Schriftarten und Gemälde aus dreifig, für die Palaeographie und Kunstgeschichte, merkwürdigen Handschriften der Arundelschen Sammlung zeichnen sich durch eine sehr saubere Ausführung aus und scheinen auch das Verdienste der Treue nicht zu ermangeln; wir bedauern nur, daß Hr. Forshall sich bei den Facsimile's der Schriftarten überall auf so wenige Zeilen beschränkt hat, daß sich dadurch kein ganz sicheres Urtheil über das Alter der Handschriften gewinnen läßt; indeß sind uns doch die Angaben des Hrn. Forshall über das Alter der *Codices* 166, 213 und 386 nach den daraus mitgetheilten Facsimile's zweifelhaft geworden.

Möchten die Trustees des Britischen Museums diesem schönen Bande bald ähnliche verdienstliche Mittheilungen folgen lassen!



N<sup>o</sup> 107.

# J a h r b ü c h e r

f ü r

## w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Juni 1835.

*Le Antichità della Sicilia esposte ed illustrate per Domenico Lo Faso Pietrasanta Duca di Serradifalco.*

(Schluß.)

Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit den Skulpturüberresten der Tempel, so viele bis jetzt mehr oder weniger beschädigt aus den Trümmern hervorgezogen sind. Es sind jetzt 10 Metopenreliefs entdeckt, 5 wurden im Jahre 1823 von den Englischen Architekten Harris und Angell gefunden und von dem letztern in dem Werke *Sculptured Metopes discovered amongst the ruins of the ancient city of Selinus* London 1827 zuerst bekannt gemacht. (S. unsers Hirt Recension in den Jahrbüchern für wissensch. Kritik Jahrg. 1830 nr. 22.). Fünf andere viel besser erhaltene hat der Duca di Serradifalco selbst aus den Trümmern hervorgezogen. Sie werden jetzt hier sämmtlich in lithographirten Abbildungen zusammengestellt, beschrieben und erklärt. Von den fünf erstern gehören 3 zu dem mittlern Tempel auf der Burg, dessen 10 Metopen in der Front mit Reliefs aus demselben feinen Kalkstein des Gebäudes ausgesetzt waren; die Englischen Architekten waren aber nur im Stande drei der mittelsten mit gehöriger Sicherheit aus den einzelnen Bruckstücken wieder zusammenzusetzen. Der Hr. Verf. leitet die Beschreibung derselben mit einer tüchtigen und gelehrten Abhandlung über die Entwicklung der Griechischen Kunst aus der Aegyptischen ein; er zeigt wie lange der Aegyptische Stil noch in Griechenland bestand, und wie erst allmählig die Fesseln der hieratischen Einförmigkeit abgestreift wurden und die Nachahmung der schönen Natur in zahlreichen Athletenbildern und Weibgeschenken die Oberhand gewann. In diesen 3 Reliefs zeigt sich schon Naturwahrheit, aber noch beherrscht von dem Gesetz des dädalischen und hieratischen Stils. Der Inhalt der Darstellung kann nach den darüber geführten Verhandlungen

(s. Böttiger's Amalthea, Band III. S. 307 flgd.) nicht mehr zweifelhaft sein. Auf der von der Mitte am meisten entfernten Metope ist Herakles, der die beiden gebundenen Kerkopen, die Köpfe nach unten, auf einem Tragebalken fortträgt; auf der nächsten Perseus, der der monströsen Gorgone den Kopf abschneidet, neben ihm Athene; auf der mittelsten eine Quadriga mit zwei zur Seite stehenden weiblichen Gebilden und einer sehr beschädigten Figur auf dem Wagen. Der Hr. Duca erklärt sich für Pelops Wagenkampf und bringt zur Unterstützung seiner Ansicht die Abbildung eines ähnlichen Reliefs bei; aber die Sache bleibt zweifelhaft, und Ref. sieht nicht ein, warum es nicht vielmehr das Viergespann der Athene selbst sein sollte.

Die zwei folgenden Reliefs von dem mittelsten der Tempel aufserhalb der Burg sind nur in ihrer unteren Hälfte erhalten. Sie stellen den Sieg einer weiblichen Figur über einen zu Boden liegenden männlichen Krieger dar. Der Hr. Herzog glaubt, den Sieg der Athene über den Giganten Pallas, und den der Artemis über den Giganten Gration, indem er ausführt, daß die Giganten bisweilen auch ohne Schlangenfüße dargestellt seien. Der Stil dieser beiden Reliefs nähert sich schon dem Vollendeten: der Verf. bemerkt die unzweifelhafte Aehnlichkeit mit dem Stil der Aeginetischen Bildwerke.

Einen noch höheren Grad von Vollendung in leichter und mannigfaltiger Bewegung und Genauigkeit der Ausführung zeigen aber die von dem Herzog selbst im Jahre 1831 entdeckten Reliefs der Metopen am südlichsten der drei Tempel aufserhalb der Burg (E), die auf Tafel 30—34 dieses Werks treu abgebildet sind. Es ist der Beachtung werth, daß diese Ornamente die Metopen der Vor- und Hinterzelle dieses Tempels schmückten, während die Metopen am Porticus desselben ohne Skulpturen waren. Köpfe und äußerste Gliedmaassen sind meist von weißem Griechischen Marmor eingesetzt, das Uebrige aus dem feinen weißlichen Kalkstein gear-

beitet, der in der Nähe der Stadt gebrochen wird. Daraus geht hervor, daß mit Ausnahme des Marmors das Uebrige einen Farbenanstrich gehabt hat, von welchem aber der Herausgeber wohl keine sichtbaren Reste mehr gefunden haben muß, weil er nicht davon spricht. Das erste dieser Reliefs stellt Apollo vor, der die Daphne verfolgt, ist aber sehr beschädigt. Das zweite Minerva, woran nicht zu zweifeln ist, in Begriff einen männlichen Krieger zu tödten: er sinkt schon; Minerva dringt auf ihn ein. Der Hr. Herzog hält ihn für den Giganten Pallas, wogegen nichts Erhebliches zu erinnern. Die dritte Darstellung ist Actæon von Hunden zerfleischt, sehr ausdrucksvoll. Diana, sonst nicht eben charakteristisch gebildet, steht dabei. Das vierte Relief enthält eine weibliche Figur, die den Schleier mit beiden Händen von ihrem Gesichte weghebt, eine sitzende männliche bis auf die Hüften entblößt, hält sie bei dem linken Arme fest. Der Hr. Herzog erklärt, es sei *Semele*, welche Juppiter an die Erfüllung seiner Zusage ihr in seiner göttlichen Gestalt zu erscheinen, mahne. Er zweifelt aber selbst an der Richtigkeit seiner Erklärung. Auch Ref. meint anders. Juppiter ist nicht zu verkennen: er blickt verlangend. Die Göttin vor ihm ist die eheliche Juno, an ihrem Diadem und dem Schleier kenntlich, eine würdig gehaltene göttliche *survolata* von schöner Arbeit \*). Die fünfte Gruppe ist Herkules in jugendlicher Gestalt, mit der Linken einen Gegner am Helme fassend, mit der Rechten ausstosend, um ihm den letzten Schlag beizubringen. Nach der Zeichnung könnte man noch zweifeln, ob dieser Gegner die Amazonenkönigin Hippelyte wäre; man könnte an einen der Minyeischen Krieger denken, von deren Bedrückung Herkules, seine

erste Waffenthat, Theben befreite. Aber daß es eine weibliche Figur sei wird durch eine andere Bemerkung entschieden, daß Kopf, Hände und Füße von weißem Marmor sind, und daß dies auf diesen Reliefs durchweg allein bei den weiblichen Gestalten der Fall ist. Hiermit ist die Bemerkung zu verbinden, daß auch auf Vasenbildern häufig Frauenzimmer durch die weiße Farbe bei Kopf, Händen und Füßen unterschieden werden. (Vergl. Hrn. *Maggiore's* kleine Abhandlung *Festa nuziale nel dipinto di un antico vaso plastico, Palermo 1832, p. 6 sq.*).

Wir haben, wie der edle Verf. zuletzt ausführt, in diesen Skulpturen verglichen mit denen an den Athenischen Bauwerken, die deutlichsten Belege von dem Gange, den die Griechische Kunst bis zu ihrer vollendeten Ausbildung genommen hat \*). Auch in der Architektur ist bei großer Aehnlichkeit der Anlage im Ganzen der Fortschritt von dem ältesten Tempel auf der Akropolis (demselben, dessen Metope den Herkules Melampyges mit den Kerkopen vorstellt) bis zu dem kolossalen Hypäthros auf dem östlichen Tempelhügel nicht zu verkennen. Dieser scheint sogar noch nicht ganz vollendet gewesen zu sein, als Selinus nach schöner immer steigender Blüthe in die Gewalt der feindseligen

\*) Es kommt uns rechtzeitig ein kleiner Aufsatz über die Selinuntischen und Olympischen Metopen von unserm verehrten *Hirt* zu, der in diesen Tagen am Geburtsfeste der ewigen Roma gelesen wurde. Er küßert sich darin über diese Gruppe folgendermaßen: „Es ließe sich hier an die eifersüchtige Juno denken, die sich dem Juppiter entzogen hatte, bis der Gott die List erdachte, daß er wirklich mit einer Geliebten umherzöge. Worüber Juno, um sich hiervon zu überzeugen, eilend herbeikam. Aber da sie anstatt einer Geliebten nur eine hölzerne Figur fand, söhnte sie sich mit dem Gemahl, der sie am Arme festhält, sobald wieder aus. (Paus. IX, 3.) Indessen hat die Erklärung des Herausgebers auch nichts gegen sich, daß es Juppiter sei, der der Semele auf ihren Wunsch in der Glorie des Gottes erscheine.“

\*) Es sei uns erlaubt aus dem angezogenen Aufsatz von *Hirt* noch eine Stelle über diese Kunstmonumente mitzutheilen. „Die Kunst stellt sich in den sieben (zuletzt erwähnten) Metopen schon in einer Vollkommenheit dar, daß sie sich ohne Bedenken mit den Werken aus den Zeiten des Cimon und Pericles vergleichen läßt. Die Composition der verschiedenen Gruppen, die Verhältnisse der Figuren, die Charaktere, die Zeichnung des Nackten und der Gewänder sind so gut verstanden und gemacht, daß man keinen Anstand nehmen kann, sie den Reliefarbeiten am Theseustempel und am Parthenon gleichzusetzen, und daß sie die Arbeiten der Metopen in Olympia insofern übertreffen, daß letztere wegen der größeren Entfernung vom Auge und der Höhe ihrer Stellung weniger ausgearbeitet sind. Dabei dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß man in dem Stil der Selinuntischen Reliefs noch Einiges wahrnimmt, was an die frühere Epoche erinnert, wie die Haarbildung des Actæon und des Juppiter, und die gesuchte Fältelung der weiblichen Gewänder, welche übrigens aufs Zierlichste und mit einer gewissen Großartigkeit bewegt und ausgeführt sind, wie die Minerva und die Semele (Juno), auch die Amazone darthun. Solche Werke bezeichnen die Uebergangsperiode von dem Conventionalen zum Naturgemäßen und Charakteristischen in dem Zeitalter des Phidias und seiner Zeitgenossen im Beginn der achtziger Olympiaden.“

Karthager Sel. Wir sind dem Hrn. Herzog für die sorgfältige Zusammenstellung und die gelehrte Beschreibung der Architectur- und Sculpturüberreste der Stadt eine vorzügliche Anerkennung schuldig und wünschen, daß er fortfahren möge die Alterthümer seines schönen Vaterlandes zu erläutern, für dessen Ehre er glüht, cui tanto amore di patria teneramente ci stringe, sagt er Seite 54.

C. G. Zumpt.

### CIX.

*C. W. Hufeland neue Auswahl kleiner medicinischer Schriften. Erster Band. Berlin 1834. Mit Rücksicht auf die früheren Bände: Kleine med. Schriften. Bd. 1—4. Berlin 1825—28.*

Es ist eine besondere Anzeichnung in dem wissenschaftlichen Geiste Hufeland's, daß in seinen Erzeugnissen immer die Kern- und Lebensfragen der Wissenschaft hervorgehoben und sogleich der Nektar aus den Blumen der Wissenschaft darin verarbeitet ist. Die wichtigste dieser Lebensfragen jetzt von Neuem zu besprechen, müßte um so zeitgemäßer sein, als eine vorwaltende Richtung zu rein sinnlicher Anschauung und Darstellung in der Medizin die Aufmerksamkeit von derselben abgewendet oder sie überschüttet, und auf diese Weise erschwert hat, mit der Wissenschaft über die Sphäre des Ameisenlebens hinauszukommen. Es ist hier die Frage von der Erregbarkeit des organischen Lebens gemeint. Wir nehmen daher Veranlassung aus dem reichen Inhalte der kleinen med. Schriften Hufeland's vorzüglich diejenigen Abhandlungen zur näheren Theilnahme wieder vorzuführen, in denen jene Frage behandelt wird, um so mehr als diese den Kern bilden, um welchen die wissenschaftlichen Leistungen des Hrn. Verfs. krystallisirt sind. Um diese Frage dreht sich nicht nur die Lehren des Brownianismus, sondern auch ihr ist ebenso das Princip der Homöopathie und der Lehre von den gastrischen Entzündungen hervorgegangen und eben weil sie der gemeinsame Quell so einflußreicher Systeme hat werden können, wird man immer wieder auf diese Fragen hingewiesen. Das Verhältniß Hufeland's zur Erregungstheorie gehört zu den fruchtbarsten Theilen seines wissenschaftlichen Lebens, aber dieses Verhältniß ist nicht ohne bedeutende kri-

tische Bewegungen befestigt worden, mit deren Aufhören die Theorie der Medizin in Deutschland beinahe verdrängt worden wäre. Ihre wesentlichen Fortschritte sind durch die Verhandlungen über jene Streitfragen erzeugt worden, und wer dieses erkennt, wird sich über die nach ihrer Beendigung eingetretene Ruhe mit denen, welche ihre gemüthliche Eintracht über den Gang der Wissenschaft stellen möchten, nicht wie über ein höchstes Gut freuen, denn mit dieser Ruhe schreitet die Seele der Wissenschaft zu Grabe. Die Fortschritte dieser werden durch die aus ihr selbst sich entwickelnden Gegensätze geboren, und der Streit derjenigen, welche diese vertheidigen oder bekämpfen, ist die bewegende Seele des Wachstums unserer Erkenntniß und zugleich der bloße Ausdruck der in der Sache selbst liegenden Widersprüche, welche sich zu einem höheren Ganzen zu vereinigen streben. Darum ist wohl nie etwas Großes wie überall, so auch in unserer Wissenschaft vollbracht worden, ohne daß die Urheber davon ihre Principien mühsam hätten erkämpfen müssen. Auch ist es immer der Mühe werth an der Lebhaftigkeit solcher wissenschaftlichen Erörterungen Theil zu nehmen, wenn sie nur mit Ernst die Sache fördern und die Persönlichkeit dabei in den Hintergrund tritt, denn diese macht eigentlich nur das Wesen der Partheilichkeit aus, die man von dem sachlichen Gegensatz wohl zu unterscheiden hat. In diesem Betracht sind diejenigen tadelnswerth, welche, wie sie sagen, unpartheilich an keinem Gegensatz Theil nehmen wollen, denn sie entfremden sich den Sachen, wenn sie auch ihre Persönlichkeit dabei zeitlich erhalten. Größer wird aber das Verdienst um die Fortschritte der Wissenschaft, wenn jemand einen von der Zeit geforderten und erschaffenen wissenschaftlichen Gegensatz nicht bloß gegen den anderen mit Haltung und Ausdauer vertheidigt, sondern ihn in sich weiter ausbildet und zu einem organischen Ganzen gestaltet, in welchem zugleich die nothwendigen Widersprüche aufgelöst sind. In diesem Fall befand sich der Patriarch unserer heutigen Wissenschaft, Hr. Staatsrath Hufeland, indem er sich die Aufgabe machte in Deutschland den Begriff der Lebenserregung gegenüber dem Chemismus und Mechanismus einzuführen. Da diese Zeit einen Wendepunkt in der wissenschaftlichen Gestaltung der neueren Medizin bildet, dessen Wirkungen vielleicht erst späterhin in ihrer ganzen Bedeutung zur Erkenntniß kommen, so muß uns daran gelegen

sein dem deutschen Geist und Fleiß eine Arbeit zu vindiziren, deren ganzen Ursprung man wohl mit Unrecht dem John Brown zuzurechnen pflegt, während vielleicht die einseitige und unvollkommene Auffassung der Erregungstheorie durch J. Brown vorzugsweise Schuld daran ist, daß man wegen der vielen darin enthaltenen Irrthümer häufig die ganze Theorie für irrthümlich falsch gehalten, und so als etwas Widerlegtes der Vergessenheit zu überliefern sich bemüht hat. Um dieses klarer zu machen und den wahren Werth der Theorie der Lebenserregung für die neuere Medizin, wie sie von Hufeland dargestellt worden, einzusehen, wollen wir einen kurzen Rückblick auf die historischen Gegensätze der Medizin früherer Zeit werfen. Wir finden zunächst den Hauptgegensatz wissenschaftlicher Entwicklung in dem Verhältniß der Medizin der Alten zu der modernen Medizin seit der Reformationszeit. Dieser Gegensatz besteht darin, daß erst in der modernen Medizin der Begriff des Organismus als eines *selbstthätigen* Ganzen im Gegensatz des Makrokosmos zum Grunde liegt. Wie sehr man auch geneigt sein möchte in der Medizin der Alten den Begriff der Lebenserregung in ihren naturgetreuen Schilderungen des Verlaufs der Krankheiten und ihrer Krisen, besonders aber der Wirkungen der Heilkraft der Natur zu erkennen, so sieht man leicht, daß alles dieses auf die Theorie ihrer Medizin nicht den mindesten Einfluß hatte, wenn man ihre Lehre von den Elementen und Qualitäten betrachtet, deren harmonische Verbindung die Gesundheit und deren Disharmonie, durch Ueberwiegen oder Mangel, die Krankheit erzeugen sollte; denn dieselben Qualitäten waren ihnen auch die Ursache der Thätigkeiten im Makrokosmos und somit war der innere Unterschied des organischen Lebens von diesem nicht vorhanden, obgleich sie den äußeren historisch wohl kannten. Die Kur der Krankheiten, sobald die Heilkraft der Natur nicht mehr ausreichte, ging nun nach den Regeln der Wirkung der Qualitäten vor sich, deren Gegensätze sie auch in allen Arzneien als das Wirksame annahmen. Es wurden also hitzige Krankheiten mit kalten Arzneien, feuchte Krankheiten mit trockenen Arzneien u. s. w. kurirt. Die Alten wollten also nicht durch die Arzneien den Körper zu einer bestimmten Reaktion erregen, auch sahen sie die Krankheit selbst nicht als eine krankhafte Lebenserregung an,

sondern der innere Verlauf der Wirkungen der Krankheitsursachen und Arzneien war ihnen durchaus fremd, oder wurde zum Wenigsten ihren Heilideen nicht zum Grunde gelegt, indem sie die Krankheit als eine Qualität mit ihrer entgegengesetzten im Arzneimittel unmittelbar aufheben wollten.

Darum waren auch mit dem Erwachen des Begriffs der organischen Lebenserregung und deren Unterschied von den Qualitäten des Makrokosmos, jene Punkte in der Theorie der Medizin der Alten besonders Gegenstände der eifrigen, und wenn gleich wüsten und wilden doch tief ahnenden Widerlegung durch Theophrastus Paracelsus. Nachdem mit diesem der Keim vom Begriff des Erregungsprocesses, welcher den Aufschwung der modernen Medizin bedingte, zuerst in die Wissenschaft eingeführt worden, ist es auch die Pflicht der Wissenschaft diesen Keim zu besserer Entwicklung in sich selbst zu pflegen und zum Gedeihen zu bringen, damit die Wissenschaft ihre eigenen Früchte in einem wohlgebildeten Zustande genieße, und diese nicht, indem jener Keim weggeworfen und im unfruchtbaren Boden von der rohen Hand der Homöopathie kümmerlich erhalten sich zu Mißwachs gestaltet in ungenießbare Monstrositäten auswachsen. Um diese Entwicklung und Mißentwicklung gehörig zu verstehen und die weitere Entfaltung zu überschauen, sind wir genöthigt, zuerst auf die früheren Zustände Rücksicht zu nehmen, wobei wir jedoch nur das Wesentliche kurz zusammenfassen, und wegen des Weiteren auf unsere Homöobiotik verweisen. Wenn die Qualitäten die eigentliche (nächste) Ursache der Krankheit wären, sagt Paracelsus, so müßte mit dem Aufheben der Qualität auch die Krankheit vergehen, aber dies ist nicht der Fall und die Qualität erzeugt sich als Symptom auch nach ihrer Entfernung immer von Neuem aus dem Wesen der Krankheit, wie der Winter neuen Schnee bringt, wenn man den alten wegkehrt, und man kann also eben so wenig durch Aufheben der Qualität der Krankheit das Wesen derselben heilen, als man durch Entfernung des Schnees den Winter vertreiben kann. Wie das Leben überhaupt, so müssen wir uns auch die Krankheit unter dem Bilde des Zeugungsprocesses vorstellen, aus welchem alle Qualitäten von innen heraus durch eigene Erregung mittelst des Archäus hervorsprossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Juni 1835.

*C. W. Hufeland neue Auswahl kleiner medizinischer Schriften.*

(Fortsetzung.)

Die Krankheiten entstehen als organische Individuen im Körper nicht aus Qualitäten, sondern wie Pflanzen aus dem Saamen, und so entspinnt sich auch die Arzneiwirkung als eine innere Kraftentwicklung durch die Aufregung der Gesundheit, welche in jedem kranken Körper noch übrig ist. In diesen Sätzen war zunächst nur der Mangel in der Theorie der Alten erkannt und der Keim zu einer dem Begriff der Organisation angemessenen Lehre der Erregung unentwickelt und ganz allgemein enthalten. Es blieb die Aufgabe der späteren Zeit diese Lehre organischer Erregung durch das Besondere der einzelnen Systeme durchzubilden, was aber auch nur wieder dadurch möglich wurde, daß sich eben so viele wissenschaftliche Gegensätze vorerst bildeten, als organische Systeme vorhanden waren.

Zunächst war der Proceß der Assimilation schwer als organischer Erregungsproceß zu fassen, weil die chemische Masse darin mit überwiegenden Erscheinungen hervortritt und diejenigen, welche diese Seite gesunder und kranker Lebenserscheinungen vorzugsweise im Auge halten, suchten sie aus den neu aufgefundenen und von der Lehre von den allgemeinen Qualitäten der Alten wohl zu unterscheidenden Gesetzen der Chemie zu erklären, ohne auf die Seite der darin herrschenden Lebenserregung Rücksicht zu nehmen. Was Helmont und Sylvius bei näherer Verfolgung dieser Seite der Organisation der Wissenschaft genützt, bleibt im dankbaren Andenken, ungeachtet ihre Bestrebungen die chemische Lehre auch auf die übrigen Funktionen des Körpers anzuwenden, natürlich mißglücken mußten. Was inzwischen von Helmont und Sylvius für die Theorie der Digestion geschehen, geschah für die nähere Einsicht in den Mechanismus der Muskel- und Blutbewe-

gung, des Athemholens u. s. w. von Bernoulli, Borelli, Boerhaave, weil diese Aerzte ansahen, daß die Funktionen, deren Studium sie beschäftigte, chemisch nicht zu erklären seien. Aber die Einseitigkeit des Boerhaave, weil er so glücklich die angeführten Funktionen mechanisch in ihrer Wirkung erklären konnte, nun auch alle übrigen Funktionen und namentlich die Sekretionen und Nervenwirkungen nach diesen Gesetzen zu erklären, führte nothwendig bald zur Erkenntniß seiner Irrthümer und zugleich des Bedürfnisses einer besseren Ansicht des Nervenlebens nach den schon von Paracelsus im Allgemeinen ausgesprochenen Ideen organischeselbstthätiger Keimkraft und Erregung. Glisson brach die Bahn, auf welcher Stahl, Friedrich Hoffmann, Willis folgten, indem die Thätigkeit des Nervensystems als selbstkräftiger Erregungsproceß näher mit seinen Sympathieen und Antagonismen erkannt wurde. Daraus ging die Lehre des Dynamismus im Gegensatz gegen den Chemismus und Mechanismus hervor. Die Muskelbewegung hielt man im Allgemeinen noch mehr vom Nervensystem abhängig, obgleich Glisson sie unter dem Namen der Irritabilität unterschieden hatte. Bis soweit war die Erregung der Selbstthätigkeit des Organismus von Außen nur in den allgemeinen Erscheinungen der Wirkungen der Wärme, der Luft, des Lichts u. s. w. auf die Entwicklung des Körpers im Ganzen betrachtet; Erregung eines besonderen Organs kannte man nur am Nervensystem. Daher war die Entdeckung der Irritabilität der bisher nur für elastisch gehaltenen Muskelfasern durch Haller eine Veranlassung in diesen Organen dem Erregungsproceß überhaupt große Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist in frischem Andenken, mit welchem Geist Alex. von Humboldt in seinem Versuche über die gereizte Muskelfaser alles übertraf, was sonst über diesen Gegenstand erschienen war. War in den früheren Ansichten mehr die Idee der Selbsterregung des Organismus aus innerem Princip, wie es Stahl be-

sonders in seiner organischen Seelenlehre darstellte, so trat nun mit der Kenntniß der Muskelreizbarkeit mehr die Erregung des Organismus durch äußere Potenzen vor die Augen und diese Entgegensetzung der Auffassungsweise führte direkt zu der einseitigen Theorie der Erregbarkeit von John Brown. An der Irritabilität der Muskeln lernte man den Begriff der allgemeinen Erregbarkeit mehr versinnlichen, indem man ihn auf andere Organe übertrug. Diese abstrakte Verallgemeinerung der Hallerschen Irritabilitätslehre macht das Wesen der Brownschen Erregungstheorie aus; denn in ihr ist die Erregung aller Organe unter dem Bilde der Hallerschen Irritabilität aufgefaßt, insofern die Muskeleirregung durch äußere Reize geschieht. Aus diesen historischen Elementen erkennt man leicht, welchen Standpunkt die Brownsche Lehre einnimmt: daß sie nämlich die eine Seite der Paracelsischen Zeugungs- und Erregungstheorie, die der äußeren Reizung auffaßte; aber die andere Seite der Selbsterregung übersah. Es liegt, im Gegensatz des Materialismus, das Wahre darin, daß alle Organe ebenso, wie die Muskeln, erregbar, d. i. daß sie durch Reize zu ihrer eigenen Thätigkeit bestimmbar sind; aber zugleich ist das Falsche darin verflochten, daß die Erregung der verschiedenen Organe darin gleichsam identifizirt und die besonderen Eigenthümlichkeiten derselben nicht aufgefaßt sind, so wie auch nicht erkannt ist, daß die Selbsterregung vor der Einwirkung und nach der Entfernung der Reize eine nothwendige Voraussetzung der Erregung von Außen ist.

Diese Seite ist es aber, welche man bei Hufeland nicht etwa bloß angedeutet, sondern im Zusammenhange mit der Medizin durchgreifend entwickelt findet, und zwar so, daß auch die Seite der Erregung durch äußere Reize bei Hufeland in klarem Licht gestellt wurde. In dieser Ansicht fand sich also eine glückliche Vereinigung der Wahrheiten des Dynamismus und der weiter entwickelten Irritabilitätslehre als Gesetz allgemeiner Erregung von Außen. Wie sich nun näher die Hufelandschen und Brownschen Sätze zu einander verhalten, wünschen wir jetzt in einigen Hauptzügen, welche auch verm. Schriften 4. B. p. 321 zusammengefaßt sind, näher darzustellen, aus denen zugleich hervorgehen wird, daß abgesehen von aller Differenz die Hufelandschen Sätze in Deutschland früher als die Brownschen vorge tragen sind, etwas das uns selbst bei Abfassung unsres

Grundrisses der Physiologie wegen schwieriger Zugänglichkeit der Quellen entgangen war.

Als Hr. Staatsrath Hufeland im Jahr 1783, dem Jahre seiner Promotion, seine wissenschaftliche Laufbahn begann, war die Lage der Medizin ohngefähr folgende: die Theorie und die Praxis waren unvereinigt; in der ersten herrschten bei vielen rein chemische, materielle Ansichten, bei manchem fing die Nerventheorie an Eingang zu finden, die großen Entdeckungen Haller's über Irritabilität und Sensibilität waren da, aber nicht in die Theorie der Medizin aufgenommen. In der Praxis folgte man den Vorschriften Fr. Hoffmann's, Stahl's, Sydenham's, Boerhaave's und v. Swieten's, jeder nach seiner Weise. Stoll's Gastricismus und die ihm huldigende Göttinger Schule fanden viel Anhänger und die ausleerende Methode nahm überhand. Hufeland fühlte das Bedürfnis, die Theorie mit der Praxis, den Materialismus mit dem Dynamismus zu vereinigen und Alles, Theorie und Praxis, Materialismus und Dynamismus unter ein Einheitsprincip zurückzuführen.

Dieses Einheitsprincip fand derselbe in der Idee des Lebens und der Lebenskraft und nachfolgendes waren die Grundideen seines Systems, welche von ihm lange vor Brown's Erscheinen schon vom Jahr 1793 an in Jena öffentlich vorgetragen und in seiner Pathogenie durch den Druck bekannt gemacht waren, welche nachher die wesentlichen Differenzpunkte der Hufelandschen Ansicht von der Brownschen und der Gegenstand des Streits wurden. Wir stellen ihnen die Brownschen Sätze jedesmal gegenüber.

I. Das Grundprincip des organischen Lebens ist die Lebenskraft. Sie erhebt den Körper, den sie erfüllt, zu einer höheren Stufe des Daseins und äußert sich in drei Hauptqualitäten, die das Lebende von dem Nichtlebenden unterscheiden und alle Erscheinungen und Funktionen des Lebens in sich begreifen.

1. Sie theilt dem Körper die Eigenschaft mit, äußere Eindrücke als Reize zu percipiren (Reizfähigkeit, Erregbarkeit). Erregbarkeit umfaßt aber keinesweges den Begriff der Lebenskraft überhaupt (wie Brown behauptet), sondern ist nur eine der Manifestationen derselben. Die Lebenskraft steht höher als Erregbarkeit. — Lebenskraft ist nach Brown bloß Erregbarkeit.

2. Sie giebt der Materie und den chemischen Verhältnissen derselben einen eigenthümlichen Charakter, wodurch die Gesetze der allgemeinen todten Chemie

zum Theil aufgehoben, zum Theil verändert werden, den Charakter der Vitalität, der selbst den flüssigen Bestandtheilen inwohnt und durch welchen auch die flüssigen Materien z. E. das Blut als belebt betrachtet werden muß. Das Blut fault nicht, so lange es belebt ist. — Hier von enthält die Brownsche Erregungstheorie gar nichts.

3. Sie giebt dem Körper, den sie erfüllt, Selbstständigkeit, Autokratie, die Kraft sich zu erhalten, die äussere Natur in sich aufzunehmen und in sich zu verwandeln, schädliche Einwirkungen abzuwehren und sich von neuem wieder auszugleichen, sich mannigfaltig zu reproduciren und seines Gleichen hervorzubringen (Metamorphose, Reproduktion, Plastik), Assimilation, Heilkraft, Zeugungskraft, Schöpferkraft. — Nach Brown ist das Lebendige bloß Erregbarkeit, passives Instrument, auf welchem die Reize ihre Skala spielen und ihm nicht bloß die Aeusserung, sondern auch seine innere Stimmung (die Grade der Erregbarkeit) geben ohne alle Selbstthätigkeit und Schöpferkraft.

II. Die Veränderungen des Lebens sind nicht bloß quantitativ (*plus* und *minus*) sondern auch qualitativ, wohin auch die spezifischen gehören. — Es giebt nur quantitative Veränderungen des Lebens (*plus* und *minus*) nach J. Brown.

III. Das Wesen, die nächste Ursache jeder Krankheit ist eben eine innere Qualitätsveränderung des Lebens, die quantitative Veränderung der Reize ist nur entfernte Ursache. — Das Wesen jeder Krankheit besteht dagegen nach Brown nur in verändertem quantitativen Erregungszustand und ist also entweder Sthenie oder Asthenie.

(Der Beschluss folgt.)

## CX.

*Ueber Sein, Werden und Nichts. Eine Excursion über vier Paragraphen in Hegels Encyclopädie von R. v. L. Erste Abtheilung 79 S. Zweite Abtheilung mit einer lithographirten Tafel 218 S. Berlin bei Dümmler 1833, 8.*

Der größte Theil der Einwürfe, welche der Hegelschen Philosophie in vorliegender Schrift gemacht werden, beruht darauf, daß der Hr. Verf. die Hegelsche Logik von dem Standpunkt der formalen Logik aus bekämpft, bei welchem Verhältnisse dann freilich nur alle die Mißverständnisse sich erneuern können, welche dem speculativen Denken von dem nur discursiven so oft gemacht sind. Rec. kann die Bemerkung nicht zurückhalten, daß gerade in Bezug auf die Begriffe des Seins, Nichtseins, Werdens und Daseins die Griechische Philosophie

von den Eleaten ab bereits so erschöpfend gewesen ist, daß, bei historischer Bekanntschaft mit ihr, in unserer Zeit eine Menge von Bedenklichkeiten und Verwunderungen in Ansehung der „Hegelianik“ wohl unterwegs geblieben sein würden. Doch es ist diese Seite des Streites schon so oft Gegenstand der Discussion gewesen, daß man, immer dasselbe wiederholen zu müssen, ermüdet. Ich wende mich daher zu demjenigen, was den eigenthümlichen Kern dieser Schriften ausmacht. Dies ist die Frage nach dem Verhältnisse der *Mathematik zur speculativen Darstellung*. Mit großer Kenntniß der Mathematik sucht der Hr. Verf. darzuthun, daß die Philosophie für ihre Lehre sich wesentlich verbessern würde, wenn sie die Begriffe durch geometrische Figuren veranschaulichte. Diesen Lieblingsgedanken weist er mit eben so viel Gewandtheit als Beredsamkeit bis auf einen gewissen Grad plausibel zu machen. Wir können uns jedoch von den angerühmten Vortheilen der intuitiven Versinnlichung, die man schon so oft versucht hat, nicht überzeugen. Die Speculation ist auf die Reinheit des Gedankens eifersüchtig und bedarf, den Begriff zu begreifen, vor allen Dingen des Begriffs. Der Methode wegen konnte sich die Philosophie an die Mathematik wenden, so lange ihre Disciplinen noch ungetrennt in einander verschlungen waren, wie die Pythagoräische Philosophie diesen Standpunkt einnahm. Sie hatte noch keine Logik, noch keine Metaphysik. Sie konnte daher an den Unterschieden der Zahl und an den einfachen Raumfiguren den Gedanken entdecken, denn das Logische ist allem Concreten immanent, kann also darin gefunden werden, und die Zahl, die an sich selbst eine Kategorie ist, kann die Kategorien der Identität, der Differenz und der aufgehobenen Differenz wegen der Bestimmtheit, mit welcher sie den Unterschied der Discretion und Continuität enthält, besonders nahe bringen. Allein der *Gedanke an und für sich* ist noch nicht gedacht, wenn ich ihn in etwas *Anderem*, als er selbst ist, betrachte. Um die Identität z. B. als solche zu denken, muß ich nothwendig von allem Identischen d. h. von allem Besonderen, worin die Identität einen Moment ausmacht, abstrahiren, widrigenfalls ich das Logische nicht als Logisches, sondern das Logische, afficirt von anderen Bestimmungen, synthetisirt mit ihm fremdem Stoffe vor mir haben würde. In seinem Staat bestimmt Plato das Studium der Mathematik für die Krieger, weil diese für ihren Beruf zur Auffassung von Terrainverhältnissen u. s. w., einer zwischen dem Sinnlichen und Nichtsinnlichen schwebenden Wissenschaft bedürften, den Philosophen aber ertheilt er das Studium der Dialektik. Aristoteles zeigt an vielen Orten seiner Metaphysik, besonders aber in den letzten Büchern, das Unzureichende der arithmetischen und geometrischen Bestimmungen für den reinen Begriff. Von Sextus Polemik *adversus Mathematicos* will ich nicht einmal reden, aber noch bemerken, daß die späteren Pythagoräer, z. B. Hierokles in seiner Auslegung der goldenen Sprüche, indem sie, genährt durch das Studium der Platonischen und Aristotelischen Schriften, die Zahlen und Raumfiguren *erklären*, sie zu dem machen, was sie von *diesem* Standpunkt aus sind, zu *Beispielen* des reinen Gedankens. Bei der Wiederherstellung des Studiums der Platonischen Philosophie erneute man auch, wie Zörgi besonders

that, die Pythagoräische Ansicht. Durch die Rosenkreuzer und andere auf geheimes Wissen gerichtete Gesellschaften hat sich die dumpfe Ehrfurcht vor der speculativen Bedeutung der Zahl immerfort lebendig erhalten. In Deutschland war es der Hofrath von Eckartshausen, der 1794 und 1795 eine Zahlenlehre der Natur und Probaleologie versuchte, und Jacob Wagner 1830 in seinem Organon, wo sich die eigene Widerlegung dieses Standpunktes sehr naiv dadurch ausdrückt, daß zu einer Zahl 3, 4, 7 u. s. f. immer hinzugefügt wird: das heisst. Der Herr Verf. der vorliegenden Schrift hebt die Geometrie hervor. Da, wie wir schon berührten, das Logische als das absolut Einfache jedem concreten Inhalt an sich immanent ist, da die Kategorien Alles durchdringen, so kann auch das Geometrische sich diesem allgemeinen Gesetz nicht entziehen und die Möglichkeit einer *Philosophie der Mathematik* beruht hierauf. Denn ist eine Darstellung, welche im Geometrischen, im Punkt, in der Linie, im Kreise u. s. f. die logischen Kategorien nachweist, im Grunde etwas Anderes, als eine Darstellung des Geometrischen in logischer Bestimmtheit? Der Hr. Verf. glaubt durch das mathematisch-intuitive Element der Speculation einen Dienst zu leisten; II. S. 191: „Wir werden dadurch in den Stand gesetzt, das Verhalten der verschiedenen Modificationen des Seins unabhängig von irgend welcher Inhaltserfüllung des Seienden (ist aber nicht der Raum, da er der Natur angehört, schon ein besonderer Inhalt, ein concreter Gedanke gegen den Gedanken des Seins an sich, oder, um es so zu nennen, gegen das Sein als logisches!), als ein Abstraktes oder abgesondert für sich Gedachtes, auch isolirt (haben die Raumfigurationen unter sich etwa keinen Zusammenhang?) veranschaulichen zu können; eine Aufgabe, welche so häufig vorkommt, aber wegen der Zweideutigkeit und des concreten Wesens aller Wortsprache, die philosophischen Expositionen so schwierig und schwerverständlich macht.“ Diese Verkenennung der Sprache ist bei dem Hrn. Verf., der sich so viel mit der Mathematik beschäftigt hat, begreiflich, ungerecht bleibt sie immer. Kein Philosoph von Plato an bis auf Hegel und Herbart herunter hat sich genirt, für einfache Begriffsbestimmungen sich geometrischer Beispiele zur Verdeutlichung zu bedienen. Für die tieferen logischen Momente wird aber eine solche Darstellung geradezu unmöglich. Die Zeichnungen werden so complicirt, daß die Exegese viel mehr Schwierigkeit macht, als wenn man bei dem Logischen und Metaphysischen als solchem stehen bliebe. Ja man ist nicht, wie eben Krause's Logik dies zur Genüge bewiesen hat, vor dem Absurden sicher, wenn man Bestimmungen, wie das Wesen, die Substanz und ähnliche abbilden will. Zwischen der freien Selbstbewegung des Begriffs und der todtten Linearität bleibt ein unausfüllbarer Hiatus. Sollen, wie doch in der Logik und Metaphysik gefordert werden muß, die Kategorien selbst gedacht werden, ist es dann einerlei, ob man sie in der räumlichen Anschauung oder rein für sich ohne dieselbe denkt? Warum will man nicht bei dem alten Platonischen Wege bleiben, den die Geschichte der Philosophie selbst hat durchmachen müssen, die Beschäftigung mit der Mathematik in Bezug auf die Erziehung der subjectiven Intelligenz zur Speculation als eine ursprüngliche

Vorübung festzuhalten? Müssen die räumlich-intuitiven Figuren nicht durch die Sprache erklärt, muß nicht, für die Speculation, von ihnen zum Begriff selbst übergegangen werden?

Wenn aber der Sprache als dem darstellenden Medium der Philosophie der Vorwurf der Unbestimmtheit und Zweideutigkeit gemacht wird, so fragt sich, ob denn die symbolische Sprache der Geometrie in Bezug auf den Begriff nicht auch daran leidet, ob sie nicht ein noch größerer Umweg ist? Da ihre Figuren offenbar erst durch das *Aussprechen ihrer Bedeutung bestimmten Sinn* erhalten, so zeigt sich ja die Sprache als Meisterin der Symbolik, diese selbst aber als abhängig von dem im Sprechen sich offenbarenden Denken, und daher sogar der Willkür seines Bestimmens preisgegeben. Der Hr. Verf. sagt z. B. S. 176 der zweiten Abtheilung: „Symbolisch können wir in räumlicher Construction das Nichts darstellen durch den mathematischen Punkt, das All durch die Totalität des Raums, das bestimmte Etwas durch die Beschränkung der unendlichen Ausdehnung des Raumes in das der Form und dem Inhalt nach endlich gemachte Räumliche. Den Punkt und den Raum können wir hierbei begreifen als die beiden Pole des Unendlichen, als die sich entgegengesetzten Grenzbegriffe des Endlichen, das Endliche selbst als die Indifferenz zwischen beiden u. s. f.“ Kann diese Symbolik nicht der Kritik unterworfen werden? Wäre z. B. nicht das All selbst als das Nichts zu setzen? Denn der Raum an sich ist ohne Grenze; die Unbestimmtheit ist seine Bestimmtheit. Das All des Seins schlägt daher durch sich selbst unmittelbar in den Nihilismus um. Der Punkt aber ist ja schon Bestimmung des Raums. Er ist der aus dem abstracten Sein zum Dasein hervortretende Raum; kann er daher wohl zur Symbolik des Nichts dienen? Ist er nicht vielmehr, da der Punkt zugleich in viele Punkte, in die Entgegensetzung gegen sich umschlägt, als Symbol des Etwas zu nehmen, des Daseins, welches sich anderes Dasein gegenüberstellt? Wir wollen diese Kritik nicht weiter verfolgen; es wird aus ihr bereits einleuchten, daß der Gedanke sein eigener Richter ist. Ohne den Gedanken und ohne seine in der Sprache ausgedrückte Darstellung bleiben die Symbole dunkel, ja todt. Wenn der Hr. Verf. II. S. 192 das abstracte Werden als Direction des mathematischen Punktes zur mathematischen Linie darstellt, und nun Anfang und Ende, Quantität, Qualität und Grenze an der Linie findet, so muß ich doch darauf zurückkommen, zu fragen, ob ich denn wohl durch die Anschauung der Endpunkte einer Linie a, b schon den Begriff des Anfangs und Endes an sich, durch die Anschauung der qualitativen Bestimmtheit der Linie als der geraden oder krummen schon den Begriff der Qualität an sich u. s. f. erhalte?

Der Hr. Verf. ist auch oft ganz nahe an diesem Resultat, da er es an philosophischer Erörterung nicht fehlen läßt. Er hat sich aber einmal in der Ansicht festgesetzt, die Hegelsche Darstellung der Philosophie sei absolut unklar, und gegen das fixirte Bild Babylonischer Sprachverwirrung und tollgewordenen, widerspruchsvoller Terminologie täuscht ihn nun die weiße Fläche des Papiers und die Reinlichkeit und Abgeschlossenheit der geometrischen Figuren mit besänftigender Verständigkeit, mit erfreulicher Heiterkeit an.



N<sup>o</sup> 109.

# J a h r b ü c h e r

f ü r

## w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Juni 1835.

*C. W. Hufeland neue Auswahl kleiner medizinischer Schriften.*

(Schluß.)

IV. Jede Einwirkung auf das Lebende bringt gleichzeitig Reizung, Veränderung der Erregung (Reizung oder Entreizung) und Veränderung der organischen Mischung (dynamische und materielle Veränderung) hervor. Jede Lebensaktion begreift beides. — Jede Einwirkung auf das Lebende wirkt nichts weiter als entweder Erhöhung oder Verminderung der Reizung, nach der Theorie Brown's.

V. Jede Krankheitserzeugung geschieht durch Veränderung des Reizverhältnisses und des Materiellen zugleich; ja das letzte ist oft das überwiegende und bestimmt ihren Charakter mehr als das erstere. — Jede Krankheitserregung geschieht nach Brown nur durch Vermehrung oder Entziehung der Reize. Materielle, spezifische Krankheiten giebt es gar nicht, eben so fehlen die Dyskrasieen.

VI. Jede Krankheit ruft die Selbstthätigkeit der Natur zur Abwehrung und Ausgleichung (Heilkraft der Natur) hervor und sie constituirt selbst einen Theil der Krankheit durch ihre Gegenwirkung. — Heilkraft der Natur, Selbsthülfe, Krise existiren gar nicht in der Brown'schen Erregungstheorie.

VII. So entsteht der Heilungsproceß der Natur, die Krise. Sie besteht nicht bloß in dem Ausgleichen des Reizverhältnisses, sondern auch in der Bearbeitung, Assimilation oder Ausscheidung des krankhaften Stoffes. (*Coctio, Crisi* der Alten). — Die Krise besteht nach Brown bloß in der Ausgleichung des Reizverhältnisses. Die erfolgenden materiellen Absonderungen sind nur symptomatische, gleichgültige.

VIII. Eben so muß die Kuntheilung (Therapie) beides umfassen, die Wiederherstellung des Gleichgewichts im Reizverhältnis und die Verarbeitung oder Aus-

scheidung des Krankheitsstoffes, und die letzte Seite ist oft die wichtigste. — Die Heilkunst besteht in nichts als im Geben und Entziehen der Reize nach J. Brown.

IX. Alle Heilmittel wirken auf doppelte Art, durch Veränderung der Reizung und durch Veränderung der organischen Mischung (dynamisch und materiell) zugleich. — Alle Heilmittel wirken nach Brown nur auf zweierlei Art, entweder sie geben oder sie entziehen Reiz. Spezifische Mittel giebt es nicht.

X. Das Blut ist nicht bloß ein passives im Körper herumgetriebenes Fluidum, was bloß als Reiz für das Herz und die Gefäße dient, sondern ein Belebtes, ein flüssiges Lebensorgan, ja die Mutter und Quelle alles Lebens, der eigentliche Sitz der Plastik und Schöpferkraft, aus welchem Alles wird und sich erzeugt, das innere *Agens*, selbst der die Nerven belebende Stoff. Es giebt selbst spezifische Krankheiten des Bluts. — Das Blut ist etwas Passives und bloß als äußerer Reiz für das Herz zu betrachten, nach der Brown'schen Theorie.

XI. Es giebt primäre Krankheiten der Säfte, theils durch Fehler des Bluts, theils durch unmittelbare Aufnahme krankmachender Stoffe in die Säfte, theils durch Unterdrückung der Sekretionen. — Diese existiren nicht in der Erregungstheorie.

XII. Schwäche kann entstehen durch Erschöpfung (Ueberreizung), Mangel an Reiz, aber auch durch Unterdrückung, Hemmung der Kraft (*oppressio virium*) und Mangel der inneren Bedingungen der Vitalität der organischen Materie. — Die Brown'sche Eintheilung in direkte und indirekte Schwäche ist folglich einseitig und zu eng, auch keinesweges neu.

XIII. Die Gesetze der Sympathie (Mitleidenschaft) und des Antagonismus (der Gegenwirkung, die Hervorufung einer Thätigkeit durch Unterdrückung einer andern) sind die Grundlagen aller organischen Verbindung, und das, wodurch erst der Organismus mit seinen verschiedenen Organen ein Ganzes, ein gemeinschaftlich

zu gleichem Zweck Hinwirkendes wird. Sie sind aber auch höchst wichtig für die Pathogenie und begründen und bedingen eine Menge Krankheiten, (sympathische, antagonistische Krankheiten). Und sonach ist ihre Berücksichtigung zur Kur unentbehrlich. Die Heilung durch Erregung einer anderen Krankheit oder Thätigkeit, die ganze Lehre vom Gegenreiz; Ableitung, Uebertragung, gehört hieher. — Von allem diesen weiß die Brown'sche Lehre gar nichts, sie kennt weder Metastase, noch Ableitung, noch Gegenreiz.

XIV. Eine gründliche Diagnosis der Krankheiten verlangt Berücksichtigung des Vergangenen (Anamnesis, Genesis), der Gegenwart (die Phänomene, Symptome) und die Constitution, sowohl der allgemeinen als der individuellen. — Die Diagnose nach der Brown'schen Theorie betrifft bloß die Kenntniß des Vorhergegangenen, ob Reize zu viel oder zu wenig gegeben sind, und wird so ein bloßes Rechnungsexempel durch Addition und Subtraktion. Die Symptome sind unnütz.

XV. Der menschliche Organismus ist der Inbegriff und die Darstellung der ganzen Natur im Kleinen (die kleine Welt, Mikrokosmos). Die Medizin muß also die ganze Natur umfassen, und bedarf, wo sie gründlich sein soll, nicht allein der Anatomie, Physiologie, sondern auch der Chemie, Physik. — Die ganze Medizin besteht nach Brown bloß in der Kenntniß und Beurtheilung des Reizverhältnisses und in der Vermehrung oder Verminderung der Reize nach der Skala der Erregbarkeit. Anatomie, Chemie, Physik, Naturkunde sind überflüssig und helfen zu nichts.

Man könnte, was man in der That oft hört, fragen, wozu nützt es jetzt noch wieder auf die Erregungstheorie zurückzukommen, da sie längst widerlegt ist? Aber hierbei kommt es uns darauf an, die Art ihrer nothwendigen Entwicklung und ihre Bedeutung in der Geschichte der Medizin aufzufassen, aus welcher deutlich wird, daß ungeachtet der darin herrschenden Mißverständnisse das Princip, aus denen sie hervorging, ein unabweisbares Element in dem Fortschreiten unserer Erkenntniß ist. Man ist mit Unrecht abgeschreckt durch die einseitige und ungenügende Form, in welcher Brown seine Sätze vortrug, von dem ganzen organischen Princip abgegangen, und hat sich dadurch von der zeitgemäßen wissenschaftlichen Haltung entfernt. Die theoretischen Irrthümer Brown's haben die Aerzte dem Empirismus und Materialismus gleichsam in die Arme geschleucht, und

das Bewußtsein dieser Zustände macht jetzt immer mehr das Bedürfnis eines auf Erfahrung begründeten theoretischen Leitsterns beim Handeln fühlbar. Es ist nicht die falsche Seite der praktischen Folgerungen im Brownianismus, sondern der lebendige Begriff des Organismus, aus dem die Erregungstheorie hervorgegangen ist, worauf es hier ankömmt. Dieser Begriff, welcher den ganzen substantiellen Proceß der Selbsterregung und der Erregung durch die Außenwelt in seiner besonderen Durchbildung umfaßt, macht das Wesen der modernen Medizin aus, oder sollte es wenigstens ausmachen, und wie oft man auch durch irrthümliche Anwendung jenes Begriffs in einzelnen Fällen dahin kommen mag, denselben zu verlassen, so wird man durch die von Grund aus dem Organismus widersprechenden Hypothesen des Materialismus und des Empirismus doch immer von neuem auf den Erregungsproceß in jener doppelten Beziehung zurückgeführt werden. Wie schon von Hufeland im Princip ausgesprochen ist, müssen alle gesunden und kranken Functionen als Erregungsproceße durch sich selbst und von Außen erkannt werden, und selbst in dem Respirations- und Digestionsproceß ist es nur der Todesproceß des Chemismus, wodurch die Qualitäten der von Außen aufgenommenen Dinge angeeignet werden, um in die Erregung überzugehen. Zu dieser Erkenntniß reicht freilich die formelle Bestimmung von Brown, der die Selbsterregung gar nicht und von der äußeren Erregung nur die quantitative nicht die qualitative Seite kennt, keinesweges aus, sondern es gehört eine weit reichere Durchbildung der Erkenntniß der primitiven Selbsterregung und deren wirkenden Gegensätzen im Organismus dazu, während die Erregung von Außen nur einen geringeren Theil der Lebensthätigkeiten ausmacht. In jenem umfassenden Sinn aber muß eine tiefere Kenntniß des Erregungsprocesses jeder Heilidee zum Grunde liegen, und ohne diese ist keine wissenschaftliche Medizin möglich. In der That ist die Wirkung der Arzneien nur eine besondere Form der äußeren Erregung und nur vermittelt dieses Erregungsprocesses ist Heilung möglich. Kein Arzneimittel kann unmittelbar auf die Krankheit einwirken, denn dieses würde nach der Theorie der Qualitäten der Alten geschehen, und in der That ist der Chemismus unserer Zeit nichts als die Neigung wieder in die Irrthümer der Theorie von den Elementen und Qualitäten der Alten zurückzufallen. *Nur die organischen Reactionen, welche die Arzneien in*

*Körper hervorbringen, sind es, durch deren Vermittelung die Heilung geschieht.* Der Organismus muß durch seine eigene Thätigkeit die Krankheit zu entfernen, aufgeregt werden, weil die Krankheit selbst eine organische Erregung und keine physikalische Qualität ist. Es sind im Wesentlichen dieselben Reaktionen, die wir durch die Heilmittel erregen, welche unter gewissen Umständen als Heilkraft der Natur von selbst entstehen, und hieran sieht man deutlich, daß es immer die gesunden Funktionen sind, welche hauptsächlich nach rein physiologischen Gesetzen gegen die Krankheit aufgeregt werden. Ebenso wenig als die Heilkraft der Natur eine physikalische Qualität ist, ist es die Wirkung der Arzneien, und hierin zeigt sich besonders der Widerspruch in der Theorie der Medizin der Alten bei Anwendung von Arzneien und bei ihren naturhistorischen Schilderungen der Krankheiten, wovon eben gesprochen worden ist. Es ist von der höchsten Wichtigkeit zu erkennen, daß die Heilkraft der Natur keine *qualitas occulta*, sondern eine organische Reaktion der gesunden Funktionen gegen die Krankheiten ist; denn mit dieser Einsicht treten zugleich die Mängel und Einseitigkeiten der Brownschen Theorie, welche von Hufeland bekämpft und so vollständig im Zusammenhang verbessert worden, hervor, und zwar besonders die Seite, daß die Gesundheits- und Krankheitserregungen nicht bloß quantitative, gradweise Verschiedenheiten von starker und schwacher Erregung sind; sondern vielmehr zugleich auch qualitative, specifisch und in der Substanz der Organe verschiedene Thätigkeiten. Denn wie dieses Specifische durch die Heilkraft der Natur vorzüglich in der Art und Beschaffenheit der Krisen hervortritt, so ist es ebenso in der Arzneiwirkung vorhanden und zu erzielen. Hierin tritt nun deutlich das Einseitige der Wiedergeburt der Brownschen Erregungstheorie in unseren Tagen hervor, nämlich der Lehre von den gastrischen und Darmentzündungen der französischen Aerzte. Dies sind nämlich Entzündungen, welche Nervenfieber hervorbringen, wo also eine quantitativ erhöhte Erregung (Hypersthenie Browns) eine Reihe von quantitativ verminderten Erregungen (Asthénie) als Symptome hervorbringen müßte. Wie ist es möglich, daß die Kur dieser Krankheiten bei solchen inneren Widersprüchen ihrer Theorie eine sichere, vertrauensvolle Haltung gewinnen kann? Und diese Widersprüche wird man nie auflösen können, so lange man nicht die qualitative und die quantitative Seite des Erre-

gungsprocesses und ganz ins Besondere den inneren Process der Selbsterregung in ihrer organischen Vereinigung durchschaut. Denn wo dieses nicht ist, wird man von den Mißgriffen durch jene Theorie in der Praxis immer wieder auf die sinnliche und principlose Empirie zurückfallen, in der man an der eigenen Einsicht zweifelt. Wie reimt es sich zusammen, daß in einem Wechselfieber mit dergleichen Darmentzündungen die China meistens sicher hilft, während man bei anderen Symptomen derselben Darmzustände nur allein mit rein antiphlogistischen Mitteln der Theorie nach verfährt? Die rein sinnliche Empirie in den Erfolgen einer Kurmethode kann hier ohne Einsicht in den inneren Verlauf der Thätigkeiten zu keinem allgemeinen Resultate führen, denn in vielen Körpern werden die Krankheiten bei den entgegengesetzten und widersprechendsten Methoden zur Gesundheit zurückgeführt, und es bleibt hier nichts übrig als auf die Genesis und die qualitative Natur jener Entzündungen zurückzugehen, und ihr Verhältniß zur Natur der Funktionen derjenigen Organe, in denen sie stattfinden, zu untersuchen, um einzusehen, wie die quantitative Seite der Kur hier in den Organen der Digestion, in deren Thätigkeit vorzugsweise die qualitative über die quantitative Seite überwiegend ist, in der That eine untergeordnete ist, während die Hauptsache auf die qualitative Leitung der Lebensthätigkeit ankömmt. Es ist nicht unsere Absicht die Auflösung jener Widersprüche, welche wir in der Homöopathie weiter verfolgten, hier durchzuführen, sondern es kömmt uns nur darauf an zu zeigen, wie wesentlich die weitere Ausbildung der Erregungstheorie im Geiste Hufelands und nach dem zeitgemäßen Zustand der Wissenschaft für die Praxis ist, wie groß und wichtig der Unterschied zwischen einer durchgreifenden Einsicht in die Natur des organischen Erregungsprocesses nach der Seite der Selbsterregung (Autokratie und Schöpferkraft nach Hufeland) und der äußeren Erregung, und in beiden nach ihren quantitativen und qualitativen Beziehungen, von jener kümmerlichen nicht etwa halben sondern kaum viertheiligen Theorie Browns ist. Aber ich komme darauf zurück, so verkümmert und unvollkommen eine solche Theorie an sich ist, so ist doch das allgemeine Princip der organischen Erregung darin erhalten, und dies ist durchaus im Geiste der modernen Medizin, und steht offenbar höher als die der Vorzeit angehörigen materialistischen und physikalisch-qualitativen Theorien. Eine

wesentliche Sache in der besondern Durchbildung des Erregungsprocesses ist zunächst die Auflösung des Begriffs der Lebenskraft oder Autokratie überhaupt in den Begriff der Selbsterregung; die Zurückführung des reinen Dynamismus auf den inneren Process. Denn keine Kraft, und also auch nicht die Lebenskraft, ist etwas Einfaches und unmittelbar Wirkendes, sondern immer kommt die Kraft durch einen Process, worin eine Wechselwirkung innerer Gegensätze stattfindet, zu Stande, und im Lebensprocess ist eben diese Wechselwirkung die Selbsterregung; d. i. die Erregung des Organismus durch seine eigenen organischen Elemente, vor aller Einwirkung äußerer Reize. Wenn man auf diese Weise in die Analyse der Lebenskraft eingeht, wie sie durch den Process der Selbsterregung entsteht, so rückt man der Einsicht in den inneren Zusammenhang der Erscheinungen, durch welche die Lebenskraft sich im gesunden und kranken Zustande äußert, ein merkliches näher, und die wirkenden Ursachen der Zustände, welche der Arzt zu leiten hat, liegen nun nicht als etwas Fremdartiges hinter dem Leben, sondern treten unmittelbar in den Kreis der physiologischen und medicinischen Untersuchung. Auf diese Weise wird der Process der Selbsterregung gerade so wie der Process der äußeren Erregung zergliedert, und es ist zwischen beiden nur der Unterschied, daß im Process der Selbsterregung die äußeren Reize der Brown'schen Erregungstheorie nun als Theile des Organismus selbst gefunden werden müssen. Aber hierin liegt eben der große Mißgriff der Brown'schen Erregungstheorie, daß der Process der Selbsterregung darin so sehr verkannt wurde, daß man offenbar organische Glieder des Selbsterregungsprocesses als äußere Reize betrachtete, wie das Blut, und somit den wahren Begriff des Lebens eigentlich ganz zerstörte. Das Verhältniß des Bluts zu den Organen des Körpers ist nun aber gerade ein solches, daß darin die wirksamen Glieder der Selbsterregung in sich und somit die Analyse vieler Erscheinungen der Lebenskraft und ihrer Autokratie hätte gegeben werden können. Hierbei aber kämmt es freilich nicht allein darauf an, dieses Verhältniß im Allgemeinen zu erkennen, sondern durch die besondere Gliederung des Körpers im Einzelnen zu verfolgen, vorzüglich um die rechte Bedeutung der in der

Selbsterregung begriffenen Gegensätze und Glieder aufzufassen, daß nämlich jedes Einzelne dieser Gegensätze nicht in sich selbstkräftig und selbstständig ist, sondern bloß in Verbindung mit seinem Gegensatz durch die Wechselwirkung seiner Lebenskraft äußert. In dieser Beziehung scheint der Dynamismus darin besonders gefehlt zu haben, daß er selbstständige unmittelbar wirkende Lebenskräfte in den an sich unselbstständigen Organen und Theilen des Organismus annahm. Auf diese Weise kann man sagen, daß die wahre Bedeutung des Bluts im Dynamismus, der es als etwas selbstständig Lebendiges betrachtete, eben so wenig als im Brownianismus, der es als einen äußeren Reiz ansah, vollkommen richtig aufgefaßt ist, denn das Blutleben ist ein relatives, unselbstständiges, das seine Lebenskraft nur in Wechselwirkung mit den Theilen des Organismus äußert und seine wahre Kraft in der Einheit mit diesem hat. Dieses Verhältniß ist nun aber das der Selbsterregung des Organismus durch seine eigenen Glieder, worin das Blut bloß den einen Gegensatz der Wechselwirkung ausmacht. Darum könnte man in einer Rücksicht sagen, daß die Wahrheit des Blutlebens in der Mitte liege zwischen dem Dynamismus und der Brown'schen Erregungstheorie, indem in letzterer wenigstens das Blut als Reiz (freilich ganz im falschen Sinne) im Verhältniß zu den Organen aufgefaßt ist, während dieses Verhältniß im Dynamismus, der sich überhaupt nicht auf die Zergliederung der Lebenskräfte einließ, ganz übersehen wurde. Wäre im Brownianismus erkannt worden, daß der Erregungsprocess ein doppelter: nämlich 1) ein äußerer und 2) ein Selbsterregungsprocess sei, so hätten die sogenannten inneren Reize darin eine ganz andere Bedeutung erhalten und viele Widersprüche hätten sich gelöst. Aus allem diesem wird es klar sein, wie sehr viel weiter und den Bedürfnissen der Wissenschaft entsprechender, die Hufeland'sche Erregungstheorie, welche die Begriffe des Dynamismus in sich aufnahm und verarbeitete, erscheint und wie sehr es wünschenswerth ist, daß dem Geiste der modernen Medizin gemäß, in diesem Sinne sich die Principien unserer Wissenschaft mehr ausbilden.

Dr. C. H. Schultz.

N<sup>o</sup> 110.  
**J a h r b ü c h e r**  
f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

Juni 1835.

CXI.

*Andeutungen über Landschaftsgärtnerei verbunden mit der Beschreibung ihrer practischen Anwendung in Muskau. Vom Fürsten von Pückler-Muskau. Mit 44 Ansichten und 4 Grundplänen. Stuttgart, 1834. Hallberger'sche Verlagshandlung. 288 S. 8.*

So gewiß es ist, daß die äußere Form und der eigenthümliche Typus der Bildung, in welchem irgend ein organisches Wesen und zuhächst der Mensch erscheint, jedesmal ein bald leichter, bald schwerer zu deutender Ausdruck gerade dieser besonderen Individualität sei, so gewiß darf man auch sagen, daß auf gleiche Weise der gewählte Aufenthalt, die Art, wie man diesen Aufenthalt sich angenehm zu machen, denselben zu verzieren und zu genießen sucht, stets von höchster Bedeutung erscheine, um die Eigenthümlichkeit irgend eines Menschen noch näher zu bezeichnen. Wenn daher Jemand einmal den Ausdruck brauchte, die Art, wie dieses oder jenes Individuum sein Haus, seine Wohnung, sein Zimmer anzuordnen und zu halten gewohnt sei, könne die äußere Hieroglyphe seiner innern Persönlichkeit genannt werden, so stimmen wir diesem Ausspruche nicht nur vollkommen bei, sondern sind noch überdies der Meinung, daß derselbe viel weiter ausgedehnt werden könne und auf tausenderlei Aeußerlichkeiten, Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche seine Anwendung gestatte. Bei dieser Rücksicht ist es aber ins Besondere, daß wir die Möglichkeit erkennen, durch das Studium der verschiedenen Gebräuche, Kleidungen, Wohnungen, Hausgeräthe u. s. w. bei verschiedenen Völkerschaften und zu verschiedenen Zeiten, auf das Feld einer, wir möchten sagen vergleichenden menschlichen Psychologie, zurückgeführt zu werden, und wir dürfen wohl allerdings behaupten, daß uns die Eigen-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

thümlichkeit eines Menschen in einem hohen Grade vorstellig werden müsse, sobald es möglich geworden ist, uns seine sämtlichen äußeren Umgebungen, seine Wohnung, Kleidung, Lebensweise u. s. w. vollkommen deutlich zu machen. In dieser Beziehung ist es nun auch, daß es eines Theil ein besonderes Interesse gewähren müßte, vergleichend zusammenzustellen, auf welche verschiedene Weise der Mensch in verschiedenen Ländern und Zeiten gesucht hat, seinen Wohnsitz mit bald kleinern, bald größern, bald einfachen, bald prächtigen Gartenanlagen zu umgeben und diese Anlagen bald vorzugsweise dem Nutzen und der Sorge für seine Ernährung, bald vorzugsweise seinem Vergnügen, ja seiner Ueppigkeit zu widmen; andern Theils muß es aber auch eine wichtige Aufgabe genannt werden, nach genauer Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes unserer gesellschaftlichen Verhältnisse und unserer gegenwärtigen Cultur mit Aufmerksamkeit und Scharfsinn zu untersuchen, welche Art, namentlich von größern Gartenanlagen für unsere Zeit und unsere Gegenden als die angemessenste, geschmackvollste und der weitern Ausbildung ächten Natursinnes förderlichste dargestellt zu werden verdiene. Das hier vorliegende Werk hat sich ins Besondere letztere Aufgabe als Ziel gesteckt, und der Leser ist um so sicherer berechtigt, hierüber bedeutende und nutzbare Erörterungen zu erfahren, da sie von einem Manne herrühren, welcher als geistreicher Schriftsteller längst bekannt, seine Kenntnisse in diesem Felde durch die ausgedehntesten eignen mit dem größten Aufwande begründeten Anlagen bewiesen hat; ja erfahren wir gegenwärtig, daß der Verfasser so eben auf einer Reise durch das alte Wunderland Aegypten und den Orient, durch die Türkei und Griechenland begriffen sei, so sprechen wir um so mehr die Hoffnung aus, daß eben derselbe zu einer andern Zeit auch einmal die Lösung der erstern Aufgabe unternehmen werde und dürfen vielleicht seine jetzige Reise um so bestimm-

ter als Vorbereitung hierzu ansehen, als schon Link in seinem Buche: die Urwelt, mit großer Bestimmtheit nachgewiesen hat, daß alle eigentliche Gartenkunst aus dem Orient, ja aus dem östlichen Asien und zwar zum meist erst in Folge der Kreuzzüge nach Europa gebracht worden sei. Und welche reiche Gelegenheit zu interessanten Vergleichen und scharfsinnigen Bemerkungen würde sich nicht allein darbieten, wenn man nur das höchst eigenthümliche Verhältniß der italiänischen, der französischen und der englischen Gartenkunst gründlich erörtern, und es mit den Eigenthümlichkeiten dieser verschiedenen Nationen vergleichen wollte! —

Um nun dem Leser einen Ueberblick zu geben, von dem was in der hier vorliegenden fürstlichen Gabe geboten sei, wird ein doch einigermaßen tieferes Eingehen in die einzelnen Abschnitte unerläßlich und geben wir uns daran jetzt diesen Gang, ganz unserer Sinnesart gemäß zu versuchen, so hoffen wir dadurch zugleich dem besonderen Wunsche des Gebers zu genügen, welcher diese seine Bestrebungen von Jemandem beurtheilt und gewürdigt wünschte, welcher seinen Sinn für landschaftliche Schönheiten der Natur durch eigne, wenn auch von denen des Verf. ganz verschiedenartige Leistungen bewährt hätte.

„Wir sind, man muß es gestehen, in einem großen Theile von Deutschland, kaum noch zur zweckmäßigen Verfolgung des eignen Nutzens aufgewacht, und nur Wenige haben ihren Sinn und ihr Bestreben vorzugsweise, ohne Rücksicht auf Vortheil, bloß dem Schönen zugewendet; eine allgemeine verständige Verbindung beider Zwecke wird noch seltener angetroffen.“

In diesen Anfangs-Worten der Einleitung drückt sich so ziemlich die Richtung aus, nach welcher der Verf. seine Leser aufmerksam zu machen sucht auf zweckmäßige Verschönerung der Gärten und namentlich der Umgebungen ihrer Landgüter, dabei noch manche bei uns obwaltende Mißbräuche rügend und England, wenn auch nicht als unbedingtes Muster, doch als sehr wohl zu brauchendes Vorbild zu dergleichen Verbesserungen aufstellend. — Das Buch selbst zerfällt dann in zwei Abtheilungen. Die erste: Andeutungen für Landschaftsgärtnerei im Allgemeinen, die zweite: Beschreibung des Parks zu Muskau und seiner Entstehung. Die zweite, in mehrere Unterabtheilungen, nach den verschiedenen zu nehmenden Wegen geordnet, läßt

hier eine besondere Anzeige natürlich nicht zu; sie kann nur einladen, an Ort und Stelle sich von dem Anmuthigen dieser seit Jahren von vielen Fremden besuchten und mit Beifall gesehenen Anlagen zu überzeugen und auch denen, welche dieses gerade nicht können, wird aus der Betrachtung der größtentheils sehr sauber gezeichneten und geschmackvoll lithographirten Tafeln das Freundliche und Zierliche dieser Oertlichkeit einleuchten. Die Tafeln 15. 19. 20. 29., die vorzüglich hübsch gezeichnete Tafel 38. so wie die großen beigefügten Pläne sind vorzüglich geeignet, sich ein deutliches Bild dieses in einer von der Natur nicht sehr begünstigten Gegend geschaffenen Aufenthaltes zu vergegenwärtigen, und wir können nur dabei wünschen, daß dem Ordner und Erhalter derselben nach mannigfaltigen Lebenserfahrungen sich das bewähre, was im Verhältniß altpersischen Glaubens in Goethe's „*Parsi Nameh*“ gesagt ist, wenn es heißt:

„Habt ihr Erd' und Wasser so im Reinen,  
Wird die Sonne gern durch Lüfte scheinen,  
Wo sie ihrer würdig aufgenommen,  
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.“

Was dagegen die erste Abtheilung betrifft, so behalten wir uns hier noch einige nähere Beleuchtungen der einzelnen Abschnitte, in welchen der Verfasser seine Gedanken über Gartenanlagen im Allgemeinen ausgesprochen hat, vor.

Zuerst gestehen wir hier nun frei, daß wir ungern einleitende Betrachtungen darüber vermißt haben, welche Oertlichkeiten überhaupt gewählt werden sollten, um Anlagen solcher Art zu versuchen. Es scheint uns nämlich, daß, wenn von größeren Unternehmungen dieser Art die Rede ist, sich wohl vorher die Frage aufdrängen müsse, ob diese oder jene Oertlichkeit auch eine solche Bemühung und einen solchen Aufwand verdiene? — Der verwiegte Jean Paul rief in seiner Vorlesung der Aesthetik denjenigen, welche sich durch kunstphilosophische Studien zu Dichtern bilden wollten, zu:

„Vor allen Dingen, liebe Leute, habt Genie!“

und so meinen wir, verhält es sich auch mit der Verzierung und Verschönerung der freien Natur; vor allen Dingen soll etwas da sein, was des Verzierens und des Genießens werth ist, bevor besondere Bestrebungen in dieser Beziehung gemacht werden. Es kommt sonst mehr oder weniger entweder auf bloße Architektur oder auch ungenügende Tändelei hinaus. Ist man nun aber

auch darüber einig, so ist es ferner eine nicht unwichtige Aufgabe, nun mit feinem Natursinne aus dieser Oertlichkeit heraus zu fühlen, für welche Art weiterer Ausbildung und Verschönerung sie ins Besondere geeignet sei. Auf diese Weise gelingt es ja wohl zuweilen dem Maler, daß, wenn er irgend eine ganz einfache Naturscene ihrem innern Sinne nach aufzufassen und wieder darzustellen versteht, er aus den einfachsten Motiven das interessanteste Kunstwerk darstellt; und ebenso kann es dem Pädagogen, nämlich dem, der es wahrhaft ist, gelingen, wenn er die Eigenthümlichkeiten eines Kindes recht erkannt hat, selbst bei mäßigen Anlagen zu Entwicklung einer höchst bedeutenden Persönlichkeit beizutragen. Zwar sagt der Verf. im 1. Abschnitt der I. Abtheilung, es müsse eine Gartenanlage auf einer Grundidee beruhen und es könne dieselbe *auch mit* durch die vorgefundene Localität bedingt werden; allein uns scheint es, daß wohl hier tiefer hätte eingegangen werden können. Im zweiten Abschnitte, über vergrößerte Ausdehnung der Gartenanlagen, sind über das höchst Relative dieser Begriffe und über die Art, wie oft durch eine sinnige Anordnung das Kleine groß, so wie andertheils durch eine abgeschmackte Anordnung das Große klein erscheinen kann, sehr feine Bemerkungen mitgetheilt. Eben so scheint uns größtentheils zweckmäßig, was im 3. Abschnitte über die Umschließung und im 4. Abschnitte über die Gruppierung landschaftlicher Anlagen im Großen, so wie die der Gebäude gesagt ist; nur scheint uns, daß von allen diesen Dingen gerade eben so wie bei den eigentlichen Werken bildender Kunst allgemeine Regeln immer nur sehr bedingten Werth haben können; und wenn der Verf. z. B. S. 38. bei Wohngehäuden eines Parks eine gewisse Unregelmäßigkeit derselben der reinen Symmetrie vorzieht, so geben wir zwar gern zu, daß, sobald in dieser Unregelmäßigkeit eine geschichtliche Bedeutung von der allmählichen Entstehung der Wohnungen sich hervorthut (wie man dies bei manchen durch Jahrhunderte an- und fortgebauten Schlössern mit Vergnügen gewahrt), diese Unregelmäßigkeit dann sehr malerisch erscheinen könne; möchten aber doch hieraus keine allgemeine Regel entnehmen, da wir uns sehr wohl auch eine sehr symmetrische Baulichkeit mitten in einer angemessenen Parkanlage als höchst anmuthig vorstellen können.

Der fünfte Abschnitt enthält über verschiedene Be-

deutungen und Anordnungen von Park und Gärten manche lehrreiche Andeutung, doch hätte wohl bei der Erwähnung der Wintergärten und Treibhäuser hier eine passende Stelle gefunden, was über sinnvolle Anordnung der letzteren gesagt werden kann, wenn sie, wie z. B. das prachtvolle Palmenhaus auf der Pfaueninsel bei Potsdam, sich die Aufgabe stellen, das Bild einer reicheren und üppigeren Vegetation aus einer fremden Himmelsgegend in beschränktem Raume nachzubilden. Der sechste Abschnitt ist für das Materielle der Anlage von Park, Wiesen und Gartenrasen sehr lehrreich, und eben so, was über das Versetzen größerer Bäume im siebenten Abschnitt gesagt ist. Dem Fürsten ist es gelungen, Bäume von 80 Fuß Höhe mit Beibehaltung aller Aeste und Wurzeln zu versetzen, und außer den belehrenden Mittheilungen hierüber mögen die Winke über anmuthigere Anpflanzungen von Gebüsch und eine bessere weniger jene Art von verzweifelnder Langeweile herbeiführende Weise, Alleen an den Landstraßen anzulegen, alle Beachtung erhalten. Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit zweckmäßiger Anlage der Wege; der 9. und 10. erwägt die Leitung und Ausbreitung des Wassers und die Verzierung der Inseln. In dem 10. Abschnitte, wo von den Felsen die Rede ist, scheint der Verf. selbst das Mißliche solcher Nachbildungen zu fühlen und geht ziemlich schnell darüber hin. Der 12. u. 13. Abschnitt von den Erdarbeiten und von Erhaltung der Garten- und Parkanlagen überhaupt, schließt die erste Abtheilung dieser harmlosen und doch lehrreichen, mit viel Eleganz in Druck und Papier ausgestatteten Schrift, wir aber schließt mit ihnen die Betrachtung des Ganzen, indem wir wünschen, daß dem Fürsten auch fernerhin die Erwägung und Vervollkommenung einer heitern, den feinem Lebensgenuß befördernden Kunst genehm bleiben möge, einer Kunst, welche der nach allen Seiten hin Leben spendende Goethe einst an den Ufern der Ilm pflegte und ehrte, indem er in dem unter seinen Händen gediehenen Park von Weimar dem *Genio hujus loci* ein einfaches Denkmal gründete.

Carus.

## CXII.

*Epaminondas und Thebens Kampf um die Hegemonie von Ed. Bauch. Breslau, Max und Comp. 1834. 84 S. gr. 8.*

Herr Bauch hat sich einen reichhaltigen und höchst interessanten Stoff zur Eröffnung seiner schriftstellerischen Thätig-

keit erwählt. Epaminondas ist eine der herrlichsten Gestalten des Alterthums, der philosophische und im Griechischen Sinn religiöseste Staatsmann, der vollendete Strateg; neben ihm der feurige und poetische Pelopidas, das ganze Thebanische Volk aufgeregt durch Liebe und Haß, die kräftigsten Athleten durchglüht von Ehrgeiz. Was für ein vielsagendes Lob spendet der karge Xenophon dem Epaminondas, wo er sich verwundert, wie das ganze Heer der Böoter vor der Schlacht von Mantinea ganz allein auf Epaminondas blickte, alle Mühseligkeit bei Tag und Nacht freudig ertrug, keiner Gefahr sich entzog, und sobald er eine Schlacht ansagte, sogleich nur bedacht war Helme und Schilde zu putzen, Schwerdter und Lanzen zu schleifen, die Arkader Thebaner sein wollten, und niemand im ganzen Heere daran zweifelte unter seiner Führung zum Sieg und Ruhm zu gehen! Ja, Epaminondas ist Theben, und Thebens Ruhm ist Epaminondas. Es giebt kein leuchtenderes Beispiel in der Geschichte, wie ein Mann durch Tiefe der Gesinnung ein ganzes Volk durchdringen und erheben kann. Hr. Bauch konnte zuversichtlich die beiden Stoffe, Epaminondas Leben und Thebens Hegemonie, vereinigen oder den einen dem andern unterordnen, aber dazu gehörte diejenige künstlerische Sicherheit, die ihm noch fehlt. Was er jetzt geliefert hat, ist weder Biographie noch Spezialgeschichte eines Zeitraumes in der Entwicklung des Griechischen Volks. Biographie ist es nicht, der Anlage nach, denn der Verf. kommt S. 7 nur beiläufig auf Epaminondas, indem er erzählt, daß die Spartanische Verfolgung in Theben ihn nicht traf, und von dieser Negative bahnt er sich den Weg zum Positiven mit folgenden Worten: „Es mag hier nachgeholt werden, was wir von seiner Jugend erfahren.“ Und fernerhin wird das interessanteste Biographische in die Noten verwiesen, ohne im Text zu einem vollständigen Bilde des Mannes verarbeitet zu werden. Aber auch eine Spezialgeschichte der großen Begebenheit ist es nicht. Diese geht doch offenbar von der widerrechtlichen Besetzung der Kadmea durch die Spartaner aus. Und eine so wichtige Begebenheit führt Hr. Bauch beinahe als Nebensache Seite 6 mit den Worten ein: „Es ist bekannt, wie wenige Jahre darauf der Spartiate Phöbidas — die Kadmea besetzte.“ Dergestalt ist es auch bekannt, daß die Spartaner bei Leuktra geschlagen wurden. Wollte Hr. Bauch Thebens Kampf um die Hegemonie darstellen, so mußte er auf den Geist des Thebanischen Volks, auf die Zustände Böotiens und auf die Politik der einzelnen Griechischen Staaten bei weitem tiefer eingehen, als er es gethan hat. Nur ganz beiläufig wird Athens gedacht; die verworrenen Zustände in Arkadien, von denen doch Epaminondas Strategie und Thebens Politik ganz abhängt, werden nicht gründlich beleuchtet; vor allem aber erfahren wir gar nichts Spezielles über die Verfassung Thebens, über die Anordnung der Verhältnisse zum übrigen Bötien, über die Wahl, Zahl und Befugnisse der Bötarchen, die Lokalität der Städte, die Kräfte und Mittel des Volks. Es ist wirklich merkwürdig, wie Hr. Bauch den Kampf Thebens um die Hegemonie Griechenlands beschreiben will, ohne sich vorher so ge-

nau als möglich mit dem Leser über die Bedingungen und die ersten Schritte dazu verständigt zu haben. S. 20 heist es: „Theben strebte in dieser Zeit immer mehr nicht nur Bundesvorort, sondern Hauptstadt des Landes zu werden.“ Aber gerade dies immer mehr, da es ein Präcedens voraussetzt, und der Unterschied zwischen einem Vorort und einer Hauptstadt, wie Hr. Bauch diese Wörter gebraucht, mußte entwickelt werden. Er sagt freilich in der Vorrede, „er habe sich die Geschichte und Cultur des Bötischen Bundeslandes zur Aufgabe für gereifere Jahre und Studien gestellt.“ So bleibt uns also für die gegenwärtige Schrift nur zu bedauern übrig, daß er nicht wenigstens einen Theil dieser Aufgabe bereits erfüllt hatte. Was der Vf. für jetzt leistet, ist dies, daß er alles Factische, was sich auf Thebens Geschichte von der Einnahme der Kadmea an bis auf die Schlacht bei Mantinea bezieht, hauptsächlich aus Xenophon und Diodorus, aber auch mit Berücksichtigung der Abweichungen und Nachträge bei anderen Autoren, fleißig zusammenstellt; aber was von ihm selbst hätte ausgehen sollen, die Combination alles Einzelnen zu einem lebendigen Gesamtbilde des Volks in der Zeit, das fehlt noch größtentheils. Ein stilistisches Ornament, daß er Epaminondas vor der Schlacht von Leuktra eine Rede halten läßt, und darin die ganze Masse der Prophezeiungen und Vorbedeutungen, die den Sturz der Spartanischen Herrschaft begleiten, einflicht, wird schwerlich auf Thucydideische Angemessenheit Anspruch machen können. Nach Art der Alten waren diese Omina in der Erzählung zur Spannung des Lesers zu benutzen, für uns bezeugen sie die Wichtigkeit, welche die Zeitgenossen der Begebenheit beimaßen, im Munde des Feldherren macht ihre weitläufige Herzkählung und Beschreibung den angemessenen Eindruck nicht.

Im Uebrigen ist uns manches Einzelne aufgestoßen, was ein schärferes Eingehen in die Sache vermissen läßt. Seite 13 heist es: „Bald erhielt die heilige Schaar in der Kadmea öffentliche Wohnung und Unterricht.“ Dies wird in den Druckfehlern verbessert „und Unterhalt.“ Wie kann sich Hr. Bauch dergleichen denken? Plutarch im Pelop. 18 (nicht 23) sagt *ἀσκήσαντες δὲ τὴν μάχην ἐν τῇ Κἀμείᾳ*, also im Ganzen Bürger von Sparta und Periklen zusammen 1000. Und so sagt auch Plutarch an zwei Stellen. In der Beschreibung der Schlacht von Mantinea heist es: „er verstärkte die Angriffsmasse nach vornen, während er den schwächeren Theil des Heeres mehr in den Hintergrund stellte.“ Was ist das Nach vornen und mehr in den Hintergrund? Xenophon ist deutlich genug: *ἑμβόλον ποιήσας πρόβῳ ἀνίστηεν*, d. h. er bildete eine Colonne im Centrum, wo er sich befand, und machte mit dieser den Angriff um die feindliche Linie zu sprengen, seine Flügel versagte er. Warum entzieht Herr Bauch dem Epaminondas seinen letzten Trost? Er sagt: „er starb wahrscheinlich nicht in dem Glauben, daß der Sieg seinem Vaterlande gehöre.“ Warum? „Weil er Frieden zu machen rieth.“ Allerdings war sich der tiefdenkende Mann wohl bewußt, was Theben an ihm verlor. Aber macht man Frieden nicht am besten nach dem Siege? Xenophon fälscht aus Vorliebe für die Lacedämonier das Resultat des glorreichen Kampfes, wenn er sagt: nach der Schlacht entstand noch größere Verworfenheit in Griechenland, als vorher war. Denn der Friede folgte unmittelbar, und Theben erreichte darin was es nur wünschen konnte, daß Athen von Sparta abtrat, und alle Staaten Messeniens Selbstständigkeit anerkannten. Sparta schloß sich deshalb von dem Frieden aus: desto besser für Theben: denn Sparta setzte sich dadurch in immerwährenden Kriegszustand gegen Megalopolis und Messene, und nöthigte diese an Theben zu halten.



N<sup>o</sup> 111.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

Juni 1835.

CXIII.

**O. F. Gruppe: Wendepunkt der Philosophie im neunzehnten Jahrhundert. Berlin, 1834. X. 471 S. 8.**

1831 gab Hr. Gruppe seinen Antäus heraus. Dieser Riese sollte die speculative Philosophie sein. Das Buch glaubt, nach den eigenen Worten des Verfs., den Gegner allein dann bekämpft „wenn der Mensch, ein Sohn der Erde, den Boden nicht unter den Füßen verliere, aus dem er mit seinem Wissen und Denken emporgewachsen.“ Ich nahm an jenem Titel einigen Anstoß. Will man in Mythen sprechen, so schien mir Ikarus das treffendste Bild luftiger Speculation, Antäus der gemeinen Erfahrungswissenschaft, welche so lange gesund und tüchtig ist, als sie durch Berührung mit der Mutter Gaa sich erfrischt und sich nicht zum schwindelnden Flug unverstandener, metaphysischer Faseleien verleiten läßt. Herakles, der Sohn einer reizenden Sterblichen und des wissenden Zeus, kann ein Bild der Speculation werden. Auf der Erde fußend, aber den Blick zum strahlenden Aether gewandt, hält er den Gegner so lange in die Luft, bis er ausathmet. Herakles mußte der Titel des Buchs sein.

In gewandter Sprache regte es tausendfache Dinge an. Geschichte der Philosophie, Naturwissenschaft, Aesthetik, Theologie, Sprachwissenschaft, Philosophie der Geschichte, Pietismus wurden in den Briefen besprochen. Zum erstenmal erfuhr die Welt unwiderleglich, wie dumm doch im Grunde alle von ihr gepriesenen speculativen Philosophen gewesen sind und noch sind, obgleich wir jetzt vergleichende Natur- und Sprachkunde haben. Ob sich die Geschichte der speculativen Philosophie an Hrn. Gr. wegen dieses Vorraths ihres zartesten Geheimnisses vielleicht einst dadurch rächen wird, daß sie seine gescheuten Entdeckungen, den merkwürdigen Wendepunkt, mit Stillschweigen übergeht?

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

Denn die unangenehme Wahrheit ignorirt man gern und Hr. G. ist fürchterlich wahr. Mit bewundernswerther Leichtigkeit spricht er das Unerhörteste aus, z. B. daß Plato und Aristoteles keine selbstständige Forscher und ohne klares Bewußtsein über ihre Lehre gewesen wären (S. 296) u. dgl. m. Doch gestehen wir gern, daß uns die offene Dreistigkeit Gruppe's immerhin besser gefällt, als die katzenbuckelhafte Schmiegsamkeit und amphibolische, im Tadel liebkosende, im Lob verwundende Manier einiger unserer Kritiker, die, sobald es zum entscheidenden Kampf kommen soll, immer vorgeben, es sei nicht der Ort, tiefer einzudringen.

Uebrigens war die Briefform nur das Mittel, ganz nach Belieben, ohne innere Consequenz, bald von diesem, bald von jenem schwatzen zu können. Nach seinen dichterischen Leistungen in den Winden und im Alboin trauen wir Hrn. G. unbedenklich das Talent zu, einen Briefwechsel zu schreiben. Damals konnte oder wollte er sich nicht die Zeit dazu nehmen und gab nur desultorische Abhandlungen mit der Ueberschrift: mein Freund. Die fieberhafte Bewegung, in welche so Viele durch die Mannigfaltigkeit unserer heutigen Interessen versetzt sind, ja die wohl uns Alle jetzt mehr oder weniger ergriffen hat, klopft in jenem Buch mit raschen Pulsschlägen. Der Vf. hat so Viel und Vielerlei gelesen, empfunden, gedacht, geschaut und nun dringt bald dies bald jenes an ihn heran, so daß er gar nicht recht zu sich selbst kommt und sich bei dem Versuch, die Erscheinungen zu bewältigen, selbst in sie verliert. Wir führen nur Eines an. Er greift die Hegelsche Philosophie der Geschichte an, weil sie die Freiheit des Geistes zum Princip ihrer Nothwendigkeit macht. Er wirft dagegen die Instanz des Klimatischen ein, was die leibliche und geistige Physiognomie eines Volkes entscheiden bestimme. Nun glauben wir nach dem, was Hegel in der Encyclopädie über die Unterschiede der Racen, der Stamm- und Localgeister sagt, daß er gewiß nicht

im Entferntesten gelehrt haben wird, wie jeder Volksggeist sich mit einer bestimmten Natur vermählt, so daß die physikalische Beschaffenheit eines Landes in der Bildung des Geistes ein nothwendiges Moment ausmacht und in seiner individuellen Erscheinung sich ausprägt. Karl Ritter's geistreiche Erdkunde kann zur Hegelschen Geschichtsphilosophie sich unmöglich feindselig verhalten. Gruppe, das geographische Moment als Basis der Geschichte fixirend, geht aber so weit, daß er alle geschichtliche Formation aus der Gestaltung der Gebirge, Ströme, aus der Eigenheit der Atmosphäre u. s. w. ableitet und in seiner ironisirenden Opposition die chinesische Unkunst aus dem mißförmigen Habitus der mongolischen Race, die behaglich breite Betriebsamkeit des Holländers aus seinen Canalbauten, die schnellkräftige Industrie des Engländers aus seinen großen Steinkohlenlagern u. s. w. deducirt. —

Das vorliegende Buch trägt nun denselben Inhalt, wie der Antäus, vor, nur ruhiger und geordneter. Nach einem derben Manifest gegen alle Metaphysik und einer Wiederholung seiner Theorie des Denkens in Verhältniß zur Sprache folgt eine Kritik der bedeutendsten philosophischen Systeme und auf diese eine Exposition der Methode, durch welche Hr. G. die ganze Philosophie umgestalten will. Das kritische Verdienst ist sein größtes; seine Umrisse fremder Philosopheme sind oft treffend, einzelne Bemerkungen neu und glücklich. Was aber den Kern seiner Ansicht betrifft, so wird er sich in seiner Erwartung, die Philosophie einem Wendepunkt entgegenzuführen, gänzlich täuschen. Wie in Frankreich die politischen Parteien sich erst gar nicht mit dem Gedanken befreunden können, daß die Revolution keine permanente zu sein vermag, so wiederkaut auch die deutsche Literatur noch immer den Gedanken, durch eine Revolution der Philosophie endlich das System zu schaffen, von dem man sagen könne: *il sera désormais une vérité*. Das Hegelsche soll es einmal nicht sein. Dies allein wird für ausgemachte Wahrheit gehalten. Obschon man seine Anhänger, z. B. mich selbst, wüthende Fanatiker nennt, so soll es selbst doch nur ein charakterloses *juste milieu* für die preussischen Zustände sein. Eine solche Insinuation ist absolut begreiflich. Der Neoschellingianismus, Stahl, Sengler, Bachmann, Fischer, Weiße, Fichte, Branitz, Gruppe und anonyme Stimmen erheben sich gegen Hegel und verheißten eine andere Ära der Philosophie. Gruppe's Wendepunkt

würde sie aber, da er gar nichts enthält, was nicht schon dagewesen wäre, nur rückwärts wenden. Er geht nämlich davon aus, daß die Philosophie, verführt durch die Autorität des Aristotelischen Organons, sich in einen Hexenkreis realitätsloser Begriffe eingepfercht habe. Wolle sie nun aus demselben heraus, so vermöge sie das nur durch eine Methode, welche sie die Erscheinungen im Verhältniß ihrer wahrhaften Abhängigkeit von einander begreifen lehrt. Die Erfahrung giebt uns einen mannigfaltigen Stoff, der aber das Erkennen in seiner unmittelbaren Zusammenhanglosigkeit nicht befriedigt. Der Zusammenhang erst macht die Phänomene interessant. Man muß also die Erscheinungen vergleichen, um in ihnen das Gemeinsame aufzufinden. Das Vergleichen ist Urtheilen und in der Uebertragung der Gleichheit auf das Verschiedene liegt das Wesen des ächten Erkenntnißactes. Die Forschung darf aber das Vergleichen nie abschließen; sie muß ununterbrochen fortschreiten und sich, um zur immer größeren Vereinfachung des Mannigfaltigen zu gelangen, um die allgemeinen Gesetze zu entdecken, die Aussicht in die unendliche Verflechtung der Dinge offen erhalten. Die Sprache ist nur Mittel der Darstellung. Sie hat einen Sinn nur den bestimmten Erscheinungen und Anschauungen gegenüber. Außerdem wird sie flach und zweideutig. Sie sagt in ihrer Relativität nicht mehr, was sie ursprünglich sagt. Die Methode muß daher einerseits die Geschichte der Phänomene controliren, um jede Erscheinung in ihrer Eigenthümlichkeit zu ergreifen, ihre spezifische Dignität nicht zu verletzen, die natürliche Abhängigkeit der einen von der anderen nicht durch künstliche Combination zu verwirren. Andererseits muß sie die Geschichte der Sprache controliren, um jedes Wort in seiner wahrhaften und wechselnden Bedeutung zu gebrauchen, die Worte nicht für sich schon als Begriffe gelten zu lassen und den Gedanken in seiner Geburtsfrische, wie er dem denkenden Geist entkeimt, zu erfassen.

Dies ist die Summe der neuen Gruppe'schen Theorie, die uns für den Standpunkt der Beobachtung ganz vernünftig erscheint. Wir müssen uns aber höchlich wundern, wenn Hr. G. damit etwas Neues gesagt zu haben glaubt. Als die mittelalterliche Scholastik in ihrer logischen Trunkenheit die Vernunft dem Verstandesschlufß geopfert hatte, da konnte Baco mit vollem Recht gegen sie auf die Natur, auf das Object, auf die

Unterwerfung des Erkennens unter dasselbe hinweisen. Von dem Rechnen mit gehaltlosen Begriffen, vom Spiel mit leblosen Formeln konnte er zur Anschauung des Gegebenen aufrufen und eine Restauration der Wissenschaft proclamiren. Vom düstern Beinhause verknöchelter Abstractionen führte er die Menschheit in den heiteren Garten des ewig blühenden Naturlebens. Aus eigener Wahl, ohne Noth, macht Hr. G. seine Stellung zu einer ähnlichen, nur dafs er zur Naturempirie noch die vergleichende Sprachanatomie hinzufügt, welche Baco noch nicht kannte und die erst in der jüngeren Zeit durch Grimm, Bopp, v. Humboldt u. A. geschaffen ist. Hat er aber, wie Baco, ein Recht zur Polemik gegen die Speculation? Wir dächten, so wenig, als jetzt die Speculation wegen der Empirie sich beklagen darf. Die Speculation ist seit Baco empirischer, die Empirie seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts speculativer geworden. Seit Kant hat die Speculation entschieden ihren Blick nicht mehr träumerisch über die Erde in eine gestaltlose Ideenwelt hinausschweifen lassen. Im Gegentheil hat sie den Trieb empirischer Forschung genährt und nur theils den Cruditäten der ganz gedankenlosen, das Object blödsinnig anstierenden Empirie, theils der schlechten Metaphysik und Logik sich widersetzt, welche die Klarheit der Phänomene durch einen Qualm leichter Hypothesen und unkritisch gebrauchter Kategorien, wie besonders Atom, Kraft, Ursach, trüben, was Hr. Gr. selbst den Naturforschern zum bitteren Vorwurf macht. Wenn Kant erklärte, dafs das Ding-an-sich unbegreiflich sei, so mußte sich die Wissenschaft, welche dies Urtheil zu ihrem Vorurtheil, zu ihrer Ueberzeugung machte, desto fester an die einzig zugängliche Welt der Erscheinungen anklammern. Wenn Schelling in Natur und Geschichte das schöpferische Weben des göttlichen Geistes zu ahnen und zu deuten anfang, so mußte das mit Begeisterung für die Kenntnifs der Thatsachen erfüllen. Wenn Hegel die Metaphysik und Logik der Philosophie der Natur und des Geistes coordinirte, so mußte der Wahn verschwinden, als wäre die Metaphysik eine vornehmere Richtung der Philosophie, aber, wegen der Immanenz des Logischen im Natürlichen und Geistigen auch der Wahn, als wären die logischen Formen und metaphysischen Kategorien nur eine Garderobe fertiger Kleider, in welche die Phänomene der Natur und Geschichte nur eingehüllt würden, um sich in der Gesellschaft der Herrn Philosophen standesmäßig

zeigen zu dürfen. Da dem Object der Erfahrungswissenschaften der Begriff an und für sich immanent ist, so können sie gar nicht anders, als auf Momente des Begriffs zu stoßen. Der Begriff ist das gelobte Land, zu welchem ihre Sehnsucht, ihnen oft unbewußt, sie durch die Wüste der einzelnen Wahrnehmungen und Versuche hintreibt. Je mehr sie seiner Gliederung sich nähern, um so lichtvoller und fruchtbarer ist die Erfahrung. Kein Physiker und Historiker, wenn er nicht ganz zum bloßen Instrument und Document geworden, wird sich heut zu Tage mit der rohen Thatsache begnügen. Man will allgemein, auch wo man, aus Furcht vor Leere, gegen Einmischung des Philosophirens protestirt, den Verband der Facta. In diesem Trieb liegt es, wenn wir, um ein Lieblingsbeispiel des Verfs. anzuführen, die Physik vom Magnetismus und der Elektrizität zum Galvanismus, so zum Elektrochemismus und, seit Faraday's Entdeckung, zum elektro-chemischen-Magnetismus fortschreiten sahen. Hierin liegt es, wenn die Weltgeschichte sich uns nicht mehr in todte Massen zerbröckelt, sondern zum Organismus wird, in welchem die Völker-individualitäten sich als Glieder regen. Hierin liegt es, wenn die Sprachen uns nicht mehr ein Aggregat von Wörtern, einen Wust trockener Regeln und Ausnahmen, sondern ein harmonisches Gebilde der reinsten Vernunftconsequenz darbieten. Hätte Hr. Gr. daher gesagt, der Wendepunkt unserer jetzigen Philosophie sei die reale Versöhnung der Empirie und Speculation, so würde er, statt Widerspruch, nur Zustimmung erfahren.

*Nous ne voyons, que ce que nous sommes préparés de voir.* Diesen Ausspruch Ramonds führt der Verf. beifällig an. Wir wenden ihn auf ihn selbst an. Er hat, wir müssen es ganz dürr heraus sagen, das Wesen des Logischen und Metaphysischen total mißverstanden und macht es daher zur Vogelscheuche, auf die er beständig schimpft. Wirklich hat es mit dem Logischen eine ähnliche Bewandnifs, wie mit jenen Silenstatuen der Alten, von denen Plato im Symposion spricht, welche, von Außen grämlich und häßlich, inwendig die entzückendsten Götterbilder verbargen. Hr. G. sieht in der sichtbaren Welt nicht das unsichtbare Reich der Kategorien in der Fülle seines unendlichen Reizes. Er erblickt das Logische nur in den concreten Gestalten der Wörter und Phänomene. Um bei dem ganz Vereinzelten stehen zu bleiben, ist er zu gebildet. Er will das Wesen der Erscheinung, obschon er gern, um alle Er-

innerung an die ihm verhasste Ontologie zu entfernen, sich des Ausdrucks, Gesetz, Abhängigkeit der Erscheinungen von einander, Zusammenhang, bedient. Hier muß er jedoch mit sich in Widerspruch gerathen. Er muß die Kategorien voraussetzen. Das Ding und seine Merkmale, Gattung und Individuum, Subject und Prädicat, Grund und Existenz, Einheit und Unterschied u. s. f. treten unaufhörlich, ungesucht, unabweisbar in seine Darstellung ein. Um seiner Methode nur irgend eine Handhabe finden zu können, muß er selbst zum Logischen und Metaphysischen fortgehen und gewährt dabei das lächerliche Schauspiel, gegen das Denken durch den Gedanken zu kämpfen, daß alle jene Kategorien nur Worte, nichts als Worte wären. Die armen Worte, die sich gegen den Sprecher nicht vertheidigen können!

Wenn man im Buch die häufigen und herben Ausfälle gegen die größten Philosophen wegen ihrer Verkenntung des wahren Zieles der Philosophie gelesen hat; wenn man voll ist von Begierde, wie denn Hr. G. auf einigen Seiten das große Räthsel lösen und für solche Wohlthat sich den unsterblichen Dank der so lange im Dunkel tappenden Menschheit verdienen werde; wenn er endlich mit stolzer Süffisance die Ouverture des letzten Capitels in siegverkündenden Tönen erschmettern läßt und dann nur längst Bekanntes wieder flüchtig aufwärmt; sich immer, weil ihm das strenge Denken nicht zusagt, auf die Beispiele wirft, mit ihrem amüsanten Köder den Leser zu bestechen; in der Controlirung der Beobachtung weit hinter der Sorgfalt zurückbleibt, welche Baco im ersten Buch des Organon der Lehre von den Instanzen widmet; nur ganz nachlässig einige Winke verstreut und, nachdem er noch einen Pfeil gegen den Hochmuth und gegenseitigen Neid der philosophischen Schulen abgedrückt hat, sich Mitarbeiter wünscht, die große Metamorphose der Wissenschaft nach der neuen Methode in's Werk zu setzen: so ist man von solch naivem Uebermuth wirklich so außer Fassung gesetzt, daß man, da Hr. G. kein übler Komödiendichter ist, auf die Vermuthung geräth, sein ganzes Buch sei nur eine Farce, das neunzehnte Jahrhundert zum Besten zu haben. Sich einzubilden, die Philosophen hätten von den griechischen Weisen an bis auf Hegel und Herbart und Cousin herunter die logischen und metaphysischen Bestimmungen zur Guillotine gemacht, unter welcher sie das vollsaftige Leben der Phänomene sich verbluten ließen, um nachher die entseelten Schatten mit tyrannischer Willkür hin und her zu zerren; sie hätten, alle qualitative Eigenheit der Dinge vertilgend, mit unverzeihlicher Kurzsichtigkeit ein nur logisches Kriterium der Wahrheit festgehalten, besonders Aristoteles (Aristoteles, der Schöpfer der Naturgeschichte, dessen Problemata allein schon ein glänzender Beweis seiner felsinnigen und vielseitigen Beobachtung wären); sie hätten das Verhältniß zwischen Denken und Sprechen mißkannt und vom wahren Erkenntnißsack, dem Vergleichen des Gegebenen, nichts

gewußt — diese und andere Einbildungen gehören zu den Privatideen des Hrn. Gr., die er nun auch zum Gemeingut zu machen trachtet. — Charakteristisch ist für seine Manier, daß er sich theils ganz im Allgemeinen hält, theils in das ganz Einzelne sich vergräbt, plötzlich einzelne Bücher, wenn es sein kann, weniger gelesene einzelne Stellen, besonders abgelegnere, originaliter Griechisch, Englisch, Französisch citirt und commentirt. Der Adlerblick jener kategorisch hingestellten allgemeinen Uebersichten, die Erudition dieser Einzelheiten frappiren und nöthigen vor Hrn. Gr.'s kritischem Scharfsinn und vor seiner, ich möchte sagen, allgegenwärtigen Gelehrsamkeit billigen Respect ein. Allein wir vermissen ein inniges Durchdringen der Gegenstände. Die Beschränkung, die Mitte zwischen dem Allgemeinen und Einzelnen, fehlt größtentheils. Daraus mußten eine Menge Einseitigkeiten entstehen, welche der Mangel an überschauender Besonnenheit, ein hastiges Hin- und Herspringen, noch vermehrt. Am reichlichsten hat er seinen Tadel über das Hegelsche System S. 396 ergossen, in dessen Klängen nach S. 110 „nur Köpfe, welche schon längst an Hohles gewöhnt sind, Tiefe vernehmen können.“ Es muß doch etwas an der Leerheit der Hegelschen Schule daran sein, denn Hr. Gr. stimmt in seinem Urtheil mit dem eines Mannes überein, der in der Philosophie Zutrauen verdient: Hr. Schelling ist ganz der Meinung des Hrn. Gruppe.

Hr. Gr. spricht über die H'sche Philosophie mit selbstgefälliger Sicherheit ab. Ob er sie aber studirt hat? Wir bezweifeln. Wenigstens bliebe uns unerklärlich, weshalb er das, was Hegel z. B. in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Logik von der Sprache sagt, was er in der Phänomenologie vom Standpunkt des Wahrnehmens und Beobachtens und in der Logik vom Reflexionsurtheil und Reflexionschluss entwickelt, mit absolutem Stillschweigen überginge, da an den zuletzt bezeichneten Orten die Methode, welche Gr. anstrebt, viel schärfer, als er selbst es thut, dargestellt, aber zugleich auch über ihre Befangenheit zum Begriff hinaus geführt ist. Der Begriff ist die untrennbare Einheit sich widersprechender und dadurch gerade zusammenhängender Bestimmungen. Die burschicose Laune Hrn. Gr.'s nennt ihn kurzweg „Unsinn.“ Und doch hat er den Plato, der sich immer in der Dialektik bewegt, viel gelesen; doch freilich *nous ne voyons, que ce que nous sommes préparés de voir.* Das Ablehnen des Widerspruchs und eine dunkelhafte Eingenommenheit werden Hr. Gr. noch lange zum Feinde der Speculation machen und ihn, bei allem Reichthum an Talent, womit die Natur ihn ausgestattet hat, bei aller Regsamkeit seines Interesses, unfehlbar zwingen, statt einen Wendepunkt der Philosophie herbeizuführen, sich nur auf dem Absatz seiner eigenen, grundlosen Meinungen herumzudrehen.

Karl Rosenkranz.

N<sup>o</sup> 112.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

Juni 1835.

CXIV.

*Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Theile. Berlin, 1834. Duncker und Humblot. 588, 620 u. 598 S. gr. 8.*

Der Genius dieses Buches hat nicht umsonst zu seiner Zeit gesprochen. Seit zwei Jahren, wo die erste vertrautere Mittheilung davon geschah, hat Rahels Geist durch alle Kreise des Lebens und der Gesellschaft eine außerordentliche Bewegung verbreitet, und die Erkennenden wie die Verkennenden haben selbst da, wo sie die Größe einer solchen Persönlichkeit als etwas Drückendes für angewohnte Auffassungsformen empfanden, wenigstens das Uebergewicht und die Urmächtigkeit dieser Erscheinung im Verschwiegenen geehrt. Der ganz mißverstehenden Stimmen ist nur eine einzige laut geworden, und zwar von Jena aus, diesem freundlichen Punkt einer stillen geistigen Gemeinsamkeit, wo der mit den dortigen Lebenskreisen Vertraute sonst gerade der allgemeinsten Verehrung für dies Buch begegnet. Vielleicht hat aber gerade diese dortige Begeisterung, wie es zu geschehen pflegt, auf der andern Seite die Opposition wachgerufen, und einen verdrossenen Mann zu einem flachen Ausfall, der auch nicht das geringste Oppositionstalent verrathen, veranlaßt. Dagegen haben es anderwärts Andere von ihren verschiedenen Standpunkten genommen, und mit mehr oder weniger Bezüglichkeit sich zu eigen gemacht, während die Tieferdringenden gerade durch das, was hier für so Viele das Erschreckende, ja das Entsetzliche ist, unendlich gelernt und gewonnen haben, nämlich durch die beispiellose *Aufrichtigkeit*, mit der in Rahels Briefen das Geheimste und Gefährlichste im Innern der menschlichen Natur an den Tag gelegt und zu Worte gebracht wird. Diese *Aufrichtigkeit* in Selbstbekenntnissen wie in Selbstkenntnissen war neu und einzig, und trat, bei aller Absichtlosigkeit im momentanen Brieferguß, mit einem so groß-

artigen Talent des Beichtens hervor, daß sogleich das Allgemeinste an das Individuellste geknüpft wurde, und an Pein und Weh persönlicher Zustände, Stimmungen und Geisteszuckungen das metaphysische Urweh des ganzen Weltuniversums wie zum Durchbruch und in Frage kam. Wenn im gemeinen Moralkatechismus unter den gebotenen Tugenden auch die *Aufrichtigkeit* steht, so bedenkt man doch selten, was dieses ungeheuerere Wort, das oft wie ein zischendes Gorgonenhaupt mit giftiger Schlangenumwindung ins Leben tritt, im Eigentlichsten Alles in sich begreift. Gegen meinen Nächsten aufrichtig sein, d. h. nicht Nein zu sagen, wo ich Ja sage, ihm nicht zu verschweigen, wenn ich mich verheirathe, ein Loos in der Lotterie gewinne, oder meinen Bruder durch den Tod verliere, will anständige Bürgerpflicht und läßt ein gutes Herz zu; aber ob ich Alles, was auf dem Dunkelsten der Seele in mir vorgeht, was mir oft selbst kaum klar ist, und was wie ein tückisches Meer von ungezügelter Gedanken über Welt und Menschen aus mir herausbrechen würde, immer aussprechen und damit geltend machen soll? — Durch wie viele drohende Nachtgespenster würde ich da nicht meine Mitbürger beunruhigen! Eine gewisse Schamhaftigkeit umhüllt auch gerade die geheimste Gedankenwelt wie eine zartverschlossene Knospe, und manche verworrene Selbstgespräche, die Zweifel, Begierden, Wünsche und alle unsere himmelstürmende Metaphysik miteinander führen, verwehrt, zum Glück gesellschaftlicher Unbefangenheit, die Keuschheit des Mittheilens in ganzer Nacktheit laut werden zu lassen. Wenn daher Kant einmal sagte, die Menschen würden vor einander laufen, wenn sie sich immer in äußerster Offenheit einander gegenüberblicken sollten, so läßt sich dagegen auf der andern Seite wahrnehmen, wie jene jungfräuliche Keuschheit im Mittheilen des geheimsten Innenlebens in den Selbstbekenntnissen großer Männer etwas Dichterisches zu der Wahrheit hinzusetzt, als ein milderndes und verschlei-

erndes Element unerträglicher Wirklichkeiten. So ist das „Wahrheit und Dichtung“ gewissermaßen eine klassische Firma für Lebensbekenntnisse geworden und hat seitdem mannigfach den Confessionen anderer ausgezeichneten Persönlichkeiten gedient, während wir uns zugleich an jenen infernalischen Sack Goethes erinnern, von dem wir durch Falk in seinem bekannten Buche erfahren, und in den Alles von entstandenen Papieren und Schriften hineingesteckt wurde, was die Aufregung und Empörung der unmittelbarsten und allerinnersten Natur erzeugt, was ein monologisirender Groll des ringenden Geistes an schonungslosen Gedanken eingegeben, und was, um Entstellung der eigenen Persönlichkeit in den Augen des Publikums zu verhüten, für die späteste oder niemals erfolgende Mittheilung versteckt werden sollte. Und welcher große Geist hätte nicht ein solches infernalisches Bündel mit sich und in seinen Gedanken herumgeschleppt, dessen verborgene Flammen er sorgfältig zu hüten gehabt, und von wie Wenigen ist die Aufrichtigkeit so weit getrieben worden, daß sie auch das gefährlichste Feuer, das im Geheimsten in ihnen loderte, knisternd und in ungeläuterter Schwere, wie es war, in die Welt hinausgeschüttet haben!

Dennoch erscheint es von Zeit zu Zeit wie eine ernertheilte Wohlthat des Geschlechts, wenn Naturen, mit einer so ungeheuern Aufrichtigkeit begabt, hervortreten, deren Geist die Gewittermacht hat, das ganze Erdreich des innern Menschen zu unterwühlen, und bis in die versteckteste Blutader des Herzens beleuchtende Blitze zu schleudern, zugleich aber auch die erhabene Grausamkeit, die eigene Herz mitten im zuckenden Lebenspuls in die Hand zu fassen und aus dem Busen herauszunehmen, um es sich mit Blut und Faser in seine Bestandtheile zu zerlegen! Da ist es, als bräche eine ganze Sündfluth von Fragen ohne Antwort, Zweifeln ohne Hoffnung, Betrachtungen ohne Ankergrund auf uns herein, und auf der gefährvollen Arche, in der wir mit den letzten Trümmern der Schöpfung sitzen, das Chaos von Himmel, Meer und Erde durchschwimmend, in die Elemente aufgelöst, harten wir mit banger Sehnsucht auf die endlich hereinflatternde Taube, die uns das grüne Oelblatt des Friedens bringen soll! Macht das Buch Rahel in seiner äussersten und gewaltsamsten Metaphysik menschlicher Selbstbetrachtung zunächst diesen aufrührerischen Natureindruck; so ist doch zugleich hinzunehmen, wie die Gedankenstürme, die hier rück-

haltlos aufgeschüttelt werden, befruchtend in die Seele greifen, das zum Leben Nothwendigste, mithin das Positive in jeder Zeile berühren, und die größten Fragen der Zeit und Zukunft, denen heut Niemand sich entschlagen kann, schon dadurch, daß sie dieselben nur in Bewegung setzen, der Lösung nahebringen und zureifen helfen. Dann giebt dies Buch, nur in der Stimmung hingeworfener Briefe redend, die aber gerade der unmittelbarsten Abdruck eines ganz sich selbst überlassenen Geisteslebens sind, eben durch dies unendliche Heraufwühlen und Heraufbeschwören eines baaren, unvermittelten, gleich rohen Goldklumpen aus Bergesnacht gegrabnen Seelengehalts, eine beredte Mahnung und ein großes Zeugniß für die Mitwelt von sich. Dies ist in einer Zeit, wo so viel mechanische Bildungen entstehen, wo so viel Ueberlieferung jede eigenkräftige Originalität schwächt, soviel Baumschulenzucht das frohe und freie Naturleben der Entwicklung beengt und umrändert, dies ist in einer solchen Zeit die hohe Mahnung an ein urmächtiges Bewegen und Entfalten aus originellster Persönlichkeit heraus, an ein productives und selbständiges Erzeugen und Behandeln jener Ideen, von denen Gegenwart und Geschichte voll sind, und die im Individuum denselben Prozeß schöpferisch durchmachen müssen, den sie in der Welthistorie beschreiben.

Und so ist dies die Zeitbedeutung des Buches Rahel, daß sich an einer unendlich bewegungsvollen Persönlichkeit jenes Ziehen, Zucken und Wetterändern in Reflexion, Gesinnung und Gestaltung einer ganzen Menschheitsapoche, mit einem Wort die bangen Wesen einer Uebergangsperiode, theils schildern, theils vorhervorkündigen und mit dunkler Prophetie in die Zukunft hineinweisen. Denn wie sehr sich auch in Rahel verschiedenartige Bildungselemente begegnen, die aus einem Theil ihres Lebens her noch in Stimmungen und Maximen des achtzehnten Jahrhunderts hinüberreichen (vergl. Bd. I. S. 390, wo sie ihre eigenste Geistesrichtung merkwürdig auf Friedrich den Großen zurückdatirt, dieselbe aber, im Jahre 1806, zum ersten Mal nach dieser Seite hin erschüttert fühlt; ferner L. 241. wo ihr der dynamische Unterschied von Deutschland und Frankreich noch nicht gegenständlich herausgetreten) so brechen doch in solchen unaufhörlich mit dem Weltganzen in Rapport befindlichen Naturen die Verbindungspunkte von Epoche zu Epoche hinüber nicht ab, und wir treffen, mit dem Schwung der rollenden Jahre weiter und weiter

gehend, selbst bis auf Momente, wo Rahel St. Simonistischen Umgestaltungsideen Raum giebt, die sie freilich, wie Alles, eigenthümlich und aus sich selbst heraus in sich verarbeitet, zum Theil aber schon früher auf ihre Weise angedeutet hat, ehe noch von jener Sekte und ihrem merkwürdigen Urheber eine Kunde in der Welt gewesen. Dies sind die Ideen, welche einen Neubau der socialen Verhältnisse, eine Fortentwicklung der Religion, und die Herstellung und Begründung einer befriedigendsten Periode des Völkerlebens im Auge haben: ein bedeutungschwangerer Messianismus der Zukunft, der sich mit hochrothen Feuerzeichen an den Horizont der Zeit mahlt.

„Es muß eine neue Erfindung gemacht werden. Die alten sind verbraucht!“ ruft Rahel schon im Jahre 1820 aus (III. 20.). Und sie hat mit raschen lebensgierigen Pulsen Welt und Zeit in sich durchgelebt, und vermag an den Schlägen ihres eigenen unbefriedigten Herzens abzuzählen, was dieser alten Erde, an der sich Gesetzgeber, Religionsstifter, Helden, Weise, Dichter und Denker seit Jahrtausenden erschöpft haben, noch fehlt; was ihr gegeben werden könnte, und was sie zu fordern berechtigt wäre. Dabei fühlt sich Rahel schon von ihrer Geburt her in eine feindliche und auf die Opposition angelegte Stellung zu allen diesen bestehenden Weltverhältnissen gesetzt (I. 133). Um so mehr jedoch hält sie sich „an ihres Herzens Kraft,“ und läßt ihren Geist mit desto schärferer und unbezwinglicherer Selbstständigkeit zu dem der allgemeinen Vernunft Gemäßen hindurchdringen, weil sie, wie ihr einmal in zu bitterer Empfindung entfährt, „aus der Welt durch die Geburt gestofsen“ (I. 321.). In einer solchen Natur, die so sehr von ächt welthistorischem Leben und Anschauung erfüllt war, kann jedoch schon von dieser Seite her, der historischen, die Bedeutung des Christenthums nicht unempfunden und unverlangt bleiben, sie macht sich vielmehr in Rahel als ein notwendiges welthistorisches Element geltend, und zwar mehr wie dieses, denn wie ein religiöses. Obwohl sie auch die individuelle Seite des Christenthums keineswegs verkennt, und ihm seine Stätte im Gemüth und in den geheimsten Bedürfnissen der Persönlichkeit einräumt, so kommt sie doch zu gleicher Zeit zu der, ihr schwer zuzugebenden Ansicht, daß die jetzige Gestalt der Religion bereits eine veraltete und ausgelebte sei, und daß dieser ganze Zustand der Menschheit schon „zu lange daure“ (I. 262.). Es heißt an

dieser Stelle: „diese ganze Lehre ist in einem Seelenzustande entstanden und erfunden, der nicht dauern kann; sie ist der Moment der Weihe der Verläugnung und Wiedergeburt; das neue Leben ist also im Tode zu finden, worauf sie sich bezieht, und wir fangen mit ihr an. Sie ist eigentlich die Religion, die aufs aller Heiligste getrieben in jeder Seele allein ausbrechen und wirken und leben, und eigentlich nicht mitgetheilt werden sollte.“ Und an einem andern Orte heißt es: „die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinahe zufälliger Moment in der Entwicklung des menschlichen Gemüths, und gehört mit zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an, und wird zu lange angehalten. Beides thut großen Schaden. Besonders ist es jetzt schon närrisch, da dieses unbewusste Anhalten mit eigensinnigem leeren Bewußtsein vollführt wird, und, wo Bewußtsein eintreten sollte, wirkliche bewußtlose Starrheit wie eine Krankheit zu heilen vor uns steht.“ Aber gleichwohl will sie das, was der weltverbesserungslustige St. Simonismus den modernsten Bedürfnissen hierin entgegenzubieten gemeint hat, keineswegs als die sogenannte neue Religion gelten wissen, und widerspricht überhaupt, daß dies, welchen Werth sie ihm auch sonst beilegen möchte, irgendwie Religion genannt werden könnte (III. 555 fgd.). Denn wie hätte sie, die mit Angelus Silesius und St. Martin ihr Lebelang eine tiefgehegte Wahlverwandtschaft unterhalten, deren Gemüthsanschauungen mit ächt christlicher Mystik erfüllt waren (z. B. wenn sie sich in das Falsche von Gottes Mantel wie ein Kind eingewickelt träumt) und deren inneres Leben, trotz seiner stürmischen und sprudelnden Weltanruhe und Schiffbrüchigkeit, doch tagtäglich nur nach dem ewigen Frieden im Geist und in der Wahrheit schreit, wie hätte sie an ein Endziel der Menschengeschichte glauben und sich hingeben können, wo alle geistigen Gedankenzusammenhänge des Geschlechts in bloße Associationen der Formen verwandelt würden, mithin statt des lebendigen und productiven Geistes die gewerksame Hand herrschen und in gleichmäßiger Vertheilung von Arbeit und Genuß jene ungestörte Glückseligkeitsepoche anbrechen sollte, die nichts Höheres kennt als sich selbst, und in solcher Selbstsättigung diesen Zustand, welcher die Apotheose der Industrie ist, als ihren Gott anbetet! Von der religiösen Seite gab es wohl keine widerstrebendere Gesinnung gegen die St. Simonistische Lebensreform, als in Rahel, in deren Gedanken eine den Men-



schengeist zu seinem eigensten Rechte bringende Weltreligion lag.

(Die Fortsetzung folgt.)

### CXV.

*Betrachtungen über die Verhältnisse der christlichen Religion zur gegenwärtigen Lage Frankreichs, von G. de Felice, Pastor der reformirten Kirche zu Bolbec in Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt von H. Hilliger, des h. Predigtamtes Cand. Mit einem Vorworte und einigen Anmerkungen versehen und herausgegeben von C. Gr. v. B. Berlin, 1834. Duncker und Humblot. XVI. und 64 S. 8.*

Schriften, welche die Kunde auswärtiger Tagesliteratur befördern helfen, sind, wenn sie auch nur ein geringeres Schärfflein zur Beförderung des Austausches der geistigen Produkte in den verschiedenen Ländern beitragen, doch immer willkommen, und dieses um so mehr, als ein geübter und heßler Blick die Wahl leitete, und je weniger (wie neulich von Herrn Carové geschehen ist) das Verschiedenartigste zusammengerafft und Elemente in einer bunten Reihe durcheinander geworfen werden, welche sich von selbst nimmer zu einem Ganzen verbunden hätten. Vorliegende Uebersetzung eines Werkchens von Felice verdient gerade in Deutschland näher gekannt zu werden, weil es einen Beweis davon liefert, daß es auch inmitten der Französischen Nation nicht an Solchen fehlt, welche in ähnlicher Weise, als deutsche Theologen, sowohl den Keim als das Princip, aus welchem der entartete sittliche und politische Zustand jenes Volkes hervorging, als auch das Mittel zur Befreiung aus demselben, richtig erkannt haben. Es führt uns recht eigentlich in das Herz dieser gepriesenen Nation hinein und enthüllt den Moder und die Todtengebeine, welche sich unter der prunkenden Decke einer geträumten Freiheit so mühsam zu verbergen suchen, und legt das untrüglichste Zeugniß von der religiösen und sittlichen Verwilderung Frankreichs ab. Ja es giebt uns eigentlich nicht, was der Titel ankündigt: eine Schilderung des Verhältnisses der christlichen Religion zu dem französischen Volke, es bezweckt vielmehr zu beweisen, daß ein solches Verhältniß bei der überwiegenden Mehrzahl so gut wie gar nicht vorhanden sei, daß Frömmigkeit, Gott, Ewigkeit u. s. w. verhasste Namen seien, ja daß die vermeinten Beförderer der politischen Aufklärung mit ihren philanthropischen Gesinnungen mit der frechsten Schamlosigkeit alle christliche Frömmigkeit zu Boden drücken und alle, das Heil der Seele befördernde, Mittel zertrümmern. So eigentlich in der Ausführung mehr politisch gehalten, ruht doch das Büchlein auf dem Fundamente der Religion, indem sich ein

tiefer Schmerz über diese moralische und religiöse Gesunkenheit seines Volkes, verbunden mit dem aufrichtigsten Verlangen nach der Beendigung solchen Zustandes durch die Wiederbelebung des lebendigen Glaubens an Christum als den Erlöser, durch das Ganze hindurchzieht. Im ersten Abschnitte (über das Verhältniß der christlichen Religion zu dem Wohlstande der niederen Stände) wird die primitive Ursache der französischen Revolution und des tiefen Falles Frankreichs abgeleitet aus dem Mangel an wahrer Religiosität, welche den deutschen Staaten durch das freimachende Princip der Reformation gesichert geblieben. Die beiden Hebel des Christenthums seien die Erkenntniß einerseits der Würde, andererseits der Niedrigkeit des Menschen. Das Princip von der Würde des Menschen habe von je in Frankreich geherrscht, es sei aber mit dem Principe der Frömmigkeit nicht im Gleichgewichte geblieben, die Nation habe nur immer nach ihren Rechten, nie nach ihren Pflichten gefragt und so jeden Funken von Religion erstickt. Die Aufklärer unterrichteten zwar das Volk, es sei aber an keine Erziehung zu denken für das Rechte, Wahre und Gute, welche allein durch das Evangelium, durch das Erwachen des christlichen Glaubens geschehen könne. Zu ihm zurückzukehren, sei die einzige sichere und unabweisbare Bedingung des Friedens, der Sicherheit für die Zukunft und des Fortschrittes in der Bildung. Aehnlich ist der zweite Abschnitt: über die Verhältnisse der christlichen Religion zu dem Wohlstand der mittleren Stände. Auch dieser die eigentliche Souverainität Frankreichs bildende Stand, der an der Spitze des Ministeriums stehe, die gesetzgebende Gewalt in der Deputirtenkammer ausübe, und die Gesetze in den Gerichtshöfen vollziehe, ermangele der nothwendigen Erfordernisse zu gesetzlicher Freiheit, weil er weder sicheren Grundsätzen noch einer politischen Moral, sondern nur Leidenschaften und Interessen folge; auch er müsse daher durch einen mächtigen Hebel umgestaltet werden, welcher ihm erhabene Grundsätze, gesellige Tugenden und aufopfernde Liebe für das Vaterland einpräge. Und dies einzige kräftige Mittel, dem Nationalcharakter wieder zu heben, sei die Religion, das Evangelium, welches allein die Unterwerfung der eigenen Interessen unter die allgemeinen, die Befolgung der Gesetze aus Liebe und die Versöhnung des Menschen mit Gott und mit sich selber erzeuge.

In der Vorrede, welche die Uebersetzung des Buches in das Publikum eingeführt hat, steigert sich in noch höherem Maße als in der Schrift selbst die gerechte Indignation über die tiefe Verwilderung des sittlichen und religiösen Bodens der französischen Nation. Es bezeugt sich in ihr ein eben so frommer und biederer, fein gebildeter und wohlunterrichteter als patriotischer Charakter, der im inneren Drange mit wenig Worten auf kleinem Raume seinen Gefühlen Luft verschafft hat. Die Uebersetzung ist leicht und die Sprache gefällig.



# J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Juni 1835.

## Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Theile.

(Fortsetzung.)

Aber da ihre Briefe, trotz alles Zusammenhangs der Persönlichkeit, kein System sind und sein sollen, sondern bald nur wie begeisterte Improvisationen, bald wie räthselvolle Prophezeiungen eines hingerissenen Moments dastehen, so läßt sich daraus nicht beweisen, inwieweit Rahel daran geglaubt, daß eben das Christenthum selbst und nur dieses es sei, welches auch zu einer solchen Weltreligion, in der die erstrebenswerthe, ächt menschliche Einheit von Welt und Geist sich vollbringe, *entwickelbar* und einzig bestimmbar sei. An die weltzerstörende, die Materie ertödtende Richtung des Christenthums scheint sie zu denken, wenn sie (I. 263.) sagt, daß diese Religion, angewandt auf Leben und Staat, verkehrt und Jahrtausende hemmend gewirkt habe — eine Idee, deren sich Herr Heine in seinen letzten Aufsätzen über deutsche Religion und Philosophie mit einer allzu schneidenden und handgreiflichen Consequenz bemächtigt hat. Gewisse, ich möchte sagen, in ihrem Gott unbarmherzige Pietisten, die in solchen Gedanken Rahels nichts als das bloße zweischneidige Wort des Widerspruches sehen werden, mögen aber hingehen unter die dunkeln Säulengänge der Geschichte, und den Geist des Geschehenen, die blutigen Schatten der vergangenen Ereignisse fragen! Der christliche Staat ist noch nicht zu seinem Recht gekommen, und wirft sich alle die Jahrhunderte hindurch in tausend Zuckungen und krankhaften Vielgestaltigkeiten seiner Formen herum, ohne mit den Elementen, die gerade christliches Princip und christliche Einrichtung in ihn gebracht, nämlich den feudalistischen, zu Heil, Ausgleichung und Befriedigung zu gelangen. Aber die Frage muß nur immer auf den Grund der Sache selbst wieder zurückgewandt werden, d. h. auf die

ursprüngliche Idee des Christenthums, die für historische Verzerrungen unter den Geschlechtern nicht in Buße genommen werden kann, vielmehr, da sie Gott und Welt mit Versöhnung durchdrungen, als der einzige Ausgangspunkt jeder Fortentwicklung der modernen Religionsanschauung zu betrachten ist. Aber über diese Gegenstände, die mit allen daran sich knüpfenden Bezügen noch in so scheuer Knospe der Zukunft versteckt liegen, läßt sich nicht rechten mit einer Individualität, die bei ihren Mittheilungen nur das Vorrecht in Anspruch genommen hat, sich in ihrem eigensten Selbst offenbaren zu dürfen, die uns in allen ihren Bekenntnissen nur ihren eigenthümlichen und geheimsten Entwicklungsgang veranschaulichen will, und wo wir von ihr abweichen, doch immer jedem Urtheil die unerläßliche Rücksicht, daß hier nur das Originalbild einer besondern Persönlichkeit sich daran abzeichne, abfordert.

In ihren Ansichten über die socialen Verhältnisse und deren Reformen befindet sich Rahel mit manchen St. Simonistischen Tendenzen weniger in Widerspruch. Ueber die *Ehe* erwachen ihre eignen alten Gedanken, als sie der St. Simonisten Verbesserungsprojekte darüber vernimmt: (III. 550.) „Heute Freitag den 22. Januar 1832. kam A. mit dem Globe vom 12. zu mir herein: „Sie müssen den Artikel *sur les femmes* lesen; über die Ehe ganz neue Gedanken; aber zuletzt ganz mystisch.“ — Sagen Sie mir nur den Inhalt! — „Es soll eine Ehe Statt haben; und bei der auch Freiheit. Man soll in und außer der Ehe leben können. Eine Musterehe soll existiren, die das durch die That beweist.“ — Voreilig! schrie ich; ich verstehe das! Wie von einem kurzen Blitz war meine alte Gedankenmasse auf einen einzigen Augenblick beleuchtet. — „Lesen Sie nur; es ist ganz mystisch; wer weiß was noch für Gedanken zur Weiterbildung dieser Ideen entstehen; sie fordern Frauen auf, ihre Inspirationen mitzutheilen“ u. s. w. — Ich verstehe; sagte ich; es ist schon in den

Ehen so, wie sie sagen, die Saint-Simonisten, in den schlechten schon: sie fügen sich, und wollen auch frei sein; der ganze menschliche Zustand ist so: unbedingt — von innen —, und bedingt — von aussen. So ist auch, und kann nicht anders sein, die Ehe: aber mit Bewusstsein soll dies geschehn; und ich setze jetzt hinzu: daß dies überhaupt der Inbegriff höchster Bildung, religiöser, ist: Einwilligung, durch Einsicht und Herzensübung, in das Gegebene, Vorgefundene, Mögliche. Anschliessen an das, was wir Höchstes kennen. Nun will ich den Globe lesen. — Abends. Ich habe nichts hinzuzusetzen.“ — Von ihren eignen Ideen, wo sie diese socialen Umgestaltungsrichtungen berühren, deutet sie Folgendes merkwürdig an: (III. 19.). „Natürliche Kinder werden die genannt, welche keine Staatskinder sind; wie Naturrecht und Staatsrecht. Kinder sollten nur Mütter haben, und deren Namen haben; und die Mutter das Vermögen und die Macht der Familien: so bestellt es die Natur; man muß diese nur sittlicher machen; ihr zuwiderzubandeln gelingt bis zur Lösung der Aufgabe doch nie; fürchterlich ist die Natur darin, daß eine Frau gemißbraucht werden kann, und wider Lust und Willen einen Menschen erzeugen kann. Diese große Kränkung muß durch menschliche Anstalten und Einrichtungen wieder gut gemacht werden: und zeigt an, wie sehr das Kind der Frau gehört. Jesus hat nur eine Mutter. Allen Kindern sollte ein ideeller Vater constituirte werden, und alle Mütter so unschuldig und in Ehren gehalten werden, wie Marie.“ — Dazu vergleiche man III. 181 flgd. und, in Zurückbeziehung auf die Persönlichkeit, I. 181. an welcher letzteren Stelle (Jahreszahl 1799.) es heisst: „Noch auf eine Manier kann ich heirathen, wenn ich dem Menschen fast gleichgültig bin, und er *alle* seine Freiheit behält, und mir seine Person gefällt. Das fühl' ich, und weiß ich deutlich. Vorurtheile muß er schon einmal nicht haben, sonst hält ich's nicht aus. Tugendhaft will ich gern sein: das bin ich jetzt auch — und bin zu nichts anderem gemacht — nur zum Lügen muß mich ein dummer Mann nicht zwingen können, und ich mich stellen mußte als ob ich ihn ehrte. *Reden muß ich können*, was ich will; und mein Lästern muß er lieben; und wenn ich ihn ehren könnte; was *ich* ehren nenne!! — Ich *glaube*, ich weiß nicht — ich wäre *noch* glücklicher, als durch die Liebe.“ Hier tritt bei Rahel zugleich die Empfindung der beengten Sphäre weiblichen Berufs mit

ins Spiel, an die das Bewusstsein großartiger und selbständiger Kraft sich betrübt muß gefangen geben, und so deutet sie schon I. 55 flgd. (in einem Briefe vom Jahre 1793., welcher in der früheren Ausgabe dieses Buches noch fehlte) für jene *Emancipation der Frauen*, deren nachher der St. Simonismus mit abenteuerlicher Theorie sich anzunehmen sucht, die heftigsten, aus dem Leben sprechenden Argumente an: — „kann ein Frauenzimmer dafür, wenn es auch ein Mensch ist? Wenn meine Mutter gutmüthig und hart genug gewesen wäre, und sie hätte nur ahnden können, wie ich werden würde, so hätte sie mich bei meinem ersten Schrei in hiesigen Staub ersticken sollen. Ein *ohnmächtiges* Wesen, dem es *für nichts* gerechnet wird, nun so zu Hause zu sitzen, und das Himmel und Erde, Menschen und Vieh wider sich hätte, wenn es weg wollte (und das Gedanken hat wie ein andrer Mensch) und richtig zu Hause bleiben muß, das, wenn's *mouvements* macht, die merklich sind, Vorwürfe aller Art verschlucken muß, die man ihm mit *raison* macht; weil es wirklich nicht *raison* ist zu schütteln, denn fallen *die* Gläser, die Spinnrocken, die Flore, die Nähzeuge weg, so haut alles ein.“ — Alles dies sind einzelne und doch tief zusammenhängende Fäden eines großen Gespinnstes, das uns die Zeit immer wunderlicher über den Kopf wirft, und aus dem wir, wie aus dem ganzen Gewinde dieser in Aufrührung gekommenen socialen Emancipationsfragen, uns nur retten können durch den festen Glauben an die Geschichte, die, indem sie die verwirrende ist, zugleich die lösende wird für jede Richtung, die sie auf das hohe Meer ihrer Bewegungen hinausgetrieben hat. Es gilt aber unerschrocken und offen anzudeuten das, was Jeglicher von diesen Zuckungen und Dröhnungen in sich verspürt, um die ganze Pathologie dieser Zustände von allen Seiten her in immer schärferen Umschreibungen und dringlicheren Symptomen zu liefern und einzusammeln. Denn anders als pathologisch lassen sich diese von der Bewegung ergriffenen Zustände noch nicht betrachten, und man kann zu ihrer Lösung fürerst nichts weiter thun als sie zu schildern. Therapeutisch läßt sich nichts damit und dagegen machen, und keine Heilmethode liegt aus den Ueberlieferungen der Vergangenheit vor, um dies brennende Fieber der Zukunft in so vielen edlen Gemüthern zu bannen. Und hier wird die bis auf den innersten Nerv schonungslos dringende *Aufrichtigkeit* einer solchen Natur, wie Rahel, weibhistorisch, weil zeit-

schildernd, indem sie die geheimste Feuerstätte einer innern Menschenentwicklung enthüllt und in einem allseitigen, obwohl nirgend zu einer Befriedigung kommenden Werdeprouzess das Arbeiten aller Hämmer und Räderwerke des von der Zeit getriebenen Herzens klingen und springen läßt. „Es ist nicht gut — helfst es I. 191. — auch nur das Geringste zu verschweigen: und wenn man alles sagen könnte, wäre alles besser. Auf diese Vollkommenheit müßte sich jedes Individuum üben, wie die Menschheit sie erwarten muß.“

Jetzt bleibt noch ein dritter Uebergangsmoment zu bezeichnen, welcher besonders die Kunst betrifft im Verhältnis zu derjenigen Epoche der Menschheit, die, wie die üstige, eine von der Reflexion gefangen genommene Stadt des Völkerlebens darzustellen scheint. Rahel sagt III. 78 fgd. „— Alle Zustände lassen sich nicht künstlerisch sublimiren: es giebt auch Völker, die in Zuständen leben, die nur einer rechtlichen, sittlichen Verbesserung fähig sind; auch sprungweise zu viel von der Gesamtbildung der Erde bekommen haben, und die Periode ihrer Kunst — die ich jedem Volke von der Natur zugestehet — überschritten haben. Wie ich denn glaube, daß sie überhaupt für jetzt überschritten ist. Die Untersuchung, welche diese Behauptung voraussetzt, kann jeder Einzelne in seinem eignen Leben anstellen: ob spätere Verhältnisse, combinirteres Wissen, später sich entwickelnde Interessen, ausgedehntere Ordnunghaften, in allen diesen Dingen tieferes, vielfältigeres Studiren, der Kampf mit der Welt in reiferen Jahren, eine traurigere und auch höhere Klarheit, ihn nicht von Kunsterzeugnissen und Kunstvorsätzen abhalten! — Die Welt bewegt sich aber immer; erzeugt immer neue Menschen und frische Verhältnisse; nichts ursprünglich Menschliches wird vertilgt werden; so wenig wir Wild des Waldes werden, oder als ein Mann in Aest zur Welt kommen wird; und so braucht uns weder um unsere Liebe zur Kunst oder deren Werke bange zu sein. Getrieben nur können sie nicht werden: nicht einmal vom besten Willen; von Eitelkeit und Liebhaberei an Nationalität gar nicht. Freien Lauf lasse man ihnen; gute Zustände aller Art bereite man; und das ein Jeder auf seiner Stelle; das ist das herrlichste Beförderungsmittel; und die Wahrheitsliebe pflege man zehnfach doppelt bedacht in sich! Alle Werke der Kunst zeigen sich gleich als Karikatur ohne sie.“ — In diesen Worten Rahels wird der Kunstverzweiflung und der

Kunsthoffnung der Gegenwart fast gleiche Nahrung und Stütze geboten, gerade wie es in der Stimmung unserer Tage, in ihrer Schaffens-Lust und Unlust, in ihren Werdedrang und in ihrer Lähmung, gemischt und nebeneinander sich vorfindet. Die geisterhafte Versenkung in das allgemeine Wissen des Grundes der Dinge, in welcher die freilebendige Gestalt verblässen muß vor ihrer eigenen nie auflösenden Bedeutung und Bezüglichkeit, läßt die *Möglichkeit* eines Ueberschrittenseins der Kunstepoche hervortreten. Daran zu glauben oder nicht, ist etwas so rein Individuelles, daß sich gar nichts dafür oder dawider ausmachen läßt und es fast gleichgültig scheint. Aber mehr zu beherzigen ist das Geschichtliche, daß sich bisher keine ächte Nationalblüthe irgendwo in der Lostrennung von der Kunstepoche gezeigt, denn die industrielle Epoche unserer socialen Propheten ist noch ein Chimärenbild, für das in der menschlichen Natur selbst wenig Grundtriebe sprechen und zeugen, wie ich mir denn überhaupt, da mir die Kunst ein höchstes Nationales ist, nichts höchstes Nationales zu denken vermag ohne die Kunst. Und hier tritt uns Rahel wieder mit ihrem herrlichen Gedanken entgegen, daß nichts ursprünglich Menschliches sich werde vertilgen lassen! So ist uns allerdings nicht bange um unsere Liebe zur Kunst, und wenn uns die Kunstwerkerzeugung auf dem Papiere mißlingen sollte, so sind wir im Voraus bedacht, nicht dabei stehen zu bleiben, und das, was Kunstwerk werden soll, im Leben, im Staat und in unserer ganzen Menschenbildung gehend zu machen. Aber die Schwere unseres überfüllten Bewußtseins ist es, die uns bedenklich macht in allem Heldenthum der *That*, und in gedankenvoller Feigheit, möchte ich sagen, unser bestes Leben verzetteln und erfolglos hinführen läßt. Hier gehört jene merkwürdige weissagerische Aeußerung her, die Rahel schon im Jahre 1911 in dem trefflichen Briefe an Marwitz (I. 503 fgd.) ausdrückt: „Sie können der Zeit nicht entfliehen. Es giebt nur Localwahrheiten, und die Zeit ist nichts, als die Bedingung, unter welcher sie sich bewegen, entwickeln, leben, wirken. Alle bekannte Wesen sind darin streng gebannt; jeder Mensch in seine Zeit. Unsere ist die des sich selbst ins Unendliche, bis zum Schwindel, bespiegelnden Bewußtseins. Und die größten Heldenanlagen, die wirkungsreichste und fähigste Natur muß austrocknen, vergehen, in Luft und Flammen aufgehen, wenn sie doppelt begabt, recht menschlich begabt ist; wenn ihr ein

speculativer sinnender Geist zugesellt ist, ein scharfes, intelligentes Verstandniß, eine zu bewegendende Dichtphantasie, ein starkes, aber zartes Herz. Einem verstehenden Menschen ist in der zerstückelten neuen Welt, wo Griechen, Römer, Barbaren und Christen ausgehaust haben, nichts übrig als das Heldenthum der Wissenschaft. Staatshelden, die erst vernichten und erobern sollen, haben und dürfen kein großes Bewußtsein haben. Sogar Staatsverwalter müssen den Kranken, den sie vor sich haben, talentartig, ziemlich empirisch und instinctartig behandeln. Auf eine andere Weise gebricht der Muth, und der Augenblick, mit allen Vortheilen schwanger, avortirt. Sie nun sind der Mensch mit den doppelten Gaben, mit dem zwiefachen Sinn; und wie geknebelt, erdrosselt, stehen Sie mitten drin. Dies ist Ihr Unglück; Ihr Leid. Sie scheinen zu schwanken und eine ausgesogene Welt ist es, die farb- und marklos um Sie her wogt. Ich spreche nicht, wie alle Menschen, von der armen französischen Revolution: die war schon da, eh' sie ausbrach. Zu zerrieben liegen die Elemente der Menschheit von den Jahrhunderten da, weil es der Staub der Trümmern ist, die Gottlosigkeit und Blödsinn geschlagen haben; nicht eine heilsame Mischung, durch frommes Beginnen und ehrliches Handeln erzeugt." —

Kam es darauf an, diese in das Fortbewegungsleben der Zeit und in die allgemeinsten Conflict der heutigen Gemüther einschlagende Bedeutung des Buches Rahel zur Sprache zu bringen, während in unserm frühern Artikel in diesen Blättern die Persönlichkeit und das ganze Bild der Individualität hervorgehoben wurde: so entschlagen wir uns selbst für diesmal aller der aufgeregten Fragen, die den Uebergang und die Entwicklung angehn, mit den eignen Worten Rahels: (I. 505.) „das Grübeln über Rettung und die Zeit, die ambitionösen Versuche, sind das Schlechteste. Leben, lieben, studiren, fleißig sein, heirathen, wenn's so kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies ist immer gelebt, und dies wehrt niemand. Und von einer großen, immer größern Vereinigung dieses wollender Menschen sollte nichts, gar nichts entstehen?" —

Die genaueren und verstehenderen Freunde des Buches, denen es schon in seiner ersten Mittheilung Studium nicht nur, sondern auch Quell der Selbstforschung und Selbsterkenntniß wurde, werden von selbst beeifert sein, die von uns angedeuteten Punkte als die Radien

einer großen Gesamtschau zu verfolgen und zu verbinden und den Zusammenhang mit dieser Persönlichkeit sowohl als mit der Zeit überall, wo es auf das Flüssigmachen jener Richtungen hiegeht, durch die eigene Lectüre sich weiter auszuspinnen. Dann dem vertrauten Lesen, dem ab und zu gepflogenen geistigen Umgang muß hier vor allen Dingen mehr, als der Kritik, der Gehalt dieser Erscheinung überlassen bleiben, an der ein Jeder seine eigenste Stellung zum Leben und zur Welt sich ermessen und erproben mag, ohne da, wo er von ihr abweicht, sich empört und zu einem bannschleudernden Urtheil herausgefordert zu fühlen. Denn jeder tieferen und eigenthümlicheren Natur kann im Grunde nichts Besseres widerfahren, als daß ihr ganzes Wesen mit Allem, was darin ist, in die Oeffentlichkeit hinausgegeben wird, um in das Allgemeine den Gewinn seiner besondern Bildung überzuströmen. Ihr Werth beruht in ihrem Sein, und daher ist kein Bedenken und kein Verkennen erheblich und anzuschlagen, da es nur darauf ankommt, daß sie *ist*, und von der Welt als ein Daseiendes, mithin seine Stelle Habendes, gewußt wird. Was *über ist*, wird auch wirken. Und so sehen wir, wie sich Rahel selbst schon im Jahre 1810 mit einer künftigen öffentlichen Herausgabe ihrer Briefe, weil sie ihr Leben sind, befreundet zeigt: (I. 465 flgd. in dem merkwürdigen Briefe an Varnhagen) „Keiner von uns will mehr, daß mein ehrliches Leben auch geschaut werde von solchen, die es selbst sind; und genug findet man immer, unter Deutschlands Lesern, wenn man nur drucken läßt. Immerfort erzeugt die Erde auch wieder solche. Ich weiß, welche Freude, welches Behagen mir ein Fünkchen Wahrheit in einer Schrift aufbewahrt macht! Nur davon bekömmt die Vergangenheit Leben, die Gegenwart Festigkeit; und einen künstlerischen Standpunkt, betrachtet zu werden; nur Empfindungen, Betrachtungen durch eine Historia erregt, schaffen Mulse, Götterzeit und Freiheit; wo sonst nur allein Stossen und Drängen und Dringen, und schwindliches Sehen und Thun möglich ist; im wirklichen Leben des bedingten beschränkten Tages, wie er vor uns steht! Nicht weil es *mein* Leben ist, aber weil es ein *wahres* ist; weil ich auch vieles um mich her oft, mit kleinen unbeabsichtigten Zügen, für Forscher, wie z. E. ich Einer bin, wahr, und sogar geschicht-ergänzend aussprach."

(Der Beschluß folgt.)

Juni 1835.

*Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Theile.*

(Schluß.)

„Und endlich, weil ich ein Kraftstück der Natur bin, ein Eckmensch in ihrem Gebilde der Menschheit, weil sie mich hinwarf, nicht legte, zum grimmigen Kampf mit dem, was das Schicksal nur konnte verabfolgen lassen; jeder Kampfgesell der Natur, der größern Geschichte, ist in einen Geschichtsmoment geworfen, wo er kämpfen muß wie bei einem Thiergefecht in der Arena; glückliche Veteranen, wirken weiter, zu ihrem und der Menschen Bewußtsein; unglückliche, zerschellen; mich trugen Gedanken und Unschuld, als ich zerschellt schon war, empor, zwischen Himmel und Erde. Kurz, wie es mit mir ist, kann ich nicht sagen; ich will nichts mehr. Kein Plan, kein Bild; es schwankt und schwindet die Erde mit den Lebensgütern; der Lebensschatz ist alles! Sehen, lieben, veratehen, nichts wollen, unschuldig sich fügen. Das große Sein verehren, nicht hämmern, erfinden und bessern wollen; und lustig sein, und immer güter! So wie ich war und werde, mögen meine Brüder mich sehen! Ich aber selbst will aus meinen Briefen alles suchen, und verwerfen; und nicht in vierzig, fünfzig Jahren, wie Du der Guten schreibst, sondern viel früher; ich will noch leben, wenn man's liest. Ich *make* mir nichts aus der Welt. Ich habe keinen *Plan*; wer den nicht auszuführen hat, hat keine Rücksicht; und Schande kann ich nicht haben: Schande, die mir das Leben hemmte; andere achte ich, wie Du welfst, nicht. Nur *meine* Billigung ist mir nöthig und wichtig.“ —

Diese dreibändige Ausgabe, die schon mit einem Briefe des sechzehnjährigen Mädchens beginnt, hilft Bild und Geist, Inneres und Aeußeres, nach allen Seiten hin dankenswerth vervollständigen und ausmalen. Das bewundernswürdig Ausgedehnte ihrer Verbindungen, der

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

groß-weltlichste Verkehr, die immer auf den innersten Inhalt losgehende Berührung, worin Rahel mit allen Bedeutenden, Geachteten und Bemerkenswerthen ihrer Zeit gestanden, und dabei oftmals ein ächt sokratisches Talent des Hervorlockens der eigenthümlichsten Natur bei den Andern entwickelte, böten hier eine fast unerschöpfliche Fundgrube dar, um diesen reichhaltigen Mittheilungen eine immer neue und mannigfaltige Staffage zu geben. So liefse sich über dies Buch noch in einem, späterer Gelegenheit aufzubehaltenden Artikel in der Weise berichten, daß die den Mittelpunkt bildende Individualität in dem eigenthümlichen Reflex ihrer Verhältnisse näher dargestellt würde, mit charakteristischer Vorführung dieser mannigfachen Persönlichkeiten selbst, mit denen sie sich zu Austausch und Wechselwirkung begegnet. Aber was uns in dieser neuen, so bedeutend ergänzten Ausgabe noch schärfer als sonst entgegentritt, ist das großartig Unglückliche, das eine solche Natur, die immer die äußersten Enden aller Gedanken und Anschauungen zu verfolgen gedrungen wird, in sich beherbergt. Denn sie, die immer nach Welt-Satisfaction (was ihr auch die „Persönlichkeits-Befriedigung“ ist) schmachtet, weiß sich am Ende nur damit zu trösten, daß es kein Glück in der Welt giebt, sondern nur „Sieg und Plaisir“ (I. 183.), aber das Siegerische ihres Geistes verschafft ihr dennoch manche schöne Stunde. Nur die Metaphysik, die in ihr in beständigem Aufruhr war, drängt sich ihr auf Wegen und Stegen nach und heftet sich mit unersättlicher Frage an jeden unscheinbaren Moment des Hinlebens fest. Wenn sie lacht, ergreift es sie plötzlich, daß sie bei sich tief sich wundern muß, wie sie über etwas lachen könne, was sie selbst gesagt hat (I. 68.). Wenn sie sich bewegt, kann sie sich gar nicht erklären, was *Bewegung* ist (I. 148.). Wenn sie *will*, fühlt sie sich bei Gedanken über das *Wollen* betroffen, stellt Betrachtungen über menschlichen Willen und Urwillen an (III. 40.). Und ein anderes Mal (III.

31.) kommt sie sich, mit einer höchst metaphysischen Anschauung, wie ein „Adjectiv“ Gottes vor, indem sie über die menschliche Persönlichkeit sich erörtert: „den Urgeist beurtheile ich *nur* nach meiner Mitgift von ihm, im Verhältniß von mir zu ihm: nicht ungemessen, ungebührlich, was er sein kann. Der Gedanke Sein schwindet mir sogar bei solchen Möglichkeiten. Wie ein Adjectiv komme ich mir vor.“ — Und dann steigert sich auch wohl der unbefriedigte Reiz der Speculation bis zum Seherartigen und Prophetischen; letzterer Trieb oft seltsam in die tausend Zufälligkeiten des Lebens eingreifend, indem eine ungemein leise und scharfhörige Combination so oft weissagerisch wird, sollte sie auch nur dem Herrn Thiers schon im Jahre 1823 ein Ministerium prophezeit haben (III. 93. vgl. 89.).

Bei diesen großen Eigenschaften, die auf das Allgemeine gerichtet sind, fehlen auch die weiblichen Einseitigkeiten nicht. Auf die äußere Lebensform, Anstand, Kleidung, Sitte, feine Welt, herrscht, in Beurtheilung und Begünstigung Anderer, nach Frauenart, große Rücksicht vor (I. 170.). Im zu harten Urtheil über die Staël bestätigt sich die Erfahrung, daß eine bedeutende Frau der andern nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen kann. Der scharf zersetzende Sinn für Persönlichkeiten macht sich geltend, wenn sie sich Jean Paul immer *schmutzig* habe denken müssen (I. 201.) weil er keinen Geschmack habe. Wie sich aber hierin das Weibliche nicht verläugnet, so tritt es auch in allem Mildem, Guten und Wohlthuenden bei Rahel hervor, und diese unsere abermalige Betrachtung über sie kann für diesmal wohl nicht besser beschlossen werden, als durch ein merkwürdiges Selbstbekenntniß über die einzige *Grazie*, von der Rahel in ihrer Natur reden zu dürfen glaubte, und in welcher sie freilich die Urquelle aller übrigen bezeichnet: (II. 186 fgd.) „Eher kann ich nach dem eignen Herzen mit der Hand fassen, und es verletzen, als ein Angesicht kränken, und ein gekränktes sehen. Und zu dankbar bin ich, weil es mir zu schlecht ging, und ich gleich an lauter Leisten und Vergelten denke; auch weil nur *ich* immer leistete, dies letzte ist ganz leidenschaftlich und mechanisch zugleich geworden. Dies alles kommt daher: weil die holde, freigebige, sorglose Natur mir eins der feinsten und stark organisirtesten Herzen gegeben hat, die auf der Erde sind; weil ich keine persönliche Liebenswürdigkeit habe, und man es also nicht sieht: weil auch mein rauher, strenger, hef-

tiger, launenhafter, genialischer, fast toller Vater es übersah, und es brach, *brach*. Mir jedes Talent zur That zerbrach, ohne solchen Charakter schwächen zu können. Nun arbeitet dieser ewig verkehrt, wie eine Pflanze, die nach der Erde hineintreibt: die schönsten Eigenschaften werden die widrigsten. Du wirst es ganz verstehen! Ich wäre ein sehr, für Aller Augen, verkrüppeltes Geschöpf geworden, läge nicht großartige Betrachtung der Natur aller Dinge in mir, und jenes Vergessen der Persönlichkeit, ohne welches die genialisten Menschen auf der Erde, und in jeder Wissenschaft, keine wären. Dies ist der einzige Leichtsinn, den mir der doch gütige Gott mitgegeben; und die einzige *Grazie* in meiner ganzen Natur. Zugleich mein Glück, die Sphäre meines Gebets — jeder Erhebung — mein eigentlichstes Dasein, die expansive Möglichkeit zu fernern Existenzen, das höchste Leben, welches zu andern Leben hinauf glimmt und flammt.“ —

Dr. Th. Mundt.

## CXVI.

1. *Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik, oder dessen praktische Philosophie, aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp, erstem Oberlehrer am Archigymnasio zu Soest. Minden und Leipzig, 1833. Verlag von Ferdinand Efsmann. 472 und XXIV S. 8.*
2. *Dr. Emil Snethlage, Prof. am Joachimsthalischen Gymn. in Berlin, über das ethische Princip der Platonischen Erziehung. Berlin, 1834. 4.*

Eine einsichtige Zusammenstellung dessen, was ein tief in die Natur der Dinge forschender Mann über die Erziehung des Menschen gedacht, hätte bei der ausnehmenden Wichtigkeit dieser Sache gewiß schon gerechten Anspruch auf unseren Dank, auch wenn jener nicht den Standpunkt einnähme, welcher die Platonische Philosophie zu einer so hohen, ja weltgeschichtlichen Bedeutung erhebt, fast wie das gesammte hellenische Leben selbst hat. Nämlich in dem Einen Platon wohnt gleichsam die ganze Hellas beisammen. Zwar für eigenthümlich nur dem Ref. und, so lange er den Beweis

nicht geführt hat, auch für wunderbarlich mag die folgende Behauptung gelten: daß der philosophirende hellenische Geist, indem er gestrebt, was die Aufgabe aller Philosophie ist, das Göttliche in der Form des Gedankens zum Bewußtsein zu bringen, im Verfolge dieses Strebens, ehe er seinen höchsten Begriff gefunden, alle früheren Begriffe des menschlichen Geistes von Anfang noch einmal durchdacht hat, so daß die Gedanken der hellenischen Philosophie vor Sokrates und Platon in der That die Gedanken der früheren morgenländischen Weltgeschichte sind. Um mich bestimmter auszudrücken, da die nähere Bezeichnung dieser Sache sich weder von dem höheren Zwecke dieser Blätter überhaupt, noch von dem zunächst gegebenen gar weit entfernen dürfte: jene ganz eigenthümlichen Hauptformen der Bildung der früheren Weltgeschichte oder des alten Morgenlandes und der früheren Geschichte der hellenischen Philosophie, die Schinesische und die Pythagorische, die Indische und die Eleatische, die Persische und die Herakleitische, und, wenn auch dadurch ein ganzes Nest von Vorurtheilen gleich Wespen aufgestört werden mag, auch die israelitische und die anaxagorische Erkenntniß, sind dieselbigen, nicht in Einzelnem und Zufälligen, sondern zuvörderst im Princip, in der ἀρχή, auf welche man aber umdeutend auch sogleich den pythagorischen Spruch: ἀρχὴ δὲ καὶ ἡμῖν πάντος, anwenden darf, und dann in dem ganzen eigenthümlichen Wesen ihrer Entwicklung, die schinesische und die pythagorische Erkenntniß, und das ist gleichsam die Probe dieser Behauptungen, auch in ihrer sittlichen Verwirklichung; so daß die genannten Philosophien nur in hellenischer Klarheit des Geistes die höchsten Begriffe jener Völker wiedergeben und die eigenthümliche Vernunft, die in ihnen waltet. Denn ganz gemäß der Natur der verschiedenen Stellung, erscheint freilich die Entwicklung derselben Erkenntnisse bei den hellenischen Philosophen in der Form der Philosophie, bei den morgenländischen Völkern aber in der Form der religiösen mehr oder minder sinnlichen Vorstellung, und ist in dieser letzteren langem Leben weit ausgesponnen und zugleich mit vielem von außen Aufgenommenen und Volksgeschichtlichen verwebt.

Diese Behauptung, welche sowohl die Geschichte der hellenischen Philosophie für sich und im Verhältnisse zum hellenischen Leben, als auch die des gesammten Alterthums in ein anderes Licht stellen will, ist, so

wunderlich sie sich ausnehmen mag, doch in vielen Stücken gar nicht neu. Denn z. B. von den alten heiligen Denkmälern der schinesischen sogenannten Schule der Gelehrten, welche eben das eigenthümlich schinesische Erkennen bewahrt, hat schon de Guignes, der Uebersetzer des Schu-King, geradezu gesagt: *Ces monumens paroissent ne nous présenter que le Pythagorisme*; und er fragt: *Est-ce le hasard, qui a produit cette conformité de sentimens entre cette école et celle de Pythagore?* S. *Mém. de l'Acad. des Inscr. t. XXXVIII.* p. 279. Eine genauere Untersuchung und Vergleichung findet in der That, daß die schinesische Zahlenphilosophie selbst in dem tiefsten Grunde Pythagorisch ist, z. B. gleich nach einer Stelle, welche der gelehrte Pater Amiot (s. über ihn Abel-Remusat im *Journ. des Sav.* 1820, sept. p. 567.) aus dem *Hoat-nan-tseu* übersetzt hat: „Un, en tant que seul, ne sauroit engendrer; mais ils engendre tout, en tant qu'il renferme en soi les deux principes, dont l'accord et l'union produisent tout.“ S. *Mém. des Miss. t. VI.* p. 118. Wobei Amiot selbst nicht daran gedacht hat, daß auch „nach Aristoteles das Eins gerade und ungerade ist bei den Pythagoreern, also beide Gegensätze enthält.“ S. Böckh's *Philolaos* S. 53. *Aristot. Metaph. I, 5.* Und doch läßt auch der schinesische Philosoph a. a. O. aus dem Eins hervorgehen die Zwei und die Drei, das Urgerade und Urungerade, den allgemeinen Gegensatz des Irdischen und Himmlischen, und sagt dabei: „de 3 toutes choses sont engendrées,“ sowie die Pythagoreer: τὸ νῦν καὶ τὰ πάντα τοῖς τριῶν ὄρεται, nach Aristoteles *de coelo I, 1.* und wie dieser dazu die hier freilich nur unwesentliche Bemerkung macht: διὸ παρὰ τῆς φύσεως ἐλληφότες ὥστε νόμους ἐκείνης καὶ πρὸς τὰς ἀγνίας τῶν θεῶν χρώμεθα τῷ ἀριθμῷ, τούτω (vgl. *Jambl. Vit. Pythag.* 28, 152. ed. Kiessling.), so auch *Hoat-nan-tseu*: „C'est pourquoi, lorsqu' anciennement on faisoit les cérémonies respectueuses en l'honneur des Ancêtres, on faisoit trois offrandes, on pleuroit trois fois,“ etc. Und daß der Gegensatz der geraden und ungeraden Zahlen auch bei den Schinesen sich vorzüglich auf die Musikbildung bezieht, indem sie erkennen nach Amiot: *c'est au moyen de ces deux sortes de nombres que se forme le système musical*, sowie bei den Pythagoreern nach Aristoteles *Metaph. I, 5.*; daß ferner dieser Gegensatz als ein allgemeiner der Dinge, yang und yen, von jenen in denselben Formen des Männlichen und Weiblichen u.

s. w. aufgefaßt wird, wie von diesen; kurz, denn wie ließe sich hier Alles auführen, daß die Uebereinstimmung auch in der Entwicklung der Grundansicht eine durchaus wesentliche ist, das kann man zu vollem Genüge darthun, und haben auch schon die peckingschen Jesuiten in vielem Einzelnen bemerkt. Aber deren schätzbare Mittheilungen werden bei uns schon seit langer Zeit vernachlässigt und wie auf Uebereinkommen verachtet selbst gegen die Zeugnisse solcher Kenner, wie Abel-Remusat, der doch im *Journ. des Sav.* 1827, nov. p. 694. (vgl. 1820, sept. p. 567.) erklärt: *Les lettres, les mémoires, les traductions des missionnaires de la Chine, forment encore le fonds, où l'on peut puiser avec le plus de sécurité*; und wie der Protestant Morrison, der in der *Introd.* zu seinem *Dictionary of the Chinese Language* p. XI. anerkennt: *Some of the Missionaries of the Romish church, who took the lead in Chinese literature, have always written respectably on the subject.* S. das Weitere das. Dagegen verbreiten sich die Urtheile unberufener Richter, und man läßt sich über das chinesische Wesen, das alte und jetzige, lieber belehren durch Berichte der Reisenden, die einmal nach Canton oder auch nach Peking gekommen und sich umgesehen; was sich, den sonstigen Werth jener Berichte unangetastet, ungefähr ebenso ausnimmt, als wenn der Hinterasiater sich durch eine Reise nach Cadix oder auch durch Deutschland, indem er sich umsähe, über das Wesen der christlichen Welt unterrichten wollte. Nicht auf solchen Grund ist gebaut, und daher ganz lächerlich erscheinen wird den Meisten gar die Behauptung: daß auch die chinesische große Familie oder der chinesische Staat ursprünglich und so weit er noch jetzt in der alten Eigenthümlichkeit fortbesteht, in seinem ganzen Wesen nichts Anderes ist, als der berühmte pythagorische Bund: jene sittliche Verwirklichung der Philosophie des Mafses und der Harmonie in dem zum Staat erweiterten Begriffe der Familie. Diesen Begriff haben die Chinesen selbst mit Aristotelischer Gründlichkeit erkannt; denn was Aristoteles *Polit.* I, 3. aufstellt: *πρῶτα δὲ καὶ ἑλάχιςτα μέρη οἰκίας: δεσπότης καὶ δοῦλος* (bei den Hellenen), *καὶ πόσις καὶ ἄλογος, καὶ πατὴρ καὶ τέκνα* (vgl. Hegel's *Grundl. d. Philos. d. Rechts* §. 160.), das sind die drei *Kang* der chinesischen Politik: *kiün tschün* d. i. *princeps et subiectus, fou tseü* d. i. *pater et filius*, und *fou fou* d. i.

*maritus et uxor*, diese drei Verhältnisse, *auxquels se réduisent toutes les obligations que les hommes vivans en Société, ont à remplir les uns envers les autres.* S. *Mém. des Miss.* t. II. p. 175. Vgl. *San-tsi-king* bei *Montucci's Parallel* p. 126 der Urschrift. Aber auch die wesentliche Uebereinstimmung des chinesischen und pythagorischen Urstaates aufzuzeigen, ist hier weder Zweck noch Raum; nur noch eine einzelne Bemerkung darüber, was gleich äußerlich an dem Volke am meisten auffällt, sei erlaubt, nämlich: auch diese Regelung und Abgemessenheit des geselligen Lebens bei den Chinesen, über welches bekanntlich selbst ein eigenes Tribunal gesetzt ist, widerspricht ganz und gar nicht dem Sinne der Pythagoreer, nach dem was *Jamblichos Vit. Pythag.* 33, 233. von letzteren berichtet: *ἐν τῇ μύλλουσῃ ἀληθ· ἢ δεσθαι γὰρ ὡς πλεῖστα δεῖν ἐφασαν εἶναι τὰ ὀρισμένα καὶ νομισμένα, καλῶς δὲ ταῦτα δεῖν εἶναι περικείμενα καὶ μὴ εἰκῇ, καὶ ὅττα καὶ εἰς ἔθος ἕκαστον κατακχωρισμένα, ὅπως μήτε ὁμιλία μηδεμία ὁλιγώρως τε καὶ εἰκῇ γίνηται*, u. s. w. Vgl. ebend. 30, 180—81. und Amiot's Anm. in den *Mém. des Miss.* t. XII. p. 223. In einer Stelle, welche Abel-Remusat im *Essai sur la langue et la littérature chinoise* p. 28 u. f. in Uebersetzung und Urschrift mittheilt, behauptet das *Li-ki*: „*Les cérémonies forment le coeur des peuples et font qu'ils ne pèchent ni par excès ni par défaut. (Qu'ils gardent un juste milieu dans leurs actions). La musique met la concorde entre les hommes et les empêche de se livrer à des contradictions et à des disputes.*“

Ref. hat aus den Ergebnissen, welche ihm vorliegen und die er dereinst, zugleich, soweit es ihm möglich, mit den urkundlichen Belegen oder doch mit den Zeugnissen der mit den Quellen Vertrauten zu eines Jeden eigener Beurtheilung und Vergleichung mitzutheilen gedenkt, die feste Ueberzeugung gewonnen, daß Nichts so sehr geeignet ist, wie diese Untersuchungen, das einfache Verständniß der alten morgenländischen Volkseister und damit überhaupt eine Wissenschaft der Weltgeschichte zu eröffnen, in welcher die Völker (jane morgenländischen nur beiläufig mit Hinzuziehung der hellenischen Philosophen) aus sich selbst erklärt und begriffen werden, und nicht aus vorausgesetzten allgemeinen logischen Formen, in denen wie in weiten Rahmen freilich jede Volkseigenthümlichkeit umfaßt werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)



Juni 1835.

1. *Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik, oder dessen praktische Philosophie, aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp.*
2. *Dr. Emil Snethlage, über das ethische Princip der Platonischen Erziehung.*

(Fortsetzung).

Aus dem unermesslichen Stoffe sei zum Beweise nur Ein Beispiel hervorzuhoben vergönnt. Vorausgesetzt hier, was leicht wäre darzuthun, wenn es nicht der Raum verböte, daß der höchste Begriff des Göttlichen, Brahm, den Hindus nichts Anderes ist, als das Eine Sein des Parmenides: wie erklärt sich an dem frommen Hindu, der die höchste Stufe der Vollendung erstrebt, jene völlige Abstraction und Versenkung in reines leeres Denken oder in reine Gedankenlosigkeit, und ganz besonders jene uns so räthselhaft klingende Annahme desselben: in solchem Verhalten sei er Brahm selbst; wie, sage ich, erklärt sich dies einfacher und rechtfertigt sich gründlicher, als nach der Philosophie des Parmenides: τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἐστὶ τε καὶ εἶναι, *Platin. Ennead. V, 1, 8*, vgl. *Brandis Comment. Eleat. P. I. p. 117*. Am deutlichsten ist die Uebereinstimmung beider Ansichten in diesen Ausdrücken: τὸ δὲ εἶναι ταῦτόν ἐστι φησὶ νοεῖν τε καὶ νοητὸν καὶ νοῦν, *Simplio. in Aristot. Phys. p. 31. a. m.* und: *Oportet, quod intelligentem, et intellectionem, et intellectum factum (rem comprehensam), unum cognoscas*, *Oupnek'hat ed. Anquetil du Perron, vol. II. p. 293*. So ersieht man in der scheinbar wunderlichen Annahme des Hindu, statt Unsinn, vielmehr eine gründliche Erkenntniß dessen, was ihm der höchste Begriff des Göttlichen ist, und zwar dieselbe Erkenntniß, welche von demselben Begriffe, vom Sein d. i. Brahm oder τὸ εἶναι, auch Hegel in seiner Logik aufstellt, da er es als „reines Denken oder An-

schauen" gefaßt wissen will. S. seine Encyklop. d. philos. Wiss. 2. Ausg. §. 86. Eben darum kann das Göttliche dem Hindu, weil es reines Denken selbst ist, nicht Gegenstand des Denkens werden. *Id in cogitationem non intrat*, *Oupnek'hat vol. I. p. 337*. *Ille, forma scientiae, cum qua re (per quam rem) scitus fiat? ibid. p. 174*. Vgl. besonders *vol. II. p. 222*. Kurz, es ist jene Versenkung des Hindu nichts Anderes, als die Parmenideische Erkenntniß nur in der Form der Religion. Und nicht bloß im höchsten Begriffe des Göttlichen kommt Parmenides, der berühmteste und gründlichste unter den Eleaten, überein mit der Wedanta, *the most celebrated Indian school* und *the scope and end of the Vêda* nach W. Jones in den *Asiat. Research. vol. IV. p. 171*, sondern auch im Princip der Scheinwelt oder der Welt der Maya. *Οὐτός γὰρ κατασκευάζων τὴν τοῦ παντός γένεσιν „πρῶτον μὲν φησὶ „Ἐπεὶ α θεῶν μάλιστα πάντων,”* sagt Aristoteles *Metaph. I, 4*. und die Wedanta in der Darstellung der Schöpfung: „*First desire was formed in his mind,*“ bei *Colebrooke on the Vêdas, Asiat. Research. vol. VIII. p. 406*. Vgl. Rhode über relig. Bildung, Mythologie und Philos. d. Hindus B. II. S. 339. Ja *asad*, in welcher Form diese Scheinwelt aufgefaßt wird, ist genau das Griechische *μη ὄν*, nach W. v. Humboldt in der *Ind. Bibl. B. II. S. 241*. Daß übrigens auch die anderen mannigfaltigen Richtungen, welche in Hellas sich aus dem Wesen der eleatischen Philosophie entwickelt haben, wie die sophistische, die eristische oder megarische, die kynische (hat ja Diogenes von Sinope sogar seinen Trinkbecher ganz wedagemaß geworfen, nach *Oupnek'hat vol. II. p. 280*), die atomistische und andere, die zum Theil, aber auch schon gegen Schletermachers Dafürhalten in der vortheilhaften Abhandlung über den Werth des Sokrates als Philosophen, *Abh. d. Berl. Akad. 1814—15. S. 56*, von Sokrates sind abgeleitet worden, daß auch diese Richtungen in dem Begriffe des indischen Wesens mür-

sen sich nachweisen lassen, wird man mit Recht erwarten und sich nicht täuschen.

Doch diese ganze Behauptung, die hier nur aufgestellt, nicht näher entwickelt werden konnte, mag jetzt noch um so unbedenklicher zurückgewiesen werden, je mehr sie mit anderen herrschenden Ansichten in grellem Widerspruch tritt. Aber dies nun, was folgt, wird wohl leicht Anerkennung finden, oder hat sie schon gefunden: daß endlich diejenige Philosophie, welche nach jenen früheren in Hellas hervorgetreten durch Sokrates, den Weisesten nach dem Ausspruche des delphischen Gottes, und entwickelt durch Platon, der schon den Alten selbst wie ein leiblicher Sohn Apollons erschienen, daß diese Philosophie die höhere Einheit jener früheren und gleichsam die Blume derselben ist, indem Platon, wie es Themistios *Orat. XXVI. p. 318. D.* nicht übel ausdrückt, *σποράδην οἰκοῦσαν φιλοσοφίαν συνάκισε καὶ συνήγαγεν, ὡς περὶ ὁ Θεοὺς τὰς Ἀθηνάς*, und daß in ihr, „der vollkommensten Ansicht, deren der hellenische Geist fähig war“ auch nach Böckh's Urtheil im *Philolaos* S. 42, der philosophirende hellenische Geist seinen eigenen höchsten Begriff gefunden hat und das Bewusstsein der Vernunft, die in Hellas waltet. Denn diese Philosophie enthält offenbar das Princip dessen, was das eigenthümlich hellenische Wesen ausmacht. Um dies nur in zwei oder drei nicht unwichtigen Punkten anzuzeigen: so werden wir erstlich die Begründung der eigentlichen oder freien Wissenschaft unbedenklich den Hellenen zuschreiben. Nun bemerkt auch Schleiermacher a. a. O. S. 61. „Dieses Erwachen nun der Idee des Wissens und die ersten Aeußerungen derselben, das muß zunächst der philosophische Gehalt des Sokrates gewesen sein.“ Schon Aristoteles selbst hat das philosophische Verdienst des Sokrates ausdrücklich gesetzt *περὶ ἀρχὴν ἐπιστήμης, Metaph. XII, 4. Vgl. I, 6.* Und durch sich selbst leuchtet ein: die Idee, das Princip der Platonischen Philosophie, ist zugleich das Princip der Wissenschaft. Zweitens werden wir die Hervorbringung der freien Kunst, des Idealschönen, ohne Bedenken den Hellenen zueignen und selbst für die wesentlichste Thätigkeit ihres geistigen Lebens ansehen. Wie aber die Kunst im Grunde nur veranschaulicht für die Sinne und Phantasie, was die Platonische Philosophie als Princip erkennt, darauf führt auch Schelling, wenn er Winckelmann's Verdienst um die Betrachtung der alten Kunstwerke vornehmlich in diesem Bewusst-

werden sucht: „daß Hervorbringung idealischer und über die Wirklichkeit erhabener Natur sammt (!) dem Ausdruck geistiger Begriffe die höchste Absicht der Kunst sei.“ S. seine *Abh. über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur, Philos. Schr. B. I. S. 348.* Fast möchte man sagen, das ganze hellenische Kunstleben sei im Grunde ein Platonisches Philosophiren nur in sinnlicher Weise. Sogar das Verhältniß, in welchem Platon die Idee zum Stoffe gefaßt hat, als *παράδειγμα* und *εἰκὼν*, ist das in der Kunst gegebene, und wahrlich nicht mit Unrecht nennt Aristoteles dies *μεταφορὰς λέγειν ποιητικῶς, Metaph. XII, 5.* Ferner liefse sich an Sokrates hervorheben das Erwachen des philosophischen Bewusstseins der geistigen Freiheit, welche ja gleichfalls die Hellenen auszeichnet, wie am Tage liegt. Wie aber das philosophische Bewusstsein der geistigen Freiheit wesentlich zusammenhängt mit dem der Idee, ja darin begründet ist, würde man, wenn es nicht schon durch sich selbst einleuchtete, auch in Kant's Kritik der praktischen Vernunft, der tiefer Blickende eine Andeutung sogar in den die letztere begleitenden Zeichen der Zeit, erkennen. Doch genug, oder vielmehr bei dem gegebenen Zwecke schon viel zu viel ist gesagt, um bemerklich zu machen, wie hochwichtig das Erforschen der hellenischen Philosophie überhaupt für die Erkenntniß des Entwicklungsganges des menschlichen Geistes und insbesondere das der Platonischen für die Erkenntniß des hellenischen Wesens ist, so daß man selbst die Behauptung wagen darf: wer den Platon nicht, hat auch den hellenischen Geist nicht in seiner Tiefe erfaßt und verstanden. Dessen Richtungen oder Strahlen fallen in jenem wie in ihrem Brennpunkte zusammen.

Gerade auf solche Forschung nun, welche in den tieferen Sinn des hellenischen Lebens überhaupt und insbesondere der hellenischen Erziehung eindringen will, möchte Ref. vorzüglich das höhere Interesse des vorliegenden Werkes des Hrn. Kapp beziehen, wenn es sonst seine Verheißung genügend erfüllt, als eines nothwendigen Seitenstückes und fast als eines philosophischen Commentars zur Geschichte der hellenischen Erziehung und gesammten Sittlichkeit, insofern eben Platon am besten in das Verständniß derselben einführen wird, dann aber auch nicht minder auf die Erziehungswissenschaft, für welche dasselbe ein so schätzbarer Beitrag sein muß, wie Platon's Blicke zugleich in den innersten Grund der Sache gehen. Dieses Interesse entsteht aber

der vorliegenden Schrift Nr. 1. durch ihren Inhalt, weil sie, indem sie eine *Zusammenstellung der Erziehungslehre Platon's*, durch sich selbst zugleich eine Darlegung der gesamten praktischen Philosophie desselben werden mußte. Denn die Erziehung ist dem Platon nichts Anderes, als die Bethätigung einer sittlichen Welt zur Verwirklichung eines Zweckes, der Gerechtigkeit, in den Einzelnen und durch die Einzelnen in dem Ganzen, so daß die Trennung dieser Bethätigung von der bethätigten Welt ein Abstractum ergeben würde, fast wie die des Lebens von dem Körper. Was die Form der Darstellung betrifft, so ist es dem Werke offenbar als ein besonderer Vorzug anzurechnen, daß dasselbe, indem darin Platon selbst aus seinen Schriften redend aufgeführt wird unter genauer Nachweisung der übertragenen und zu vergleichenden Stellen und mit Verweisung der hie und da für nöthig befundenen eigenen Erläuterungen des Verfs. unter den Text, so, als eine Art musivischer Arbeit, die Platonischen Ansichten so viel wie möglich in der Platonischen Eigenthümlichkeit der Entwicklung und Darstellung wiedergiebt. Uebrigens wird man auch sowohl die unter dem Text verfolgte Vergleichung der Platonischen Lehren mit denen des Aristoteles, als die eigenen oder von Anderen aufgenommenen Bemerkungen des Verfs. für eine schätzbare Zugabe erkennen, sowie endlich das angehängte Register der Namen und Sachen, welches die Beantwortung einzelner Nachfragen bei Platon erleichtert.

Eine genauere Vorstellung von der inneren Beschaffenheit des Buches würde nun die Darlegung des darin durchgeführten Planes gewähren, wenn dieser hier nicht bloß kurz und oberflächlich, mit Uebergang gerade des Anziehendsten, der dem Platon eigenthümlichen Entwicklung der Gedanken, bezeichnet werden könnte. Aber den Inhalt selbst hat vielmehr die Kritik der Platonischen Philosophie, als die einer Zusammenstellung derselben, zu beurtheilen. Nach einer Vorbemerkung über die Absicht der Erziehung im Allgemeinen und für den Einzelnen und über den Umfang und die Wichtigkeit derselben, sehen wir die sittliche Welt Platon's sich entwickeln und bilden von dem Punkte des Embryon aus in dem ersten Theile des Werkes, in der Propädeutik, durch das Jugendalter in dem zweiten Theile, der peculiären Pädagogik, und durch das Mannesalter in dem dritten Theile, der Andragogik, bis zum allumfassenden Ganzen des Staates in dem vierten

Theile, der Staatspädagogik, welche der Verf. wieder als zweiten Haupttheil des Werkes den drei ersten zusammen gegenüberstellt, insofern sie jene in sich aufnimmt und alle früheren Entwicklungen erst im Staate zur Reife kommen. Ueber diesen Plan hat Ref. zu bemerken, daß er sich zwar recht schön ausnimmt auf den ersten Anblick, daß er es aber in der That nicht ist, da der Verf., so treffend er selbst in der Vorr. S. XI. u. f. die Bedeutung der Platonischen Erziehung bezeichnet, doch in der Ausführung unbeachtet gelassen hat, daß von vorn herein die Erziehung der Einzelnen die Staatspädagogik voraussetzt und untrennbar damit vereinigt ist, weshalb auch der Verf. jene durchaus nicht für sich hat darlegen können, ja daß Platon eigentlich nur „eine Staatspädagogik und mit und in ihr eine Pädagogik der Einzelnen“ anerkennt. Doch hier sehen wir die Erziehung sich zwar vom kleinsten Punkte, aber in Bezug auf den höchsten Zweck, die Verwirklichung der Idee des Staates, welche wir erst zuletzt kennen lernen, ziellos bewegen, und zugleich als Thätigkeit eines uns ebenso unbekannten Organismus.

Denn in der Vorbemerkung wird die Absicht der Erziehung im Allgemeinen, nur ganz oberflächlich angegeben, als „die mit dem Kindesalter beginnende Leitung zur Tugend,“ oder näher als „die Leitung und Führung der Jugend zu der von dem Gesetze vorgeschriebenen und von den trefflichsten und ältesten Männern gut geheißenen Lebensweise.“ Die Erziehung, um die es sich hier handelt, findet ihr Ziel vielmehr in der Idee des Staates, deren Entwicklung nach der Weise, wie Platon selbst uns in das Wesen seines Staates einführt, Ref. auch hier für die beste Einleitung gehalten hätte. So wäre dann aus und in der Idee des Staates durch die Erziehung der Staat selbst geboren worden.

(Der Beschlufs folgt.)

## CXVII.

*De phaenomeno generali et fundamentali motus vibrationis continui in membranis cum externis tum internis animalium plurimorum et superiorum et inferiorum ordinum obviis. Commentatio physiologica. Scripserunt Prof. Dr. Joh. Ev. Purkinje et Dr. G. Valentin, Wratislavienses. Wratislaviae 1835. 95 Seit. 4.*

Man kannte bisher bei mehreren niederen Thieren theils an den Kiemen theils an der äußeren Haut feine Wimpern, durch

deren vibrirende Bewegung entweder die umgebende Flüssigkeit in Strömungen geräth, oder umgekehrt die ganzen Körper, welche mit solchen Wimpern besetzt sind, sich in der Flüssigkeit fortrudern. Im Jahr 1663 hatte von Heide zuerst solche Bewegungen an den Cirrhen der Mieslmuschel gesehen, die dadurch das Wasser sprudelnd um sich herumspülen, und wenn sie abgeschnitten sind, selbst im Wasser fortrudern. Steinbuch sah später eine gleiche Bewegung um die Kiemen der Batrachierlarven, welche die im Wasser leicht sichtbaren kleinen fremden Körperchen in schnellen Strömen mit dem Wasser in Bewegung setzen. Leeuwenhoek erkannte, daß die Embryonen der Auster sich durch solche feine Wimpern im Wasser fortbewegen, auch war ihm nicht unbekant, daß die Infusionsthier durch solche zitternde Wimperchen umherschweben, was später von Gleichen, Fontana, O. F. Müller bestätigt. Die drehenden Bewegungen der Embryonen der Teichhornschnecke im Ei, hatte Swammerdam, die schwimmenden Bewegungen der Polypeneier, welche ebenfalls durch dergleichen Wimpern erzeugt werden, Ellis und später Cavolini beschrieben, bis in neuerer Zeit mehrere Naturforscher, wie Dutrochet, Raspail, Hermann, Carus, von Baer, Ehrenberg, ähnliche Beobachtungen weiter verfolgten. Man kannte aber dergleichen Bewegungen nur bei Bauchwirbelthiern. Die Verf. obiger Schrift, von denen der eine als sorgfältiger Forscher längst rühmlichst bekannt, der andere eben besonders durch seinen Antheil an diesen Untersuchungen, welche die überraschendsten Aufschlüsse über mehrere dunkle Phänomene des Lebens geben, seine Thätigkeit bekundet, belehren uns nun, daß auch auf den inneren Membranen der Wirbelthiere und selbst des Menschen ähnliche Bewegungen zu sehen sind. Sie entdeckten sie zuerst an der Schleimhaut der fallopischen Röhren eines seit drei Tagen trächtigen Kaninchenweibchen, fanden sie bald ebenso in den Ovidukten der Vögel wieder, und wurden hierdurch veranlaßt ihren Untersuchungen einen weiteren Umfang zu geben. Sie fanden dergleichen Bewegungen außer den Strahlenthieren bei vielen Mollusken, Amphibien, Vögeln und Säugthieren und zwar bei den Amphibienlarven ähnlich wie bei den Schneckenembryonen auf der ganzen Haut; bei Mollusken im ganzen Darm; bei Amphibien in der Mund- und Rachenhöhle; auf der Lungenschleimhaut bei Säugthieren, Vögeln, Amphibien, Mollusken; ebenso in der Schleimhaut der weiblichen Genitalien bei Säugthieren, Vögeln, Amphibien, Mollusken. Sonderbarerweise haben sie bei Fischen an keinem Organ solche Bewegungen gesehen, auch nicht im Darmkanal der Amphibien, Vögel und Säugthiere, wie denn auch mehrere andere Häute, z. B. die serösen Häute, die Harnblase keine derselben zeigten. Auf den Häuten der höheren Thiere beobachteten sie diese Bewegungen, indem sie Stückchen davon falteten, zwischen zwei Gläser festhielten, und den umgeschlagenen Rand, an dem die Wimpern frei hervorstehen, mit Hülfe des Mikroskops betrachteten. Mit bloßen Augen kann man die Wimpern selbst nicht, wohl aber das dadurch in Strömungen versetzte Wasser sehen, und hieran ihr Dasein und ihre Bewegung erkennen. In der Regel bewegen sich die einzelnen Wimpern radschlagend, d. h.

sie beschreiben von der fixirten Basis aus trichterförmige Bahnen. Seltner bewegen sie sich wellenförmig oder beugen sich hakenförmig. Die Verf. geben genaue Maasse von den Höhen der vibrirenden Ränder, verfolgen die Richtung der Bewegung; zeigen, daß sie in getrennten Stücken und nach dem Tode längere Zeit dauern; bestimmen die Einwirkung mehrerer chemischen Agenzien auf diese Bewegungen an den Kiemen der Mollusken; zeigen, daß sich die Vibrationen in den getrennten Organen der Wirbelthiere lange erhalten lassen, wenn man sie in Blut taucht, was aber mit denen der Bauchwirbelthiere nicht so gelingt; erzählen, daß auch bei winterschlafenden Fröschen und Igel die Bewegungen nicht aufhören, und gehen dann zu Folgerungen über die Bedeutung, die Funktion und den Zweck derselben über. Sie erklären diese Bewegungen für ein selbstständiges und allgemeines morphologisches Urphänomen der vegetativen Organe, was von keinem anderen organischen Systeme, weder vom Nerven- noch vom Muskelsystem, abhängig sei, auch keiner bestimmten Funktion eines Organs vorstehe, daß aber Flüssigkeiten und Theile, die darin enthalten sind, wie z. B. der Schleim auf der Lungenschleimhaut, durch diese Bewegungen auf den Membranen weiter bewegt werden könnten. Indem wir den geehrten Verfa. vollkommen darin beistimmen, daß diese vibrirenden Bewegungen als selbstständige Actionen zu betrachten sind, welche nicht einer einzelnen bestimmten Funktion vorstehen, sondern in verschiedenen Organen verschiedene Zwecke haben, wollen wir jedoch zum Beweis der Aufmerksamkeit, mit welcher wir dem Inhalt der Schrift gefolgt sind, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Verf. bei Aufstellung ihrer Folgesätze vielleicht nur die Vibrationen in inneren Organen bei höheren Thieren im Auge gehabt, die Zwecke derselben bei niederen Thieren aber scheinbar hintenangestellt haben. Denn bei den Infusorien, die durch diese Vibrationen willkürlich schwimmen und Nahrung herbeischaffen, und sie nach Belieben ins Spiel setzen und anhalten können, ist es doch offenbar, daß sie direkt von dem animalen Leben dieser Thiere, wie die Muskelbewegungen von dem Nervenystem abhängig sind, und hier vielleicht weniger zum vegetativen als zum animalen Leben gehören. So wie man also hier diesen Bewegungen, wegen ihrer Abhängigkeit von dem Willen der Thiere, eine durchaus nur relative Selbstständigkeit zugestehen kann, scheint es auch, daß in den vegetativen Organen eine entfernte Abhängigkeit von dem Zustande der Lebensthätigkeit derselben, für deren Zwecke sie da sind, vorhanden ist, und daß diese Zwecke, wie z. B. die Fortleitung der Eier in den Ovidukten, doch bestimmter und höher anzuschlagen sein möchten, als die Verf. anzunehmen geneigt sind. Vielleicht wären auch die willkürlichen Vibrationen von den nothwendigen des organischen Lebens zu unterscheiden. Indem wir nun mit aufrichtigem Dank von dieser eben so gelungenen als fleißigen Arbeit scheiden, wollen wir nicht untertheilen versäumen, daß wir mit Vergnügen erfahren, daß die Verf. im Begriff sind, auch durch genau angeführte Zeichnungen die Erscheinungen der Vibrationen anschaulich zu machen.

Juni 1835.

1. *Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik, oder dessen praktische Philosophie, aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp.*
2. *Dr. Emil Snethlage, über das ethische Princip der Platonischen Erziehung.*

(Schluß.)

Und um so mehr hätte Ref. eine solche Einleitung erwartet, weil dann nicht nur die Erziehung der Einzelnen sich in Bezug auf den Staat nicht ziellos bewegen würde, sondern auch weil, da der Zweck der Erziehung der Einzelnen in Bezug auf den Staat nur im Großen, was er in Bezug auf den Einzelnen als solchen im Kleinen, nämlich die Verwirklichung derselben Gerechtigkeit in der Seele des Staates und in der Seele des Einzelnen, beides auch in der Betrachtung nicht hätte getrennt werden sollen; was Platon nicht thut im 2. und 4. Buche seines Staates, wohl aber hier der Vf., indem er bloß den Zweck der Erziehung in Bezug auf den Einzelnen als solchen in der Vorbemerkung entwickelt. Aber auch nicht als eine bloße Vorbemerkung hätte das Wichtigste, der Beweggrund und das Ziel dieser Sache, hingegeben werden sollen. Der höchste sittliche Zweck der Erziehung für den Einzelnen als solchen ist aber, dies legt hier der Verf. aus Platon dar, die Gerechtigkeit, und aus der Betrachtung der Natur des Menschen geht hervor, wie derselbe erreicht werde, nämlich durch die harmonische Bewegung oder Thätigkeit und Ausbildung des Körpers und der Seele sowohl für sich als im Verhältnisse zu einander. Die Ausbildung des Körpers wird erzielt durch die Gymnastik; die der Seele, durch die Musik im weiteren Sinne, welche bewirkt, daß die drei Hauptvermögen der Seele verhältnismäßige Bewegungen haben, so daß das Begehrungsvermögen, zwischen dem Zwerchfell und Nabel, nur nach dem Rechten und Erlaubten strebt und, sich

unterwirft dem höchsten, der Vernunft, die im Haupte thronend dem Göttlichen zugewendet und selbst göttlich und unsterblich ist, und deren Herrschaft über die Begierden durch das in der Brust dazwischen wohnende eiferartige Vermögen, den sittlichen Muth, geltend gemacht wird. So entsteht in dem Menschen jene Haltung, welche Gerechtigkeit heißt, der Inbegriff aller Tugenden und Zweck aller geistigen Erziehung. Wir bemerken gleich hier, daß derselbe Zweck auch in dem Ganzen des Staates verwirklicht werden soll in dem harmonischen Zusammenwirken der drei Hauptvermögen der Staatsseele: des Standes der Gewerbetreibenden, der Krieger oder Wächter, und der Philosophen oder Herrscher.

Der erste Theil handelt nun von der Propädeutik oder Erziehung vor der Geburt, da auch Platon erkennt, daß sich auf den Menschen schon in seinem ersten Ursprunge einwirken lasse, sowohl bei der Schließung der Ehe, als bei der Zengung selbst, als auch während der Schwangerschaft.

Der zweite Theil, die peculiäre Pädagogik, begreift in der ersten Abtheilung die Zeit bis zum vollendeten sechsten Jahre, wo sich die beiden Geschlechter trennen, und zeigt gleichmäßig die Einwirkung auf die Bildung des Körpers und der Seele, auf die der letzteren besonders bei den Spielen und durch Märchen-erzählung. Die zweite Abtheilung behandelt dann zuerst die Erziehung der männlichen Jugend, welche besteht in der Bildung des Leibes durch Gymnastik, und in der Bildung der Seele durch Musik im weiteren Sinne, d. i. Elementarunterricht, Dichtkunst, und eigentliche Musik; ferner gehört dazu die gesammte Wissenschaft, nämlich Arithmetik, Geometrie und Astronomie, die, aus dem Sinnlichen zum Geistigen führend, am besten vorbereiten für die höchste Wissenschaft, die Philosophie als Erkenntniß des Göttlichen an sich. Indem aber diese letztere dem reifen Alter und bloß den Tüchtig-

sten, zu künftigen Herrschern Auserwählten vorbehalten wird, greift sie schon in die Andragogik über; jedoch als das Höchste der Ausbildung des Einzelnen wird sie nicht mit Unrecht gleich hier angeschlossen. Bei allen diesen Gegenständen, dies verdient ausgezeichnet zu werden an der Behandlungsweise des Verfs., wird immer vorerst auf das Wesen derselben nach Platon's Ansicht zurückgegangen, z. B. bei dem Elementarunterricht auf das Verhalten der Sprache hinsichtlich der Erforschung des Wesens der Dinge nach dem Kratylus. Zuletzt wird von dem Verf. das höchste Ziel der Gesamtterziehung des Einzelnen nochmals ausführlicher dargelegt, welches in intellectueller Hinsicht ist die Erkenntniß des Urbildes der Welt, der Idee des Guten und-Schönen an sich, in sittlicher die schon in der Vorbemerkung als Ziel bezeichnete Gerechtigkeit, die nur Eine Seelenverfassung ist, die wahrhaft aristokratische; wogegen die Ungerechtigkeit an dem Einzelnen sich vornehmlich in den vier Formen hervorthut, die an der großen Psyche des Staates im zweiten Haupttheile des Werkes als die timokratische, oligarchische, demokratische und tyrannische unterschieden werden. Nach der Erziehung der männlichen Jugend wird vom Verf. noch die der weiblichen nachgeholt, welche aus der Grundansicht, daß die Natur des weiblichen Geschlechtes keine wesentlich andere, als die des männlichen, sondern nur eine schwächere sei, im Ganzen auf gleiche Weise festgestellt wird.

Den dritten Theil, die Andragogik, hat der Verf. nach eigener Ansicht in vier Abtheilungen gegliedert, von denen die erste behandelt die Selbsterkenntniß als erste Forderung an den Mann, hier allerdings gleichsam das *ἑὸν ἢ ἀρχὴ τῆς κινήσεως*, die zweite die Charakterbildung des Mannes, und die dritte die Bildung desselben zu und in den verschiedenen Arten des Berufes, die hier kurzweg angenommen werden, und deren Nothwendigkeit aus der Idee des Staates erst am Ende des Buches, obwohl auch dort nicht vollständig, aufgezeigt wird, so daß wir also nach diesem Plane des Vfs. den Mann hier in Sphären sich bewegen sehen, deren Bedeutung, die auch des Mannes Bewegung in ihnen bestimmen müßte, wir noch nicht kennen, da sie erst daraus hervorgeht, als welche Momente in der Idee des Staates jene gefaßt werden; daher wir uns hier überall das letzte Warum, wenn nicht aus vorheriger Bekanntheit mit Platon, nicht zu beantworten vermögen.

Diese Arten des Berufes sind: der des Arztes und Gymnastikers, des Kriegers, des Lehrers und Erziehers, des Staatsredners in theoretischer und praktischer Hinsicht, und des Gesetzgebers und Herrschers. Die vierte Abtheilung behandelt die Bildung des Mannes zum Familienvater.

In dem vierten Theile oder zweiten Haupttheile des Werkes, in der Staatspädagogik, tritt der Hauptfehler des ganzen Planes noch stärker hervor, als in der Erziehung der Einzelnen, die wenigstens nicht in Hinsicht auf den Zweck der Erziehung für den Einzelnen als solchen, sondern nur in Hinsicht auf den mit jenem untrennbar vereinigten Gesamtzweck, die Verwirklichung der Idee des Staates, sich ziellos bewegt. Aber hier wird in einer Vorbemerkung bloß die Nothwendigkeit der Gesetze überhaupt erörtert, nicht aber die Idee selbst, welche auch durch die Gesetze verwirklicht werden soll und dieselben bestimmt, sondern diese erst zuletzt, und wir werden ohne Weiteres in dem ersten besonderen Theile eingeführt in „die Staatserziehung in unmittelbarer Wirksamkeit,“ worunter verstanden sind die Staatsordnungen in Hinsicht auf die Religion und auf die geistige und körperliche Bildung, in dem zweiten in die Staatserziehung durch gesellige Lebensverhältnisse, in dem dritten in die durch Anordnungen für das Leben ganzer Stände, als des Standes der Sklaven und Handwerker, der Krieger und der Herrscher, in dem vierten in die durch Einwirkungen auf den Staat als solchen, und hier wird erstens dargelegt, was bei der Gründung des Staates zu beachten, zweitens was hinsichtlich der Staatswissenschaft und Staatskunst zu leisten sei, und jetzt drittens wird endlich die Erklärung gegeben der gerechten und wahrhaft aristokratischen oder theokratischen Staatsverfassung, des höchsten Zweckes, um dessentwillen das Frühere alles so angeordnet worden ist, sowie die Erklärung der vier Hauptformen der Ungerechtigkeit. Indem dies so geschieht, so werden wir durch jene Bewegung und Anordnungen hindurch zu dem ersten Bewegenden und Anordnenden wie durch ein langes Dunkel an das Licht geführt, und wir müssen jetzt gleichsam diese Fackel in die Hand nehmend zurückkehren und das, was wir vorher im Zwiellicht erblickt, von neuem betrachten, um es nun erst in seiner wahren Bedeutung, in seiner Beziehung auf den höchsten Zweck, zu erkennen.

Gründlicher nach dieser Seite verfährt der Verf. des

trefflichen Programms des Königl. Joachimsthal'schen Gymnasiums zu Berlin vom Oct. 1834. über das ethische Princip der Platonischen Erziehung, Prof. Dr. Snethlage. Denn indem auch dieser die Teleologie der Platonischen Erziehung ganz richtig so auffasst S. 3 „sie ist ihrem Wesen und Charakter nach politisch, d. h. eine Erziehung für und durch den Staat und hat mithin zur Hauptaufgabe die Bildung des Menschen zum Bürger:“ so ist demgemäß seine Betrachtung S. 6 u. f. „Es beruht also hienach das ethische Erziehungsprincip Platon's auf seinem Staatsprincipe selbst und wir müssen es daher zuvörderst hier nachweisen, ehe wir es in seiner Anwendung auf die Erziehung darzustellen und zu beurtheilen versuchen.“

Dies ist demnach in Kürze zusammengefaßt, des Referenten unvorgreifliches Urtheil: daß der Hauptplan des Werkes allerdings verfehlt sei, daß dasselbe aber dennoch, nächst Platon's eigenen Schriften, für die schätzbarste Fundgrube seiner praktischen Philosophie gelten werde. Und je voller Ref. anerkennt, wie sehr der Verf. sich sowohl des Geistes als des Umfanges dieses Stoffes bemächtigt hat, desto lebhafter wünscht er, daß es demselben gefallen möchte, in einer zweiten Auflage des Werkes uns lieber geradezu den Platonischen Staat aus und nach seiner Idee und *darin* die Erziehungslehre und gesammte praktische Philosophie Platon's, soweit es möglich ist, musivisch darzulegen. Denn gerade dann, wenn die Platonische Erziehungslehre nur als Bewegung aus jener Idee zur Verwirklichung eben derselben erscheint, muß ihre eigentliche Bedeutung in allen ihren Einzelheiten am klarsten hervortreten.

Aug. Gladisch, in Posen.

### CXVIII.

*Classicorum Auctorum e Vaticanis codicibus editorum Tomus IV. Curante Angelo Maio. Romae 1831. XIV. u. 528 S. Tomus V. ib. 1833. XLVIII. u. 604 S. 8.*

Die Oktavausgabe der von Mai besorgten *Classici ex Vaticanis codd. editi* hatte den Zweck im bequemeren Format und in mäßigem Umfange kleinere Stücke frisch hervorgezogener Autoren zu sammeln und dem unmittelbaren Gebrauch „*inventuti docendae et occupatis hominibus recreandis*“ näher zu bringen. Für be-

sonderen Genuss und mannigfaltiges Interesse ist zwar weniger gesorgt, mehrere glückliche Fünde (wie von Ciceronianischen Werken) sind mit geringen Zugaben bloß wiederholt, auch gehört ein erheblicher Theil derselben nicht einmal dem Vatikan an, und ließen daher füglich den Titel *Collectio classicorum auctorum Vaticana* erwarten; doch besitzen einige Stücke namentlich in den drei letzten Bänden einen subsidiären Werth für das litterargeschichtliche Studium, und wenn man auch wenig Ursache hat im Einzelnen lange zu verweilen, so könnte man doch schon wegen ihrer mannigfachen Anwendbarkeit nicht füglich eine summarische Kenntniß davon umgehen. Unter diesem engeren praktischen Gesichtspunkte hat Ref. einen Ueberblick von *Tom. IV.* und *V.* zu entwerfen unternommen. Seinem Inhalte nach fällt ersterer der griechischen, letzterer der römischen Litteratur zu, welcher übrigens dem Philologen einen nur mittelmäßigen Nutzen gewährt.

*Tom. IV. p. 1—196. Ὀρίβασίου ἰατρικῶν συγγραμμάτων ἐκ τοῦ μὲν — ὁ βιβλίον.* Der gelehrte Arzt *Orisbasius* aus Pergamum, ein vertrauter Freund des Kaisers Julian, legte mittelst systematischer Auszüge zuerst eine medizinische Bibliothek aus den Schriften der berühmtesten Aerzte in 70 Büchern an, dann drängte er diese Massen größtentheils in einem Compendium von neun Büchern zusammen: *a. Photii Bibl. p. 176.* Galen bildete den Kern, dem alles Andere mehr compilatorisch als berichtigend sich anschloß. Hiervon sind uns nur Trümmer in sehr beschränktem Umfange zugekommen, und zwar die meisten in lateinischer Uebersetzung, ehe *Matthaei* zu Moskau die funfzehn ersten Bücher Griechisch, doch verkürzt und in wenigen Exemplaren herausgab. Außerdem besaß man B. 46. u. 47. in den *Chirurgi Graeci* von *Cocchi*. Nicht verächtlich ist daher der Nachtrag von *Mai*, welcher aus einem *MS. Vatic. Saec. XIV.* die Bücher 44. 45. 48—50. zum ersten Male in der Urschrift bekannt gemacht hat; wenn gleich ihr chirurgischer Inhalt (über Abscesse, Geschwülste, Bandagen und *de pudendorum morbis*) vielleicht selbst zur Erkenntniß der griechischen Arzneikunde wenig beiträgt. Die wichtigsten Gewährsmänner, deren Stellen hier chrestomathisch aufgeführt werden, sind nächst Hippokrates und Galen (die Mai gänzlich fortließ, auch ohne die etwas wesentlicheren Variationen auszuheben) *Antyllus*, *Heliodorus* (mit dem Supplemente p. 276—78.), *Rufus* (ebenfalls ergänzt p. 197 ff.), Män-

ner, welche zwar etwas trocken, nachlässig und in alltäglicher Diktion nach dem Brauch des Handwerks schrieben, aber ohne Zweifel geordneter und korrekter als der fehlerhafte Text des nirgend allzu ängstlichen Herausgebers glauben läßt. Demnach wird der künftige Bearbeiter des Oribasius, als welchen Hr. Diez sich angekündigt hat, ein weites Feld für Kritik vorfinden, und überdies mancherlei Aufschlüsse zu ertheilen haben, die man von einem Sachkenner am natürlichsten erwartet, zuerst über Person und Litteratur einiger Aerzte, von denen hier einige sonst unbekannte Notizen vorkommen, dann über das Verhältniß ihrer Theorie zum Stande der griechischen Medizin, ferner über die Reinheit und Authentizität der vorliegenden Exzerpte, denn man kann billig muthmaßen, daß die Form und materielle Breite der Oribasischen Bücher durch die Hand jüngerer Epitomatoren etliches eingebüßt habe. Vorläufig wäre nur der Zuwachs an medizinischer Terminologie zu bemerken, den die Wörterbücher hieraus empfangen. Einzelheiten von allgemeinerem Interesse findet man wenig, am meisten in zerstreuten Randnoten oder Scholien: unter anderen folgende. Bei der Erwähnung von Pestbeulen (*λοιμώδεις βουβώνες*), welche namentlich in Libyen, Aegypten und Syrien einheimisch seien, wird auch gedacht eines *Διονύσιος ὁ Κυρτός*, d. h. aus der Aegyptischen Stadt *Κύρτος*, wie *Stephanus Byzantinus* unter Autorität des *Herennius Philo* *ἐν τῷ περὶ ἰατρικῶν* angiebt. Letzteren nennt auch ein Zusatz unter dem Text *ὁ Φίλων ἐν τῷ θ' περὶ βιβλιοθήκης κτήσεως καὶ Ἐρμῆτος ἐν τῷ ε' περὶ τῶν ἐνδόξων ἀνδρῶν ἰατρῶν καὶ ὁ Σωφρανὸς ἐν ταῖς τῶν ἰατρῶν διαδοχαῖς*, wo mehrere verdorben ist. Bis ein gründlicher Beweis geführt sein wird, daß *Hermippus* (gleichviel ob der Smyrner oder der Schöpfer jenes *Philo*) über berühmte Männer oder Aerzte oder gar *περὶ ἐνδ. ἀνδρῶν ἰατρῶν* geschrieben habe, ziehen wir vor nach der Andeutung bei *Suidas* v. *Φίλων* (*γέγραπται δὲ αὐτῷ περὶ κήσεως καὶ ἐκλογῆς βιβλίων, βιβλία ιβ'. περὶ πόλεων καὶ οὗς ἐκάστη αὐτῶν ἐνδόξους ἦνεγκε, βιβλία λ')* einiges in seine Fugen zu rücken, anderes zu streichen, etwa so: *Ὁ Ἐρένιος Φίλων ἐν τῷ θ' περὶ βιβλιοθήκης κτήσεως καὶ ἐν τῷ ε' περὶ ἐνδόξων ἀνδρῶν καὶ ὁ Σωφρανὸς ἐν ταῖς τῶν ἰατρῶν διαδοχαῖς*. Die hauptsächlichsten Geschäfte der damaligen Chirurgie sind aus einer Art von Definition zu erkennen p. 27. *χειρουργία*

*δὲ δύναται ταμῖν, καῦσαι, περιελῖν, ἔχειν, ἀετοῦν ἀνελίσσασθαι, τὸν χόνδρον ἐκλύειν*: außerdem die vier Klassen ärztlicher Instrumente p. 119 sq. Merkwürdiger ist die häufig in B. 45. ausgesprochene Behutsamkeit, der Natur nicht vorzugreifen, vielmehr den Entwicklungsgang der Krankheit aufs gelindeste zu unterstützen; wobei gelegentlich der Ausspruch p. 72. „wäre jemand ein so geschickter Arzt, daß er ein Fieber bewirken könnte, brauchte man auch für das Uebel kein weiteres Heilmittel aufzusuchen.“ Von beiläufigen Citaten p. 29. *Ἑλλάδιος ὁ τῇ πολλῇ χρησὶν συναγαγὼν, ἐν τῷ π' στοιχείῳ*. Ueber ein sonst nicht unbekanntes Kapitel der Pathologie, die *ὑπερτασίας* (s. *Phalaris Qu. Symp.* 8, 9.) mit einer eigenen Stufe der *λεοντίας*, erfährt man durch *Rufus* p. 59 sq. 77. einiges Nähere, namentlich daß man Analogieen derselben in der *κακοχμία*, worüber ein dem Demokrit untergeschobenes Werk existire, zu erblicken meinte; noch interessanter sind die diätetischen Mittel für diese Krankheit (p. 66 sq.), mäßige palästrische Übungen, z. B. Schwingungen am *κάρυκος* (worüber ein umständliches Fragment aus Oribasius, das man hier vergeblich sucht, bei *Mercurialis de Arte Gymn.* II, 4. und hiernächst in der Matthäischen Sammlung), eigenthümliche Bäder, besonders mit scharfen Laugen, *οἷά ἐστι τὴν Ἰταλίας ἀλβουλα καὶ τὰ νεπίσσια* (!\*) *καὶ τὰ ἐν Μανδονίᾳ* (*Κυκλ. ἐν Tim.* p. 272.) *καὶ τὰ ἐν Κρήτῃ καὶ ἐν Θορῆς τὰ ἐν Ἀγγαλῷ*. Ein Krankheitsfall, den Aesculap im berühmten Tempel zu Pergamum nach Art der Kuren beim Aristides u. a. (vgl. *Sprengel Gesch. d. Med.* I. p. 224 ff.) behandelte, wird vorgetragen p. 73. Auch wäre die Nachricht (p. 155 sq.) nicht zu verschmähen, daß *Apellides* und *Archimedes* im Schiffswesen den Flaschenzug mit drei Rollen (*τρίπλευρος*, *Vitruv.* X, 2.) anwandten, *Pasikrates* aber in verjüngtem Maasse denselben auf die chirurgische Praxis übertrug: s. hiefür *Schneider* zu den *Eclog. Phys.* p. 306 ff.

P. 202—274. *Procopii Epistolae inedite*, 104 an Zahl. Vom Rhetor *Prokop* unter Kaiser Anastasius, einem der letzten Mitglieder der Sophistik, waren bei *Al-dus* bereits 60 Briefe herausgegeben; den obigen Zuwachs gab Mai aus einem Vatikanischen MS. „*eximia stili venustate captus*.“

\*) Schr. *Νεπίσσια*, bei *Nepes*.



Juni 1835.

*Classicorum Auctorum e Vaticanis codicibus editorum Tomus IV. et V. Curante Angelo Maio.*

(Schluß.)

Nun verräth zwar der Stil einen belesenen und gebildeten Mann, und wer Fragmente der Komiker sammelt, wird dort manche Anspielung auf sonst unbekannte Phrasen und Verse finden; aber richtigen Geschmack vermisst man in diesen affektirten und prunkhaften Uebungstücken. Historischen Werth besitzen sie gar nicht, da sie bloß abstrakte Themen der Schule ausführen. Ebenso wenig stößt man auf gelehrte Einzelheiten: denn der Witz des attischen Demagogen Stratokles p. 225. τί γὰρ ἡδίκουν, εἰ δυοῖν ἡμέραιν ἡδίου; γέγονατε δι' ἐμέ; kehrt bei Plutarch *Demetr.* 11. wieder, nur in minder genauem Ausdruck; und der bedeutsame Ausspruch p. 242. Πολέμων τῆς Ἀσιανῆς τερατείας τὴν ἀρχαίαν ἡτορικὴν ἐκάθηρεν, wird durch sonstige Nachrichten entbehrlieh gemacht. Beigegeben ist noch auf zwei Seiten ein Bruchstück dieses Prokop ἐκ τῶν εἰς τὰ Πρόκλου θεολογικὰ κεφάλαια ἀντιρρήσεων.

Hierauf folgen mit geringer Unterbrechung mehrere der Schriften, welche Mai zuerst in Mailand herausgegeben hatte, meistens treu wiederholt. Zuerst die Rede des *Isäus de Cleonymi hereditate*, welche nebst der benachbarten über Menekles Erbschaft in neueren Zeiten, jene mittelst des *Ambrosianus* um die Hälfte, ergänzt und berichtigt sind. Dann die Rede des *Themistius de praefectura sua*, welche dieser auf Anlaß der im J. 384 übernommenen Präfectur zu Konstantinopel schrieb, um gegen die Mißdeutungen der Uebelgeminten aus spekulativen Sätzen und berühmten Beispielen zu beweisen, daß der Philosoph ohne Nachtheil seiner über alles Weltliche erhabenen Wissenschaft auch mit praktischer und bürgerlicher Thätigkeit sich befassen dürfe. Der Ton ist wie sonst beim Themistius edel und würdig, der Ausdruck nach den besten Pro-

saikern gebildet; hingegen der Gehalt mittelmäßig und auf ein enges Geleise von Gedanken beschränkt, welche stets in seinen Kompositionen wiederkehren und auch hier ein fast kompilatorisches Gewebe der ihm eigenen *loci communes* abgeben. Diese Schrift nun entnahm Mai aus dem *Ambrosianus*, dem Hauptcodex des Redners, mit einer Zugabe meistens erklärender Anmerkungen, die er jetzt verkürzt und mit Konjekturen von *Jacobs* bereichert hat; eine noch größere Zahl von Muthmassungen dieses scharfsinnigen Kritikers findet sich mit sämmtlichen Noten Mai's in der Dindorfischen Ausgabe, wo gedachte Rede den letzten Platz einnimmt, auch andere kleinere Supplemente (hier p. 354 sq. angegeben) bereits eingeschaltet sind. Von größerem Interesse möchte der Brief des Philosophen *Porphyrius ad Marcellam* p. 356—401. sein, ein merkwürdiges Aktenstück sowohl zur Theosophie des Neuplatonismus als zur Beurtheilung der heidnischen Partei im 3. Jahrhundert. Porphyrius spricht in seiner trüben schwerfälligen Diktion zur Marcella, welche er als Wittve mit fünf Kindern zu sich nahm, ohne selber Vermögen zu besitzen: daß er die eheliche Verbindung nur um Erziehung ihrer Kinder willen eingehe, daß die Bestimmung des Menschen, durch die Schaubühne des flüchtigen Lebens für ein reineres Dasein geübt zu werden, an die Läuterung der Seele als das wahrhafte Geschäft der Weisheit geknüpft sei, und was sonst von Resignation und Selbstbeschauung halb mönchisch und im Anfluge christlicher Denkart ausgeführt wird. Der Schluß des Büchleins fehlt, mißlicher ist die Verderbung des Textes, den *Jacobs*, *Boissonade* u. a. vielfach emendirt haben; wenigens von Belang fügen die jetzigen Noten von Mai hinzu, dessen 1816. gegebene Einleitung man vielleicht ungern vermisst, doch hat *Orelli* in *Opusc. Sent. Vol. I.* den wesentlichen Bestand des früheren Abdrucks wiederholt. Darauf zwei Schriften des *Philo Iudaeus*, ehemals aus einem Florentiner hervorgezogen, jetzt durch

ein Fragment aus dem Commentare zur *Exodus* erweitert (p. 402—441.): für das Studium des Philo von keinem namhaften Gewinn. Dasselbe gilt von der langweiligen Deklamation des *Aristides gegen Demosthenes* in Sachen des Leptines, erschienen 1825 — und unter uns schon 1827. durch eine sorgfältige Revision von *Grauert* verbreitet. Zum Schluß auf einigen Seiten *Atticismi*, eine sophistische von allen Orten zusammengelesene Phraseologie von geringem Werth, die *Villoison* zuerst mittheilte, Mai aus einem *Ambrosianus* vervollständigt und berichtigt hat. Uebrigens ist gelegentlich (p. 445 sq.) ein griechischer Papyrus aus dem Vatikan eingeschoben, eine (wie Mai sehr unsicher vermuthet) 88. a. C. von einem Tempeldiener verfaßte Klageschrift mit dem kurzen Bescheid des Strategen. Viel unbedeutender sind drei Papyre gegen Ende des fünften Bandes (nebst zwei ähnlichen und einem lateinischen Papyrus p. 352—63.), worunter das erste Stück wegen seines Inhaltes und argen Stiles auffällt oder vielmehr Verdacht erregt.

Aus der griechischen Welt treten wir nicht ohne Verwunderung in die Barbarei des römischen Kaiserthums, die sich in heiligen und profanen Monumenten des eben genannten Bandes offenbart.

Tom. V. p. 1—149. *Virgilius Maro de octo partibus orationis*: in 8 *Epistolae* und mehreren *Epitoma*. Ein Grammatiker *Virgilius* ist freilich eine neue und unerwartete Erscheinung; doch weit überraschender als die Neuheit des Namens und der Person sein könnte, tritt der wunderbare Gehalt dieses grammatischen Romans entgegen. Hören wir hierüber zuerst Mai, der aus den reichen Besitzthümern des Vatikans und anderer italienischer Bibliotheken für lateinische Grammatik und statt einer ausführlichen Erzählung *de grammaticis et glossariis Vaticanis tam Graecis quam Latinis* uns etwas eigensinnig mit solchen Gaben bedacht hat. Gedachten Virgilius also fand er in einer Neapolitaner Handschrift aus dem XI. Jahrhundert, welche von zahllosen Fehlern wimmelt; er schrieb ihn mit eigenem Wohlgefallen ab „quantum sermonis duritia offendebar, tantum copia eruditionis peregrinoque magisterii genere delectabar“, und berichtigte den Text nach Möglichkeit. Sonst liefs sich von Werken desselben Grammatikers nichts ermitteln; in der *Bibl. Angelica* giebt es nur noch einen geringfügigen Auszug, s. p. XXIII. Den wenigsten Anstoß giebt nun der Name

selber, da die Benennung *Virgilius* auch während des Mittelalters in Frankreich unter Geistlichen nicht selten war; den Beinamen *Maro* (s. p. 129) verdankt er der Gelehrsamkeit eines Mannes, der ihm mehrmals *Aeneas meus* heifst, d. h. wie sich aus den Stellen abnehmen läßt, des Virgilius Lehrer, nicht sein Vater, wie Mai aus der Phrase *mi fili* schließt. Wie soll man aber sein Zeitalter bestimmen? Einzelne Namen, deren er gedenkt, auf irgend historische Personen zu deuten, auf welchem Wege Mai das sechste Jahrhundert zu erkennen meint, ist völlig unstatthaft; wofür die Erwähnung p. 108 eines *Blasius genere phereus* (l. *varaegus*, unrichtig Mai *frisius*) dienlicher sein mochte; aber märchenhaft klingt der Gedanke (p. XIII.), hinter den erlauchten Autoren *Cicero, Cato, Horatius, Lucanus, Varro* u. a. welche Virgil häufig auführt, ohne daß eines seiner Citate zuträfe, maskirte Zeitgenossen zu wittern, ähnlich den pomphaften Namen aus der vermeinten Akademie Karls des Großen. Sicherer mag schon die Betrachtung der Sprache sein, wenn diesen Titel ein Kauderwelsch verdient, das selbst in Makaronischer Poesie kaum seines gleichen hat. Man könnte hier leicht auf eine irrige Vorstellung gerathen, wenn man auf die Worte von Mai p. XXI sq. hört: „*Virgili Latinitas non solum plurimorum novitate vocabulorum, quae tamen indolis Latinae sunt, legentes percellit, verum etiam Celticis, ut puto, Francicis vel quomodocunque borealibus mysticis quoque, vel ut ipse V. loquitur philosophicis — eccebus ad portentum abundat.*“ Diese Latinität fließt aber in ihrem wesentlichen Bestande sehr natürlich, gewandt und mit einem Anfluge von lateinischer Färbung dahin, die fast muthwillig durch selbstgemachte Wörter einer barbarischen Fabrik (*anterioritas, coaeternaliter, consuetudinaria, foederamen, omnimodum, magnissimus* und ärgeres im Verzeichniß bei Mai p. XXV. sqq.), durch griechische Brocken (*anthropus, epula, ergum, machira*) und auffallender durch ganze Klassen neugeprägter Schälle gestört wird, dergleichen man im 6—7 Jahrhundert bei den Franken entweder gar nicht oder in weit mehr gleichmäßiger Barbarei erwarten sollte. Belege des neumodischen Unfugs seien die rein erfundenen Präpositionen und Interjektionen p. 89 sqq., von jenen z. B. *con pro apud, salion pro ante, cyren pro adversus, trasso pro contra* etc. mit einem Exempel etwa des *Andrianus* „*con tecta sumande subebis soni et laetitiae*“, weiterhin Interjektionen von hexenar-

tigem Zauber, *gloriandi, ut rassam, rave, samia, sarap, laborandi, ut faticapin, eugan, suaden-di, ut ques, goos, dolendi, ut pappen, leon etc.*, lauter Dinge um die man in Glossaren sich vergeblich abmühen würde. Dieser Vokabelschmidt hat gut reden von zwölf Sorten Latinität, deren Proben p. 124—27 kein Hypochonder widerstehen mag, z. B. wenn in der *Latinitas quinta*, genannt *metrofia, hoc est intellectualis*, aufgeführt werden, *ysoph religio, dipts nobilitas, utiob honor*. Und doch ist solches Rothwelsch eine Kleinigkeit, wenn man die sogar ihrem Klange nach aus der Luft gegriffenen Gewährsmänner (*Balapsitus, Bientius, Bregandus, Galbungus, Glengus* u. a.) und die ganz überschwänglichen Theoreme betrachtet, denen man das berühmte Motto zuweisen könnte, *cave lector ne ridendo rumparis*. Um nichts von Lehrsätzen zu sagen, wie wenn das Pronomen *ego* sich unterscheiden soll vom Verbum *ego, quod est vivo, sua* gleichfalls vom Nomen *sua, hoc est domus*, oder wenn *verbum* abstammt von *ver i. e. verber* und *bum ex bucino quod vox reboat*: wollen wir uns an der Notiz p. 123 sp. genügen lassen, „einst sei ein Greis *Donatus* in Troja gewesen, der tausend Jahre lebte, ferner den Romulus besuchte, bei ihm eine Schule hielt und zahllose Bücher schrieb, auch einen Zuhörer noch in Troja am *Virgilius* zog, *qui LXX. volumina de ratione metri scripsit*“ etc. Wer sich nun überzeugen kann, daß jemals im Mittelalter solche Grammatik vorhanden war, mag immerhin einen Autor glaublich finden, welcher nach dunklen Traditionen und Namen in der Einfalt seines Herzens ein technisches Gerüst aufführte: dann wird wenigstens der ehrliche *Jo. Matelas*, der bisher einsam auf dem Gipfel der Tölpelei saß, sich freuen einen nicht geringeren Gesellen erworben zu haben. Wer aber die Fülle des Trugs namentlich in Erdichtung von Alten und Fragmenten derselben erwägt, dürfte nicht wohl an einen Codex des XI. Jahrhunderts glauben, vielmehr aus dem Zeitraum der aufblühenden Alterthumsstudien eine der Täuschungen vermuthen, von denen Mai selber unbewußt eine stattliche Probe am *Apuleius de orthographia* gegeben hat. Einer weiteren Analyse des Virgilischen Buches sind wir hiernach auf jeden Fall überhoben.

Ganz anders lautet ein hierauf folgender *Grammaticus Vaticanus* p. 153—328, herausgegeben aus einer sehr alterthümlichen Handschrift des VI. oder VII. Jahr-

hunderts. Für den Verfasser hält Mai jenen *Probus*, unter dessen Namen wir eine Sammlung prosodischer Regeln (*Lindem. Corp. Gramm. I.*) besitzen; und wenn er, auch durch diplomatische Gründe bewogen, letztere als den zweiten Abschnitt, die vorliegende Elementarlehre als den ersten einer lateinischen Technik betrachtet, so verfährt er sicherer als wenn ihm einige wenige Definitionen der populärsten Art, die sonst dem *Probus* beigelegt werden, zum Beweise dienen, während er selbst gesteht: „*Sed et aliae multae a Putschianis grammaticis auctoritates Probi laudatae mihi in grammatico Vaticano non occurrebant.*“ Uebrigens ist der sachliche Gewinn dieser klar und bündig geschriebenen Formenlehre sehr unbedeutend, da nur die Praxis, nicht die gelehrte Forschung hierbei bezweckt wurde: weshalb bis auf etliche grammatische Bruchstücke des *Varro* und älteren *Plinius*, dann Citationen des *Lucilius* und *Sallust* jeder Schein von Belesenheit fern bleibt. Noch geringeres Interesse haben *Abbonis Floriacensis quaestiones grammaticales* p. 329—349. Der französische Diakonus *Abbo* im X. Jahrhunderte zeigt in diesen an englische Benediktiner gerichteten Kleinigkeiten, wie schwach zwar die lateinische Sprachkenntniß damals bestellt war, wie jedoch die Lesung der älteren Grammatiker noch immer fort dauerte. Den Beschluß dieser ersten Abtheilung machen die oben erwähnten Papyre mit einem griechischen Trotschreiben des ägyptischen Bischofs *Serapion*.

Die zweite Abtheilung eröffnen *Carmina vetera Christianorum ex codicibus Vaticanis* vom IV. bis mindestens zum IX. Jahrhundert, über deren Werth uns Kenner des Faches belehren werden. Vor anderen ragen die Namen des *Paulinus* von Nola und des *Johannes Scotus* hervor, der öfter Griechisches einmischt, freilich auch Hexameter wie diesen, Ὀρθόδοξος ἀναξίωσθη; κλυτὸς ὀπλίτης. Außerdem läuft Profanes unter, namentlich ein Drama *Amphitryon*. Hierauf *Hisperica famina* p. 479—500, ein Quodlibet in phantastisch-bombastischem Latein und zugleich nothwendiges Supplement zum obigen Virgilius; dann eine weitläufige Metrik von *S. Aldhelmus*. Von diesen Neuigkeiten läßt sich wie von manchen philologischen Dingen nur urtheilen: Schade um das schöne Papier.

G. Bernhardt.

## CXIX.

*Perikles als Staatsmann während der gefahrvollsten Zeit seines Wirkens. Von Dr. J. A. Kutzen, Privatdocenten der Geschichte an der Universität zu Breslau. Im Verlage bei Gebhardt in Grimma, 1834. 202 S. 8.*

Die Betrachtung der großen Männer in der Geschichte ist unerschöpflich: es steht dem jungen Gelehrten und Schriftsteller wohl an die erste Bethätigung seiner Studien durch die Darstellung eines großen Charakters zu geben. Hr. Kutzen beschäftigt sich in der vorliegenden Schrift mit der umständlichen Entwicklung der politischen Ansicht und Thätigkeit des Perikles in den ersten Jahren des Peloponnesischen Krieges. Es handelt sich darum, ob Perikles klug daran that jenen unheilvollen Krieg, der die Blüthe Griechenlands zerstörte, aufzunehmen, ob er berechtigt war den Sieg Athens zu hoffen, ob seine Maafregeln der Kriegführung die richtigen waren. Hr. Kutzen rechnet Perikles vollkommen, und in der That ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Athen, wenn es sich von der Bahn, die Perikles vorgeschrieben, nicht entfernt hätte, wenn es sich namentlich enthalten hätte einen andern großen Krieg voränzlicher Beendigung des Peloponnesischen zu unternehmen, auf das Glänzende die Ueberlegenheit einer Seemacht über eine Landmacht bethätigt haben würde. Im fünften Kapitel handelt Hr. Kutzen von Perikles' Macht während der letzten Zeit seines Wirkens und von den Ursachen davon. Daß Perikles gleich einem Monarchen über Athen herrschte, sagt Thucydides: wodurch, das führt Hr. Kutzen aus, durch sein Rednertalent, seine erhabene Gesinnung, Vaterlandsliebe, Unbestechlichkeit. Das ist alles richtig, und es können noch mehr Tugenden des Perikles angeführt werden, aber das Eigentliche und Eigenthümliche ist, daß kein Staatsmann, so wie er, sich ganz dem Staate hingab. „Man sah ihn, sagt Plutarch Cap. 7, in der Stadt nur einen einzigen Weg gehen, auf den Markt und in das Rathhaus. Einladungen zu Gastmählern und allen dergleichen Ergötzlichkeiten gab er auf. In der ganzen langen Zeit seiner politischen Thätigkeit ging er zu keinem Freunde zu Tische, nur einmahl zur Hochzeit eines Verwandten, aber auch da blieb er nur, bis die Trauung vollendet war, sogleich stand er auf und ging nach Hause.“ Mit der ganzen Kraft seiner Gesinnung und seines Talents ergab sich Perikles der Staatsverwaltung, auf dem Wege zur Macht that er manches Ungehörige, aber einmahl dazu gelangt, erzwang er von allen Bürgern das Geständniß, daß sie keinem Besseren anvertraut werden könnten.

Der Verf. hält sich durchaus im Einverständniß mit Thucydides, und eigentlich ist seine ganze Arbeit nur eine Zusammenstellung und Erörterung der Aussprüche dieses Historikers, den er in der ersten Beilage eben so umständlich als den glaubwürdigsten und sichersten Führer bei der Beurtheilung des Perikles darstellt. In einer zweiten Beilage excerptirt er Griechisch alle Sentenzen, die in den Reden des Perikles bei Thucydides vorkommen; und in einer dritten stellt er eine Sammlung der Urtheile über Perikles von 21 neueren meist Deutschen Historikern und Philologen, von der Englischen (Hallischen) allgemeinen Weltgeschichte an bis auf Zinkeisen, zusammen. Es ist darunter viel schön Gedachtes und Gesagtes, doch auch manches Verkehrte und Triviale. Und wozu soll uns die ganze Sammlung dienen? Zum Beweise, wie verschieden über eine historische Person geurtheilt werden kann? Wer zweifelt daran? Manches ist auch wohl nur Uebereilung momentaner Stimmung, wie daß *Schlosser* in der Weltgeschichte einmahl von einem *verrückten Perikles* sprechen konnte. Wie viel erspriesslicher wäre es gewesen, wenn der Verf. selbst alle seine fleißig zusammengebrachten Materialien zu einer vollständigen Schilderung des Perikles, seiner ganzen politischen Thätigkeit, nicht jener letzten Jahre allein, die in der That sehr einfach, nothwendig und anerkannt ist, benutzt hätte! Dann würden ihm ganz andere Probleme zu lösen vorgekommen sein; er würde die demagogische Thätigkeit des Perikles auch von ihrer bedenklichen Seite haben betrachten müssen, während sie in den ersten Jahren des Peloponnesischen Krieges über allen Zweifel erhaben und anerkannt preiswürdig erscheint.

Nehmen wir die Schrift wie sie vorliegt, so giebt sie Zeugniß von einer fleißigen Lectüre des Thucydides und von passender Benutzung der dahin einschlagenden neuern antiquarischen Schriften; und so wie dies das Beste verspricht von einem beginnenden Docenten der allgemeinen Geschichte, zumahl da die Gewandtheit seiner Sprache unverkennbar ist, so würden wir ihm doch für künftige historische Monographien noch schwierigere Stoffe empfehlen müssen. Eine einzige historische Unrichtigkeit ist uns anstößig gewesen, S. 118, wo es heisst: „Perikles verlor durch die Pest — endlich den letzten seiner Söhne, der vermöge eines Gesetzes, das Perikles selbst veranlaßt, (Plut. im Per. Cap. 37) als wirklicher Athener gelten sollte.“ Die Sache mit dem Gesetze verhält sich nach der vom Verf. selbst citirten Stelle ganz anders; und dieser legitime Sohn des Perikles überlebte ja den Vater, war 24 Jahre später einer der Strategen in der Schlacht bei den Arginusen, und wurde in Folge des bekannten Prozesses hingerichtet. Vergl. Xenophon Hellen. I, 6, 16.

C. G. Zumpt.

N<sup>o</sup> 118.  
**J a h r b ü c h e r**  
f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

---

Juni 1835.

---

CXX.

*Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Friedrich Wilhelm Riemer, Großherzogl. Sächs. Hofrathe und Bibliothekar. Thl. 4. 453 S. mit einer Tabelle. — Thl. 5. 461 S. — Thl. 6. nebst Verzeichniß und Register 480 S. Berlin, 1834. bei Duncker und Humblot. 8.*

An die frühere Abhandlung eines dahingeschiedenen freundlichen Mannes über die drei ersten Bände des obgedachten Briefwechsels schliesse sich hier der Bericht eines Jüngern, der nicht ohne schmerzliche Erregung die ihm liebgewordne Pflicht erfüllt, seine unmaßgeblichen Anschauungen des merkwürdigen Verhältnisses zwischen Goethe und Zelter hier zur Mittheilung zu bringen. Die letzten drei Bände liefern in einer dichten Reihe brieflicher Relationen die historischen Dokumente der Freundschaft beider Männer vom Anfange des Jahres 1825 bis zu Goethe's Todestage. Die Stetigkeit der Correspondenz ist ununterbrochen wie die gegenseitige Neigung, die sich in Erwangelung einer oft als Bedürfnis gefühlten tagtäglichen mündlichen Unterhaltung schriftlich bethätigt, und Zelters mehrmals wiederholter Besuch in Weimar ist mit nur kurzen Unterbrechungen ein wohlthätiges Ferment zu angefrischter Erhebung und Vertiefung der bei Zelters Eigenheit nicht selten in die flache Breite der Tageswelt verfallenden Interessen. Goethe hatte so viele, das tiefste Geisterleben berührende und aufregende Neigungen in sich schon erlebt und überlebt, so viel schimmerndem Glanz der Weltlichkeit und so viel klarste Offenbarungen der geheimnißvolleren Mächte des menschlichen Gemüthes aus persönlichen Beziehungen mannigfacher Art sich angeeignet, das Leben der Besten seiner Blüthenzeit wie einen Theil seiner selber mitedurchlebt,

*Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.*

nach dem Hinscheiden der hohen Genossen seines Strebens war das eigne Streben in sich selbst gesättigt, und nachdem er von Liebe und Nichtliebe der Welt viel überduldete und selbst die dämonischen Ergüsse einer betäubten und betäubenden Mädchenseele, die unermüdlich schien in das hellblaue Firmament seiner behäbigen Ruhe die zerfahrenden Sternschnuppen ihrer wunder-süchtigen Laune hineinzuschleudern, mit Milde und ohne Härte überdauert, da mußte ihm das Verhältniß zu Zelter, das dies alles nicht gab, durch die Treue einer kindlichen Angehörigkeit aufrecht erhalten, wie eine Erholung im Negligee der Abendstunde des Lebens erscheinen und so eine Geltung ganz eigenthümlicher Art für ihn gewinnen. Das Verhältniß zwischen Beiden hat mit dem Beginne des Jahres 1825 schon eine En-gigkeit — ich möchte nicht sagen Innigkeit — gewon-nen, daß sich Neigung und Gewohnheit auf Seiten des Dichters nicht mehr trennen lassen, vielmehr beides sich zu einem Bedürfnis tagtäglicher Conversation durch-drungen hat. Es wird vielleicht jetzt schon allgemei-ner eingeräumt, daß es bei den Gaben, letzter Hand, die wir als schließliche Willensmeinungen Goethe's er-hielten, sehr oft weit weniger darauf ankommt, *was* er giebt, sondern *wie* er's giebt und in welche Beziehung er sich zu den Objecten des Lebens damals stellte. Daß in Kunst und Wissenschaft doch ein längerer und mithin tieferer und reicherer Lebensathem sei als in der Brust auch des begabtesten Individuums, und daß, wo sich ein Conflict und Widerstreit zwischen beiden erhebt, das Einzelleben doch endlich still in sich ver-sinkt und besiegt zurücktritt, während das Leben sich selber in neuen Kreisen weiterlebt, dürfte sich aus dem Bereiche der Thatsachen aller Zeiten schwer verläugnen lassen. Auch in „Kunst und Alterthum“ waren manche kritische Aeußerungen Goethe's nur Bülletins über sein letztlisches Verhalten in geistiger Bezugnahme; die Sum-me der Wirklichkeiten blieb unerschöpft, ungeprüft, un-

gemessen. Und so sei denn hier angedeutet, aber auch sogleich bei Seite gestellt, daß es eine Thorheit ist, sich aus den vorliegenden Briefen vom J. 1825 bis zum 22. März 1832 eine genügende Offenbarung schöpfen zu wollen über die wichtigsten Ereignisse in Kunst, Wissenschaft und Leben damaliger Zeit. Wer sich in Ermangelung eigener Haltungenkraft aus der Geschichte einer Persönlichkeit Trost, Erbauung oder Lebensmaximen irgend einer Art heraus sucht, kann weder gehindert noch getadelt werden; von durchgreifender Erfassung eines eignen und eigenthümlichen Lebensprocesses kann aber dabei nicht mehr die Rede sein. Wir lassen jedoch diese Betrachtung als hier weniger an ihrer Stelle fallen und wenden uns zu den Briefen selbst. Einmal zugegeben, daß wir es hier mit der Verhaltungsweise zweier verschiedentlich bedingten Persönlichkeiten zu einer Zeit zu thun haben, die sie *nicht* beherrschten, können wir doch der Bezüge voll positiven, ewig gültigen Gehalts so viele auffinden, daß dem Briefwechsel nicht bloß seine allgemein literarische Bedeutsamkeit, sondern auch ein psychologisches Interesse der feinsten Art für alle Zeit gesichert bleibt. Dies Interesse geht noch weit über den Antheil hinaus, den wir der ungenirten Entwicklung der Zelterschen Persönlichkeit zollen, es sättigt sich auch nicht ganz in dem freudigen Erstaunen, Bewundern und Verwundern, das uns beim Anblick der häuslichen Bequemlichkeit des greisen, ehrwürdigen Dichters ergreift: es liegt vielmehr noch versteckter in einem Etwas, das ich nur erst im Verlaufe dessen, was hier zu sagen ist, aussprechen kann.

Es wird allgemein zugestanden, daß sich Zelter um das Institut der Berliner Singakademie, das er als Nachfolger seines Lehrers Fasch leitete, bleibende Verdienste erworben hat. Als Musiker in der alten classischen Schule des deutschen Kirchenstils erzogen, war er recht eigentlich dazu berufen, die Bedeutsamkeit eines Instituts zu sichern, dem es zur Aufgabe gestellt zu sein scheint, auch in der protestantischen Welt einen gewissen Zusammenhang zwischen Musik und Christenthum festzuhalten. Man sprach von Zelters Direction mit unbedingter Hochachtung, er lenkte und beherrschte die vielen hundert Instrumental- und Stimmenkräfte seiner Akademie mit eben so sicherer Hand als früher die Pfeifen seiner Orgel, und wenn ihn Blücher einmal einen guten General genannt hat, so war damit nicht bloß ein passendes Gleichniß für Zelter als Director gege-

ben, sondern beide Gestalten waren durch diesen Anspruch in eine verwandtschaftliche Nähe gerückt, welche durch einzelne persönliche Züge beider Männer keinesweges aufgehoben wurde. Ueber Zelter als Componist darf hier kein begründetes Urtheil erwartet werden, nur soviel glaube ich andeuten zu können, daß sich derselbe in seinen kirchlichen Compositionen doch wohl sehr eng in den Grenzen seiner Schule hielt; aber daß er durch und durch der Mann dieser seiner Schule war, ist ein charakteristischer Zug des seltenen Mannes und so mußte denn eine derbe, kerngesunde Frömmigkeit, wie sie auf verwandtem Gebiete nur in der Lutherschen Diction zu finden ist, ihm wie seiner Schule angehören. Ein Oratorium zu componiren, in welchem sich das simple, einsame, nicht selten auch eintönige Gebet zu einer religiösen Weltanschauung steigert, hatte man dem alten Musiker wohl zutrauen dürfen, allein zwischen einer Zelterschen Kirchencomposition und einem Oratorium von Händel oder Haydn liegt doch vielleicht derselbe Abstand wie zwischen einem streng protestantischen Kirchenliede und Dante's göttlicher Comödie. War nun Zelters Talent hier auf einem engen Kreise geblieben, wenn auch innerhalb dieser Grenze höchst vollendet und wirksam, so setzten ihn doch seine Balladencompositionen in einen weiteren Connex mit Richtungen der Kultur seiner Zeit. Schiller und Goethe waren entzückt, ihre Lieder auf so ganz eigne Weise tönen zu hören. Ihre Entzückung mochte aber fast nur eine freudige Ueberraschung darüber sein, wie es möglich sei, so treu zu componiren und mit so viel Enthaltsamkeit von Seiten des musikalischen Künstlers die Worte nur in Tönen zu wiegen, aus denen nichts anderes herausklingt als der zur Melodie herausgeborne Rhythmus des Verses und die Seele des Liedes selber. Beethovens Composition eines lyrischen Gedichtes giebt uns *auch* die Seele des Textes, aber doch in ganz anderer, bedeutsamerer Weise, denn sie ist nicht die Seele, die sich an den schlanken Leib des Verses schmiegt, nicht eingekörpert bleibt und nur mit den Gliedern des Gedichtes sich gleichmäßig verlaublich. Beethovens Lieder-Composition ist vielmehr die frei gewordne Psyche, die ihren Körper zerbricht, erst in dieser Freiheit zu sich selbst kömmt und abgelöst von aller fremden Fessel ein eignes, selbstständiges, mithin erst ein wirkliches Dasein erreicht. So gewiß aber Mozarts Zaubrerflöte noch etwas ganz anderes ist und giebt als der

Schikanedersche Text, so gewiß ist es auch, daß die Musik durch ein dienerisches Anschmiegen an die Worte des Dichters nicht ihr Eigenstes und Höchstes zu geben vermag. In diesem dienerischen Anschmiegen hat aber Zelters Balladencomposition lediglich ihre Bedeutsamkeit. Bei Gedichten, die wie „der Erbkönig,“ „der König von Thule,“ in dem strengeren, mehr an den nordischen und englischen Rhythmus erinnernden Balladenstyl gehalten sind, bemächtigt sich Zelters Intuition auf die glücklichste Weise des Stoffes, während seine Töne bei Producten, in denen, wie in der „Braut von Korinth,“ der romantischen Ausmahlerei schon vom Dichter mehr Spielraum gegeben ist, die Fülle des weiter ausgebauten Inhalts gewiß nicht erschöpfen, geschweige überflügeln.

Wir sehen überhaupt in Zelter einen Mann, der länger als gewöhnlich die Epoche erster, naturderber und harmloser Kindheitsentwicklung in sich festgehalten hat. Es ist als wenn Kind und Mann in ihm zusammengestoßen sind, ohne daß sein inneres Wesen die Jünglingsepochen miterlebt hat. Das Strebende, Verlangende, das Sehnsüchtige und alle Blüten und Düfte einer Jugendbegeisterung, die eine Durchgangsperiode in der Entwicklung des modernen Künstlers zu sein pflegt, sind seinem innern Menschen fern geblieben und so bringt er die naiv zutappende Ungenirtheit kindlicher Seelenanschauung ziemlich barsch und unvermittelt in die volle Wirklichkeitswelt des Mannes. Bei mehreren seiner Compositionen lief mir der Gedanke durch den Sinn, daß die ganze Zeltersche Muse gewissermaßen im Mutterschooße der Kunst sitzen geblieben sei. Er war ein Ettrik-Schäfer in der Musik, wobei jedoch wohl zu beachten sein dürfte, daß es weit leichter Naturdichter als Naturcomponisten geben könne, weil der letztere zur Entfaltung und Entäußerung eines musikalischen Gedankens einer Menge künstlicher Mittel bedarf, deren der Poet überhoben ist. Daher aber auch bei Zelter, der das Technische seiner Kunst auf ungewöhnliche Weise in Besitz hatte, dieser Widerstreit zwischen seinem Naturtalent und seiner künstlichen Kunst, ein Widerstreit, der sich in der Person des Mannes in Bezug auf Literatur, Welt, Zeit und Geselligkeit in gesteigerter Potenz zeigte, da sein innerer Mensch in die Kultur seines Jahrhunderts nicht völlig aufgenommen war. Liegt in diesem Zwiespalt nun auch das eigentlich Interessante seiner ganzen Erscheinung, und können wir einen gewissen stillen Jubel nicht ganz unter-

drücken, der sich in uns regt, wenn der alte Maurermeister im Musikus sich geltend macht und Zelter seinen banausisch gesunden und naturkräftigen Humor wie ein unbehauenes Cyclopestück seines Metiers in die verzärtelte und verzimperte Affectation mancher Richtungen im geselligen und Kunstleben hineinschleudert, so müssen wir doch in diesem Zusammentreffen unvermittelter Kräfte und Regungen zugleich auch die Zerbrechlichkeit der Urtheile dieses Mannes über Zeit und Zeitgenossen bedingt sehen. Zelter hat nie etwas erstrebt in seiner Kunst; was er nicht in sich fand, mochte er nicht erwerben, und das wirklich Vorgefundne beliefte er in seiner natürlichen Simplicität. Er giebt in dieser Beziehung das wohlthuende Bild einer gesunden Künstlergestalt und steht gegen alle kränkliche Strebsamkeit und alle sich selbst übernehmende und aufstachelnde Geniehuerei im baarsten Gegensatze. Diesen Kontrast zu vielen Erscheinungen seiner Zeit in Kunst und Leben fühlte Zelter nicht bloß, sondern er verfolgte ihn absichtlich und hat recht eigentlich einen wahren Kitzel daran, seine barsche Faust in alle Dinge des Berliner Gesellschaftslebens zu stecken. Einige Briefstellen, wo der burleske Musikus gegen Frömmerei und Prüderie seinen scharfkantigen, vierschrötigen Witz einherschreiten läßt, sind fast großartig classisch und werden bleibende Dokumente sein zur Charakteristik der Zeit. Zelter war ein frommer Biedermann, ein treuer Gatte, er liebte seine Kinder mehr wie sein eignes Herz. Die Spartanische Rauhigkeit des alten Musikus glich einem im Meer der Unschuld abgewaschenen Bärenpelz, mit dem er die nymphenhafte, verdächtige Scham in Schrecken setzte. Das Gefühl seiner schlagenden Wirksamkeit und vor allem der Beifall Goethes hat ihn aber auch oft genug die Grenzen seiner Sphäre und die Möglichkeit seines Urtheils überschreiten lassen, so daß er sich, auf die tappende Sicherheit seines Instinctes gestützt, nicht selten in den Harnisch einer ungewöhnlichen Arroganz warf. Goethe liebte so sehr die Gesundheit des Gemüthes, daß er, wo er nur diese fand, selbst mit der Rohheit vorlieb nahm, und wenn die Trivialität in Bezug auf einen geistigen Hintergrund tritt und in einer gewissen Bedeutsamkeit hingenommen wird, so ist sie allerdings nicht das mehr was sie scheint, oder scheint nicht mehr was sie ist.

Wir sehen Goethe während der Jahre der zweiten Hälfte des Briefwechsels ein höchst einsiedlerisches Le-

ben führen. Der achtzigjährige Greis fühlt gar manche Fäden, die ihn früher mächtig mit der Welt verbunden, schlaffer geworden, manche ganz durchschnitten, viele liefs er unwillig fallen. Bei aller patriarchalischen Würde, die er bis auf den letzten Athemzug behauptet, zieht doch mehr oder weniger eine Abspannung wie ein leiser Schmerz durch seine Adern. Nach den großen Thaten seines literarischen Lebens thut ihm eine stille Abgeschlossenheit gut. Auch sind die größten Menschen, die an seinem Herzen gelegen, nicht mehr im Reiche der Lebendigen, selbst der edle fürstliche Freund scheidet von ihm, der einzige Sohn kehrt nicht wieder und so zieht er sich stiller in die Einsamkeit zurück, da er doch einmal einsam dastehen soll; das Gefühl der Isolirtheit wird der Vorbote einer langsam herannahenden Auflösung. Unsere Sorge für sein Dasein wächst, je weiter der Briefverkehr sich hinzieht. Der Greis überblickt die Spuren seines Wandels und es beseelt ihn nur noch der einzige Wunsch, sich fertig als Individualität hinzustellen und der Nachwelt dann zu überlassen, wie sie zu ihm sich zu stellen habe. Er rückt die einzelnen Fragmente und Scenen seines zweiten Faust-Theiles an einander, verbindet und vollendet das Ganze, überarbeitet manche Stücke seiner Biographie und ist rastlos bemüht, die Ausgabe letzter Hand zu betreiben. Seine geräuschlose Thätigkeit ist wunderbar. Jeder Tag, jede Stunde ist ihm köstlich, jeden Augenblick benutzt er, um das Gegründete zu befestigen, das Erbaute und Geschaffene edel zu behaupten. Eine so vollendete Klarheit über sein Leben, so ruhiger, beseligender Abschluß mit sich und seinem Wirken, eine so gelungene, saubere und zarte Ausweisung der ganzen Gruppe eines vielverschlungenen Lebensbildes war selten oder nie irgend wem vergönnt. Die Zumuthung mancher jugendlich Heftigen wird abgefertigt und wenn ein Unwille heißer in ihm aufsteigt, treten Augenblicke ein, wo er der Aeußerung Raum giebt, daß die Gegenwart etwas Absurdes für ihn habe. Sonst lebt er abgelöst vom Treiben des Momentes, nur die Sorge für sein gewesenes Leben hält ihn wach. Dazu bedarf er der häuslichsten Bequemlichkeit, und je mehr die Farbenpracht seines Himmels verbleicht, je

mehr die Abendstunden herüberdämmern, desto traulicher rückt er, wie zu gegenwärtigster Nähe, an den alten Musikus seinen Sessel heran und lauscht auf das Geplauder „seines alten Kaux“, der ihm aus einem aufgeregten Residenzleben allerlei Schwänke mitzutheilen nicht müde wird. Es ist rührend, wie die beiden Alten sich die Hände drücken und es erwacht bei dieser Traulichkeit auf unserer Seite nur die Besorgniß, der groblustige Musikus möchte bei seinen Fabeln aus der baaren blanken Wirklichkeit, womit er dem Altvater die Grillen vertreiben zu können wähnt, die respektvolle Kindlichkeit gegen Goethe, die eigentlich Zellers Religion ist, am Ende noch aus den Augen setzen. Goethe verzieht auch über den ridiculsten Klatsch keine Miene, er läßt den alten Zelter gewähren und wachsen, er läßt ihn selbst um sich wuchern, diesen seltenen Buxbaum menschlicher und artistischer Simplicität. „Schon manchmal habe ich bedacht“, — schreibt er unter anderem, — „wie wir beide gleichsam an die entgegengesetzten Enden der socialen Welt angewiesen sind; Du, in die kreiselnde Bewegung einer volkreichen Königstadt verschlungen, hast alles persönlich zu besorgen, unterrichtest und lehrst, giebst und genießest, arbeitest und vollbringst, versammelst und dirigirst, gebietest und herrschest und was nicht alles; hiezu noch der Familienzirkel und fremde Gelage gerechnet, da giebt es denn schon etwas auszuhalten. Indessen ich einsam, wie *Merlin* vom leuchtenden Grabe her, mein eignes Echo ruhig und gelegentlich in der Nähe, wohl auch in die Ferne vernehmen lasse.“

„Du thust mir einen wahren Freundschaftsdienst“, — heißt es an andrer Stelle — wenn Du mir manchmal das Berliner Treiben, als Schattenspiel, durch meine Einsiedelei führst; kann da ich mein kleines Hinterzimmer verlasse, das Du kennst, Tag und Nacht beschäftigt, die Kräfte zu nutzen, die mir geblieben sind. Gar manche Forderungen von Innen und Außen setzen sich fort, erneuern sich auch wohl, und so geht ein Tag, oft ein Theil der Nacht hin, wo ich Deiner viel gedanke und oft wünschte mich mit Dir auszureden; wozu Deine Briefe gar löblichen Text enthalten.“

(Die Fortsetzung folgt.)



# J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Juni 1835.

**Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Friedrich Wilhelm Riemer.**

(Fortsetzung.)

So läßt sich Goethe die neuesten Erscheinungen in Kunst, Wissenschaft und Leben der preussischen Hauptstadt wie ein Schattenspiel vorführen, da der eigentliche Gehalt einer lebendigen Wirklichkeit für ihn schon ganz wo anders lag, und wenn wir so die Auffassung der Erscheinungswelt in unsrer Gegenwart gelten lassen, so können wir kaum umhin, bei manchen Solöcismen, die der alte Musikus rapportirt, in Bezug auf ihn selbst auszurufen: *ecco il vero policinello!* Nur ein einziges Mal findet sich in Goethe's Gegenäusserungen ein Vorwurf in folgender milden, verklärten Weise: „Aus Deinen Briefen werd' ich das Schickliche nach und nach mittheilen; denn, ob ich gleich dem geistreichen Kreise, der sich damit befaßt, nur zur Seite bleibe, und mich weder um Tendenz noch um Urtheil bekümmere, wie wir alten Herren es am Schlusse des Jahres 1831 alle Ursache zu halten haben; so geb' ich doch gern etwas zu, weil es als eine Art von Sauerteig, die geistlose politische Zeitungsexistenz zu balanciren, oder wenigstens zu incommodiren vermag. Zuvörderst aber hab' ich zu melden, daß ich in meine Klosterzelle mich zurückgezogen, wo die Sonne, grade jetzt bei ihrem Aufgehn, mir horizontal in meine Stube scheint und mich bis zum Untergange nicht verläßt, so daß sie mir durch ihre Zudringlichkeit oft unbequem wird, auf den Grad, daß ich sie wirklich auf einige Zeit ausschließen muß. Dabei kommt mir ein altes Verslein in den Sinn, welches übersetzt, ohngefähr also lauten wird:

„Mit Liebe nicht, nur mit Respect  
Können wir uns mit Dir vereinen:  
O Sonne! thätest Du Deinen Effect  
Ohne zu scheinen.“

Zelter hat in seinen Kinnbacken etwas Zermalmen-  
Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1835. I. Bd.

des, seine Zunge ist schwer aber auch spitz, sein Humor ist *sans quartier* schrecklich derb, dabei zugleich feist und wohlgefällig, wie sich denn auf Goethe's vielfach gespendeten Beifall eine Verwöhnung bei ihm sichtlich macht. Goethe vergleicht ihn in seinem Erzähleifer mit einer wohl conditionirten Mühle, die zum Umschwung ihres Räderwerkes Wasser brauche und damit ihre Steine sich nicht selbst aufreiben, Waizen die Fülle nöthig habe; sein Mühlgraben, sagt er, bedürfe des Zuflusses von außen. Sehen wir nun so Goethe's Verhalten und Bewußtsein in Bezug auf Zelter gesichert, so dürfen wir uns dem Wohlgefallen an der Kernhaftigkeit des barocken Mannes füglich hingeben. Seine Ausdrücke aus der Herberge sind von ganz eigener Trefflichkeit, und seine ungenirte Derbheit findet nur in Rabelais' ihres Gleichen, wie denn auch der Alte kein Buch kennt, das er lieber geschrieben haben möchte als den Pantagruel. Sein Instinct führt ihn bei Beurtheilung literarischer Dinge oft sicher genug, er giebt den Kern der Sache zum Besten, wirft aber mitunter, indem er ihn offerirt, auch die Schaafe dem Empfänger an die Stirn. Sein Witz trifft manchmal den Nagel auf den Kopf, schlägt aber täppisch genug noch häufiger Kopf und Nagel in Stücke. Wir sehen in ihm zugleich einen Mann, den ein drängendes, ein ehrliches, aber doch sanguinisches Gelüst treibt und quält, sich für den Unbill zu rächen, den ihm die bloß materiellen Elemente seines früheren Lebens angethan, und wenn seine nervige Faust die verzärtelte Idealistik mancher Zeitrichtungen rücksichtslos durchschüttelt, so erglüht der seltsame Mann dabei in einem Feuer ehrlicher Aufregung, das den betheiligten Personen wie eine diabolische Flamme boshafter Laune erscheinen mag. Hierher gehören die Ausfälle gegen Tiedge und der durchlaufende Spott über aufstrebende musikalische und dichterische Talente Berlins, die jedoch sämmtlich in Schutz zu nehmen bei der zeitlosen, wenn nicht zeitwidrigen Richtung derselben

zum Theil auſſer der Möglichkeit liegt. Eine völlige Verkenntung aus Beſchränktheit ergibt ſich in Zelters Urtheilen über Weber und Spohr. Ueber Spontini ſpringen dem Alten die widerſprechendſten Dinge über die Lippen. Gluck wird nur äußerſt ſelten erwähnt. In Mozart ſucht er ſich bloß die Anklänge und Erinnerungen an die alte Schule auf, und indem er dieſe Züge auch in den reifſten Werken des Meiſters mehr als billig verfolgt, geht es ihm wie in verwandtem Kunſtgebiet den Eifrigeren, die noch in Raſaels Spätwerken Perugino's Pinſelſtriche herauszufinden ſich abmühen. So erklärt er unter anderem den Geſang der ſchwarzen Männer in der Zauberflöte für ein Stück in Bachſchem Styl und erinnert lächerlich genug an die Muſik des Lutherschen Choral: „Wenn wir in höchſten Nöthen“. Dies genügt um die Anſicht zu belegen, daß Zelter aller Befähigung für die Romantik in ſeiner Kunſt und inſonderheit für Auffaſſung dramatiſcher Muſik entbehrte. Es lag ihm alle Romantik ſelbſt in der Ahnung fern, und ſo mußte er, weil ihm in der Entfaltung ſeines innern Menſchen die eigentliche Jünglings-epoche verſagt war, auch auf dem Gebiete der ihm eignen Kunſt, durch eine ziemlich weite Kluft von ſeiner Zeit getrennt bleiben. Man erhole ſich Raths beim alten Muſikus über Kirchentonarten, Contrapunkt und Fugenkunſt, man beherzige ſeine Andeutungen über das Techniſche ſeiner Kunſt, über Akuſtik, Structur der Proſcenik, Bauart des Orcheſterraumes, man erwäge ſeine Ausſprüche über das Verhältniß zwischen Melodie und Harmonie; aber man ſuche in ſeinen Bekenntniſſen kein Bewußtſein über die Kunſtleiſtungen der Zeit und tröſte ſich damit, daß Polonius als Staatsmann ein ungefähres Gegenſtück war für Zelter als Kritiker, wie es ihm denn in Bezug auf Goethe auch nicht an angemäſſter Beſcheidenheit, noch weniger an gebotenem Enthuſiasmus fehlt, um allenfalls „eine Wolke für ein Kamel“ zu halten. In ſeinem Verhältniß zur Berliner Singakademie, deren Geſchichte in ſeinen Relationen genau zu verfolgen iſt, behauptete er eine patriarchaliſche Würde, die jedoch ſein Weſen nicht ganz erfüllt, vielmehr durfte zur Ergänzung ſeiner Natur der Hang zur Burleſke nicht fehlen, dem nur ein ausgedehnterer Horizont abging, um Zelters Briefe zu wichtigeren Beiträgen zu einer deutſchen *chronique scandaleuse* zu machen. In dieſem Gemisch von ſolidem Ernst und ſkurriſcher Laune liegt aber der ganze Reiz ſeiner Erſcheinung.

Endlich gehört auch noch ein Stück Idealistik dazu, um das Weſen des Mannes, das eigentlich nur durch ſeine Seltenheit bedeutsam erſcheinen konnte, zu vollenden und in ſich abzuschließen. Was Zelter als Componiſt ſchuf, hat er eigentlich weniger geſchaffen als es ihn wie eine plötzliche Eingebung und wie ein kurzer Lichtblick überkam, der ein Leben voll angelernter Vegetation erhellte. Daher die Naturmaximen ſeiner Melodien, daher auch die Ueberräſchung über ſich ſelbſt und die Freude an der eignen ungeahnten Schöpfung. Dieſe Naivetät verſöhnt durchaus wieder mit ihm. Und ſo war denn Goethe's Liebe zu ihm auch wie etwas ungeahnet Ueberkommenes, ſie war für Zelter ein Evangelium, das ihn wie den Hirten des Feldes überräſcht, der mit offenen Augen und Ohren der frohen Botſchaft entgegenſtaunt. Dieſer Geſichtszug des Hirten an der Krippe blieb ihm eigen, da er die ganze Erſcheinung des Geiſtes nicht zu faſſen im Stande war. Dies gehört mit zur Charakteriſtik des Verhältniſſes zwischen Goethe und Zelter. Als Entgegnung für durchaus unzweideutige Beweiſe von Liebe und Hinneigung hatte Zelter nichts zu bieten als ſein ganzes Selbſt. Damit gab er freilich ſein Alles, aber dies war *sub specie aeterni* immer nicht allzu viel gegen das was er empfing. Dieſe unbedingte Hingebung war wie eine geiſtige Leih-eigenſchaft, in der es ihm möglich wurde, als Componiſt das bloße Instrument für die Goetheſche Liederpoëſie zu werden. Daher eben in ſeinen Compositionen die getreue Reſonanz der Verſe ſeines Dichters und das tiefsinnige Austönen der Seele eines Goetheſchen Liedes. Das hat nur eine Liebe, und eine faſt weiblich ſich anſchmiegende Liebe vermocht. Und ſo ſtößt der Betrachter denn hier wieder auf etwas Räthſelhaftes im Seelenleben, wenn man bedenkt, wie auch dieſer harte, ſchroffe, täppische Mann in dieſem Verhältniß zum Dichter den Antheil des „ewig Weiblichen“ in der Menſchennatur, an das Goethe's Chorgesang im zweiten Faust - Theile das Wunder der Erlöſung knüpft, nicht verläugnen durfte. Zelter macht ſich in jeder Weiſe dem Dichter zu eigen, er fühlt in ihm, ohne ihn ganz zu begreifen, ſeine Seele, ſeine geiſtige Freude und ſein Bewußtſein, und ſo mußte ihm dies alles mit hinweggenommen werden als Goethe verſchied. Seines Bleibens konnte nicht lange mehr ſein, er mußte bald folgen, ſein Tod reicht mit dieſer Macht geiſtiger Angehörigkeit, meines Dafürhaltens, über alle bloße materialistiſche Deutung hinaus.

Gegen Ende des Jahres 1830, nachdem Goethe bei plötzlichem, lebensgefährlichem Blutverlust dem Tode ziemlich nah in's Angesicht geblickt, wird der Briefstyl immer rascher, ungeordneter, drängender. Das Bedürfnis der Mittheilung steigt und es scheint, als hätten Beide kaum Zeit sich an den Tisch zu setzen, die Feder zu ergreifen oder den Schreiber zu rufen. Es ist als schreiben sie nicht mehr, als sprächen sie eilig hinüber und herüber und es ist ergreifend zu hören, wie sie sich alles berichten, das Unbedeutendste, das der Mensch an sich und verschlingt. Hat sich doch für den Dichter das Höchste und das Tiefste längst erschöpft, und doch ist das Leben noch da und will seinen Tribut. So streift man sich gegenseitig und drängt sich an einander und drückt sich fester, wiederholter die Hand in alter Eile; der Rest wird ja bald genug Schweigen sein und ewige stille Liebe! „Hätt' ich die Hälfte Deiner Jahre! — sagt Zelter — „ich hielte mich schon für glücklich. Du bist Du Einer, der schon lange nach seinem Tode lebt, und komm' ich und sehe Dich bei Leib und Leben, so komme ich mir selber wie abgeschieden vor.“ So scheiden sich beide schon von Zeit zu Zeit mit einem Blick an. Dazwischen brummt Zelter doch wie ein Contrabaß seiner Werkellaune. Das Treiben der Gegenwart bringt seine Mifstöne schreiend dar, und der alte Musikus hat Indiscretion genug, dem Dichter alles zu hinterbringen, was für ein Ohr nicht mehr taugt. Einige Timonische Ausfälle über Goethe's Lippe, Zelter tummelt sich zwischen den widerstreitenden Richtungen des Dichters hin und her und so erscheinen sie denn im Vergleich ihrer Zeit nicht selten wie zwei alte verhaspelte Ketten in der Defensive, der Eine im Gefühl des Zusammenhanges, weil er weiß, daß wer die Welt umfaßt mit ganzer Seele, dem die Ewigkeit nicht entgeht; der Andere vom Augenblick getrieben und beherrscht, aber mit einer handfesten, unverwundlichen „Wehrmannstactik“ ausgerüstet, mit der er sich in die feindlichsten Elemente Raum zu verschaffen weiß.

(Der Beschluß folgt.)

## CXXI.

*Neugriechische Grammatik nebst einer kurzen Chrestomathie mit einem Wörterbuch, für den Schul- und Privatgebrauch. Herausgegeben von Dr. Fedor*

*Possart. Leipzig, Reichenbach. 1834. X. 346 S. gr. 8.*

Der Verfasser, dessen Namen schon manche Grammatik und Chrestomathie an der Stirne trägt; z. B. eine spanische, persische, italienische, scheint, aufgemuntert durch die politische Gestaltung des neuen Griechenlands, und den auf kurze Frist epidemisch gewesenen Wahn, als müsse Deutschland nun mit einem Male die neugriechische Sprache erlernen, sich die nicht geringe Mühe aufgebürdet zu haben, die vorfindigen, mehr oder minder brauchbaren Lehrbücher dieser noch so wenig wissenschaftlich erläuterten Sprache zu durchgehen, um aus ihnen ein vollständigeres als jedes einzelne zu gestalten. — Die Zusammensetzung der vorliegenden Sprachlehre aus den meisten der bisher erschienenen, dürfte nun derselben bei Nichtkennern leicht den Ruf der Vollständigkeit erwerben, den sie aber, untersucht man genauer, nicht ganz verdienen würde; denn als natürliche Folge der oben angedeuteten Verfahrensart kündigt sich die Beschaffenheit derselben an; neben Brauchbarem und Vollgültigem, erscheint Ueberflüssiges und nicht Stichhaltiges, wir entdecken Einzelheiten, die eine tiefe Kenntniß der Sprache zu verrathen scheinen, und stoßen auf Blößen, die unsere gute Meinung vernichten, wir haben zu viel und zu wenig. — Die neugriechische Sprache kann, so dünkt uns, aus den bis jetzt erschienenen Hilfsbüchern *allein* nicht erlernt werden, tritt nicht langer Umgang mit Griechen selbst und zwar verschiedener Landestheile hinzu. In den meisten bisherigen Sprachlehren ist jene oft unmerklich, selten scharf abgegränzt sich hinziehende Scheidelinie zwischen der Sprache des alten und neuen Griechenlands unzählig oft überschritten. — Rühren sie von griechischen Verfassern her, so sind diese nur zu oft durch die Sucht, die Sprache ihres Vaterlandes so edel als nur immer möglich darzustellen, zu sehr ins Altgriechische gerathen; rühren sie hingegen von Fremden her, so haben diese selten nur jene, wenn auch unbedeutenden Eigenthümlichkeiten erkannt, die so sehr zum Wesen einer Sprache gehören, welche durch äußeren, fremdartigen Einfluß so mosaikartig sich gestaltet hat. — An diesen Uebeln seiner Bestandtheile laborirt nun auch vorliegendes Werk und, wie begreiflich, an beiden. —

Die Vorrede schon bietet manche Blöße, wozu z. B. p. VIII. in einer neugriechischen Sprachlehre „Beispiele“ als Belege der Regeln „die nicht rein neugriechisch, sondern ganz altgriechisch sind“, solche wären vielmehr sorgfältig in dem Buche zu vermeiden gewesen, statt ihnen hier das Wort zu sprechen. — p. IX. „ζ und θ sind für Deutsche schwer auszusprechen“, θ ja, doch nimmermehr ζ, welches ganz das deutsche s im Worte: Wiese ist, und doch gewiß nicht schwer auszusprechen, — dagegen scheinen dem Verf. die Schwierigkeiten der Aussprache des γ überhaupt oder im Conflicte mit φ nicht aufgefallen zu sein, ein Klang, der weder durch g noch f auch nur annähernd bezeichnet wird; was wäre vollends vom δ zu sagen, das der Verf. p. 9 kurzweg mit δk abtutigt, hier in der Vorrede unter den schwer auszusprechenden aber gar nicht erwähnt; — δ im Zusammentreffen mit σ und in der Nähe eines θ hat manchen Frem-

den an der Möglichkeit die Aussprache des Neugriechischen zu erlernen, das überdies noch sehr schnell und doch rein, nicht dem Englischen ähnlich bequem gerundet, gesprochen wird, fast mit Recht zweifeln gemacht. —

p. 16. §. 36. Sind die Ausnahmen von der Regel, daß die Namen der Berge, Winde, Flüsse und Monate männlich seien, viel zu wenig genau aufgezählt, so z. B. unter den Flüssen nur die Morava und Maritza genannt, während fast alle Flüsse Deutschlands, die im Deutschen *feminina* sind, hierunter zu zählen waren.

p. 18. §. 42. Der bestimmte Artikel  $\delta, \eta, \tau\acute{o}$  heisst im gemeinen Leben „nicht immer“  $\eta$  statt  $\alpha\iota$  und Accusativ  $\tau\acute{\alpha}\varsigma$  statt  $\tau\acute{\alpha}\varsigma$ , nur einige Bewohner kleiner Inseln haben es in ihrem Dialekte, überhaupt nur übler Gebrauch, dasselbe gilt von p. 20 §. 49 und zwar von  $\alpha\iota\varsigma$  statt  $\alpha\varsigma$  im Accusativ pluralis.

p. 20 §. 49. erscheinen unter den Ausnahmen  $\rho\acute{\alpha}\gamma\alpha, \sigma\alpha\pi\acute{\iota}\lambda\alpha, \delta\acute{\alpha}\tau\iota\alpha$  und  $\tau\acute{\rho}\upsilon\pi\alpha$ , die doch ganz nach der aufgestellten Regel gehen; an anderen Orten nimmt der Verf. wieder häufig die Ausnahmen in die Regel, so z. B. p. 24 §. 62 stellt er den Accusativ von  $\alpha\delta\theta\eta\omega\pi\acute{o}\varsigma$  geradezu als —  $\pi\omicron\nu$  oder  $\pi\omicron$ . —

p. 25 §. 64  $\alpha\iota \mu\acute{\alpha}\varsigma\omicron\rho\alpha\iota$  kommt nie vor, immer nur  $\mu\acute{\alpha}\varsigma\omicron\rho\alpha\iota$  oder  $\mu\acute{\alpha}\varsigma\omicron\rho\alpha\iota\varsigma$ .

p. 30 §. 79  $\delta \pi\acute{\eta}\chi\upsilon\varsigma$  die Elle, ist altgriechisch („hellenistisch“) im Neugriechischen heisst sie  $\eta$  und  $\tau\acute{o} \pi\acute{\eta}\chi\upsilon$ , dasselbe gilt von den Geschlechtsformen  $\chi\alpha\rho\iota\epsilon\iota\varsigma, \sigma\sigma\alpha, \tau\omicron$ . p. 37 §. 103. ebenso p. 42 §. 113.  $\mu\epsilon\lambda\alpha\varsigma$ , das im Neugriechischen durch  $\mu\acute{\alpha}\nu\omicron\rho\omicron\varsigma$  ersetzt wird. —

p. 44 §. 118. Unter jenen Beiwörtern, denen der Superlativ mangeln soll, ist füglich  $\nu\acute{\iota}\omicron\varsigma$  jung, und  $\gamma\epsilon\acute{\rho}\acute{o}\tau\omicron\varsigma$  gesund wegzulassen, da sie allerdings diese Vergleichungsstufe haben,  $\nu\acute{\iota}\omicron\tau\omicron\varsigma$  und  $\gamma\epsilon\acute{\rho}\acute{o}\tau\omicron\tau\omicron\varsigma$ .

p. 45 §. 122 fehlt der Name der Sammlungszahlen, sie heissen  $\text{Ἀναλογικά}$ , siehe *Bojadschis* Sprachlehre p. 45, welche der Verf. etwas undankbar mit „mangelhaft“ in der Einleitung abfertigt, deren Regeln aber häufig wörtlich und ganz mit denselben Beispielen in vorliegenden Werke erscheinen. — Bei dem Geschlechte der Beiwörter wäre übrigens *Bojadschi* besser zu benutzen gewesen, der p. 12 die Regel aufstellt, daß die zusammengesetzten Beiwörter auf  $\omicron\varsigma$  meistens *generis communis* sind, so z. B.  $\delta \delta\acute{\iota}\kappa\iota\omicron\varsigma \kappa\rho\iota\tau\acute{\eta}\varsigma$  und  $\eta \delta\acute{\iota}\kappa\iota\omicron\varsigma \kappa\rho\iota\tau\acute{\iota}\varsigma$ .

p. 47 §. 132 um  $\hbar\alpha\lambda\beta$  auszudrücken bedient man sich des Wortes  $\eta\mu\acute{\iota}\omega\upsilon$ , oder des in der gemeinen Sprache gebräuchlichen  $\mu\acute{\iota}\omega\delta\epsilon, \eta, \omicron\nu$ . Hier wäre hinzuzufügen, daß  $\mu\acute{\iota}\omega\delta\epsilon$  in solchem Falle häufig mit dem Zahlworte, zu dem es gehört, förmlich vereint wird, z. B.  $\delta\upsilon\acute{o}\mu\iota\omega\upsilon$  dritthalb und auch als Bezeichnung der Stunde halb drei Uhr, für  $\delta\upsilon\acute{o} \kappa\alpha\iota \mu\acute{\iota}\omega\eta$  (scil.  $\acute{\omega}\rho\alpha$ ).

p. 51. §. 141  $\tau\acute{o}\upsilon \lambda\acute{o}\gamma\omicron\upsilon\mu\omicron\upsilon$  für ein Fürwort auszugeben, dürfte kaum zu billigen sein, übrigens wäre hier hinzuzufügen, daß bei dieser Zusammensetzung das Geschlechtswort wegfällt, wenn ein Vorwort vorausgeht, z. B.  $\text{Ἀκόμη ἔχω χρεῖαν ἀπὸ λόγου σου}$ , ich bedarf Ihrer noch.

p. 53 §. 144. Anmerk. 1. Nicht bloß in Gedichten, sondern sehr häufig in der Umgangssprache erscheint  $\alpha\delta\omicron\rho\omicron\nu\acute{o}\upsilon$ ,  $\alpha\delta\omicron\rho\omicron\eta\varsigma$  u. s. w.

p. 59 §. 152.  $\text{Ἐπειδὴ τις τὸν ἰσώτησαν}$  heisst nicht: „hierauf fragte ihn einer“ sondern: weil ihn einer fragte.

p. 60 §. 155. Unter die Formen den Optativ im Neugriechischen auszudrücken, wäre füglich auch jene mit  $\delta\varsigma$  aufzunehmen gewesen, z. B.  $\delta\varsigma \lambda\acute{\alpha}\lambda\eta\eta$ , es möge wegleiben.

p. 63 §. 169. Wäre anzudeuten, wozu denn eigentlich der Charakter bei Zeitwörtern: ( $\text{Τελικὸν}$  oder  $\text{Χαρακτηριστικὸν}$  scil.  $\omicron\mu\acute{\iota}\omicron\nu$ ) zu beachten sei, nämlich um mit Hülfe desselben die allgemeine Form der Abwandlung insbesondere anwenden zu können.

p. 65 §. 170. Nicht bloß die angeführten Zeitwörter verwandeln im Aoristus Activi  $\zeta$  in  $\xi$ , die Anzahl derselben ist nicht so geringe als der Verf. glauben macht, z. B.  $\phi\acute{\omega}\nu\epsilon\iota\tau\epsilon$  ich rufe,  $\iota\phi\acute{\omega}\nu\alpha\tau\epsilon$ ,  $\sigma\upsilon\nu\acute{\alpha}\zeta\omega$  ich sammle,  $\iota\sigma\upsilon\nu\alpha\tau\epsilon$ ,  $\varsigma\iota\beta\acute{\alpha}\lambda\lambda\epsilon\iota\tau\epsilon$  ich häute auf,  $\iota\varsigma\iota\beta\alpha\lambda\lambda\epsilon\iota\tau\epsilon$  u. s. w.

Doch so viel möge genügen den theorethischen Theil des Lehrbuchs zu beleuchten, wenn auch die fortgesetzte Untersuchung noch manches Irrige entdeckte, das der Raum doch hier alles der Reihe nach aufzuführen nicht gestattet, das Angedeutete dürfte schon für unseren Zweck hinreichend sein, nämlich zu zeigen, daß dem vorliegenden Werke, trotz aller Mängel von Vollständigkeit, noch manche Verbesserung zu wünschen sei.

Der praktische Theil, welcher „Vorübungen“ enthält, griechisches Lesebuch für Anfänger mit Anmerkungen, „Leben und Biographien der Schriftsteller“ und ein noch kürzeres Wörterbuch enthält, bietet nicht minder Grund zur Klage, als der theoretische ist flüchtig übersetzt, die Biographien mancher Schriftsteller, wie die Angabe ihrer Werke doch gar zu mangelhaft, und wäre bei den Uebungen zum Uebersetzen eine bessere Anordnung des Stoffes zu wünschen gewesen, die dem Lernenden allmählig Schwierigeres geboten hätte, die Paragraphenübersetzungstücke nach den alphabetisch gereihten, welche der Schriftsteller ist durchaus verwerflich. —

Das Werk, das der Verf. lieferte, ist allerdings ein höchst werthvolles, setzt nicht geringe Mühe voraus, und ist als Compilation wirklich das reichhaltigste über seinen Gegenstand, es ist halb aber noch nicht das beste Lehrbuch, sondern es bedarf mit großer Vorsicht zu gebrauchen. — Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, Herr Possart hätte mit der Herausgabe seiner Grammatik noch gewartet; er will Griechisch lehren, wie wir aus p. VII. der Vorrede erfahren, möge ihm die Hand an die Mittel an die Hand geben, seiner Sprachlehre die nöthigen Verbesserungen angeeignet zu lassen, und sein etwas früheres Versprechen am Ende der Einleitung, nach Erwähnung der vorherigen neugriechischen Wörterbücher, „ein vollständiges Wörterbuch der neugriechischen Sprache“, auch wirklich zu erfüllen zu können. —

Die Anzahl der Druckfehler, in einem Lehrbuche besonders störend, ist groß, ja sie haben sich sogar in die „Verbesserungen“ am Ende eingeschlichen. — Doch diese selbst sind nicht weniger als genau abgefaßt, wie hätte sonst p. 257  $\alpha\delta\omicron\rho\omicron\nu\acute{o}\upsilon$  im Genitiv Sing.  $\alpha\delta\omicron\rho\omicron\nu\acute{o}\upsilon\varsigma$  haben können! — Die typographische Ausstattung ist ziemlich gefällig. —

Th. G. v. Karajan.

N<sup>o</sup> 120.  
**J a h r b ü c h e r**  
 f ü r  
**w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.**

Juni 1835.

*Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Friedrich Wilhelm Riemer.*

(Schluß.)

Nach und nach flößen des Dichters Briefe wieder Sicherheit ein, man schöpft stärkenden Muth, es ist die letzte ätherische Erholung des in aller Gesundheit ruhig dahinvergehenden Greises, der noch einmal mit voller Brust aufathmet. Das Jahr 1832 beginnt. Der Briefwechsel ist nach wie vor lebhaft. Goethe schließt testamentarisch alles ab, er giebt noch einige letzte Blicke und Winke über Zelters Natur. Der alte treue Musikus ist ganz gesichert wieder, tobt und poltert in dem aufgeregten Leben der Berliner Welt tapfer umher, schleudert in komischer Leidenschaft die harten, schwerverdaulichen Bissen seiner Unterhaltung nach wie vor dem Freunde hin und treibt es gewohnter Weise fort, ohne das Moment zu ahnen, wo der Genius des Dichters schon in lächelnder Verklärung über ihm steht. Er macht einen eignen wehmüthig ironischen Eindruck, daß Zelter noch grade am Todestage Goethes einen Brief voll akurriler Lappalien schreiben mußte und zum vermeintlichen Amusement des großen Freundes ganz willigemuth seine Gemeinplätze nach Weimar hinübersendet, während dort die Stunde bereits geschlagen hat und der Weiser an der Uhr des Lebens wie die Sonne zu Gibeon stille steht, vor der die gutmüthig unwissende Erde noch eine Weile um sich selbst rotirt. Am Begräbnistage Goethe's langte der letzte Brief Zelters in Weimar an. „Was kann ich von mir sagen? zu Ihnen? zu allen dort? und überall?“ schreibt er einige Tage darauf an den Kanzler von Müller. „Wie Er dahinging vor mir, so rück' ich Ihm nun täglich näher und werd' Ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viel Jahre nach einander den Raum

von sechsunddreißig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat. — Ich bin wie eine Wittwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Versorger! Und doch darf ich nicht trauern; ich muß erstaunen über den Reichtum, den er mir zugebracht hat. Solchen Schatz hab' ich zu bewahren und mir die Zinsen zu Capital zu machen. Verzeihen Sie, edler Freund! ich soll ja nicht klagen, und doch wollen die alten Augen nicht gehorchen und Stich halten. Ihn aber habe ich auch einmal weinen sehen, das muß mich rechtfertigen.“

Wir können nicht umhin, schließlic auf einige Aeußerungen Goethe's hinzudeuten, die nicht bloß den Anschein einer Willkür des Urtheils haben, sondern in der That nur für die Bedürfnisse seiner Subjectivität Geltung gewinnen. Daß bei Gelegenheit einiger neuen bühnensfähigen Bearbeitungen des Macbeth und Cäsar, über deren Zuschnitt Zelter berichtet, Goethe's Mißliebe gegen diese Geburten der Britischen Muse laut wird, kann nur für eine wiederholte Erhärtung einer Antipathie angesehen werden, die in Bezug auf seine eigne dramatische Poesie charakteristisch, für seine Richtung und Natur nothwendig war. Sie gehörte, da die Tendenz, die mit dem Götz eröffnet war, nicht weiter verfolgt wurde, zu Goethe's Idiosyncrasieen. Bei Erwähnung einer Gedichtsammlung des süddeutschen Gustav Pfizer läßt Goethe das Wort fallen, daß aus der Region, in welcher Umland walte, wohl „nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes“ hervorgehen möchte. Es sei wundersam, wie sich „die Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuzahlen wüßten, daß wenn auch der Ellenbogen herausgucke, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten müsse.“ Daß Goethe in der Uhländischen Liederpoesie die Formen seiner eignen Muse nur formell erweitert sah, aber eine Erweiterung und einen neuen Flügelschlag der dichte-

rischen Seele in derselben vermisste, ist für ihn wie für diese Poesie, die mehr oder weniger auf alten Bahnen wandelt, höchst bezeichnend. Endlich über Lessing. Es ist in den Briefen vielfach von der Unzulänglichkeit der Aristotelischen Zwecktheorie in Bezug auf die Tragödie die Rede, man vertheidigt die naive Unmittelbarkeit des Kunstwerks, das nur um sein selbst willen dasei, der Dichter dürfe nichts intendiren, nichts wollen mit seinem Stück als sein Stück, alle Absichtlichkeit eines berechneten Calcüls wird verworfen. Mit diesen, wenn auch nicht so prägnant herausgestellten Anschauungen gewaffnet, fällt der alte Zeller in seiner gutmüthig trotzigen Weise über Lessings Emilia Gallotti her, zerzupft die Gestalten, die Situationen, findet alles gemacht, gesucht, berechnet, und travestirt ziemlich barsch und ziemlich witzig einen „denkenden“ Künstler. Goethe läßt es ruhig geschehen und erwiedert: „Dein reines eignes Verhältniß zu Emilia Gallotti soll Dir nicht verkümmert werden. Zu seiner Zeit stieg das Stück, wie die Insel Delos, aus der Gottsched-Gellert-Weissischen u. s. w. Wasserfluth, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig. Auf dem jetzigen Grade der Kultur kann es nicht mehr wirksam sein. Untersuchen wir's genau, so haben wir davor Respect wie vor einer Mumie, die uns von alter, hoher Würde des Aufbehaltenen ein Zeugniß giebt.“

In diesen Worten des Dichters liegt ein unentbehrliches Zeugniß, daß dasjenige, was man Pietät für die Altvordern nennt, nicht zu einer Schreckgestalt werden dürfe, die mit gespenstiger Macht den Schritt hemmt und mit Hand- und Fußschellen droht, wenn sich der Muth bekundet, den Nerv der Gegenwart rücksichtslos zu erfassen und in dem Ergreifen des Moments das noch lebendige Leben zu bethätigen. Nur indem sich Goethe die alternden Geburten der Literatur wie „Mumien“ fern rückte, war es ihm vergönnt, eine neue Aera heraufzurufen, denn indem er nur *sich* lebte, lebte er den Bedürfnissen und den Interessen seiner Zeit. Es liefse sich noch manches im Briefwechsel als hierauf bezüglich hervorheben; manche scheinbar befremdliche Aeußerungen gewinnen dadurch einen eigenthümlichen, in andern Mittheilungen nicht in gleichem Maße gebotenen Reiz: Zweckgemäßer aber als mit Herausstellung

dieser Genugthuung, glaube ich diese Betrachtung über den Briefwechsel nicht schließen zu können.

Dr. F. G. Kühne.

## CXXII.

1. *Anleitung zur Kenntniß sämtlicher in der Pharmacopoea Borussica aufgeführten officinellen Gewächse nach natürlichen Familien.* Von Karl Sigismund Kunth, Ritter u. s. w. Berlin, bei Duncker und Humblot. VII. u. 488 S. 8.
2. *Handbuch der medicinisch-pharmaceutischen Botanik. Nach den natürlichen Familien des Gewächsreichs bearbeitet von Dr. Th. Fried. Ludw. Nees v. Esenbeck, und Dr. Carl Heinrich Ebermayer. 1ster und 2ter Band. Düsseldorf, bei Arnz und Comp. 1830 u. 1831. VIII. und 894 S. in fortlaufenden Seitenzahlen, 3ter Band, 1832. VIII. u. 602 S. 8.*

Der Titel des unter Nr. 1. angeführten Werks bezeichnet den Inhalt genau und die Vorrede bestimmt ihn noch näher. Die werthvolle Ausführung wird durch den Namen des Verfs. verbürgt, und wir könnten nicht Bedenken hiernit schließen, wenn uns nicht eine *andere* Betrachtung des Werks erfreute, eine Unterscheidung, die dabei in Erwägung kommt, der Erwähnung werth schien.

Der Herr Verfasser will eine gründliche und ausführliche Beschreibung der in der Preussischen Pharmacopoe enthaltenen Pflanzen nach dem natürlichen System liefern. Er handelt S. 1—22 vom *Bau der Gewächse im Allgemeinen*, und erklärt (S. 23—26) das *Jussieusche System* und die natürliche Methode überhaupt. Dann folgen die *officinellen Pflanzen* in der Ordnung des Jussieuschen Systems, doch hie und da mit einiger Abweichung. Classen, Familien, Tribus, Gattungen werden charakterisirt, die Species ausführlich beschrieben. Nur einzelne gute Abbildungen und die Preussische Pharmacopoe werden citirt, sonst einige Hauptschriftsteller bloß namentlich angeführt. Die gebräuchlichen Theile werden in aller Kürze genannt, doch wird nur selten ihrer Eigenschaften, noch weniger ihrer Anwendung, oder verwandter und leicht da-

mit zu verwechselnder Theile anderer Pflanzen gedacht. Auch aus den Familien-Charakteren blieben die allgemeinen Eigenschaften der darin enthaltenen Pflanzen ausgeschlossen. Wir haben eine rein botanische Arbeit eines vortrefflichen Botanikers vor uns, deren Gegenstand die Pflanzen der Preussischen Pharmacopoe sind.

Man kann von diesem Werke rühmen, daß es den botanischen Theil der Lehre von den officinellen Pflanzen ausführlicher und sorgfältiger abhandle, als die meisten Handbücher der pharmaceutischen Botanik, und daß es zugleich, indem es nur einen Theil dieser Wissenschaft enthält, kürzer und wohlfeiler sei, als diese letzteren. Dabei läßt sich aber nicht verkennen, daß derjenige, welcher auch die übrigen Zweige kennen will, denn doch wieder irgend ein vollständiges Handbuch der pharmaceutischen Botanik besitzen und gebrauchen müsse, wodurch wenigstens der Vortheil der Wohlfeilheit wegfällt.

In so fern nun Aerzten und Pharmaceuten nicht unbemerkt bleibt, daß sie nicht *bloß* die officinellen Pflanzen, nach ihren Namen, ihren Formen und manchen dem *Botaniker* interessanten Eigenthümlichkeiten kennen und sich in dem Maße, in welchem sie in diese wissenschaftlichen Tiefen eindringen, über die Kenntniß anderer, gemeiner Dinge, als da sind: die Theile die man gebraucht, und im verstümmelten, entstellten Zustande erkennen muß, die Merkmale ihrer Aechtheit, die leicht zu verwechselnden oder betrüglich untergeschobenen, die Zusammensetzung ihrer Bestandtheile u. s. w. hinwegsetzen dürfen, — sondern daß sie die *Supellex medica* in ihrem ganzen Umfange von Grund aus kennen und in lebendiger Anschauung bewahren sollen, — in so fern kann und soll ein Werk, wie das vorliegende, jedem Arzt und Pharmaceuten aufs angelegentlichste empfohlen bleiben, wobei vielleicht auch *dieses* noch zu erinnern wäre, daß man durch den concentrirten Ueberblick des Pflanzenbaus, welchen der erste Abschnitt gewährt, doch nur mit Hülfe der geistreichen Vorträge des Herrn Verfassers, oder eines anderweitigen Unterrichts in der Botanik überhaupt, zum richtigen Verständniß des beschreibenden Textes gelange.

Dergleichen Erinnerungen scheinen in unserer Zeit gar nicht überflüssig, wo sich die Aerzte so gern und leicht über die Kenntniß dieses Theils ihrer Werk-

zeuge hinwegsetzen, das Beispiel der guten Chirurgen nicht beachtend, welche ihre Instrumente bis in die *kleinste Besonderheit* kennen und beurtheilen zu müssen glauben, und sich nicht darauf berufen mögen, daß dies die Sache des Instrumentsmachers sei.

Wenn solche Zustände eintreten, in welchen ein irrthümliches Geringschätzen integranter Theile einen wissenschaftlichen Körpers dem Theil wie dem Ganzen Nachtheil bereitet, giebt es wohl kein besseres Mittel zur Abhülfe, als daß man die vernachlässigten Zweige in ihrem *Umfange* und in ihrer *gewichtigen Masse* vor Augen lege, damit der Aufmerksame gewahr werde, *was* und *wie vieles* er *nicht* weiß.

Daher verträgt es sich gar wohl mit dem unbedingten Lobe, welches wir dem angezeigten Werke ertheilen müssen, daß wir neben demselben eines anderen Werkes aus der Reihe derer erwähnen, in welchen die pharmaceutische Botanik als ein wissenschaftlich *abgeschlossenes Ganze* und als ein wesentlicher *Zweig der Heilkunde* aufgestellt wird.

Ein Pharmaceut, der Botaniker ist und die Beförderung des Studiums der Pharmacie als seinen Beruf betrachtet, hat sich mit einem Arzte, der Naturforscher ist, zur Bearbeitung des unter Nr. 2. angeführten Werkes verbunden. Beider Thätigkeit bedingt sich wechselseitig. Sie denken sich ihre Aufgabe so, daß die pharmaceutische Botanik schon nicht mehr *Hilfswissenschaft* der Medicin, sondern selbst ein *Theil der medicinischen Wissenschaft* sei und in dem Organismus dieser Wissenschaft stehe. Indem sie die Botanik, als Hilfswissenschaft, verläßt, setzt sie dieselbe zugleich voraus und nimmt aus ihrem vollen Gebiete den Inhalt herüber, der bis jetzt in der Heilkunde eine Anwendung gefunden, und den sie nun auf diese Anwendung vollständig zu beziehen hat, ohne selbst eine Anwendungs- (d. i. Heilmittel-) Lehre zu werden. Hier ist ihre Grenze; sie giebt der Heilmittellehre alles, was diese aus dem Pflanzenreiche verlangt, nach den Typen des Gewächsaues geordnet, streng gesichtet, vor Mißgriffen und Betrug gesichert, als Waare sortirt, geprüft und mit Ursprungszeugnissen, Angaben der Handelswege, der in- und ausländischen Kultur, Zurichtung u. s. w. versehen, auch zur Anknüpfung an die Heilmittellehre, nach ihren Eigenschaften und Wirkungen auf den gesunden und kranken menschlichen Körper erläutert, wobei das, was im All-

gemeinen über die medicinischen Eigenschaften der natürlichen Familien des Gewächsreiches schon ermittelt ist, vorleuchtet, die Erfahrung aber den Ausschlag giebt.

In dieser Hinsicht können wir die Behandlung des ärztlichen Theils nicht genug rühmen. Der Verfasser desselben, Herr Kreisphysikus Ebermayer, ist sehr gründlich bekannt mit allem, was man als Prämisse für die Praxis in der Lehre von den homologen Eigenschaften der zu einer natürlichen Familie gehörenden Pflanzen finden kann, und wird dadurch zu der Idee einer allgemeinen, aber auf unendliche Weise modificirten, Wirkung aller Pflanzen erhoben, nach welcher ihm keine Pflanze mehr absolut gleichgültig (medicinisches Unkraut) ist. Wohl beschränkt er sich auf die Waare, welche seine Kunden nach der Pharmakopöe von ihm verlangen, aber gern überläßt er sich kleinen Abschweifungen und Seitenblicken auf andere als nützlich bekannte und empfohlene Gewächse, wobei sich manche, den Arzt und Pharmaceuten interessirende Notiz, und durchgängig eine erfreuliche Belesenheitergiebt.

Der andere Verfasser dachte sich seinen Leser als Einen, welcher in der Botanik das *testimonium maturitatis* erhalten hat, und nun, weil er Arzt sein will, die Pflanzen in Bezug auf seinen *Heilzweck* zu betrachten gedenkt. Wie dem Leser, so ist auch dem Verfasser die Pflanze nicht mehr die *Hauptsache*, sondern er neigt mit Liebe und Eifer zur Erwägung dessen, was von ihr *in die Anwendung übergeht*. Die officinellen Gewächse werden in derselben, von unten heraufsteigenden Anordnung, wie bei Herrn Kunth, systematisch abgehandelt und zugleich benutzt, um durch sie das natürliche Pflanzensystem anschaulich zu machen. Daher sind alle *Abstufungen* desselben zur Genüge angegeben und nach ihren Hauptmerkmalen charakterisirt. Auch die *Gattungen* und *Arten* werden vollständig beschrieben; doch geht die Beschreibung der Species nicht, wie bei Herrn Kunth, bis tief ins Einzelne, um bei der Beschreibung der officinellen Species stille zu stehen, sondern sie hat nur den Zweck der sichersten Feststellung und unterscheidenden Erkenntniß jeder Heilpflanze, als worauf es hier vorzüglich ankömmt. Dagegen wird nun

weiter mit möglichster Gründlichkeit erörtert, welche Theile, und unter welchen im Handel üblichen Benennungen, in welchen Qualitäten u. s. w. dieselben von dieser Pflanze in unseren Officinen vorkommen, welche ähnlich benannten und in ähnlichen Fällen gebräuchlichen *nicht* von ihr abstammen, und welche anderen Pflanzen diese liefern, — dann auch, welche (relativ) wirkungslosen, oder schädlich und zweckwidrig wirkenden Pflanzen zu Verwechslungen führen. So reiht sich um jede einzelne Pflanze ein Kreis botanischer und pharmaceutischer Betrachtungen, mit welchem zunächst der eigentlich *pharmakognostische* Theil jedes Abschnitts in Verbindung tritt und durch die Vielseitigkeit der Vergleichung erst sein gehöriges Licht erhält. Mit der Betrachtung der *organisch-chemischen Zusammensetzung* der aus jeder Pflanze gewonnenen Heilmittel, und dem Fingerzeig, welchen dieses zerlegende Eindringen ins Innere der pharmaceutischen wie der ärztlichen Praxis giebt, schließt der Verfasser seine Aufgabe, die nun von dem zweiten Verfasser, wie schon erwähnt, der Medicin noch um einen Schritt näher geführt wird, während die praktische Pharmacie in jenen allgemeinen Angaben den Schlüssel zu den verschiedenen, aus jeder Drogue darzustellenden Präparaten findet, das Besondere aber in ihrer Pharmakopöe zu suchen hat.

So darf man wohl getrost dieses Werk, das sich durch eine reinliche typographische Ausstattung... at weniger als durch Wohlfeilheit auszeichnet, empfehlen, und die Besitzer desselben werden finden, daß sie neben demselben nicht oft das Bedürfnis fühlen werden, für die erste und nächste Belehrung zu anderen Werken ihre Zuflucht zu nehmen; wohl aber dürften die meisten erst bei dessen Gebrauch den vollen Werth der *zuerst genannten Anleitung* einsehen lernen und mit befriedigendem Unterricht davon Gebrauch machen.

Es bleibt zu wünschen, daß die Verfasser ihrem Versprechen gemäß, fortfahren, neue Entdeckungen, Berichtigungen und Verbesserungen zu sammeln, und daß sie durch die Herausgabe der sich so erzeugenden Supplementsbände diesem Werke eine zeitgemäße Frische und Jugendlichkeit zu erhalten streben.

Nees v. Esenbeck.



1835.

(Erstes Semester.)

N<sup>o</sup> 1.

### Personal-Chronik.

Seine Majestät der König haben dem Historienmaler *August von Kloeber* zum Professor allergnädigst zu ernennen und das darüber ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Die bei der hiesigen Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität getroffenen Wahlen der Dekane, als

- 1) des Consistorialraths und Professors Dr. *Neander* bei der theologischen,
- 2) des Professors Dr. *Heffter* in der juristischen,
- 3) des Medicinalraths und Professors Dr. *Busch* in der medicinischen, und
- 4) des Professors Dr. *Idler* in der philosophischen Fakultät

für das Universitätsjahr 1835 sind Seitens des Königl. Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten bestätigt worden.

Von Seiner Majestät dem Könige ist mittelst Allerhöchster Kabinettsordre die Theilung der bisherigen evangelisch-lutherischen Superintendentur Potsdam allergnädigst genehmigt und der Ober-Prediger *Johann Jacob Ebert* in Potsdam zum Superintendenten des ersten Sprengels, und der Prediger und Schul-Inspektor *Seger* zu Wustermark zum Superintendenten des zweiten Sprengels der Diöces Potsdam ernannt worden.

Das Königs Majestät haben die Wahl des Professors Dr. *Steffens* zum Rektor der hiesigen F. W. Universität für das Universitätsjahr vom Herbst 1834 bis dahin 1835 allergnädigst zu bestätigen geruht.

Dem beim hiesigen Kölnischen Real-Gymnasium angestellten Oberlehrer *Strehle* ist das Prädikat eines „Professors“ beigelegt worden.

Der bisherige Schulamtskandidat Dr. *Trinkler* ist bei dem neu eröffneten Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen als dritter Unterlehrer definitiv angestellt worden.

Der bisherige Schulamtskandidat *Hewnes* ist zum Kollaborator an dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Köln definitiv ernannt worden.

Dem außerordentlichen Professor *Laurentz Reiske* ist Seitens der theologischen Fakultät in Münster die Doktorwürde ertheilt worden.

Der bisherige Schulamtskandidat *Johann Friedrich Niethe* ist an Stelle des verstorbenen Kollaborators *Preufs* als zweiter Kollaborator an dem Gymnasium zu Königsberg i. d. N. M. definitiv angestellt worden.

Behufs Ausführung der Bestimmung des §. 5. ad d. der von des Königs Majestät unterm 5. Juni v. J. Allerhöchst bestätigten neuen Instruktion, betreffend die Prüfung der von den Gymnasien zur Universität abgehenden Schüler, ist die Leitung dieser Prüfungen

- 1) bei den Gymnasien zu Stettin und Stargard dem Konsistorial- und Schulrath Dr. *Koch*,
- 2) bei den Gymnasien zu Cöslin und Neu-Stettin dem Schulrath *Ulrich* zu Cöslin und
- 3) bei den Gymnasien zu Stralsund und Greifswald dem Konsistorial- und Schulrath *Mohnike* in Stralsund

übertragen worden.

Desgleichen

- 1) bei dem Gymnasium zu Lissa, Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen und Gymnasium zu Bromberg dem Provinzial-Schulrath Dr. *Jacob*, und
- 2) bei dem Marien-Gymnasium in Posen dem Provinzial-Schulrath Dr. *Buslaw*;

auch ist die Vertretung des Ersten bei dem Gymnasio in Bromberg durch den Regierungs-Schulrath *Runge* daselbst genehmigt worden.

Die Ernennung des Pfarrers *Anton Ledwoch* zu Petersdorf zum Erzpriester des Gleiwitzer Sprengels in Stelle des wegen Kränklichkeit und Abnahme seiner Kräfte ausgeschiedenen Erzpriesters, Pfarrers *Thalherr* zu Gleiwitz ist von Staatswegen genehmigt worden.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinettsordre den Pastor *Kerner* zu Turjutz zum Superintendenten der Diöces Strehlen zu ernennen geruht.

Der bisherige Schulamts-Kandidat *Carl Menn* ist zum ordentlichen Lehrer an dem Gymnasio zu Düsseldorf ernannt worden.

Dem als Rektor der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, für das beginnende Universitätsjahr Allerhöchsten Orts bestätigten Professor Dr. *Steffens* ist zugleich die Mitstellvertretung der außerordentlichen Regierungs-Bevollmächtigten bei der gedachten Universität übertragen worden.

Die Zulassung des Dr. juris *Clemens Perthes* aus Hamburg zur Habilitation als Privatdocent in der juristischen Fakultät bei der Königl. Universität zu Bonn ist genehmigt worden.

Der bisherige zweite Kollaborator am Gymnasio zu Merseburg, Dr. *Schmeckel* ist in die, durch den Abgang des Lehrers *Langer* vakante Stelle des ersten Kollabo-

rators aufgerückt und der Schulamts-Kandidat *Thielemann* als zweiter Kollaborator bei dem gedachten Gymnasio definitiv angestellt worden.

Die von der philosophischen Fakultät der Universität Breslau getroffene Wahl des Professors *Dr. Schneider* zu ihrem Dekan für das akademische Jahr vom Oktober 1834 bis dahin 1835 ist bestätigt worden.

Seine Majestät der König haben den Medicinalrath und Professor *Dr. Casper* zum außerordentlichen Mitgliede der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen Allergnädigst zu ernennen und solchem bei dieser Gelegenheit das Prädikat eines Geheimen Medicinalraths Allerhuldreichst zu verleihen, so wie auch das hierüber sprechende Patent zu vollziehen geruhet.

Seine Majestät der König haben dem Professor *Dr. Trommsdorff* zu Erfurt den Charakter als Geheimer Hofrath Allergnädigst beizulegen, und das darüber ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen geruhet.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinettsordre den Ober-Prediger *Zierenberg* zu Friedeberg zum Superintendenten der Diöces Friedeberg zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinettsordre den Pastor *Wilm* zu Bublitz zum Superintendenten der Diöces Bublitz zu ernennen geruht.

Der Professor *Dr. Poggenдорff* hieselbst ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Königl. Universität ernannt worden.

Bei dem Gymnasio in Halberstadt ist

- 1) der jetzige 4te Oberlehrer *Dr. Schmidt* in die durch den Abgang des *Dr. Meyer* vakant gewordene 3te Oberlehrerstelle und
- 2) der als 5ter Lehrer angestellte *Dr. Schatz* in die 4te Oberlehrerstelle aufgerückt;
- 3) dem Gymnasiallehrer *Dr. Schöne* die fünfte Oberlehrerstelle,
- 4) dem Gymnasiallehrer *Dr. Jordan* die sechste Oberlehrerstelle und
- 5) dem als 2ter Kollaborator angesetzten Gymnasiallehrer *Schmidt* die 1ste Kollaboratur übertragen und endlich
- 6) der Schulamts-Kandidat *August Bormann* aus Hornburg als 2ter Kollaborator angestellt worden.

Des Königs Majestät haben den bisherigen außerordentlichen Professor und Prosektor *Dr. J. S. E. d'Alton* zu Berlin zum ordentlichen Professor der Anatomie und Physiologie in der medicinischen Fakultät der Universität zu Halle und zum Direktor des zu dieser gehörigen anatomischen Instituts allergnädigst zu ernennen und die für ihn ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben Allergnädigst geruhet, dem bei dem Justiz-Ministerium für die Gesetz-Revision beschäftigten ordentlichen Professor der Rechtswissenschaft an der hiesigen Universität *Dr. Heffter*, den Charakter eines Geheimen-Justizraths beizulegen.

Seine Majestät der König haben dem ersten Lehrer am Dom-Gymnasium zu Magdeburg, Professor *Blum*, den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruht.

Seine Majestät der König haben dem Pfarrer *Schöler* zu Drabenhöhe, Regierungsbezirk Köln, den rothen Adlerorden vierter Klasse zu verleihen geruht.

Der bisherige Privatdocent *Dr. Alfred Nicolaus* zu Königsberg ist zum außerordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der dasigen Universität ernannt worden.

Der bisherige Gehülfe bei dem hiesigen anat. Museum, *Dr. Henle* ist zum zweiten Prosektor bei dem anatomischen Institute statt des an die Universität zu Halle versetzten Professors *Dr. d'Alton* ernannt worden.

Dem bisherigen Schulamts-Kandidaten *Friedrich Wilhelm Lillie* ist die, durch Beförderung des Professors *Dr. Klossmann* zum Prorektor erledigte 7te und dem bisherigen Schulamts-Kandidaten *Moritz Sadebeck* ist die durch den Abgang des *Dr. Held* als Rektor an dem Gymnasium zu Schweidnitz erledigte 8te Kollegenstelle an dem Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau verliehen worden.

Des Königs Majestät haben den Architekten und Lehrer *Stier* zum Professor bei der Königl. allgemeinen Bauschule zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Domkapitular *München* in Köln die Erlaubniß zur Tragung des ihm von dem Pabst verliehenen Ritterkreuzes des päpstlichen St. Gregorius-Ordens zu ertheilen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Prediger *Frütze* in Zichow zum Superintendenten der Diöces Gramzow zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen außerordentlichen Professor *Dr. Fr. Ritschl* zu Breslau zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der dasigen Universität zu ernennen und die für denselben ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Der Ober-Bergrath *Dr. von Dechen* hieselbst ist zum außerordentlichen Professor der Bergbaukunde in der philosophischen Fakultät der hiesigen Königl. Universität ernannt worden.

Dem Lehrer *Johann Poplinski* am Gymnasium zu Lissa ist der Titel eines „Professors“ verliehen worden.

Seine Majestät der König haben dem Prediger *Mohn* zu Duisburg den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruht.

Des Königs Majestät haben den Kreisphysikus *Dr. Le Viseur* zu Bromberg zum Medicinalrathe und Mitgliede des Medicinal-Kollegiums zu Posen zu ernennen und die deshalb ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinettsordre den bisherigen Pastor *Johann Friedrich Baron* zu Michellau zum Superintendenten des Briegschen Kreises zu ernennen geruht.

Dem katholischen Pfarrer *Pulze* zu Langen-Peilau ist das Amt eines Inspektors über die katholischen Schulen im Reichenbachschen Kreise übertragen worden.

Der zu Kulm in Westpreußen als Vikarius fungierende Geistliche *Andreas Kidaszewski* ist als Religionslehrer für das Königl. Marien-Gymnasium in Posen und

zugleich als Regens bei dem damit zu verbindenden Alumnat angestellt worden.

Behufs Ausführung der Bestimmung des §. 5. ad d. der von des Königs Majestät unterm 5. Juni v. J. Allerhöchstbestätigten neuen Instruktion, die Prüfung der von den Gymnasien zur Universität abgehenden Schüler betr., ist die Leitung dieser Prüfung

- 1) bei dem Friedrichs-Kollegium in Königsberg, bei dem Gymnasium in Braunsberg und bei den Gymnasien in Westpreußen dem Geheimen-Regierungsrathe *Jachmann*, dagegen
- 2) bei den beiden Stadt-Gymnasien in Königsberg, bei dem Gymnasium in Rastenburg und bei den Gymnasien in Litthauen dem Regierungsrathe *Schaub* als Königl. Kommissarius übertragen und
- 3) gleichzeitig bestimmt worden, daß denselben bei den Gymnasien in Westpreußen der Regierungsschulrath *Groß* zu Marienwerder, bei den Gymnasien in Ostpreußen der Regierungsschulrath *Dieckmann* als Stellvertreter in Verhinderungsfällen beigeordnet werden.

Seine Majestät der König haben den Predigern *Düwell* zu Neuenkirchen, Regierungs-Bezirks Stralsund, und *Schulze* zu Klosterfelde bei Bernau den rothen Adlerorden 4ter Klasse zu verleihen geruhet.

Seine Majestät der König haben den Hofrath *Crede* zum Geheimen-Regierungs- und vortragenden Rathe im Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten Allerhöchstdigst zu ernennen und das desfallsige Patent Allerhöchsteigenhändig zu vollziehen geruhet.

### *Wissenschaftliche Institute.*

Mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Königs und in Gemäßheit der Anordnungen des hohen Ministeriums der Geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten ist das, bisher zu Posen bestandene Königl. Gymnasium mit dem 30. September v. J. aufgehoben, und sind an dessen Stelle zwei neue Gymnasien unter der Benennung des Königl. Marien-Gymnasiums und des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums errichtet worden. Zum Direktor des erstern dieser beiden Anstalten ist der Direktor des bisherigen Gymnasiums zu Posen, Herr *Stoc*, und zum Direktor des zweiten Gymnasiums der bisherige Studien-Direktor Herr *Wendt* ernannt worden. Das Lehrer-Kollegium am Marien-Gymnasium besteht ausser dem Direktor aus fünf Oberlehrern, vier Unterlehrern, einem Religions-, einem Gesang-, einem Zeichnen- und einem Schreib-Lehrer. Das Lehrer-Kollegium des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums besteht ausser dem Direktor aus sechs Oberlehrern, drei Unterlehrern, einem Zeichnen- und einem Gesanglehrer.

Von Sr. Majestät dem Könige von Sardinien ist der Königl. Bibliothek zu Berlin ein Werk unter dem Titel: „*Sigilli dei principii di Savoia, raccolti ed illustrati per ordine del re Carlo Alberto*,” verehrt worden.

Des Königs Majestät haben den Ankauf der, im Besitze des Kaufmanns Herrmann in Erfurt befindlichen Handschrift in Aztekischer oder Alt-Mexicanischer Sprache zu genehmigen und deren Abgabe an die Königl. Bibliothek zu Berlin zu befehlen geruhet.

Des Königs Majestät haben die Annahme der Legats, welche der zu Eisleben verstorbene Pastor emeritus Wacker von 4000 Thlr. zu Gunsten der sieben Lehrer und von 3000 Thlr. zu Stipendien für vier fleißige und dürftige Schüler des Gymnasiums zu Eisleben letztwillig ausgesetzt hat, zu genehmigen geruhet.

### *Litterarische Anzeigen.*

#### *Vorläufige Ankündigung einer neuen Ausgabe des Ulfilas.*

Nachdem sich die deutschen Philologen lange fast ausschließlich mit den klassischen Sprachen beschäftigt und denen unseres, des germanischen Stammes, wider alle Gebühr ihre Aufmerksamkeit entzogen hatten, hat sich dies auch in der neuern Zeit, die so reich an erfreulichen Veränderungen auf dem Gebiet der Wissenschaften ist, anders gestaltet und man kann, seitdem Männer wie Grimm und Graff, denen auch Bopp mit gutem Recht jetzt beigezählt werden muß, aufgetreten sind, eine neue Periode in der Geschichte deutscher Sprachen beginnen.

Das älteste Monument unserer Sprache sind bekanntlich die Fragmente der gothischen Bibelübersetzung, davon man bis in die neueste Zeit nur die dem Zahn der Zeit noch zu guter Stunde entrisenen Stücke der vier Evangelien, aufbewahrt in dem jetzt Schweden gehörenden *Codex argenteus*, kannte, bis in Wolfenbüttel durch Kittel und in Mailand durch A. Mai und Graf Castiglione aus Palimpsesten noch Mehreres gefunden wurde, dem in Kurzem Professor Maßmann in München noch einiges in Rom und Mailand Entdeckte hinzuzufügen wird.

Man hatte zwar schon früh durch Junius einen Abdruck des *Codex argenteus*, den Stjernhjelm durch einen neuen vermehrte; obgleich aber Beide aus der Quelle selbst schöpften, so waren doch Beider Ausgaben sehr fehlerhaft und selbst Benezel, welcher den Satz von Neuem verglich, that in seiner Ausgabe bei Weitem nicht, was man erwarten durfte. Ihre erwarb sich zuerst das Verdienst das durch Alter und Schreibweise ziemlich verdorbene Manuscript zu lesen, und wer dasselbe gesehen hat, muß erstaunen, wie es ihm möglich wurde, solches zu leisten. Ob er sich chemischer Mittel bediente, um mehrere ganz unleserliche Blätter zu entziffern, ist nicht zu beweisen, aber wohl zu vermuthen, doch unterstützte ihn gewiss seine Kenntniß der Sprache und die Vergleichung des griechischen Textes, ohne welche seine Leistungen unmöglich gewesen wären. Eine neue Ausgabe, wie sie nach dem Stand der Dinge allerdings sehr nöthig war, konnte er selbst durch die Umstände verhindert, nicht veranstalten; in Deutschland kam erst eine solche vor 30 Jahren zu Stande durch Zahn, einen Mann, dem es zwar nicht an Fleiß und gutem Willen gebrach, der aber weder hinlängliche Sprachkenntniß, noch Muth und Talent hatte, ein solches Unternehmen auszuführen. Er benutzte zwar treulich Ihre's Arbeiten, hatte aber den Codex nicht gesehen und mußte sich blind auf seinen Gewährsmann verlassen. Ihre hatte aber bei seiner Arbeit mehr das Allgemeine, mehr die größern, schwer zu lesenden Partien, als das Einzelne berücksichtigt und so kam es, daß Zahn theils nach Ihre's Schweigen über einzelne Stellen, theils auch nach seinen Versehen urtheilen mußte und daß daher seine Ausgabe noch ziemlich weit hinter den Anforderungen an einen diplomatisch und kritisch beglaubigten Abdruck des *Codex argenteus* zurückblieb. Männer wie Grimm und Bopp wollten sich der Sache annehmen, sie fanden aber bei ihren anderweitigen Beschäftigungen keine Zeit dazu und hatten es aufgegeben. Unterzeichnete hatten sich schon lange mit dem Ulfilas beschäftigt und fanden in dieser zwar traurigen Kunde, da aus solchen Händen unstreitig die Sache am besten würde hervorgegangen seyn, doch eine Aufforderung mit ihrer beabsichtigten Herausgabe vorzutreten. Vor allen aber schien eine Einsicht in den Codex selbst nöthig, und Dr. Lübe unternahm daher im Sommer dieses Jahres eine Reise nach Upsala, wo es ihm auch durch die vorzügliche und des öffentlichen Ruhmes werthe Gefälligkeit der dortigen Bibliothekare, besonders Schröder's und Faut's, gelang, sich mit der Urkunde so bekannt zu machen und sie so zu benutzen, daß die Behauptung

tung vom Seiten der Herausgeber vielleicht nicht zu Anmassend scheinen dürfte, der von ihnen besorgte Abdruck werde, so weit es durch menschliche Kräfte geschehen könne, der korrekteste und genaueste seyn.

Es hat sich aber gezeigt, daß in den *Codex argenteus* allerdings durch den Abschreiber sich mehrere offenbare Fehler eingeschlichen haben, aber auf der andern Seite auch, daß theils kenntnißloses, theils ungenaues Lesen und Vergleichen Dinge in demselben gefunden hat, die gar nicht darin stehen. Es haben sich nach unsrer Vergleichung Conjecturen, welche gelehrte Männer an manchen Stellen gemacht hatten, als richtig bestätigt, aber auch Stellen sind jetzt zum ersten Mal richtig gelesen worden, wo früher Irrthümer aus einer Ausgabe in die andere übergegangen waren und die selbst Ihre nicht bemerkt und verbessert hatte. So hat sich Grimms Conjector Marc. 10, 29. *haimothka* statt *haimothaja* (was auch schon Zahn Gloss. p. 178 vermuthet hatte) u. a. durch den Augenschein bestätigt; so sind an Stellen, wie Matth. 6, 27. statt des falschen *seinan alleina*, Luc. 18, 12 *tachundondai allais*, Marc. 11, 33. *da ina* u. v. a. die richtigen Lesarten gefunden worden. Ueber mehrere Stellen konnte selbst an Ort und Stelle keine Auskunft erlangt werden, da sich bei genauer Untersuchung fand, daß wieder mehrere Blätter (etwa 11) fehlen.

Die neue Ausgabe der gothischen Bibelübersetzung wird aber nicht bloß den Text des *Codex argenteus* enthalten, sondern auch den Inhalt aller andern in Italien herausgegebenen Fragmente, die bis jetzt nur in einzelnen theuern Bändchen existiren und deren Herausgeber eben so wenig, wie Zahn, Anspruch auf das Lob machen können, einen reinen Abdruck der Palimpsesten gegeben zu haben, wie Maismann in den Bairischen Annalen 1834 No. 41. dargethan hat. Dem Textesabdruck soll eine lateinische Version beigegeben werden, die (weder ungenau wie die castiglionische, noch ungenau und unlateinisch wie die zahnsche) ganz wörtlich seyn soll, damit auch dem nicht gothisch Verstehenden möglich ist das Verhältniß des griechischen Originals und der gothischen Uebersetzung kennen zu lernen. Auf die Verschiedenheit beider wird in den Anmerkungen fortwährend Rücksicht genommen, so wie dieselben auch einen vollständigen kritischen Apparat aus den übrigen Ausgaben enthalten werden. Mit 2 müßigen Bänden, deren der eine die Fragmente aus Esra und Nehemia nebst den Evangelien, der andere die paulinischen Briefe enthalten wird, wird das Ganze geschlossen seyn, dem dann noch ein vollständiges *Glossarium linguae gothicae* und eine *grammatica gothica* nachfolgen sollen.

Daher dürfte diese Ausgabe, welche zuerst vollständig Alles enthalten wird, was man bis jetzt von der gothischen Bibelübersetzung aufgefunden hat, für die Philologen von Interesse seyn, die wir deshalb darauf aufmerksam zu machen uns erlauben. Aber auch für die Theologen, welche sich mit der Kritik des neuen Testaments beschäftigen, werden die Herausgeber vielleicht eine dankenswerthe Gabe entgegenbringen, indem sie, wie bemerkt, eine genaue Vergleichung des Gothischen mit dem griechischen Text nach der Griesbach'schen und Schulzischen Ausgabe beifügen. Sie sind besonders dazu veranlaßt worden, weil die Kritiker bisher einen sehr ungenauen Gebrauch in ihren Vergleichen von Ulfilas gemacht haben, oder richtiger zu sagen, nach den ungenauen Versionen, die sie dabei benutzen mußten, machen konnten. Es sind der Stellen fast unzählige, wo die Abweichungen der gothischen Uebersetzung entweder gar nicht angemerkt sind, oder wo derselben etwas beigelegt wird, was gar nicht in ihr steht, oder wo ein Mangel angezeigt ist, der sich nicht in ihr findet.

Und so sey denn diese Anzeige sowohl Philologen und Theologen, wie auch Männern, die die vaterländische Sprache und Literatur lieben und ihr einige Stunden ihrer Muße schenken wollen und können, zu geneigter Aufmerksamkeit gewidmet. Die Arbeit ist schon so weit gediehen, daß der Druck bald beginnen kann.

Altenburg  
im September 1834.

H. C. von der Gabelentz.  
Dr. J. Löbe

## Ankündigung.

### Das Vaterland,

Blätter für deutsches Volks- und Staatsleben.

Redigirt von

Prof. Fr. Bülow und Prof. Julius Weiske,

wird auch in seinem fünften Jahrgang für 1835 fortfahren, dem gesammten deutschen Staats- und Volksleben zum freimüthigen und gediegenen Organe zu dienen. Mittheilungen aus allen Theilen Deutschlands werden den Herausgebern auch ferner sehr willkommen seyn.

Ankündigungen und Probeblätter sind in allen Buchhandlungen niedergelegt und gratis zu erhalten. Der Preis des Jahrgangs von 104 Bogen ist 4 Thaler. Bestellungen darauf nehmen alle wohlthätigen Postämter und Buchhandlungen an.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

## Für Juristen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

### Die Lehre von den Schenkungen

nach

Römischen Recht.

Von

Dr. Fr. von Meyerfeld zu Marburg.

2 Bände. gr. 8. 50 Bogen. 3½ Thlr. — 0 fl.

In diesem Werke, der Frucht eines langjährigen Quellenstudiums, findet man eine neue, durch Einfachheit und Schärfe sofort ansprechende, Begriffsbestimmung, deren Richtigkeit und Fruchtbarkeit sich durch consequente Durchführung bis in das feinste Detail bewährt; man erhält hier die Grundlage zu einem aus echt römischen Ansichten mit überraschender Klarheit und Natürlichkeit entwickelten Systeme des Privatrechts nach Maßgabe von zwei wesentlich verschiedenen Eintheilungsgründen. In bündigen, kräftigen Sätzen sind schwierige, für Wissenschaft und Anwendung gleich bedeutsame Rechtsfragen erörtert, und oft ist das Resultat mühsamer Forschungen in wenigen Zeilen deutlich und überzeugend hingestellt. Zweckloses Prunken mit bloßer Gelehrsamkeit ist streng vermieden, und die citirte Literatur sorgsam gewählt. Daß man hier nirgends mit leerem Wortschwallen hingehalten wird, dafür bürgt wohl schon die Vertrautheit des Herrn Verfassers mit dem Geiste und der Methode der, als Muster praktischen Taktes und Scharfblickes anerkannten, klassischen römischen Juristen. In der vorstehenden Schrift sind selbst für manche nur gelegentlich, der Vergleichung oder Bräuterung wegen, dargestellte Lehren, neue, die Einsicht in deren Wesen fordernde Gesichtspunkte angegeben, namentlich für die Lehren vom Precarium, als lucrativem Erwerbegrunde, vom altrömischen Litteralcontract, von den Arten der Delegation, und Intercession, von den Fällen der Naturschuld u. s. w.

## Ueber die Latini Juniani.

Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung

von

Dr. C. A. von Vangerow, Professor zu Marburg.

14 Bogen gr. 8. 1833. ½ Thlr. — 1 fl. 20 kr.

N. G. Elwert.

# Anzeigebblatt

zu den

## Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1835.

(Erstes Semester.)

N<sup>o</sup> 2.

### Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben den Pfarrer *Siehr* zu Memel zum Superintendenten der dasigen Diöcese zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Prediger und bisherigen interimistischen Superintendenten *Kalau von Hoffen* zu Stallupöhnen zum wirklichen Superintendenten der dasigen Diöcese zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Professor an der Universität zu Kiel, Dr. *A. Twisten*, zum ordentlichen Professor in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen außerordentlichen Professor Dr. *Ernst Blasius* zum ordentlichen Professor der Chirurgie in der medicinischen Fakultät der Universität zu Halle und zum Direktor des zu dieser gehörigen chirurgischen Klinikums Allergnädigst zu ernennen geruht.

Seine Majestät der König haben den Oberförster von *Berg* zum akademischen Forstmeister der Universität Greifswald zu ernennen und das für ihn ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Die von dem akademischen Concil in Greifswald für das Jahr 1835 gewählten Dekane, und zwar:

- 1) der Professor *Schirmer* als Dekan der theologischen,
- 2) der Professor Dr. *Niemeier* als Dekan der juristischen,
- 3) der Professor Dr. *Mandt* als Dekan der medicinischen, und
- 4) der Professor Dr. *Walch* als Dekan der philosophischen Fakultät

sind von dem Königl. Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten bestätigt worden.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Pfarrer *Oertel* zum Superintendenten der Diöcese Sobernheim zu ernennen geruht.

Der seit einem Jahre bei dem Gymnasio zu Lyck als außerordentlicher Hilfslehrer interimistisch beschäftigte Schulamtskandidat, Dr. *Zeyls* ist nunmehr definitiv als Hilfslehrer bei dem gedachten Gymnasio angestellt worden.

Der Schulamtskandidat und bisherige Hilfslehrer am Gymnasio zu Posen, *August Gladisch* ist als vierter Un-

terlehrer bei dem dortigen Marien-Gymnasio interimistisch angestellt worden.

Der Dr. *Perthes* zu Bonn hat sich als Privatdocent in der juristischen Fakultät der Universität daselbst habilitirt.

Der bisherige Hilfslehrer bei dem Königl. Schullehrer-Seminar zu Posen *Basck* ist zum ordentlichen Lehrer bei dieser Anstalt bestellt worden.

Der Pfarrer *Dortans* in Hersel ist zum Landdechanten in die durch den Tod des Pfarrers *Pferzwei* zu Merten erledigte Stelle ernannt worden.

Des Königs Majestät haben dem Kupferstecher *Leisnier* in Paris die große goldene, für Gelehrte und Künstler bestimmte Medaille huldreichst zu verleihen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Pastor *Fischer* in Winzig zum Superintendenten der Wohlauer Diöcese, Reg. Bez. Breslau, zu ernennen geruht.

Seine Majestät der König haben dem Domkapitular, Landdechanten und Pfarrer *Darup* zu Sendenhorst, im Reg. Bez. Münster, den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruht.

Des Königs Majestät haben die bisherigen außerordentlichen Professoren in der theologischen Fakultät der Universität zu Königsberg, Dr. *F. L. Siefert* und Dr. *J. Lehnerdt* zu ordentlichen Professoren in gedachter Fakultät Allergnädigst zu ernennen geruht.

Seine Majestät der König haben den General-Intendanten der Museen und Kammerherrn Grafen von *Brühl* zum wirklichen Geheimen Rathe mit dem Prädikate „Excellenz“ zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben die Beförderung des Domkapitulars *Suer* zum Domdechanten bei der Kathedralkirche zu Münster Allerhöchst zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen außerordentlichen Professor Dr. *F. W. Barthold* in Greifswald zum ordentlichen Professor der Geschichte in der philosophischen Fakultät der dasigen Universität Allergnädigst zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben dem ersten Oberlehrer am Gymnasium zu Elberfeld, Dr. *Hantschke*, das Prädikat „Professor“ Allergnädigst beizulegen geruht.

Des Königs Majestät haben die Beförderung des Domherrn und Offizials in Gnesen, *Stanislaus Gajerowicz*, zum Domdechanten bei dem Domstift zu Posen Allergnädigst zu genehmigen geruht.

Die durch den Tod des Dr. *Schorn* an dem Gymna-

sio zu Münster eifel erledigte Lehrerstelle ist mit dem bisherigen Hülfslehrer, Schulamtskandidaten *Freudenberg* aus Kirchberg wiederbesetzt worden.

Der bisherige erste ordentliche Lehrer am Gymnasium in Essen, *Cadenbach*, ist zum 2ten Oberlehrer, der Lehrer *Buddeberg* zum 1sten ordentlichen Lehrer bei dieser Anstalt berufen; ferner ist der provisorische Lehrer *Litzinger* zum 2ten ordentlichen Lehrer und der bisherige Lehrer an der höhern Stadtschule in Kochem, *Nicolaus Felten*, zum provisorischen 3ten ordentlichen Lehrer an dem vorgedachten Gymnasio ernannt worden.

Dem Pfarrer *Franz Darup* zu Sendenhorst ist Seitens der theologischen Fakultät der Königl. Akademie zu Münster die „Doktorwürde“ verliehen worden.

Der bisherige Professor *Wirtz* am Gymnasio in Trier ist bei seinem hohen Alter von 73 Jahren in den Ruhestand versetzt worden.

Den beiden Oberlehrern am Marien-Gymnasium zu Posen *Anton Poplinski* und *August Neopteleemus Wąnowski* ist das Prädikat „Professor“ ertheilt worden.

Des Königs Majestät haben die Beförderung des Domkapitulars *Joseph Geritz* zum Domdechanten bei der Kathedrale zu Frauenburg Allergnädigst zu bestätigen geruhet.

Der bisherige Mitdirektor am Gymnasium zu Saarbrücken, *Ottmann*, ist zum alleinigen Direktor dieser Anstalt ernannt worden.

Seine Majestät der König haben dem Superintendenten *Kröger* zu Ratzebuhr, im Regier. Bezirke Coeslin, den Rothen Adlerorden 3ter Klasse und dem Prediger *Krupinski* zu Passenheim den Rothen Adlerorden 4ter Klasse zu verleihen geruhet.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruhet, den bisherigen Minister-Residenten am Römischen Hofe, Geheimen Legationsrath Dr. *Bunsen*, zu Allerhöchstihrem außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei diesem Hofe zu ernennen und ihn in dieser Eigenschaft mittelst neuer Kreditiv zu beglaubigen.

### Todesfälle.

Der am Gymnasium zu Lissa angestellt gewesene Oberlehrer *Contenius* ist am 26. Octob. v. J. verstorben.

Der Professor der Theologie und zeitige Dekan der theologischen Fakultät Dr. *Johann Bernard Busse*, am Lyceo Hosiano zu Braunsberg, ist den 5. Januar d. J. am Schlagflusse plötzlich verstorben.

Am 25. Januar d. J. ist der Königl. Regierungs- und Stadtschulrath, Ritter des Rothen Adlerordens 3ter Klasse, Dr. *Carl Wilhelm Ferdinand Reichhelm* hieselbst in einem Alter von 44 Jahren am Brustkrampfe plötzlich verstorben.

### Direktoren und Mitglieder der wissenschaftlichen Prüfungs-Kommissionen für das Jahr 1835.

I. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Königsberg in Preussen. Professor *Lobeck*, Di-

rektor; Professor Dr. *Jacobi*; Professor Dr. *Drumann*; Professor Dr. *Rosenkranz*; Professor Dr. *Lehnerdt*, Mitglieder.

II. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Bonn. Professor Dr. *Diesterweg*, Direktor; Medicinalrath und Professor Dr. *Windischmann*; Professor Dr. *Klausen*; Konsistorial-Direktor Dr. *Augusti*; Professor Dr. *Klee*; Professor *Schopen*, Mitglieder.

III. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Münster. Konsistorial- und Schulrath *Wagner*, Direktor; Professor Dr. *Gudermann*; Professor Dr. *Winiewski*; Professor Dr. *Grauert*; Konsistorialrath *Krabbe*, Mitglieder.

IV. Gemischte Prüfungs-Kommission zu Greifswald ist in Folge der Bestimmung im §. 3. des Reglements für die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler vom 4. Juni 1834 aufgelöst worden.

V. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Berlin. Regierungs- und Schulrath *Lange*, Direktor; Direktor des Joachimsthalischen Gymnasiums Dr. *Meinecke*; Professor *Trendelenburg*; Professor *Strehle*; Professor *Benary*, Mitglieder.

VI. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Breslau. Geheimer Archivrath und Professor Dr. *Stenzel*, Direktor; Professor Dr. *Rüschl*; Professor Dr. *Brants*; Professor Dr. *Scholz*; Professor Dr. *Boehmer*; Domherr und Professor Dr. *Ritter*, Mitglieder.

VII. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Halle. Professor Dr. *Leo*, Direktor; Professor Dr. *Bernhardy*; Professor Dr. *Rosenberger*; Professor Dr. *Hinrichs*; Direktor der Frankeschen Stiftungen Professor Dr. *Niemeyer*, Mitglieder.

### Wissenschaftliche Institute.

Seine Majestät der König haben der Handels-Akademie zu Danzig die Rechte einer moralischen Person zu verleihen geruhet.

Die von dem verdienstvollen Professor Dr. *Günther* zu Duisburg hinterlassene Sammlung von sehr wichtigen pathologischen und physiologischen Präparaten haben die Erben, der Absicht des edlen Mannes entsprechend, welcher der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt zu Münster ein vorzügliches Wohlwollen gewidmet und schon in frühern reichen Gaben dem anatomischen Museum bethätigt hatte, dieser Anstalt geschenkt, und diese Sammlung ist als Dr. *Günthersches* Vermächtniß in dem anatomischen Museum ungetrennt und abgesondert aufgestellt.

Der Königl. Bibliothek zu Berlin ist vom Herrn Grafen v. Pourtales-Gorgier ein Exemplar des auf seine Kosten gedruckten Prachtwerkes: *Antiques du Musée du Comte Pourtales-Gorgier, décrites par Th. Panofka* zum Geschenk gemacht worden.

Frequenz der Universität zu Berlin im Wintersemester 1834 — 35.

Theologische Facultät 552. Juristische Facultät 568. Medicinische Facultät 372. Philosophische Facultät a) Philologie 284, b) Kameralwissenschaft, Mathematik und Naturwissenschaften 24. Zusammen: 1800 immatriculirte Studenten, darunter 1294 Inländer und 506 Ausländer.

Frequenz der Universität zu Breslau im Wintersemester 1834—35.

Evangel. theolog. Facultät 195. Kathol. theolog. Facultät 214. Juristische Facultät 201. Medicinische Facultät 107. Philosophische Facultät a) Philologie 102, b) Kameralwissenschaft, Mathematik und Naturwissenschaften 12. Zusammen 829, darunter 812 Inländer und 17 Ausländer.

Die hiesige Königl. Bibliothek ist durch den Ankauf einer, bisher in dem Besitz des bekannten Indianisten Sir Graves Houghton zu London befindlich gewesenen, vollständigen Handschrift des Sanskritischen Gedichts *Mahābhārata* bereichert worden.

Den Gymnasien zu Wetzlar, Creutznach, Trier, Saarbrücken, Coblenz, Bonn, Münster, Düren, den beiden Gymnasien zu Cölln, zu Düsseldorf, Essen, Duisburg, Elberfeld, Wesel, Cleve und Aachen ist auch ferner die Befugnis zugestanden, Maturitäts-Prüfungen abzuhalten.

Das von dem Vorsteher des National-Museums zu Paris, Herrn v. Blainville, dem Professor Goldfuss in Bonn gemachte Geschenk, bestehend in einem werthvollen Abguss des Kopfes der berühmten Riesen-Eidechse von Maastricht, welches der etc. Goldfuss an das naturhistorische Museum der dortigen Universität abzutreten sich erbotten hat, ist Seitens der Universität angenommen, dem Schenkegeber aber nach der, von dem etc. Goldfuss hiebei gestellten, Bedingung, ein Exemplar der bis jetzt erschienenen 4 Hefte des Goldfuss'schen Petrefacten-Werks als Gegengabe übersendet worden.

### Litterarische Anzeigen.

Bei K. Köhler in Leipzig wird im Laufe 1835 erscheinen:  
*Luciani Samosatensis Opera recensuit et adnotatione instruxit Carolus Jacobitz. II. Vol. gr. 8.*

Da bis jetzt eine genaue auf Handschriften gestützte Textrecension dieses Schriftstellers gänzlich fehlt; so glauben wir das Publicum darauf aufmerksam machen zu müssen, daß durch diese Ausgabe diesem Uebelstande abgeholfen werden wird. Der Herausgeber, welcher sich schon seit mehreren Jahren mit diesem Schriftsteller beschäftigt, wird sich eifrig bestreben den Ansprüchen, die man an eine solche Ausgabe mit Recht macht, zu entsprechen und glaubt dieses um so mehr zu erreichen, da nicht nur Görlitzer, Wiener u. Pariser Handschriften nebst andern von neuem genau, sondern auch bisher völlig unbenutzte Handschriften verglichen worden sind. Die Scholien werden ebenfalls, so weit es möglich ist, verbessert erscheinen. — Auch ist der Herausgeber geneigt, wenn es verlangt werden sollte, nach Beendigung des Textes ein *Lexicon Lucianum* zu geben.

Für jeden gebildeten Augenarzt, Augen-Operateur, Wundarzt u. s. w.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

### Die künstliche Pupillenbildung in der Sclerotica.

Nebst einem Anhang

über die Verpflanzung der Hornhaut, Keratoplastik.

Von Dr. B. Stilling, Arzt zu Cassel.

Mit Abbildungen.

gr. 8. br. Preis: 4 Thlr. — 1 fl. 12 kr.

Es enthält diese Schrift die Ergebnisse einer großen Anzahl von Versuchen an Thieraugen, und zum Theil an Menschenau-

gen, welche nach mehreren vom Verfasser neu erfundenen Methoden mit künstlichen Pupillen in der Sclerotica versehen wurden. Unter allen bisher üblichen Methoden, eine künstliche Pupille in der Sclerotica zu bilden, war nur die des Verfassers von einem Erfolge, wie man ihn von der genannten Operation erwarten durfte — welcher Erfolg allen früheren Methoden gänzlich auf die Dauer mangelte. — Es ist daher auch diese Schrift in mehreren der angesehensten Zeitschriften (*s. Zeitschr. für Ophthalmologie*, herausg. v. *Annon.* III. 3—4s Hft; *Jahrbücher der gesammten Medizin*, herausg. v. *Schmidt.* 1834. Hft 3; *Berliner medizinische Centralzeitung*, herausg. v. *Sachs.* 1834. St. 7; *Göttingische gelehrte Anzeigen.* 1834. Jan. No. 30. u. s. w.) als eine wahre Bereicherung der augenheilkundigen Litteratur bezeichnet, und als nothwendig für jeden gebildeten Augenarzt überhaupt anerkannt worden.

Der Anhang enthält die Nachricht über die vom Verf. gemachten Versuche, die Hornhaut eines Thierauges an die Stelle der abgeschnittenen eines andern Thieres zu verpflanzen. — Aus dem Anhang erhellt, daß es dem Verf. zuerst gelungen ist, diese Operation mit Glück zu verrichten, und es ist demnach dieser Anhang als ein Haupt-Aktenstück für künftige Versuche und Bearbeitungen des Kapitels über die Keratoplastik zu betrachten.

N. G. Elwert.

Bei F. W. Otto in Erfurt ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Welchen Einfluss hat der Wechsel der Systeme in der Arzneiwissenschaft auf die Ausübung der Pharmacie? Eine Abhandlung von H. Biltz, Apotheker in Erfurt. 4. 1835. 10 Sgr.

Eine sehr interessante und wohl zu beachtende Schrift!

Bernhardi, Prof. Dr. J. J., über den Begriff der Pflanzenart und seine Anwendung. 4. 20 Sgr. — Der berühmte Name des Hrn. Verf. bürgt für etwas sehr Gedi- genes.

So eben ist bei W. Engelmann in Leipzig erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

### Geschichte der poetischen

### National-Literatur

der

Deutschen.

von

Dr. G. G. Gervinus.

Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts. gr. 8. 30½ Bogen. Preis 2½ Thlr.

(Der 2te und 3te Theil nebst vollständigem Register erscheint im Laufe des Jahres 1835.)

Es wird überflüssig sein, ein Werk von so ächt nationeller Bedeutung und klassischer Ausführung wie das obige, aus der Feder eines Mannes, der im historischen Fache anfängt eine ganz neue Bahn zu brechen, weiter anzupreisen. Der Verleger bemerkt nur, daß dasselbe schon vor seiner Erscheinung auch für das Ausland vorbereitet und durch Herrn Haas in Neuchâtel eine französische Uebersetzung versprochen ist, so daß mit dem Namen des Historikers zugleich die Geschichte der deutschen Poesie auf eine würdige Art in den Ländern bekannt wird, die jetzt so vieles Interesse für unsere Literatur zeigen.



## Für Geschichtsfreunde!!!

Subscriptions-Anzeige eines wichtigen historischen Werkes unter dem Titel:

**Johann de Witt und seine Zeit, von P. Simons.**  
In drei Theilen. Erster Theil, mit dem schönen Portrait Joh. de Witts. A. d. Holländ. übers. und m. eigenen Anmerk. und Erläuter. versehen v. Ferd. Neumann. gr. 8. carton. Erfurt 1835, F. W. Otto. Subscript.-Preis bis zu dessen Erscheinen: Ostermesse d. J. 1½ Thlr.

Der Geschichtsfreund sowohl als der Geschichtsforscher wird in dieser Monographie, deren Quellen übrigens gewissenhaft angegeben sind, vielfaches Material zur Aufhellung des von ihr behandelten denkwürdigen Zeitabschnittes finden.

Subscribenten-Sammler erhalten auf 6 ein Frei-Exemplar.

Eine ausführlichere Anzeige über dieses wichtige historische Werk ist in allen Buchhandlungen, wo auch Subscriptionen schon angenommen werden, zu haben.

F. W. Otto.

## Bücherauction.

Montags den 1. Juni 1835 und darauf folgende Tage, früh von 9 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 5 Uhr, soll zu Eisleben im Preuss. Herzogthum Sachsen mit der öffentlichen Versteigerung der in dem ersten Theile des Catalogs der zum Nachlasse des Herrn Stiftsregierungs-raths F. J. von Bülow gehörigen, sowohl an gedruckten Werken als an Handschriften überaus reichen und kostbaren Bibliothek, verzeichneten Bücher, gegen gleich baare Bezahlung in Preuss. Court. begonnen werden. Es umfasst dieser Theil in 2 Abtheilungen (von 470 und 401 Seiten in gr. Oktav) allgemeine Wissenschaftskunde und Literargeschichte, ältere und neuere Sprachkunde, Pädagogik, Philosophie und Theorie der schönen Wissenschaften, Mythologie und Alterthumskunde, alte classische Literatur, Theologie, Anthropologie, Medizin und Chirurgie und schliesslich Jurisprudenz, Politik und Diplomatie. Exemplare des Catalogs sind bei dem Hauptcommissionair, Herrn Buchhändler Reichardt in Eisleben, so wie bei allen accreditirten Buchhandlungen und Antiquariaten des In- und Auslandes zu haben.

Für Aerzte, Apotheker, Chemiker und Physiker.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

## Ueber das Licht,

vorzugsweise

über die chemischen und physiologischen Wirkungen desselben.

Von

Dr. G. Landgrebe.

gr. 8. 38½ Bogen. 3 Rthlr. — 5 fl. 24 kr.

Der erste Abschnitt der ersten Abtheilung dieses Werkes handelt von allen bekannt gewordenen anorganischen Stoffen, die durch das Licht verändert werden. Der zweite Abschnitt giebt die erschöpfende Darstellung des Photomagnetismus. Die beiden Abschnitte der zweiten Abtheilung, an Umfang die bedeutendsten, behandeln die Einwirkung des Lichts auf Pflanzen und Thiere in ihren verschiedenartigsten Verhältnissen. Es ist dieses Werk eine Zusammenstellung aller bisherigen Beobachtungen und Meinungen über diesen Gegenstand, ein wahres Repertorium für diesen Zweck.

N. G. Elwert in Marburg.

## Eine neue Operation, um Blutungen aus größeren Blutgefässen zu stillen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die

## Gefäßdurchschlingung.

Mit Abbildungen.

Von Dr. B. Stilling, Arzt zu Cassel.

10 Bogen gr. 8. br. Preis ¼ Thlr. — 1 fl. 20 kr.

Der Gegenstand dieser Schrift ist eine Erfindung des Verfassers zur sichern Stillung einer Blutung aus größeren Gefässen, ohne Ligatur und ohne Torsion: eine Erfindung also in dem Kapitel, welches unstrittig eins der wichtigsten in der ganzen Chirurgie ist. — Der Verfasser, welcher in den für diese Operation geeigneten Fällen, die genau festgestellt werden — indem die Nichtanwendbarkeit in andern keineswegs übergangen wird — die Vortheile der Unterbindung, ohne deren Nachtheile befürchten zu dürfen — durch seine Erfindung zu erreichen versichert — hat seiner Behauptung durch eine sehr große Anzahl öffentlich in Gegenwart von Sachkundigen angestellter Versuche die triftigsten Stützen verliehen, da derselbe nach Anwendung seiner Methode nie eine Nachblutung oder andere, durch jene bedingt, ungünstige Folge eintreten sah. —

Indem wir uns erlauben, auf die bereits erschienenen öffentlichen Beurtheilungen (z. B. Berliner medizinische Central-Zeitung 26. Sept. 1834.), in welchen diese Operation als eine in der Chirurgie Epoche machende bezeichnet wird, zu verweisen, empfehlen wir diese gewiss sehr wichtige Schrift allen Herren Wundärzten bestens.

N. G. Elwert in Marburg.

## Anzeige.

Die

## Neue Zeitschrift für Musik,

im Verein

mit mehreren Künstlern und Kunstfreunden

herausgegeben

unter Verantwortlichkeit von R. Schumann,

tritt mit den frohesten und begründetsten Hoffnungen das Jahr 1835 an, wird wöchentlich zwei Nummern (jede zu einem halben Bogen) liefern und zwei Bände (jeden von 52 Nummern) bilden, denen stets zwei schön gestochene Portraits berühmter Musiker beigegeben werden.

Die Redaction unterstützt von den hochgeachteten Mitarbeitern, als den HH. Reilstab, Seyfried, Heinroth, Pannofka, Mainzer, Bank, K. Stein, Seidel, Fröhlich, Nauenburg, Kahler u. A., wird die Tendenz, die alte würdige Zeit anzuerkennen, die letztvergangene als eine unkünstlerische zu bekämpfen und eine neue poetischere zu beschleunigen, nach Kräften festhalten. Wir verweisen auf die Probennummern dieses Jahrganges, die in den Buch- und Musikhandlungen zur Ansicht bereit liegen.

Der Jahrgang kostet 3½ Rthlr.; die resp. Abonnenten verpflichten sich zur Abnahme eines Bandes, dessen Preis 1½ Rthlr. beträgt.

Alle Postämter, Buch-, Musik- und Kunsthandlungen nehmen darauf Bestellungen an.

Leipzig, im December 1834.

Joh. Ambr. Barth.



# Anzeigebblatt

zu den

## Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1835.

(Erstes Semester.)

N<sup>o</sup> 3.

### Litterarische Anzeigen.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schilling, Dr. F. A., Lehrbuch für Institutionen und Geschichte des Römischen Privatrechts. 1<sup>e</sup> Lieferung, die Einleitung enthaltend. gr. 8. geh. Rthlr. 1.

Das ganze Werk wird in zwei Theile zerfallen, von denen der erste, außer der Einleitung, die äußere Rechtsgeschichte und der zweite die Institutionen nebst der innern Rechtsgeschichte enthalten und bald erscheinen soll.

Heimbach, M. G. E., über Ulpian's Fragmente. Eine kritische Abhandlung. gr. 8. geh.  $\frac{1}{2}$  Thlr.

Früher erschienen in demselben Verlage:

Schilling, Dr. F. A., dissertatio critica de Ulpiani fragmentis. 8. maj.  $\frac{1}{2}$  Thlr.

— — animadversionum criticarum ad Ulpiani fragmenta specimen I. II. 8. maj. geh.  $\frac{1}{2}$  Thlr.

— — specimen III. IV. 8. maj.  $\frac{1}{2}$  Thlr.

— — Bemerkungen über Römische Rechtsgeschichte. Eine Kritik über Hugo's Lehrbuch der Geschichte des Römischen Rechts bis auf Justinian. gr. 8. Rthlr. 2 $\frac{1}{2}$ .

Heimbach, G. E., observationum juris graeco-romani liber primus. Anonymi librum de Actionibus adhuc ineditum ex tribus codd. Mss. edidit prolegomenisque instruxit. 8. maj. geh.  $\frac{1}{2}$  Thlr.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Das Corpus juris canonici in Gemeinschaft mit mehreren Gelehrten ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von Dr. A. Lang, öffentlichem, ord. Professor der Rechte etc. Mit Genehmigung der k. k. Censurbehörde in Wien. 1<sup>r</sup> Bd. 1<sup>s</sup> Heft. gr. 8. (8 Bogen.) 15 Sgr.

Der Herausgeber beabsichtigt durch dieses Werk heftweise dem Publikum eine Verdeutschung des canonischen Rechtsbuches nicht etwa nur stückweise oder in Excerpten, sondern im ganzen Umfange zu übergeben, und liefert dadurch gewiss ein dem Freunde des canonischen Rechts, sowohl durch die Umfassendheit des Planes, als auch durch die Treue und Genauigkeit der Uebersetzung, willkommenes Buch.

Friedr. Korn'sche Buchhandlung in Nürnberg.

Unter der Presse befindet sich:

P. Virgillii Maronis Carmina perpetua annotatione illustravit A. Forbiger. Pars I. Bucolica et Georgica. Pars II. und III., Aeneis, werden ohne Unterbrechung folgen. Diese neue Ausgabe wird nächst einem correcten, auf die

Heyne'sche Recension gegründeten Texte und den nöthigen Registern einen vollständig grammatisch-exegetischen, die Kritik, nur wo es die Erklärung nöthig macht, berührenden Commentar enthalten, worin die Hauptresultate aller bisherigen, dem Virgil gewidmeten Forschungen, namentlich der neuesten Heyne-Wagner'schen Ausgabe, mit den eigenen, zahlreichen Anmerk. des schon seit Jahren mit öffentlicher Erklärung dieses Dichters beschäftigten, durch seine Ausgabe des Lucretius und andre mit Beifall aufgenommene literar. Arbeiten hinlänglich bekannten Hrn. Herausg. zusammengestellt werden sollen. Der Preis wird so billig sein, als es bei dem sehr compressen Drucke nur immer möglich ist.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

### Geschenk für Confirmanden

Erweckungen zur Andacht in den heiligen Tagen der Einsegnung und der ersten Abendmahlfeier gebildeter junger Christen; von J. P. Hundeiker. Düsseldorf bei Schaub. geb. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Dieses Werk gehört zu den zweckmäßigeren Andachtsbüchern für Confirmandeh, und empfiehlt sich sowohl durch sein einfach schönes Außere, als durch seinen Inhalt. Dies Buch enthält 53, theils prosaische, theils poetische Aufsätze, die der Communion und ersten Abendmahlfeier gelten; dann folgen 10 Erweckungen bei der Trennung von dem elterlichen Hause, und den Beschlüssen bilden einige Lieder. Alle diese Aufsätze sprechen Verstand und Herz gleich befriedigend an, und sind eben so belehrend als rührend. Die Sprache ist edel.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Ueber

### Schleiermacher's Glaubenslehre

mit Beziehung auf

die Reden über die Religion

von

Heinrich Schmid,

Professor der Philosophie in Heidelberg.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 $\frac{1}{2}$  Rthlr.

Leipzig, im Februar 1835.

F. A. Brockhaus.

Bei Rud. Deuerlich in Göttingen ist erschienen:

T. F. Clementis Alexandrini hymnus in Christum Salvatorem. — Severi Sancti Endellechii carmen bucolicum de mortibus boum ed. vert. illustr. Fr. Piper.

Unter dem Titel:

**S y m p o s i o n,**  
oder:  
**Blätter für Ernst und Laune,**  
herausgegeben,  
in Verbindung mit Mehreren,

von

**P. Scheitlin, Professor,**

erscheint seit Anfang dieses Jahres in unserm Verlage (wöchentlich einmal, ein halber Bogen in groß Quart) eine, der Unterhaltung und Erheiterung gewidmete, Zeitschrift.

Zwar ist die Zahl solcher Unterhaltungslektüre in Deutschland und der Schweiz schon groß, allein jedes Blatt enthält nun einmal, auf die Eigenheit seines Standpunktes und der Mitarbeiter wegen, seine Eigenthümlichkeiten, die, wenn sie in ästhetischer Form auftreten, wenn nicht Alle, doch Viele ansprechen. Mit Würdigung des vielseitigen Publikums wird die Redaktion umsichtig für beliebte Abwechslung sorgen, in den verschiedensten prosaischen und poetischen Formen möglichst viel geben; einzig Aufsätze allgemein interessirenden Stoffes liefern, nicht kopiren, sondern nur Originelles mittheilen, und aus den neuesten und interessantesten Werken der Literatur selbst nur dann Proben ihres Geistes entschöpfen, wenn sie auf den Beifall des gebildeten Publikums mit Sicherheit zählen kann.

Vier Probenummern (durch alle Buchhandlungen zu erhalten) zeigen, auf welchen Wegen die Redaktion ihrer Ansicht und Absicht Genüge zu thun sich bemüht; dennoch ersucht sie jeden Leser auf stete Vervollkommenung unbedingt zu rechnen. Dafs sich dieses Blatt aller Politik gänzlich enthalten und ausschließlich auf seinem Standpunkte: „Unterhaltung durch Ernst und Laune“, stehen bleiben werde, wird schliesslich noch ausdrücklich versichert.

Der Preis des Jahrganges von 52 Nummern, denen am Ende desselben Haupttitel und Inhalt beigegeben werden, durch Buchhandlungen bezogen, ist 4 Gulden rhein. oder 2½ Rthlr.

St. Gallen, den 31. Januar 1835.

Huber und Compagnie.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Erdmann, O. L., populäre Darstellung der neueren Chemie, mit Berücksichtigung ihrer technischen Anwendung. Zweite Auflage. gr. 8. Rthlr. ½**

Die beifällige Aufnahme, deren die erste in wenig Jahren vergriffene Auflage dieses Werkes sich zu erfreuen hatte, giebt den besten Beweis, dafs dasselbe seinen Hauptzweck: gebildete Leser jeden Standes auf eine falsche und möglichst ansprechende Weise mit dem neuesten Standpunkte der Chemie, insbesondere auch in ihrer technischen Anwendung bekannt zu machen, erreicht hat. Um indessen die Brauchbarkeit desselben noch zu erhöhen, namentlich aber auch das Werk zur Benutzung als Handbuch bei akademischen Vorlesungen und in Gewerbschulen geeignet zu machen, hat der Verfasser in dieser neuen Auflage nicht nur alle in den letzten Jahren gemachten Entdeckungen, soweit sie in den Bereich dieses Werkes gehörten, benutzt, sondern auch den ältern Text fast völlig umgearbeitet und wohl um ein Drittheil vermehrt, so dafs die neue Auflage als von der ersten wesentlich verschieden und eigentlich als ein ganz neues Werk angesehen werden mufs.

Der Preis ist bei sparsamerem Drucke und vermehrter Bogenzahl der ersten Auflage geblieben. Abnehmer von Parthien von 12 Exemplaren erhalten das 13te gratis. 25 Exemplare erläßt der Verleger zu Rthlr. 36, portofrei baar an ihn eingesendet.

In demselben Verlage ist erschienen:

**Erdmann, O. L., Grundrifs der allgemeinen Waarenkunde, zum Gebrauche für Handels- und Gewerbschulen, so wie zum Selbstunterrichte entworfen. gr. 8. Rthlr. 1½**

Bei 12 Exemplaren das 13te gratis, 25 Exemplare zu Rthlr. 24. baar.

In meinem Verlage sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

**Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathà Sarit Sàgara des Soma Deva. Sanskrit und Deutsch von Hermann Brockhaus. Gr. 8. Velinpapier. Geh. ¼ Thlr.**

**Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Sanscrit et latine edidit Hermannus Brockhaus. Fasciculus prior, continens textum sanscritum. Lexikon-8. Velinpapier. Geh. 1 Rthlr.**

Leipzig, im Februar 1835.

F. A. Brockhaus.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Aufsätze über Gegenstände der Astronomie und Physik,**

für Leser aus allen Ständen

von

Prof. **H. W. Brandes.**

Aus des Verfassers hinterlassenen Papieren herausgegeben

von

**C. W. H. Brandes.**

Mit 1 gestochenen Kupfertafel in quer Folio.

Gr. 8. brosch. Preis 22½ Sgr., 1 Fl. 8 Xr. Conv.-Münze, 1 Fl. 21 Xr. Rhein.

In der Hof-Buchhandlung zu Rudolstadt ist erschienen:

**Joh. Henr. Vossii commentarii Virgiliani. In Latinum sermonem convertit Dr. Theod. Frid. Godofr. Reinhardt. Pars II. sive eclogae VI. — X. cum commentario et tabula de lapide expressa. 8. Velinpap. 16½ Bog. Ladenpr. Rthlr. 1. Fl. 1. 48 Xr.**

Pars I. ecl. I. — V. 16 B. 1832. Ladenpr. Rthlr. 1. Fl. 1. 48 Xr.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:  
**Vorschlag zu einem Strafgesetzbuch für das Königreich Norwegen, verfaßt von der durch königliche gnädigste Resolution vom 22. November 1828 ernannten Commission, und von derselben unterm 28. August 1832 an das Justiz- und Polizei-Departement der königlichen norwegischen Regierung abgegeben. Auf Veranstaltung der Gesetz-Commission, in Gemäfsheit der königl. gnädigsten Resolution vom 5. April 1834; aus dem Norwegischen übersetzt von F. Thaulow. Gr. 8. 10 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 15 Sgr.**

Leipzig, im Februar 1835.

F. A. Brockhaus.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf sind erschienen:

**Immermann's, K., Schriften.** 1ster—4ter Band. 123 Bogen in 8. Auf feinem Maschinen-Velin-Papier. Elegant gebunden Preis 8 Rthlr.

**Inhalt:** 1ster Band: Gedichte. In sechs Büchern. (Mit Tullfäntchen.) 2ter Band: Reise-Journal. — Frühlings-Capriccio. — Blick ins Tyrol. — Ahr und Lahn. — 3ter Band: Merlin. Eine Mythe. — Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeyer. Ein Trauerspiel. 4ter Band: Alexis. Eine Trilogie. — Die Verscholene.

Der tiefe und reiche Geist des genialen Verfassers hat sich bisher noch nirgend so klar und vollständig ausgesprochen, als in dieser Zusammenstellung. Kein vorübergehendes, sondern ein bleibendes Interesse werden diese Schriften durch die darin enthaltenen geistreichen Ansichten und Aufschwünge, so wie durch den Reichthum der Gestaltungen, scharfe Charakteristiken, Fertigkeit und Kraft der Sprache u. s. w. vielfachem Genuß gewähren.

### Neue Bücher,

welche so eben im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

#### Erfahrungen über Homoeopathie

unter

den Augen homöopathischer Aerzte gesammelt

von Dr. C. Friedheim,  
practischem Arzte in Berlin.  
gr. 8. geh.  $\frac{1}{2}$  Rthlr.

Der Herr Verfasser, welcher bis Ende 1833 als praktischer Arzt in Charlottenburg gelebt, und sich dabei schon mit der homöopathischen Literatur beschäftigt hat, erhielt nach seiner Ankunft in Berlin durch den homöopathischen Arzt Hrn. Dr. Reising Gelegenheit, wichtige Krankheitsfälle von demselben homöopathisch behandeln zu sehen. Zu gleicher Zeit bekam er die Erlaubniß, den Hausordinationen des Herrn Medicinalraths Stieler beizuwohnen, und aus diesen Quellen sind die Beobachtungen und Erfahrungen geschöpft, welche er in obiger Schrift mittheilt. Sie bestätigen dem Herrn Verfasser auf das entschiedenste die ungeheure Täuschung, durch welche die homöopathische Lehre entstanden ist, und in welcher sie sich bis jetzt fortbewegt; sie überzeugten ihn, daß die Grundsätze der Homöopathie vor der leichtesten Kritik zusammenfallen; sie bewiesen ihm vollständig die Gehaltlosigkeit der theoretischen und praktischen Lehren des „Organon“.

Von den Beweisen für  
die Unsterblichkeit der menschlichen Seele  
im Lichte der speculativen Philosophie.

Von  
Carl Friedrich Göschel.  
Eine Ostergabe.  
gr. 8. geh.  $\frac{1}{4}$  Rthlr.

### A n z e i g e.

Bei Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:  
**Handbuch der neueren französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter,**

chronologisch geordneter Stücke aus den besten neueren französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Von Karl Büchner und Fried. Herrmann. Poetischer Theil. 31 $\frac{1}{2}$  Bog. gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

**Der Prosaische Theil** erschien 1833 und kostet ebenfalls 1 Thlr. 10 Sgr.

„Der neue Aufschwung, welchen in Frankreich die Literatur seit 20 Jahren gewonnen, und die Fortbildung und Vervollkommnung der Sprache, besonders der dichterischen, auf welche dieser Aufschwung einen sichtbaren Einfluß gehabt hat, machen eine Sammlung, wie die vorliegende, zur erwünschten Erscheinung, weil sie einer Anforderung der Zeit und einem Bedürfnisse der deutschen Schul-Anstalten Genüge leistet. Die Auswahl der Schriftsteller sowohl als der Auszüge ist planmäßig, die Charakteristik der ersteren treffend, auch die Zeitfolge genau beobachtet.“ (Repert. d. Lit. 1833. No. 19.)

Von denselben Verfassern ist früher daselbst erschienen:

**Anleitung, das Geschlecht aller Französischen Substantive durch sechs gereimte Fabeln in wenigen Stunden kennen zu lernen.** Nach der achten englischen Ausgabe deutsch bearbeitet von K. B. 8. 1829. 10 Sgr.

„Die Methode, welche Verstand und Gedächtniß zugleich beschäftigt, ist sehr zweckmäßig beobachtet, und wir können daher das Buch Lehrern und Lernenden als höchst nützlich empfehlen.“ (Jenaische Lit. Ztg. 1830. No. 203.)

**Lehrbuch der französischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht.** Enthaltend: 1) Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Uebungen zum Uebersetzen ins Deutsche und ins Französische. 2) Ein französisches Lesebuch mit Hinweisungen auf die Grammatik und Wörterverzeichnis. Herausgegeben von F. Herrmann. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 1834. 20 Sgr.

„Von den französischen Sprachlehren scheint mir F. Herrmann's Lehrbuch der franz. Sprache in Anlage und Ausführung die gelungenste zu sein, und ich würde sie daher besonders empfehlen.“ (K. W. Wiecke, Rektor der Oberschule in Frankfurt a. d. O., in seiner Schrift: die Bürgerschule S. 48.)

**Neues französisches Lesebuch; oder Auswahl unterhaltender und belehrender Erzählungen aus den neueren französischen Schriftstellern, mit biograph. und litterar. Notizen über die Verfasser und erläuternden Anmerkungen.** Gesammelt und herausgegeben von F. Herrmann. 8. 1831. 15 Sgr.

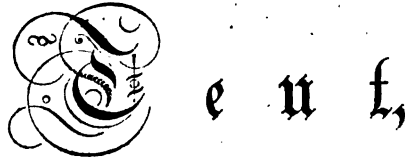
„Unter dem Schwarm neuer französischer Lesebücher erscheint dieses als ein Phönix. Es ist sehr correct gedruckt, enthält eine sehr verständige Auswahl, und macht uns mit den neuern, kräftigern, dem deutschen Genius verwandten Produkten der franz. Literatur, auch durch sie mit der neuern Umgangssprache bekannt.“ (Repert. d. Lit. 1831. No. 17.)

**Ornemens de la mémoire. Recueil de Poésies à la portée des jeunes personnes.** 12. 1835. geb. 15 Sgr.

Enthält unter den vier Rubriken: 1) Morale. 2) Fables 3) Poésies mêlées. 4) Bouquets de famille, 52 Gedichte, die zu Gedächtnißübungen besonders in Mädchenschulen zu empfehlen sind.

# Subscriptions - Anzeige.

Im Verlage von **Duncker und Humblot** in **Berlin** erscheint:



oder

## theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten **Deutschen Sprachwissenschaft.**

Von

**Dr. Theodor Heinsius,**

ordentlichem Professor am Berlinischen Gymnasium.

Fünfte durchweg verbesserte und vermehrte Ausgabe in 6 Bänden:

Bd. I. Sprachlehre der Deutschen.

Bd. II. Vorschule der Sprach- und Redekunst, oder theoretisch-praktische Anleitung zum richtigen Sprechen, Schreiben und Verstehen der Deutschen Sprache.

Bd. III. Der Redner und Dichter; oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst.

Bd. IV. Geschichte der Deutschen Literatur, oder der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen bis auf die neusten Zeiten.

Bd. V. Stoff zu Ausarbeitungen, freien Vorträgen und Reden, in einer Menge wissenschaftlich geordneter Aufgaben, Stylproben und Dispositionen.

Bd. VI. Lehrbuch des Deutschen Geschäftsstyls für angehende Geschäftsmänner.

welche in 12 Lieferungen, jede von ungefähr 15 Bogen 8. und zu dem Preise von  $\frac{1}{2}$  Thlr. (54 Xr.) ausgegeben werden.

Eine gründliche Kenntniss unserer Muttersprache gehört zu den immer mehr beachteten Anforderungen der Zeit. Die Brauchbarkeit des obigen Werks zur Erlangung dieser Kenntniss hat sich bereits in vier früheren Ausgaben bewährt. Es enthält einen vollständigen Umriss des grammatischen, rhetorischen, poetischen und geschichtlichen Theils, so wie des Geschäft-Styls unserer Sprache, und ist nicht nur allen Lehrern an Gymnasien, Real-, Bürger- und Volks-Schulen als ein reichhaltiges Handbuch, sondern auch Jedem, der es in dem richtigen Ausdruck zu einiger Vollkommenheit bringen, Geschäftsaufsätze in gehöriger Form geben, und sich so weit ausbilden will, Werke des Geschmacks mit Genuß lesen zu können, als ein treffliches, wegen seines faßlichen Vortrags besonders geeignetes Hülfsmittel zum Selbstunterricht zu empfehlen. Durch die vielen Verbesserungen, welche dasselbe in obiger Ausgabe aufs Neue erhalten, entspricht es auch völlig dem jetzigen Standpunkt der Methode und Sprache.

Indem wir diese 5te Ausgabe in einzelnen Heften zu mäßigen Preise liefern, bezwecken wir, den Ankauf dieses nützlichen Werkes zu erleichtern und es auch Minder-Bemittelten zugänglich zu machen.

Das erste Heft ist fertig, und in allen Buchhandlungen zu haben. Die folgenden Hefte erscheinen in Zwischenräumen von sechs Wochen, so daß in  $1\frac{1}{2}$  Jahre das ganze Werk in den Händen der Subscribenten ist.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. Subscribenten-Sammler erhalten auf 10 Exemplare das 11te frei.

Berlin, am 2<sup>ten</sup> März 1835.







THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY  
REFERENCE DEPARTMENT

**This book is under no circumstances to be  
taken from the Building**

[illegible]



NOV 3 1924